

Die Aktion

Herausgegeben von Franz Pfemfert

2. Jahrgang 1912

1961

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Stuttgart

Photomechanischer Nachdruck nach einem Original. Um den Umfang des Bandes nicht unnötig zu erhöhen, wurden nicht alle Anzeigenseiten mitgedruckt. Da etwa bis zur Hälfte des Jahrgangs die Anzeigenseiten in der durchlaufenden Paginierung mitgezählt worden sind, mußten also Lücken in der Paginierung in Kauf genommen werden.

Einführung und Kommentar von Paul Raabe sind im Jahrgang 1911 enthalten.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 1 * 1. Januar

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestraße 17 zu senden : : : : :
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Nr. 6242 : : : : :
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährlich (einkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf : : : : :
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig : : : : :
Inserate: durch die Anzeigenverwaltung der Aktion: Buchdruckerei Ullrich, Berlin SW., Hollmannstr. 22.

Inhalt: Das große Sterben. Von Franz Pfemfert. / Sphelster. Von U. Gadan. / Appell ans Volk. Von Vivus. / Glossen. / Der Romantiker Kurt Uram. / Der Künige von 1912. Von Bonifacius Kiefewetter. / Zum Leitbock ungeeignet. Von Prof. Dr. Gurlitt. / Neujahr. Von Erich Mühsam. / Oskar Baum. Von Max Brod (Prag). / Strindbergs „Scheiterhaufen“. Von Anselm Ruest. / Der letzte Tag im Jahr. Von Frána Srámek. Aus dem Tschechischen von Otto Pick. / Lieber Baron! Von Marie Holzer. / Semiramis. Von Ernst Stadler (Brüssel). / Erika von Wagner. Von Max Jungnickel. / Das Abgrever Mädchen. Novelle von Alfred Richard Meyer. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Das große Sterben

Morituri te salutant!

Der Schrecken, den das Elend vor sich herjagt, hat seine dumpfigen, lichtlosen Höhlen verlassen. Er kriecht durch die Mauerritzen der Paläste, er verbreitet sich im wohligh behaglichen Heim geruhigter Bürger, er steht rätselhaft grinend an der gedeckten Tafel und läßt die Hände fröstelnd erschauern, die eben den Bissen zum Munde führen wollen. Als das soziale Verantwortlichkeitsgefühl sich mahnend nahen wollte, wie geschickt wußte man ihm auszuweichen. Jetzt naht der Schrecken, drohend, fordernd, unausweichbar, er jagt die Glücklichen aus ihrer festtäglichen Stimmung und peitscht die Gewissen aus der Letzargie. Daß Tausende, daß Zehntausende, daß Hunderttausende jahraus jahrein ein furchtbares unentrinnbares Sterben leben müssen, das hat die Ruhe der Sicherer meist nur sportsmäßig gestört. Wenn's hoch kam, fand man ein hilfloses Achselzucken, fand man eine resignierende Geste des Bedauerns. Gewöhnlich fühlte sich der Bürger durch die Dramen belästigt, die sich alltäglich neben ihm abspielten und deren Schluß er in den Polizeiberichten kurz notiert fand. Nun aber reckt sich der Schrecken steil empor, nun aber schlotterts im Gebirn der Skrupellosesten, da Befreier Tod die Erlöserarbeit einer Woche auf einen einzigen Tag zusammengedrängt hat ...

Das große Sterben, das draußen im Asyl so vielen Qualen mitteleidsvoll ein Ende bereitet hat, wird heute als Unglück bejammert. Man beklagt die „Aermsten der Armen“, die auf diese „unerklärliche Weise“ den Tod fanden. Wo es doch besser und ehrlicher wäre, jene Aermsten zu beklagen, die auf eine viel unerklärlichere Weise leben! Aber freilich, es forschet sich bequemer nach Todesursachen. Hat man diese nur erst gefunden, dann ist der Pflicht genüge getan und man kann über das „traurige Ereignis“ hinweg zur heiteren Tagesordnung schreiten. Ein paar Duzend Tote trägt das Gewissen

der Gesellschaft leicht, wenn es der Ueberlebenden nicht zu gedenken braucht ...

Doch die überlebenden Asylisten wissen jetzt wenigstens den Weg zum Interesse der Allgemeinheit. Wenn sie, vom Hunger gepeinigt, revoltiert haben, wurden sie als Janhagel niedergeschlagen. Arbeitshaus und Aechtung drohte ihnen, wenn sie bittend an das Mitleid der Gesellschaft appellierten. Verendeten sie einzeln in elenden Löchern oder am Wegrand, es krächte kein Hahn nach ihnen ... Jetzt hat das Glück, das jäh über einige fünfzig ausgemergelte Kadaver kam, jetzt hat das große Sterben den Enterbten den Weg gezeigt, der ihnen — nicht die menschenwürdige Existenz, nein, soweit vergiftet sich die gutbürgerliche Gesellschaft nicht — der ihnen allgemeine Beachtung und Achtung ... nach dem Tode sichert. Das Recht zum Leben haben nach wie vor nur, die etwas haben. Aber die Lumpen erhebt, befreit und ehrt der Massentod.

Das große Sterben hat noch immer die schöne Geste der christlichen Brüderlichkeit ausgelöst. Ob es das „dankbare Vaterland“ ist, das an den Massengräbern toter Soldaten seine „Ehrung“ bezeugt, ob es die Gesellschaft ist, die an den Massengräbern der Opfer der Arbeit oder Arbeitslosigkeit ihr Sprüchlein herfragt: immer feiert man überlaut die Toten, um das Schuldig der Lebenden zu übertönen. Und um billiger wegzukommen.

... Mit einer grellen Apotheose schließt das Jahr. Wie, wenn die Geister der toten Asylisten den tollen Sphelstereinsfall bekommen hätten, uns um Mitternacht in das frohe Klirren der Gläser ihren Neujahrsgruß zu rufen? Es schlägt zwölf ... die Salontür wird von unsichtbarer Hand aufgestoßen ... Würgt euch die Angst an der Kehle? Beruhigt euch! Tote sind heute wohlzogener als einst. Und die Lebenden hungern geduldig. Zeitgenossen, spült den Schrecken mit Punsch hinunter und dann fröhlich: „Profit Neujahr!“ Franz Pfemfert.

Sylvester

Der Zeiger rückt .. das Jahr geht nun zur Neige,
Drum rasch der Zukunft noch ein Lied gesungen!
Der Hoffnung Sang, der stets so froh erklingen,
Mit neuem Mut empor zum Himmel steige.

O, gebe Gott, daß unser Volk auch zeige
im nächsten Jahr, daß kräftig seine Lungen
zum Hurrafschrein, und daß es uns gelungen
im Weltkonzert zu siedeln erste Geige.

O Zukunft, schenk der Menschheit ewgen Frieden,
bewahr' den Kanzler stets vor Hämorrhoiden
(die unbequem für jeden Staatsmann, dünkt ich).

Das walte Gott! seh ich aus tiefster Seele,
daß unfrem Staatschatz nie 'ne Steuer fehle
und unsre Jungfrau künftig minder trüchtig.

U. Saday.

Appell ans Volk

Wer heute am Strang des Regierungstarrs zieht, fährt wohl. Er mag traben, wo und wie er will — es hat immer eine Art von Sinn. Mindestens als sichtbares Wurfziel konträrer Staatsansichten erfüllt er seine Mission. Die Parlamente sind diskreditiert, die Parteien zerstückt und planlos, die Verfassungen schwanken. Nur er ist seiner Sache in jedem Falle sicher. Er hat Worte des Lobes für das Heer und für den Frieden, für die bürokratische Disziplin und für die politische Freiheit, er verteidigt den „maßvollen Fortschritt in den sozialen Reformen“ wie die historische Ehrwürdigkeit der Krone, das Interesse der „breiten Schichten“ wie das Recht der Persönlichkeit — mit einem Wort: er kann „schreiben rechts und schreiben links“. Sein Mangel an einer festen Richtung gilt als Objektivität, mindestens aber — zugegeben oder nicht — als Bürgschaft für eine ungestörte Entfaltung des lieben parteipolitischen Unfriedens! Geht er mit den konservativen Elementen, so verdient seine staatsmännische Mäßigung, sein „weitsichtiger Konservatismus“ Lob und Dank. Und hält ers vollends mit dem „Fortschritt“, dann darf er sich stolz „ein echtes Kind seiner Zeit“ nennen. Nos poma natamus, sagte der Roszkuchen, als er mit den Äpfeln schwamm

Es klingt dem Verständigen gar so lächerlich, wenn neuestens hier und dort ein Staatsmann modernen Kalibers verlauten läßt: er müsse an das Volk appellieren. Weiß er doch ganz gut, daß dieser Appell in jedem Falle nur Eines zur Folge haben kann: eine unmittelbare oder mittelbare Kräftigung des Scheinkonstitutionalismus. Unmittelbar, wenn die Entscheidung zu gunsten des bestehenden Regimes fällt, verhüllt, aber unschwer zu ermitteln, wenn durch das Botum der Wähler dem herrschenden System die Ehre einer sachlichen Opposition widerfährt. Der handwurmartig sich dehnenen Liste von budgetären, buchhalterischen, magi-

stratischen und bezirkshauptmannschaftlichen Fragen mit dem schreibseligen Griffel der Spezialkritik folgen zu dürfen: das ist im Grunde ein magerer Trost für denjenigen, der dem Um und Auf der bestehenden Staatsordnung nicht zustimmen kann. Blicke konsequenterweise nur die eine Hoffnung: den selbstsicheren Gegner, der mit signierten Karten spielt, in einem unbedachten Augenblick jählings über den Haufen zu rennen. Aber auch diese Hoffnung täuscht. Denn dem Spielleiter erübrigt im Falle der Not immer noch ein letzter Ausweg: die Karten zusammenzuwerfen und von neuem zu mischen. Will sehen, was er diesmal für ein Blatt gibt, sinniert er dann, sich behaglich zur neuen Kampagne zu rechtträdelnd . . . Und die Unterhaltung im Rauchsalon der Politik nimmt ihren Fortgang.

An das Volk appellieren! . . . Wer sind denn, die ein solcher Appell vonseiten der Regierer in Bewegung zu setzen vermag? Im grunde bedeutet ja eine Aufforderung zur Neuwahl nichts Anderes, als einen Schlag auf den „Lappschädel“ des Philisters und soll besagen: Du schläfriger Subjekt, versieh Dich, besser als bisher, Deiner „laufenden Interessen“! Und der also haranguirte Subjekt stopft geduldig seinen Auftrag in eine der beiden wohlvorbereiteten Wurfschläuche: Regierungsmajorität oder Opposition. Das geht solange, bis die systematisch geschürte Parteiverblödung maniakalische Wirkungen auslöst, wie die Wahl von Kreis- und Bezirksheiland, von deren parlamentarischer Tätigkeit sich so manche heimatliche Gemeinde eine Förderung ihres Seelenheils verspricht. Die Regierung wünscht dringend die parlamentarische Erledigung gewisser Budgetposten, und die Bevölkerung beeilt sich zu erwidern: Wir schicken Dir den Abgeordneten X., weil er für ein reinsprachiges Bezirksgericht eintritt. Das sind dann die Parlamente, mit denen man „nicht arbeiten“ kann. Die Regierung fragt: „Schwarz oder Weiß?“ und die Volksboten erwidern: „Eien!“ oder „Pfui“ — ein Zustand, der weder für die Spezialwünsche des einen noch für die allgemeinen Desiderien des andern Teils besonders förderlich ist. Und es wird in einem solchen Falle nicht viel fruchten, wenn man nochmals appelliert. Daß fragwürdige Echo bleibt. Die Massen wollen nun einmal nicht immer begreifen, daß die Wahrung ihrer Interesse partout irgendwo auf dem Wege der Regierungspolitik — in positiver oder negativer Richtung — zu erfolgen habe.

Eher noch entspräche es ihrer ursprünglichen Neigung, Vertreter ihrer wahrhaftigen und unverfälschten Lebensinteressen zu küren. Aber wo ist die Regierung, die darauf reflektieren würde? Die sozialpolitische Willensmeinung der Massen ist von regierungswegen in einem mehrhundertjährigen Mißbildungsprozeß systematisch verfälscht worden. Es waren zunächst fiskalische Gründe, die den Machthabern der absolutistischen Zeit nahelegten, auch dem „gemeinen Manne“ einen schüchternen Blick in die Kochtöpfe der hohen Politik zu gestatten. In Altösterreich z. B. ging eine diesbezügliche Anregung vom Hofkammerpräsidenten Starhemberg aus, der in einem Vortrag vom 28. Februar 1719 dem Kaiser rät, „Vertreter des gemeinen Mannes zu evozieren“, um gemeinsam mit dem Deputierten der Landtage dahin zu wirken, daß „ein äqualer beständiger Steuerfuß und ein Reglement in Regalibus zustande komme“. Denn es sei ein vom Erzhaufe Oesterreich stets befolgter

Grundsatz: „sub specie libertatis regere Populum“. Sub specie! Das Wesentliche aber sind die „Staatsnotwendigkeiten“; jene Erfordernisse also, deren der eben zusammengezimmerte finanzpolitische „Status“ zu seiner weiteren Aufrechterhaltung dringend bedarf. Und am Gängelband dieser „Staatsnotwendigkeiten“ pflegt man noch heute Wähler und Mandatsträger in das Dickicht der Regierungspolitik hineinzulocken, bis sie endlich dahin gelangen, sich über alle möglichen Regierungsjorgen die Köpfe zu zerbrechen und darüber ihre nächsten Lebensinteressen, die im offiziellen Voranschlag durch keinerlei Budgetposten vertreten sind, völlig aus dem Auge zu verlieren. Das ist das Fazit der konstitutionellen Aera.

Wer ist denn überhaupt das vielberufene „Volk“? Ist es ein organischer Körper mit einheitlichem Willen und klaren Zielen? Sind es Menschen, die Haus und Hof und Heimat zu verteidigen haben, ein untrügliches Glück oder eine gradförmige Hoffnung? Oder ist es das milliardenköpfige Ungetüm, dessen Häupter, im Eifer des Bestrebens, ihre nationale, konfessionelle und klassenmäßige Barttracht zu wahren, ganz daran vergessen, daß sie den sozialpolitischen Verstand repräsentieren sollen? „Das Volk will, daß man im Parlament arbeite“. „Nur das Volk kann den Staat erretten“. „Die Nation soll entscheiden“. So hört man immer und immer wieder.

Politische Ventilationstechnik! . . .

Diese „Entscheidung der Nation“ ist aber für den eigentlichen Verlauf der sozialen Kämpfe ganz und gar irrelevant. Es sind im Grunde doch nur die Elemente der Stagnation, die Willensberaubten, die Parteigezungenen, bei denen der Regierungsausschall versängt. Das Resultat ihrer Abstimmung wird denn auch daselbe sein, das dem Tun aller Unmündigen und Willensunfähigen entspricht: weder die Menschen noch die Verhältnisse wird es zu ändern vermögen.

B i v u s.

Glossen

Der Knigge von 1912

Man denke nicht gleich an W. Fred, Richard Schaulal, Oskar A. H. Schmitz oder W. van Wulsen, A. Loos, den Dr. Franz Blei gar — sieh, das Gute liegt so nah! Und heißt für das neue Jahr August Scherl. Ja, das hatten Sie wohl nicht erwartet, liebe lebenswerte Damen? Und doch können Sie es mit Ihren eigenen blanken Augen lesen, wie es geschrieben steht im Kalender des Allgemeinen Wegweisers 1912 „Das ABC des wohlgezogenen jungen Mädchens“ (hundert kleine Regeln für das gesellschaftliche Leben.) Seite 192—208. Ich kann mich ohne jede weitere Glosse mit einigen Zitaten begnügen, die für sich selbst sprechen.

B a l l. Die beste Gelegenheit, zu erweisen, ob man sich den wahrhaft wohlgezogenen jungen Damen zurechnen darf. Das echte Maß von Lebenswürdigkeit und Zurückhaltung, die geschickte Wahl der Toilette, vor allem die Kunst, niemanden zu verletzen und nicht zu offensichtlich einen einzelnen zu bevorzugen — das alles verlangt man von einer Ballbesucherin, deren Erscheinen auf dem Fest für sich und die anderen eine Freude bedeuten soll.

B l u m e n können überall geschenkt werden, wo praktische oder kostbare Gaben ausgeschlossen sind. Bei der Wahl ist auf Lebensalter und Stellung des

Empfängers Rücksicht zu nehmen. Jungblühen Personen spendet man Maiglöckchen, Primeln, zarte Frühlingstriebe (!), der reiferen Jugend bietet man vollerblühte duftende Rosen, Nelken, glühenden Mohn, älteren Herrschaften dunkelgetönte Blüten und seltene Exemplare, wie Orchideen, besonders schöne Rose usw.

B r a u t. Die Zeit des Brautstandes ist der Prüfstein für die gute Erziehung, denn es bedarf besonderen Taktes, um sie „mit Würde zu absolvieren“. Zärtlichkeiten vor Fremden müßten gänzlich ausgeschlossen sein, ebensowenig soll die junge Braut sich über ihre unverlobten Freundinnen erhaben fühlen und sie dies merken lassen. So gewiß, wie der Braut nichts auf Erden so wichtig ist wie ihr junges Glück, so gewiß werden Unbeteiligte ihre Schilderungen als langweilig empfinden.

C o u r m a c h e n. Die Lieblingsbeschäftigung der jungen Damen von gestern und ehegestern war es, sich den Hof machen zu lassen. Unsere heutigen jungen Mädchen verachten das als altmodisch — sie haben sich entschlossen, den Männern die Cour zu schneiden. Es ist nicht durchaus notwendig, daß diese Mode von allen mitgemacht wird.

F l i r t. Das Wort hat sich bei uns eingebürgert, der Begriff davon erfreulicherweise nicht. Flirten heißt: Hoffnungen und Wünsche wecken, die man nicht zu erfüllen gesinnt ist, heißt: Gluten entfachen und selber kühl bleiben. Den deutschen Mädchen liegt solch frivoles Spiel, Gott sei Dank, bis heute fern.

J u n g g e s e l l e. Der Verkehr mit Junggesellen ist, besonders falls sie dem Bruder, Schwager oder einem andern Verwandten eng befreundet sind, nicht immer leicht. Liebenswürdigkeit wird oft für zielbewusste Absicht, Zurückhaltung für beleidigende Kühle angesehen. Wenn nicht von den Betreffenden selbst, so doch von freundlichen Beobachtern. Laß dir durch nichts und von niemand deine Harmlosigkeit rauben, dann wirst du auch diese Klippe glücklich vermeiden.

W e r b e n. Ein Wort, daß im Vexikon eines jungen Mädchens überhaupt nicht existieren darf.

V a r i e t é darf von jungen Mädchen im Grunde genommen überhaupt nicht besucht werden, wenn man sich in Gesellschaft von Leuten befindet, die man nur oberflächlich kennt — noch viel peinlicher empfindet man die unausbleiblichen gewagten Scherze in Gegenwart naher Freunde.

Usw. usw. Liebe Leserin, darf ich Dir Deinen Gaumen noch weiter köstlich kitzeln mit dem Bekenntnis, daß eben jenes Buch sogar drei schlechte Gedichte von Arthur Silbergleit, Fritz Stöber und Leo Heller enthält?
B o n i f a c i u s K i e s e w e t t e r.

Eine niedliche „Information“

Seit August Scherl uns ein Emporlesesystem dargebracht hat, haben wir aufgehört, über Seitensprünge dieses Hauses zu staunen. Immerhin verdient eine jüngste Leistung des Scherlismus einige Beachtung, denn sie stellt ungefähr den Gipfelpunkt dessen dar, was an müster Hintertreppenromantik im letzten Jahrzehnt geleistet ward, geleistet — nicht etwa in einem Schauerroman — sondern in einer „Information“ die das Etablissement August ihren Herrn Aram schreiben ließ — über ein Buch des selbigen Herrn Aram. Hören wir:

„In der Redaktion der „Gartenlaube“ kam vorigen Sommer das Gespräch darauf, wie es wohl heute, wo sich die Verhältnisse sehr geändert haben, einem gebildeten Deutschen ohne Mittel in Amerika ergehen

würde. Die Redaktion meinte: Schicken wir eben einen Deutschen ohne Mittel hinüber, einen Deutschen, der Griechisch und Lateinisch auf seinem Gymnasium gelernt hat, aber nicht Englisch, der alles mögliche weiß, aber zum Beispiel nicht, wie man sich die Schuhe wäscht, kurz, einen humanistisch gebildeten Mann ohne praktische Kenntnisse. In meiner Person glaubte die Redaktion ein geeignetes Subjekt für ihren Plan gefunden zu haben. Praktische Kenntnisse stehen mir nicht zur Verfügung, auf dem Gymnasium, das ich besuchte, gab es noch keinen englischen Unterricht, nicht einmal fakultativ; und auch sonst täuschte sich die Redaktion in meiner Person nicht, was schon daraus hervorgeht, daß ich „Grünhorn“ gern auf solchen Plan einging. Der Verlag der „Gartenlaube“ drückte mir also den Ausweis für ein Billett zur Fahrt nach Newyork im Zwischendeck in die Hand, außerdem 25 Dollar (gleich 100 Mark), ohne die Amerika keinen Auswanderer an Land läßt, und schließlich noch 20 Mark. Davon hatte ich die Fahrt vierter Klasse von Berlin nach Bremen und den zweitägigen Aufenthalt dortselbst zu bestreiten. Das Billett kostete 180 Mark. Rechnen wir dazu noch die 25 Dollar (100 Mark) und die 20 Mark, so betrug das Gesamtkapital gerade 300 Mark. In dem Augenblick aber, da ich von Amerika um Geld schrieb oder labelte, mochte es nun nach acht Tagen oder acht Monaten sein, war meine Expedition zu Ende. Auch durfte ich mir in Amerika keine geistige Arbeit, sondern nur Handarbeit suchen, wovon ich bis dahin gar nichts verstand. Unter diesen Voraussetzungen fuhr ich dann im vorigen Sommer ab und will nun erzählen, was ich als gebildeter, aber mittelloser Amerikalafahrer ohne praktischen Beruf erlebt habe“ . . .

Romantik, du lebst! Ja, dieser Aram. Scherl wird schon Recht haben, wenn er hinzufügt: „Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht lesen sich Arams Berichte über seine abenteuerliche Mission . . .“ wie ein Märchen.

Kultur

„Zweimal drei Tatsachen“ stellt der „Fürmer“ fest, um das kulturelle Wirken der Menschen aufzuzeigen. Dreißig Musikschriftsteller tisteln dreißig Jahre lang an einem Brief von Beethoven herum. Wen er wohl gemeint hat mit der „Geliebten Freundin“?

Fünfzehn Gelehrte schreiben fünfzehn Abhandlungen über die Genesis eines Spinnenbeines in dem Sinne, daß . . . und fünfzehn andere Gelehrte schreiben fünfzehn andere Abhandlungen darüber in dem Sinne, daß nicht . . .

Die Forschungen des berühmten Ägyptologen Irgaben, daß Rhamses dem Zweiunddreißigsten der Gebrauch des Haaröls unbekannt war.

Das sind kulturelle Forschungsergebnisse.

Uns ist es verständlich, daß der Mensch in diesem Sinne tätig ist.

Hunderttausend lebenswarme Tiere werden täglich für uns totgestochen. Einfach aus dem Grunde, weil wir Messer haben und sie keine.

Dreißigtausend Näherinnen müssen täglich mit gebeugtem Rücken sticheln, auf daß eine Handvoll Sträßenpfauen mit den Roben durch die Gassen strogen.

Hundertfünfzig Millionen Menschen werden täglich durch Depeschen und Gesandtschaftsnoten auf des Messers Schneide gestellt, ob sie sich morgen wegen einer Interessensphäre in Marokko ihre Bajonette durchs Gedärme rennen müssen.

Und auch dieses sind Kulturgefuge.

Uns ist es verständlich, daß der Mensch in diesem Sinne tätig ist . . .

„Zum Leitbock ungeeignet!“

In der „Steglicher Zeitung“ vom 23. Dezember lesen wir nachstehende Notiz:

Schneidige Attacke! Im „Dresdener Anzeiger“ vom 10. d. Mts. gehen Oberlehrer Dresdens nach dem in einer sogenannten „öffentlichen“ Versammlung gemachten, naturgemäß vergeblichen Versuch, die bekannten Schulreformer Geheimrat Wilhelm Ostwald, Professor Ludwig Burlitt (Steglich) und Arthur Schulz zur Strecke zu bringen, gegen unseren Mitbürger Ludwig Burlitt vor, aus dessen Verteidigungsrede gegen mehrere in der Versammlung unternommene Angriffe sie einige zusammenhanglose Sätze zittieren, um daraus den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit konstruieren und scheinbar aufrecht erhalten zu können. Nun, wir haben guten Grund, mit Bestimmtheit anzunehmen, daß unser tatkräftiger Mitbürger diesem nichtigen Geschwätz jede Spitze abbrechen wird. Im übrigen ist dieser nachträgliche, in Form einer „öffentlichen Erklärung“ abgegebene Angriff tapfer ohne irgend eine Namensnennung und ganz allgemein mit „Preklauschuß der Vereinigung von Lehrern an höheren städtischen Schulen Dresdens“ unterzeichnet.

Auf unsere Anfrage bei unserem Mitarbeiter, Prof. Ludwig Burlitt, was ihm denn in Dresden zugestoßen sei, antwortet er, man habe ihn moralisch hinrichten wollen, aber es sei „gründlich nebenbei gelungen“. Statt einer näheren Darstellung möchte er vorerst mit folgender Tierfabel aufwarten:

„Auf einer weiten blühenden Wiese weideten zahllose Lämmer. Ihre Hirten waren Böcke und Widder, die sich nach den Weisungen ihres Königs redliche Mühe mit der ihnen anvertrauten Herde gaben. Da kamen eines Tages von auswärts drei Böcke zu Besuch und hatten an der Fürsorge der Hirten allerlei zu bemängeln: die Weide sei nicht gut gewählt, die Aufsicht über die Lämmer zu streng, man müsse ihnen anderes Futter und größere Freiheit geben. Darob allgemeine Entrüstung unter den Böcken, während hier und dort, zumal unter den Unterschafen ein Gemurmel anhub: die fremden Böcke könnten doch wohl Recht haben; mit Futter und Pflege ihrer Kinder wäre wirklich nicht alles ganz nach Wunsch. So keimte die Unzufriedenheit heftiger auf; da beschloßen die Hirten den Tod der Friedensstörer. Es wurde eine große Versammlung der Böcke und ihrer Freunde berufen, es wurden auch Gäste willkommen geheißen, und vor allem auch die drei fremden Böcke herbeigelockt. Als alle zum Gerichte versammelt waren, hielten die weisesten der Böcke ihre Ansprachen an die Menge und bewiesen darin, daß die Weiden der Lämmer und ihre ganze Pflege mit Unrecht getadelt worden wären: alles stände gut und man dürfe auf die garstigen Reden der Fremden nicht hören. Diese selbst hätten durch ihr böses Treiben ihr Leben verwirkt, und sollten zum warnenden Beispiel auf der Stelle getötet werden. Um aber den Verdacht der ungerechten Strenge oder Grausamkeit abzuwehren, gestatteten sie den Verurteilten noch ein letztes Wort der Selbstverteidigung. Aber das Volk, das nach ihrem Blute lechzte, ward ungeduldig, lärmte, schrie und begrub ihre Verteidigungsworte unter höhnnendem Gelächter. Darauf packten die Richter den einen Schuldigen und schleppten ihn an den Opferaltar, wo ein Priester mit blankem Schlachtmesser

seines ernstes Amtes walten sollte. Bis dahin hatte sich der Bock ruhig führen lassen; nun aber geschah etwas ganz unerhörtes: Gerade in dem Augenblicke, als der Priester ihm das Messer an die Kehle setzte, riß sich der Bock los, stieß, schlug mit den Füßen um sich und rannte wild durch die Menge. Als man sich vom ersten Schreck erholt hatte, sah man den Opferpriester noch am Boden liegen mit blutigen Schrammen im Gesicht; das Opferrmesser war ihm im weiten Bogen aus der Hand geschleudert worden, und auch von der Menge war dieser und jener niedergestossen und verletzt worden. Entrüstung sprach aus Mienen und Worten aller Böcke: „Unerhört!“ riefen sie aus, „Was für eine gemeine Kampfesart dieses Bockes! Der Bock wird ja „persönlich“! Er widersteht sich dem Berichte; nun seht ihr selbst, daß er zum Leitbock nicht taugte. Wer uns führen will, muß auch bereit sein, unserem Willen gefügig zu sein und sich von uns auch schlachten lassen. Schimpf und Schande solcher Unbotmäßigkeit! Nein, nein! Er taugte nicht zum Leitbock!“

Der gerettete Bock aber graste am nahen Waldesrande in aller Ruhe als ob nichts geschehen wäre.

Prof. L. Gurlitt.

Neujahr

Immer, wenn am ersten Januar
Stillvergnügt man den Kalender wendet,
denkt der Mensch für sich: Nun hat das Jahr
sich denn wiederum einmal vollendet;
und, indem man die Bilanz beschaut,
wird der Zukunft ein Programm gebaut.

Die Empfindung hierbei ist verschieden.
Selten hat Gewesenes erfreut.
Denn der Mensch ist nie mit sich zufrieden,
außer, wenn ein Glücksfall ihn betreibt.
Meistens wünscht man dem verfloffenen Jahr,
daß es anders wäre, als es war.

Doch was kommen mag ist ungewiß,
und man feiert Orgien des Guten,
schwingt sich hoch aus trüber Finsternis,
wünscht dem Nachbarn Sicht und Leberbluten, ---
Und mit Heil und Profit drückt die Flossen
jeder Nebenmensch dem Zeitgenossen.

München

Erich Mühsam



Oskar Baum

Von Max Brod

Der blinde Dichter Oskar Baum hatte seine ersten Novellen „Uferdasein“ herausgegeben. Viel Lob folgte, auch viel Tadel und Aufwallung. Soeben ist sein neues Buch erschienen, ein großer Roman, ein Werk. „Das Leben im Dunkeln“ (Ugel Junfer-Berlin) Und es ist so voll neuer Ereignisse, so ganz und gar Genie und Feuerkraft, daß ich glücklich bin, darüber zu berichten zu können. — Da geht einer und spielt, ein liebes Kind, das Schicksal naht, eine Rauferei, man zerstört ihm die Au-

gen. Der kleine Friede Ellmann, so heißt das Kind, wird ins Blindeninstitut geschafft, und nun weichen wir nicht von ihm, bis er erzogen und ein tüchtiger, starker Mann geworden ist, verheiratet sogar . . .

Schon über die Novellen Baums konnte ich schreiben, daß ihm die Blindheit nicht toter Stoff, Materie ist, sondern lebhafter Anlaß zu ganz neuartigen Betrachtungen. Wie banal erscheinen die Rhetorik der Helen Keller oder die Erfindungen Maeterlinds neben ihm. Baum gibt daneben prägnanteste Erfahrung. „Es war nicht Nacht vor Friedes Augen. Sondern etwas Farbloses, weißlich Schimmerndes, wie ein ewiges Morgengrauen.“ Hat man jemals den Zustand eines Blinden so beschreiben gehört? Oder: „Er war sehr neugierig und freute sich auf den Garten. Er hatte noch immer nicht bedenken gelernt, daß es für ihn keinen Anblick mehr gab, keine rasche Bekanntschaft mit Räumen und Gegenden, sondern daß er Raumbegriffe nur durch stückweises Aufnehmen und Aneinanderreihen im Gedächtnisse langsam erhielt.“ Wie ergreifend klingt das, in klassischer Einfachheit ergreifend! Und der ganze Roman ist so besät mit unerwarteten Beobachtungen. Gegen das erste Buch hat sich aber die Wirkung gesteigert. Dort war nur von einzelnen Blinden die Rede, der Held des Romans ist eigentlich: das Blindeninstitut, die Gesamtheit. Aus dem Nebeneinanderleben der vielen entstehen die ungeahntesten Verknüpfungen, unter Baums Meisterhand. Die Blinden sehen nicht. Sie werden aber auch nicht voneinander gesehen. Welch ein Anlaß für kunstvolle Kombinationen! Einer verirrt sich, er hört die Stimmen der anderen ganz nahe, aus Stolz will er sie nicht rufen, gerät an die Bäume. Ein Zögling stößt, da er stumm im Garten geht, in ein Freudenpaar; das Mädchen, das er so heiß liebt, ist dabei. Man spricht über einen Gegner Hämliches; er ist zufällig unbemerkt in dasselbe Zimmer getreten. Oder man tut absichtlich so, als wüßte man nicht, das er im Zimmer ist, und redet darauf los . . . Es erregt, zu lesen, in wie kindischem Stolz unter den Zöglingen einige auf den Rest des Sehvermögens pochen, der ihnen noch geblieben ist. Wie man bei Ausflügen mit diesen im Paar gehen will, um sicher zu sein. Wie sie Bulletins über die neueintretenden Schüler und Lehrer ausgeben . . . Auch Friede entdeckt einmal, daß er noch sieht, einen schwachen Abglanz. Seine äußerste Freude darüber und die Gleichgültigkeit der anderen sind mit knappen Worten, nur so nebenbei, in Gegensatz gebracht. Man vergißt die Szene nie mehr. In eine fremde, ganz fremde Welt ist man getreten, das fühlt man. Es läßt die Nerven nicht mehr los.

Dennoch ginge man ganz fehl, wollte man in Baum nur eine Spezialität, ein literarisches Kuriosum sehen, den blinden Dichter der Blindheit . . . Ein ganz anderes, rein literarisches Problem hat er in seinem Roman angepackt und erstaunlich gelöst. Das Problem des Massenromans. Ich sagte schon: Held des Romans ist eigentlich das Institut. Beinahe hundert Mädchen und Knaben, alle Nationen, die Diener und Angestellten bis zum Hausknecht herab, die Lehrer und Lehrerinnen, ganz oben der Direktor. Diese Welt schildert und beherrscht der Dichter. Wie fängt er das an? Es ist geheimnisvoll. Auf einmal sind wir mitten drin, leben mit den zahllosen Figuren wie von alters her, können sie nicht mehr vermissen, so lieb sind sie uns. Forcht man dann nach, so findet man mit wie großer Feinheit Baum uns eingeführt hat. Wir erleben den Ein-

tritt Friedes in das Institut mit. Der Direktor gibt ihm zwei Zöglinge mit, die ihn umherführen sollen, bis er sich selbständig orientieren kann. Nun haben wir also schon zwei. Beim Mittagmahl lernt er den Oberlehrer und noch einige kennen. Nachmittags, beim Schlafengehen noch weitere. Und jeder gräbt sich mit einer prachtvoll erfundenen Episode, einem Witzwort gleich fest ins Gedächtnis. Dabei hat Baum die enorme Schwierigkeit, daß er vom Standpunkt des blinden Helden aus die Auftretenden nicht durch sichtbare Merkmale bestimmen kann, sondern meist nur durch den Klang ihrer Stimme oder durch das, was wieder andere über sie sagen. Aber lustig spinnt er sich weiter, immer erfinderischer und höchst eindrucksvoll. Das Institut als Ganzes, von so vielen zusammengesetzt, bekommt ein Gesicht. Ein alter Zögling spricht wie zufällig von der Vergangenheit, den ehemals patriarchalischen Zeiten. Aber wie weise liegt das schon im Plan! Denn was wir sehen, ist ein stets verschärfter Konflikt zwischen Lehrern und Schülern, der Organismus wird krank, eine Revolution bricht aus, zum Schluß: Heilungsprozeß . . . Es ist ein künstlerisches Ereignis, daß man in diesem Roman aus tausend liebevoll zusammengetragenen Einzelzügen einen großen Körper, einen Kosmos sich erheben sieht.

Und das eben ist der neue Stil. Details, Einzelbeobachtungen, das Kleinste durch Sorgfalt und Genie ins Größte gewendet. Man könnte es auch so ausdrücken: Nichts in dem Roman ist um seiner selbst willen gesagt. Die stupide Konstatierung eines realen Vorganges wird vermieden. Jedes Ding, das in den Roman hinein will, muß eine neue Seite hergeben, eine neue Nuance. Zum Beispiel: Ein Fräulein teilt Brot an die Kinder aus. Sie stehen im Knäuel um sie. Nun sagt Baum: „Mühsam war es, zum Korb zu gelangen.“ Das hätte auch ein anderer gesagt. Aber er fährt fort: „Und noch mühsamer, sich herauszudrängen, wenn man seine Schritte erhalten hatte.“ Durch diesen winzigen Zug wird die Szene anschaulich lebendig. Und solche Züge sind in jeder Zeile des Romans. Ich kann ruhig behaupten: kein Prosawerk der letzten Jahre war so dicht wie dieses, so frei von leeren Zeilen. Baum schildert einen Fiebernden, seine Gespenster. Aber es sind nicht gewöhnliche Gespenster. Sofort setzt sein nie müder Geist ein: Es sind die Seelen „von meuchlings Umgebrachten, die nicht mehr Zeit gehabt hatten, ihren Mörder zu erkennen, und nun nächtlich durch die Welt zogen, um jeden Schläfer ins Gesicht zu sehen und den Schuldigen zu finden . . .“ Dadurch nun, daß der Roman so schön in seinen Einzelheiten ruht, könnte er fälschlich das unlautere Agens entbehren, das man gemeinhin „Handlung“ nennt. Dennoch gibt Baum auch Handlung, Verwicklungen, spannende Aufstiege, Katastrophen. Aber wer sieht nicht ein, daß der Begriff „Handlung“ hier und vielleicht zum erstenmal in der Literatur eine ganz andere Bedeutung hat als sonst! Nicht als Elektromotor, als stampfende, störende Maschine sitzt die Handlung im Innern, im Mittelpunkt des Werkes, nein, sie ist nur letztes Ergebnis all der kleinen Züge, letzter Ausläufer aller Bewegungen, sie umschließt als organisch umschlossene Haut, als Enddestillat ein All von scheinbar selbständigen Molekülen, deren Zusammenhang der Leser erst zum Schluß bewundernd einsieht. Mit erstaunlicher Ueberlegung hat Baum alle Wirkungen des grandiosen Finale allmählich vorbereitet, da und dort unmerklich. Ueberhaupt erscheint nie bei ihm eine Figur in seltsamem Bühnenlicht, ehe wir sie nicht vorher

ganz harmlos in der Masse kennen gelernt haben. Von den vielen Zöglingen haben manche, wie die Helben Homers, eine Aristie.

Sie treten für eine Episode in den Vordergrund. Und jede dieser Episoden ist für sich ein kleines Kunstwerk, ja jedes Kapitelchen hat seinen Aufbau und seine Steigerung, seinen bedeutsamen Abschluß, seine Essenz, in irgend einer Schlußwendung. Ueber derartige Dinge wäre noch viel zu sagen. Die Lust Baums im Empfinden origineller und doch niemals auffallender Eigennamen, seine sachliche und gut von Dialogen durchbrochenen Beschreibungen der Korbflechterei, des Harmonielernens der Bürstenbinderei, aller Berrichtungen im Institut. Seine greifbaren Situationen. Vor allem seine wunderbar edle Art, die Personen zu charakterisieren. Keine ist gut keine ist böse, über keine äußert der Dichter seine Meinung. Eine wie komplexe und rührende, wahrhaft tragische Figur gibt der Direktor (beispielsweise) ab. Er ist gütig, gelehrt, dabei unangenehm salbungsvoll, eitel, leichtsinnig, nervös, wild, gewalttätig. Aber keines dieser Epitheta gibt ihm Baum. Man muß das alles aus seinen Taten und Reden, aus widersprechenden Meinungen anderer herauslesen, aus einer reichen Dialektik der Ereignisse. Baum ist reich. Er zeigt die gleichbleibende Idee des Menschen in stets neuem Licht. So fest hat er den Charakter seiner Figur in sich, daß er ihr Kleid spielend wechseln kann . . . Und in diesem Schweben und Verstehen, das niemanden Recht oder Unrecht gibt, liegt auch der unsägliche Humor begründet, der das Wert zärtlich überbreitet.

Nun habe ich nichts von den reizenden Bemerkungen über Kinder, junge Mädchen, schwärmende Jünglinge gesagt, die das Buch zu einem wertvollen Dokument der Psychologie machen. Nichts von dem Helden in dem Oskar Baums männliche kraftvolle Persönlichkeit durchleuchtet, sein Optimismus, von einiger Steptis abgeblendet, aber nicht beschattet, sein Glauben an fortschreitende Entwicklungen, seine Lebensfreude, die auf alles ungebundene Mitleid pfeift.

Nur noch über die Tendenz einige Worte. Baum schildert böse Schäden der Blindenschule. Ein Siebzehnjähriger wird vom Erzieher geohrfeigt. Einer muß sich erhängen. Der Staat gibt nicht Geld genug . . . Aber das Buch ist nicht destruktiv, es will aufbauen. Es zeigt auch, wie viel Idealismus unter den Blindenerziehern und Schülern herrscht, schon heute. Echt Baumisch ist es optimistisch in jeder Faser und kampfbereit. Und so wie die Novellen in der Blindenwelt Aufsehen erregt haben, so wird auch der Roman die Reaktionären verdrießen, die Fortschrittlichen bestärken. Uns aber geziemt es, nicht das Spezielle, sondern das Kunstwerk zu bewundern.

Theater

Der Scheiterhaufen. Drama in 3 Akten von August Strindberg. Berliner Künstlerisches Theater: Direktion Adolf Lang. Die stete Sehnsucht Strindbergs, von der alten langweiligen Welttragödie überall nur noch den fünften Akt, das eigentliche Desastre spielen zu lassen, erfüllt sich abgründig auch in diesem Drama, das eigentlich „Der Pelikan“ hieß. Der Pelikan, der nach der Sage die Jungen mit seinem eigenen Blute nährt, das ist in der Familie immer nur der Mann und nicht das Weib, die Mutter. Sie ist vielmehr das böse Prinzip, das wollend oder beinahe nicht wollend fürchterlich-dämonisch alles zur Erde reitet. Wenn dann der Mann seine Kräfte zerrieben hat, wenn er die Bestie, deren Untinenaugen er doch noch liebt, in selbstverzehrender Einsamkeit von sich getan und im verbotenen Junggesellengemach

gestorben ist, wenn schlechnährte und halberfrorene Kinder zur gefährlichen Grenze des Schwindfuchtsalters sich emporgeschmachtet haben, und die Frau, immer noch robust und von Instinkten gesättigt, lüsterne Augen nach dem Mann ihrer Tochter wirft, ihr vampyrhaft noch das letzte blähschlechte Blut zu entsaugen —: dann, ja dann beginnen Strindbergsche Dramen, dann beginnen immer wieder diese fünften Akte, wahre Sühnopfer und Totentänze, wenn die Rechnung eingefordert wird, wenn in Sodom und Gomorrha kein Guter und Gesunder mehr wohnt und der feurige Schwefel nicht mehr abzumenden ist, die ganze große Welt vielmehr in einem einzigen Scheiterhaufen zur Läuterung hindurchglühen muß ...

Und krampfhaft zitternd stehen wir dann da; und nackt und unbeschützt fragen wir bloß noch tonlos: Und ist es wirklich so, sind das alles Wirklichkeiten? Es sind jene Wirklichkeiten, die fast ruchlos des gleichenden Majasitters beraubt, nun so schonungslos hart das ungewohnte Auge der Sterblichen treffen und verwunden. Sie sind als Wirklichkeiten kaum mehr wiederzuerkennen, aber sie sind, bleiben lastend-schwer. Ein ungeheures Gefühl in der Brust tobt und drängt nur noch zum Wahren schlecht hin; dann wieder in die laue, flaue Luft von vorhin versetzt, lernt es um so tiefer auch den Schleier verehren, der für gewöhnlich schützend zwischen uns und den Dingen. Und natürlich heißt dieser Schleier nicht bloß „Weib“; Goethe konnte sogar zum Schluß seines Faustgedichts scheinbar Entgegengesetztes sagen: „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“, und doch gibt es nichts Verwandt-Geschwisterhafteres in der Welt als Goethe — Schopenhauer — Strindberg inbezug auf das Weib. Alle Niederträchtigkeiten und Scheußlichkeiten des Lebens in einer empirischen Furie auszubaden, um die Idee des Weibes desto ausschweifend-halkyonischer erlösen zu können, das tut ja wohl selten ein fessiger, sonderlinghafter oder liebloser Geist. Und freilich, die von diesen Frauen immer so ausgebeutelten und in die Zwangsjacke gesteckten Männer hätten auch ohnedies nur spärliches Geschick gezeigt, fette Bäuche anzusehen oder noch auf die dämonischsten Umtriebe einer Frau das viel viel dickere und unverwüßlichere Dinkelum zu pflanzen —: nein, nein, man sieht schon, es ist natürlich nicht das Weib allein, und auch der Mann nicht allein, es ist einfach nur die in einigen Exemplaren der Gattung Mensch allerdings bis zum Unglaublichen gesteigerte Fähigkeit zum Desillusioniert- und Klarwerden überhaupt ...

Und das ist nun der große Unterschied aller früheren Dramatik von dieser: sie gab die Welt immer durch möglichst vollständige Nachspiegelung sowohl ihrer handgreiflichen Täuschungen, wie ihrer gelegentlichen Wahrheiten, beides meist unkenntlich gemischt. In einem Shakespeareschen Drama erhebt sich erst ganz allmählich aus dem lauen nur leicht gekräuselten Wasser der Alltäglichkeit etwas Spitzes, Steiles, wächst dann rapide wie auf ein geheim verabredetes Zeichen zu ganz schwindelnden trogigen Höhen, und schmettert felsstarr gerecht Vernichtung hernieder oder schrumpft plötzlich wieder ein. Macbeth' Hexen, Hamlets Gespenster gehn draußen um und hauchen mit schwängerndem Atem auf alles Gleichgültige, daß es seine urtiefste letzte Bedeutung aufschleift. Strindberg gibt beinahe nur die leeren abstrakten Formeln des Wahren von vornherein, aber die Geister, die Gespenster all hat er nach innen hineingezogen und nun offenbaren sie drinnen Schlag auf Schlag ihre katastrophalen Kräfte. Er gibt gleich den fünften Akt; er gibt in der Tat das Drama, d. h. den wirklichen Vorgang, der natürlich aus einer Reihe von Vorgängen bestehen kann, die denn auch alle mit atemraubender Vehemenz sich folgen, deshalb weil ihre Bedingungen in der Vergangenheit längst erfüllt sind. Er kennt kein laues Schüren der Flamme, kein weiches Schürfen der Konflikte, kein gutmütiges „Schürzen des Knotens“: was Schüren, was Schürzen —: die Welt ist so, und stets voller Funken zum Brande, so sei denn Feuer! Und so lobert auch dieser „Scheiterhaufen“ — nur scheinbar drei Akte hindurch ...

In Deutschland wenigstens hat Rosa Bertens'sche und Strindberg'sche Kunst immer zusammengehört; ich weiß nicht, ob ich mir eine genialere Darstellerin für sie denken soll. Weil eben Strindbergs Dramen schon fünfte Akte sind, darum paßt bei ihm am allerwenigsten das tändelnde, unbedachte, draufgängerische Possenspielen unserer meisten Schauspielerinnen, die erst weiterhin gern zeigen, was sie können und flache Kontraste lieben. In Strindberg'schen Rollen muß man wahrscheinlich auch wörtlich erst lange Jahre gelebt haben. Auf der Witwe Elise lasten die tausend Vergangenheiten, die jetzt, eben jetzt den Scheiterhaufen entzünden sollen — da muß sie all das dumpfe Unruhvolle, das Qualvoll-Gepetische, das Innerlich-Schreckhafte und Verwirrte, dabei die nie gestorbene Dämonie und Teufelei, alles das schon mitbringen. Und Rosa Bertens gab das alles, und wußte von solcher wie selbstverständlichen Basis aus die evidente Katastrophe noch unendlich zu steigern. Helene Ritscher als Tochter Gerda spielte nicht unebenbürtig; sowohl in der scheuen Gedrücktheit anfangs, dann in der heimgahlenden Bestialität und im rührenden

Verlöschen — wie einem wahren Erfroren- und Verhungertsein! — kam der vollkommene Strindberg heraus, dennoch hatte man im ganzen das Gefühl, als ob jemand nicht zutiefst und innerlichst in seiner Rolle lebe und wie aus einem leisen Zwang heraus beklommen schaffe. Theodor Loos als Sohn machte mehr Ibsen'sche als Strindberg'sche Figur (etwa einen Oswald), dagegen war Alfred Abel in der Schwiegerohnrolle gut, hart, herrlich, frei von jeder publikumschtelenden Verföhnlichkeit. Sehr war auch die Regie zu rühmen. Anselm Ruest.

Der letzte Tag im Jahre

Von Frana Šrámek

Der letzte Tag im Jahre; sicher wird sie kommen,
Die im Jahr herumstreift, kommt gewiß heut wieder.
Stets an diesem Abend weilen wir zusammen,
Segen uns zum Plaudern nieder.

Daß ihr Herz nicht Ruh gibt, pflegt sie stets zu sagen,
Und sie blickt — ich weiß nicht, warum — seitwärts scheu,
Daß sie viele Leute fragte, eh sie hertraf,
Daß sie schon so abgerackert sei . . .

— Und, falls sie nicht störe . . . gäb' es was zu trinken?
Rum und . . . sehr viel Rum und . . . sie sei wie zerschlagen —
Dann stockt ihre Stimme und ist gleichsam trocken,
Ganz verlegen will sie nichts mehr sagen.

Ein Geschenk mir — lügt sie — wollt sie kaufen, aber —
Es zu schleppen tät' sie sehr genieren.
Und ob sie die nassen Schuhe ausziehen dürfe,
Weil die Füße sie so furchtbar frieren.

Setzt sich dann zum Tische; dreht die Lampe höher,
— Besser Dich zu sehen, haucht sie leise.
Blickt auf mich, dann ringsum, nickt still mit dem Kopfe,
Und begräbt etwas ganz leise.

Sie begräbt, begräbt. — Dann, bald nach einer Weile,
Streift ihr Blick mich fragend, scheu und weich.
Und ich nicke. Sie versteht mich, schließt die Augen.
Sie versteht mich. Und wird furchtbar bleich . . .

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Tschechischen
von Otto Pick)

Lieber Baron

verzeihen Sie, wenn ich heute keine Zeit für Sie habe, heute nicht und niemals wohl. Aber wir können nun mal, wenn man uns in Freundlichkeit und Flatterien wickelt, weiß Gott nicht wirklich böse sein. Das Mitleid, diese beste aller Tugenden, ist regierende Fürstin in unserem Herzen und sie lächelt besonders süß wenn man ihr Blüten streut. Und deshalb will ich Sie nicht bangen Herzens auf eine Nachricht warten lassen, und deshalb will ich statt mit königlicher Gebärde zu schweigen die Wahrheit sagen um Sie zu ernüchtern. Warum sollte ein Prießnitzumschlag um die Seele nicht auch seine hygienische Wirkung tun?

Es war Mai draußen als wir uns begegneten. Heller, lachender, lockender Mai. Und die Blüten lächelten und der Flieder duftete und die Sträucher träumten

und die Wellen fangen. Und meine Phantasie spielte groteske Melodien . . . wie bei erhöhter Temperatur.

Und da begegnete ich Ihnen. Ich lächelte Ihren Worten Beifall. Ihren Blicken Gewähr. Ich überließ Ihnen willenlos meine Hand, die Sie küßten. Und dabei lachten Sie. Lachten Sie immer wieder. Über Ihr Lachen klang verlegen. Trotzdem es Ihnen Mut machen sollte. Trotzdem es sozusagen das Sprungbrett war von dem aus Sie das Saltomortale wagen wollten. . . Ich lächelte über Ihren Mangel an Frauenkenntnis, Ihre Empfindungslosigkeit gegen Stimmungsreiz, über das unsichere Tasten Ihrer Verstandesfühler. Sie sagten „schade“, als ich ging statt „bleib“. Sahen Sie denn nicht, daß ich müde war, Kampfesmüde . . .

Ja, es gibt Zeiten, lieber Baron, wo man ungeduldig ist, wo man das Leben nicht mehr langsam an sich vorübergleiten lassen mag, man will sich ihm gegenüberstellen. Will es fühlen, greifen, packen. Man geht den Ereignissen entgegen. Will dem erhöhten, fiebernden Pulsschlag des Lebens lauschen, will die Hülle von der eigenen Seele ziehen. Will einen Blick in die Nacht der Seele tun. Dort wo es fürchterlich sein soll. Wohin keine Mauer der Konvention reicht. Auf jenen unsicheren vulkanischen Boden, wo kein Prinzipiengebäude sicher steht, wo keine Erziehungspflanze Wurzel faßt. Und da überkam mich eine unbändige Neugierde zu wissen was die nächsten Tage bringen könnten, wenn sie uns zusammenführten. Ich war neugierig auf das, was ich sagen, was ich fühlen, was ich empfinden würde. Wie ich mich in dieser Rolle zurechtfinden würde. Die Erregung des Spielers, des Hazardeurs überkam mich mit seiner ganzen Leidenschaft, seiner heißen Erregung. Als ob mein ganzes Sein von diesem Spiel abhinge. Als ob ich den Schleier einmal von dem Bilde reißen müßte — um jeden Preis. Die Pulse flogen, die Schläfen pochten. Man lieft lauernd, spähend in den Augen des Partners die Karten, die er aufgedeckt in der Hand hält. Hier kennt er seine Karte selbst nicht. Er kennt den Zug nicht, den er machen wird. Er lauscht den stärkeren und schwächeren Schlägen des eigenen Herzens, der krausen Melodie der Sinne, den Einflüsterungen der Pflicht, den Lockungen des Unbekannten, dem Reiz des Verbotenen, der Stimme der Angst. Wie wird er handeln? Wie wirst Du ziehen? War der Zug gut — war er schlecht? Und die Stunden pochen in unruhigen Schlägen vorüber.

Es ist ein Rapierechten mit Nervenklingen. Ein Fleurettschlagen der Sinne. Ein Zweikampf aller guten Geister mit den bösen. Ein Hinaustraten der Aktivität gegen die Uebermacht der Passivität in uns. Und eigentlich nichts als ein Narkotikum gegen die Langeweile, die uns manchmal tödlich überfällt. Ein Haschisch, der uns neue Kraft leiht, der unser Blut rascher kreisen, unsere Augen heller glänzen läßt. Unsere Seele wandelt im Mondenschein über Dachfirste durch die Nacht . . .

Ein junger Künstler sagte mir einmal: „Manchmal kommt es mir vor, als ob an Ihnen eine Wolter verloren gegangen sei“. Und wissen Sie, Baron, manchmal, heimlich packt mich eine unbändige Lust, die Rolle zu wechseln. Mein Gesicht in hundert Gestalten zu zeigen. Meinem Lächeln hundert verschiedene Nuancen zu geben; dem Ausdruck meiner Augen, meinem Blick, meiner Stimme. Tausend Rollen zu spielen und jede überzeugend, mit Charme, mit Wärme, mit Kraft. In

jedem Augenblick des Lebens eine andere zu sein. Und immer das Bild zu zeigen daß der andere halb unbewußt will. Seiner Ueberzeugung zu schmeicheln, seiner Vorstellungswelt entgegenzukommen. Die höchste Kunst der Wandlungsfähigkeit. In diesem kurzen Leben ein hundertfaches Leben zu leben. Diesem Gewähr zu lächeln, jenem Treue, einem dritten Hoheit, hier Liebe, dort Unnahbarkeit. Und nichts bleibt als der Seele Unrast . . .

Warum warten bis das Leben uns wandelt. Selber wandeln. Selber wechseln. In tausend Nuancen leben. In allen Farben schillern. Ein Motiv mit unzähligen Variationen, das möchte ich, soll mein Leben sein. Ein Ton mit ewig wechselnder Färbung, mit wandelndem Rhythmus.

Ein Balancierens auf Stimmungen.

Können Sie den Reiz begreifen, der darin liegt, eine vielfache Gestalt zu tragen, mit jedem Kleid, mit jedem Hut, mit jedem Blick eine andere zu sein? Und wenn die Nervoentaster der andern tausend Dinge ahnen, die sich nicht fassen lassen, die einen immer wieder entschlüpfen? Wenn eine Atmosphäre von Spannung einen umgibt, ein fragend-lauerndes Ahnen im Hintergrunde jeden Wortes steht, wenn tausend dunkle Spitzen lautlos abbrechen? Und man doch alle Situationen an der Lenkstange des eigenen Willens hält, nur von dem einen Gedanken beseelt, die Rolle meisterhaft zu spielen?

Und jenen Rausch der Erwartung, des Entzündens, der Freude, der Unrast habe ich durchlebt. Die Empfindungsskala meiner Seele spielte tausend Melodien, tausend Antworten fand meine Seele auf ungefragte Fragen. In jeder Minute eine andere Lösung. Wie der Brillant im Sonnenlicht, so funkelte sie in wunderbarer Färbung, in den sprühendsten Lichtern, im tiefsten Glanz und nur wenn blasse gemeine Furcht am Gefühlshimmel aufstieg, erstarb sie in kalter Nüchternheit.

Heute tragen wir den Sommer zu Grabe, die Temperatur der Seele fiel und fiel und nun wandle ich wieder zwischen den gradlinig gestuhten Fäden fühler Konvention. Bin von meinem Ausflug zurückgekehrt. Wer weiß, ob Sie nicht das Fieber zum Sinken gebracht mit dem kühlen Chinin Ihrer konventionellen Worte. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es zu spät ist, lieber Baron. Und das wir uns niemals wiedersehen werden. Marie Holzer.

Semiramis

An Hals und Knöcheln klirren goldne Spangen,
die Spiegel funkeln grell vom Glanz umflossen.
Auf Teppichen, drin Ambradust gefangen,

liegt ihres Leibes weißer Kelch ergossen,
von dunklem Haar in losem Kranz umschlungen.
Die Augen wie zu schwerem Schlaf geschlossen

träumen in leichtem Rausch von eines jungen
goldblonden Griechenknaben weichen Brüsten.
Fern ist das Lied der Sklavinnen verklungen.

Die Lippen zucken schlaff, wie wenn sie küßten.
Und draußen, wo die finstern Wachen kreisen,
lehnt bleich der Henker an den Marmorbüsten.

Rot blüht die Sonne in dem blanken Eisen.

Brüssel

Ernst Stadler

Erika von Wagner

Von Max Jungnickel.

Sie ist eine Innenkraft und keine Eigenwüchsigke. Sie läßt auch nichts ahnen von der Gloria großer Spielerinnen und ist dennoch eine berückende Komödiantin mit Verzauberungen und Erdenherrlichkeiten.

Sie kommt aus Wien. Ludwig Speidel, dem die Grazien das blanke, blitzende Geistes Schwert mit Rosen umkränzten, schrieb einst: „Das Beste, was die Wiener besitzen, sind ihre Frauen.“ Und Erika von Wagner ist eine Wienerin.

Sie darf nicht sprechen, sie darf nicht schreiben, dann erinnert sie an „liebliche Gesichter, die aus ewigen, tauben und blinden Märchen lächeln; dann ist sie halb Blume und halb blauegelnder Schmetterling. (Dann erinnert man sich an den armen Rainz, der noch auf dem Totenbette für die schöne Hedwig Reinau verückt Reklame machte).

Sie darf nicht sprechen, dann sieht man die Märchen, die bunten Märchen, die auf ihrem Seelengrunde schlafen.

Ihre Schönheit erschüttert, ihre Lieblichkeit ergreift. Amorettenmasken führen einen Schwebereigen um die Wienerin. (Man denkt auch an die wundervollen, seelenarmen Geschöpfe Paul César Helleu's.)

Es darf in ihr nicht weiterleuchten und schreien von Sehnsüchten und Leidenschaften, sonst fällt ja der wunderfame Blütenstaub von ihrer Schönheit, sonst verflücht ja der himmlische Traum, sonst zerflirrt ja ihre wehe, schimmernde Schmetterlingsgloria.

Das Aldegrevier-Mädchen

Novelle von Alfred Richard Meyer

Das war für Vita an diesem Morgen das Wunder, daß der helle Juni-Himmel mit seiner jähen Höhe sich hoch über Berlin erhob wie eine ungeheure, sehr sauber gepuzte Schusterkugel und in deren Mittelpunkt die einzelnen Menschen auf eine ganz eigene Art pendeln und aufzittern ließ. Wenn so nun der und jener mit diesem oder irgendwelchem zusammenstieß, so ergaben diese Beziehungen einen Spaß, ein Erlebnis, ein Abenteuer. Und um etwas ähnliches war es Vita einzig in diesem Augenblick zu tun.

Auf der Modellbörse war es natürlich wieder nichts gewesen, wie gestern und vorgestern und schon all die Tage vorher. Der Asphalt bekam bereits jene federnde Weichheit, die so deutlich für Vita die längst vergessene Stunde unterhalb des Broden aus dumpfer Vergangenheit holte, da sie die Füße, freilich noch ein wenig vorsichtiger, über einen wippenden, flebrigen Moorgrund setzte. So nahm sie, ganz wider ihren Willen, diese so merkwürdig unbestimmte Wollust völlig in Anspruch, selig auf den schönen Rhythmus ihrer Schritte zu lauschen, daß sie beinahe an einer bewegteren Straßenkreuzung von einem kurz aufsteigenden Automobil überfahren wäre. Und wie man im Traum wohl tausend Meter herabfällt, die Arme in die Luft wirft und fast ohne Atem erwacht, so fiel die liebe Traumwandlerin hart in die Wirklichkeit zurück.

Während Farben, Geräusche, Gerüche, die da an ihr vorbeizogen in raschem Wechsel, keinen Weg zu ihren jungen Sinnen fanden, gingen ihre Gedanken

überlegend all die Adressen durch, die, ganz abgesehen von der Modellbörse, den eigentlichen Kundentkreis ihr bildeten. Seeger war zur Zeit in Rom, kam wohl erst auf den Spätherbst wieder. Professor Schliephake war es gar eingefallen, vor zwei Wochen sein Sterbchen zu machen. Schade um den netten alten Ameisenbär! Auch sein Cognac war nicht viel weniger alt gewesen. Moorbutter brauchte kein Modell mehr, seitdem er mit der kleinen Carmencita verheiratet war. Mogensen wieder war von seinen Brunnennymphen ab auf die Affen gekommen, und er bevorzugte sichtlich die mit dem besonders stark ausgeprägten violett-roten Hinterteil. Da konnte man freilich nicht mehr mit konkurrieren! Spitz wohnte zu weit ab und hatte auch kein Geld, vielleicht noch nicht einmal Zigaretten und — wer konnte es wissen, ob ihm nicht mal wieder der Budiker den Kredit gesperrt hatte. Blieben schließlich Bysanz und Ullerich. Oder eigentlich nur noch Ullerich, denn Bysanz hatte immer so entsetzlich süße Parfüms, daß einem ganz schlimm wurde. Ullerich redete zwar nicht viel, und es kam ihm unter Umständen gar nicht auf eine recht wohl gemeinte Ohrfeige an, aber — schon sprang sie auf einen gerade vorübergleitenden Omnibus. In zehn Minuten längstens würde sie bei Ullerich sein.

Sie lächelte, mehr dieses ganz heimliche innere Lächeln, als daß es besonders gegenständlich um ihren Mund gezuht hätte. Einzig der regelmäßige Hufschlag der beiden alten, schweren Pferde auf dem Holzpflaster fiel, ein dumpfes Echo, in ihre so gar nicht unruhige Erwartung, in der es vielleicht nur hier und da in einer versteckteren Ecke ein ganz klein wenig lüftern aufzüngelte. Dafür war man ja im Juni und seit drei Monaten sechzehn Jahr.

Ullerich stand, nur mit einer hellgrünen, seidnen Unterhose angetan, vor einer großen Staffelei, und seine langen, fast zu dünnen, aber tierhaft edel muskulierten Arme gingen in weitausholenden Hodler-Bewegungen über das Papier.

„Tag, Diteffe. Nett, daß du auch mal wieder kommst. Ist dir auch so heiß wie mir? Dann zieh dich man gleich aus. Ubrigens hast du Dufel, mich hier zu treffen. Wenn ich nicht dieses eilige Plakat für die Automobilausstellung heute Mittag abliefern müßte, läge ich natürlich in meinem lieben Kleinen Entzensee. Ach, du weißt noch garnicht, daß wir uns da eine Klitsche gebaut haben? Ja, warum warst du für uns so lange unsichtbar! Was hast du denn inzwischen ausgefressen? Du könntest eigentlich erst mal wieder hinuntergehen und bei Pompe ein Pfund Erdbeeren und zwei Gervais-Käse holen. Wein habe ich noch oben. Für'n Groschen Schrippen bring auch mit.“

Als Vita mit ihrem kleinen Einkauf wieder die Treppen hoch kam, stieß sie an Ullerichs Tür mit einem fremden Herrn zusammen, der anscheinend schon geklingelt hatte und nun auf Einlaß wartete.

Da sie Ullerichs Abneigung gegen jeden überflüssigen Besuch vollauf kannte, prüfte sie schnell die ihr nicht bekannte Erscheinung, ob jene wohl in „feindlicher“ oder „friedlicher“ Absicht komme. Aber der Eindruck mußte wohl in keiner Beziehung einen verdächtigen Nebenschatten werfen, denn sie fragte gleich überlegen: „Haben Sie auch Karls offizielles Schlüssel Lied: Deutschland, Deutschland, über alles . . . geklingelt? Sonst öffnet sich der Sesam nicht. Der Alt-

meister arbeitet“ lachte sie dann lustig aus großen, weißen Zähnen. Und dann klingelte sie gleich den bekannten patriotischen Rhythmus.

„Halt die Klappe, Mädchen! Wo brennt's denn?“ kam Ullerichs dunkle Stimme aus dem langen Flurgang, und das Schlarren seiner nackten Füße über den glatten Linoleumläufer schlürfte wie Eisbargang näher. „Wen haste dir denn da noch auf der Straße aufgegebelt?“ Das Geräusch der kleinen Scheibe hinter dem Guckloch verriet sein spähes Auge. „Für deine Schlafburschen habe ich keine Bleibe.“

Die Tür flog auf, und eine derbe, gespreizte Hand schoß aus der Spalte wie zum Angriff.

„Na, habt ihr euch schon begrunzt? Tag, Sperber-Will. Dichtest du noch immer? Das ist die Dittesse. Wo tingelt denn deine Frau jetzt? Meine Olle ist am Gnutzensee. Wir kaufen uns nachher ein Auto und gondeln auch raus. Dann woll'n wir euch mal alle ordentlich abseifen.“

Während Vita die Brötchen servierte, die fingerdicke mit weißem Gervais bestrichen waren und je drei Walderbeeren wie den Schmuck erotischer Ordenszeichen trugen, wechselten die Freunde schnell genug jene gewöhnlichen Fragen, die sich immer ergeben, wenn man sich ein Vierteljahr lang nicht gesehen hat. Und wenn zwischen ihnen bisweilen sekundenlanges Schweigen stand, so war das keineswegs eine gewisse Befangenheit untereinander oder gar dem Mädchen gegenüber, vielmehr fühlte Will niemals so stark den Reiz dieser wunderbar freien Atmosphäre, der ihn nicht zuletzt an Ullerich fesselte.

„Der Meister wird sich durch deinen popligen Besuch nicht in seiner Arbeit stören lassen. Du kannst dir ja unterdessen Vitas Akt mal bedäugen. So'n gutes Bilderbuch wird dir nicht alle Tage von Mama Natur aufgeschlagen. Und wenn du nur für zwanzig Pfennig Dunst von der Geschichte der Malerei intus hast, so wirst du wissen, welchem Jahrhundert dieser Leib da entstammt. Und so was gebiert sich jetzt ganz von selbst in Preußisch-Berlin in der Weinmeisterstraße und läuft herum in durchbrochenen Strümpfen, fußfreiem Rock und Voile-Bluse mit Pierrot-Kragen! Runter mit den Klamotten, Mädchen!“

Vita tat das, was ihr Beruf war, wozu die Mutter sie von ihrem elften Lebensjahre an von Atelier zu Atelier geschleppt hatte. Und sie kam Ullerichs Aufforderung mit einer gewissen Hast nach, die weniger geschäftliche Gewohnheit war, wie bei den meisten ihrer Kolleginnen, als vielmehr das freudige Nichtabwartenkönnen, ein magdliches Gehorchen, ihre Schönheiten darzutun vor wissenden, wägenden und wertenden Augen. Sie vermied es sogar, hinter den Ruppenschirm zu treten, sondern ließ wie in kindlicher Selbstverständlichkeit ohne jede Scham die Kleider herab. Dann strich sie, als ob sie an ihrem nackten Körper noch etwas zurecht zu zupfen habe, glättend über die Kuppeln der jungen, steilen Brüste, ehe sie mit ein paar raschen Griffen die gebändigten, kastanienroten Haare löste, daß einige Nadeln hell am Boden aufklirrten. Jene Befreiung schien ihr ebenso notwendig für diesen Augenblick zu sein wie vorher schon das Abstreifen der Schuhe und Strümpfe, wieder ganz im Gegensatz zu ihren Kolleginnen, die gerade hier fast immer Häßlichkeiten zu verbergen haben. Diesen langen, schmalen Füßen aber, die kein zu enges Schuhwerk krüppelig zerdrückt hatte, sah man die

spreizende Wollust ihrer feinknöcheligen, fast tierisch beweglichen Zehen an, sich in Licht und Luft dehnen zu können.

Will Sperber saß ohne Worte da, und er zitterte ein wenig, als er den Blick von den ebenmäßigen Füßen an dem jonischen Säulenbau der hellbräunlichen Beine hinaufgleiten ließ.

„Kennst du Albrecht Dürers Kleine Fortuna auf der Kugel? — Vita, dreh dich mal um!“

„Das ist das Wunder aller Nürnberger Kleinmeister! Vater Beham —“

„Aldegrevener kennst du wohl nicht? Hier hast du das Fleisch des deutschen sechzehnten Jahrhunderts! Mensch, wo bleibt da meine Malerei, Mensch, wo deine elende Dichtkunst! Paden wir ein! Ueberlassen wir unsere teuren Gattinnen den Inseln Paphos und Lesbos! Vita, gib mir ein Bussert! Und dem guten Will schnabuliere auch ordentlich eins drauf.“

Will fühlte, daß er rot und heiß wurde, wie sich dieser merkwürdige Kühle, kühlige, kühlende und doch so üppig fleischige Mädchenmund auf seine trodenen Lippen legte und ihm ein seltsam herber Geruch noch lange danach unter der Nase blieb. Wenn man seit Jahren nicht also rot und heiß ward, mußte man sich dieser — einfach widerlichen! — Knabenhaften Verlegenheit schon schämen. Und da man diese Scham wiederum um keinen Preis offenbaren möchte, so legte Will seine Arme hastig um Vitas Hals, suchte und fand Sterne, die ganz starr leuchteten und garnicht zitterten wie bei anderen Frauen, hinten in ihren dunklen Augen, die später immer etwas Erstauntes, Sicheres, Siegreiches bei all ihrer sonstigen Demut und Magdlichkeit hatten, und sagte beinahe feierlich: „Du liebes Aldegrevener-Mädchen!“

Und ein weher Schmerz bekehrte in ihm auf, als Ullerich, eben mit seiner Plakatzeichnung fertig, so eine Art Jagd zwischen den Tischen, Stühlen und Staffeleien hindurch nach Vita anhub und sie schließlich lachend in sein Schlafzimmer trug.

Als sie gen Abend zu dritt im Auto saßen und die schütterten Birkenbäume der langgestreckten, märkischen Chaussee in musterhafter Regelmäßigkeit vorüberflogen, kam es, daß Vita, ein wenig müde, den Kopf an Wills Schulter sinken ließ und ihn aus halbgeschlossenen Lidern anblinzelte. Lustig und listig anblinzelte, dünkte es ihn, und er wich diesem heimlichen Geplänkel keineswegs aus. Dazwischen aber fragte er Ullerich:

„Treffen wir deine Frau draußen? Sie wird wohl ein wenig überrascht von dem Besuch sein.“

„Na, du bist ihr neutral sympathisch, und Vita geht sie aus dem Wege. Ich denke, wir werden noch einen famosen Abend zusammen haben. Wo ist deine Olle eigentlich jetzt?“

„Heute gastiert sie als Hamlet in München, wie ich zufällig aus der Zeitung ersehen habe. Ich bin froh, daß ich den Skandal nicht miterleben muß. Wir lassen uns übrigens im Herbst scheiden. Das heißt allerdings, wenn ich die fünfhundert Em für dieses Vergnügen dann übrig habe. Die Zusammenkupperei vor acht Jahren war wesentlich billiger.“

„Warum laßt ihr Ochsenfrösche euch eigentlich scheiden? Ihr leht ja so auch ganz bene und seid doch schon seit Jahren von Tisch und Bett getrennt.“

„Ja, lieber Junge, das mag ja alles recht schön

und gut sein. Aber weißt du, ich bin noch nicht so alt an Jahren, daß ich an das Leben keine höheren Forderungen mehr stellte. Im Gegenteil, ich werde immer unbescheidener. Lach nicht, die Sache ist mir verdammt ernst. Ich suche seit Monaten eine Frau, die mir ein Kind zur Welt bringen soll. Ich lese aus deinem Grinsen den Einwand, daß ich vielleicht selbst daran schuld bin, wenn meine Frau mir in der langen Zeit nicht meinen Herzenswunsch erfüllen konnte. Beruhige dich, ich habe Gegenbeweise aus meiner Studentenzeit. Gottseidank war der Himmel so gnädig, dieses kleine Malheur einer Faschingsnacht recht schnell wieder von dieser Erde abzuholen. Die Mutter erwies sich gar bald als ein höchst überflüssiger Klumpen Lehm, dem der liebe Gott gewiß nur in seinem Zorn den Odem eingeblasen hatte. Ähnliche Subjekte, oder sagen wir lieber Objekte, hätte ich ja schon längst haben können, aber ich bin ekelig wählerisch."

"Möchten Sie von mir ein Kind haben?" sprang Vita aus ihrem scheinbaren Schlafen in den Dialog.

Will sah, wie die kleinen Sterne in ihren tiefer dunkelnden Augen größer wurden und rote Fünkchen schossen. Aber über seine Lippen kam kein Wort, weil seine Gedanken wieder ganz bei der Szene von heute Morgen waren, wie einer eine auf sein Lager trug. Und dieser eine war jetzt noch so freundlich, ihm die Antwort zu ersparen.

"Mädchen, du bist gut! Eben hat der Staatsanwalt gerade die Hand von dir genommen, da bietest du dich gleich zum Kinderkriegen an. Du warst doch sonst nicht so!"

Vita schien das ganz zu überhören. Bei einer schrofferen Biegung der Straße, die der Chauffeur mit derselben Geschwindigkeit nahm, sank ihr Kopf von Wills Schulter mehr auf seine Brust herab, und diese ungewollte Bewegung hatte das Kuschelnde eines Kindes, vielleicht sogar etwas Uengstliches, weil sie just der schwarze Kiefernforst aufnahm.

Dann kam auch gleich der See. Sie mußten aussteigen, weil nur ein schmaler Fußpfad am Ufer herum zu dem kleinen weißen Landhause führte, das drüben von einem Hügel, ganz von Tannen eingerahmt, über einem Wall niedriger Birken, mit einem Fähnchen herüberwinkte.

Frau Eleonorens Gruß war kühl, aber nicht unhöflich. Sie bereitete ihren Gästen das Abendbrot, verstattete Vita sogar kleine Handreichungen in der Küche, dann aber erklärte sie bestimmt: sie müsse leider mit dem Uchuh-Zug nach Berlin, einer sehr wichtigen geschäftlichen Unterredung wegen, die Herrschaften entschuldigten sie wohl. Und schon war sie fort.

"Siehste, so ist sie nun. Ja, wenn's nur Eifersucht wäre! Nein, die will sie überhaupt nicht wahr haben. Sie als Künstlerin! Ich als Künstler brauche das einfach, sagt sie, alles verstehend, alles verzeihend. Du weißt ja, wie glücklich wir zusammen leben, wenn wir beide allein sind. Jetzt geht sie in ihren Frauenklub an der Potsdamerbrücke, ins andere Lager, und sucht sich ihr Surrogat. Zuerst natürlich, um mich eiersüffig zu machen, dann aus Rache, allmählich aus Gewohnheit und schließlich, weil es ihr selbst schon zur notwendigen Sensation geworden ist. Das Tollste war ja die Episode mit deiner Frau. Das sollte ihr letzter Trumpf sein, nachdem ihr all die tausend Kiste, meine jeweiligen Geliebten mir sozusagen auszuspan-

nen, mißlungen waren. Was meine Eifersucht nämlich betraf! Sie war immer dann soweit, jene Huldern für ein amoureuses Abenteuer gewonnen zu haben, unter Umständen sogar durch Geld, wenn ich ihnen gerade den Kaufpaß gegeben hatte. Du solltest nur mal sehen, wie lieb sie morgen ist oder wann sonst die Lust für sie rein sein wird; wie sie mir dankbar ist, daß ich aus ihr eine ganz achtbare Arbeiterin mit dem Pinsel und vor allen Dingen eine recht geriffene Geschäftsfrau gemacht habe. Ja, vielleicht, wenn wir ein Kind —"

Da war es wieder das Wort, das heute Vita wie ein nie vernommenes Geheimnis vorkam und beängstigte.

"Über in diesem Fall bin ich ja der schuldige Teil. Das verdammt Parisier Jahr —" schloß Ullerich sein Bekenntnis. Und er ging in den Keller, Wein zu holen.

Der Mond stand hoch über diesem blauen Abend der Mark. Aber nur wenige Sterne blinkten am Walde auf.

Man sah auf der Veranda. Lokomotiven gellten bisweilen ihre pfeifende Sehnsucht nach dem fernen Berlin auf. Dann war es wieder still, bis ein Rohrpaß sein Kärreärrekkiekkieff im Schilf irgendwo laut werden ließ. Und da holte der franke Soldat, der mit der halben Lunge, drüben im Parke des Genesungsheimes seine furchtbar hell tönende Trompete hervor und weinte sein "Es wär zu schön gewesen . ." in die stille Natur, daß alle wilden Kaninchen und kleinen Hasen am Rain die langen Köffel steil in die Luft warfen und wie Bildsäulen wurden. Selbst die Grillen schienen ihre Musik zu dämpfen und leiser die unteren Stimmen als Begleitung zu übernehmen; es mochte wohl manchmal für sie nicht ganz leicht sein, dieses immer langsamere und verschmelzende Tempo der führenden Melodie einzuhalten mit ihrem zittrigen Mandolinen-Tremolo.

Die drei Menschen auf der Veranda lauschten lange in den Abend und ließen die entzündeten Blicke von sich zu den Weinpokalen, in denen es goldig wippte, hin und her gehen. Bisweilen waren sie ganz Staunen über den fast silbrigen Regen von den tausend kleinen Rohrgnitzen, nach denen der See seinen Namen hatte. In immer erneuten Bataillonen schwirrte das in das Licht der großen, trunken schaukelnden japanischen Laternen und fiel dann tot auf das Tischtuch oder auch in den Wein, daß man oft schützend die Hand darüber halten mußte oder das Glas schnell austrinken. So fraß sich das gelinde Feuer des weißen Franzweins eiliger in die drei, deren Sinne heute mehr denn je ihre klaffende Zwiespältigkeit fühlten und gerade deshalb so schweigsam geworden waren. Aber schließlich löste der Burgunder doch wieder die Zungen.

"Wir wollen baden!" sagte Will hastig, und dabei war er so ungeschickt, sein Weinglas zu zerbrechen.

"Scherben bedeuten Glück" lächelte Vita und streifte schon ihre Bluse ab.

"Wieder zwei Mark fünfzig zum Deubell!" lachte Ullerich und ging zum Hundezwinger, um die Tiere frei zu lassen. Die deutsche Dogge Tiger, der stichelhaarige Dadel Heze und das Baby von Gordon Setter Tommy Tomasius aus dem Hause Tomacelli sprangen freudig an ihnen empor. Sie wußten, jetzt ging es ins Wasser.

(Schluß folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

Oskar Klein-Hattungen, Geschichte des deutschen Liberalismus, Band 2, gebefigt 6,50 Mk., gebunden 8 Mk., Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) Berlin-Schöneberg.

Nun liegt auch, von vielen erwartet, der zweite Band des großen Geschichtswerkes über den deutschen Liberalismus fertig vor. Sein Verfasser hat die Verbreitung und Wirkung dieses Buches nicht mehr erlebt; nun muß das fertige Werk für seinen Fleiß und für seine Gesinnung zeugen. Der erste Band, unterbaut durch eine philosophische und staatsrechtliche Einleitung, verfolgte die Schicksale und Erfolge des deutschen Liberalismus bis zur Reichsgründung; hier wird der Faden wieder aufgenommen. Das Buch setzt gleich voll und kräftig ein mit den Epochen der Bismarckschen Politik: Kulturkampf, Ausbau der liberalen Grundgesetze, Kampf gegen die Sozialdemokratie, Abkehr vom Liberalismus zur wirtschaftlichen Reaktion. Der Geist Bismarcks, sein wechselvolles Spiel mit den parlamentarischen Parteien und Mehrheiten gibt jenen ersten Seiten des Buches das lebhafteste Tempo; der Historiker ist hier nicht ein blinder Bewunderer des herrschenden Mannes, aber ein aufmerksamer Zuschauer. Allmählich treten neben den Kanzler seine Helfer und die Führer der Opposition. In kräftigen psychologischen Bildern umzeichnet Klein die seelische und politische Art der Führer. Und wenn auch seine Sympathien sichtlich zu denen gehen, die am weitesten links standen, so wird er doch auch Bennigsen, Miquel, Forckenbeck, den alten Nationalliberalen, gerecht. Der Vordenker von Bismarck und Richter ist ein Hauptakzent des Werkes. Dann nach dem Sturz des großen Kanzlers gibt Wilhelm II. den Ton. Klein-Hattungen hat hier Geschichte bis in unsere Tage geschrieben und während wir sein Buch lesen, werden die großen politischen Auseinandersetzungen der letzten zwanzig Jahre wieder lebendig. Mit geschickter Hand hat der Verfasser dabei die Höhepunkte der Kämpfe herausgeholt, die knapp und eindringlich den politischen Kern der Frage beantworten. So ist ein Buch, das in langer Kette zu den Grundproblemen der Gegenwart hinführt, in diesem Sinne ein aktuelles Buch, das man nicht wie die Geschichte versunkener Epochen liest, sondern mit Teilnahme am eigenen Geschick. Es ist ein Buch mit lebhaftem Temperament, dabei von großer Offenheit des Urteils und unabhängig auch in der Kritik liberaler Fehler. Das Buch erfreut durch seine vorzügliche Ausstattung, eine große Anzahl guter Bildnisse zeigt die führenden Männer des deutschen Liberalismus. Friedrich Raumann, der Klein-Hattungen zu diesem Werke anregte, hat dem Verfasser einen feinen und geistvollen Nekrolog geschrieben.

Wir werden uns mit diesem Werke noch eingehender beschäftigen. Heute begnügen wir uns und empfehlen es unseren Lesern.

Ludwig Brinkmann. Die Erweckung der Maria Carmen. Aufzeichnungen. (Literarische Anstalt Rütten und Voening, Frankfurt a. M.) Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Aufzeichnungen und Erinnerungen aus seiner Bergwerkszeit hat Ludwig Brinkmann hier zu einem Ganzen vereinigt, das sich wie ein Phantasiestück, wie ein einheitlich komponierter Roman liest, in dem Erzählung und Schilderung, Spannung und Lösung auf das wirksamste verteilt sind, und das doch in allen Stücken die Unmittelbarkeit eines Tagebuches hat. Es ist die Geschichte einer kleinen Silbergrube im südlichen Mexiko: die Geschichte der Maria Carmen. Wie ein junger Deutscher (der Verfasser selbst) und zwei junge Anwaltinnen in jahrelanger Arbeit und Mühsal, unter den ungünstigsten finanziellen Verhältnissen, auf neue stets durch Enttäuschungen aufgehalten, durch Unfälle zurückgeworfen, die seit mehr als einem halben Jahrhundert verlassene Mine wieder zum Leben erwecken, und wie dann doch alles zusammenbricht gerade in dem Augenblick, da sich die weit angelegten Pläne zu verwirklichen scheinen und das Unternehmen durch Kapitalkrisen in Mächenschaften seinen Begründern aus der Hand gerunden wird — das alles erleben wir beim Lesen wie ein taufendfüßiges Abenteuer. Ein Abenteuer der Arbeit und des

Kampfes in tropischer Wüste, im Zeichen der modernen Technik. Arbeit und Kampf verschmelzen die kleine, ursprünglich nur lose zusammengefügte Gruppe von Männern zu einer Organisation, zu einer Gemeinschaft, die schließlich doch durch die zentripetale Kraft der Individualität gesprengt wird — der Individualität, die sich aber doch wieder neue Wege zum sozialen Leben sucht und sie findet. So steigt aus Aufzeichnungen über Minenbauten und Eisenbahnprojekte, über Wasserkraftwerke und Plantagenpläne ein episches Gebilde auf, gleichsam einer der Gesänge des großen Epos vom unsterblichen Ringen des modernen Menschen um sein Werk.

Ein dichterisch beschwingtes Dokument ist dieses Buch ein getreuer und stimmungreicher Bericht, ein bedeutsamer Beitrag zur Kolonisationsgeschichte unserer Tage, zur Geschichte der modernen Völkerwanderung.

Vornotizen

Nur wichtige Vorkereignisse werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Franz Werfel. Der Weltfreund. Gedichte (Uel Junker, Verlag Berlin-Charlottenburg). Geh. Mk. 3,—.

Charles Dickens Nikolajew. Roman in zwei Bänden. (Albert Langen, Verlag, München.) Geh. Mk. 8,—, Pappbd. Mk. 8,—.

Max Dauthendey. Raubmenschen. Roman. (Albert Langen, München.) Geh. Mk. 5,50, geb. Mk. 7,—.

Selma Lagerlöf. Rissconas Heimat. Roman. (Albert Langen, Verlag, München.) Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,50.

Korffj Holm. Die Tochter. Roman. (Ebenda.) 2 Bde. geh. Mk. 7,—, Leinen Mk. 10,—.

Chr. Stou. Das neue Ghetto. Roman. Hesperus-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68.) Geh. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

El Correi. Das Recht der Freude. Roman. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.) Geh. Mk. 3,50.

Heinrich Igenstein. Die beiden Hartungs. Roman. 3. Aufl. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.)

Leo Tolstoi. Nachlaß. Band II. (J. Labyschnikow, Verlag, Berlin W. 50.) Geh. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—. Der dritte, letzte Band erscheint am 18. Januar; wir werden dann über den gesamten Nachlaß referieren.

Zeitschriftenchau

Das literarische Echo. (Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9.)

Das 1. Jahrbuch ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: G. Ransohoff: Zu Molière; Hans Franck: Emil Ludwig; Kurt Münzer: Altes und Neues aus dem Norden; Karl Streckler: Neue Nietzsche-Literatur; Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a. Jung-Ungarn. Monatschrift. Herausgeber Josef Veszji. (Verlag: Paul Cassirer, Berlin W. 10.) Das Einzelheft kostet Mk. 1,50.

Das zwölfte Heft enthält: Dr. U. Meszlény: Alt-Ungarn in seiner Rechts- und Wirtschaftsorganisation; Eugen Vanczi: Soziologie der Erkenntnistheorien der Gegenwart; Anton Molnár: Neungarische Musik; Géza Róheim: Drachen und Drachenkämpfer u. a.

Die Schaubühne enthält in der Nr. 52: Herbert Eulenburg. Von Theodor Lessing; Stella mística. Von Hans Carossa; Der Scheiterhaufen. Von S. J. Patrys Nibelungen. Von Herbert Jhering; Iphigénie. Von Julius Bab. Die „Schaubühne“ kostet 40 Pf.

Der komplette Jahrgang 1911 der „Aktion“.
kostet direkt vom Verlag bezogen für
Deutschland und Österr.-Ungarn Mk. 6.—,
Ausland Mk. 8.— bei Voreinsendung des
Betrages. Wir bitten um umgehende Be-
stellung, da nur noch wenige vollständige
Exemplare vorhanden sind.

Inhalt der vorigen Nummer: Hängt Bajonette an den Christbaum. / Weihnachtsjubentum. Von Cheskel Zwi. / Eine Weihnachtslegende. Von Ferdinand Kürnberger. / „Organisierter Unglaube“. Von Prof. Dr. Ludwig Gurliitt. / Glossen. / Die „Erziehung des Publikums. Von H. v. H. / Legende. Von Albert Ulrich. / Wilhelm von Polen. Von Dr. Heinrich Igenstein. / Vorortballade. Von René Schickel. / Der Max Brod-Abend der „Aktion“. Von Dr. Anselm Rueff. / Ein kurzes poetisch Christfest. Von Spee. / Unser Weihnachtsmann. Von Jean Richpin. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Verlagsnotiz. / Inhaltsverzeichnis des IV. Quartals 1911.

Die Aktion

Hr 7

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 2 * 8. Januar

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17 zu senden. : : : : :
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Str. 6242 : : : : :
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Er erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (inkl. Bestell- handlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf : : : : :
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig : : : : :
Inserate: durch die Anzeigen-Verwaltung der Aktion: Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Hölmannstr. 22.

Inhalt: Aufruf an die Wähler aller Parteien! Von Octave Mirbeau. / Die Gefährlichkeit des gewerbmäßigen Parlamentarismus. Von Rittinghausen. / Sozialdemokratie und Parlamentarismus. Worte von Wilhelm Liebknecht. / An unsere Freunde. / Die Demokratische Vereinigung. / Jurisdiktionsimpresion. Von Luplap. / Blossen. / Der Weg zum literarischen Erfolg. / Der Märtyrer. Von Arthur Drey. / Bei der Richte Gustave Flauberts. Von Dr. Max Brod (Prag). / Dionysosorgie. Von August Hermann Zeitz. / Das Udegreuer-Mädchen II. Von Alfred Richard Meyer. / Lied. Von Marie Holzer. / Vortragsabend. Von E. O. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Aufruf an die Wähler sämtlicher Parteien

Es kommt mir sehr seltsam vor, daß heutzutage, in der Stunde, da ich dies schreibe, nach den unzähligen Erfahrungen, noch ein Wähler, ein einziger Wähler existieren kann, ein so unberechenbares, unorganisches, verblendetes Tier, welches darin einwilligt, sich in seinen Geschäften, Träumen und Vergnügungen stören zu lassen, um zu gunsten irgend eines Anderen für irgend etwas zu stimmen. Ist dieses überraschende Phänomen — wenn man nur einen Moment darüber nachdenkt — nicht darnach angetan, um die scharfsinnigsten Philosophien zu zerstören und alle Raifon zu beschämen? Wo ist der Balzac, welcher uns die Physiologie des modernen Wählers gibt? Und der Chartot, welcher uns die Anatomie und den Geisteszustand dieses Unheilbaren aufdeckt?

Ich begreife, daß ein Hochstapler noch immer Aktionäre findet, ich begreife, daß die Zensur noch ihre Verteidiger findet, ich begreife, daß historische Dramen geschrieben werden. — Aber daß ein Abgeordneter einen Wähler findet, will sagen: ein so unglaubliches Wesen, einen so unwahrscheinlichen Märtyrer, welcher ihn von seinem Brot ernährt, von seiner Wolle kleidet, von seinem Fleisch mästet, mit seinem Geld bereichert, mit der einzigen Perspektive, zum Dank für diese Verschwendung späterhin ignoriert oder mit höflichen Fußtrittten bedacht zu werden — wahrhaftig, das überschreitet die pessimistischsten Begriffe, die ich mir bisher über die menschliche Dummheit gemacht habe!

Wohlverstanden, ich spreche hier vom aufrichtigen, überzeugten Wähler, vom theoretischen Wähler, von dem armen Teufel, welcher sich einbildet, die Tat des freien Bürgers zu vollbringen, seine Souveränität zu demon-

frieren, seiner Meinung Ausdruck zu geben, politische Programme und soziale Forderungen — o bewunderungswürdige und betäubende Narrheit! — durchzusetzen. — Nicht vom Wähler, der sich in diesen Sachen „auskennt“ und darüber mokiert. Die Souveränität dieses „Wissenden“ besteht darin, auf Kosten des allgemeinen Wahlrechts zu wohlgefüllten Taschen zu kommen. Der ist hier in seinem wahren Element, für dieses eine Moment interessiert er sich aus Geschäftsinteresse, das Uebrige ist ihm gleichgültig. Er weiß, was er will. Aber die Anderen?

Ach ja, die Anderen! Die Ernsthafte, die Unerbittlichen, die Herren „Souveränes Volk“, Jene, welche zu einer Art Trunkenheit kommen, wenn sie sich ansehen und sagen: „Ich bin Wähler. Nichts geschieht ohne mich. Ich bin die Grundlage der modernen Gesellschaft.“ — Wieso existieren noch Leute von solcher Beschaffenheit? So eingenommen, so sicher, so paradox sind sie, wie kommt es, daß sie nicht entmutigt werden, nicht beschämt vor ihrem Werke stehen? Wie kann es kommen, daß noch irgend ein guter Kerl, meinetwegen aus dem verstecktesten Gebirgsneft, so stupid, so unverständlich, so blind und taub gegenüber den Tatsachen ist, um noch weiß oder schwarz oder rot zu wählen, ohne bestochen, ohne betrunken gemacht worden zu sein?

Welchem wunderlichen Gefühl, welcher mysteriösen Suggestion muß dieser denkende Zweifler gehorchen, der von einem starken Willen getrieben ist, von dem man etwas verlangt und der es tut, stolz auf sein Recht, überzeugt, daß er eine Pflicht erfüllt, wenn er in eine Wahlurne irgend einen Zettel legt, was immer er auch darauffschreibt? ...

Was muß er sich wohl innerlich sagen, wenn er sich diese extravagante Handlung rechtfertigt oder wenigstens klarmacht? Was erhofft er? Denn schließlich, um einzuwilligen, daß er sich einigen geschwägigen oder habgierigen Herren ausliefert, die ihn benützen und belügen, muß er sich doch irgend etwas sagen, irgend etwas erhoffen, was wir nicht vermuten. Er muß irgend welchen zerebralen Verirrungen erliegen, der Gedanke „unser Abgeordneter“ muß irgend welche Ideen von Wissen, Gerechtigkeit, Aufopferung, von Arbeit und Redlichkeit auslösen. Es muß wohl schon in den Namen von Rouvier oder Wilson, oder wie sie anderswo heißen, ein spezieller Zauber liegen. Eine Fata morgana muß wohl in diesen Namen liegen, Verheißungen künftigen Glücks und baldiger Heilung. Und das ist wirklich erschreckend. Nichts dient da zur Lehre, weder die burlesken Komödien noch die finsternen Tragödien des Parlamentarismus.

Und dennoch hat, so lange die Welt besteht, die Gesellschaften sich folgen und ablösen — eine gleicht der anderen — stets nur eine Tatsache die Geschichte beherrscht: der Schutz der Großen, die Zerschmetterung der Kleinen. Kann der naive „Mann aus dem Volke“ nicht dahin kommen, zu verstehen, daß es nur eine Raison in der Weltgeschichte gibt, das ist: Sich opfern für eine Menge von herrschsüchtigen Demagogen, sich opfern für politische Kombinationen, die auf ihn garnicht achten.

Auch die Schafe gehen ins Schlachthaus, aber sie wählen wenigstens nicht den Schlächter, der sie töten, den Bourgeois, der sie verzehren wird. Sie sagen nichts, sie hoffen nichts. Mehr Schaf als die Schafe, ernennt der Wähler seinen Schlächter und wählt seinen „Führer“. Für dieses Recht hat er Revolutionen gemacht.

O Leser, unsagbarer Schwachkopf, armer Teufel, wenn Du statt den absurden Honigreden anzuhängen, welche Dir jeden Morgen für einen Sou in schwarzen oder weißen oder roten Blättern verkauft werden, wenn Du, anstatt den eingebildeten Schmeicheleien, womit man Deine Eitelkeit verzärtelt, wo man vor Deiner jämmerlichen Souveränität auf den Knien liegt, wenn Du Dich, statt in die unbeholfenen Betrügereien der Wahlprogramme, vor Deinem Kamin in irgend einen ernstlichen Denker vertiefen würdest, vielleicht würdest Du da erstaunliche und nützlichere Dinge erfahren, vielleicht würdest Du dann weniger rasch Deinen schwarzen Gehrock und Deine würdevolle Miene aufsetzen, um zur lächerlichen Wahlurne zu eilen, wo Du im Vorhinein — welchen Namen Du auch hineinlegst — die Dienste eines Anderen besorgst. Diese Denker würden Dir sagen, daß die Politik ein ungeheurer Schwindel ist, daß dort jede wahre Erregung verhöhnt, jede einfache Vernunft verlacht wird und daß Du dort gar nichts zu suchen hast, Du, dessen Rechnung im großen Buch der menschlichen Geschichte besiegelt ist!

Träume danach, wenn Du willst, von lichtvollen Paradiesen, von dereinstigen Brüderlichkeiten, von unwirklichen Glückszuständen. Träumen tut wohl, es besänftigt das Leiden. Aber menge nie der Menschen in Deinen Traum, denn wo der Mensch in Aktion tritt, ersticht Schmerz, Haß, Mord. Erinnerung Dich besonders, daß die Leute, welche um Deine Stimme betteln, unehonnette Leute sind, die mehr versprechen, als sie halten, als sie zu halten Macht haben. Der Mensch, den Du erhebst, repräsentiert nicht Dein Elend, nicht Deine Sehnsucht, nichts von Dir. Er repräsentiert nur seine eigenen

Leidenschaften, seine eigenen Interessen, die den Deinen entgegengesetzt sind. Also, kehre heim, guter Junge, und mache dem allgemeinen Wahlrecht Streik. Du hast nichts dabei zu verlieren, sage ich Dir, und vielleicht macht es Dir eine Zeit lang Vergnügen. Auf der Schwelle Deines Hauses sitzend, das den politischen Hausierern verschlossen bleibt, laß das Gedränge an Dir vorbeidestrieren und rauche in Ruhe Deine Pfeife. Und wenn doch in irgend einem verborgenen Winkel ein Mensch lebte, fähig, Dich zu leiten und zu lieben, laß Dir's feinetwegen nicht leid tun. Er wäre auf seine Ehre zu eiferfüchtig, um sich in den schmutzigen Streit der Parteien zu mengen, zu stolz, um von Dir ein Mandat zu verlangen, welches Du sonst der zynischen Großsprechererei, der Beschimpfung und der Lüge gewährst.

Deshalb sag' ich Dir, mein Junge, kehre heim und streike!
Octave Mirbeau.

Die Gefährlichkeit des gewerbsmäßigen Parlamentarismus

Von Rittinghausen*)

Volkvertretung ist nichts als Fiktion. Der Abgeordnete vertritt nur sich selbst, denn er gibt seine Stimme und handelt seinem eigenen Willen gemäß und nicht laut dem Willen seiner Auftraggeber. Er kann für seine Person ja sagen, wo die anderen nein sagen würden, und er tut das auch in den meisten Fällen. Die Vertretung des Volkes ist somit aufgehoben, wenn man darunter das beständige Zuwiderhandeln gegen das Interesse und die Meinung des Volkes nicht verstehen will. Es gibt wohl keinen greifbareren Beweis für diese Wahrheit als die Abschaffung des französischen Wahlrechtes, die von denselben Abgeordneten beschlossen wurde, die diesem Wahlrecht entsprossen waren.

Sollte sich jedoch unter den Abgeordneten wirklich ein weißer Rabe, ein wahrer Volksvertreter vorfinden, so wäre trotzdem nur ein kleiner Bruchteil des Volkes vertreten, und auch dieser Teil würde nicht zur Geltendmachung seiner Interessen kommen, wenn sich im Abgeordnetenhaus die Mehrheit der übrigen Abgeordneten dagegen erklären würde.

Bei den Wahlen hat der Intrigant stets Vorteil gegenüber einem Ehrenmann, da er über eine Auswahl von Mitteln gebietet, die der Ehrliche verabscheuen muß. Die Dummheit triumphiert über das Talent, denn drei Viertel der Wähler geben ihre Stimme ab ohne ihren Kandidaten zu kennen, oder ihn beurteilen zu können. Folglich ist bei dem Repräsentativsystem schon die Wahl an sich eine grobe Täuschung. Denn entweder wird vom Wähler verlangt, er solle seine Stimme gemäß seiner persönlich über die Fähigkeiten des Kandidaten gewonnenen Ueberzeugung abgeben und das heiße — das Unmögliche verlangen; oder aber der Wähler stimmt für einen vom Wahlkomitee vorgeschlagenen Kandidaten ohne ihn persönlich zu kennen, dann hat aber nicht der Wähler gewählt, sondern eine kleine Gruppe von Leuten, deren Einzelinteresse doch nicht mit dem Gesamtinteresse des Volkes zu verwechseln ist. Deshalb gibt uns auch die Geschichte den Beweis, daß in Abgeordnetenhäusern die

*) Rittinghausen war Mitglied des Frankfurter Volksparlamentes von 1848. Er ist ein durchaus bürgerlicher Demokrat gewesen, aber ein Demokrat, wie wir sie heute nicht mehr finden. Seine Kritik verdient gerade jetzt, wo sich eine Mandatsinteressentengruppe als „demokratisch“ aufspielt, besondere Beachtung. F. P.

Mittelmäßigkeit vorherrscht, und das Talent die Ausnahme bildet.

Im Parlament ändern viele ehrenwerte Personen ihren Charakter; der Mensch mag noch so ehrlich sein, im Parlament lernt er seine Ueberzeugung in den allermeisten Fällen verleugnen. Das parlamentarische System enthält eine Unzahl von Versuchungen, denen ein Irdischer nicht ausgeht werden darf. So z. B. die Versuchung, sich zu bereichern, sich und seine Familie auf Kosten der Wähler zu erhöhen, ohne damit ein gesetzlich strafbares Verbrechen zu begehen. Hierdurch entstehen fortwährende Meinungswechsel in den Reihen der Gewählten, sodaß es zu einer Majorität uneigennütziger Vertreter fremder Interessen niemals kommt.

Die Furcht, nicht wiedergewählt zu werden, greift bei einem dieser schlimmen Vertreter nicht Platz, denn je mehr er seinem Mandate zuwiderhandelt, desto sicherer ist ihm die Gewißheit, wieder ins Parlament zu kommen, sei es auch mit Hilfe irgend einer korrumpierten Volksvertretung, die ganz zu Diensten der Regierung steht. Auf diese Weise bringen es die verwerflichsten Abgeordneten zur längsten gesetzgeberischen Karriere und überleben alle Regimewechsel. Es wäre nicht schwer, Beispiele zu zitieren, man hätte unter vielen bekannten Namen zu wählen.

Die „gesetzgebenden“ Versammlungen sind die personifizierte Unfähigkeit und Böswilligkeit, sowohl in gesetzgeberischer, als in politischer Hinsicht. In der Gesetzgebung begehen sie fortwährend Attentate gegen die Freiheit des Volkes oder werfen die Steuergroschen des Armen an Spekulanten weg. In politischer Hinsicht ist noch schlimmer, wenn es Schlimmeres geben kann. Es wird das gute Recht der Nationen dem Despotismus überantwortet.

Sozialdemokratie und Parlamentarismus

Die Sozialdemokratie darf unter keinen Umständen und auf keinem Gebiet mit den Gegnern verhandeln. Verhandeln kann man nur, wo eine gemeinsame Grundlage besteht. Mit prinzipiellen Gegnern verhandeln, heißt sein Prinzip opfern. Prinzipien sind untellbar, sie werden entweder ganz bewahrt oder ganz geopfert. Die geringste prinzipielle Konzession ist die Aufgebung des Prinzips. Wer mit Feinden parlamentiert, parlamentiert; wer parlamentiert, paktiert . . .

Doch auch ganz abgesehen von dem eigentlich politischen Standpunkt hat eine Beteiligung unserer Partei an den Parlamentsdebatten nicht den mindesten praktischen Nutzen.

Ebenso praktisch würde es sein, unsere Prinzipien den Meereswogen vorzuplaudern — und nicht so lächerlich. Die Führer der bürgerlichen Parteien wissen sehr gut, was wir wollen. Ihnen gegenüber, wie überhaupt den im Reichstag fast ausschließlich vertretenen herrschenden Klassen gegenüber ist der Sozialismus keine Frage der Theorie mehr, sondern einfach eine Machtfrage . . .

Über angenommen, die Regierung mache von ihrer Macht aus Kraftgefühl oder Berechnung keinen Gebrauch, und es gelinge, wie das der Traum einiger sozialistischer Phantasiopolitiker ist, eine sozialdemokratische Majorität in den Reichstag zu wählen — was sollte die Majorität tun? Sic Rhodus hic salta. Jetzt ist der Moment, die Gesellschaft umzugestalten und den Staat. Die Majorität faßt einen weltgeschichtlichen Beschluß, die neue Zeit wird geboren — ach nein, eine Kompagnie Soldaten jagt die sozialdemokratische Majorität zum Tempel hinaus, und lassen die Herren sich das nicht ruhig gefallen, so werden sie von ein paar Schulheuten in die Stadtvogtei abgeführt und haben dort Zeit, über ihr donquixottisches Treiben nachzudenken . . .

Nicht ein Vorteil! Und nun auf der anderen Seite die Nachteile: Das Prinzip geopfert, der ernste politische Kampf zur parlamentarischen Spiegelfechterei herabgewürdigt, das Volk zu dem Bahn verführt, der bismarck'sche „Reichstag“ sei zur Lösung der sozialen Frage berufen. — Und wir sollen „aus praktischen Gründen“ parlamentieren? Nur der Verrat oder die Kurzsichtigkeit kann es uns zumuten.

Wilhelm Liebknecht

Einige Mitglieder der „Demokratischen Vereinigung“

appellieren an mein „demokratisches Gewissen“. „Sie werden“, heißt es in einem Brief, „wenn Sie objektiv sind und alle persönlichen Erfahrungen beiseite lassen, eingestehen müssen, daß unsere Kandidaten politische Persönlichkeiten sind, deren Wahl ins Parlament der Sache der Freiheit nützen würde. Wenn wir uns von der Sozialdemokratie auch nur in unseren Endzielen unterscheiden, so sind wir doch als bürgerliche Partei umso wichtiger, als die Prinzipienfestigkeit des deutschen Liberalismus sehr fragwürdig ist. Sie werden, davon bin ich überzeugt . . .“

Ich werde nicht! Ich schätze einige Mitglieder der „D. V.“ sehr hoch. Ich möchte Persönlichkeiten wie Gädke, Dr. Halpert nicht missen. Aber ich muß doch aussprechen (ohne irgendwie persönlich voreingenommen zu sein), daß ich in der „D. V.“ das überflüssigste Parteifragment erblicke, das je existierte. Welche „politischen Persönlichkeiten“ unter den Kandidaten sollen mir die Sache schmachhaft machen? Etwa der Rentier N. S. Witt aus Wannsee, der (das Vaterland rief nicht!) von einem rigorosen Tatendrang aus der beschaulichen Ahnungslosigkeit in die politische Arena getrieben worden ist? Der unstät von Versammlung zu Versammlung rennt, um mühselig sein Sprüchlein abzulesen? Wirkt dieser harmlose Herr nicht wie eine Satire auf die ganze Wahlbewegung? Oder etwa der „unerschrockene Letztartikler“ H. v. Verlach, der in Marburg nur gewählt werden kann, wenn die Fortschrittler, die er in Berlin niederreitet, ihm ihre Stimme geben? Oder der Kandidat, der in Anhalt einem Mann wie Preuß das Bein zu stellen sucht? Oder etwa mein Rudolf Breitscheid?

Nein, ich werde nicht!

Ein Oberst Gädke, ein Dr. Halpert, kurz, Persönlichkeiten werden wirken, ohne durch ein M. d. R. gekennzeichnet zu sein. Und um „geborene Politiker“ Sorge sich wer mag! F. P.

Freunde der Aktion!

Die regelmäßige Auflage der Aktion mußten wir innerhalb weniger Wochen **verdoppeln!**

Der Leserkreis, den wir stolz den Mitkämpferkreis nennen können, hat, dank der Propaganda unserer Freunde, einen Umfang angenommen, der heute die Ziffer von 7000 erreicht. Diese relativ gar nicht so überwältigend scholnende Zahl gewinnt Bedeutung, wenn wir unseren Freunden mitteilen, daß die „Aktion“ allwöchentlich ihre Reise nach Paris, London, Buenos-Aires, New York, San Francisco, Yokohama, Ost-Sibirien, Konstantinopel antritt.

Uns selbst zur Freude, Euch, Freunden, zur Ermunterung, rufen wir unser:

Welter . . . weiter . . . weiter!

„Die Aktion“ ist in allen Zeitungskiosken und beim Bahnhofsbuchhändler zu haben.

Jurisdiktionsimpression

Von Luplap

Ich bin die Treppen in der knallig-erhabenen Halle des Strafgerichts („Kriminalpalast“) hinaufgestiegen. Ich habe, ehe ich den Saal betrete, in meinem Innern einen ganz neuen Wegweiser angebracht mit der Inschrift: „Zum Jus!“ Ich habe in aller Eile und Einsticht meine Seele, die sonst eine Landstraße ist, mit den Wackersteinen des Paragraphensystems gepflastert. Und noch auf der Schwelle, beim Anblick einer gemalten Frau mit nerbundenen Augen und Wage und Schwert, unter der ein Gerichtsdiener mit dem Seitengewehr stand, — sagte ich zu mir (auf griechisch): Nicht mitzulieben, mit-zuhassen bin ich da; nicht bloß Schutz der Gesellschaft, auch Sühne der Tat. Und drinnen, schon von einer strengen Stimme berührt, rang ich mir nochmals kulant den Gedanken ab: Es gibt eine Moral. Dann saß ich als Zuschauer nieder.

— Vor mir eine gedrungene Fassade von dunklen Männern. Als Mittelrisolit der Vorstehende; neben ihm in strengstem Stile aufgebaut: unmittelbar rechts der älteste Rat, unmittelbar links der zweitälteste Rat, dann wieder, hinüberspringend, rechts vom ältesten Rat der Richter nächsten Dienstalters, und schließlich, zurückspringend, links vom zweitältesten Rat, aber in steifster Haltung der jüngste Richter. Neben dem Richter, der sich am weitesten rechts findet, ist ganz plötzlich, ohne Zwischenraum, ohne daß ein Schwert zwischen ihnen liegt, der Staatsanwalt errichtet. Die ganze Front ist schwarz bekleidet, mit Ornamenten von Samtstreifen. So auch der Staatsanwalt, der demnach eine Art Richter ist, wofern nicht die Richter eine Art Staatsanwalt sind.

Noch ein schwarz verhüllter Mann ist im Saale zu bemerken. Er sitzt etwas unterhalb, er sitzt eine Stufe tiefer. Vor der Tribüne der Richter und des Staatsanwalts ist es, da sitzt er an einem schmalen Tische. Seine Robe, die meistens offensteht, hat keinen Samt, sie hat Ripfstreifen (unwillkürlich denkt man an die Stufe); er steht auf, wenn er redet (die Stufe auszugleichen); wir wissen nun schon: er ist der Verteidiger.

Also muß hier noch einer sein, der Verteidigte, der zu Richtende, kurz der Angeklagte? Vom Rücken des Anwalts richtig gewiesen, sehe ich einen Kopf, der auf einer hölzernen Umrandung hin und her rollt. Eine hohe Holzschranke mit einer ganz hohen eisernen Gittertür birgt den Körper. Man sieht nur das Haupt (vielleicht beim Schwurgericht auch den Hals). Es genügt, dies zu sehen, denn im Kopfe ist der Sitz des verbrecherischen Willens.

Der Angeklagte sieht also schon? er wird schon in seiner Freiheit beschränkt, in seiner Ehre beschränkt? es ist schon ein Urteil gegen ihn ergangen? Er stand doch noch vor einer Stunde in seinem Laden, befahl seinen Angestellten, geleitete Kunden zur Tür, lief wohin er wollte. Was ist inzwischen geschehn? Nichts. Aber auch dort draußen war, dir unbemerkbar, schon ein Makel, an ihm: Er war angeklagt. Er befand sich in anderen Umständen vom Staatsanwalt. Und jeder Stand und jeder Umstand hat seinen Titel, seine Würde, seine Unwürde. Als die Polizei die ersten Ermittlungen über sein Vergehen pflegte, hieß dieser Mann Beschuldigter; durch die Anklageschrift wurde ihm der Titel Unschuldiger; und der steigerte sich zum Angeklagten, als die Kammer beschloß, ihn zu richten. Und wie er später als Verurteilter in eine Straf-

lingskleidung gezwungen wird, so ist die Uniform des Angeklagten: die Holzschranke,

Man hatte sich das anders vorgestellt, als man noch träumte. Man dachte: Diese Stunde vor dem Urteil muß in reinster Neutralität stehen. Gerechtigkeit soll erst ganz neu geschaffen werden, darum sei ein Boden bereitet, der nichts mit ihr Verwandtes einschließt, weder Gunst noch Ungunst. Wer im Gefängnis saß, zur Untersuchung, muß für diese Stunde wieder ganz frei werden. Wer aus dem Zuchthaus hergeführt wird, muß in bürgerlicher Kleidung, fessellos vor dem Gericht stehn. Wer aus seinem Hause kommt, muß dem Richter gleichgestellt sein wie eine Seele der andern, bis die Zeit da ist und das Urteil ihm mit einem Male eine neue Uniform anzieht.

Wie mancher Angeklagte aber hat dann seine schlimmste Strafe schon hinter sich! und wird das Gefängnis so elend nicht verlassen wie er aus dem Gerichtssaal geht. Denn hier waren alle seine Gedanken und Empfindungen beteiligt, im Gefängnis geht der Angriff nur gegen seine Geduld. Während Verteidiger und Staatsanwalt, vom heißen Kampf um ihn zerflebert, doch noch gierig auf die Entscheidung warten, steht er vielleicht mit kleinerem Interesse den schwarzen Männern entgegen, die in pünktlicher Reihenfolge aus der Tür treten. Dann hört er ... nicht das Urteil, erst die Gründe. Denn so war das historische Geschehen im Beratungssaal, nicht umgekehrt. Die Gründe also werden vorgeführt, die rechtlichen, juristischen, ethischen, logischen, soziologischen, anthropologischen Gründe, die mit sicherer Ueberzeugungskraft auf das Urteil zuschreiten.

Wenn dieses trotzdem oft überrascht, so liegt das in seiner Natur.

Das Pathos schweigt. Die Gittertür klappert; ich gehe mit dem Verurteilten hinaus; mir ist schwarz vor den Augen.

Als ich herging, war ich auf den Willen zur Moral gefaßt gewesen: Wie kam es doch, daß ich am Richter, am Staatsanwalt, am Verteidiger nur den Willen zur Macht gespürt hatte?

Glossen

Der Weg zum literarischen Erfolg

Mein Freund, der Dichter Prager, erzählte mir: „Ich hatte eine alte Gartenspritze. Weiß Gott woher! Aber item: ich hatte sie.“

Das ärgerte mich nachgerade und ich beschloß, mich ihrer zu entledigen. Ich annoncierte also bei Scherl:

Alte Gartenspritze, Schlauch geplagt, sonst aber wohl erhalten, nur an ernste Selbstreflektanten um M. 3,75 verkäuflich. Offerten unter Evangelista Torricelli an die Exp. d. Blattes.

Die Annonce kostete allerdings 3 Mark und 60 Pfennig; aber da möglicherweise ein kleiner Uberschuß dabei herauschaute, betrachtete ich die Ausgabe als gut angelegtes Betriebskapital — und, wie die Folge lehrte, mit Recht! Nach kurzer Zeit erhielt ich nämlich von der Firma Ullstein u. Co. eine Karte, worin ich aufgefordert wurde, mir doch den Ullstein'schen Insertionspreis der Gartenspritzenannonce mitteilen zu lassen.

Das tat ich denn auch — und, wie die Folge lehrte, mit Recht! Denn bei Ullsteins kostete das Inserat bloß M. 2,40.

Der selbe Vorgang wiederholte sich nun mit der Scherl'schen Inseratenabteilung. Resultat: Herabdrückung des Annoncenpreises auf 1 Mark, 20 Pfennige! Ich zahlte rüftig weiter, denn schließlich mußte ja, wenn die Lizitation so fortging, der Nullpunkt überschritten werden, und dann war ich der gewinnende Dritte.

Richtig traf wieder eine Karte von Ullsteins ein: „Lassen Sie sich Preisofferte“, „Kostenpunkt?“ „Nicht!“

Natürlich hinterbrachte ich meinem Freund Scherl sofort den Stand der Angelegenheit. Er ließ sich denn auch nicht lumpen und bot mir für das Inserat flugs ein Honorar von M. 1,20! — mir, dem er bisher regelmäßig die geistvollsten und bahnbrechendsten Essays ungelesen in Begleitung eines „Bedauer-“ oder „Ueberfülle“-Formulars zurückgeschickt hatte. Ich akzeptierte großmütig, tat aber auch Ullsteins gegenüber, die mir für den kleinen, jedoch gediegenen Beitrag M. 2,40 offerierten, keineswegs prüde, obgleich ihre durch erlesenen Geschmack berüchtigte Feuilletonzentrale die Gepflogenheit hat, abgelehnte Manuskripte vermittelt der gottverfluchten Redaktionskammer unbrauchbar zu machen. Aber, wie gesagt: ich verzieh unter diesen Umständen. Und die scharfe Konkurrenz im Berliner Verlagsgeschäft gab mir glücklicher Weise noch oft Gelegenheit zur Betätigung christlicher Nächstenliebe.

Seitdem lebe ich ausschließlich von meiner Nächstenliebe und von meinem Gartensprikeninserat. Die Gartenspritze selbst habe ich natürlich längst verkauft; aber die Nächstenliebe gebe ich nicht her: um keinen Preis der Welt!“

So weit mein Freund Braxel. Wie man sieht, kann sich ein deutscher Dichter heutigen Tags immer noch ein anständiges Einkommen sichern; er muß nur den Weg wissen! Callot.

Napoleons Anschläge gegen Indien

Es ist bekannt, das Napoleon die Eroberung Ägyptens und Syriens als den ersten Schritt zur Eroberung Indiens auffaßte, wobei ihm das Beispiel Alexanders des Großen vorschwebte. In seinen kürzlich deutsch erschienenen Memoiren (Verlag von Robert Lutz, Stuttgart) erzählt Napoleon sehr anschaulich, wie er sich die Ausführung dieses Planes im einzelnen dachte, wie er vor allem mit den starken Sympathien rechnete, die ihm die Mohammedaner Afrikas und Asiens entgegenbrachten. Er wollte mit seinem Heer zum Islam übertreten und, gestützt auf die Hilfstruppen der ihm ergebenen Araber, sich zum „Kaiser des Orients“ in Indien machen. Ein gigantischer Plan für einen knapp 30jährigen General! Dabei erhält man aus Napoleons Darstellung den Eindruck, daß die Erreichung dieses Zieles wirklich nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit lag, als er vor Aktou Nachrichten aus Frankreich bekam, die seinen Plänen eine andere Richtung gaben, die Richtung auf sein abendländisches Kaiserreich.

Daß aber Napoleon auch als erster Konsul noch mit dem Gedanken umging, Indien zu erobern, geht aus der folgenden Stelle seiner Memoiren hervor, die wir dem neuesten Band dieses Werkes entnehmen:

„Wenn Kaiser Paul aus Rußland nicht ermordet worden wäre, hätten die Engländer Indien verloren. Paul und Napoleon*) hatten den Entschluß gefaßt, sich gemeinsam Indiens zu bemächtigen. Den Plan dazu

hatte Napoleon ausgearbeitet. Franzosen und Russen sollten je 30 000 Mann auserlesener Truppen stellen, die Russen außerdem noch 40 000 Kosaken. Napoleon hatte für eine Summe von 10 Millionen Franken Sorge zu tragen, als Beisteuer zum Ankauf von Kamelen und allem Nötigen, um die Wüste zu durchschreiten. Beide Kaiser wandten sich mit der Bitte an den König von Preußen, er möge den französischen Truppen den Durchzug durch sein Land gestatten. Zu gleicher Zeit wurde seitens Napoleons dieselbe Bitte dem Schah von Persien unterbreitet, der sicherlich seine Zustimmung gegeben hätte, da die Perser ihren Nutzen dabei fanden. Die französischen Truppen sollten sich in Warschau mit den Russen und Kosaken vereinigen. Von dort wäre die vereinigte Armee an das Caspische Meer marschiert und von dort wäre, je nach den Umständen, der Zug zu Lande oder zu Wasser fortgesetzt worden. England war durch die Gesandtschaft des Kaisers nach Persien gewarnt worden.“

Bildungsrichtungen

Dem Bildungsbüßigen werden in der Großstadt allerlei Schlingen gelegt. Jede Partei, jeder Verein, jeder Pseudowissenschaftler sucht ihn durch Vorträge einzufangen für ihre Zwecke. Und wer dabei standhaft geblieben ist, betrauert doch gar manchen verlorenen Abend. So suchen wir nach bestimmten Garantien, bevor wir unsere kostbare Zeit aufs Spiel setzen. Eine solche Garantie bietet eine Organisation, die selbst aus freihheitlichen Kämpfen geboren wurde, wie die „Freie Hochschule Berlin“, die sich von älteren, inzwischen auch an Umfang überholten Bestrebungen loslöste, als man dort gegen die naturwissenschaftliche Entwicklungslehre die Zensur einführte. Männer wie Bölsche, Wille, Kappstein, Penzig stehen in ihren Reihen. Ostwald, Häckel, Kohler, Julius Hart, Gerhard Hauptmann zeichnen als Ehrenrat. 65 Dozenten aus allen Fachgebieten bestreiten die 107 Vortragszyklen (je zehn Stunden 4 Mk.), welche das neuerschienene Programm für das Quartal Januar—März 1912 ankündigt. Ausgerechnet am Wahltag, am 12. Januar, beginnt eine Vorlesung von Dr. Hasse über „Politik und politisches Parteiwesen“, welche sich diesmal jedenfalls besonders regen Zuspruchs erfreuen wird. In der folgenden Stunde (9—10 Uhr) ist den Hörern Gelegenheit gegeben, sich in der Redekunst selbst zu üben. Wir können hier nicht auf viele der Zyklen eingehen, nur das sei noch erwähnt: wer von unseren Lesern noch nicht ein eigenes Blatt gegründet hat, der erhält auch dazu Anleitung in der Vorlesung desselben Dozenten über Zeitungswesen mit journalistischen Übungen (Beginn Dienstag, den 9. Januar 8—10 Uhr, ebenfalls Niederwallstr. 12).

Der Märtyrer

Kann ich mich noch nach solchem Gram ermannen,
Da niemand meine Nacktheit je gesucht?
Ich muß' die Menschen hassen wie Tyrannen,
Ich hab mich selbst und meinen Leib verflucht.

In Grotten floh ich, weite Dornenkronen,
Mich wiederfindend da in hohlem Lachen.
Ich will vor Steinen nicht die Glieder schonen,
Die blutend bis ans Weltenende wachen.

Marburg

Arthur Drey

*) Napoleon spricht von sich in dritter Person.

Bei der Nichte Flauberts

Von Max Brod.

Fast niemand hatte es gewußt. Aber ich, ich habe es aus einer kleinen versteckten, verblühten, verwelkten Zeitungsnotiz herausgefunden: Die Nichte Flauberts war in Prag. Ich werde bis an meinen Tod jetzt in Stolz herumgehen. Ich habe mit ihr gesprochen, ich habe ihr die Hand geküßt, dieselbe Hand also, die Flaubert geküßt hat. Ich spürte in diesem Moment den lebendigen Zusammenhang, und darüber ist nichts zu lachen.

Abends erfuhr ich es. Es war schon zu spät. Also blieb mir nur die Aussicht auf eine schlaflose Nacht. Früh sprang ich auf, erzürnt und leidend, dann kaufte ich ein schönes Butett und lief in den „Blauen Stern“. Ob ich sie noch antreffe? Gewiß sind sie schon abgereist. . . Ich fragte nach Dr. Franklin-Grout und Frau. Und ausnahmsweise war das Glück mit mir. Ich gab Butett und die Karte ab, in diesem Augenblick fand ich meine Idee wundervoll, einer fremden verehrten Dame Blumen zu bringen, Rosen und in sie eingebettet ein Bündel Weilchen. Es war das einzige Richtige, eine Eingebung. „Es sind alte Leute“, meinte der Portier und, so schien mir's, im Ton eines Berweises.

O zu warten, in einem dieser Fauteuils, die Handschuhe und den Hut an, so daß alle Blut an die Oberfläche des Körpers steigt, mit einem nicht ganz unterdrückten Zittern warten, voll von Hoffnung, nicht ganz frisch rasiert, weil es so überraschend gekommen ist, und deshalb im voraus beschämt, im voraus dankbar für jede Güte. Und dazu die Mühe, französische Sätze stilisierend. Ueberdies ist mir all dies gleichgültig. Die Begeisterung, diese tolle dumpfsinnige Begeisterung, die so selten kommt, heute hat sie mich erfaßt. Ich bin in der großartigen Laune, mich und mein Leben bedeutungsvoll zu finden. Ist es nicht seltsam, hier in der Vorhalle eines Hotels; und nun soll auch diese unempfindliche Räumlichkeit in meine Wünsche, in meine gefühlvollen Erinnerungen ein-aemenget werden. Ich werde übermütig, sehe eine an Intensität reiche Zukunft vor mir liegen. Ich fühle, daß mein Temperament heute gesteigert ist, und dazu sage ich: ja, das gefällt mir. . . Liegt es etwa nicht im Wesen eines Ofens, zu brennen, zu glühn! Aber allerdings bin ich ein Ofen, der sich selber einheizt. Dieser Wille zum Enthusiasmus bleibt trotz allem Enthusiasmus als Inkongruenz in der Stimmung zurück, er macht das Göttliche halb menschlich, näher, angenehmer.

Nun denke ich an Flaubert. Ich suche alles, was ich für ihn fühle, zusammenzufassen, meine Liebe, meine Bewunderung wie zu keinem andern Menschen sonst. Mir fallen Stellen aus seinen Romanen ein, dann eine Beschreibung aus einem der Jugendwerke, von melancholischen Herbstregen. . . Draußen fällt heute der Regen, obwohl ihr Meister tot ist, wie sonst. Plötzlich scheint mir all meine Verehrung winzig im Vergleich zu dem, was er geleistet hat. Und ein Traum, den ich neulich gehabt habe, wird deutlicher: Damals schien es mir, als fahre ich in der Eisenbahn. Plötzlich kam der Kondukteur auf mich zu, um mir zu sagen: „Wissen Sie, Herr Doktor, daß im letzten Coupee der Herr Flaubert sitzt?“ Keine Verwunderung hatte ich im Traum, es schien mir selbstverständlich, daß der Kondukteur mich, Flaubert, meine Leidenschaft kannte. Ob nur der Zug in der nächsten Station lang genug Aufenthalt haben wird, das war alles, was

ich dachte. In der nächsten Station lief ich in das letzte Coupee, fiel dem Meister zu Füßen, küßte ihm die Stiefel, und erinnerte mich noch, daß ich deutlich sah, wie in den weißen Stiefelstaub meine Lippen zwei kleine schwarze Halbmonde gedrückt hatten. . .

Und nun soll ich seine Nichte wirklich seh'n! Dieselbe, deren Puppen ich schon kenne, deren Lehrgang und Erziehung und Charakter so schön aus Flauberts Briefen hervorleuchtet. „Meine arme Karo“ „Carolo“ „mein Schäschen“ nennt er sie und unterzeichnet sich „Dein alter Brummbar“, „Dein alter goldener Onkel“, „Dein Greis von Cro-Magnon“. Noch knapp vor seinem Tode bekommt sie einen leichten Zank zu hören: „Hast du Boule de Suif endlich gelesen?“ In allem ist sie seine Vertraute, bis in die Marterqualen seines letzten Romans hinein. . . Auch ihre Photographie habe ich schon zuhause in der Briefausgabe des Verlages Bruns, dieses reine klare Mädchenantlitz mit dem langen Mund, der ausgebreiteten Stirn, mit den Augen, über die sich nichts Irdisches sagen läßt, denn es sind die Augen ihres Onkels. Und sogar die Art des niedrigen Umlegetragens scheint sie ihrem Onkel nachzuahmen. . .

Ich werde sie seh'n. Ich weiß überdies, daß ich nichts von ihr erfahren werde. Es ist ja kein Interview, nur Verehrung, lautere Verehrung. . . Was will ich eigentlich? Das gänzlich Zwecklose, ja Lächerliche meines Unternehmens wird mir klar. Und doch besteht daneben, daß ich mich freue, daß ich außer mir bin, in einem Höhepunkt meines Daseins. Ich weiß ganz genau, was wir reden werden; dieses Gespräch wird in nichts überraschen. Ich könnte jetzt weggehn, und hätte im Geiste den ganzen Dialog samt meiner wonnigen Erregung vorausgenommen. Und dennoch bleibe ich? Dennoch in äußerster Spannung? Es verwirrt sich. . .

Da fällt von oben in die leerstehende Glaswand vor dem Lift ein Schatten, sie füllt sich, es zuckt hinter ihr die Türe, die sich öffnet. Wie die Bewegung in einem Opal scheint es mir, wechselnd, wie im Wasser. Dann geht auch die Glaswand auf. . . nur ein Herr tritt auf mich zu. Es ist ihr Gemahl.

Wir begrüßen einander still.

Dann sagte er: „Sie sind ein Verehrer der Werke meines Onkels?“ . . . Doch während ich bejahe, kommt es mir vor, als mische dieser Herr ziemlich illegal sich ein. War es „sein“ Onkel? Ich empfinde etwas ganz entfernt wie Eifersucht. Ueberdies habe ich im Briefwechsel nichts über ihn gelesen. . . Ich sehe mir ihn an. Die grauen Haare glänzen zu den blauen Augen. Der Ueberzieher ist einfach. Das Gesicht rot, gesund trotz der Falten. Ich hätte ihn für einen Pentier auf Reisen gehalten.

Er erzählt. Vier Tage sind sie schon in Prag. „Gefällt es Ihnen?“ „O, eine interessante Stadt.“ Sie kommen aus Konstantinopel, wollen über Dresden, München zurück nach Paris. Heute mittag reisen sie ab.

„Ich störe, bitte, Verzeihung.“

„O nein. Meine Frau kommt gleich, sie hatte noch einige Besorgungen. Vor der Abreise, Sie wissen.“

Aus Verlegenheit beharre ich darauf, daß ich vielleicht störe. Ich weiß nicht anderes zu reden. . . Man muß nun wissen, das Verlegenheit durchaus kein Zustand ist, den ich fürchte. Im Gegenteil, es macht mir Spaß, verlegen zu sein. Es scheint mir, als fühlte ich dann, während ich so dasitze und still mich ducke, den Ansturm der Außenwelt stärker als sonst.

Da naht eine alte Dame, dunkel gekleidet, irgend ein Paket in der Hand. Ich erkenne mein Beilschneidertuch an ihrer Brust. . . Nun dankt sie mir: „Wir waren hier ziemlich allein und nun ist unser Abschied noch mit Blumen geschmückt.“ „Fleuri“ ist das Wort, das sie gebraucht.

Ich bin stumm, entblößten Hauptes. Ich habe das Gefühl, das ich ein übertriebenes Gesicht mache, ein Gesicht, des Moments würdig. Und das tröstet mich darüber, daß ich ihr nicht zu Füßen gefallen bin, wie ich es mir eigentlich ausgemalt hatte. Nach einer Pause erwidere ich, strammer als beabsichtigt: „Ich bin glücklich, Sie zu sehn.“

Sie läßt mich zum Sitzen ein. . . Nun das ist also die mythologische Frau Karoline, denke ich, ihren zarten gelben Handschuh in der Handbewegung verfolgend, und habe den Stolz eines glücklichen Jägers in mir, der etwas Seltenes gefangen hat. . . Ihre blauen Augen sehn mich freundlich an, die Haare sind noch blond, so blaßblond, aber daß man eben sagen muß „noch blond“. Ich sage ihr, daß ich sie nach der Photographie erkannt habe.

Sie lacht: „O, damals war ich noch viel jünger.“

„Die Wehnlichkeit ist da.“

Genau so habe ich mir das Gespräch gedacht. Nichts geschieht, siehst du, nur das Gewöhnlichste, Berechenbarste. . . Und seltsam gerade das ist mir so angenehm, ich weiß nicht warum.

Ich erzähle ihr, daß ich die Photographie Flauberts immer über meinem Schreibtisch habe.

„Also ein Heroenkultus“, wirft der Mann ein, der zur Seite steht und geht, wichtig.

Woher ich mich das Bild verschafft habe, möchte sie wissen.

„Ein Freund hat es für mich aus Paris kommen lassen.“

Der Mann fragt nach der Firma des Photographen. Ich kenne sie nicht, das Bild ist unter Glas und Rahmen. Die letztere Bemerkung scheine ich überdies in einem etwas rätselhaften Französisch gemacht zu haben, denn die beiden sahen mich lange an, erwarteten eine Fortsetzung. Erst nach einer Weile gehn sie auf ein anderes Thema über.

Wovon soll ich reden! Nie im Leben habe ich Schweigen passender gefunden, als jetzt, o ein Schweigen aus meinem erschütterten, gerührten Herzen heraus, ein Schweigen zu Ehren Fauberts, an den wir denken. Oder wäre es vielleicht nicht geschmacklos, ihr zu erzählen, daß einige deutsche Kritiker mich Schüler Flauberts genannt haben. . . Ich schweige.

Sie aber scheint gesellig, mit vernünftigen regierenden Sinnen: „Welches seiner Werke gefällt Ihnen am besten?“

Ich bin starr: „Alle gleich, nichts als Meisterwerke.“ Ich freue mich, die Wahrheit bekannt zu haben, obwohl die Nennung einiger Namen vielleicht mehr Effekt gemacht hätte.

Dann reden wir von ihren „Souvenirs“. Ich gestehe, wie mich diese intimen Berichte über ihren Onkel gefreut haben. Nur zu kurz, zu wenig seien sie. Da beruhigt sie mich mit der Mitteilung, daß sie eben an der Arbeit sei, ihre ausführlichen Memoiren zu schreiben. Ich werde eingeladen, sie in Paris zu besuchen. Sie gibt mir ihre Visitenkarte, als Adresse ist „Villa Lanit“ angegeben. „Das ist. . .“ „Aus Salammbô“, falle ich ihr ins Wort, um doch einigermaßen nicht als ganz unbeslesenen dazustehen. . . Ja ich komme bald nach Paris,

sage ich, und dann will ich auch nach Croisset fahren. . . O nach Croisset käme sie nicht mehr gern, erwidert sie, alles sei dort zu sehr verändert. Nur einen Pavillon im Garten habe sie aus der alten Besizung retten können, dort stünden nun die Reliquien, auch seinen Schreibtisch habe sie hingeschickt. . . Das weiß ich alles, gar nichts Neues erzählt sie mir, und doch erfüllt es mich mit einer lieben, traurigen Befriedigung, sie erzählen zu hören, die Zeugin der großen Tage. Ich wage es und frage sie nach Faubert selbst.

„Il était très bon,“ sagte sie. Und nach einer Pause: „Et tendre.“

Dieses letzte Wörtchen, wie sie es ausspricht, scheint durch das ganze Haus zu schwingen, alles zu verändern, ringsumher. Ich habe Tränen in den Augen, während ich an den grausamen Stil der „Bovary“ denke, an die süßen Klagen, eingemauert in so hartes Gestein.

Mich aufrassend: „Und das weiße Bärenfell, ist es auch in diesem Pavillon?“

„Nein, die braunen Teppiche.“

Ich frage sie nach einzelnen Einrichtungen des Haushalts, wie ich es gelesen habe. Ich habe manchmal, von meinem eigenen Wissen überrascht, einen Moment lang das Gefühl, irgendwie zu dieser Familie zu gehören. Ich möchte wissen, ob noch die Verwandten seines Freundes Bonilhet leben. „Nein, alle tot.“ Ich frage sie nach den Goncourts, nach Turgenjef. Obwohl ich aus Büchern ja weiß, daß sie mit all diesen verkehrt hat, macht es mir immer wieder ein lebendiges Vergnügen, sie antworten zu hören: „Ja, ein Freund meines Onkels, ich habe ihn gekannt, er ist tot.“ Nur die Namen der Dichter werden genannt und doch ist es mir, als seien sie mir in diesem Augenblick, in der Hall des „Blauen Stern“ hier, näher als sonst jemals. Nichts erfahre ich über sie, keine Eigenschaft, kein Schlagwort; aber wie zauberhaft klingt der bloße Name aus dem Munde dieser schönen alten Dame, aus ihren Augen, vor denen noch die gegenwärtigen Bilder stehn. . . Und weise, voll Lebenslust, wie es scheint, spricht sie von der Vergangenheit. Es macht ihr Freude, wie eifrig ich in der Verehrung Flauberts bin. Und während ich mir frech vorkomme, da ich mir erlaube, so Hohes zu loben, dankt sie mir und bringt mich in eine Reihe, gleichsam für ihre innere Zwecke ordnend, mit dem Flaubert-Übersetzer E. W. Fischer. Nur sei er mehr Gelehrter, ich mehr Poet, wie es den Anschein habe. Ob ich ihn kenne. . .

So kommen wir auf Nebengeleise. Indessen fürchtet ihr Gemahl, den Zug zu versäumen, mahnt zum Aufbruch. Noch einmal rafft sie ihre ganze Liebenswürdigkeit zusammen, ich meinen ganzen Ernst, und im Zusammentreffen ergibt es noch einmal diesen Klang von seltsamer Angestrengtheit, wie immer wenn Menschen vorgebens einander nahe rücken wollen. Ich bin müde. Die ungewohnte Uebung im Französischreden hat mein Gehirn verdüstert. . . Dann begleite ich sie in den Regen hinaus zum Wagen, ein paar Sätze, verstehe ich nicht mehr, ein Händedruck, Kopfschmerzen, ein paar Vorübergehende kommen mir so neu und zugleich so Pragerisch vor. Wo war ich? Da rollt der Wagen davon. . .

Ich habe nichts neues erfahren. Aber darum hat es sich auch garnicht gehandelt. Sondern einzig darum, dem Ideal einmal körperlich nahe zu sein, körperlich (versteht man das?), nicht mit dem Geiste, sondern als Körper dem nahe zu sein, was man anbetet.

Dionysosorgie

1.

An eurer Opfer Rauch will ich mich weiden,
An blassem Menschenfleisch, an Narden, Wein -
Der Wollust Früchte kosten, Schmerzen leiden,
Ich will der salben Keuschheit Mörder sein!

Es sollen blasse Knaben vor mir tanzen
Bis ausgelöscht des Lebens greller Schein
Und noch im Sterben sollen sie mir spenden
Der Liebe Feuer aus den reinen Händen.

2.

Ihr fürchtet wohl den starren Dornenkranz
Der Luft, des Blutes zitterig weichen Glanz -
Euch ängstigt wohl des Todes herber Duft
Des Sinnenraufkes grause dumpfe Gruft. -

O wißt - manch Kleinod ruht noch in dem Schacht
Ruht in Vergessenheit und ewiger Nacht
Und niemand hebt es an das Licht der Sonne!
Und manche Orchidee haucht im Leid
Des süßen Dufts geheimnisvolle Wonne
Hinaus in gräßlich rauhe Einsamkeit.

Danzig

August Hermann Jelsz

Das Aldegrevier-Mädchen

Novelle von Alfred Richard Meyer

(Fortsetzung)

War es nicht etwas Selbstverständliches, daß die beiden Männer mit ihren sehnigen Armen, so ohne jede Verabredung, eine Schaukel für Vita bildeten und sie lustig schwingend den sanften Hügel hinab trugen, damit ihr Fuß nicht über eine heimtückische Kiefernwurzel in der Dunkelheit strauchle oder gar geritzt werde von einem Stein oder einer anderen Schärfe?

Der Mond, der schon tiefer stand, schien plötzlich blässer zu leuchten gegenüber dem weißen Licht, das von den drei Menschen ausging.

Mochten sie eben noch etwas Mehlgepudertes gehabt haben, so blinkten ihre edlen Körper jetzt wie von einer ganz wenig bläulich angehauchten metallischen Schicht, als sie laut lachend und spüßend gleich wieder aus dem See auftauchten.

„Wie Teer wadelt das schwarze Wasser“ rief Will ganz verzückt.

„Mich deucht es mehr wie flüssiges Pech. Die Wellen sind ganz klebrig, so warm sind sie“ flüsterte Vita selig.

„Ich wundere mich nur, daß ich aus dieser dunkel violetten Salontinte immer noch so blendend wieder rauschlüpfe“ jachtete Allerich hinter der abschwimmenden Heze her, deren dicke struppige Vorderpfoten, die immer so ausfahen, als ob sie von einem ungeschickten Kürschner schlecht ausgestopft wären, wie ein aufgezoogenes kleines Hammerwerk vorwärtstrebten.

Vita aber schwang sich mit einem bacchantischen

Schrei rittlings auf die große tigergesprenkelte Dogge und trieb sie juchzernnd tiefer in den See. Bald verlor das schöne Tier den Boden unter den watenden Füßen und hatte nur noch den breiten Kopf über den Wassern, der in der Entfernung immer mehr etwas Delphinisches bekam.

Und nun geschah etwas ganz — ja man muß schon sagen Märchenhaftes: Vitas schlanker Leib erschien plötzlich vollständig über der Flut, getragen von dem unsichtbaren Rücken des Hundes. Sie lag ganz regungslos wie ein von irgendwelchen geisterhaften Händen emporgehaltenes Marmorbild da, und es war ein seltsam phosphoreszierender Schimmer um sie, daß Will ängstlich aufschrie: „Vorsicht, der See hat dort schon Untiefen. Wage dich nicht zu weit, Vita!“

Ein jauchzendes Lachen war die Antwort. Die Nymphe richtete sich hoch auf ihrem bäumenden Reittier auf, fladerte dann ein paar Augenblicke wie ein Irrlicht hin und her und platschte schwer in die Wogen, daß silberner Gischt um sie war, doch gleich wieder wie Nebel im Monde verging.

Wenn nun da alles jetzt still geblieben wäre, wo sich eben noch dieses Wunder offenbarte — Will fühlte es heiß, daß es ihm wohl garnicht in den Sinn gekommen wäre, dorthin mit eiligen Stößen zu schwimmen, zu retten, zu erobern. Diese nüchternere Wirklichkeit war schon schöner, die da, goldene Kreise hinter sich verhauchend, mit kräftigem Arm näher kam, recht irdisch fauchte, spudte und prustete, nicht viel weniger wie die schnappende Dogge, die jetzt gar die Maske eines Haiisches annahm.

Über den Mummenschanz endeten jäh ein paar unfern laut werdende Schritte. Die drei Badenden setzten sich im selben Augenblick im Wasser hin, sodas nur ihre Köpfe, ganz regungslos wie alte Baumstümpfe, dunkel aufragten. Und die Hunde schwammen und schnupperten um sie herum wie nach einer verlorenen fährte.

Die Schritte verknackten sich bald im nahen Unterholz. Tommy Comasius aus dem Hause Comacelli prüfte noch mehrmals die Witterung. Vita kicherte.

„Die Luft ist rein!“ frohlockte Allerich. Sie stiegen vorsichtig auf das ziemlich hohe Ufer, nahmen nacheinander den niedrigen Zaun im leichten Quersprung, von den Hunden natürlich schon vorher überholt, und liefen den Hügel, Hand in Hand wie drei artige Kinder, hurtig hinan.

„Wer ein Handtuch haben will, ist selbst eins!“ frozzelte Allerich. „Ich habe ein eleganteres Mittel rausgeknoelt, ohne daß man sich dabei erkältet. Hinter'm Hause sieht uns kein Bürger. Marsch! Will, paß auf, reiß deine klattrigen Knochen mal für ein paar Sekunden zusammen! Auf drei schmeiß ich dir das Mädchen zu.“

Es begann ein heiteres Fangeballspiel, wobei Vita wohl zwei bis drei Meter weit in lichter Hyperbelkurve zwischen den beiden Männern hin und her schwebte, daß die angenehme Feuchtigkeit auf ihnen sogleich verdampfte und einem schon wieder aufsteigenden Schweiß wich.

„Jetzt aber in die Mäntel!“ mahnte Will. „Trinken wir unseren Wein im Atelier zu Ende. Schon fällt der Tau.“

Eine neue Flasche des alten Franzweins wurde entkorkt.

„Wer schläft heute Nacht mit Vita?“ fragte Ullerich auffallend ernst.

„Die Wahl müssen wir ihr wohl überlassen.“ Will gelang es nicht mehr, seine Begierde in dieser Antwort zu verstecken.

Ullerich war wieder mal ehrlicher. „Wozu haben wir denn unsere Würfel da? Hohe Hausnummer hat sie.“

Will gewann. Ullerich war ganz Freund und Glückwunsch.

„Ich schlaf schon hier im Atelier auf der Chaiselongue. Wenn ihr mir nur ein Kopfkissen heraussuchen wollt — Viel Vergnügen!“ —

Die Wunder dieser Nacht sollten jedoch hier erst ihren eigentlichen Anfang nehmen.

Wenn Vita heute Morgen Ullerichs Aufforderung mit dem Gehorsam einer Sklavin ihrem Herrn gegenüber nachgekommen war, so kreuzte sie jetzt ihre Arme wie eine ägyptische Statue über den Brüsten und erbehte.

Als aber Wills Finger über die Linien ihres Leibes glitten, tastender, greifender, umfassender wurden, geschah es, daß seine Sinne ihren jungen Körper also über alle Begriffe schön erfanden, daß sie verstummt und erloschen und nur Andacht waren und Gebet vor ihm.

Da ließ Vita die Arme kraftlos fallen, weil sie es nicht verstand, daß einer sie in diesem Augenblick verschmähete. Und sie suchte ganz hilflos nach einer Erklärung.

„Mögen Sie mich vielleicht wegen des Schnittes da von der Blinddarmentzündung nicht? Adolf und Edgar fanden das im Gegenteil immer sehr reizvoll.“

Will wußte natürlich nicht, wer Adolf oder Edgar waren, und lächelte nur befremdet.

„Ich habe das noch gar nicht an dir bemerkt. Ja richtig, diese kleine Linie hat ganz den Charakter eines Schönheitspflasters. Man sieht sogar die feinen Punkt-narben der Nadeln noch. Ich küsse dir das letzte Andenken dieser heiligen Schmerzen fort.“

„Ist Ihnen mein körperlicher Geruch unangenehm? Ich kann nichts dafür, daß mein Blut den Duft von Tuberosen hat.“

„Jede Blume hat ihre Daseinsberechtigung und ihre Liebhaber. Ich liebe jede Blume.“

„Sind Sie vielleicht freier auf irgend etwas, worin ich Sie gerade enttäuschen mußte? Ich würde Ihnen jeden Wunsch erfüllen.“

Hierauf hatte Will gar keine Worte, sondern nur sein befremdetes Lächeln, das sich schon wie eine Maske über seine Züge legte.

Wenn Kinder auf ihre Fragen eine ungenügende oder eine für ihren Verstand nicht zu greifende oder gar überhaupt keine Antwort bekommen, werden sie traurig und gehen in die Einsamkeit. Und ihr Grubeln nimmt immer seinen Anfang damit, daß sie den Grund ihrer Traurigkeit in sich selbst suchen.

So verließ Vita, still und beinahe wie ein geprügeltes Tier, das Schlafzimmer, nachdem sie sich Ullerichs alten Jagdmantel umgetan hatte. Es trieb sie jedoch nicht in das Atelier, wie Will ausdrücklich bemerkte, sondern durch die andere Tür auf die Veranda, wo sie sich wohl die gepolsterte Gartenbank als Lager erwählte.

Wills Augen brannten durch die Dunkelheit, indes Vitas Gedanken — und man weiß es nicht ganz

genau, ob es nicht das eigentlich erste Mal war — mit heißem Ernst ihr bisheriges Leben rückwärts gingen und also begriffen:

Wenn man einen Vater hat, der in der Weinmeisterstraße eine kleine Stellmacherei betreibt, und dem es in späteren Jahren passierte, daß er auf einem Witwenball die Modell-Minna kennenlernte und aus dieser flüchtigen Beziehung allmählich die Notwendigkeit für sich herleitete, die Bekanntschaft durch eine Heirat zu befestigen, so kann das zu keinem guten Ende führen. Hatte sich der Alte zunächst mit seinen sämtlichen Verwandten dieserhalb veruneinigt, so bißte er das Gelüste, eine einst gleichsam sachverständig beglaubigte Schönheit, die sich außerdem ein ganz nettes Stück Geld zusammen „gestanden“ hatte, in seinem Ehebett zu haben, mit tausend Zweifeln schnüffelnder Eifersucht. Das hatte schon vor Vitas Geburt seinen bösen Anfang genommen, Mutter und Kind später manchen Puff und Knuff davongetragen, bis ihn das Alter endlich beschwichtigte und ihn nur noch in polternden Worten nächtlich laut werden ließ, wenn er winters vom Gänseauslegeln, sommers von der Creptower Laubkolonie schwer trunken heimgetorkelt kam. Wie oft war es da Vita immer wie ätzende Lauge ins Gesicht geslogen, sie solle sich ja nicht einbilden, daß sie etwa seine leibliche Tochter sei; wenn er nur jemals diesen Hallunken von Rigenschleber herausbekäme; aber wenigstens über die Ehre seiner Tochter wolle er wachen. Davon hatte ebenfalls die Mutter, wie von ihrer heiligsten Pflicht, oft mit Pathos gesprochen, so namentlich auf den Gängen zu den Ateliers, wo sie den frühreifen Kinderleib ihrer einzigen Vita für eine Mark Stundenlohn enthielt.

Das mit der Ehre und ihrem Verlieren aber war Vita niemals so ein ganz klarer Begriff geworden. Was da mit ihr, an ihr geschah, wenn die Mutter sie einmal allein lassen mußte mit den fremden Männern, die alle viel freundlicher zu ihr waren als der Vater, wußte sie sich nicht zu deuten, sondern sie kam eher zu dem Glauben, daß jenes mit zu ihrem Berufe gehöre, weil es sich so selbstverständlich täglich wiederholte. Erst vor einem Jahr war ihr aus Prahlereien einiger Schulkameradinnen aufgegangen, weshalb ihre Besuche in den Ateliers so gern gesehen und so klingend belohnt wurden. Seit jenem Tag hatte sie ihr verächtliches Lächeln über all die harmlosen Abenteuer ihrer Freundinnen, die sich gegenseitig aus ihren kleinen Sünden ach so billige Kränze flochten und ach so glücklich waren.

Hier hielt Vita an mit ihren Gedanken. Glück — war sie das eigentlich ein einziges Mal schon gewesen? War ihr nicht immer dieses überströmende Berauschtsein der anderen fremd geblieben, wie wenn es da auf dem letzten Grunde des Bechers noch eine Seligkeit auszukosten gab, von der sie nichts wußte? Wenn ihr dann mal wieder so eine Minute wie eine dunkle Schwalbe durch den hellen Tag schoß, nahm sie sich's heilig vor, beim nächsten Mal noch mehr und aufmerksamer die Beobachtende zu sein, um vielleicht in einem jäh aufspringenden Augenblick der Lust die Fadel, die sie bei den Männern jedesmal heiß auf-flammen fühlte, an sich zu reißen und in ihrem Feuer emporzulodern. Aber nichts dergleichen wollte ihr das Geheimnis der anderen also nackt zeigen. Wenn sie dann darob ein wenig traurig wurde, sagte sie sich, wie so Kinder heute sind, das zum Trost: Euer Mär-

chen da tue ich von mir ab wie das vom Weihnachtsmann, wie das vom Osterhasen. Euer Glück ist Einbildung. Euer Glück ist Traum.

Ueber das Wort Traum stolperte sie dann schon wieder. Waren da nicht manchmal in den Nächten, wenn sie in ihrem schmalen, eisernen Bett zusammengeklügelt wie ein Igel schlief, feuchte Rosen auf ihren Leib gefallen aus irgend einer schönen aufglühenden und wie ein Feuerwerk zersprühenden Wolke? Wenn sie dann jäh auffuhr mit hämmerndem Herzen und an ihren Gliedern fühlte und faßte, ob sie denn nun auch wirklich und wahrhaftig wache, war sie da nicht immer warm von einer wundervollen edlen Salbe, die aus ihrem Traum herüber geträufelt war und verrauschte?

Ueber dem Gnitzensee ward es jetzt ein ganz wenig hell wie in ihr eine Ahnung, daß es doch wohl noch eine Brücke geben müsse zwischen dem Glück der anderen und dem Glück ihrer Träume. Hatte sie nicht bis jetzt nur Glück gegeben und niemals Glück empfangen? War sie nicht bis jetzt nur Magd, nur Gefäß für die Lust anderer gewesen, niemals aber selbst ein Triumph, übertaumelnd ein Trinkender? Bot keiner ihr den Becher ihres Sieges?

Im Wald schlug leise schon der erste Kuckuck auf. Vita zählte. Siebenmal. Das war die heilige Zahl. Und sie suchte, worauf alles sich diese Zahl wohl beziehen könne. Vorläufig aber schwieg die Zukunft in ihren sieben Sprachen.

Und da jetzt tiefblau der Morgen heraufkam, fröstelte es sie und trieb sie hinein in das Schlafzimmer. Sie kauerte sich auf das große Haldschnudelfell auf die Erde neben das Bett, in dem Will seinen seltsam ruhigen Schlaf schlief. Auch Vitas Augen schlossen sich nach wenigen Minuten, als schon der Sonnenstrahl durch den Herzausschnitt der Fensterladen sprang und sich in den blanken Nägeln schlanker Mädchensfüße kokett spiegelte.

Unter der Pumpe gab es wenige Stunden später eine lustige Wascherei. Dazu sprühte Ullerich mit hundert Frozzeleien und warf Fäuste voll Seifenschäum wie leichteste Schneebälle nach Vita, die nur Wills Blicke einzufangen suchte, um darin vielleicht doch noch eine Erklärung aufblitzen zu sehen. Will aber widmete sich überaus emsig dem kleinen Tommy Tomasius aus dem Hause Comacelli und schien das Mädchen, das da dicht neben ihm mit hoherhobenen geröteten Armen, daß man darunter den wonnigen krausen Flaum der Achseln sehen konnte, ihr üppiges Haar entwirrte und durchkämmte, gar nicht zu beachten.

„Da unten kommt der Briefträger. Geht hinein, damit er sich nicht noch an euch vergafft!“ rief Ullerich. „Zieh dich schnell an, Vita, du mußt gleich ins Dorf, Butter und Fleisch holen, daß wir nicht verhungern. Du wirst ja schon finden, wo meine Hoflieferanten wohnen.“

Die Post brachte mancherlei wichtiges. Zunächst eine kurze Mitteilung von Ullerichs Frau, daß sie nicht herauskomme, da sie abends noch einen Verleger getroffen, der ihr für heute einige Aufträge zugesagt habe. Außer den üblichen Drucksachen aber war da noch eine Einladung des Barons Urfull nach Südrufland: erstens wolle er mit Ullerich verschiedene Schnärpfe trinken, zweitens einen Bären schießen und drittens habe er für ihn ein ganz gewisses braunes Mädchen aus dem Kaukasus für das Badehaus ge-

kapert; er erwarte umgehend telegraphische Antwort, zu welchem Zuge er ihn mit der Troika einholen dürfte; vielleicht könne er ihm auch gerade das Spektakulum eines Bauernaufstandes in Freiheit dressiert vorführen, was heißen solle, daß er Browning und Flinten nicht vergessen möge.

Als Vita aus dem Dorfe zurückkehrte, war Ullerichs kleiner Koffer schon gepackt.

„Um acht Uhr heut Abend geht es nach Eydtkubnen. Gehabt euch wohl, ihr Lieben! Vor zwei Monaten seht ihr den Altmeister nicht wieder. Mein Tuskulum steht euch gern weiter zur Verfügung. Aber — daß mir keine Klagen kommen! Viteschen, du mußt gleich noch mal ins Dörfchen stelzen und mir dies Telegramm an meine Olle besorgen, daß sie heute Abend an der Bahn ist.“

Vita kam nach einer halben Stunde schon zurück, und zwar mit dem Telegramm und mit Frau Leonore.

„Da bring ich euch etwas Gänseleberpastete, Krebsse und ganz köstliche Käsestangen. Morgen früh fahre ich nach Kiel. Ich habe einen Bombenauftrag bekommen, ein Wanderbuch durch Schleswig-Holstein zu illustrieren.“

Wo war der Tag mit seinen mannigfachen Nebensächlichkeiten geblieben? Will würde die nächsten Wochen ganz hier draußen wohnen. Vita war nach dem Mittagessen, wie so ganz selbstverständlich, nach Berlin gefahren. Daß sie morgen mit Koffer und den notwendigsten Habseligkeiten wieder kommen würde, wußte nur Will, der ihr beim Abschied diese Bitte heimlich zugestüstert hatte. Ja, zur Vorsicht war er sogar noch Ullerich um die Adresse des Mädchens angegangen, auf alle Fälle.

„Gell, sie ist schön!“ frohlockte dieser. „Dafür mußt du mir eigentlich den Roman widmen, den du mit ihr erlebst und den du dann hier schreiben wirst. Viel Vergnügen!“

Im Abend saßen Frau Leonore und Will allein auf der Veranda. Es stand, wie so oft schon früher ein tiefes Schweigen zwischen ihnen, das sein Lauern immer lusterner züngelte. Jeder schob dem andern immer wieder das erste Wort zu, damit jener die Maske fallen lasse. Frau Leonore war die mutigere.

„Ist die kleine Vita eigentlich Ullerichs Geliebte?“

„Das weiß ich nicht. Ihnen aber wird es nicht unbekannt sein, wie er es mit den Frauen hält. Er braucht das so regelmäßig wie Essen und Trinken.“

„Sie meinen also, daß mein Mann garnicht fähig ist, eine Leidenschaft für einen bestimmten Menschen zu empfinden, ihn zu lieben?“

„Vielleicht.“

„Glauben Sie mir, daß ich Ullerich liebe?“

„Ja, denn Sie haben überwunden.“

„Nein, ich überwinde täglich noch.“

„Ist das nicht dasselbe?“

„Kaum. Sonst wäre ich wohl gestern Abend hier geblieben.“

„Ich kenne eine Frau; die nachts zwei, drei Uhr aufsteht und eine Omlette bäckt, Rührei macht und Burgunderpunsch ansetzt, wenn ihr Mann mit einer neuen Freundin heimkehrt. Von Flaubert stammt das Wort: „Man kann eine Frau anbeten und doch jeden Abend zu Freudenmädchen gehen.“

„Und Sie erkennen dieser Dame die Krone der Gattinnen zu?“

„Nicht die Krone, aber eine Krone. Wissen wir denn etwas von den anderen Menschen? Wo wir uns selbst nicht einmal kennen und nicht verstehen, daß alles, was geschieht, aus uns notwendig geschehen mußte! Ob das nun gut oder böse zu nennen ist, entscheiden doch nur die anderen, mit denen wir wiederum nichts zu tun haben.“

„Ich muß Sie bitten, ein Geständnis von mir entgegenzunehmen und mir wegen dieser Torheit Absolution zu erteilen. Mein Abenteuer mit Ihrer Frau —“

„Kenne ich. Es hat mich nie berührt, geschweige denn verletzt.“

„Aber woher wissen Sie —?“

„Von meiner Frau selbst, bis in die intimsten Einzelheiten Ihrer amourösen Geste.“

„Ah! Ich hätte sie, weiß Gott, nicht für so aufrichtig Ihnen gegenüber gehalten. Und Sie leiden nicht im geringsten unter diesen — wie soll ich gleich sagen — Nebengleisen?“

„Meine Frau gehört als Schauspielerin oder, wenn Sie so wollen, als Kokotte allen. Nennen wir sie lieber Kokottchen. Sie wird keine Ninon de Lenclos werden.“

„Warum lassen Sie sich denn nicht scheiden, Will?“

„So halb aus Gleichgültigkeit, so halb von wegen Pinkepinke. Vielleicht macht sich's zum Herbst mal.“

(Schluß folgt).

Vied eines kleinen Mädchens

Nun bist du fort.

Still ist es in den Fluren.

Kalt lacht der Himmel.

Das Bächlein scheint zu spotten.

Der Wolken leuchtend Hermelin

birgt kein Geheimnis mehr.

Nun bist du fort

und nie mehr kehrtst du wieder.

Was du mir gabst

war nur ein warmer Blick,

den ich erwidert, scheu und ängstlich faßt.

Doch fehlt er mir und leer ist's in den Bergen.

Was soll mein Lächeln,

wenn ich's dir nicht schenken darf?

Prag.

Marie Holzer.

Vortragsabend

E. O. Im Harmoniumsaal stellte sich eine junge Rezitatorin, Mimi Kornfeld, einem literarisch-gefinnten Auditorium als Interpretin moderner Lyrik vor. Das Beste gab die junge Dame mehr in der sehr geschickt und mit feinem Takt getroffenen Auswahl ihrer Vortragsstücke als in ihrer Interpretation selbst. Ihr scheinbar sehr enges Verhältnis zur Literatur zeigte sich auch in ihrem erfreulichen Verhältnis zu jedem der einzelnen Gedichte, in denen die verschiedensten Temperamente und Begabungen einen differenziert persönlichen Ausdruck fanden. Was sie an rezitatorisch-künstlerischem Gehalt herauszubilden vermochte, machte vorläufig noch den Eindruck talentvollen Werdens, ohne zu verstimmen, aber auch ohne zu überraschen. Vorläufig hat sie ihre Stimme noch nicht so in der Gewalt, um etwa einem in der Emphase hervorgerufenen Diskant zu entgehen. Vor allem mußte sie die Modulationsfähigkeit ihres Organs mehr ausbilden und sich vor dem lauten Heraus-schreien ganzer Strecken hüten, da sie sich hierdurch um manche letzte Wirkung brachte. Am besten gelangen ihr die zarten

lyrischen Stimmungsbilder eines Rilke, Flatschlen, Zweig, Verlaine; sehr gut gab sie auch den männlichen Rhythmus Eulenbergischer Sonette wieder, während sie in Kauflers „Komödiantenlied“ teilweise verfaßte, weil u. a. auch dieses Gedicht ihrer Manie, Wirkungen durch Schreie herauszuströmen, statt durch Modulationen herauszuholen, sehr entgegenkam. — Jedenfalls kann die Dame mit dem Erfolge, den sie sich errang, zufrieden sei, ohne dabei zu vergessen, daß sie vor allem zu erfüllen hat, was sie jetzt verheißungsvoll versprochen.

Literarische Neuerscheinungen

Hugo von Hofmannsthal. Die prosaischen Schriften, gesammelt. (E. Fischer, Verlag, Berlin.) 4 Bände, geh. je 3,— M.

„In große, bunte Bilder drängten sich die Wahrnehmungen seiner Sinne: er hörte, sah, tastete und dachte zugleich. Er freute sich, Fremdlinge zusammenzubringen. Bald waren ihm die Sterne Menschen, bald die Menschen Sterne, die Steine, Tiere, die Wolken Pflanzen, er spielte mit den Kräften und Erscheinungen, er wußte, wo und wie er dies und jenes finden und erscheinen lassen konnte und griff so selbst in die Saiten nach Tönen und Sängen umher.“ Es ist der Meister von Sais, von dem Kopalitz diese Sätze schreibt; und ich fand ihr Echo in den prosaischen Büchern Hugo von Hofmannsthals: Erlebnis und Erlebender sind nicht getrennt; „wir besitzen unser Selbst nicht, es flieht uns für lange und kehrt uns in einem Augenblick zurück.“ Die Erlebnisse sind nichts als Bewegungen, Landschaften der Seele, und die Landschaften der Seele sind wunderbarer als die Landschaften des gestürzten Himmels“. Sie sind ihm vertraut, als wären sie ihm nie fremd und unbekannt gewesen: und wenn er sie gewahrt wird, ist es wie eine tiefe, schwere Wiedererinnerung. Dunkel und rätselvoll ist das Weltall: und der Dichter ist wohl erstaunt von seinen Bildern, aber „er ist nie überrascht, denn nichts tritt völlig unerwartet vor ihn, alles ist, als wäre es schon immer da gewesen“. Eben noch waren wir leer und gelassen, da zerplittert eine sanfte Bewegung den in sich ruhenden Organismus unserer Seele in ein Chaos erregter, vielverschlunger Leidenchaften, das schmerzhaft leidet und nach Entladung drängt. Dem Dichter ist nun eine Befreiung gegeben, die jedem andern ver sagt ist: das Wort. „Gib mir ein Wort, zu sagen, was ich leide.“ Und es geschieht etwas Wundervolles: einer schreibt einen Satz, — und wir sehen diesen Satz und seinen Sinn nicht mehr, sondern den Dämon des Dichters, — und doch haben wir nichts gesehen als diesen Satz und seinen Sinn. Dieses Verhältnis des Lesers zum Dichter bewahrt Hofmannsthal für sein Verhältnis zur Kunst. Er sieht einen Dichter: und die innige Vertiefung wird zu Symbolen, die Metapher heißt: er sieht alles in einer Bewegung. Ihm ist es nicht um ein Einzelnes zu tun, sondern um das Dasein eines mythischen, unvergleichlichen: der Kunst. Das Einzelne würde ihn binden und beschränken. Es flieht in den Leich zurück, auf dessen Spiegel es ein Schimmer ist oder eine schwache Bewegung. Nie ist Kunst inniger, sehnüchtiger, beglückender empfunden worden als in diesen Auffäßen. Das ist es, was Hermann Vahr bei Hofmannsthal als das Moralische empfindet. Und würde man ihn selbst um diese heiße Adoration befragen und ihm aufgeben, eine Formel zu finden, so würde es keine andere sein als diese: Ehrfurcht vor dem Leben. Das Leben ist der Kreis, der uns umschließt: da bestehen keine Unterschiede zwischen Leser und Dichter, und die Empfänglichkeit ist alles. Da mag es wohl sein, daß ein ganz Verfeinerter den Weg hinauf eilt und, als er sich jäh umschaut, keinen Weg mehr gewahrt und Lust und Kraft zum Vorwärtsschreiten verliert: das eben noch so helle Leben wird dunkel und sinnlos, die Zufälligkeit und Zusammenhanglosigkeit des Geschehens wird ihm wie durch einen Blitsschlag gewiß. Das ist der Inhalt des unvergleichlichen Briefes, den Hofmannsthal den jungen Philipp Lord Chandos an Francis Bacon schreiben läßt, da er ratlos und wie ein Knabe vor den verschlossenen Toren des Lebens steht. Diese unbegreifliche und furchtbare Weiße des Lebens spricht aus jedem Satz des Dichters: er stellt sich als der Lebendige vor ein Auditorium von Professoren, denen er von Shakespeare erzählt. Und doch empfinde ich nichts literarischer als dieses beruhte Leben. Der gewöhnliche Mensch erlebt Druck und Stoß und reagiert schnell und unverkennbar; der Dichter lebt mit Spiegelungen und Schatten. Seine Erlebnisse sind relativ. Das ist die bezaubernde Mannigfaltigkeit seiner Sprache, die die Dinge achtet als Chiffren und Zeichen des Lebens. Welche Stufen führen von dem Erleben eines

griechischen Epigramms zu dieser Form: Es gibt antike Gedichte, welche so sind wie ein dunkles Weinblatt gegen den blassen Abendhimmel." Das ist nicht metaphorisch für etwas gesagt, sondern die tiefste und reinste Anschauung. Dem Dichter scheint die Welt ein mystisches Spiel, wie dem Meister von Sais, dem Tiere, Menschen und Sterne Formen in seinen Landschaften wurden.

Emil Strauß, Kreuzungen. Roman. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Vierte Reihe, Band 2. Gebunden 1 Mk., in Leinen 1,25 Mk.

„Kreuzungen“ behandelt ein Liebes- und Eheproblem; wenn man will: das alte Dreieck, ein Mann zwischen zwei Frauen. Die eine hat er in Ferien, in Feiertagsstimmung getroffen, eine geistige Natur, die in freiwilligem, bewußtem Rausch weniger Tage sich ihm zu eigen gibt. Die andere ist ihm landsmännisch und durch Freundschaft vertraut, ein junges Ding, dem typischen Backfisch scheinbar ähnlich genug. Wie diese Werte sich langsam vertiefen, verschieben und kreuzen; wie das Gütige, hilfreich Aufgeschlossene, das Fruchtbare des Lebens sich als eine höhere Macht erweist, als alle Gaben des extrem Individuellen, das ist das Thema des Buches. Eine Sittlichkeit, die sich nichts abdingen läßt, deren Forderungen um so unerbittlicher sind, als sie philisterliche Kleinlichkeit und Moralheuchelei tief unter sich läßt, spricht aus dem Buche. Das Leben darin untersteht einem sittlichen Gesetz, durch das es nicht unterdrückt, sondern zu höherer Kraft gezwungen wird. Leben, Tätigkeit, Fruchtbarkeit, Schönheit, Freiheit, so lautet die Forderung; und Strauß stellt sie nicht nur, sondern erfüllt sie mit seinem Buch. Immer neue und überraschende Seiten seiner Natur treten hervor, ein Reichtum, dem seine Charaktervolle mannigfaltige recht eigentlich meisterliche Formkunst zur Erscheinung verhilft. Seine Sprache ist präzis, leuchtend und von Anschaulichkeit. Eine Prosa aus erster Hand, die allein genügen würde, Strauß unter die Meister des Romans einzurücken. e. B.

Vornotizen

Nur wichtige Vorkommnisse werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Otto Sonka. Revanche. Komödie. (Albert Langen, Verlag, München). Geh. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50.

Balzac. Die dreißig tollbreitesten Geschichten, genannt Contes Drolatiques. (Insel-Verlag, Leipzig.) 2 Bände. Geh. Mk. 8,—.

Henrik Pontoppidan. Das gelobte Land. Roman. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.)

Henrik Pontoppidan. Hans im Glück. (Insel-Verlag, Leipzig.) 2 Bde. Mk. 8,—.

Anton Tschekow. Ein Weiberreich. Novellen. (Desterheld & Co., Berlin.)

Oskar Landauer. Der Weg zum Sozialismus. (Verlag des Sozialist. Bundes, Berlin.) Geh. 50 Pfg.

Zeitschriftenchau

Der Türmer. Monatschrift. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Januarheftes: Friedrich der Große. Von Hermann v. Petersdorff; Das untaugliche Heer. Von Carl v. Wartenberg; Das Fiasko der „Nibelungentreue“. Von Otto Corbach; Friedrich der Große als Mensch; Hardens „Köpfe“. Von Dr. Richard Bahr; Streng vertraulich! Von Fritz Mahler; O Preußenherrlichkeit! Von einem Altpreußen; Türmers Tagebuch; Die deutsche Nationalbühne. Von Dr. Karl Stork; Goethe gegen Kleist. Von -s.; u. a.

Die neue Generation. Herausgeberin Dr. Helene Stöcker. (Verlag: Desterheld & Co., Berlin W. 15.) Heft 12 des 7. Jahrgangs bringt: Dr. C. von Tszjka: Säuglingssterblichkeit u. Mutterschutz; Dr. Hermann Rohleder: Neumalthusianismus und Verzeßstand; Dr. J. Rutgers: Keuschheit und „Ausleben“; Liter. Berichte u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

Inhalt der vorigen Nummer: Das große Sterben. / Enlvefter. Von U. Gadan. / Appell ans Volk. Von Vivous. / Glossen. / Der Romantiker Kurt Uram. / Der Knigge von 1912. Von Bonifacius Kiefewetter. / Zum Leitbock ungeeignet. Von Prof. Dr. Gurlitt. / Neujahr. Von Erich Mühsam. / Oskar Baum. Von Max Brod (Prag). / Strindbergs „Scheiterhaufen“. Von Anselm Ruest. / Der letzte Tag im Jahr. Von Frana Srámek. Aus dem Tschechischen von Ditto Pick. / Lieber Baron! Von Marie Holzer. / Semiramis. Von Ernst Stabler (Brüssel). / Erika von Wagner. Von Max Jungnickel. / Das Aldegrevor Mädchen. Novelle von Alfred Richard Meyer. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. /

Der Zwiebelstich. Unsere Tage sind nicht gerade arm an Unternehmungen, die sich die Veredelung und Erhöhung der Kultur zum Ziele gesetzt haben. Ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen! Aber dem guten Deutschen ist es ja nicht gegeben, auch in solchen, weiß Gott: ernstern, Dingen grazios, leicht, witzig, mit einem Wort: fesselnd zu sein. Er ist, in der traurigen Regel, breit wässerig, steifkleinen, schulmeisterhaft und von ausgemachter Moralität. Kein großes Wunder also, daß alle, die Prometheus aus besserem Thone formte, mit Bestrebungen solcher Art nichts zu tun haben wollen. Gottseidank aber gibt es ein Unternehmen, das geeignet ist, gerade die Besten, nicht nur in Deutschland, sondern überall im „guten Europa“ zu einer kleinen, aber einflussreichen „Gemeinde für Kultur“ zusammenscharen. Dies Unternehmen wird geleitet von dem rühmlichst bekannten Münchner Verleger Hans von Weber; es heißt „Der Zwiebelstich“, und man kann nicht herzlich genug der Beachtung und Teilnahme aller empfehlen, denen die Umgestaltung unserer heutigen Lebensform, wie eine Ehrensache, am Herzen liegt. — „Der Zwiebelstich“ erscheint in unregelmäßigen Zwischenräumen, doch kommen in jedem Jahrgang sechs Hefte heraus. Die einzelne Nummer kostet 60 Pf., — aber ist das ein Preis? Man erhält ein wunderschön ausgestattetes Heft, bei Voetschel & Trepte in Leipzig gedruckt. Umschlag und Schrift wechselt jedes Jahr; was aber als das alle Jahrgänge verbindende bleibt, ist die unverwüßliche Frische des Geistes, der zwischen den Zeilen dieses Blättchens wohnt. S. von Hülsen.

Die neue Rundschau. Das Januarheft (S. Fischer, Verlag, Berlin), bringt ein bisher unveröffentlichtes fünftaktiges Drama von Gerhart Hauptmann: „Gabriel Schillings Flucht“, ein Stück aus dem modernen Leben, das den Konflikt und die Tragödie eines Künstlers schildert, der vom Schicksal zermürbt wird. Hauptmann wollte dieses Drama nicht vor einem großen Publikum aufführen lassen, beschränkt sich auf diese Buchveröffentlichung und denkt eventuell nur einmal an eine intime Aufführung, die die Reize des Stückes vor das rechte Publikum stellen würde. Das Werk stammt aus dem Jahre 1906. In demselben Heft werden zum ersten Male Briefe von Joseph Kajng veröffentlicht, und zwar Jugendbriefe an seine Eltern, die nicht nur durch die Persönlichkeit des betreffenden, sondern auch durch die ungemein reiche und anschauliche Sprache, durch die bunten Erlebnisse an den kleinen Büchern seiner beginnenden Karriere interessieren werden. Emil Strauß beginnt seinen neuesten Roman „Der nackte Mann“. Hans Kyser schreibt einen Angriff auf die Deutsche Schillerstiftung, in dem er ausführlich an der Hand der gedruckten Gutachten nachweist, wie das große Vermögen dieser nationalen Stiftung an Schriftsteller minderen Ranges und an deren Verwandte verstreut wird, während die wirklich verdienstvollen Dichter zum großen Teil unberücksichtigt bleiben. Ein biologischer Essay aus Uerküll, ein Aufsatz von Karl Scheffler über unsere Jugend, eine Kritik Adolf Harnacks von Arthur Bonus, ein Essay von August Journier über die neueste Literatur der letzten Tage Napoleons, ein Essay von Norbert Jaques über Weltreisebücher, ein Nachruf von Julius Elias an Tschudi, eine Polemik von Ernst Blag gegen „Die neuen Weltmeister“ die politische Chronik von Junius und allerlei kleinere essayistische Anmerkungen füllen das übrige Heft, das 2,50 Mk. kostet.

Vortragsabend Rest Langer

Sonntag, 21. Januar 1912, abends 8 Uhr, Architektenhaus, Kleiner Saal, Wilhelmstr. 92/93. Dichtungen von Hugo von Hofmannsthal / Richard Dehmel / Rainer Maria Rilke / Frank Wedekind / Eduard Stucken / Heinrich Lautensack / Alfred Richard Meyer / Victor Hadwiger / Anselm Ruest / S. Friedlaender / Alfred Kerr / René Schickele u. a. Billets à Mk. 3.—, 2.—, 1.— durch Theaterkasse U. Wertheim, Leipziger Straße, und Verlag U. R. Meyer, Wilmersdorf, Kaiserplatz 16, sowie an der Abendkasse.

Die Aktion

NR

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 3 • 15. Januar

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-E Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Massauischestraße 17 zu senden :: :: ::
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Nr. 6242 :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf :: :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig :: :: ::
In. erale. durch die Anzeigen-Verwaltung der Aktion: Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Goltmannstr. 22.

Inhalt: Eine halbe Stunde fürs Vaterland. Von Franz Pfemfert. / Naturgeschichte des deutschen Philisters. Von Friedrich Saß. / Friedrich der Große. Im Spiegel seiner Worte. / Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ und sein Gottberg am Pressepranger. / Glossen. / Kunsthauffe. Von Cheskel Zwit. / Aus dem Feuilleton des „Berliner Tageblatt“. / Die phantastische „Germania“. / Fälle des Lebens. Von Ernst Stadler. / Lebensgedanken. Von Felix Goldner. / Rattentanz. Von Victor Hadwiger. / Das Abgeregter Mädchen. Von Alfred Richard Meyer. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau.

Eine halbe Stunde fürs Vaterland

Also das deutsche Volk hat gesprochen.

Der Tag der Abrechnung, der Zahltag, der Tag des Gerichts, oder wie ein unerschrockener Leitartikler der W. a. M. so unnachahmlich sagt, der „Wendepunkt“ liegt hinter uns. Nun muß sich alles, alles wenden. Nun wollen wir nach dem Rat des selben Herrn Hans Leuß handeln:

„Alle Freiheitshymnen soll man hervorsuchen; die Bibel plündern und die Dichter! Christliche und heidnische Literatur! Wir entinnen dem Strick des Voglers, der Strick zerreißt, und wir sind frei! Alle die Klänge der Erlösung müssen uns passen und dienen! Alle Sieges- und Kriegsgefänge! In alten Gesangbüchern heißt es:

... zerschmett're deine Feind',

So viel ihrer auf Erden seind'!

Jawoll, so sind wir!

Mit eisernen, wenn auch etwas angerosteten Phrasen berannten wir das morsche Ding, den Staat. Die Wahlzettel flatterten! ... Hallelujah!

Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

... Ob ihnen der Eckel nicht kommt, wenn die gewerbsmäßigen Mandatsinteressenten heute auf ihre „Wahlarbeit“ blicken? Ob sie den Mut aufbringen, in den nächsten Wochen sich im Spiegel zu betrachten?

Ah, diese Herrschaften dürfen auf das kurze Gedächtnis der Zeitgenossen bauen! Soweit sie ihr M. d. R. erkämpft haben, brauchen sie sich nun fünf schöne Jahre lang um die kindlichen Wähler nicht zu kümmern. Und die Durchfallskandidaten werden die Fehlgeburt der neuen Zeit eben mit ihrem Durchfall erklären. Ja, wenn wir gewählt worden wären! Na, wartet nur, das nächste Mal!

Der deutsche Wähler jedoch, das gutgläubige Wesen, legt sich, sofern er nicht durch Stichwahlen beunruhigt wird, auf seine Bärenhaut und pausiert bis zur nächsten Neuwahl. Er hat einen schweren Tag gehabt, in dem er

sich eine halbe Stunde dadurch politisch betätigte, daß er einem der politischen Drahtzieher seine Stimme gab.

Eine halbe Stunde fürs Vaterland! Mehr hat selbst die demokratische „Berliner Volkszeitung“ von jedem deutschen Bürger nicht gefordert. Diese halbe Stunde hat der deutsche Bürger geopfert — und damit seinen politischen Latendrang auf Jahre erschöpft. Denn das ist das Wunderbare: unser Scheinparlamentarismus weiß alle politischen Wünsche, weiß alle Volksleidenschaften so restlos aufzuzehren, daß nichts übrig bleibt. Der Stimmzettel ist der Schlußpunkt aller politischen Weisheit. Vor dem 12. Januar hatten die Millionen noch so etwas wie Freiheitssehnsucht im Leibe verspürt. In den Wahlurnen sind alle Träume begraben. Was in den nächsten fünf Jahren im Volke neu erwacht — es wird wieder in Wahlurnen bestattet werden. Eine halbe Stunde fürs Vaterland — so lange unsere politischen Phraseure das Volk nach diesem Rezept irrezuführen wissen, kann die Reaktion sorglos sein.

Aber, und diese Hoffnung hat uns der politische Karneval gebracht, die fetten Jahre der Taschenspieler der Politik werden nicht ewig währen. Bisher ist es nur ein Bruchteil der Sozialisten gewesen, der die elende Spiegelfechtere der Wahlagitatoren durchschaut hatte: allmählich beginnt auch im Bürgertum zu tagen. Und die „Aktion“ darf stolz darauf sein, in den letzten Wochen für ihren Teil viel dazu beigetragen zu haben. Unser Flugblatt, das in tausenden von Exemplaren im Lande verbreitet worden ist, hat so manchen Bürger nachdenklich gestimmt, hat viele, die durch lügenfeste Versammlungspropheten in einen wahren Rausch hineingeredet worden waren, gründlich ernüchert. Hunderte von beifälligen Kundgebungen sind uns zugegangen. Politisch einheitsvolle Bürger forderten fortwährend neue Flugschriften, um in ihren Kreisen gegen das Wahlzettelfieber anzukämpfen. Die Stichwahlen kommen! Der Kampf geht weiter! F. P.

Naturgeschichte des deutschen Philisters

Von Friedrich Saß.

Definition des Begriffes „Philister“.

Der Philister ist unbegreiflich. In seiner Unbegreiflichkeit liegt sein Wesen. Seine ganze Wahrheit ist das Sein und diese Gewißheit ist, wie Jeder, der mit Hegel bekannt ist, wissen muß, die abstrakteste und ärmste Wahrheit. Sie sagt von Dem, was sie weiß, eben nur dies aus, daß es ist, und so hat denn auch der Philister, so lange die Welt steht, eben nur sein Sein gewußt und behauptet. Er ist das Ich im Nichtich. Er ist also kein in sich selber durch die dialektische Bewegung des Denkens und freien Wissens zurückgegangenes und geläutertes Ich, sondern er ist auf dem Punkte des Nichtich stehen geblieben und angefroren. Allein der Philister läßt auch, eben weil er nur eine sinnliche Gewißheit ist, eine Erkenntnis von ungeheurem Reichtum zu, er breitet sich in der Zeit sowohl, wie im Raume, ins Ungeheure aus, und nehmen wir nun aus dieser unendlichen Fülle, worin sich der Philister zeigt, ein einzelnes Stück, so ist dafür weder im Hinein noch im Hinaus eine Grenze zu finden. Der Philister ist also erstens ein Unbegreiflicher, zweitens ist er ein festgefrorenes Nichtich, drittens ist er ein Unbegrenzter.

1. Der Philister ist ein Unbegreiflicher. Mag die Naturwissenschaft die ungeheuersten Fortschritte machen, mag sie vielleicht einst die Sonne von Himmel nehmen und sie in ihrem Tiegel in ein gesottenes Ei verwandeln; mag sie lehren; die Luft in Dickmilch und die Erde in Aether umzusetzen, an dem Begreifen des Philistertums scheitert sie; denn dieses ist der echte Stein der Weisen, nämlich der Stein des Anstoßes und des Uergernisses. Hypothesen lassen sich zwar in Menge über das Urwesen des Philisters machen, allein die vollkommene Ergründung ist absolut unmöglich. Wir müssen deshalb negativ verfahren.

2 Der Philister ist ein Nichtich. Es war, glaube ich, Seneca, welcher einmal behauptet hat, daß die Philister integrierende Teile des Weltalls und nicht zufällige Erscheinungen, etwa Meteore, seien, während Plato seiner idealischen Weltanschauung zufolge gerade das Gegenteil annimmt. Es muß also auch in der alten Welt eine Menge Philister gegeben haben und sie können nicht eine Geburt der christlichgermanischen Welt sein. Daß die Philister integrierende Teile der Menschheit sind, ist mir zweifelhaft. Sie bilden in der Geschichte die eigentliche Masse, nur das große Agaregat: durch sie wird das Gesetz der Schwere auf den Geist der Menschheit angewendet, sie geben bei allen Bildungsprozessen, nachdem sie für kurze Zeit mit dem Geiste durcheinander geschüttelt worden, nur den toten Niederschlag. Die Menschheit ist aber ein unendlicher Organismus; jede Epoche ist eine Organengruppe, und wer als Mensch gelten will, der muß sich als einzelnes Organ in diesem großen lebendigen Ganzen bewähren. Der Charakter des Lebens wird durch Kräfte gebildet, die sich wirksam zeigen; das Wesen eines lebendigen Organismus wird eben durch die Vereinigung der Kräfte aller seiner Organe zu einem einzigen Zweck begriffen, und so muß denn, wer ein Organ des großen Weltorganismus, ein Mensch, sein will, in Wechselwirkung zu dem Ganzen der Menschheit und zu dem unendlich hohen Zwecke desselben

stehen, den wir zwar nicht begreifen, der aber, das ist unläugbar, nicht im bloßen Sein, sondern auch im Wirken für das Ganze besteht. — Wie verhält sich nun der Philister zu diesem großen Leben der Menschheit? Er ist eben nichts als eine sinnliche Gewißheit, die ganze Wahrheit dieser sinnlichen Gewißheit ist das bloße Sein, das bloße Sein macht aber noch nicht den Menschen; es wäre also vollkommen bewiesen, daß der Philister nicht nur ein Nichtich, sondern daß er auch gar kein Mensch sei. Allein damit konnte nicht dargetan werden, daß dieser Nicht- oder Unmensch, vulgo: Philister, gar keinen Einfluß auf das Leben der Menschheit habe, im Gegenteil, wir werden den Einfluß der bewußtlos widerstrebenden Masse anerkennen müssen. Also ist der Philister nichts weniger, als ein Komet, denn wenn dieser als nicht integrierender Teil des Weltalls genommen wird, so kann man schließlich daraus doch folgern, daß er auch ohne Wirkung auf den Weltorganismus bleibe. Der furchtbare Einfluß des Philisters auf den Menschen ist aber der niederdrückende Einfluß der rohen, gemeinen, der Bildung widerstrebenden Masse gegen das hohe, bildende Prinzip der Menschheit. Es sind zwei feindelige Geschlechter, welche die Erde bevölkern, Menschen und Philister, und an eine ursprüngliche Einheit unter ihnen ist, wie Philosophen und Naturforscher zuweilen fabeln, gar nicht denken. Im ewigen Kampfe zeigt sich der Geist mit der rohen Masse, bald siegreich, bald unterdrückt, aber nie entmutigt, immer wieder hervorbrechend, rastlos im Kriege, in steter Bewegung und allmählich selbst die Philister, welche das Prinzip der Starrheit und Leerheit in sich tragen, vorwärtsdrängend. Das Philisterium widersteht dem Drange des freien Geistes nicht durch ein selbstbewußtes Wirken, nicht durch ein Zurückgehen auf Grundsätze und Prinzipien, es trotzt vielmehr auf sein brutales Dasein, darum ist es auch immer dem Bestehenden geneigt, und ist taub für die ersten Forderungen und Bedingungen des Selbstbewußtseins und der lebendigen Entwicklung. Da es die Gesetze des Fortschrittes und des Lebens im Ganzen nicht anerkennt, da es sich selber nicht zum Bewußtsein seines Begriffes bringen kann, so ist es eben nichts als eine atomische, organische Masse und wird dem Geiste des Lebens nie durch Waffen und Angriffe, sondern nur durch die Gemeinheit seines tierischen, sich in's Unendliche gebärenden Seins, dieser niedrigsten Wahrheit, gefährlich. Dadurch bringt es die schrecklichsten Entartungen und Verzerrungen in der Geschichte der Menschheit hervor; indem es der vulkanischen Macht des Denkens gegenüber das leere Sein behauptet, veranlaßt es jene Explosionen und Revolutionen, die es fürchtet; durch seine stete Neugeburt aber sucht es den Glauben an die Perfektibilität des Menschen zu vernichten und den Zweck desselben in das leere Sein zu setzen. Das Nichtich, das Nichtwissen seiner selbst, das Nichtanerkennen eines großen menschheitlichen Ganzen und Zweckes, das ist eine Hauptseite des Begriffes Philister darin ruht all sein Können, all seine Geltung dem Menschen gegenüber.

3. Der Philister ist ein Unbegrenzter. Er wuchert über die ganze Erde, durch alle Zeiten. Wo Ein Mensch ist, sind wenigstens fünfzig Philister und suchen mit ihrem brutalen Nichtich sein in lebendiger Entwicklung und in steter Beziehung zur ganzen Menschheit nach Freiheit strebendes Leben zu töten. Da ist kein Mittel zu niedrig, kein Plan zu gemein, um dieses zu voll-

bringen. Mit der Bewegung des Geistes, als deren Inbegriff sich die Zivilisation darstellt, ist auch der Feind derselben, der Philister stärker geworden, nicht in innerer prinzipieller Klarheit, sondern an atomistischer Masse; in Raum und Zeit wurde er immer mächtiger und so ist denn heutzutage neben der Physiologie des Kulturgedankens eine Physiologie des Philisters gar kein unbedeutender Gegenstand. Dem Nervenäther, den feinen Blutkügelchen der bewegten Menschengeschichte steht hier der rohe Knochen gegenüber. Der Philister ist weder eine Geburt der Zivilisation, noch der germanischen Welt insbesondere; er ist vom Menschen spezifisch verschieden und geht unbegrenzt durch alle Zonen, durch alle Zeiten. Im Naturzustande roher Völker fehlt er so wenig, als in der höchsten Lebensbewegung; dort pflegt er gewöhnlich als schlingendes Tier aufzutreten. — ob der Philister eher entstanden ist, als der Mensch, ist eine wichtige, aber sehr schwer zu lösende Frage. Ich bin nicht der Meinung, daß Hunde und Philister gleichzeitig aus einem Stoffe entstanden sind und als leere Larven bereits die Geburt des ersten Menschen umheulten, als er auf die Pyramide der Schöpfung trat und die Welt leuchtenden Auges musterte, denn es ist in der Natur nirgends das Vollkommenste zuletzt, nirgends der Leib vor der Seele entstanden, und im gebrüteten Ei sprossen nicht die gemeinen Glieder als das Erste hervor, sondern das Auge, der unmittelbare Ausfluß der Seele. So muß auch das wahrhafte Menschthum eher dagewesen sein, als die Verzerrung desselben, wie der Philister es darstellt. In seiner äußeren Erscheinung wird der Philister durch jede Epoche, welche der Geist im Leben der Menschheit erzeugt, umgeschneidert und ganz mechanisch zieht er die großen Errungenschaften des Geistes nicht als etwas Lebendiges, sondern als etwas Unorganisches in seinen Kreis hinein, er braucht den Geist, indem er den Geist bekämpft. Es ist der Philister, der den Sokrates verspottet hat, äußerlich zwar ein anderer, als der gemeine Sakute, welcher sein rohes Pferdefleisch verschlingt; der Philister des Mittelalters, der in zünftiger Wichtigkeit sich in den hochweisen Wagen streichelt, ist in seiner Erscheinung ein anderer, als irgend ein Philister von heute, denn der Philister, wie auch der Stein Luft in sich hineinsaugt, muß sich immer in der Sphäre des Geistes bewegen, welche dieser auf seinem geschichtlichen Gange aus innerer Notwendigkeit hervorbringt, aber er merkt nichts von alledem; er ist ganz und gar in seiner sinnlichen, egoistischen Gewißheit aufgegangen, und so bleibt denn das Wesen des Philisteriums durch alle Zeiten und Räume spezifisch dasselbe. So vielfach die Nuancen und Formen des Philisteriums auch sind, der Kundige wird in der großen Masterade, hinter all den Larven, dasselbe Wesen entdecken, welches oben charakterisiert wurde, insofern als es möglich ist, denn das Philisterium ist reich an unbegreiflichen Seiten.

Es hat sich also das große Geschlecht der Philister in der Zeit je nach den Sphären, welche der freie Geist schuf, in den Räumen, je nach den Einflüssen des Klima's, in physischer sowohl, wie in moralischer Hinsicht mannigfach ausgebildet. Unser gemeines Schaf bekommt in heißen Ländern bald einen Fettschwanz, der es ganz unkenntlich macht, aber es bleibt doch immer ein Schaf, wie der Philister ein Philister. Wie dem Tiere ein Klima zuträglicher und gedeihlicher ist, als das andere, so ist auch dem Philister ein Klima günstiger als das andere. Indem ich mich zwar anheischig mache, die Naturgeschichte

des Philisters zu schreiben, fühle ich doch, daß ich nicht fähig bin, den Philister, wie er sein Wesen zu allen Zeiten unter allen Zonen in den verschiedenartigsten Nuancen darstellt, zu schildern, würde das doch ein Leben, ganz auf dieses Studium gerichtet, und Reisen von den Lappen bis zu den Patagoniern notwendig machen, ich will vielmehr nur den deutschen Philistern zum Gegenstand meiner naturgeschichtlichen Untersuchung machen und sein Wesen in den ihm eigentümlichen Nuancen zur Erscheinung zu bringen versuchen.

Die Grenze, innerhalb der sich unser Philister bewegt, wäre allerdings gesteckt, nun ist aber noch zu untersuchen, in wiefern das Jetzt, nämlich die jetzige Zeit, und das Hier, nämlich Deutschland in seinen geographischen, klimatischen und politischen Verhältnissen, die Ausbildung des wunderbaren Wesens „Philister“ begünstigen, modeln oder hemmen.

Das Jetzt, und namentlich das deutsche Jetzt, ist eine Zeit des Ueberganges, des Werdens rastloser Kämpfe und bitterer Bestrebungen. Eine solche Zeit, die in allen Fugen schwankt, ist dem Philister nicht bequem; er liebt eine Zeit mit festen, ausgeprägten Formen, wo er in jedem Winkel sein gemütliches Gewebe spinnen und auf jeden Zweig seinen Fliegendreck setzen kann. Er muß heutzutage allenthalben den Fledermisch fürchten. Eine Zeit, wie heute, bietet der Untersuchung und der Erkenntnis des lebendigen Geistes ein reiches Feld, aber der Philister, welcher seinem Wesen nach auf ein gemeines Sein troßt und das große Bild des heutigen Lebens nicht in seiner Pupille aufzunehmen weiß, kommt nicht aus mit dieser wilden unbändigen Zeit. Wie beim Uebergange von einer Jahreszeit zur andern ein trauernder Nebel über der Landschaft liegt, so schwebt auch die Trauer über einer Zeit des Ueberganges, über einer so unentschiedenen Zeit, wie es die unsrige ist. Die Menschen trauern, weil sich die neue Epoche noch nicht rein gestalten will und weil das Aufräumen mit den vielfachen Erscheinungen einer begrabenen Zeit, welche der brutale Indifferentismus des Philisters erhält, sie übel beschäftigt; die Philister aber trauern gleichfalls, weil der Boden unter ihren Füßen wankt, und sich rings umgeben sehend von hitzigen Kriegeren, die sie, ihrem gemeinen Wesen nach, da sie das Prinzip derselben nicht kennen, für wahnsinnig halten. Eben so tritt in einer Zeit des Ueberganges unter den Menschen die Intelligenz weit mehr als der Charakter hervor und eine großartige Behandlung der Verhältnisse wird immer seltener, es wird Alles im Detail betrieben, ganz ähnlich bei den Philistern, die sich ja, wie gesagt, unbewußt dem Geiste der Zeit fügen müssen. Auch unter ihnen hat jene großartige Behandlung des Philisteriums, welche im vorigen Jahrhunderte Stil war und beinahe etwas Gemütliches hatte, bis auf einige seltene Erscheinungen ein Ende genommen; es wird alles zierlich, knapp und mit dem möglichsten Anstrich von Intelligenz vorgenommen; die Sicherheit hat aufgehört und die lächerlichsten Widersprüche mehren sich von Tag zu Tag. Die Philister greifen zwar oft in die großen Peripetien, worin die Menschheit ihre alten Formen abstreift, aber sie bekommen gewöhnlich schlimme Schläge und ziehen sich dann ängstlich, zu keinem zweiten Versuche bereit in die Stille zurück. Dennoch gestatten die deutschen Verhältnisse, da sie den Grundzug eines Rationallebens nicht haben und mit einem Staatsrechte in Verbindung stehen, von dem man melancholisch singen kann — „und der Wind

pfeift durch die Hallen“, — dem Philister Schlupfwinkel und Höhlen in Menge.

Die engen Staatskreise nämlich, welche, irre ich nicht, sechsunddreißig Mal um den Deutschen geschlungen sind, die Pevanterie, welche dadurch begünstigt wird, die politische Unmündigkeit, worin man uns erhält, sind ein wahres Bollwerk für den Philister und bilden sein niedriges Sein so eng und so knöchern aus, wie in keinem andern Staate, sie schützen ihn, den ruhigen Bürger, der wilden, jungen Kotte Corah gegenüber, und geben ihm, so feindlich er einen wahrhaften Staatsleben gegenüber steht, zuweilen noch einen Anstrich von stattlicher Wichtigkeit, welche ihn dann über die Unruhen tröstet und zu einem brutalen Stölze gelangen läßt. Die mittlere Temperatur, welche in Deutschland herrscht, scheint dem Philisterium ebenfalls zuzusagen und ihm in dem phlegmatischen Temperamente eine neue Stütze zu geben, sonst zeigt der deutsche Philister die mannigfaltigsten Spielarten auf, die sich je nach den Staatsformen der Spezialheimat, je nach seiner gesellschaftlichen Stellung, je nach seiner religiösen Konfession ziemlich sicher bestimmen lassen, ein Hauptunterschied ist aber zwischen dem norddeutschen und dem süddeutschen Philister.

Wie Norddeutschland durch seine Ebenen, durch seine großen Flüsse, durch seine Lage am Meer überhaupt auf weitere Lebenskreise und Lebensbedingungen als der bergdurchzogene, binnländische Süden angewiesen ist, so hat sich auch der norddeutsche Philister, da er in die buntesten Stellungen teils zu seinesgleichen, teils zu wahren deutschen Menschen, teils zu ausländischen Charakteren gerät, eine größere Lebensroutine gewonnen, ohne dahinter seinen gemeinen, stupiden Egoismus zu verleugnen, während der Süddeutsche sich mehr in einem gemüthlichen Stillstehen, in einem eingepferchten Hindämmern gefällt. Das Philisterium Norddeutschlands ist weit verächtlicher und trogiger als das des Südens, denn es weiß die traurigste Roheit, den verderblichsten Egoismus mit einem Scheine von Bildung, mit einer blendenden Lüge von Weltbürgerfönn aufzuputzen; der Süden ist anspruchsloser, zutraulicher, gibt sich leichter hin, wenn auch mannigfach weit beschränkter. Wie eng in seinem innern Lebensgetriebe ist Hamburg, wie großartig erscheint es dem Fremden, wie stolz ist der Hamburger auf sein Bürgertum und wie muß der Staatszweck sich von den gemeinsten Privatinteressen haranguiren lassen, wie ist Bürgertum dort eben nichts als Lüge des präventiösen, norddeutschen indifferenten, kaufmännisch-egoistischen Philisters, wie weltklug ratiouiert der Berliner über die ganze Welt und wie heuchlerisch lobt er gleich darauf ein der Zeit vollkommen hohnsprechendes Gesetz aus dem preußischen Kabinet. — Der norddeutsche Philister sucht einen nationalen Anstrich, der süddeutsche hat einen volkstümlichen. Der norddeutsche Philister sondert sich, je nach seiner Lebensstellung, in engherzige Klubs ab, der süddeutsche mischt sich in den verschiedenen Ständen ungentert durch einander.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß der Philister, als ein unbewußtes Ding, welches sich über nichts Rechenschaft zu geben weiß, gern über die Schwächen seiner Mitgenossen lacht und sich klüger als jeder Nicht-Philister dünkt.

Friedrich der Große

Im Spiegel seiner Worte

„Unsere meisten Geschichtsbücher sind zusammengeraffte, mit einigen Wahrheiten vermischte Lügen. Unter der ungeheuren Menge von Tatsachen, die uns überliefert worden, können wir nur diejenigen als bewährt annehmen, welche in den Reichen, entweder zu ihrer Erhebung oder zu ihrem Sturz, Epoche gemacht haben.“

„Die Last der Tyrannet wird nie drückender, als wenn der Tyrann den Schein der Unschuld annehmen will, und die Unterdrückung nach vorgebllicher Form der Gesetze geschieht.“

„Diejenigen, welche Staaten regieren sollen, müssen vor allem ihren Verstand üben. Dies ist aber noch nicht genug; wollen sie den Kampf mit dem Schickal bestehen, so müssen sie sich auch darauf verstehen, ihr Temperament zu beherrschen, um es den Umständen gemäß zu bilden; und dies ist sehr schwer.“

„Alle Menschen sind von Geburt gleich und haben gleiche Rechte. Nicht hohe Geburt, sondern Verdienst muß entscheiden. Wir Fürsten müssen andere so behandeln, wie wir von ihnen behandelt zu sein wünschen. Ein Fürst darf nie aus dem Auge lassen, daß er ein Mensch ist, wie der geringste seiner Untertanen. Sicherlich ist kein Mensch geboren, um der Sklave eines Nebenmenschen zu sein. Es gibt kein Gefühl, das von unserm Wesen so unzertrennlich wäre, wie dasjenige der Freiheit.“

„Man kennt in Europa wohl Völker, die das Joch ihrer Tyrannen abschüttelten, um den Genuß der Freiheit zu erlangen, aber keines, das frei war, und sich willig der Sklaverei unterworfen hätte.“

„Der Fürst ist nichts als der erste Diener des Staates, und ist verbunden, mit aller Rechenschaft, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über die Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte. So ist er strafwürdig, wenn er das Geld seines Volkes, welches durch die Steuern einkommt, in Aufwand und Pomp verschwendet.“

„Hier liegt der Irrtum der meisten Fürsten: Sie glauben, daß Gott ausdrücklich und aus ganz besonderer Aufmerksamkeit für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz diese Menge Menschen geschaffen hat, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Untertanen nur dazu bestimmt sind, die Werkzeuge und Diener ihrer ungeordneten Leidenschaften zu sein. Insofern das Prinzip, von dem man ausgeht, falsch ist, können die Folgerungen nur bis ins Endlose fehlerhaft sein. Daher diese untergeordnete Liebe für den falschen Ruhm, daher jenes brennende Verlangen, alles zu erobern, daher die Unerschwinglichkeit der Steuern, mit denen das Volk belastet ist, daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmut, ihre Ungerechtigkeit, ihre Tyrannet und alle jene die menschliche Natur erniedrigenden Laster. Wenn sich die Fürsten von solchen irrigen Ansichten befreien und auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückkommen wollten, so

würden sie sehen, daß dieses Amt, auf das sie so stolz sind, daß ihre Erhebung lediglich das Werk der Völker ist; daß diese Tausende von Menschen, welche ihnen anvertraut sind, sich keineswegs zu Sklaven eines einzigen Menschen gemacht haben, um das Schlachtopfer seiner Launen und das Spielzeug seiner Phantasie zu sein.“

„Ich glaube, daß die Völker einen freidenkenden Fürsten, der ein rechtschaffener Mann ist, und sie glücklich macht, mehr lieben, als einen orthodoxen, der ein Schurke ist. Nicht die Gedanken der Fürsten, sondern ihre Handlungen machen die Menschen glücklich.“

„Die meisten Fürsten haben eine sonderbare Leidenschaft für ihre Stammbäume. Diese Art von Eitelkeit geht soweit, daß sie sich auf ihre frühesten Vorfahren etwas einbilden, und macht, daß sie sich nicht für den Ruf ihrer Ahnen in gerader Linie, sondern sogar auch für die ihrer Seitenverwandten interessieren. Wenn man die Aufrichtigkeit hat, ihnen zu sagen, daß unter ihren Vorfahren sehr untugendhafte und folglich verächtliche Menschen gewesen sind, so fügt man ihnen eine Beleidigung zu, die sie nie verzeihen. Wenn man behauptet, daß fünfzig, sechzig Ahnen alle die rechtschaffendsten Leute von der Welt gewesen sind, so will man die Tugend auf eine einzige Familie einschränken, und fügt dem menschlichen Geschlechte also eine große Beleidigung zu.“

„Die Könige sind Menschen, wie andere, und genießen nicht den ausschließenden Vorzug, in einer Welt vollkommen zu sein, in der nichts es ist. Sie bringen ihre Furchtsamkeit oder Entschlossenheit, ihre Tätigkeit oder Trägheit, ihre Laster oder ihre Tugenden mit auf den Thron, auf den das Ungefähr ihrer Geburt sie setzt; und in einem erblichen Reiche müssen notwendig Fürsten von den verschiedenen Charakteren aufeinander folgen.“

„Es hat Austerpolitiker gegeben, die, von dem engen Kreis ihrer Ideen begrenzt, und ohne die Sache bis auf den Grund durchzusehen, geglaubt haben: es sei leichter, ein unwissendes und stupides Volk zu beherrschen, als ein aufgeklärtes. Wahrhaftig, ein sehr bündiges Raisonnement, da die Erfahrung im Gegenteile beweist, daß ein Volk um so eigensinniger und hartnäckiger ist, je näher es noch an den tierischen Zustand grenzt. Es macht bei weitem mehr Schwierigkeit, den Starrsinn desselben zu besiegen, als ein Volk, das Bildung genug hat, um Vernunft anzunehmen, zu billigen Dingen zu überreden. Das wäre ein herrliches Land, worin die Talente ewig erstickt blieben, und worin nur ein einziger Mensch einen weniger begrenzten Geist hätte, als die anderen! Ein solcher, mit Ignoranten bevölkerter Staat gleiche dem verschwundenen Paradiese in der Genesis, das nur von Tieren bewohnt war.“

„Die Einbildung der Geistlichen von einem un-mittelbar göttlichen Beruf ist ebenso ungereimt, wie das Vorgeben, womit man Souveränen schmeichelt, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden seien. Ich liebe nicht, daß man die Könige die Abbilder Gottes auf Erden nenne, sie stehen zu tief unter ihm, als daß ein Vergleich mit der göttlichen Mäjestät möglich wäre.“

Pressepranger

Natürlich: „Berliner Lokal-Anzeiger!“

Gottberg, einfach D. von Gottberg, heißt der, der's diesmal war. Gottberg, D. von Gottberg, macht gewöhnlich als Spezialschmuck des Geschäftshauses Scherl in Reiseberichterstattung. Diesmal mußte er in einer anderen Abteilung aushelfen, und da zeigte es sich, daß Gottberg, D. von Gottberg, so etwas wie eine Hänge-Peters-Imitation darstellt. Gottberg, D. von Gottberg, wird durch die Flucht des Hauptmann Luz zu folgender Leistung ermutigt:

„... Um die Verwerflichkeit des Landesverrats allem Volk und namentlich der Jugend vor Augen zu führen, müßte die Strafe für Hochverräter sinngefälliger gemacht werden. Im Gegensatz zum Mittelalter begehen wir heute den Fehler, Bestrafungen der Allgemeinheit fast zu verbergen. Es hört von ihnen nur, wer aufmerksam die Zeitung liest oder an Vitzsäulen stehen bleibt. Mit Landesverrättern aber könnte man aus mancherlei Gründen in mancherlei Hinsicht von heute geltenden Grundätzen abweichen. Wäre die Todesstrafe zu hoch für Verräter...? Und die Kunde von der Vollstreckung der Strafe, sollte sie nicht wie in der Väter Zeit mit Trommelschlag zu gleicher Stunde an die Ohren aller Lebenden im Lande klingen, damit der Knabe in der Schule schon im Gedanken an die Scheußlichkeit der unseligen Tat eine Gänsehaut auf dem Rücken fühlt? Noch besser wäre, den Verräter für Lebenszeit einzusperrn und allwöchentlich zweimal auf offenem Markt auszupeitschen. Man komme nicht mit dem abgeleiteten Einwand der Humanität!...“

Ich will nicht fragen, was etwa Deutschland sagen würde, wenn England und Frankreich Spione, die sie fassen, nach dem Rezept des Scherlspezialisten behandeln würden.

Ich will gegen diesen Gottberg, gegen diesen D. v. Gottberg nicht sachlich polemisieren. Er sei an den Pressepranger gestellt, und die Kunde von der Vollstreckung der Strafe wird in das Land und in die Zimmerstraße klingen. Aber eine andere Frage möchte ich stellen: sind unsere Kulturdeutschen noch nicht so weit, das Abonnement auf derartige Druckpapiere als gesellschaftliche Achtung zu empfinden? F. P.

Glossen

Kunsthauffe

Unsere Agrarier, — so sagt man —, sollen manchmal Milch weggießen oder Getreide zurückhalten, um künstlich eine Nahrungsmittelhauffe zu erzeugen. Die Kunstnobs, denen die Kunst heute mehr denn je ein Geschäft ist, machens nicht anders. Sie erzeugen eine „Kunsthauffe“.

Im Schaufenster meines Lieferanten ist ein wunderbarer Kunstdruck ausgestellt, der, wenn er nicht zu teuer wäre, sicher in vielen Wohnungen einen Ehrenplatz finden würde. Darunter ein Rärtchen:

„Von diesem Bilde sind nur 30 Abzüge vorhanden. Die Platte selbst ist zerstört, so daß eine zweite Auflage unmöglich ist. Die Bilder haben heute schon Sammlerwert.“

Also: alle kulturfreundlichen Kräfte arbeiten daran, die moderne Reproduktionstechnik in den Dienst guter und billiger Kunst zu stellen. Und daneben gibt es Künstler, die zugeben, daß eine Meisterplatte zerstört wird, damit einige Wenige, die sich's leisten können — und schlimmer noch — leisten wollen, ihrer Progenie-eitelkeit damit schmeicheln können, etwas zu besitzen, das zwar nichts Seltenes an sich ist, dem sie aber die Seltenheit — erkaufen haben!

Gibt es keinen Künstlerverband, der gegen diese kulturfeindliche „Kunst“ vorgehen könnte? Wo bleibt da der „Kunstwart“? Cheskel Zwi.

Aus dem Feuilleton des „B. Z.“:

„Der neue Austauschprofessor. Dieses umfassende Thema behandelte für den Rest des Wintersemesters Professor Dr. Theobald Smith von der Harvarduniversität, der gestern seine Einleitungs-vorlesung in dem Hörsaal unseres hygienischen Instituts hielt. Der Vortragende, ein echter Gelehrtentypus, beherrscht unsere

deutsche Sprache in einer bewundernswerten Vollkommenheit. Er sprach allerdings langsam und leise . . . Er war jedoch bis in die obersten Sitzreihen des großen Saales . . . — auch Geheimrat Prof. Dr. Flügge war anwesend — gut zu verstehen.

Er entwickelte zunächst den wissenschaftlichen Begriff des Parasitismus, der ein Grundgesetz der gesamten organischen Welt ausmache und gab sodann eine Uebersicht über die verschiedenen Arten der tierischen Schmarozer am menschlichen Organismus, die Weise ihrer Ernährung, ihres Aufenthaltes, ihrer Entwicklungsstadien von den allgemein bekanntesten, mit bloßen Augen erkennbaren, bis hin zu den . . .

Dieses umfassende Thema „Der neue Austauschprofessor“ ist wohl kaum gehässiger behandelt worden, als hier (nach dem Feuilleton des „B. L.“) von einem neuen Austauschprofessor. „Tierische Schmarozer am menschlichen Organismus“. „Parasitismus“. Herr Paul Block! Wollen Sie durchaus dem Engel mit dem vorwurfsvollen Blick den Rang ablaufen? Aber nein, ich weiß, hier handelt es sich um einen heiteren Bierulk. Sie, Liebster, wollten die Denkfähigkeit der Feuilletonleser des „B. L.“ erproben. Sie haben gewonnen! Diese Leser sind durch die Rost, die ihnen täglich unterm Strich serviert wird, geistig derartig abgestumpft, daß sie tierische Schmarozer am menschlichen Organismus — auch Geheimrat Professor Dr. Flügge war anwesend — mit bloßen Augen als neue Austauschprofessoren erkennen. Auch über die Weise ihrer Ernährung, ihres Aufenthaltes, ihres Entwicklungsganges haben sie die Uebersicht. F. P.

Die phantastische „Germania“

Die „Germania“ unternimmt es, meinen Vortrag „Für und wider die Ehe“ zu „besprechen“ und bekundet dabei eine respektable Phantasie. Wenn sie erzählt, ich hätte die „Selbstzucht“ für einen Unfug erklärt, während ich gerade auf dieses Gebot als auf das Leitende, der Nachkommenschaft gegenüber hinwies —, so mag das noch als tendenziöse „Auslegung“ (wenn auch durch Verkehrung eines Standpunktes ins Gegenteil), hingehen. Große Heiterkeitserfolge aber muß der talentvolle Rezensent mit der Behauptung erregt haben, ich hätte die „staatliche Unterstützung der ledigen Väter“ gefordert. Und das ist nicht etwa ein gedankenloser Lapsus des Schreibers, denn er fügt hinzu: „Fürwahr, das ist kein schlechter Witz, das hat sie mit bitterem Ernst gefordert“. Kleiner Schächer! Sollte unter den paar hundert Zuhörern der Singakademie noch einer von der Aufstellung dieser „Forderung“ durch mich etwas gehört haben, so bitte ich ihn, sich zu melden. Solange erlaube ich mir allerdings die nicht unbegründete Annahme, daß der Rezensent der „Germania“ seine Ohren vornehmlich auf den Sitzplatz gelegt hat . . .

Grete Meißel-Heß.

Fülle des Lebens

Dein Stern erglänzt in Auferstehungsfrühen,
Dein Schicksal treibt, als Opfer sich zu spenden,
Durstige Flamme, kühn, sich zu verschwenden,
Wie Laubgerinnel, die im Herbstwald sich verglühen.

Im Fernen sind die Hölzer schon geschichtet,
Den Leib zu neuer Weihe zu empfangen —
Und schwellend ist, um das die Wimpel deiner Träume
hängen,

Das Brautbett deiner letzten Sehnsucht aufgerichtet.
Brüssel Ernst Stadler

Lebensgedanken

Von Felix Goldner

— Auch der Begriff „Tot“ ist eine Karrikatur des Wirklichen, das wir in unserem Fühlen als unaufhörliches Ineinanderüberfließen erleben. Nirgends gibt es da etwas Sprunghaftes in dem, was unsere Sprache das „Leben“ nennt.

Das Leben ist wirklich und absolut. Wo aber absolutes Leben ist, kann kein Tod sein. Das Wort „Tot“ ist allzusehr aus der metaphysischen Wirklichkeit herausgerissen. Dieses „t“ am Anfang, dieses „t“ am Ende — sie treten mit einer eisen-pedantischen Arroganz auf, sie legen ein schneidendes Messer an das zu einer unlösbaren Einheit verschlungene Rätsel des Wahrhaftigen und schaffen einen Anfang und ein Ende, das es nirgends gibt — außer in der Grammatik.

Aus der Absolutheit eines dynamisch dahinströmenden Lebens — das Einzige, dessen wir gewiß sind — folgt für den Lebenden die Undenkbarkeit jener dem Begriff des Todes inhärierenden Starrheit.

Was aber gibt es außer dem Leben, wenn der T. d. nur eine gedanklich-gedankenlose Fiktion bedeutet?

Außer dem Leben gibt es nichts, nichts als Leben und immer wieder Leben mit unendlichen Nuancen. Und eine dieser Nuancen ist das Sterben, dem morendo eines Abenddämmerns zu vergleichen. Würde der Mensch nicht zu atmen aufhören, so würde niemand jenem Augenblick Beachtung schenken.

„Aber das ist ja das Wesentliche“, sagte der Physiologe.

Seit wann liegt denn das Wesentliche im Sichtbaren?

War denn das Leben des Menschen in seinen Bewegungen, dem Stoffwechsel oder den Lusterschütterungen, die seine Worte verursachten? Hatten seine Worte nicht vielmehr einen Sinn? — Und dieser Sinn, dieser unsichtbar unser Ich ergreifende war Leben, ist Leben. Wie kommt es nur, daß wir das so oft vergessen?

Vielleicht, weil wir aus einer Eigentümlichkeit unserer geistigen Struktur heraus noch immer zu sehr an der ursprünglich allein machtvollen Beeindruckbarkeit der Seele durch äußere Momente leiden, weil wir so unsere ganze Aufmerksamkeit konzentrieren auf jenes Nicht-mehr-Hörbar-sein der Pulsschläge und des Atems und weil wir endlich dieses eine Moment loslösen aus der Ganzheit des Wirklichen und es ins Unvergleichliche steigern. Da hört es denn auf, wirklich zu sein, und wird zu einer Abstraktion vom Wirklichen, wie die Atome Democrits: ein durch Analyse gewonnener, das Leben bewußt oder unbewußt hinter sich lassender Wissenschaftsbegriff, ein die Größenverhältnisse des Originals ins Fragenhafte verzerrendes Hohlspiegelbild, eine Karrikatur des Lebens!

Der Tod ein Wissenschaftsbegriff, und kein Ende, kein Aufhören des Lebens, das nicht vernichtet werden kann, dessen Wirken nicht aufzulösen ist, wenn es einmal das Dasein wahrhaft durchströmte. Und wo immer ein Mensch jenes Dasein vergeistigte, sei es bewußt, wie im Denker, sei es unbewußt, wie in der dunklen, stoßenden Getriebenheit einer Mutterliebe, wo er nur für Augenblicke das Natursein steigerte zur Volltätigkeit des Seelenseins, da braucht er nicht mehr erst zu sterben, um wahrhaft zu leben, da kann er nicht tot sein, weil er gelebt hat.

Denn es gibt ein Unsterblichsein, dessen Gewißheit auf keinem Dogma beruht. Nicht ist es jenes ewige Leben, das die Anfänge so vieler Religionen in selbstschmeichelnder Naivität einem jeden zusicherten, wenn er

von dieser Erde scheidet, ihm damit eine Bedeutung aufdrängend, die zu der Armut seines Innenlebens, zu der minimalen Bewegtheit seiner oft im sinnlosesten Widerspruch stand, nicht der triviale Hinweis darauf, daß die Gedanken eines Menschen nur, objektiv, im Druck festgelegt sind oder solange sich andere ihrer erinnerten, was doch nur ein Hinausschieben der endgültigen Zerstörung auf mehr oder weniger kurze Zeit wäre. Die wahre Unsterblichkeit ist kein bloßes Sein, wie das Funktionieren unserer Organe, sondern eine Tat unseres geistig-schaffenden Ich, vollbracht in Raum und Zeit unserer Erdenexistenzen.

Und daraus folgt, daß sie nie größer sein kann, als die Tätigkeit, die wir in dem Gebundensein an unsere physische Natur entfaltet haben. Aber sie kann auch nicht kleiner sein. Denn das was wir einmal geschaffen haben im Erheben über die Begebenheit unserer Natur ist ewig unzerstörbar. So wie es eine Voraussetzung der Wissenschaft ist, daß keine der Energien in der Welt der Erfahrung verloren gehen kann, so ist auch der Sinn unseres Strebens, unser Suchen nach Wahrheit, unser Sehnen nach Vergeistigung — in der physikalischen Welt niemals ein Gegenstand experimentellen Nachweises — in der Welt des Unsichtbaren, der unser Leben beherrschenden Ideen der Vergänglichkeit enthoben.

In der Welt der Erscheinungen gibt es kein Vergehen, aber auch kein Wachsen der vorhandenen Quantitäten. Die Totalität der Energien ist, bei reichster Mannigfaltigkeit ihrer Kombinationen, von Anfang an die gleiche, die Ganzheit der äußeren Natur ist prinzipiell festgelegt und abgeschlossen. Die Welt des Unsichtbaren aber ist im Werden begriffen, in ihr entsteht andauernd Neues. Die Geisteswelt, ursprünglich klein, unbekannt, unbedeutend, machtlos, reizlos für die von naiven Selbsterhaltungstrieben beherrschten Wesen der großen Natur, wächst in Momenten unserer Hingabe an das Mehr-als-Nützliche.

All die Gedankenversuche der ins Unendliche strebenden Denker und Träumer, von wenigen gewürdigt und endlich vergessen, all die vielen Opfer bringenden Taten der dialektisch unbedeutendsten Menschen, ja sogar die unzähligen, das Stadium des ehrlichen Wollens niemals verlassenden, niemals entbundenen ethischen Impulse, hier unbemerkt, verkannt von denen, welchen wir unsere Liebe nicht haben beweisen können — in der Welt des Geistes haben sie sich die Unvergänglichkeit errungen. Entstanden in dem Getriebe der unaufhörlich fließenden Zeit, haben sie das Reich des Unsichtbaren, Ungreifbar-Unbegreiflichen vergrößert. Geboren in den Wehen der Bedingtheit des Erdenlebens, gelten sie hier als zeitlos unbedingte Wesenheiten.

Das nenne ich Unsterblichkeit. Und diese Deutung der Unsterblichkeit läßt uns eins werden mit unserem Toten während unseres Erdenlebens. — Soll das ein Trost sein?

Nein. Wir wollen keinen Trost suchen, keinen Trost, der den Verlust eines geliebten Menschen vergessen, verschmerzen läßt. Denn der Tote, gestorben in der Erscheinungswelt, lebt zwar im Unsichtbaren, wenn er nur einmal wahrhaftig gelebt hat. Für uns aber ist er dennoch tot, wenn wir über seinen Verlust hinweggehen, als wäre es eine Notwendigkeit, in die wir uns demütig schicken müssen. Und wer einmal einen geliebten Menschen verloren hat, weiß ja, wie unmöglich es ist, sein Weh zu lindern in dem Gedanken, daß auch aus diesem Unglück noch die Vollkommenheit des Absoluten spricht.

Alle Worte sind da schal und wirkungslos. Und sie sollen ungehört verhallen! Denn das ist ja das Niederwerfende, Unausdenkbare dieses Unglücks, daß wir nie wieder hoffen können, eins zu sein mit ihm, wie in der Wahrhaftigkeit des Lebens, daß wir ihm nie wieder nah sein zu können glauben als vielleicht — nach Jahren, wenn wir, nichts mehr wissend von der Erfüllung unserer Sehnsucht, selber tot, im Grabe an seiner Seite liegen.

Und doch gibt es eine Möglichkeit, sich ihm zu nähern, in höchster klarster Bewußtheit. Und diese Möglichkeit ist der Schmerz, der tiefe große Schmerz, in der Ungeschwächttheit seiner ersten Intensität. Denn wie fiebernd wir auch immer jenes in seiner Plastik einzige seiende Glück in uns eingesogen haben, das aus der Unmittelbarkeit des Greifbaren quillt, die tiefste Wahrheit unseres Eins-seins war doch ungreifbar, ihr letzter, reinsten Sinn lag im Unfaßbaren. Aber trauern wir um den Verlust seines Anblicks, zerreißen wir unser Herz in der Kälte vermeintlicher Geschiedenheit! Tun wir das, auch wenn es eigentlich nicht logisch ist! Was liegt an der Logik in der Absolutheit unseres metaphysischen Sehnsens?

Denn dieser Schmerz allein ist es, der uns in die Attitude versetzt, die Schranken unseres Befangenseins in Raum und Zeit wahrhaftig zu durchbrechen und uns mit dem zu einen, dessen Wesen jetzt einzig in der Zeitlosigkeit noch lebt; dazu bedarf es der gewaltigen Anstrengung unseres Geistes, die wir nur vollbringen in der Ungemessenheit eines durch keine logischen Ueberlegungen mehr zu bändigenden Schmerzes.

In solchen mystischen Momenten können wir unsere Sehnsucht stillen und ausruhen in seliger Beglücktheit wunschlosen Genießens. Aber diese Akte intellektueller Einfühlung verlangen stets erneutes leidenschaftliches Tun, sie dulden kein bildhaftes Frohsein, kein unlebendiges Ein-für-allemal in müheloser Selbstgenugsamkeit, und so muß das Errungene im Moment des Besitzens uns wieder entgleiten. Und von neuem heißt es, zu ringen nach dem, was die Natur in uns mit tausend niedern Alltagsmächten uns versagt, und das, ist es erreicht, in qualvoller Tragik die Seligkeit des ersten Augenblicks nicht überlebt.

So ist es ein Hin-und-her-getrieben-werden von schaffender Arbeit zu kurzem Glück, von seliger Leere zu neuer Tat, bis wir endlich, befreit von den Bindungen an die Begebenheit des Daseins, gestorben in der Welt der Erscheinungen, unablässig, ununterschieden von unserem Wirken, restlos aufgesogen von dem Gehalt unserer Arbeit, zeitlos ein Geistessein leben, eins mit dem Unsterblichen des Toten . . . in der Wirklichkeit des Unsichtbaren!

Der komplette Jahrgang 1911 der „Aktion“.
kostet direkt vom Verlag bezogen für
Deutschland und Österr.-Ungarn Mk. 6.—,
Ausland Mk. 8.— bei Voreinsendung des
Betrages. Wir bitten um umgehende Be-
stellung, da nur noch wenige vollständige
Exemplare vorhanden sind.

Kattentanz

Heiterer Tor!

Deine Kreise sind die Wege aller Augen
Deine Posse kreischt
Deine Beine wirbeln den Staub zum Schleier.
Der Staub wird Mantel
Königsmantel und du König.
Spiel, Spielmann, Spiele
Blas deine Pfeife, Kattensänger,
Das Volk verblutet sich im Lachen.

Würfe ich meinen kleinsten Schmerz unter euch
Stumm stände ein steinernes Schicksal vor euch
Wie eine ernste Säule Gottes
Ernst und stumm wie der Dom zu Speier,
Und Asche würde deine Blut
Toller Tänzer.
Gespenst, aus deinem eignen Schädel hieße ich dich
Die Lösung deiner Frage trinken. -
Der Mond gießt eine lichte Lache aus
Einen See von Träumen.
Kobolde sitzen an den Ufern
Und fischen Menschenglück. -

Wo bist du, Tor, wo hast du deinen Schwarm?
Führ sie nicht in den See
Wenn die Tollheit deine Pfeife meistert.
Spiel, Spielmann, Spiele,
Das Volk braucht seinen Sonntag.
Gib ihnen Wiegenlieder
Heiterer Tor.

Victor Hadwiger †



Das Aldegrevier-Mädchen

Novelle von Alfred Richard Meyer

(Schluß)

„Ich dachte, Sie sollten das ein wenig ernsthafter betreiben. Schon um Ihrer Sehnsucht willen.“

„Was wissen Sie von meiner Sehnsucht?“

„Ihre Frau —“

„Wie Sie sehen, sind wir quitt. Ich danke Ihnen.“

Will erhob sich, ging um den großen Gartentisch herum und drückte mit beiden Händen Frau Eleonorens Rechte aufwallend herzlich an seinen Mund. Da fühlte er diese sonst so quallenweichen, fast knochenlosen Finger wie Schlangen um die seinen starr werden, stark werden in einer schraubenden Kraft. Daß man seinen Dank so mißverstehen konnte!

„Will, muß ich es dir noch sagen, daß deine Sehnsucht meiner so heiß begegnet? Fühlst du nicht, daß dieser Abend uns beiden einzig gehört, daß wir

aus ihm dein Kind, mein Kind, unser Kind empfangen?“ stieg es qualvoll zu ihm empor.

Ekel und Mitleid kämpften einzig in ihm. Darüber flatterten allerlei Möglichkeiten einer Antwort.

„Liebe gnädige Frau! Ruhig! Ruhig! Sie gehen ja von ganz falschen Voraussetzungen aus. Mein Multiplikand mit Ihrem Multiplikator kann niemals das Produkt ergeben, nach dem jeder von uns einzeln und ganz verschieden seine Sehnsucht hat. Verzeihen Sie, wenn ich mich so nüchtern mathematisch ausdrücke; aber ich glaube, daß wir so leichter uns erkennen. Denken Sie an Ihren Gatten, von dem Sie eben noch so schön sprachen, und denken Sie an seine Freundschaft mit mir, die auch Ihnen wert ist, und — bitte ersparen Sie es mir, daß ich noch deutlicher, Ihre Sympathie nicht verlieren.“

Tränen und Küsse brannten auf seinen eiskalten Händen, die er vergeblich zu befreien suchte.

„Will, du würdest uns allen dreien damit vielleicht die Ruhe geben, die uns jetzt, so zur Unseligkeit, fehlt. Wir wollen ja ganz offen darüber sprechen, du und ich und Ullerich, wenn unsere Stunde heute gesegnet sein wird. Ich will ja nur unser aller Glück.“

Will slog es rosenrot an den Augen vorbei, und es war ihm, als spräche jetzt ein anderer aus seiner stotternden Stimme:

„Wenn ich nun schon in Vita die Mutter meines Kindes gefunden hätte —“

Sofort lösten sich die Fesseln, wie wenn sie zerschmolzen wären, von seinen Händen.

„Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Wenn Sie in Wahrheit mein Freund sind, hätten Sie mir diese Erniedrigung ersparen können. Gute Nacht und Lebwohl!“

Als Will Sperber am nächsten Morgen auf der Chaiselongue im Atelier erwachte, war Frau Eleonore schon fort. Auf seiner Steppdecke aber fand er drei taufrische weiße Rosen.

Nun war schon lange der Juli da.

Will saß im Atelier am großen Zeichentisch und arbeitete fiebernd an seinem Roman. Es war, als ob dieser Sommer jählings geheime Quellen in ihm freigegeben hätte und er nun diese Wasser alle mit Hast und Angst in die Form seines Herzens bannen müsse, ehe sie ihm wieder, ach wie fast immer bis jetzt, durch die Finger zerrannen. Ganz stoßweise schoß es in ihm auf, daß seine Stirn schweißig wurde, in fast regelmäßigen Zwischenräumen von Leere und Atmen-Können, so wie eine Flut kommt und geht und die Wunder des Meeres am Strande zurückläßt.

Dann blickte er wohl lächelnd in den jungen heißen Garten, durch dessen weißen märkischen Sand Vita dahinschritt mit ihren lieben lichten Füßen, in jeder Hand die Last eines großen, grünen Gießimers, den kleinen Pflanzen Feuchtigkeit zu bringen. Und das schönste an ihr war die Linie vom Nacken nach den Armen hin, die durch die Schwere der beiden Wasserkannen die sonst vielleicht etwas zu geraden Schultern wie einen edlen Bogen lieblich rundete. Auch ihren Kopf, dessen kastanienrotes Haar zu einem einfachen dicken Kranz aufgerollt war, senkte ein wenig das anmutig gebeugte Schreiten, wenn so der Sand durch ihre auftrillernden Zehen sirrte und wollüstig kitzelte.

„Du bist ganz Ruth!“ kam es dann wohl leise

über Wills lächelnde Lippen. „Du bist ganz Ruth!“ Und dann ging er wieder restlos in seiner Seligkeit über das Wunder ihrer Hände auf.

Diese schmalen Kinderhände waren über Nacht die zärtlichen der Geliebten geworden und wurden nicht müde, der Liebeslungen immer neue zu erfinden. Und nun waren sie wieder über Nacht so sehr mütterliche Hände geworden, wie wenn sie schon jetzt ein kleines Menschlein hüten müßten, dessen Seele noch garnicht für einen Leib eingefangen war. Und all diese Hände sprachen viel mehr als der Mund, der für Vita einzig für die notwendigsten Worte des Tages da zu sein schien oder für ein leises Singen, in dem ihr Herzglück aufkicherte und das dennoch bisher niemals zu einer rechten Melodie werden wollte.

Vielleicht am ehesten noch im bunten Spiel der Abende. Nachmittags gingen sie kreuz und quer durch die Wälder, sahen in der Dämmerung die Rehe äsend auf die Calwiesen treten und die kleinen Hasen sich in einem Weggraben zierliche Ohrfeigen geben. Wenn sie so ganz still geworden in die Natur lauschten, hörten sie am letzten Ende nur noch das Rauschen ihres heißen Blutes und sie umarmten sich.

Zu Hause fanden sie dann immer all die tausend Herrlichkeiten vor, die Will aus Berlin hatte kommen lassen. „Wir können unserer freiwilligen Belagerung getrost ins Auge sehen. Unser Proviant reicht mindestens für sechs Wochen. Und es ist selbst Ueberfluß für einige Orgien“ versicherte Will. Aber auch Floretts, griechische Bogen mit langen Pfeilen, kopfgroße Bälle, Bumerangs, Pistolen, Holz-, Papp- und Strohscheiben, viele, viele Patronen waren angekommen und lockten zum Wettstreit körperlicher Kräfte und Geschicklichkeiten.

Sie lagen abends nach dem Bade zusammen in der Hängematte.

Der kranke Soldat winselte wieder vom andern Ufer mit seiner Trompete herüber, daß im Schilf die Wasserhühner unruhig wurden.

„Ich glaube, er stirbt bald“ sagte Vita mit abwesendem Lächeln. „So dünn hauchte sein „Es war zu schön gewesen“ noch niemals her. Nun bricht er gar mitten in der Weise ab. Nun ist er tot.“

„Du bist ein Dummmchen, du liebes Aldegerever-Mädchen! Liegst hier mit mir zum tiefsten Leben zusammengeschnürt und wirfst ganz heimlich Mutter meines Kindes und sprichst vom Sterben.“

„Will, ich habe seit drei Nächten eine so entsetzliche Angst vor dem Kommenden. Wie, wenn ich kein Kind wollte? Ich möchte so gerne noch so lange leben, seitdem ich weiß, daß mich meine Liebe zu dir erst erwachen ließ, und ich möchte so gerne noch so lange schön sein.“

„Sollst du auch, Liebes. Wirst du auch, Warmes.“

„Ich fürchte mich —“

„Fürchten wir nicht alle das Glück mehr als sein Gegenteil? Kannst du daran zweifeln, daß ich dich je in deinem Reichtum, in deiner gesteigerten Schönheit verlassen würde? Du bist mir nicht nur um unseres zukünftigen Sohnes willen heilig.“

„Und wenn ich nun an ihm sterbe, wenn ich nun durch ihn meine Jugend verliere —“

Will ersticke ihre weiteren Worte durch Küsse. Die Hängematte schwang im bewegteren Rhythmus und schlingerte sich weicher in den leisen Takt eines

stummen Wiegenliedes, dessen Melodie dennoch niemals aufklingen würde.

Seit jenem Abend war etwas fremdes um Vita, das ihr die sonstige Sicherheit in den Bewegungen, die Linie der Blide, die Freiheit der Hingabe verwirrte.trieb sie über Tag jetzt eine flatterige Unruhe allein durch die Wälder, so fuhr sie in den Nächten immer häufiger fieberflackernd auf und bohrte sich qualvoll in das Ringen einer neuen Umarmung.

Eines Mittags kehrte Vita von ihrem Waldspaziergang nicht zurück. Will schöpfte erst nicht den geringsten Verdacht, zumal er eben über das unerwartet leichte Gelingen des vorletzten Roman Kapitels in heiter tänzelnder Stimmung war. Machte es ihm noch besonderes Vergnügen, sich mit ein paar Konserven das Mittagmahl eigenhändig zu bereiten, so ließ ihn schon das lange Warten des Nachmittags, dieses hastige hierhin und dorthin Umschauhalten auf allerlei ernstere Gedanken kommen. Wenn Vita ein Unfall im Walde zugestoßen war? Nein, viel wahrscheinlicher war es wohl, daß sie kurzerhand nach Berlin gefahren war. Der Briefträger abends konnte schon Aufklärung bringen. Aber warum war sie so unaufrichtig? Er würde ihr doch niemals ein Hindernis in den Weg gelegt haben. Er grübelte und grübelte sich tiefer in immer entferntere Möglichkeiten, ohne daß ihm der herein-dunkelnde Abend irgendeine halbe Zuversicht gegeben hätte. Schließlich war er schon beinahe entschlossen, nach Berlin zu fahren und in ihrer Elternwohnung nachzufragen. Aber dann bannte ihn die Nacht doch mit unheimlicher Macht an das Haus, trieb ihn zweimal um den See und gaukelte ihm immer wieder in allen Schatten, hinter allen Bäumen eine liebe Erscheinung vor.

Er schob nicht wie sonst allabendlich den Riegel vor die Haustür, sperrte auch nicht die Läden vor die großen Atelierfenster, sondern begnügte sich einzig damit, den Hund Hege als Wächter mit in das Schlafzimmer zu nehmen.

Will hatte eben das Bett aufgeschlagen und nestelte an den Schnürsenkeln seiner Schuhe herum, als Hege unruhig empor schnupperte, schnell zur Türe watschelte und laut kläffend daran hoch sprang.

Durch den Gartensand schleppten sich leise Schritte näher.

„Hallo!“ trat Will in den schmalen Flurgang und erschrak unwillkürlich, als in den offenen Haustürrahmen eine sehr schlanke, sehr große schwarze Frauengestalt sprang.

„Bon soir. Gut Freund! Das nenn' ich eine Ueberraschung auf die Nacht, nicht wahr? Ruf doch den Köter zurück, er zerreißt mir ja das ganze Kleid!“

Will überließ ein Frösteln.

„Bethel, du?“

Er hätte dieses Weib, das sich noch immer seine Frau nannte, kalten Herzens niederschlagen können wie jeden anderen mehr verbrecherisch gesinnten Eindringling.

„Trotz meines feinen Näschens dürfte ich dennoch wohl kaum auf deine Fahrt gelangt sein, wenn ich nicht zufällig vorgestern Abend in Hamburg Eleonore aufgetan hätte. Ihr scheint euch inzwischen auch etwas näher begrunzt zu haben, denn sie wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. Wer und wo ist denn dein augenblickliches Maschinchen?“

„Ich muß dich leider enttäuschen. Wie du siehst, bin ich allein. Vor zwölf Stunden war ich es nicht und ich werde es hoffentlich in zwölf Stunden nicht mehr sein.“

„Stau, so'n Dufel kann doch nur dein Bethel-Cier haben. Die Zwischenzeit genügt mir völlig für die Reinkarnation unseres ehelichen Glücks. Nett hast du's hier. Gieb mir Wein.“

„Ich möchte mit dir endlich einmal ernsthaft über unsere Scheidung sprechen.“

„Nur dann, wenn du ein wenig mehr lebenswürdig bist und — wenn mir diese deine Nacht gehört.“

Will wußte, daß er seine bedingungslose Freiheit von dieser Frau nur für jene entsetzliche Henkersmahlzeit jemals erlangen werde. Mit dem schmerzlichsten Triumph seiner Seele sah er morgens auf ein Blatt Papier, nach dem Frau Bethel Sperber auf jede Forderung ihrem sogenannten Ehegatten gegenüber verzichtete und sich dem Scheidungsantrag wegen bösllicher Verlassung gemäß für allein schuldig erklärte.

Ihr süßliches Parfüm lag ihm noch in allen Sinnen, als der Briefträger, vom hell aufklaffenden Hundeterzett zuerst begrüßt, ein kleines Schreiben brachte, auf dem in kindlichster Kinderschrift Wills Name gemalt war. Und in dem Brief selbst stand dieses:

„Verzeih mir, Geliebter, wenn ich heute so sort-lief. Ich bin bei der Frau Stiebritzke, die so was ja ganz ohne Gefahr beseitigt. Aengstige dich nicht um mich. In längstens acht Tagen bin ich wieder bei dir. Ich küsse dich. Vita.“

Daß er nicht gleich auf diesen einzig logischen Grund ihres Verschwindens gepeilt hatte, dachte Will ärgerlich. Vorwürfe gehörten einzig ihm allein, der von einem Kinde aus einer ganz bestimmten Sphäre mehr verlangt hatte als den Körper. Würde er nicht mit seinem absonderlichen Verlangen überall einer Absage, Lächeln und Spott begegnen? Hilflos zerbrach er seinen Federhalter. Wo war die heitere Ruhe seiner letzten Tage? Ueber ihm lag noch der Ekel der letzten Nacht und nun dieser Schmerz einer tiefen Enttäuschung.

Wenn ihm jemand gesagt hätte, daß er den Kalender schon bis in die Mitte des August abreißen müsse, daß bereits drei Wochen ihre Sonne, ihren Wind, ihre Blicke auf ihn niederschickten, seitdem das Aldegreuer-Mädchen das kleine Haus am Gnizensee seiner sonst so süßen Einsamkeit überließ, Will würde ihn wohl einen Firtlesanzer genannt haben. Ueber Ullerichs Brief, daß er erst zu Wintersonfang in die schwarzweißroten Grenzpfähle zurückkomme, über Frau Eleonorens Nachricht, daß sie den Herbst bei neuen Freunden in Mecklenburg müßiggängerisch vertue, über Vitas wiederholte Versicherungen, daß sie ihn am nächsten Abend wieder umarme, war er, ohne es zu wissen, Gefangener eines neuen Buches geworden, das ihn hymnisch erhob und vergessen ließ. Als er über den letzten Satz zusammenbrach und nach Wasser rief, trat, umgoldet vom Sonnenuntergang, Vita durch die offene Tür.

Aber das war wohl niemals mehr das Aldegreuer-Mädchen. Eine Fremde reichte ihm da Hand und Mund und Leib. Eine, der man ein Kind genommen hatte, bevor sie noch seinen Herzschlag selig schauernd

erlauschte. Eine, die niemals mehr den heiligen Orden der Mütter empfangen würde und keinen Brückenweg mehr fand zu der heimlichen Insel der zukünftigen Kinder. Eine, die wieder zu ihrem Anfang zurückgekehrt war, einzig nur Gefäß für die Lust anderer zu sein, niemals mehr Triumphierende durch die Stärke des Besiegten. Eine, um die einer viele Nächte verweinen würde, weil einst ihre Stimme also an sein Ohr kam: Möchten Sie von mir ein Kind?

War das häßlich, was da an Einzelheiten so Tag für Tag aus Vita schmerzlich hervorgekrochen kam! Jraendwo im Osten von Berlin eine Frau, die „so was ganz ohne Gefahr beseitigt“. Und als ihre Kunst dennoch ein wenig versagte, tat ein Quacksalber das seine dazu, das gesegnete Land eines jungen Gartens für ewig unfruchtbar zu machen. „Sie und alle Männer werden mir dankbar sein“ sagte er schleimig. „Mit zwei blauen Kappen ist das, wollt' ich meinen, billig genug beblecht.“

Vitas bloße Gegenwart, ihr leises Schalten und Walten, ihr lächelndes Erfüllen noch garnicht ausgesprochener Wünsche wirkte allmählich auf Will wie ein unbestimmtes Heilmittel. Gewiß, sie waren beide Genesende. Etwas Dunkles lag hinter ihnen, das verblaßte erst langsam. War es nicht wie das matte Gold dieses schönen Herbstes, der einzig ihnen zu gehören schien? Sie fanden in ihm täglich Wege und Wunder, die ihnen noch fremd geblieben waren. Sie fanden sich im See in immer wieder neuen Spielen zusammen, und am meisten sprang ihr Ehrgeiz vor, wenn sie sich nach dem Bad im Bogenschießen maßen. Hier gab es niemals für ihre leuchtenden Augen ein Genüge, die nimmer müde den schönen Linien ihrer schlanken Körper zärtlich nachgingen. Aber dann kam es bisweilen doppelt heiß über Will, und der Haß bleckte in ihm auf.

Einmal schnürte er Vita im Ringkampf die Kehle so eifern zu, daß eine blaue Welle über ihr schneeweißes Antlitz lief.

„Ach, daß ich doch über diesen einen, winzig kleinen Augenblick noch hinweg gekommen wäre! Wie schön wäre mein Tod gewesen!“ hauchte es ihm matt entgegen. Da stieß er sie roh von sich. —

Die Abende waren schon lang.

„Möchtest du uns nicht eine Zeitung kommen lassen? Wir wissen sonst ja garnicht, daß es da draußen ein Leben vieler gibt.“

Natürlich bestellte Will die Zeitung. Aber dann fühlten sie plötzlich, daß es hiermit nicht genug getan war. Dann fuhren sie nach Berlin, gingen schier mit der Neugier zweier schüchternen Provinzler die Linden hinab und aßen in einem eleganten Grill-Room. Wobei gesagt werden muß, daß Vita in ihrem neuen kupfrigen Tuchkleid ganz Dame war, wie wenn sie täglich sich in diesem Milieu bewege.

„Steht was Besonderes im Abendblatt?“

Sie sah, daß Will jäh bleich wurde und beinahe sein Rotweinglas umstieß.

„Was Besonderes?“ stotterte er, nun wieder purpurüberwallt. „Meiner Frau ist die Hochzeitsnacht mit einem Lustmörder schlecht bekommen. Dies selbst. Niemand entgeht seinem Schicksal. In einem Jahr heiraten wir.“ Er atmete schwer, wie einer, der alles überwunden hat. „Ober, Champagner!“

Will überraschte sich selbst, daß er eben ein Kindergedicht niedergeschrieben hatte.

„Zeig mir doch, was du da Schönes hast!“ bettelte Vita.

Gleich flatterte das Papier in kleinste Fetzen zerrissen in den Garten.

„Es sollte etwas für meine Mutter werden, aber es gelang nicht. Vielleicht klingt mir dies Lied noch einmal deutlicher auf. Es muß von selbst kommen. Man darf es nicht suchen. Wollen wir heute nicht noch einmal zu den drei Teufel-Cümpeln wandern? Es ist vielleicht der letzte schöne Tag für lange Zeit. Es soll eine Regenperiode nahen.“

Hinter dem Tannenwald hat eine niedrige Birkenallee ihre goldenen Gleise durch die rote, rote Heide.

Wandeltest du nicht schon einmal diesen Weg, liebes Aldegreuer-Mädchen, als diese Blätter noch grün waren und ihr Oval ganz den Chrysoprasen deiner Fingerringe glich? Daß damals so ein böser Wunsch sich aus deiner süßen Torheit loslösen mußte, um den du nun traurig bist! Jetzt klingen diese selben Blätter als gelbe Münzen und Glöckchen wie von einer Narrenkappe höllisch höhnisch um dich. Du aber willst das helle Flattern von den Bäumen wohl lieber als das Märchen der Goldmarie haben oder als Legende von den Sternentalern. Und als nun ein hastiger Windstoß in den buntgesprenkelten Laubteppich fährt, da ist es, wie wenn er viele tausend kleine Zwerge in güldenen Brünnen warnend auffage und mit ihnen in verwirrtester Flucht nach einem nachbarlichen Heerestrog der Bundesgenossen hinüber heize, hier wieder nur den kürzesten Augenblick der Rast anhalte, um das Nahen der Feinde zu verkünden, und gleich wieder weiter stolpere. Und immer weiter kullert sich dies liebliche Spiel des Herbstes, durch den du, liebes Aldegreuer-Mädchen, dein Herzeleid trägst und dennoch stumm bleiben mußt, um des Beliebten willen.

Wind schüttelt alle Wipfel, daß es auf die einsamen Spaziergänger herabpoltert: erst kleine Eicheln, die noch nicht so sehr weh tun, dann aber immer größere, harte, knallende Kastanien, daß man erschreckt die Hände über dem Kopf zusammen wirft, in einen Graben springt, die runden braunen glänzenden Dinger sammelt für eine Kette, die so dunkel ist wie aus hundertjährig angerauchtem Meerschaum, oder für einen Kranz, der auf Vitas Haar wie eine natürliche Flechte liegt.

„Aus den Eicheln mache ich nachher eine Schlange. So unheimlich soll sie sich ringeln. Und ihr Kopf wird diese kleine Kastanie, in die ich ihr grüne Perlenaugen setze und ein klaffendes schwarzes Maul, aus dem ein gelber Wollfaden dann giftig züngelt. Die Eicheln müssen sich nach dem Schwanz der Schlange zu natürlich immer mehr verjüngen. Und du mußt dich auch richtig erschrecken.“ Vita hatte ihr Taschentuch zum Korb zusammengeknüpft und raffte, so viel sie unter den Eichen fand. „Sieh nur, wie wunderbar groß sie alle sind! Und ganz so geformt wie meine Fingernägel.“

„Wo hättest du nicht in der Natur deine Parabel!“

Vitas Augen dunkelten im matten Glanz wie die frischen kleinen Bälle der Kastanien, die eben aus ihrer grü eingebudelten Schale gesprungen waren.

„Will, jetzt weiß ich es: ich werde doch die Mutter deines Sohnes sein, wenn wieder so der Herbst auf uns herabfällt.“

Am Abend war sie heißer Eifer für ihr Spielzeug, wie wenn sich schon am anderen Morgen ein Kind darüber freuen solle. Und des Nachts sprengte sie mit heiligster Inbrunst alle Tore ihres jungen Leibes auf, des Muttersegens teilhaftig zu werden. Als sie Will zum dritten Mal mit rasender Wier in sich gezwungen hatte, schoß es wie eisiger Hohn aus ihm: Lachen, Verachtung, Spott, Verzweiflung, Anklagen, Wirbel von Haß und Liebe wegen dieses immer und ewig vergeblich seienden und bleibenden Ringens um seine Sehnsucht, die heute endlich und erst auch die ihre geworden war.

„Es muß möglich sein!“ schrie alles in Vita. Jeder Muskel krampfte sich ihr nur in diesem einen Willen. Hinter den alltäglichsten Worten sprang ihr dieser eine Schmerz aus immer kürzerer Ohnmacht hervor. Sie hegte ihre letzte Hoffnung, deren langsames Verlöschen sie sich niemals eingestanden hätte, hinter dem trügerischen Feuer jeder Sternschnuppe her. Sie fühlte, wie sie Will stündlich mehr durch ihre Abwesenheiten verlor, wie sie ihn quälte und ihm also den Abschied leichter machte.

„Ich weiß mir am Meere ein Dorf, in dem es sich gut einschneien läßt. Es wird Winter“ beruhigte Will sein blutendes Herz. „Haben nicht schon einmal dort die weichen Flocken deine Wunden zugedeckt? Vorläufig gilt es noch den letzten Schmerz: sich schnell losreißen können. Nimm auch das noch als Illusion!“

Wieder die unentschiedene Schlacht der Nacht, Wachwerden im nebligen Morgen, ein wenig Arbeit, Essen, Trinken, Spazierengehen, ein Seufzer, ein gequältes Lachen, ein Witz, das Bad, endlich Bogen und Pfeile.

Wills erster Schuß sitzt so fest in der Strohscheibe und in dem Tannenstumpf dahinter, daß Vita das Geschloß nicht herausziehen kann.

„Laß nur! Achtung!“ Und wieder pfeift es mit derselben Sicherheit spitz durch die Luft.

Klang da die Sehne so schauerlich süß auf oder war es Vitas Mund, die, mitten durch die Brust getroffen, nackt an den Baum geheftet steht und nicht niedersinken kann?

Warum bog sie sich noch einmal um, den ersten Pfeil zu lodern?

Weshalb hielt Will das zweite Geschloß nicht noch einen kleinen Augenblick zurück?

Was war Wille?

Was war Schicksal?

Schuf jemals ein Bildhauer jenen schlanken Schützen, der also spähend dem Flug seines Pfeiles nachblickt, lächelnd und dennoch erbebend?

Schuf jemals ein Bildhauer jenen selig verzitternden und zerrissenen Mund einer Frau, aus dem jetzt die Worte hervortreten wie die dunklen Blutstropfen:

„Heute, als ich das siebente Mal dein war, empfing ich von dir den Sohn.“

Wie große tiefrote Malven heben sich die Blutlachen von dem märkischen Sand ab.

Wo ist die Sonne geblieben?

Aus dem Walde streckt der Abend seine eiskalten Nebelarme.

Ein Auto hupt von der Chaussee.

Ein Pfiff kommt herüber.

Der Freund kehrt heim.

Die Hunde im Zwinger springen auf.

Literarische Neuerscheinungen

Emil Rasmussen: Was Frauen wollen. Roman. (Verlag Axel Junfer, Berlin-Charlottenburg). Preis 4 Mark, geb. 5 Mark. Die Freude Rasmussens an komplizierten Charakteren läutert sich in diesem Roman gleichsam zur klaren Einsicht: auf dem Hintergrund von Degeneration und verbrecherischer Veranlagung des Geistes und der Sinne erhebt sich die reinste Leidenschaft zweier prachtvoller Menschen, deren Glück aber vom Schicksal zertrümmert wird: der Mann, ein junger Bildhauer, fällt einer raffinierten kleinen Verführerin zum Opfer und sein Ehrgefühl zwingt ihn, die ungeliebte Mutter seines Kindes zu heiraten. Die wahrhaft Geliebte aber, eine Russlerin, sucht in einer freudlosen Vernunft-Ehe einen Frieden, den sie wohl nie finden wird. Daneben spiegeln ähnliche und gegensätzliche Schicksale die Hauptfabel von allen Seiten: eine Kondottierenatur, die die Ehe mit einer edlen, hinsiechenden Frau im eigenen Haus offen besudelt. Seine Tochter, die an einen alten Lebemann verschachert wird und froh ist, nur auf anderen Boden zu kommen. Eine junge Bäuerin, die den Tod ihres reichen alten Mannes herbeisehnt. Ein alter Künstler, der eine Dirne zur Frau hat und von ihr zum Selbstmord getrieben wird.

Die glühende Pracht Italiens ist in diesem Buche eingeschlossen: alles Elend und das ganze jauchzende Glück, wie es nur Künstlerherzen und auch sie nur unter Italiens klarem Himmel erleben können, strömt aus dem Buch auf den Leser über und erfüllt ihn mit Sehnsucht nach den Festen Roms, nach der Landschaft Reapels und nach Venedigs verliebten Nächten.

Robert Michel. Geschichten von Insekten. S. Fischer, Verlag Berlin 1911.

Man könnte diese hochwertigen Novellen und Studien in eine bestimmte Kategorie einreihen, über Widmanns „Matikäferkomödie“ und neben Maeterlincks „Leben der Bienen“, Jules Renards „Histoires naturelles“ und J. S. Fabres Insektenbücher stellen, mit Recht auch Gourmonts „Physik der Liebe“ erwähnen. Darüber hinaus aber besitzen Michels Werke so starke künstlerische Qualitäten, daß man eine rein literarische Wertung vornehmen muß. Und so möchte ich Michels Art als zwischen Max Brod und Robert Walser etwa stehend bezeichnen. Ihr Gemeinsames ist die Liebe zum Detail, die Anschaulichkeit der Sprache, ein Scharfblick für in der Regel übersehene Regungen des Gefühls, die Gestaltung von Problemen, an denen man bisher achtlos vorüberging. Stofflich ist Michel durchaus originell. Insektengeschichten: das ist kein Programm. Denn in den Novellen geschieht mehr als etwa bloße Ereignisse aus dem Insektenleben; auch bietet Michel erst recht keine Erzählungen, in denen Insekten dem Rahmen gemäß ohne Notwendigkeit eine Rolle spielen. Gewiß, ihre Bedeutung wechselt: Einmal ist ein Käfer der deus ex machina, der ein Ehepaar zur Vereinigung bewegt; dann wieder wirken von Leichengift strotzende Ameisen als graufige Schicksalsmächte, Rächer eines Jungenstreichs, oder Insekten flattern als Symbole des Geschehens an den Erlebenden vorüber. Aber der Zusammenhang ist unverkennbar und am ergreifendsten in den Studien, wo das Vorkommen der Insekten scheinbar unwesentlich, zufällig ist und plötzlich erst, blitzartig erhellt, die strenge Notwendigkeit der Situation uns bewußt wird. Und diese Spezialität, Insekten in menschliches Erleben einzubeziehen, ist nur eine der zahlreichen Manifestationen des starken Dichtergeistes, dem sich die Rätsel der Landschaft und der belebten Dinge erschließen. — Robert Michel hat einen außergewöhnlichen Roman „Der steinerne Mann“ und die Novelle „Die Verhüllte“ geschrieben, auf die mit Nachdruck hingewiesen sei. Otto Pich.

Felix Holländer, Das letzte Glück. Roman. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane, Bd. 10 (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 1 Mk., in Leinen 1 25 Mk. Ein Ichroman. Das Werk zerfällt in zwei Teile. Der erste, welcher mit äußerstem psychologischen Scharfsinn die Geschichte der Ehe mitteilt, ist ein Meisterstück an Knappheit und in einem harten, rücksichtslosen Verkenntnisbrang nach Wahrheit geschrieben, fast vergleichbar den seelischen ehelichen Tiefgesprüngen eines Strindberg oder Tolstoi. Der andere Teil ist die wundervolle Gegenüberstellung eines Verhältnisses, das der Ehemann dann mit einem anderen Weibe eingeht, und das lauterstes Glücksgenießen und selige Vereinigung geworden wäre, hätte sich nicht die erste Gattin des Mannes eingemischt.

Vornotizen

Nur wichtige Vorschauarbeiten werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Max Halbe. Der Ring des Gauklers. Ein Spiel in vier Akten. (Verlag: Albert Langen, München.) Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Villers de l'Isle Adam. Jfs. Der gesammelten Werke 4. Bd. (Georg Müller, München.) Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Bertha von Suttner. Der Menschheit Hochgedanken. Roman. (Verlag der „Friedenswarte“, Wien.)

Stefan Zweig. Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland. (Insel-Verlag, Leipzig.) Geh. Mk. 3.50.

Ricarda Huch. Gedichte. (S. Haessel, Verlag, Leipzig.) Geh. Mk. 6.—.

Eduard Stucken. Romane und Elegien. (Erich Reiß, Berlin.) Geh. Mk. 3.50.

Zeitschriftenchau

Deutsche Rundschau. (Verlag Gebrüder Paetel, Berlin.) — Über die Marokkofrage spricht M. v. Brandt, der langjährige deutsche Gesandte in China, in dem soeben erschienenen Januarheft. Über die vielbewegte politische Weltlage Professor Karl Frenzel. Die auf neue Quellen sich gründende Darstellung der auswärtigen Politik Ungarns während des Revolutionskrieges 1848/49 von Wilhelm Alter dürfte in ihrem zweiten Teile ein besonderes Interesse erwecken. „Freimaurer in Sicht“ betitelt Professor Minor einen kurzen Aufsatz. Die „Weltanschauung Adolph Harnacks“ wird in einem Essay auf Grund seines letzten Werkes charakterisiert. Aus dem Nachlaß seines Vaters teilt R. Holzmann eine interessante Studie über Anselm Feuerbach mit. U. a.

Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen im Böhmen. (Verlag „Deutsche Arbeit“, Prag, Palais Clam-Gallas, Druck von Carl Bellmann, Ges. m. b. H.). Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Abonnementspreis vierteljährlich R. 3.60, für Deutschland Mk. 3.—, das einzelne Heft R. 1.40, Mk. 1.20, 11. Jahrgang, Nr. 4.

Vortragsabend Rolf Langer

Sonntag, 21. Januar 1912, abends 8 Uhr, Architektenhaus, Kleiner Saal, Wilhelmstr. 92/93. Dichtungen von Hugo von Hofmannsthal / Richard Dehmel / Rainer Maria Rilke / Frank Wedekind / Eduard Stucken / Heinrich Lautensack / Alfred Richard Meyer / Victor Habwiger / Anselm Ruest / S. Friedlaender / Alfred Kerr / René Schickele u. a. Billets à Mk. 3.—, 2.—, 1.— durch Theaterkasse U. Wertheim, Leipziger Straße, und Verlag U. R. Meyer, Wilmersdorf, Kaiserplatz 16, sowie an der Abendkasse.

**Jungen Autoren ebnet den Weg zum
literarischen Erfolg**

Buchverlag „Die Sonde“ Berlin SW 68

Sorgt für regen Vertrieb

Inhalt der vorigen Nummer: Aufruf an die Wähler aller Parteien! / Die Gefährlichkeit des gewerbmäßigen Parlamentarismus. Von Rittinghausen. / Sozialdemokratie und Parlamentarismus. Worte von Wilhelm Liebknecht. An unsere Freunde. / Die Demokratische Vereinigung / Jurisdiktionsimpression. Von Duplap. / Glossen. / Der Weg zum literarischen Erfolg. / Der Märtyrer. Von Arthur Drey. / Bei der Nacht Gustave Flauberts. Von Dr. Max Brod (Prag). / Dionysosorgie. Von August Hermann Jels. / Das Aldegrover-Mädchen II. Von Alfred Richard Meyer. / Lied. Von Marie Holzer. / Vortragsabend. Von E. O. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

HR

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 4 • 22. Januar

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17 zu senden : : : :
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Nr. 6242 : : : :
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (inkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf : : : : :
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig : : : : :
Inzerate: Durch alle Annoncen-Expeditionen und durch die Anzeigen-Verwaltung der Aktion: Buchdruckerei Alb. Ullrich, Berlin SW., Hollmannstr. 22.

Inhalt: Das Heimliche Theater. Ein Weg zur Ueberwindung des Zensurs. / Zur Diskussion über den Kirchenaustritt. Von Johannes Berndt. / Glossen. / Reinigung. Von Ernst Stadler (Brüssel.) / August Strindberg. Von René Schickele (Straßburg.) / Von Swedenborg zu Strindberg. Zur Strindbergfeier. Von Dr. Anselm Ruest. / Apophthegmata. Von Lord Bacon. / Zwei Gedichte von Georg Heym. † / Klage. Von Rudolf Kasper (München.) / Zirkus. Von Dr. Heinrich Jagenstein. / Bei Sarrafant. Von U. Gadan. / Allez. Von U. Kuprin. Deutsch von Alexandra Ramm. / Fluß am Abend. Von Ernst Stadler. / Die „Goldene“. Von F. P. Georg Heym †. Von U. R. Meyer. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Das Heimliche Theater

Ein Weg zur Ueberwindung des Zensurs

Um aus den letzten zehn Jahren bloß diese zwei Beispiele zu nehmen:

Wir alle haben's kürzlich wieder mitangesehn, wie die berliner Privat-Gesellschaft „Pan“, die mit Umgehung der Zensur Theatervorstellungen veranstalten wollte, sogleich von der Behörde erdroffelt wurde; und ich selber hab's einstmals hart miterlebt, wie man unsern heimeligen Fuchsbau, genannt die münchener Elf Scharfrichter, nach nicht allzu langer Zeit uns gründlich zerstörte.

Ja sogar, dem Pan ging's unlängst schneller an den Kragen als seinerzeit den münchener Elf. Was den wenigen, die's noch nicht wissen sollten, beweisen mag, daß die Härte der Zensur in den letzten Jahren durchaus nicht abgenommen hat, sondern vielmehr nur noch grimmiger geworden ist.

Was tun? Die Zensur ist ein öffentliches Unglück — ein solcher oder ähnlicher Saß gelingt leicht einem jeden Anfänger-Raisonneur. Was aber tun? Die Kalamitosen Wedekind Frank, Borngräber Otto, Dülberg Franz, Jagenstein und Lautensack Heinrich (diese Liste macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit) bilden einen einzigen schreienden Haufen — nützt dann das zu was? Es nützt, ach, gleichfalls zu nichts. Es nützt eben weder rasonieren, noch auch glückt es, wenn wir Betroffenen uns vor Jammer und Wut heifer schreien. All das hat noch um keines Haares Breite zur womöglichen Abschaffung der Zensur vorwärts gebracht; denken wir also —

Denken wir also lieber rückwärts und sinnen uns eine wirkliche Privat-Gesellschaft aus à la Pan, d. h. eine, die nicht sogleich erdroffelt werden kann, und einen Fuchsbau, einen heimlichen, ähnlich den Elf Scharfrichtern, bloß daß der dann in Wahrheit unzerstörbar sein soll.

Baldowern — ei ja: baldowern — wir uns eine

Gelegenheit aus, bergegenüber die Polizei einmal ohnmächtig ist mit ihrer ewigen und schnell bereiten Umstellung und Aushebung, als ob's faktisch das infamste Verbrechernes gälte.

Mit einem Wort (welches ich mir keineswegs großschmeichle gefunden zu haben): gründen wir das Heimliche Theater.

Denn — ich will all das, was man gegen die Zensur bis zum heutigen Tage vorgebracht hat, an dieser Stelle doch noch einmal in zwei Hauptpunkten zusammenfassen, selbst auf die Gefahr hin, daß ich unbewußt vom Goethe-Bund abschreibe — denn was soll

1. aus den von einem Verbot heimgesuchten Schriftstellern und deren Werken werden, wenn wir allemiteinander uns in christlicher Geduld üben wollen, bis die Zensur ein Einsehen bekommt und sich in ihren eigenen Rotstift stürzt? — Wir können ebensowenig annähernd abschätzen, wieviel künstlich rein durch die leidige Zensur ungeschrieben bleiben wird, als wir bei weitem zu ermessen vermögen, was seit Jahrzehnten bereits von unsern produzierenden Mitmenschen durch die ewige kalte Douche des Zensurs nur mit einer Gänsehaut behaftet auf die Welt kam.

Und — 2. — was soll inzwischen aus uns werden? aus uns andern? aus uns Publikum? aus uns Parkettgenossen? Wir möchten doch um Gottes willen Teil haben daran, daß dies und jenes Werk in unseren Tagen ausgerechnet entstanden ist! daß es an einem Schreibtisch geschaffen wurde, der etwa nur zwei, drei Straßen von unserer Wohnung oder unserem Bureau entfernt steht! möchten um's Himmels und aller Heiligen willen Teil haben an einem Werk, das zumindest in einer Stadt wie München ausgedacht und hingeschrieben

wurde, einer Stadt wie München, mit der wir uns hier von Berlin aus doch sonst — doch sonst binnen einer kurzen Viertelstunde telephonisch verbinden lassen können! — Et ja — und dieser zweite Punkt ist m. E. bis dato viel zu wenig herausgekehrt worden — wir heute in diesem Zeichen des Verkehrs sollen einzig auf die endliche Aufführung eines Werkes, das die Zensur durch ihr Verbot (mit einer Trefflichkeit, die Prof. Dr. Ed. Engel anzuwünschen wäre) noch dazu vor sovielen andern gebührendst hervorgehoben hat, warten, warten, warten, warten, bis wir ins Grab sinken?

Das war zu aller Zeit ein gar blödes Argument gegen die Zensur: daß sie sich das eine oder andere Mal irrte und ein ganz harmloses Stück verbot. — Im geraden Gegenteil hat die Zensur fast niemals daneben; sie ist nur ihrer ganzen Veranlagung nach so rückständig, die öffentliche Herausbringung von Werken, an denen wirklich endlich wieder einmal etwas dran ist, sofort als (staats-, religions-, sitten-) gefährlich zu verhindern.

Und darum, Herrschaften, laßt uns das Heimliche Theater aufstun und das Wort „heimlich“ dabei so auf unsere Zungen nehmen, daß wir einen Geschmack davon abkriegen — heimliches Gericht, heilige Feme!

Wie denn auch: — wir würden uns ja anders zu sehr sträflichen Mitschuldigen machen an jenem öffentlichen Unglück, welches die Zensur ist.

Wie dieses Heimliche Theater (ein jeder Leser darf sich derweil getroßt ein noch besseres Epitheton ausdenken) nun aber inszeniert werden soll? — Jetzt schäm ich mich wahrhaftig fast, daß ich es sein soll und nur grad ich, dem dieses eingefallen ist, und ich kann es immer noch nicht recht für möglich halten, daß nicht längst schon andere vor mir auf den Gedanken gekommen sind. — Doch, nun endlich frei herausgesagt, ist das Ei des Kolumbus dieses:

Du und ich und noch etwer, Freunde, Mitkämpfer der „Aktion“ machen einen Verein und laden die und die Leute zu einer Aufführung von (dieser Anfang ist beschlossene Sache) Frank Wedekinds Totentanz durchaus gratis ein. Das will heißen: wir verzichten auf jene naiven Praktiken, durch die nach längerer oder kürzerer Zeit, so die Elf Scharfrichter, so der Pan, elendiglich gleich Froschverbindungen aufgeflogen sind, auf jene Mittelchen, Manöverchen: beileibe keinen Eintritt und jedennoch dafür eine Garderobengebühr von neun Mark neunundneunzig Pfennigen oder einen so oder so angemessenen Mitgliedermonats- oder Jahresbeitrag zu erheben. Nein also, wir verzichten darauf! wir bedanken uns schönstens dafür! wir haben derlei großmütig genug nicht nötig! und soviel ist uns — sublimst — die Heß oder Gaudi wert! Und wenn wir — jetzt kommt mich wahrlich etwas Pathos an — und wenn wir den heiligen Christ gleich ein zweites Mal nur im geringsten Stall von Bethlehem gebären müßten: wir, du und ich und noch etwer wollen uns die Portoauslagen zu den Einladungen an das halbe Berlin W. ausschließlich von unseren mageren Schriftstellerhonoraren abknapsen —

und was benötigen wir denn für den Anfang (gemeint ist immer der einzige Frank Wedekind'sche Totentanz) groß noch weiter?

Dazu brauchen wir zumindest noch einen Stall, sagst du, eine Krippen?

Darauf entgegne ich dir: Wenn wir diesen Stall und diese Krippen ebenfalls bereits hätten — hm?

Da überschlägst du in deinem Gedächtnis schnell die Bilanz, die da heißt Berliner Theaterdirektoren, und triumphierst: Ausgeschlossen! aus . . . ge . . . schlossen! — Und fährst mir gleich darauf in meine immer noch stolze Parade: Aber selbst gesetzt den unmöglichen Fall, ein berliner Theaterdirektor u. s. w. u. s. f.: wo wollt ihr „for bechinem“ die Schauspieler herkriegern? Schauspieler und for bechinem??

Mich dünkt, ich hab dem Pessimisten und Allesmiesmacher längst einen allzu breiten Raum eingeräumt. In diesem einzigen Wedekind'schen Totentanz, der die Eröffnung des Heimlichen Theaters bilden würde, liegt die Sache so, daß ich mir in der Tat bereits ein „Lokal“ weiß. Und falls wider alles Erwarten der „Lokalbesitzer“ — durch Warnungen, ja Drohungen von seiten des Zensors — doch noch zurückzuppen sollte, hat sich ein reicher Freund von mir willens erklärt, das dadurch entstehende Loch zuzumachen. Und was das Schauspielermaterial anbetrifft, übernehmen Herr und Frau Wedekind die Hauptrollen . . . und außerdem (unkt jene Unke) sollen im heutigen Berlin nicht zwei Schauspielkräfte vorhanden sein, die herzlich gern umsonst die beiden restierenden Sprechrollen übernehmen? In eben diesen Tagen, wo die Bühnengenossenschaft noch dazu wirksam darauf aus ist, durch Eröffnung von soundsovielen Saalbühnen die hier engagementslos sich herumtreibenden Mimen auf ein Minimum reduzieren.

Diese Einwände alle — sind sie nicht Kleinig- und Unnützigkeiten? Raffehausdebatten, mit denen wir uns die längste Zeit lächerlich gemacht haben sollten? — Und warum sollten vierzehn Tage etwa nach diesen unsern Weihnachten nicht ebenfalls drei Heiligedreikönige, nicht einmal besonders stark nach amerikanischen Multimillionären duftende Kaspar, Melchior und Balthasare angezogen kommen, die uns 100 Dollar darbringen? Oder gar 300 Dollar?

Sehen wir vor allen Dingen zu, ob dieser unserige projizierte Waffenstillstand mit der Zensur (wie man es, weniger feindlich und zähneknirschend und mehr verbindlich grinsend, schließlich gleichfalls nennen könnte) überhaupt möglich ist und ob es überhaupt sein kann, daß dieser Stern uns aufgeht und leuchtet.

Vorbereitungen (weshalb ich nicht so ausführlich zu sein brauche und hier frühzeitig schließen kann) mit Rechtsanwälten, Schauspielern, Theaterdirektoren, Bühnenvertriebsvorständen, verbotenen und nicht verbotenen Autoren, wohlhabenden Dilettanten, dito Dramaturgen, Theaterkritikern, auch nicht zu vergessen Prof. Dr. Ed. Engel, Zensurbeiräten und mit Zensoren selbst, Polizeipräsidenten, Staatsanwälten usw. usw. von heute ab in jeder Nummer der „Aktion“, d. h. es soll eine publike Debatte eröffnet werden und eine Rundfrage. Alles zusammen über — in allen größeren Städten Deutschlands — das Heimliche Theater!

Heinrich Lautensack.

Ich räume diesem tatbedeutenden Aufsatz die Stelle des politischen Leitartikels ein: es ist eine eminent politische, eine kulturpolitische Frage, die hier gelöst werden soll. Es gilt eine Kulturtat. Was bedeuten daneben all die Stichwahlgeschäftsorgen der Berufspolitiker?

Und nun noch einige Worte an unsere Presse. An die Herrscher vom Feuilleton. An die, so da empfinden, daß das Stück Mittelalter, Bühnensensor geheißten, zu beseitigen ist.

Wir werden unser Heimliches Theater zu schaffen suchen, ob mit, ob gegen euch. Aber wir geben euch zu bedenken, daß ihr hier eine Gelegenheit findet, ernstlich eure Pflicht zu tun. Bedenket: die Sache wills, daß ihr zu unserem Vorhaben Stellung nehmet! Ihr könnt euren Lesern die Tatsache nicht verschweigen, daß nunmehr ein gesetzlich zulässiges Mittel gefunden ist, dem Zensor in aller Offenheit den Roststift aus der Hand zu nehmen.

„Die Aktion“ wird in der nächsten Zeit in einer öffentlichen Volksversammlung, in der unsere Besten sprechen werden, die Überwindung des Zensors proklamieren. Trotz aller Rücksichten, meine Herren: nehmet im Feuilleton von unserer Aktion Notiz! F. P.

Zur Diskussion über den Kirchenaustritt

Der Deutsche Monistenbund hält am 23. d. M. eine Diskussion über den Kirchenaustritt ab, nachdem am 22. d. M. Maurenbrechers Vortrag über „die Religion des Monismus und ihre praktischen Folgerungen“ vorausgegangen ist. Wenn dieser Vortrag und die Diskussion einen stärkeren Austritt aus den Kirchen zustande bringen, als es bisher der Fall war, so kann man dieser Agitation den Beifall nicht versagen. Nichtsdestoweniger wäre es ein Irrtum, anzunehmen, daß der Kirchenaustritt ein ganz und gar befriedigendes Mittel in dem Kampfe gegen die Kirchen und die Konfessionen sei. Wenn die Kirchen auch dadurch finanzielle Einbußen erleiden, so genügt das keineswegs um sie definitiv zu Falle zu bringen. Auch die Trennung des Staates von der Kirche, wie sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vorhanden ist, und wie sie in Frankreich durchgeführt wurde, könnte die Einflüsse der Kirchen, besonders der katholischen, keineswegs so beseitigen, daß die modernene Geistesentwicklung das Tempo einschläge, das ihr gebührt. Die mehr als tau'endjährige Einwirkung dieser Institutionen auf die menschliche Gesellschaft und auf die Staaten hat eine Gesetzgebung, eine Gesellschaftsordnung und eine Moral erzeugt, die als „kirchlich“ bezeichnet werden müssen. Was kann es uns nützen, wenn wir aus der Kirche ausgetreten sind, und wenn die Trennung der Kirche vom Staate erfolgt ist — wenn dann doch die Gebote und Ueberlieferungen dieses Aberglaubens in unbewußter Weise befolgt werden? Von Jugend auf ist nur das eingepflegt, und es wird bis in das späteste Alter befolgt. Luther selbst gibt folgende Erklärung zum siebenten Gebot: „Denn nach Deiner Person und Deinem ehelichen Gemahl ist zeitlich Gut das Nächste; das will Gott auch verwahrt haben.“ Wenn sich schon die Reformatoren auf diesen Standpunkt stellten, so kann man sich nicht wundern, wenn von der Kanzel oder in den Katechismen der Spruch des Calomo zitiert wird: „Reiche und Arme müssen untereinander sein; der Herr hat sie alle gemacht,“ und wenn sich dazu in dem hannoverschen protestantischen Katechismus folgende Erklärung findet: „Daß Reiche und Arme sind, ist Gottes Ordnung. Wer sich dagegen empört, ist ohne Gottesfurcht; Die Gottlosigkeit verfinstert aber nicht nur das Herz sondern auch den Verstand.“

Man sieht, wie die Kirchen nicht nur den Staat, sondern auch direkt den Kapitalismus unterstützen. Ein Sozialdemokrat, der im Grunde seines Herzens für den Kommunismus schwärmt, würde bei einem Einbruchsdiebstahl, der ihn betrifft, zur Polizei gehen und Anzeige erstatten. — Das Kirchengebot siegt und sein Kommunismus ist nur Theorie. So findet das Strafgesetzbuch seine beste Unterstützung in dem Kirchengebote: „Du sollst nicht stehlen.“ Die Moral der heutigen bürgerlichen Gesellschaft ist darauf aufgebaut. Den Knechten, Mägden, Tagelöhnern und Arbeitern wird im Katechismus gesagt: „Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit eures Herzens, als Christo, nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes tut von Herzen, mit gutem Willen“ — ergo ist die Gefindeordnung auch aus dem Willen Gottes hervorgegangen. Die Gebote der Kirche sind benutzt worden, um eine Sklavenmoral zu konstruieren, die sich von aller Menschlichkeit entfernt und nur dem Grundsatz huldigt: „beati possidentes“. Diese Priesterlehren dienen der weltlichen Obrigkeit als sittliche Basis, denn von ihr heißt es im protestantischen Katechismus: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.“

Und da soll der Kirchenaustritt das große Heilmittel sein? —

Johannes Berndt (Rixdorf),
Führer der Armee des Einen.

Glossen

„Zufällig“

In Nummer 44 der „Aktion“ glosierte Arthur Drey einen Stumpfsinn, den der niedliche Egon Fridell im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht hatte; ein Gedicht „Anöndung“ von Drey bildete sozusagen die Ergänzung der Glosse. Die Feuilleton-Redaktion der „Frankfurter Zeitung“ liest natürlich die „Aktion“ regelmäßig; der Angriff gegen Fridell ist ihr zum Ueberflus noch extra zugesandt worden. (Ich halte Angriffe für feige und wertlos, wenn der Angegriffene nicht ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht wird.) Das geschah am 18. Dezember. Die „Frankfurter Zeitung“ besitzt eine kluge und tüchtige Feuilleton-Redaktion — aber diesmal hat diese doch einen schlimmen Fehltritt begangen: den Drey'schen Angriff schwieg sie tot, um jetzt, vier Wochen später, den Spieß umzudrehen und das Gedicht von Arthur Drey mit dem Bemerkten, es sei ihr „zufällig“ in die Hände geraten, zu verulken. Daß eine der anständigsten Redaktionen so böse vom Wege abirren kann!?

Bekanntlich

In Wien ist Frank Wedekinds „Totentanz“, den das Heimliche Theater aufzuführen gedenkt, von der Zensur verboten worden. Dieses Verbot hat die Bloßstellung des Wiener Korrespondenten des „B. L.“ verschuldet, denn besagter Korrespondent telegraphierte seinem Blatt nach Berlin: Wedekinds „Tod und Teufel“ (Untertitel von „Totentanz“) wurde von der Zensur verboten. Das Stück zeigt bekanntlich, wie die Präsidentin der Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels den Verführungskünsten eines Mädchenhändlers erliegt.

Das ist bekanntlich Schwindel oder grobe Unwissenheit. Bekanntlich erliegt in dem Stück die Präsidentin dem Mädchenhändler nicht. Bekanntlich ist Wedekinds Meisterwerk nie schlimmer geschmäht worden als hier von dem Korrespondenten des „B. L.“, der das Stück bekanntlich nicht kennt. Aber was tuts: das „B. L.“ läßt die Stupidität passieren, die Provinzblätter drucken nach und daher bekanntlich das Wort „Kulturfaktor“.

Die „Demokratische Vereinigung“

ist also gewesen — wenn die Fortschrittler nicht so verblendet sein werden, dem unerschrockenen Leitartikler H. v. Gerlach das Marburger Mandat zu erkämpfen. Geht auch dieser Wahlkreis der Mandatsinteressentengruppe verloren, dann wird sich die „D. V.“ in Wohlgefallen auflösen. Die Fortschrittler haben also ihren gehässigten Widersacher völlig in der Hand. Werden sie das Richtige tun? Mögen sie sich nicht durch den Einwand verwirren lassen, der unerschrockene Leitartikler müsse gegen einen Reaktionär verteidigt werden. Hat die „D. V.“ in Dessau I diese taktische Rücksicht gezeigt? Herr von Gerlach ist für den Fortschrittler das größere Uebel, denn seine Wahl würde dem Parteifragment „D. V.“ neue Reklamemöglichkeiten geben. Nein, die „Fortschrittliche Volkspartei“ hat nicht das Recht, ihren Anhängern zuzumuten, für eine Partei zu stimmen, deren Tätigkeit ausschließlich darin besteht, den Linksliberalismus auf das Tollste zu bekämpfen. F. P.

Reinigung

Lösche alle deine Tag' und Nächte aus!
 Räume alle fremden Bilder fort aus deinem Haus!
 Laß Regendunkel über deine Schollen niedergehn!
 Lausche: Dein Blut will klingend in dir auferstehn —
 Fühlst du: Schon schwemmt die starke Flut dich neu
 Schon bist du selig in dir selbst allein [und rein,
 Und wie mit Auferstehungslicht umhangen
 Hörst du: Schon ist die Erde um dich leer und weit,
 Und deine Seele atemlose Trunkenheit,
 Die Morgenstimme deines Gottes zu umfassen.

Brüssel

Ernst Stadler

August Strindberg

Von René Schickel (Strasbourg)

Strindberg ist der Prototyp der unglücklich Glücklichen, die den Erdbewohnern eine Natur glaubwürdig zu machen haben, die sie nur selten und kurze Augenblicke, in Schauern religiöser Aufgelöstheit, in den visionären Ekstasen alter Kulte empfunden, aber nie gekannt haben. Das Gesicht einer Kultur sind Genies und Naive zu zeichnen berufen. Sobald sie komponieren, Kunstwerke schaffen, wollen sie charakteristisch wirken und überreizen. Sie bändigen die Fülle und den Jähzorn ihrer Natur, um den einen: ihren Zug mit ganzer Energie herauszuarbeiten. Darum sehen wir in den meisten Künstlern eine Richtung, eine Weltauffassung verkörpert. Sie sind Sektierer, aus Selbsterhaltungstrieb, und weil sie geborne Machthaber sind, Fanatiker. Ihr Fanatismus gehört einem Ziel, einem Weg, einem der vielen. Strindberg ist der leie Fanatiker der Minute, in seiner Tiefe haufen die Triebkräfte und

Dämonen aller menschlichen Stunden und harren glühend der Auferstehung zum eignen einzig strahlenden Licht. Dabei lächeln sie sich an, wie die alten Auguren und begehren nur ihre absolute Herrschaft, um sich in Wirken und Wirkung kennen zu lernen, sich in rasendem Selbsterkennen und in den Schwingungen aller Möglichkeiten aufzulösen und in den Schoß des Vulkan, in den ewigen Vor-Frühling dieser Natur zurückzutauhen.

Sanguinischer Skeptizismus — das ist Strindbergs Temperament. Es ist unser aller Temperament: denkt an Renan, Anatole France, Barrès, — an Baudelaire, Rimbaud, Laforgue, Wedekind, Mann, Kerr, Shaw. — Es ist das Temperament der modernen Musiker: Vincent d'Indy, César Franck, Rich. Strauß. Die Spitze der Klinge, die die süßesten Töne gibt und so zerbrechlich ist. Strindberg ist der Plebejer und der zähste Rebell der Schar, zäh, zäh. Weil er auf dem größten Format arbeitet: drum wütet er auf die Leinwand los mit Besen und allen möglichen Töpfen. Sein Temperament ist das stärkste, drum hält es ihn vor allen am ausgiebigsten zum Narren. Drum schindet ihn der Glaube.

Der Pöan: August Strindberg ist unser Erkennungswort. Sein Leben war ein Kulturkampf. Dieser Kosmos, der Strindberg heißt, hat unter Ausbrüchen von Vulkanen in seinen Bahnen gekracht — und immer weitere Kreise geschwungen! In dem einen Leben ward mehr denn eine Kultur geschaffen. Alle Bündel wurden gelöst, jeder Stab zersplitterte in Licht, es wurde ein irres, wunderirres Blitzen des Stromes, in dem Sonnen fließen, es wurde das schäumende Stürzen der Katarakte. Die Bündel schwimmen zerstreut, — — — sind in Luft und Licht zergangen. Das ist Befreiung. Die universale Skepsis, die nur wissen, wissen will. Die Erkenntnis des Menschen. Die große Revolution der Geister hat begonnen: unser 89.

Jedes Kunstwerk habe etwas Unfertiges, sagt Strindberg. Ecce proles! Wie jedes Naturerzeugnis fährt er fort, wie jeder Kristall, jede Pflanze. . . Was ist Kunst? Wenn wir Steine am Finger tragen, ist's, weil wir die Pracht seiner Vollendung lieben, die eine Hand ihm gab. Wenn wir Pflanzen lieben, so ist's, weil sie uns vollkommen dünkt. Aber Strindberg schleudert aus seinem Temperament heraus Gewalten mit vagen Umriffen: die Geschichte seines Werks ist eine winzige Kosmogonie, die höhere Harmonie-(Kunst-)Gefühle hat, als die unfres Geschmacks. Es ist oft weniger Kunst als ursprüngliche, eilige Beichte. Oft gelingt ihm seine Kunst: ganz wie bei Shakespeare. Und dem allein ist er der rechte Bruder, wenn auch von anderer Mutter, wenn auch Bastard. Den breitspurigen Gang bei Shakespeare sah ein Kavaliere, Strindberg hat ihn zuweilen. Und es ist doppelt lehrreich. Manchmal amüsant.

Von Swedenborg zu Strindberg

Zur Strindbergfeier am 22. Januar

Von Dr. Anselm Ruess

Mit diesen beiden Namen rühren wir sogleich an Phänomene, deren zusammenlaufende Betrachtung das Tiefste menschlichen Geistes und Wesens hervorkehren

und wohl allein ein ganzes Leben erfüllen könnte. Hier seien nur die flüchtigen Umrisse einer Aufgabe angedeutet. Poesie, Naturwissenschaft, Mystik bloß verschiedene Entwicklungsphasen derselben erkennenden Kraft im Menschen; nur wer alles drei zugleich hat, dürfe immer „Philosoph“ genannt werden. Die Aufschlußfähigkeit eines lyrischen Gedichts über Natur und Dinge kann durchaus der Erkenntnis des Chemikers gleichen, der einen Stoff in zwei ursprünglichere Elemente scheidet; oft beruht der ganze Reiz eines Verses bekanntlich darauf, daß man noch das Entstehen, das Zusammenrinnen zweier Ursachen in einer Wirkung visuell oder akustisch zu verspüren meint. Lyrische und naturwissenschaftliche Erkenntnis: oft nur dasselbe Wesen von außen und von innen gesehen. Mystik kein neues, fremdes Element, das sich da völlig ungerufen einmischet, sondern verstärkte Betonung der schon im lyrischen Erleben bekannt gewordenen Intuitionskräfte, mit absichtlicher Außerachtlassung der Schranken, die Natur-„Wissenschaft“ sich arrogant-bescheiden selber setzt. Zwischen Swedenborg und Strindberg gelten da fast nur noch so erlauchte Namen wie Kant, Goethe, Schelling, Schopenhauer. Goethes Einsicht z. B. in die Natur der Farben war ein eminent lyrisches Erlebnis, ein Ueberraschtwerden vom Totalen; darum hat sie sich halten müssen. Strindbergs Naturphilosophie, niedergelegt in „Sylva Sylvarum“, in den „Blumenmalereien und Tierstücken“, in den „Blaubüchern“ und sonst, hat ganz diesen selben, innersten Goetheschen Blick.

Und beider Ahnherr, noch recht scholastisch und theologisch verummmt, war bekanntlich Emanuel Swedenborg. Auf dem Titelblatt zu Strindbergs „Blaubuch“ findet sich denn auch die Widmung: „Emanuel Swedenborg, dem Lehrer und Leiter, . . . der Schüler.“ Genau zweihundert Jahre nach der Geburt dieses ersten großen Stockholmers kommt auch der andre zu Theosophie und Okkultismus, wie sie heut sagen; es war in Paris, um 1890. Beide ausgehend von den exakten Naturwissenschaften; von Swedenborg heißt es bei Emerson: „Der Genius, der bestimmt war, das Wissen seiner Zeit durch sein eigenes umfassenderes umzugestalten, bis an die Grenzen von Raum und Zeit vorzudringen, einen Vorstoß in das düstere Reich der Seele zu wagen und die Einsetzung einer neuen Weltreligion zu versuchen — begann seine Studien in Steinbrüchen und Schmiedewerkstätten, vor dem Schmelztopf und Schmelzriegel auf Schiffswerften und in Gießzimmern.“ Strindberg ist von Haus so sehr Anatom, Physiker, Chemiker, wie er Dichter ist; und seine Wiege umstehen so bedeutend die naturwissenschaftlichen Entdeckungen Robert Mayers und des schwedischen Landmannes Verzelius, wie die Swedenborgs die Großtaten Isaak Newtons, Linnés, Boerhouwes und Harveys. Beide kommen dann zu etwas viel Vorzüglicherem, Wahrerem, Ahnungsdurchschauerten. Der Bruch in Swedenborgs Leben ist bekannt und merkwürdig genug. Es war im Jahre 1743. „Ich war in London und speiste eben in meinem gewöhnlichen Quartier zu Mittag; ich war hungrig und aß mit großem Appetit. Gegen das Ende der Mahlzeit bemerkte ich, daß eine Art von Nebel sich über meine Augen breitete. Der Nebel wurde dichter, und ich sah den Boden meines Zimmers mit den scheußlichsten kriechenden Tieren bedeckt, wie Schlangen, Kröten und dergleichen. Ich war darüber erstaunt, denn ich war ganz bei Sinnen und vollem Bewußtsein. Die Finsternis nahm nun immer mehr überhand, verschwand jedoch plötzlich, und

ich sah jetzt in einer Ecke des Zimmers einen Mann sitzen, der mich, da ich ganz allein war, durch seine Worte in Schreden setzte. Er sagte nämlich: „Ich nicht so viel!“ Alles verdunkelte sich jetzt wieder, aber plötzlich wurde es wieder hell, und ich sah mich allein im Zimmer. Ein so unerwarteter Schreden beschleunigte meine Heimkehr. Ich ließ gegen meinen Hauswirt nichts merken, überdachte aber, was mir begegnet war, sehr genau und konnte es nicht als eine Wirkung des Zufalls oder irgendeiner physischen Ursache annehmen. Aber in der folgenden Nacht stellte sich mir der gleiche Mann noch einmal dar; ich war jetzt durchaus nicht erschrocken. Der Mann sagte, er sei Gott, der Herr, der Welt Schöpfer und Erlöser. Und daß er mich erwählt habe, den Menschen den geistigen Sinn der Heiligen Schrift auszulegen; daß er mir selbst diktieren werde, was ich schreiben solle über diesen Gegenstand . . .“ Von diesem Tage an entsagte also Swedenborg aller weltlichen Belehrsamkeit, aller Forschung in verstandmäßig-nüchternem Sinne. Ein einzelnes Erlebnis dieser Art kann die moderne Seele Strindbergs nicht umstürzen, ihre Krisen sind schmerzlicher, präparierter, weitausholender, und durchzittern Jahre, — als furchtbarste, die hier in Betracht kommt und aus dem Atheisten den Christen gemacht hat, die Inferno-Krise, die auch das Erlebnis „Swedenborg“ selber umfaßt.

Was geschieht? Swedenborg wird nun zum Lehrer der „Korrespondenzen“, der Ähnlichkeiten im ganzen großen All, einer seelischen Grundkraft durch Körperliches wie Geistiges, ein theosophischer Leibniz. August Strindberg wagt sich furchtlos bis an die Pforten des Wunders, an die Bezwingung der Magie; er wird genau, was die furchtsamen oder verschrumpften Naturforscher einen Schwärmer und Ideologen nennen müssen. Wie Faust steht er vor dem kochenden, brodelnden Herentessel, und aus sinnlosen, wirbelnden Dämpfen steigt ihm der planvolle Gott des Lebens, das feuzende Pulsen der Steine. Uralte Mysterien . . . Uralte Zusammenhänge! Der große Kant hat den Kern der Arcana coelestia des Swedenborg, den er keineswegs belächelte, überblickt und in geistreicher Weise den Vergleich gezogen, man habe den Eindruck, als sei hier jene kindliche Phantasie, die zur besseren Einprägung oft ganze Erdteile unter dem Bild einer sitzenden Jungfrau, eines Menschenkopfes usw. sich veranschauliche, ins Riesenhafte und Groteske gesteigert. So trug also Swedenborg seit dem Tag seiner hellseherischen Intuition das Gesamtbild aller Erscheinungen, eine Landkarte gleichsam aller körperlichen wie geistigen Dinge des Universums in sich herum, und wie von einem unermesslich hohen Turm überschaute er das Ganze und erläuterte es unter der Form eines „größten Menschen“. Aber Kant sah wohl gleichzeitig darin nur die zusammenfassende Fähigkeit unseres Geistes und urteilte, daß solche Auffassung zwar im vereinfachenden Verstand, nicht aber im Wirklichen selbst ihren Grund habe; dagegen für Swedenborg war sie das Ergebnis eines wirklichen Schauens, sie löst sich ihm nie als ein bloßer Phantasieschemen wieder auf, dreißig Jahre fast lebte er ununterbrochen in ihr, und er fühlte Leben, Bewegung und Atmen dieses seines „größten Menschen“ genau nach dem inneren Summe des kleinen Menschen, des individuellen Herzschlags. Und Kant meint weiter: wie wir wohl in der Morgendämmerung, noch im Halbschlaf, gewöhnliche Gegenstände unseres Zimmers, das Tapetenmuster u. dergl., zu fremdartigen

Szenen verdichten, wie wir im Winter auf den gefrorenen Fensterscheiben kraft unserer dichtenden Phantastie Blumen sehen, „Eisblumen“ — so dieses Schauen. Aber heute hat August Strindberg einmal mit den wachen Augen des Botanikers solch eine gefrorene Scheibe aufmerkamer betrachtet, und er glaubt, nicht bloß beliebige „Blumen“, sondern bestimmte Algenarten, Pflanzen von Linnéscher Exaktheit darauf entdeckt zu haben; und er vermutet, daß hier im Wassertropfen schon erste organische Prozesse rege sein möchten, die auch das erste Leben auf der Erde überhaupt einmal entzündet haben könnten . . .

Uralte Geheimnisse. Ur tiefe Zusammenhänge. Wer „zu“ tief in das Auge der Natur geschaut hat, der wird leicht zum „Mystiker“; aber bezeichnen nicht wir, die weniger Helllichtigen, ihn als solchen? Was ist denn das Wunder? Was würde denn ein Früherer, der von den Röntgenstrahlen noch keine Kunde hat, erwidern müssen, wenn man ihm heute unvermittelt nur die fertigen Photographien eines lebendigen Innern vor Augen hielte? Durchleuchtete, durchdrungene Materie? Er würde das für einen schlechten Wis erklären, jene Bilder für spielerische Ergänzungen etwa nach dem Skelett irgendeines Verstorbenen. Kant sieht in jenen „Eisblumen“ noch lediglich unsere reimende Phantastikaktivität; Strindberg meint schon eine organische Kraft, ein wirkliches Wachstum dort zu verspüren. . .

Sehr interessant und wichtig erscheinen stets die physiologischen Betonungen der wahren Mystiker, der echten Erkennen und Durchleuchter. Sie sind keineswegs stigmatisierte Heilige, keineswegs Asketen oder die Flagellanten des Mittelalters. Essen und Trinken sind hier keine unwürdigen Dinge, sondern haben ihre inneren Beziehungen zum Schauen und Wissen. Jene kurzen Worte, die die visionäre Erscheinung das erste Mal zu ihm spricht, die Worte „Ich nicht so viel!“ — sie hört Swedenborg keineswegs zufällig; seine ganze Lehre hat ja dann in einer Vergeistigung des Stoffs, einer Erhöhung und keiner Verniedrigung bestanden. Und Strindberg achtet darauf, daß Swedenborg bis ins höchste Alter das poculum hilaritatis keineswegs verschmäht habe, und stellt die goldene Mäßigkeit im Essen und Trinken und Mäßigkeit in der Religion gern auf eine Stufe. Und man beachte, daß auch bei Strindberg betrügerische Hotelwirte, schlechte Köche, versalzene Suppen niemals hochmütige Vernachlässigung erfahren. Wie wäre das auch möglich bei Geistern, denen alle Dinge nicht für sich selbst sind, denen sie vielmehr ständig in Gleichnissen und Bildern sprechen, um sich inniger, nackter zu enthüllen? Denn das ist nun die Swedenborgsche Lehre von den Symbolen und Entsprechungen so gut, wie die Strindbergische heute. Wer tief durchschauen und enträtseln könnte, welche Idee, welche geistige Rolle jedes mit den Sinnen Angeschauten im Weltganzen vertritt — der hätte den Schlüssel zur Weltenuhr überhaupt. Bald kommt es Swedenborg vor, als bedürfe er kaum mehr des gesprochenen Wortes, des sinnlichen Klanges der Stimme, als schaue er vielmehr in die Seelen der Körper wie in durchsichtige Gehäuse, nehme wahr, wie das feinste Gedankengewebe dort seine Fäden schlägt. Eine einzelne Erscheinung wiederholt sich ihm nun tausendmal mit geringen Abweichungen im Universum; die Wurzel ist nur ein anderer Mund, und die Arme sind oberhalb der Erde Schwingen und unterhalb Flossen. So „das ganze Wörterbuch der Symbole zu finden, sei sein Wunsch

und Streben gewesen“ nennt es Emerson; noch aber sei es ungeschrieben geblieben, fügt er hinzu . . .

Aber lest nun heute, lest die Symbole und Entsprechungen, lest die Ähnlichkeiten und alle ihre letzten Deutungen in Strindbergs „Sylva Sylvarum“ und in den beiden „Blaubüchern“: Habt ihr nicht die bestimmte Empfindung, daß es da geschrieben ist, daß fast wenig noch übrig bleibt?!

Es gibt Strindberg endlich die geistige Oberhand über seinen großen Vorläufer, daß er die theologisch-traditionelle Hemmung, die Swedenborg denn doch zuletzt zum Scholastiker macht, im modernen Geiste heut ausschaltet; daß er an Swedenborg selbst noch zum Deuter und Enträtseler wird, wie dieser schließlich am biblischen Buchstaben, und daß ihm so das gesamte Swedenborgphänomen wie als oberstes Symbol noch Offenbarungen spricht. Wie unter den Händen verwandeln sich nun Swedenborgsche Erlebnisse, die etwas Mönchisch-Karges behalten haben, in blühende Phantastielandschaft, die Hölle, ein gar vaster und trostloser Ort, erfüllt sich wenigstens mit den Stimmen kluger und ruchloser Menschen, Engel legen ihre langen weißen Flügel ab und duden sich schöner in ein gütiges, liebendes Auge, Unterhaltungen mit Geistern und Abgeschiedenen, oder den Bewohnern anderer Sterne werden unzänklicher, unkirchlicher, und erhalten einen zarten, festtäglichen Sinn. Aber das ist zugleich das hohe Geheimnis: zugleich ist noch alles swedenborgianisch, nicht bloß das bildliche, das wirkliche Wunder einer Seelenwanderung scheint hier stattgefunden zu haben, und wie vor unsern Augen noch immer die Umwandlung alles Materiellen in Geist vor sich zu gehen, als ob die Leibniz-Swedenborgsche Ahnung von der Einheit aller Kraft im Universum, die Goethesche Anknüpfung von Magnet und Herz, durch diesen letzten und größten Skandinavier ihr absolutes Wahrheitsiegel empfangen. Ich wenigstens nenne es nicht mehr Mystik, wenn bei Strindberg durch Unfrieden Blumen verdorren, Haß die Landschaft verdunkelt, Liebe die Instrumente stimmt, Güte das Greifenauge verherrlicht, Bosheit die Uhren verrückt, unser Lebenswagen nur „durch Kontakt mit der Oberleitung“ im Gange bleibt. Die Körper der Menschen sind heute durchsichtiger als je geworden — dies ist Erfolg und Beschluß einer Entwicklung, die seit Swedenborg ihren Standpunkt von innen nahm und keinen geringeren Geist als Kant mit sich forttrug; die als Goethesche Erkenntnis von „Kern der Natur sitzt Menschen im Herzen“ heute an August Strindberg gekommen ist: als an ihren größten und würdigsten Erben.

Sämtliche Werke August Strindbergs sind im Verlage Georg Müller, München, in der vom Dichter einzig autorisierten Uebersetzung Emil Scherings erschienen. Hier sei besonders auf „Blaubuch“ und „Ein neues Blaubuch“ hingewiesen.

Apophthegmata

Von Lord Bacon.

Julius Cäsar schrieb eine Sammlung Apophthegmata, wie aus einem Briefe Cicero's hervorgeht; desgleichen der Konsul Makrobios. Mehr brauche ich zu Gunsten einer derartigen Schrift nicht zu sagen. Es ist schade, daß Cäsar's Buch verloren gegangen; denn ich vermute, seine Sammlung war mit Einsicht und Sorgfalt veranstaltet, während diejenigen des Plutarch und Stobäus, und noch mehr die neueren, viel Hefe mit aufnehmen. Sie gewähren in der That einen außerordentlichen Nutzen, denn sie sind „mucrones verborum“, treffende Ansprüche. „Die Worten der Besten sind wie Stachelruthen“, sagt Salomon. Cicero nennt sie passend *salmas*,

Salzgruben, aus denen man Salz schöpfen und überallhin austreuen kann. Sie sind nützlich, um in zusammenhängende Reden eingewoben zu werden. Sie sind nützlich, um bei geeigneten Gelegenheiten angebracht zu werden. Sie sind nützlich, wenn man ihren Kern herauschält, und sich zu eigen macht. Ich habe zu meiner Erholung von ernstern Studien eine Anzahl gesammelt, indem ich die alten durchsiebte; keine jedoch deswegen ausschied, weil sie bekannt sind, denn viele bekannte sind vortrefflich; noch wegen der Unbedeutendheit der Personen; sondern nur deswegen, weil sie abgeschmackt oder schal sind; wogegen ich manche neue hinzufügte, welche sonst verloren gegangen wären.

König Heinrich der Vierte von Frankreich wurde von seinem Parlament zum Kriege gegen die Protestanten aufgestachelt. Er antwortete: „Ja, ich bin dazu Willens und beabsichtige, euch Alle zu Hauptleuten zu machen; ihr sollt Jeder eine Kompagnie zuerteilt bekommen“. Das Parlament merkte, worauf seine Rede hinging, gab nach, und ließ seinen Antrag fallen.

Als Rabelais, der große Humorist Frankreichs, auf dem Sterbebett lag, und man ihm die letzte Delung gereicht hatte, kam noch ein intimer Freund zu ihm und frugte, wie es ihm ginge. Rabelais antwortete: „Ich bin eben dabei, meine Reise anzutreten, meine Stiefel sind schon geschmiert“.

In Rom befand sich ein junger Mann, der dem Augustus Cäsar sprechend ähnlich sah. Augustus, der von ihm gehört hatte, ließ ihn zu sich kommen und fragte ihn: „War Deine Mutter jemals in Rom?“ Er antwortete: „Rein, Herr, aber mein Vater“.

Als der Philosoph Kallisthenes, der sich am Hofe Alexander's aufhielt, aber den König haßte, von jemand gefragt wurde, wie man der berühmteste Mann der Welt werden könne, entgegnete er: „Indem man Denjenigen, der es ist, aus dem Wege schafft.“

Während einer Hungersnot verkaufte Ethewold, der Bischof von Winchester, alle kostbaren Kirchengefäße und -Geräte, um den Armen Brot zu verschaffen, indem er sagte, daß kein Grund vorhanden sei, Gottes Tempel kostbar auszustatten, während die lebendigen Tempel Not litten.

Mr. Bettenham, Rektor in Gray's Inn, pflegte zu sagen, daß der Reichtum dem Dünger gleiche, der, auf einen Haufen geschüttet, nur einen üblen Geruch verbreitete, aber ausgebreitet die Ursache reichen Ertrags würde.

Seneca sagte von Cäsar, daß er immer schnell zum Schwerte griff, es aber nie ablegte.

Sir Henry Savil wurde einst vom Grafen Essex um seine Meinung von den Dichtern gefragt. Er antwortete, daß er sie nächst Denen, welche in Prosa schrieben, für die besten Schriftsteller hielte.

Dem Dion, der ein Atheist war, zeigte man in einem Tempel des Neptun einer Hafenstadt viele Gemälde, von Denen gestiftet, welche in Stürmen dem Gott ein Gelübde dargebracht hatten und von ihm vom Schiffbruch gerettet worden waren. Man fragte ihn: „Was sagst du nun? Erkennst du nicht die Macht der Götter an?“ Doch er antwortete: „Ei, wo sind denn die Bilder Derjenigen, welche nach ihren Gelübden ertrunken sind?“

Jemand sagte zu Aristipp: „Es ist seltsam, daß die Menschen eher den Armen, als den Philosophen Geschenke machen.“ Er versetzte: „Das kommt daher, weil sie glauben, daß sie selbst viel eher Arme als Philosophen werden können.“

Plato, von dem einige Freunde zum Mittagmahl geladen worden waren, hatte in seinem Gemach ein hübsches und kostbar gepolstertes Ruhebett. Diogenes trat ein, stieg auf das Bett, und trat es mit den Füßen, indem er sagte: „Ich trete auf den Stolz Plato's“. Plato antwortete milde: „Aber mit größerem Stolz Diogenes“.

Alexander pflegte zu sagen, er erkenne vornehmlich an zwei Dingen, daß er sterblich sei: am Schlaf und an der Wollust.

Georg Heym †

Auch Du der Frühen einer? Dunkles Wasser
des Wannsees, das den Mund Dir fest vereist,
hobst du nicht eben noch den Namen Kleist?
Nun bargst du aus den Städten diesen Hasser.

Bleibt nicht ein nasser Stern als Irrlicht blasser
den Weg, den hell Dein Werk gekreist und weist?
Die nackte Not, die Du aus Tiefen schreist,
schrillt unsern Ohren das Entsetzen krasser,

mit dem Dein Rhythmus Stadt und Stein bespie,
doch Häßlichstem der Schönheit Lichter lieb,
daß Rosen blühen aus kaltem Sarkophag.

So heilig, heiligend durch Poesie.
Die Straße stöhnt. Wer sprach vom Sterben, wie?
Dumppf dröhnt Berlin in seinen ewigen Tag.

Wilmsdorf

Ulfrid Richard Meyer

Zwei Gedichte

Von Georg Heym †

Marathon

In ernster Strenge angeborener Zucht
Zieh die Hopliten, die zur Wahlstatt steigen,
Wie Mauern stumm. Kein Palan bricht das Schweigen,
Doch hallt der Grund von der Sandalen Wucht.

Erhabene Größe der Demokratieen!
Das Recht Europas zieht mit Euch zu Meere.
Das Heil der Nachwelt trägt ihr auf dem Speere:
Der freien Völker große Harmonieen.

Der Republikan Los in den Phalangen.
Der Haß der Freien gegen die Despoten.
Ihr kämpft für Recht, das macht Euch frei von Sangen.

Dem Morgen zu! Der Völkerfreiheit Boten,
Unsterblichkeit auf ewig zu erlangen,
Wenn Abend ruht auf Eurer Schlachtrei'n Toten.

Savonarola

Wie eine Lilie durch das Dunkel brennt,
So brennt sein weißer Kopf in Weihrauchs Lauge
Und blauer Finsternis. Sein hohles Auge
Starrt wie ein Loch aus weißem Pergament.

Verzweiflung dampft um ihn, furchtbare Qual
Des Höllentags. Wenn er die Hände weitet
Wird er ein Kreuz, das seine Balken breitet
Auf dunklem Himmel, groß, und furchtbar fahl.

Er flüstert leise, übertönt vom Schrein.
Ein Riese tanzt, der mit den Beißeln segt
Das Meer der Rücken. Blutdampf steigt wie Wein.

Und sein Gesicht wird von der Wollust klein,
Vom Schauder eines Lächelns sanft bewegt,
Wie eine Spinne zieht die Beinchen ein.

Es unterliegt leider keinem Zweifel mehr, daß Georg Heym, dieser begabteste und, wie ich glaubte, zukünftigste unserer Lyriker mit seinem Freunde Ernst Balcke beim Schlittschuhlaufen im Wannsee den Tod gefunden hat. „Marathon“ und „Berlin“ waren die zwei frühesten Gedichte, womit ich die Öffentlichkeit auf ihn zu lenken suchte; „Savonarola“ hier zum erstenmal gedruckt. P.

Klage

Noch trag ich jene Klänge in den Händen,
Die graue Stunden mir zum Abschied reichten.
Doch blutrot brennt einjede dieser Spenden

Ein zitternd Mal in seine blassen Glieder,
Und Schmerzbetaut denk ich der zarten, leichten,
Von süßer Wollust froh umtanzten Glieder,

Die wie die leisen Spiele blonder Knaben,
Die wilde Träume zwingen zu sich nieder,
Ein wehes Lachen in den Augen haben.

Wie dunkles Dufte in dem bleichen Glieder.

München

Rudolf Kayser

Zirkus

Von Heinrich Illgenstein.

Zu allen Abendunterhaltungen, zu denen sich nach des Tages Hast und Arbeit der zivilisierte Großstädter von heute drängt, steht nichts so hoch im Kurse wie das Schauspiel gefährdeter Menschenleben. Die Berliner haben zwar eben wieder einen Carusorummel durchgemacht, und wer der Menschen Kämpfen um Eintrittskarten zu dem künstlerisch veredelten Zirkus im Sinne Reinhardts sah, sagt vielleicht: „Wenn dem Volke Gutes und Hohes geboten wird, läßt es sich doch auch nicht lange bitten . . .“, aber nichts wäre trügerischer, als hieraus den Schluß zu ziehen, daß sich die Allgemeinheit zur Freude an reiner Kunst „hinaufamüßert“ hat. Die Allgemeinheit (vom einfachsten bis zum gesellschaftlich vornehmsten Flügel) zieht die Aufregungen rein äußerlicher Schaustellungen vor. Wenn ein Caruso statt an drei Abenden einmal drei Monate hintereinander auftreten wollte, er würde bald aufhören, die Sensation der Sensation zu sein; und wenn Max Reinhardt den Zirkus pachtete, um nur vier Wochen lang darin den Berlinern mit Kunst zu kommen, so dürfte ihm bald von den jetzt gefüllten Bänken eine gähnende Leere entgegenstarrten. Auf den Dächern der paar wirklichen Musentempel in Berlin sitzt ständig der Pleitegeier, und die Berliner ernähren wohl einen Monti, aber keinen Hans Gregor. Das ist nicht weiter schwer zu nehmen. „Das war immer so und das ist auch nur natürlich. Stets ist die Kunst ein Vergnügen für die wenigen, Zirkus und Varieté eine Lust für alle gewesen.“

Der Hunger unserer Augen ist in Punkto Abendunterhaltung größer als der Hunger unserer Herzen . . . Nichts Aufregendes? Gewiß nicht! Nie hat die Arbeit im Leben der Menschen etwas so Ehermes, so Nerven-aufreibendes gehabt, nie ging der Mensch, der von seiner Hände oder seines Kopfes Arbeit leben muß, nach vollbrachter Tagesarbeit so abgehängt zu der Stätte des Vergnügens, wie der Großstädter von heute. Es ist selbstverständlich, wenn er dann abends genießen, aber bei dem Genuß nicht Herz und Gehirn noch weiter anstrengen will. Verständlich auch der Augen Vorliebe für Glanz und Flimmer. Seitdem die Menschen des Mittelalters frohe Farbenfreudigkeit in Häuserbau und Kleidung durch die vornehmere Eintönigkeit und durch das alles beherrschende Grau in Grau überwinden lernten, blieb dem farbenfrohen, wenn auch nicht immer geschmackvollen Teil der Menschheit für die Stunden der

Erholung neben den immerhin anstrengenden Musentempeln nichts anderes als die Flucht in den — Zirkus.

Also der Zirkus in Ehren. Er ist eine Notwendigkeit und er ist auch etwas Unterhaltendes. Schön gebaute Menschen und schön gebaute Tiere zu sehen, das wird immer ein Vergnügen sein. Grazie und Kraft . . . Wer versteht es nicht, daß die Menschen es so sehr lieben, wer hätte nicht selbst seine Freude daran?

Grazie und Kraft. Wer sich heute in unseren Zirkussen, diesen Riesenhäusern, in die vor allen andern Kunstinstituten hoch und niedrig eilen, die sogenannten Hauptattraktionen anschaut, sieht freilich etwas anderes. Jeder Zirkusdirektor kann ein Lied davon singen: Er kann mit den graziösesten Akrobaten, den hübschesten Tierdressuren aufwarten, er kann in der unvermeidlichen Pantomime das schmutzigglauwarme Wasser bis zur hochgespannten Decke aufspritzen lassen, er kann Tiger und Löwen, Bären und Affen tanzen lassen und einen August haben, dessen Dummheit zum Himmel schreit, so lange er den looping the loop nicht aufgefunden hat, das heißt den Mann, der sich für Geld und gute Worte bereit erklärt, jeden Abend in der Manege aber nun auch wirklich (das verehrte Publikum läßt in diesem Punkte nicht mit sich spaßen) sein Leben zu riskieren, bleibt selbst im Zirkus das ausverkaufte Haus nur eine Hoffnung. Aber hat er ihn gefunden, den Mann der, wenn er klug ist, vor jedem Auftreten erst sein Haus bestellt, dann hat der Direktor für die Saison ausgesorgt und ein geschickter Kerl ist der Direktor. Er pacht den hohen Adel und die Bürgerschaft der Großstadt-Residenz, da, wo sie sich allein rückhaltlos packen lassen, bei dem frivolen Spiel mit dem Leben irgendeines armen Teufels.

„Wer das Gruseln lernen will, der kann das Studium jetzt im Zirkus Busch betreiben, denn waghalsiger können Menschen kaum mit dem Leben spielen, als die Gebrüder Adones . . .“ Man weiß, daß die „Kritiken“ über Zirkus und Varieté von den hochachtungsvoll unterzeichneten Direktionen wie die Waschzettel der Buchverleger den Redaktionen meist gleich druckfertig eingeschickt werden, und solche jeden Abend die Möglichkeit eines Lobessturzes verheißende Bombenreklame ist als geschäftliche, nicht als journalistische Unterstützung des Unfugs zu bewerten. Aber wie ist die Stufenleiter der unentbehrlichen Reklame? Wie muß sie sein, wenn der Herr Direktor als Geschäftsmann wirklichen Grund haben soll, sich allabendlich beim Kassenschluß vergnügt die Hände zu reiben? „Waghalsigkeit, unerhört halsbrecherische Geschichte . . .“ Das ist nur der Auftakt, der das Publikum aufhorchen macht. Die Wirkung wird in einer späteren Notiz konstatiert. „Minutenlang, atemlose Stille, ja Entsetzen des Publikums. Ein jeder erwartet, daß der Waghalsige jeden Augenblick mit zerschmetterten Gliedern zur Erde sausen muß . . .“ Jetzt kommen schon mehr, und an der Abendkasse gibt es ein heißes Drängen. Und wenn der Herr Direktor großes Glück hat, dann tut der Lollkühne ihm den Gefallen, mal herunterzustürzen. Aber nicht so, daß er gleich tot ist. Das würde dem Herrn Direktor als Menschen sehr leid tun. Aber anders. „Der berühmte Glibberkünstler Totenkopf, der allabendlich unter atemloser Spannung des Publikums an dem hundert Meter hohen Mast seinen waghalsigen Sensationsakt ausführt, ist gestern heruntergestürzt. Jedermann glaubte zuerst, daß er tot ist. Aber er wird bestimmt in drei Tagen wieder auftreten können!“ Jetzt strömt das Publikum. Ausverkauft! Ausverkauft! „Einmal ist er

„schon beinahe als Leiche aus der Manege getragen!“
Und jedermann erwartet sich ein Fest . . .

Kraft und Grazie . . Die beliebteste Zirkusattraktion von heute, die (an der Kasseneinnahme gemessen) welt- aus beliebteste Abendunterhaltung überhaupt, pfeift auf die Grazie. Nicht ästhetisch schöne Schaustellungen, sondern Halsbrecherisches. Es kann wie das mit der Kraft eines phänomenalen Menschengebisses festgehaltene Automobil noch so widerlich, es kann wie der Mensch, der sich platt auf den Bauch wirft, um sich, auf die Kraft seiner Muskeln gestützt, von den Rädern eines Lastwagens überfahren zu lassen, noch so unästhetisch sein, wenn der hohe Adel und die Bürgerschaft der Großstadt-Residenz nur die sensationelle Seelenspannung erleben können. „Kommt er noch einmal davon oder nicht? . . .“

„Ja, was wollen Sie? So ein Mensch tut das doch aus freien Stücken. Was stören Sie uns in unserm harmlosen Vergnügen? . . .“ Ja, was will ich? Gar nichts, meine Damen und Herren. Nur festhalten möchte ich: Bis das noch heute nicht vergessene Opfer des looping the loup mit zerschmetterten Gliedern aus der Manege getragen ward, war Ihnen das Spiel mit dem allabendlich gefährdeten Menschenleben für einen Winter die gesuchteste Lust. „Die Adones sind da! Noch nie ward dem Menschen etwas Halsbrecherisches geboten . .“ Solch Ruf wird nie umsonst erschallen. Der Herr Zirkusdirektor kennt die Bedürfnisse der zivilisierten Mitteleuropäer, und bis auch die Adones zerschmettert am Boden liegen, hat der Herr Direktor ausgesorgt.

Jedoch —

Jedoch gibt es auch heute noch Ausnahmen. Da sind wir in diesen Tagen draußen in der Schönhauser Allee im Zirkus Sarrasani gewesen. Premiere in einem Wanderzirkus. Und ich muß wohl sagen: selten ist den Berlinern eine so vollkommene, eine so echt zirkensische Kunst geboten worden, wie dort draußen in der Schönhauser Allee. Hier haben wir das Ideal von einer Zirkusvorstellung genossen. Gewiß: eine Ausnahme. Aber der Besuch des Unternehmens bewies mir doch, daß die Sensationswut noch nicht (oder nicht mehr?) alle Volkskreise gepackt hat. Wer weiß, vielleicht bedeutet der große Erfolg des Etablissements Sarrasani die Rückkehr zum guten Geschmack, zur Zirkuskunst, die Grazie und Kraft vereint. U. Gaday.

Fluß im Abend

Der Abend läßt den lauen Fluß hinunter.

Gewittersonne übersprengt die Ufersenkung bunter.

Es hat geregnet. Alle Blätter dampfen grüne Feuchte.

Die Weidenwilldons streckt mit grünen Tümpeln sich
ins witternde Seleuchte.

Weißer Nebel überm Fluß sich hoch ins Abendglänzen
schwingen,

Unterm seichten Fließen dumpf und schrill die mitge-
zogenen Kiesel klingen

Die Pappelreihen flammen durchs Gewölle, turmgroße
Kerzen dick mit honiggelbem Schein beträuft —

Es ist, als ob mein tiefstes Glück durch grüne Ufer in
den brennenden Gewitterabend läuft.

Brüssel

Ernst Stadler

Allez! . . .

Von A. Ruprin.

Allez! Diese kurze, herrliche Zuruf war Noras erste Erinnerung an ihre düstere, einförmige Wanderkindheit. Dieses Wort sprach zu allererst ihr Rindermund aus, und immer, sogar in den Träumen, entstanden bei diesem Zuruf in Noras Gedächtnis die Kälte der ungeheizten Mietskasernen, der Stallgeruch, der schwere Pferdegalopp, der jäh die ängstliche Unentschlossenheit unterbrach. Allez! . . .

Im leeren Zirkus ist es dunkel und kalt. Hier und da dringen Strahlen der Winter Sonne durch die Glaskuppel und bilden matte Flecken auf dem karmoisinroten Samt und auf der Vergoldung der Logen, auf den Schilden mit den Pferdeköpfen und auf den Flaggen, welche die Pfeiler schmücken; sie spielen auf dem matten Glas der elektrischen Lampen und gleiten über den Stahl der Recks und Trapeze dort in schwindelnder Höhe, wo Maschinen und Stricke sich ineinander verwirren. Das Auge unterscheidet kaum die ersten Reihen der Sessel, während die übrigen Reihenplätze hinter den Logen und die Gallerie in Dunkel gehüllt sind.

Die Tagesarbeit geht vor sich. Fünf, sechs Artisten in Pelzmänteln und Mützen sitzen in den Sesseln der Reihe, neben dem Eingang zu den Stallungen, und rauchen schlechte Zigarren. Inmitten der Menge steht ein gefetzter, kurzbeiniger Mann, den Zylinder im Nacken, den schwarzen Schnurrbart sorgfältig zu Fädchen gedreht. Er bindet einen langen Strick um den Gürtel des vor ihm stehenden winzigen fünfjährigen Mädchens, das vor Erregung und Kälte zittert. Ein riesiges weißes Pferd, von dem Stallknecht längs der Barriere geführt, schnauft laut, schüttelt den vorgestreckten Hals und stößt aus den Nüstern Wolken weißen Dampfes. So oft das Tier an dem Mann im Zylinder vorüberkommt, schießt es auf die Peitsche, die jener unter dem Arm hält, schnuppert unruhig, bäumt sich nach rückwärts, den widerstrebenden Stallknecht nach sich ziehend. Die kleine Nora hört hinter sich die nervösen Bewegungen des Pferdes und zitterte noch mehr.

Zwei kräftige Hände fassen sie um die Taille und werfen sie leicht auf den Rücken des Pferdes, auf die weiche lederne Matraße. Ein Augenblick — und die Stühle, die weißen Pfeiler, die Drillischvorhänge an den Eingangstüren — alles verschwimmt zu einem bunten Kreis, der dem Pferde entgegenweilt. Die Hände, die sich in die harte Mähne eingegraben haben, erstarren und die Augen schließen sich, geblendet von dem wilden Flimmern des Kreises. Der Mann im Zylinder schreitet rund herum in der Manege, bald hält er das Ende der langen Peitsche vor dem Kopfe des Pferdes, bald knallt er mit ihr betäubend . . .

Allez! . . .

In einem kurzen Gazeröckchen mit entblößten, mageren, kindlichen Armen, im elektrischen Licht, unmittelbar unter der Zirkuskuppel, steht sie auf einem stark schwankenden Trapez. Zu den Füßen des Mädchens, die Knie über die Stange, den Kopf nach unten, hängt dem selben Trapez ein gefetzter Mann im rosa Tritot mit goldenem Flitter und Fransen, mit dem von Loden umrahmten, geschminkten, grausamen Gesicht. Er hebt die herunterhängenden Arme empor, breitet sie aus, starrt in Noras Augen mit dem scharfen, zielenden, hypnotisierenden Blick des Akrobaten und klatscht in die Hände. Nora macht eine schnelle Bewegung nach vorn,

um sich nach unten zu stürzen, in diese starken erbar-
mungslosen Hände, (oh, mit welchem Schrecken wer-
den bald Hunderte von Zuschauern aufseufzen), aber
das Herz erstarrt plötzlich, hört vor Entsetzen auf zu
schlagen und nur noch fester klammern sich die Hände
an die dünnen Stricke. Die heruntergelassenen erbar-
mungslosen Hände erheben sich wieder, der Blick des
Akrobaten wird zwingender . . . Dort unten zu ihren
Füßen scheint ein gähnender Abgrund.

Allez! . . .

Sie balanciert, kaum Atem holend, auf der ober-
sten Spitze der „lebenden Pyramide“ von sechs Men-
schen. Sie gleitet und windet sich mit ihrem biegsamen
Körper durch die Sprossen der langen weißen Leiter, die
unten einer auf dem Kopfe hält. Bei den „Itarischen
Spielen“ dreht sie sich in der Luft, emporgeworfen von
den starken schrecklichen Füßen des Jongleurs. Sie schrei-
tet hoch über der Erde auf einem zitternden dünnen
Draht, der unerträglich die Füße schneidet. Und überall
die gleich aussehenden Gesichter, überall pomadisierte
Scheitel, aufgeworfene Tollen, gedrehte Schnurrbärte,
der Geruch von Zigarren und schwitzenden Leibern; und
überall die selbe Angst und der selbe unvermeidliche,
fatale Zuruf, der Menschen, Pferden und dressierten
Hunden gilt: Allez! . . .

Sie war gerade sechzehn Jahre geworden und war
sehr schön, als sie einmal während der Vorstellung vom
Luftred stürzte, das Netz verfehlte und in den Sand
der Manege fiel. Man trug sie sofort hinter die Ku-
lissen und dort begann man, um sie zum Bewußtsein
zu bringen, nach alter Zirkusmethode sie an den Schul-
tern zu rütteln. Sie kam zu sich und stöhnte laut vor
Schmerz, den ihr der ausgerentete Arm verursachte.
„Das Publikum wird unruhig und beginnt fortzugehen,“
sagt man ihr, „gehen Sie und zeigen Sie sich“. Sie
legte gehorjam die Lippen zu dem üblichen Lächeln zu-
sammen, dem Lächeln der „graziösen Reiterin“, aber
nach zwei Schritten schrie sie auf und wankte vor uner-
träglichem Schmerz. Da ergriffen sie mehrere Hände
und stießen sie gewaltsam vor den Vorhang.

Allez! . . .

In dieser Saison arbeitete im Zirkus als Gast der
Klown Menotti. Keiner von den einfachen, billigen
armen Teufeln, die sich im Sand wälzen, Ohrfeigen be-
kommen, und es verstehen, ohne den Tag über etwas
geessen zu haben, das Publikum am Abend mit einem
unerschöpflichen Vorrat von Witz zu unterhalten. Me-
notti war eine Berühmtheit, der erste Soloklown und
Imitator der Welt, ein weltbekannter Dresseur, der Eh-
renpreise erhielt usw. usw. Er trug an der Brust eine
schwere Kette aus goldenen Medaillen, bekam 200 Rubel
pro Auftritt, war stolz, weil er seit fünf Jahren nur
Noirekostüme trug, fühlte sich regelmäßig nach jedem
Abend „zerschlagen“ und sprach von sich mit pathetischer
Bitterkeit: „Ja, wir sind Spasmacher, wir müssen das
Publikum erheitern!“ In der Arena sang er falsch und
präntziös alte Couplets, deklamierte selbstverfaßte Ge-
dichte, machte Glossen über Magistrat und Kanalisation.
Im gewöhnlichen Leben trug Menotti ein schmach-
herablassendes Wesen zur Schau und liebte es, mit Non-
chalance auf seine Verhältnisse mit ungewöhnlich schönen
und ungeheuer reichen, ihm aber lästig gewordenen
Gräfinnen anzuspielen.

Als Nora nach der Genesung ihres Armes zum
ersten Male wiedererschien, ließ Menotti bei der Be-
grüßung ihre Hand in seiner ruhen, machte feuchtmüde

Augen und fragte mit matter Stimme nach ihrem Be-
finden. Sie wurde verlegen, errötete und zog ihre
Hand zurück. Dieser Moment entschied ihr Schicksal.

Nach einer Woche, als Menotti nach einer Gala-
vorstellung sie begleitete, bat er sie, mit ihm soupiieren
zu gehen in das Restaurant jenes vorzüglichen Hotels,
in dem der weltberühmte erste Soloklown logierte.

Die Chambres séparés befanden sich in der ober-
sten Etage, und als Nora hinaufging, zögerte sie einen
Augenblick, teils aus Erregung und leichter keuscher Un-
entschlossenheit, teils aus Müdigkeit. Aber Menotti
drückte fest ihren Arm. In seiner Stimme lag eine tie-
ferische Leidenschaft, als er den herrischen Befehl des ehe-
maligen Akrobaten flüsterte:

Allez! . . .

Und sie ging . . . Sie sah in ihm ein höheres Wesen,
fast einen Gott . . . Sie wäre auch ins Feuer gegangen,
wenn es ihm eingefallen wäre, ihr das zu befehlen.

Ein ganzes Jahr folgte sie ihm von Stadt zu Stadt.
Sie hütete die Brillanten und Medaillen Menottis wäh-
rend seiner Auftritte, war ihm bei An- und Ausziehen
des Trikots behilflich, ordnete seine Garderobe, half ihm
bei seiner Ratten- und Schweinedressur, massierte sein
Gesicht mit Gold-cream und — was das Wichtigste? —
glaubte mit der Inbrunst einer Heldin an seine Welt-
größe. Wenn sie allein blieben, wußte er nicht, wor-
über er mit ihr reden sollte und nahm ihre leidenschaft-
lichen Zärtlichkeiten mit dem übertrieben langweiligen
Aussehen eines gesättigten Menschen hin, der es gnädig
erlaubt, vergöttert zu werden.

Nach einem Jahre war er ihrer überdrüssig; er
wandte sich einer der Schwestern Wilson zu, die eine
„Luftnummer“ arbeiteten. Jetzt machte er mit Nora
keine Umstände mehr. Und häufig kam es vor, daß er
sie vor allen Artisten und Stallknechten für einen nicht
angenehmen Knopf schlug. Sie ertrug es mit derselben
Gefügigkeit, mit der ein alter treuer Hund die Schläge
seines Herrn hinnimmt.

Endlich, nach einer Vorstellung, in welcher der erste
Dresseur ausgepiffen wurde, weil er mit der Peitsche zu
stark den Hund schlug, erklärte Menotti Nora geradezu,
sie möge sich sofort zu allen Teufeln scheren. Sie ge-
horchte. Doch an der Türe blieb sie stehen und drehte
sich mit einem flehenden Blicke um. Da eilte Menotti
zur Türe, stieß sie auf und schrie: Allez! . . .

Nach zwei Tagen zog es sie wie einen geschlagenen
verjagten Hund wieder zu ihrem Herrn. Es wurde ihr
dunkel vor den Augen, als ihr der Lakai des Hotels mit
einem frechen Lächeln erklärte: „Zum Herrn darf man
nicht; er ist im Kabinett mit einem Fräulein beschäf-
tigt.“

Nora ging hinauf und blieb vor der Türe desselben
Kabinetts stehen, in das sie vor einem Jahre mit Me-
notti gewesen war. Ja, er war darin; sie erkannte die
schmachtende Stimme der ermüdeten Berühmtheit, in
die sich hin und wieder das glückliche Lachen der roten
Engländerin mischte. Sie riß schnell die Türe auf.

Die karmoisinrotgoldenen Tapeten, das helle Licht
zweier Kandelaber, das Glänzen des Kristalls, ein Berg
von Flaschen und Früchten in silbernen Schalen, Me-
notti ohne Jackett auf dem Sofa und die Wilson mit
geöffneter Korbage, ein Geruch von Parfüm, Wein, Zi-
garren und Puder, das alles betäubte sie anfangs; dann
stürzte sie auf die Wilson und schlug sie mit der Faust
ins Gesicht. Die Wilson kreischte auf und es begann
ein Handgemenge.

Als es Renotti mit Mühe gelang, die Weiber auseinanderzubringen, war Nora vor ihm auf die Knie gefallen, bedeckte seine Stiefel mit Küffen und flehte ihn an, zu ihr zurückzukehren. Renotti stieß sie von sich, und mit den starken Fingern ihren Hals packend, sagte er:

„Wenn du nicht sofort gehst, Elende, befehle ich den Lakaien, daß sie dich von hier fortschleppen!“

Sie richtete sich auf, schnappte nach Luft und flüsterte:

„A—ah! Wenn es so ist, . . . wenn es so ist! . . .“

Ihr Blick fiel auf das offene Fenster. Schnell und leicht wie eine geübte Akrobatin erreichte sie das Fensterbrett und neigte sich vor, wobei sie sich mit beiden Händen an den unteren Rahmen des Fensters klammerte. Tief unten rollten die Equipagen, die Trottoirs glänzten nach dem Regen und in den Pfützen zitterte der Widerschein der Straßenlaternen.

Noras Finger erstarrten, das Herz hörte vor jähem Schreck auf zu schlagen . . . Dann schloß sie die Augen, holte tief Atem, hob die Hände über den Kopf und mit der gewohnten Anstrengung ihre Schwäche bekämpfend, schrie sie den Zirkusruf:

Allez! . . . (Deutsch von Alexandra Kamm.)

Die Goldene Klassikerbibliothek

Gute Bücher können erst dann ihre Mission, jedermann im Volke Beggenossen und Erzieher zu sein, erfüllen, wenn die Preisfrage, die leider auch bei unerläßlichen Bildungswerten in Betracht gezogen werden muß, glücklich gelöst ist, so das wirklich auch der minderbemittelte Teil der Zeitgenossen in der Lage ist, sich diese guten Bücher zu erwerben. Gewiß haben wir es in dieser Hinsicht heute schon erfreulich weit gebracht gehabt; die guten Verleger moderner Autoren leisten an populären Preisen überraschend viel. Und auch die Klassiker-Ausgaben, die wir bisher besaßen, mußten zum Teil recht gut genannt werden. Es war immerhin möglich, für einige Mark einen Goethe, einen Schiller zu erwerben. Leider aber konnte man diese Ausgaben nicht als vollkommen ausprechen. Abgesehen davon, daß sie (oft nur für den Schulgebrauch ausreichende) Auszüge aus den Werken unserer Großen boten, ließen sie im buchtchnischen Sinn (Druck, Papier, Einband und Text) meist viel zu wünschen übrig. Wer bessere Ausgaben wünschte, mußte schon seinen Geldbeutel recht weit aufmachen, so daß die ärmeren Klassen nicht mittun konnten. Mehr als neun Zehntel unseres Volkes, der Teil, dessen Bildungshunger so erfreulich groß ist, war von den reichen Schätzen, die uns unsere Klassiker geschenkt, ausgeschlossen. Er war zum Teil auf Volksbibliotheken angewiesen. Nun wird wohl niemand die enorme Wichtigkeit dieser Institutionen unterschätzen. Aber ich meine, die Aufgabe der Volksbibliotheken besteht hauptsächlich darin, gute m o d e r n e Literatur dem Volke zugänglich zu machen. Wie man sich die Bibel oder das Gesangbuch nicht ausleiht, so sollen auch unsere Klassiker, wie Carlyle es fordert, zum notwendigen Hausrat gehören.

Die „Goldene Klassiker-Bibliothek“ des Deutschen Verlagshauses Bong u. Co. ist sicher aus diesen Erwägungen heraus entstanden. Den Grundstock dieser Publikation bildeten die bekannten „Hempel-Klassiker Ausgaben“, die zu den besten billigen Klassiker-Ausgaben zu

zählen waren, die wir bisher besaßen. Aber die „Goldene Klassiker-Bibliothek“ ist nicht etwa nur ein Neudruck der alten Ausgaben. Sie stellt etwas absolut Neues dar. Und um es klar auszusprechen: sie ist die ideale Ausgabe, die wir uns immer gewünscht haben. Wenn wir die Bände dieser Bibliothek zur Hand nehmen, haben wir niemals das Gefühl, etwas „Billiges“ zu besitzen (ein Gefühl, das den Genuß der Lektüre nicht unwesentlich beeinträchtigt), wir haben ein mit allen technischen Vollkommenheiten des modernen Buchgewerbes hergestelltes Werk vor Augen, das den teuersten Ausgaben vergleichbar ist. Aber der Inhalt? Auch er läßt an Vollkommenheit keine Forderung unberücksichtigt. Schon, wenn wir die Liste der Mitarbeiter überblicken, die an der Herausgabe der einzelnen Klassiker beteiligt sind, und wir Namen lesen wie: Dr. Monty Jakobs, Dr. Arthur Eloesser, Prof. Dr. S. Kalischer, Dr. Karl Freye, Dr. Helene Herrmann, Dr. Werner Deetjen, Dr. Ludwig Krähe, Dr. Wilhelm Baekoldt, sind unsere Zweifel besiegt. Die kühnsten Erwartungen werden aber übertroffen, wenn wir die einzelnen Ausgaben auf ihren Inhalt hin prüfen! Hier vergessen wir völlig, daß wir es ja eigentlich mit Volksausgaben zu tun haben. Ausführliche Sach- und Namenregister, eine sorgfältige Textkritik unter Berücksichtigung der neuesten literarhistorischen Forschungen machen die Werke der „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ auch dem Philologen unentbehrlich. Er hat fürderhin nicht nötig, dicke Folianten rastlos zu wälzen, um über einen Autor unterrichtet zu werden; die „Goldene“ wird ihm ein wertvoller Wegweiser zu sämtlichen Quellen sein. Und wie die Ausgaben für Philologen und für Laien, so sind sie auch für den Schulgebrauch geeignet. Hierbei möchte ich gleich einer wundervollen Neuerung Erwähnung tun, die das deutsche Verlagshaus Bong u. Co. eingeführt hat. Waren früher Schul-Ausgaben deutscher Klassiker eben nur für die Schule bestimmt und wurden sie dem Schulentwachsenen unzulänglich, so hat der Verlag, wie ich auf meine Anregung hin erfahre, Vorkehrungen getroffen, die diesen Uebelstand beseitigen. Die „Goldene Klassiker-Bibliothek“ teilt ihre Ausgaben in „Auswahl“, „Erweiterte Auswahl“ und „Vollständige Ausgabe“. Die Anordnung ist dabei so getroffen, daß jeder, der z. B. die „Auswahl“-Ausgabe (die besonders für den Schulgebrauch empfohlen sei) besitzt, sich diese Ausgabe nach Wunsch bis zur „Vollständigen Ausgabe“ ergänzen kann. Da die Bücher der „Goldenen“ auf dauerhaftem holzfreten Papier gedruckt und mit einem haltbaren und eleganten Einband versehen sind, empfiehlt sich die Ergänzung sehr wohl. Denn es sind Bücher, die für ein ganzes Menschenleben herzuhalten geeignet sind.

Ich habe den Preis lächerlich gering genannt. Wie soll man es auch anders bezeichnen, wenn (um Beispiele zu geben) die Ausgabe des „Münchhausen“ von Immermann, die achthundertundachtundvierzig Seiten umfaßt, die ein vorzügliches Porträt in Kupferdruck und Handschriftproben des Dichters enthält, wenn diese elegant gebundenen Ausgabe zwei (2) Mark kostet. Schon die Kosten von Material und Herstellung (die peinlich sorgfältig ausgeführt ist) dürften diese Summen ausmachen. Dabei ist der Preis des Immermann nicht etwa eine Ausnahmeerscheinung. Die fünfbandige vollendete schöne Hebbel-Ausgabe der „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ kostet 7,50 M., der vollständige Heine 6 M. Hier haben wir also die erfreuliche Tatsache fest-

zustellen, daß die „Goldene Klassiker-Bibliothek“ den breitesten Schichten unseres Volkes die Möglichkeit gibt, sich am reinen lauterem Quell der klassischen Dichtung gesund zu trinken. War früher die „schöpferische Phönix-Asche der Vergangenheit“ besonders der Besitz der Bessersituierten, so kann jetzt die große Allgemeinheit sich die Schätze unserer großen Dichter in ihrer ganzen Fülle aneignen. Jetzt wird vielleicht Friedrichs des Großen Wort: „Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben, ein jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden“, in Erfüllung gehen.

Bisher sind in der „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ außer den oben genannten Werken folgende Klassiker erschienen: Eichendorff, Hölderlin, Achim von Arnim, Chamisso, Jean Paul, Lessing und Herwegh, denen sich als letzte Neuerscheinungen würdig anreihen die Werke von Bukkow, Sellert und Adalbert Stifter. Die ganze Publikation ist von einer derartig kulturellen Bedeutung, daß es mir zu lobnen scheint, auf jede der künftigen Ausgaben der „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ ausführlich einzugehen.

Franz Pfeffert.

Literarische Neuerscheinungen

Sigurd Ibsen: Menschliche Quintessenz. Essays. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk. Wir haben seit einigen Jahren in Deutschland einen neuen Begriff: Ministerphilosophie, und wir haben Ursache gehabt, mit dem, was er denkt, nicht sehr zufrieden zu sein. Soeben indessen erscheint ein Buch, das geeignet ist, einer Ministerphilosophie wieder Kredit zu verschaffen. Freilich ist sein Verfasser eine besondere Art von Minister, nämlich ein gewesener und abendrein der Sohn Henrik Ibsens. Würde dieses Buch viel gelesen werden! Der Verstand darin spricht zum Herzen. Hier hören wir einen Mann die Rückständigkeit der Politik auseinanderlegen, dem man nicht nachsagen kann, daß er die Dinge von unten ansieht. Und der schlichte, ernste Ton geräuschloser Ueberzeugung, in dem Sigurd Ibsen seine Ausführungen macht, ist ein Beweis dafür, daß er aus einer einheitlichen Anschauung spricht; aus einem Charakter, einer Menschlichkeit. Diese Einheit, Charakter, Menschlichkeit, oder wie man es nennen will, sind bei Ibsen das Wissen darum, daß die eigentlich menschlichen Interessen, die wesentlich menschliche Arbeit und Not eine Sphäre bilden, die in gewissem Sinne zu den von uns in der Natur erkannten Gesetzen sich gegenständig verhält. Aus diesem Grundgedanken strahlen die vier Essays des Buches aus, und jeder sich darin vertiefende Leser wird erkennen, daß Sigurd Ibsen auf seine Weise lehrt, was sein Vater gelehrt hat: Pflicht und Mut zur Verantwortlichkeit, zum Willen und zur Freiheit.

Emil Ludwig: Bismarck. Ein psychologischer Versuch. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk. Dies ist ein Querschnitt durch die Seele des Mannes. Hier ist zum ersten Mal mit Bismarck, vielleicht zum ersten Mal mit einem Helden der Versuch einer rein analytischen Darstellung gemacht. Es ist darum nicht das Werk eines Historikers, noch weniger eines Politikers, sondern eines Philosophen der auf den Historiker aufbaut. Dieser Betrachtung wird eine Aeußerung Bismarcks über Gott oder über den Tod, sein Spott über Hofleute, seine Neigung zu Beethoven, seine Liebe zu Wäldern und Hunden nicht minder aufschlußreich als seine Mäßigung in Nikolsburg und sein Entschluß zum Sozialistengefeh. Dabei wird alles unverbürgt Anekdotische streng vermieden und nur der Schatz historisch beglaubigter Dokumente hemmt.

Die Vertiefung in die Züge dieses Antlitzes, in die Maschinerie dieses Willens, in das Labyrinth dieser Psyche hat den Autor zu einer rein menschlichen, unpolitischen und undogmatischen Erklärung seiner Taten, Meinungen und Absichten geführt, und er hat sie in den Begriff der problematischen Natur zusammengesetzt. Er zeichnet diese Seele als Schauplatz widerstreitender Kräfte, wo Gewalttätigkeit und Nervosität, Mächtigkeit und Dämonie, Aktivität und Welt-

flucht, Melancholie und Heiterkeit und mannigfache andere Züge korrespondieren, sich bekämpfen oder zum Segen seiner Unternehmungen korrigieren.

Auf die Darstellung des Charakters folgt die seiner Reibungen und Reaktionen, als er mit der Welt zusammenstößt. So zerfällt das Buch in 6 Kapitel, deren wichtigste: Struktur des Mannes, das Duell mit der Welt, die Geschenke des Lebens, von einem Kapitel „Entwicklung“ eingeleitet und von einem Kapitel „Ausgang und Heimgang“ gefolgt werden, in welchem auch zum ersten Male ohne Haß und Liebe sein Sturz psychologisch gedeutet wird. Den Schluß bildet ein Kapitel: „Das Genie“.

Vornotizen

Nur wichtige Vorkerrescheinungen werden hier vorkerrescheinungen. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Herbert Eulenberg. Katinka die Fliege. Roman. (Ernst Rowohlt, Leipzig.) Geh. Mk. 4.—

Mag Brod. Abschied von der Jugend. Ein romantisches Lustspiel in drei Akten. (Ugel Junker, Verlag, Charlottenburg.) Geh. Mk. 2.—

Edgar Allan Poe. König Rest und andere Novellen. Deutsch von Gisela Egel. (Georg Müller, Verlag, München.) Geh. Mk. 6.50.

Mag Mell. Das bekränzte Jahr. Gedichte. (Ugel Junker, Verlag, Charlottenburg.) Geh. Mk. 2.50.

Mag Herrmann. Das Buch Franziskus. Gedichte. (A. R. Meyer, Verlag, Wilmersdorf.)

Harry Franck. Als Vagabund um die Erde. Mit 65 Abbildungen. (Literar. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. Mk. 8.50.

Richard Dehmel. Michel Michael. Komödie. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 3.—

Hermann Bahr. Das Länzchen. Lustspiel. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 2.50.

Zeitschriftenchau

Das literarische Echo. Herausgegeben von Dr. Ernst Hellborn. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9.) Das 2. Jahrgangsheft ist mit folgendem Inhalt erschienen: Herbert Stegemann: Ethik und moderne Literatur. — Henri Guillebeaux: André Spire. — Alfred Diefel: Storms Jugend- und Mannesleben. — Kurt Hilbrand: Von der Antike. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften etc.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. (Verlag Berlin W. 35.) Das 1. Heft des Jahrgangs 1912 enthält: Eduard Bernstein: Paul Lafargue. — Dr. Leo Urons: Die Bedeutung der Stichwahlen zum Reichstag 1912. — Karl Leuthner: Die Welt Herrschaft der Angstneurose. — Rosa Mayreder: Mein Traum u. a. Das Heft kostet 50 Pfg. Proben. gratis durch den Verlag.

Die Schaubühne enthält in der Nummer 3: Der Schriftsteller. Von Egon Friedell. — Winter. Von Peter Altenberg. — Der Jörn des Achilles. Von S. J. — Drama. Von Robert Waßer. — Reinhardts Nibelungen. Von Julius Bab. — Russisches Ballett. Von Robert Breuer. — Das Grausen. Von Theodor Lessing. — Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich und kostet 40 Pfg. die Nummer. Probennummern gratis durch den Verlag Erich Reich, Berlin W. 62.

Der komplette Jahrgang 1911 der „Aktion“. kostet direkt vom Verlag bezogen für Deutschland und Österr.-Ungarn Mk. 6.—, Ausland Mk. 8.— bei Voreinsendung des Betrages. Wir bitten um umgehende Bestellung, da nur noch wenige vollständige Exemplare vorhanden sind.

Inhalt der vorigen Nummer: Eine halbe Stunde fürs Vaterland. / Naturgeschichte des deutschen Philisters. Von Friedrich Saß. / Friedrich der Große. Im Spiegel seiner Worte. / Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ und sein Gottberg am Pressepranger. / Glossen. / Kunsthauffe. Von Cheskel Jwi. / Aus dem Feuilleton des „Berliner Tageblatt“. / Die phantastische „Germania“. / Fülle des Lebens. Von Ernst Stadler. / Lebensgedanken. Von Felix Goldner. / Rattenanzug. Von Victor Hadwiger. / Das Aldegreuer Mädchen. Von Alfred Richard Meyer. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freihetliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 5 * 29. Januar

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden : : : : :
Telephon-Anschluß: Amt Pflanzburg Nr. 6242 : : : : :
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (inkl. Beisteilhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf : : : : :
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig : : : : :
Inserate: Durch alle Annoncen-Expeditionen und durch die Anzeigen-Verwaltung der Aktion: Buchdruckerei Ab. Ulrich, Berlin SW., Holfmannstr. 22.

Inhalt: Bilanz. Von Franz Pfemfert. / Historischer Materialismus und Klassenkampf. Von Dr. R. Friedeberg. / Die Macht der Minoritäten. Von Emerson. / Glossen. / Nachträgliches zum Ordensfest. Von Konrad Haußmann, M. d. R. / In Sachen Paul Cassirer. / Der Brand. Von Albert Ulrich. / Georg Heym. Ein Nachruf in seinen Tod. Von Arthur Drey. / Das heimliche Theater. Von Maximilian Harden, Dr. jur. Halpern und U. R. Meyer. / An Maupertius. Von Friedrich II. / Gabriel Schillings Flucht. Von Alfred Wolfenstein. / Der Morgen der Dirne. Von Ernst Stadler. / Camilla. Von Georg Müller. / Klage. Von Maria Ramm. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Bilanz

Am Palais zu Potsdam pendelt ein Mietszettel traurig im Winde. Kaisers ziehen um!

Die alte Garnisonstadt wird entgarnisoniert. In den Kasernen werden nun die Rotationsmaschinen der Vorwärts-Buchdruckerei Paul Singer & Co. aufgestellt und auf den Kasernenhöfen wird man fürderhin nur den völkerbefreienden dumpfen Massentritt der Arbeiterbataillone hören, die hier ihre wichtigen, imposanten und spontanen Straßendemonstrationen einstudieren. Potsdam ist rote Residenz, und die preussischen Adler, die dort sonst so stolz von allen königlichen Gebäuden grühten, ducken sich fröstelnd zusammen.

Die neue Zeit ist geboren worden. Das deutsche Volk atmet erleichtert auf, ihm ist ein schwarz-blauer Block vom Herzen gefallen. Es ist erreicht, was erreicht werden sollte: Die Reaktion ist in der Hochflut oppositioneller Stimmzettel elendiglich umgekommen.

Ein Schlachten wars. Aber nun dürfen wir uns wieder beruhigt auf das Faulbett legen. Die Zukunft lacht in rosaroten Farben. Billiger werden Streichhölzer und Zigaretten, billiger das Bier. All das graue Elend von gestern wird wonnig überstrahlt vom Glanz der Goldnen 110. Wir haben ihn mannhast überschritten, den Wendepunkt. Unser der Kampf! Unser der Sieg!! Unser die Welt!!! Unser!!!!

Die neue Zeit ist also geboren. Aber wird nun den Geburtshelfern nicht bange in ihrer Gottähnlichkeit? Wie, wenn jetzt der Wähler vor Neugierde seinen politischen Schlaf nicht findet? Wenn er der Laten seiner Mehrheit harret? Gewiß, vorderhand wird er noch Interesse finden für die tiefgründigen Betrachtungen über aktuelle Kulturprobleme, als da erstehen: „Darf ein Sozialdemokrat zu Hofe gehen?“ — „Wird die Sozialdemokratie, als die stärkste Partei, den Reichstagspräsidenten stellen?“ — „Heißt es sozialistisch-liberale oder heißt es liberal-sozialistische Mehrheit?“ — „Wird

dieser Reichstag aufgelöst werden?“ Diese (und ähnliche) Wichtigkeiten werden fürs Nächste genügen, die zielbewußten Gemüter zu beschäftigen. Aber dann, später, wem gilt, Taten zu tun? Welche Mägden werden die politischen Drahtzieher dann machen? Die Reaktion liegt (alle Leitartikel der Linken haben uns dies eidesstattlich versichert) völlig zerschmettert am Boden. Das Volksgericht hat sein wichtiges Schuldbig gesprochen. Womit wird man jetzt die rührende Ohnmacht unseres Parlaments erklären, da doch das hübsche Schlagwort vom schwarz-blauen Block aus den Versammlungstiraden entfernt werden muß?

Ach, die gewerbsmäßigen Volkserlöser werden sicher auch dann um wirksame Phrasen nicht verlegen sein. Und vorläufig gehören der jüngstgeborenen neuen Zeit noch alle Hoffnungen, vorläufig lauschen wir den Triumphgefängen der Sieger.

Die völkerbefreiende (und wie sie jetzt, nach der Erledigung der letzten Stichwahl, wieder firmiert: „revolutionäre“ und „internationale“) Sozialdemokratie marschiert mit mehr als vier Millionen Zettelchen an der Spitze. Mehr als vier Millionen Wähler haben also ihre Bereitwilligkeit bekundet, dem Sozialismus zu dienen. So, ungefähr, sehens wenigstens die roten Primadonnen. Und jauchzen. Aber (um ernsthaft zu sprechen) ist der Jubel tatsächlich so berechtigt? Ist das Ergebnis der Wahlen tatsächlich ein Sieg des Sozialismus? Sie hat mehr als vier Millionen Stimmzettel „erkämpft“, die deutsche Sozialdemokratie; schön. Doch sie hat die Stimmzettel nur erhalten, weil sie (nicht erst seit den Tagen von Jena) ihre Agitation ausschließlich auf Stimmenfang einstellte und die Verkündung sozialistischer Ideen sorgsam vermied. Sie hat also ihren Wählerfolg entweder ihrer völligen Wandlung oder ihrer vollendeten Unehrllichkeit zu danken. Und beides ist gleich schlimm. Franz Pfemfert.

Historischer Materialismus und Klassenkampf

Von Dr. R. Friedeberg

Eine Hypothese wie der historische Materialismus, der Marxismus, kann selbstverständlich nur für einen bestimmten, meßbaren Zeitraum zutreffen, in welchem er geeignet ist, bestimmte Erscheinungen zu erklären. Solche Einschränkung braucht uns indessen nicht abzuschrecken: denn der Wert und die Wirkung einer Hypothese hängen niemals von ihrer Richtigkeit ab. Man kann eher umgekehrt sagen: je einseitiger, gröber eine Theorie ist, je weniger sie sich bemüht, das allerseinsten zu charakterisieren, einen desto größeren Kreis von Menschen zieht sie in ihren Bann, um so wirksamer ist sie. Und das bezweckt der Marxismus. Wenn wir auch sagen müssen, daß der Marxismus keinen Ewigkeitswert hat, daß er nicht einmal in einer beschränkten Phase der menschlichen Entwicklung absolut richtig ist, so stellt er doch einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit dar. Denn welches waren vor seinem Aufkommen die herrschenden Auffassungen in bezug auf soziale Verhältnisse und Dinge dieser Welt?

Wir finden die autoritäre Auffassung, nach der die Menschen Geschöpfe einer übernatürlichen Kraft sind, die auch den gesamten Entwicklungsgang und alle Beziehungen in der Menschheit und in der Natur nach ihrem Willen gelenkt hat. Diese Auffassung war natürlich denen willkommen, die Nutzen aus ihr ziehen konnten. In stärkster Form offenbarte sich die autoritäre Auffassung im Gottesgedanken, einem Begriff, mit dem die entwickelte Menschheit nichts mehr anzufangen weiß, da dieser Gott eine freie Betätigung der menschlichen Persönlichkeit nicht zuläßt. Eine andere Auffassung ist die des Rationalismus: Zur Erklärung sozialer Zusammenhänge und Beziehungen arbeitete man mit imaginären ebenfalls absoluten Begriffen, die nicht von den menschlichen Beziehungen und Erscheinungen abgeleitet waren, sondern einfach als gegeben angenommen wurden: Die Vernunft, Gerechtigkeit, Harmonie. Man meinte: wenn nur das Verständnis, die Einsicht genügend geweckt würden, so würden schon damit alle menschlichen Beziehungen zu richtigen und guten umgestaltet werden. Man glaubte, daß schon die Einsicht in die Unvollkommenheit zur Beseitigung der letzteren genüge. Man übersah, daß hinter den sozialen Beziehungen ein bewußter Wille von Menschen, von Gruppen stand, der mit brutaler Kraft bestrebt war, die derzeitigen Differenzen in der Anteilnahme an den Kulturgütern, in der Eigentumsverteilung usw. aufrecht zu erhalten.

Diesen beiden Anschauungen gegenüber stellt der Marxismus einen ungeheuren Fortschritt dar. Er wies klar nach, daß die Verschiedenheit der Verteilung sich aufbaut auf wirklichen realen, gewordenen Verhältnissen. Das Verdienst des Marxismus ist die historische Auffassung der sozialen Strukturen, ist die Inbeziehungsetzung der sozialen Erscheinungen und Vorgänge zu den ökonomischen. Schon vorher hat Considérant eine derartige Auffassung vertreten. Aber erst Marx hat dieser Auffassung einen klaren Ausdruck verliehen; die unklaren sozialen Bestrebungen hat er in ein festes Bett geleitet, er hat den Klasseninstinkt in ein Klassenbewußtsein umgewandelt.

Fragen wir, was der wesentliche Inhalt des histo-

rischen Materialismus ist, so gibt Marx eine unzweideutige Antwort in der Vorrede zur „Kritik der politischen Ökonomie“. Er besagt, daß die Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe der materiellen Produktivkräfte entsprechen, bestimmend sind für das Sein der Menschheit, für den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt; nicht umgekehrt. Dadurch wird die Legende von einer gottgewollten, autoritären, für ewige Zeiten zu recht bestehenden Gesellschaftsordnung zertrümmert und der Entwicklungsgedanken auch im Gebiet der sozialen Verhältnisse angewendet.

Aber wenn wir genauer zusehen, so werden wir erkennen, daß diese Auffassung, soviel wahres sie enthält, nicht zu recht besteht für solche Zeiten und Zeitabschnitte der Menschheitsgeschichte, in denen die sozialen Beziehungen noch keinerlei Ausprägung erfahren hatten, eine Struktur im eigentlichen Sinne noch nicht vorhanden war. Wir müssen also eine natürliche Grenze der Berechtigung des Marxismus nach der Seite der Vergangenheit zugeben. Dasselbe gilt aber auch für die Entwicklung der Menschheit, für die Zukunft. Wir müssen erkennen, daß mit den sozialen Beziehungen des Menschen seine ganze Persönlichkeit noch nicht erschöpft ist. Den Inhalt seines Bewußtseins bilden nicht nur die Beziehungen zu anderen: der Mensch steht auch in Beziehung zu Dingen der Umwelt, die nicht sozialer Natur sind, die der Mensch auf Grund des Kausalitätsbedürfnisses fest, wie z. B. zu den elementaren Naturkräften, der Grundlage des primitiven Gottesgedankens. Auch gewisse Beziehungen des Menschen zu sich selbst können wir nicht erschöpfen und vollständig subsumieren unter dem, was von der sozialen Struktur der Menschheit abhängt. Je weiter die Entwicklung des Menschen ansteigt, desto feinere Beziehungen bilden sich aus, die unter die materiellen Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse nicht eingereiht werden können.

Man kann für eine gewisse Phase der menschlichen Entwicklung sagen, daß die marxistische Auffassung fast richtig ist, ganz richtig war sie nie. Aber der Faktor des Psychischen kann unter Umständen sehr klein sein. Die Marx'sche Auffassung ist bestimmt durch die Auffassung einer Zeit, die den Menschen fast als ein Anhangsgebilde der vorhandenen Wirtschaftsgebilde erscheinen ließ und ferner durch die Unmöglichkeit, psychologisch zu arbeiten. In einer Zeit mit einem unentwickelten Verkehrssystem, ohne Telegraph und ohne Telephon, fast ohne Presse und ohne Agitatoren, ohne Literatur mit antiautoritärem Inhalt konnte es so erscheinen, als ob allein die Produktionsverhältnisse ausschlaggebend für die Entwicklung seien, das Individuum wie die Klasse für immer an ihre spezifische Produktionspsychologie gebunden seien. Die Marx'sche Auffassung wird also um so mehr unrichtig, je mehr die Möglichkeit wächst, von der Psyche aus auf den Menschen zu wirken, einheitliche Gedankenkreise in die Menschen einzuführen, die dann in Gegensatz zu den Produktionsverhältnissen und der Klassenlage treten. Aber andererseits sei zugegeben: der historische Materialismus wird niemals ganz falsch werden; die Produktionsverhältnisse werden immer einen mächtigen Einfluß ausüben. Genau so, wie das Kapital geronnene Arbeit darstellt, so sind in der Psyche des Menschen die materiellen Verhältnisse früherer Zeiten niedergeschlagen. Und dieser Niederschlag in der Psyche, im Zentralnervensystem, kann in Widerspruch treten mit

neuen Entwicklungen. Der Klassenkampf beruht darauf, daß die Menschen aus der Gedankenwelt ihrer materiellen Produktions-Sphäre herausgerissen, seelisch deklassiert werden. Je mehr nun materielle Einwirkungen und psychische Erfahrungstatsachen einer neuen Entwicklung im Menschenhirn niedergeschlagen werden, das Gehirn des Menschen gleichsam verselbständigt wird, desto falscher wird der Marxismus, desto mehr wird der historische Materialismus ersetzt werden durch einen **historischen Psychismus**. Solange das menschliche Leben zusammenfällt mit der Aufrechterhaltung der materiellen Existenz, solange menschliche Persönlichkeit verbraucht werden muß, um die nackte Existenz zu sichern, solange ist das fast richtig, was Marx sagt. Je mehr aber die von Generation zu Generation steigende Aufspeicherung von Werten, je mehr ferner die technische Entwicklung, namentlich durch die Dezentralisation von mechanischer Kraft, dazu führt, daß wir mehr freie Zeit bekommen für andere, als materielle Dinge, desto mehr werden die psychischen Faktoren bestimmend, die allmählig den materiellen als selbständige Mächte entgegentreten. Der historische Psychismus besagt, daß die seelischen Beziehungen ihrerseits die stärkste Kraft auf die materiellen Verhältnisse ausüben. Wenn z. B. Menschen unter bestimmten materiellen Bedingungen in Beziehung treten, so ergibt sich daraus eine bestimmte Gesellschaftsform. Ändern sich aber bei gleich bleibenden materiellen Bedingungen die seelischen Faktoren, so wird auch die Gesellschaftsform geändert. Die Produktionsverhältnisse sind eben schon das Ergebnis des Zusammentretens gewisser materieller Verhältnisse mit Menschen einer bestimmten geistigen Entwicklungsstufe, die Wirtschaftsform ist bereits ein Produkt von materiellen und psychischen Faktoren. Der Marxismus ist in seiner Theorie niemals ganz richtig gewesen, er hat aber eine bedingte, doch starke Berechtigung für eine bestimmte Phase der menschlichen Entwicklung, das Kindheits- oder Armutstadium derselben. Aber mit der immer größern Erzeugung von materiellen Gütern, mit der größeren Möglichkeit, sich von den Produktionsbedingungen frei zu machen, wird der historische Psychismus recht bekommen, es tritt gewissermaßen allmählig eine Inaktivitätsatrophie der materiellen Grundlagen und ihrer Bedeutung für die menschliche Entwicklung ein. Obwohl wir nicht sagen können, welcher Entwicklung wir noch fähig sind, so wird es andererseits kaum einen absolut **reinen Psychismus** geben. Aber die materiellen Verhältnisse setzen sich immer schneller in psychische Faktoren um und diese werden immer ausschlaggebender. Ein Gebiet der menschlichen Beziehungen nach dem andern unterliegt diesem Umwandlungsgesetz, wie z. B. Ehe, Familie, früher Institutionen rein ökonomischer Artung jetzt immer mehr psychologisiert werden. Der Marxismus muß also immer falscher werden. Das hat aber keinen Einfluß ausgeübt auf seine praktische Wirkung, daß der Klassenkampf durch den Marxismus eine große Förderung erfahren hat, daß vorerst durch ihn die Kulturentwicklung gefördert, daß die Monopolisierung der Kulturgüter beeinträchtigt worden ist. Er hat an der Verwirklichung des Zieles gearbeitet: Gleichheit aller in Bezug auf die Anteilnahme an den Kulturgütern. Soziale Bewegungen hat es freilich auch früher gegeben, sie sind aber durch den Gottesgedanken in seinen mannigfaltigen Gestaltungen, ganz besonders aber durch das Christentum, beeinträchtigt worden, das den Blick des Menschen von dieser Welt auf ein Jenseits ge-

lenkt hatte. Der Marxismus konnte sich erst recht entfalten, nachdem der Gottesbegriff und die Auffassung von der Abhängigkeitsstellung des Menschen zu jener Kraft erschüttert worden war. Durch seine einfache Formel hat es der Marxismus vermocht, die Menschen auf die Dinge dieser Welt hinzuweisen, ihnen zu sagen, welche ungeheure Bedeutung diese Umwelt für jeden Menschen hat. Der Marxismus hat aus dem Klasseninstinkt der Proletarier ein Klassenbewußtsein geschaffen, das heutzutage in der Gestaltung der Verhältnisse mitbestimmend ist.

Aber wir werden erkennen, daß die Fehler, der theoretische Mangel des Marxismus sich auch praktisch geltend macht. Denn der Klassengedanke reicht doch nicht aus, die letzten Konsequenzen für die menschliche Entwicklung zu ziehen; er fällt nicht zusammen mit dem Menschheitsgedanken. Das Hinlenken auf die materiellen Verhältnisse, das völlige Sichabhängigmachen von materiellen Bedingungen hat geführt zu einer Materialifizierung des menschlichen Denkens und Empfindens überhaupt, hat dazu geführt, daß der Idealismus — der im Christentum freilich ein unfreier war — ersetzt wurde durch materielle Bestrebungen, die auf die Menschen doch auch hemmend einwirkten. Das extreme Abhängigmachen von der wirtschaftlichen Entwicklung erzeugte einen gewissen Fatalismus, der die Selbstbetätigung und die Selbstanteilnahme des Menschen in den Hintergrund gedrängt hat. Der historische Materialismus hat es ferner im Gefolge gehabt, daß alle anderen Beziehungen des Menschen zurückgedrängt wurden zu Gunsten der Entwicklung und Beeinflussung der wirtschaftlichen Kräfte; insofern der Kampf seitens des Materialismus vernachlässigt wurde, der geführt werden mußte zwecks Befreiung des Innenlebens des Menschen vom Gottesgedanken, von der Legalität, vom Nationalitätsgedanken etc. und die dadurch bedingte Untergrabung der psychologischen Stützen des heutigen Klassenstaates. Man übernahm von der heutigen Bourgeoisie: das Kampfmittel: den Parlamentarismus. Die Lehre von Marx, daß das Proletariat die politische Macht erobern mußte, mit Hilfe des Parlamentarismus, führte zu einer Zurückdrängung der psychischen Entwicklung. Gerade jene Theorie, die das Proletariat zusammenschweißt hat, erweist sich als unfähig, das Proletariat über eine bestimmte Entwicklungsstufe hinauszuführen. Wir müssen erkennen, daß immer erst die nächste Stufe der Entwicklung die Ziele verwirklichen kann, welche die frühere Stufe sich gestellt hat, daß Zweck und Mittel zur Realisierung desselben nie identisch sind, gewissermaßen inkommensurable Größen. Die ökonomische Befreiung des Proletariats kann daher niemals erreicht werden, letzten Endes, durch materielle Entwicklung. Wir sehen sogar, daß die Organisationen des Proletariats auf Grund ihrer materiellen Auffassung vielfach schon die Menschheitsgesetze verletzt haben, z. B. durch Ausschließen anderer verwandter Gruppen. Die Gewerkschaften Englands und Amerikas suchen andere Proletarier zurückzudrängen. Die Sozialdemokratie, die auf dem Boden des Marxismus aufgewachsen ist, ist in Bezug auf Nationalität nicht Vertreterin des reinen Menschheitsgedanken und kann es nicht sein. Denn eine solche ökonomische Entwicklung bedarf naturgemäß einer Zentralisation. Gerade die ökonomische Entwicklung bedient sich heutzutage noch am meisten zentralistischer Entwicklungsformen, während die psychologische Entwicklung gerade der Dezentralisation bedarf. Solange das Hauptgewicht ge-

legt wird auf die ökonomische Entwicklung und damit auf Zentralisation, stellt der Staat eine gewisse naturgemäße Abgrenzung dar. Die rein wirtschaftliche Entwicklung mit ihrer Gebundenheit an den Staat glaubt infolgedessen auch zur Aufrechterhaltung des letzteren gewisser Mittel nicht entraten zu können. Tatsächlich ist denn auch der Nationalitätsgedanke und der damit verbundene Militarismus trotz des Rufes: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ dem Internationalitätsgedanken bisher nicht gewichen. Die vollkommene innere Freiheit der Menschen konnte sich bisher nicht entfalten, denn die herrschenden Klassen haben zur Stützung ihrer Herrschaft Gesetze aufgestellt. Und dieser äußere Zwang wird weiter aufrechterhalten. Der Parlamentarismus, der Ausdruck der Majoritätsherrschaft schafft Gesetze, für den einzelnen verbindliche Formen, die den Menschen zwingen und ihn hindern, sich frei, lediglich auf Grund seiner inneren Struktur zu entfalten. Wenn wir die wirkliche Menschheitsentwicklung vertreten, so müssen wir die vollständige Gleichberechtigung jedes Menschen vertreten, die Freiheit, die Umwelt in eine ihm entsprechende Innenwelt umzuschaffen und ebenso diese Innenwelt völlig schrankenlos wieder nach Außen zum Ausdruck zu bringen.

Die Macht der Minoritäten

Von Ralph Waldo Emerson

Die Wahrheit und Hoffnung einer jeden Zeit muß stets bei der Minderzahl gesucht werden. Michel Angelo war einst das Gewissen Italiens. Sein Name ist uns geläufig geworden und wir nennen ihn als eine Zierde, aber zu seinen Lebzeiten waren seiner Freunde nur wenige, und man mußte ihn in ein Konventikel mit den damaligen Methodisten treiben, mit Savonarola, Vittoria Colonna, Contarini, Pola, Ochino, mit den Religiösen jener Lage, lauter großen Seelen, die sich zu einander gezogen fühlten, aber für den Rest der Welt gleich wie unter einer Wolke verhüllt waren, Reformatoren, die sich gegen die Verderbnis Roms verbündet hatten, und so einsam und gehäht dastanden wie vordem Dante.

Oft hält ein einzelner Geist einer Menge von Geistern, ja einer ganzen Nation, wie ein Wassertropfen der See, das Gleichgewicht, und von diesem Standpunkt gewinnt die Kulturfrage ein wunderbares Interesse. Die Kultur umschließt alles, was dem Geist die Herrschaft über seine eigenen Fähigkeiten einräumt, wie die Sprache dem Kritiker, das Teleskop dem Astronomen. Die Kultur ändert die politische Stellung des Individuums, sie errichtet in einem monarchischen Staat ein Gegenkönigtum. Das Walten der revolutionären Kraft im Geiste gab noch allen Dynastien zu schaffen, es stellt eine persönliche Unabhängigkeit her, die der Monarch nicht beugen kann und der er sich häufig unterwerfen muß. Wenn ein Mann die Naturgesetze, die Macht der Zahlen, die Geheimnisse der Geometrie und Algebra, auf denen die Berechnungen der Astronomie, der Schiffahrt, der Maschinerie beruhen, besser versteht als andere, so kann ihn sein Volk nicht entbehren. Wenn er besser als andere zu sprechen weiß, so beherrscht er, wo er auch weilt, die Geister; besitzt er Imagination, so berauscht er sie. Wenn er über Wisz verfügt, so kann er den Despotismus durch Epigramme zügeln; ein Lied, eine Satire, ein bloßer Ausspruch hat schon oft bei großen Ereignissen

eine Rolle gespielt. Beredsamkeit hat schon hundert Mal die Wage von Krieg und Frieden nach Belieben geneigt. Die Geschichte Griechenlands besteht geraume Zeit hindurch aus zwei Personen — Philipp oder Philipps Nachfolger auf der einen, und Demosthenes — ein schlichter Privatmann — auf der anderen Seite. Wenn er wie Belisar militärisches Genie, oder Verwaltungsgabe wie Chatham und Bismard besitzt, so steht er über dem König. Wenn ein Theolog von tiefer Ueberzeugung und scharfem Verstand wie Luther sein Vaterland mit sich reißt, so wird der Staat, trotz des Kaisers, lutherisch; so überwältigte Thomas à Becket den englischen Heinrich. Der Geist besitzt einen mächtigen Freibrief. Päpste, Könige und Konzile sind freilich sehr streng in ihrer Zensur und ihren Inquisitionen, aber das trifft die Dummen. Ein Dante, Angelo, Rabelais, Hafis, Cervantes, Erasmus, Béranger, eine Bettina von Arnim oder sonst ein echter Geist vom alten unnachahmlichen Schrot und Korn findet überall Zulassung. Die Könige fühlen, daß diese sind, was sie selbst nur repräsentieren, daß sie keine rotbeflaggte Rebellion sondern Loyalität und Königtum vor sich haben. Denn dies ist das wirkliche, ihr eigenes nur Titularkönigtum. Selbst Manieren, die, wie wir häufig sehen, weder durch Rang, noch durch Amtsgewalt, ja nicht einmal durch andere bedeutende Talente überwogen werden können, gewähren manchmal eine solche Auszeichnung, da auch sie von einer tiefen angeborenen Kenntnis des Rechten und Schönen herkommen.

Die Literaturgeschichte wie die Weltgeschichte ist ein Zeugnis von der Macht der Minoritäten und von der Macht des einzelnen. Jedem Buch liegt eine beständige geheime Bezugnahme auf die wenigen Verständigen, die der Schriftsteller unter einer Million voraussetzt, zugrunde. Der Künstler hat stets die Meister im Auge, wenn er sie gleich zu übersehen scheint. Michel Angelo denkt an Da Vinci, Raphael an Michel Angelo, Tennyson gäbe seinen ganzen Ruhm um ein günstiges Verdikt aus Wordsworths Munde, Agassiz, Owen und Huxley geben sich den Schein, als sprächen sie zu dem amerikanischen und englischen Volk, aber in Wahrheit schreiben sie nur für einander. Everett träumte von Webster; Mac Kay, der Schiffsbauer, denkt an George Steers, Steers an Poot, den Martne-Ingenieur. Von den Namen der Meister, die in jedem Gebiet der Wissenschaft, der Kunst und des Gewerbes obenanstehen, wie Robert Brown in der Botanik und Gauß in der Mathematik, weiß die Welt oft wenig, der Eingeweihte aber kennt sie. Der Meister ist häufig fremd, nur nicht für den echten Jünger, unsichtbar für alle anderen leuchtet er ihm auf seinem Wege vor. Alle eigene Arbeit und Kultur macht das Auge jähig, den Meister zu sehen. In der Politik ist die Bedeutung von einzelnen — wie Phocion, Cato, Lafayette, Arago unverkennbar. Das Uebergewicht eines einzelnen, der die Wahrheit besitzt, über ganze Nationen, die sie nicht besitzen, rührt davon her, daß die Macht von der Wirklichkeit und nicht vom Schein abhängt, daß sie nach der Qualität und nicht nach der Quantität fragt. Wie viel mehr ist der Mensch als die Nation! Alle Weisen und Guten, die Stoiker in Griechenland und Rom, Sokrates in Athen, die Heiligen in Judäa, König Alfred, der Dichter Shakespeare und Newton, der Philosoph und Anhänger der Wahrheit — wie hoch überragen sie die törichten und sinnlichen Millionen um sie her! Wenn ein echter und

wahrer Mann auftritt, so erscheint alles, was gewöhnlich für groß gegolten, klein und kümmerlich, er ist das einzige große Ereignis und wird daher leicht zur mythischen Persönlichkeit.

Glossen

Rachträgliches zum Ordensfest

Wir lernen, daß es im politischen Parteilieben mehr auf das Handeln als auf das Wollen ankommt, daß man sich auf den Buchstaben des Programms berufen und doch seinem Geiste untreu werden kann.

Die Fraktion soll die Politik der Partei und die Partei die Politik des Volkes machen. Die Fraktion soll das vornehmste Überzeugungsstreichmittel und energischste Organ der Partei sein, es soll die Partei erziehen, und die Partei soll das Volk erziehen zu einheitlichem, stetigem männlichen Handeln. Und es gibt kein besseres politisches Erziehungsmittel als das Vorbild und darum kein größeres Unrecht als das Vorbild des Wankelmuts.

Ich danke es den Abgeordneten der Fraktion der freisinnigen Volkspartei, daß sie dieses Beispiel nicht gegeben haben, daß sie ihre Politik öffentlich gemacht haben und nicht in Ministeraudienzen und Ministerkorrespondenzen; ich danke Ihnen auch dafür, daß sie nicht den ganzen Widerstand in einen halben Widerstand abgeschwächt haben, um bei der ganzen Willfährigkeit zu enden, und dafür, daß sie sich nicht zu dem Grundsatz bekehrt haben, wenn die Minister keine Volkspolitik machen, dann müssen die Volksvertreter Ministerpolitik machen.

So werden wir im Parlament getreulich zusammenhalten können. Und es wird gut sein, wenn in einer Zeit, da die parlamentarische Tätigkeit mit Ordenszeichen belohnt wird, sich alle diejenigen fest die Hand drücken, welche stolz darauf sind, sich durch ihre parlamentarische Tätigkeit keine Orden zu verdienen und zusammenstehen im Kampfe gegen alle diejenigen, die auch einen Orden verdient hätten.

Conrad Haugmann, M. d. R.

„Pfadsinder“

Der Gedanke, den Kindern den Militarismus bereits mit der Muttermilch einzuimpfen, ging bekanntlich von England aus, wo man glaubte, damit die allgemeine Wehrpflicht ersehen zu können, wenn der Welteroberungsbüffel mit seinen kaufmännischen Methoden einmal an dem Gleichberechtigungsbedürfnis eines anderen Volkes scheiterte. Bei der Uebertragung dieses Gedankens auf Deutschland konnte, das war vorauszu sehen, nichts anderes erreicht werden, als eine Stärkung der mittelalterlichen Erziehungsmethode, die die Rauflust in unseren studentischen Korps pflegt. Ein Wiederaufleben solcher gesellschaftlich schädlichen und glücklicherweise absterbenden Ideen ist schon an sich äußerst bedauerlich. Immerhin konnte gegen eine Organisierung dieser Interessen nichts eingewandt werden, und wir hatten höchstens zu um so energischerer Abwehr aufzufordern, so oft diese Moral als die höhere in Anspruch genommen wird. Jetzt scheint die Sache aber in Berlin bereits zu einem echt amerikanischen Kinder - Rowdistum auszuarten. Sonntags zwi-

schen ein und zwei Uhr stürmen die heimkehrenden Scharen von Halensee aus, mit Zeltstangen und spitzen Fahnen, den Kurfürstendamm entlang durch die dichtgedrängte Menschenmenge. Eine besonders rabiate Gruppe steigt an der Gedächtniskirche in die Straßenbahn, Linie D, und fährt mit bis zur Sponholzstraße. Im Wagen schwingen sie ihre Tomahawks gegeneinander ohne Rücksicht auf die dichtgedrängt stehenden Fahrgäste, die durch die bekannnten Stöße an den Gleiskurven in lebensgefährliche Nähe der scharfen Instrumente gebracht werden. Solche „Pfads“ scheinen doch wohl weniger zur Abhärtung der Jugend zu führen, als zur Schifanierung der Erwachsenen.

In Sachen Paul Cassirer

Eine journalistische Scheineristenz hat ihrer Anonymität durch eine überaus schmutzige Attacke auf Paul Cassirer (in der Deutschen Montagszeitung) abzuhelfen versucht. Freunde warnen mich, mich dem Gestank dieser Kreatur zu nähern: jeder Fußtritt noch schlepe die Spur dieser Seele ins Haus. Man muß es wagen. Wer mit der Druckerschwärze sündigt: dem muß zunächst auf gleicher Ebene gesagt werden, daß man diese Gemeinschaft innig bedauert und daß sie ganz unverbindlich ist, da Druckpapier allgemein zugänglich und der Zutritt selbst dem schäblichsten Burschen nicht zu verbieten ist.

Hier versucht Einer im Ton vertraulichster Familiarität die Beleidigungsklage von Paul Cassirer zu erpressen. Er schreibt, an die Affäre des Herrn von Jagow erinnernd, von Cassirer: „Was dieser Mann damals riskiert hat, hat noch kein Mitglied der berliner Revolverpresse je vor ihm versucht: mit dem guten Ruf seiner Frau ein paar tausend Mark zu verdienen.“ Der Satz steht so gesperrt da: umgeben von drei Spalten nicht minder schlicht bürgerlicher Gemeinheiten. Ich hoffe nicht, daß Cassirer den Marktwert des Schreibers (für die Art Presse, die seine Seele sucht) durch eine öffentliche Klage erhöhen wird. Private Rechtsmittel arbeiten schneller, schmerzhafter und geräuschloser. Und eine öffentliche Rechtfertigung wäre eher eine Beleidigung für das Publikum, dem zugemutet wäre, mehr als Berachtung für diesen Schmutz aufgebracht zu haben.

Es ist dies eine der seltenen Gelegenheiten, von Paul Cassirer zu sprechen. Er ist der Organisator einer Epoche moderner Malerei. Einer Generation offiziell wenig beliebter Künstler hat er das Wichtigste gewährt: Dasein und Wirksamkeit. Das greift weit über die Absichtsphäre eines finanzkräftigen Managers hinaus. Um so prinzipielle, von feindlichen Kräften rings umdrohte Arbeit leisten zu können, muß man mit diesem feinen Blick des Kenners begabt sein, mit dieser Empfindlichkeit für Werte. Das ist es, was auch ein anständiger Gegner Paul Cassirer zugestehen wird. Wenn nun ein Herr aus dem schmutzigsten Preßwinkel hervorkriecht und aus dem gewohnten Browning Dreck und Gestank hervortasseln läßt: so ist mit diesen Feststellungen der Öffentlichkeit gegenüber alles Nötige getan. Eine Klage scheint mir belanglos: gerichtliche Strafen treffen so ehrenhafte Dinge, daß sie keinesfalls einer zureichenden Charakterisierung dieser literarischen Leistung fähig sind. Man bringe mit zugehaltener Nase in die Atmosphäre des Schreibers ein und verlasse ihn keinesfalls, ohne ihm das Gefühl beigebracht zu haben, daß der Beruf des öffentlichen Anklägers ein schmerzhaftes Opfer ist, wenn man weder über reine Absichten noch saubere Hände verfügt.

Der Brand

Säulen schlagen durch das Dach,
rissen nieder die Geschosse.
Kleine Flammen sprangen nach,
schnell erkletternd Spross um Sprosse.

Alles war ein tobend Leben.
Feuerwirbel stiegen an.
Sprüht ein Schwarm von Glutepheben
irrend ab die rote Bahn.

Wälzen Knäuel dicke Massen:
alles ist ein Faust und Krallen!
Blüh, Zerstörung! Neigt zur Gassen
Ball' und Mauer. Feuerwallen!
Oh dein Sturz zu Boden braust,
sei noch einmal Blut und Faust!

Steglich

Albert Ulrich

Georg Heym

Ein Nachruf in seinen Tod von Arthur Drey

An zu viel Leben starb uns Georg Heym. Ihm war die Welt ein Labyrinth, nicht hell und weit genug für seine Kraft. Auf der Eisfläche des Wannsee suchte er die Enge zu durchbrechen — und er lief weit hinaus . . .

In diesem Tode setzte sich Heym mit der Erde auseinander; früher setzte er nur die Erde auseinander, sein Gegenüber. Jetzt kam er selbst, unberührt, in voller Blüte zwischen den Schollen um, in die er die Erde zerriß. Wir können die Erde nicht hassen, um ihn zu rächen; aber wir rächen ihn, indem wir die neue Erde verkünden, die er in seinem Werke schuf.

Sein Buch „Der ewige Tag“ ist eine Sammlung Gedichte. Ein Riese bricht hier los, der Befreiung sucht; ein freies Atmen in reiner Luft. Er sieht die Erdgeschöpfe triefend und grau, in unaufhörlicher Verwesung. Alles fault vor seinen Augen, die sich nach weiten Himmelsausblicken sehnen. Es treibt ihn nach ungebundener Betätigung urwüchsiger Kraft; er wütert nach Djongerüchen. Seine Heimat ist eine Festung zwischen Wolken, wo er gegen Sturm und Blitze kämpfen kann. Auf Erden ist er Sieger ohne Kampf. Hier triumphiert er über das Dunkel der Städte, das Geschlagen- und Gefangensein, über Blindheit und Krankheit. Dieser Feuergeist steht vor dem Erdtorso nicht mehr weinend und fluchend in Haß und Verachtung, nicht mehr verzückt in sehrender Liebe; sondern wie er herab zu uns kommt von seinem hohen Schloß, nähert er sich den Dingen unbefangen, mit steinernwichtigen Bewegungen; ohne am einzelnen zu erleben. Dumpf erdröhnt von den Schlägen seiner Fäuste das Gewölbe, durch das er schreitet. Seine Züge sind ebern, eine Maske, die Spiegelung von aufdunstenden Verzerrungen. Seine Kraft erdrückt den ängstlich kriechenden Erdbewohner; einen Riesenrachen, sieht er den Donnerer vor sich aufsteigen. Blöde sausen, im Raume, zwischen die Friedlichen, und es erzittert die schwüle Luft. Wild erfasst er den Traum und reißt ihn aus der Dämmerung des Schlafes; preßt die grelle Buntheit an die Wand, daß es laut rasselt, klatscht, spritzt und ein zerrissenes Fresko bleibt. In weiche Pfühle tritt er und zerrt die Decken von den Moderleichen

und raßt und peitscht, ein stürmender Titan. Körperlich Begrenztes wird durcheinandergeschüttelt zu einer chaotischen Unlebendigkeit. Er rennt in die Dinge hinein und durch sie hindurch, ohne daß sie ihm, dem Gehörnten, etwas anhaben; er läuft durch die Körper hindurch und verläuft sich nicht in ihnen. Wie er so den Dingen sich nähert und sie durchdringt, muß er jedes Teilchen vergrößert, vergrößert und verwachsen sehen. Unscheinbares wird zur Wichtigkeit, Inneres zur Oberfläche . . .

Es ist eine neue Erde (die alte, verzerrt und durchglüht), die er uns somit gibt, aneinandergereihte Einzelsymbole für überplastisch Gesehenes, für kriegerrisch aufgepflanzte Bildsehen; nicht für „Erlebtes“. Die stürmische Art jedoch, die eigenwillige Aufbäumung, in der Heym diese flackernden Visionen zusammenballt und wieder auseinanderfließen läßt, wie er, ein Adam, ein bestialisch Gefunder, all das gleichartig Grobe in eine (ungekünstelt-) primitive, durchsichtige, vierkantige Form schüttet — das ist sein großes Erlebnis. Nichts kompliziertes ist darin, kein schwacher Atem, der mit Bazillen streitet. Da ist nur der Kampf dieser zwei großen Gegensätzlichkeiten: des Jubelnden, des Schaffenden, des Geharnischten, des Vollbluts — gegen den übermüdeten Erdgeist, den öden Unkrautader des Bauern, der Städte finstere Schmarotzerloch, die nachtschwarz schleichende Weltpest Vergänglichkeit. Und doch kommt es nicht zum Kampf (o Tragik!) — es ist nur der Sieg des eisernen Dichters da. — Heym spuckt nicht haßerfüllt aus vor der Welt, sondern er bejaht sie in spielender Phantastik. Seine Tränen und sein Lachen erfrieren zur kalten Grimasse der Groteske. Kein Bedauern, kein Jammern, kein Sarkasmus. — Nietzsche-Prometheus schuf sich in leidenschaftlicher Sehnsucht einen eigenen Menschen und stellte ihn neben den alten, umfallenden. Heym sieht diesen im Sumpfe schwimmen, wie er mit morschen Zähnen sterbend ihn angähnt und starrt entgeistigt auf die grauen Glieder. Düstere Totenmessen hält er ab, mitleidslos und ohne Bangen, doch ohne Lästerung auch. Nichts Prophetisches, nichts von Aufruhr findet sich da.

Aus Ueberlebensgroßem, Ewigem sind seine Strophen geformt und selbstig auseinandergetürmt. Auch Maschinen sind sie vergleichbar, die tosen, in rhythmischen Stößen stampfen, gigantisch rollen.

Kunstwerke, die ein Riese, wahrhaftig nur ein Riese, gestalten konnte . . .

Ewige Nacht ist jetzt um ihn; er aber lebt weiter in seinem „Ewigen Tag“.

Das Heimliche Theater

Die Diskussion über dieses Thema soll Antwort bringen u. a. auf die Fragen, ob das Heimliche Theater, das ausschließlich vor geladenen Gästen seine Vorstellungen geben will, trotzdem der Theaterzensur untersteht oder ob diese Vorstellungen nicht vielmehr den üblichen Privat-Veranstaltungen im Salon gleichzustellen sein werden. Drittens soll untersucht werden, ob das Heimliche Theater einen Weg weist zur Ueberwindung des Zensors. F. P.

Der ständigen Aufmerksamkeit, mit der Sie während des Wahlganges die Agitation der Demokratischen verfolgten, habe ich es wohl vorzugsweise zu verdanken, daß Sie an einen ihrer Jünger, den der Titel in den Verruf gebracht hat, er verstände etwas von dem, was man bei uns zu Lande immer noch euphemistisch „Recht“ zu nennen beliebt, daß Sie an mich die rein rechtliche Frage gerichtet haben im Anschluß an den von Lautensack in Ihrer Nummer vom 22. Januar erörterten

Plan der Gründung eines „Heimlichen Theaters“, ob diesem Plan vom Standpunkt der Zensur bezw. ihrer Handhabung Bedenken entgegenstünden.

Vielleicht gewinnen Sie endlich einiges Verständnis für die Schwierigkeiten meines Berufs, wenn Sie mich hier am Schreibtisch sehen würden, wie ich mir mit dem Gänsekiel durch die wenigen Haare fahre, die mir derartige Fragen und ihre Beantwortung noch gelassen haben, in tiefes Sinnen verloren bald hode, bald aufspringe und durch das Zimmer renne, um dann niedergedrückt von der Schwere der Gedanken auf dem Schreibstuhl wieder hinzusinken. Aber endlich, endlich habe ich die Antwort gefunden und rufe Ihnen erleichtert und mit hobeltvoller Miene zu: Verehrter Herr, das ist quaestio facti.

Was ist eigentlich quaestio facti? werden Sie mich bei dem Respekt, den Ihnen diese Antwort von gelehrter Seite einzulösen hat, mit zitternder Stimme fragen.

Quaestio facti ist in der modernen Zeit so ziemlich dasselbe, was das delphische Orakel in der antiken gewesen, eine Auskunft, die man so und anders auslegen kann, eine Auskunft, die keine ist, eine Auskunft, die mich aller Verantwortung enthebt und Sie von weiteren Fragen zurückschreckt. Quaestio facti ist die ständige Lebensart der Juristenwelt, der Rettungsgürtel, mit dem sie munter auf dem Meer von Fragen umherschwimmt, ohne ihren Untergang zu befürchten, den sie verdient.

Quaestio facti — ist im Ernst gesprochen — nichts anderes als das Eingeständnis, daß die vorgelegte Frage nur aus dem Verdegang der rein tatsächlichen Verhältnisse sich beantworten läßt, durch deren Auffassung und Würdigung die Antwort bedingt ist.

Meines bescheidenen Erachtens besteht die Theaterzensur bei uns in Preußen gar nicht mehr zu Recht, sie ist gegenüber dem Art. 27 unserer preussischen Verfassung, die in einzelnen Partien von einem Rousseau hätte ausgearbeitet sein können, nicht mehr existenzberechtigt. Lesen Sie, bitte, den Art. 27 und Sie werden mir recht geben. Das Kammergericht hat indessen in einer für diese Materie maßgebenden Entscheidung sich für die Zulässigkeit der Theaterzensur ausgesprochen. Lesen Sie diese Entscheidung nach und Sie werden dem Kammergericht recht geben.

Und nun erhoffen Sie nach dieser kleinen Kostprobe meiner Gelehrsamkeit noch eine runde, klare Antwort auf Ihre von Lautensack angeschnittene Frage?

Begreifen Sie denn nicht, wenn ich mir das bischen Autorität retten will, daß Sie leichtgläubig an meinen Titelheften, daß ich nicht anders sagen kann, nicht sagen darf als: Quaestio facti! Das hängt eben allein von der Würdigung der konkreten Umstände ab, unter denen sich Ihr Plan vollzieht.

Sind die Theateraufführungen „öffentlich“, dann unterliegen sie der Zensur. Was heißt denn nun „öffentlich?“ Das wird Ihnen jeder Mensch mit gesundem klaren Menschenverstand sagen können. Aber leider haben diese nicht die Entscheidung, sondern die Juristen und diese setzen gleich die Geburtszange ihrer Interpretationskunst an und werden Ihnen eine Antwort schließlich geben, die Sie nur insofern an den gefunden Menschenverstand erinnert, als er — ihr mangelt.

Es hat nämlich dieser Begriff eine radikale Umwandlung erfahren in dem Urteil, mit dem das Oberverwaltungsgericht die Freie Volksbühne unter die Ge-

walt des Zensors geduckt hat. Da findet man Ausführungen, Ausführungen, sage ich Ihnen, die aus der Gebundenheit der Argumentation strähnweise herausgezogen die intimsten Intimitäten zweier Personen, wenn sie jeder für sich durch den „Zusammenschluß“ vorübergehende Bedürfnisse nach Genuß ins Auge fassen, zu „öffentlichen“ Schaustücken umdeuten und den Zensor zum neidischen Zuschauer machen könnten. Deren Zweck wäre nämlich ein gemeinschaftlicher, aber kein einheitlicher! Sie meinen, ich übertreibe? Vielleicht mit dem jart angedeuteten Beispiel; aber die bürokratische Weisheit orakelt in der Tat, der Begriff der Öffentlichkeit wäre nicht anwendbar auf Personen, wenn diese — jeder für sich sein Bedürfnis nach Kunstgenuß zu stillen bezweckt und dies im dauernden Zusammenschluß mit Andern zu verwirklichen sucht. Sie verfolgen zwar einen gemeinschaftlichen Zweck, aber — keinen einheitlichen (???) und daher ist die Vorstellung eine „öffentliche.“

Sie werden es begreifen, aber nicht verstehen; Sie werden es hören, aber nicht billigen.

Aber eins werden Sie begreifen und billigen: Soviel Scharfsinn aufgewendet für die Freiheit der Volksrechte und Volkserziehung und wir hätten viel von dem Mittelalterlichen abgestreift, mit dem man die aufstrebenden, lichtungungrigen Mächte der Neuzeit zu ersticken sucht.

Also versuchen Sie Ihren Plan, aber geben Sie ihm eine Organisation, die jeder Eingriff des Zufälligen ausschließt, geben Sie der Zuhörerschaft von vornherein das Bindemittel einer auf Kontinuität abzielenden Vereinszugehörigkeit von intimerem Charakter. Auch im kleinen Kreis läßt sich Großes erzielen, wenn der Kreis nur Ausgewählte in sich schließt. Soweit Ihr Auge in die Vergangenheit zurückblickt, haben immer nur die Wenigen, die man Ausgewählte nennt, die Kultur gefördert — meist ohne jeden Anhang in der Menge, immer im Gegensatz zur Bürokratie.

Vorsicht also bei der Ausgestaltung des Plans, vor allem aber Mut bei seiner Durchführung und Ausdauer: Er wird gelingen.

Berlin, 24. Januar 1912.

Mit der Versicherung vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Rechtsanwalt Dr. jur. Halpert.

Ihrem Heimlichen Theater, lieber Passauer Heinrich Lautensack, sehe ich mit vielen Freuden entgegen, denn auch in mir springen da gleich verschiedene Vorschläge aus geheimeren Herzkalten, daß ich mich gar sehr zusammennehmen muß, erst einmal Ihre Eröffnungsvorstellung abzuwarten und noch einmal in Geduld das Wunderbare zu erharren, dessen Glauben man uns hinterlistig eingimpft hat, wie andere überflüssige Sachen auch. Ich meine: die Verletzung des bürgerlichen Schmegefühls oder des politischen und religiösen Anstandes. Das, was da verletzt wird, habe ich mir immer aus etwas Ähnlichem wie feinste Goldschlägerhaut verfertigt vorgestellt. Und bei der Pan-Aufführung von Wedekinds „Blüchse der Pandora“ tat ich mit allen Linsen meine verborgensten Ohren weit auf, ob ich nicht etwa da in meiner Nachbarschaft dieses Goldschlägerhäutchen ängstlich vibrieren, ärgerlich murren oder gar empört knallen vernähme. (Hei! ich kenne diesen Knall so gut daher, wenn mein Sohn Hermann Wolf Donald Michael sein kleines Schwein vom letzten Jahrmarkt allzu sehr zum Aufblasen bringt.)

Aber nichts vibrierte, murrte oder knallte. Geseht nun, es geschähe das: Käme da ein Mann zur ersten Vorstellung des Heimlichen Theaters, nenne sich Georg Müller, behaupte, nicht mehr leben zu können, ohne Wedekinds „Tod und Teufel“ szenisch dargestellt zu sehen, ließe gar mit Mäßen eine schüchterne Mäßen-Geste los und gebe — Wunder, daß du doch noch dich erfülltest! — plötzlich piss-paff jenen erhabenen Knall-Ton von sich, und es offenbare sich, daß jener Fremdling gar nicht Georg Müller, sondern eben jener Regierungsrat sei, der auch Ihren „Hahnenkampf“ verbot. — Und Heinrich, dieser tiefgläubige Katholik, hatte ja in ihm einen seiner lieben Heiligendreifönige erschaut und den Namen Balthasar wie die geweihte Oblate auf trunclener Zunge schon gehabt!

Ja, über Ihre Heiligendreifönige möchte ich überhaupt ein Wort sprechen. Vom Weibrauch ganz abgesehen, den verbitte ich mir von Anfang an. Und das Gold — kann es nicht ganz leicht Messing sein? Und die Myrrhen — gibt es nicht heute so vortrefflich nachgemachte Blumen, und ein Tröpflein Houbigant-Parfüm ersetzt den Duft? Man soll den Königen nicht weniger Mißtrauen entgegenbringen wie den Bettlern.

Kommt da ein Kaspar, und gar so etwas wie ein Multimillionär aus Amerika. Entpuppt sich dieser Herr als Monsieur Geil, der in der Aufführung des Heimlichen Theaters einen „Herren-Abend“ vermutet und mal wieder so auf die Kosten kommen möchte wie in jenem bekannten erotischen Rientopp in Moskau. Schwer verwarnt!

Und Balthasar? Inbegriff aller Ideale und Tugenden! Dichter, Theaterdirektor, Regisseur, Mäßen in einer Person? Wir rufen Dich! Dein Schloß und Deine Einsamkeit sollen Dich ja nur drei oder vier Mal im Jahre entbehren, damit der Kunst die Freiheit wiedergegeben werde. Lohnt Dich denn nicht der Ruhm eines solchen Befreiers? Wir sind bereit, Dir den Kranz zu winden. Fürchte nicht, daß es uns vielleicht zu tun ist um solche Krähwinkleien, auf die kürzlich im guten München viele klugen Männer und Künstler anlässlich eines Tanzpüppchens, Adorée Villany genannt, hereingefallen sind. Du kannst gar nicht kühn genug in Deinen Hoffnungen sein! Wenn die ersten Versuche nur halbwegs gelungen sind, ist es vielleicht gar möglich, des verfehmten Oskar Panizza „Liebeskonzil“ und dessen genialen Vorfahren in Apoll Sebastian Sailer (1714—1777) Dramen aufzuführen. Und Du teilst mit Goethe das himmlische Entzücken über den „Fall Luzifers“. Doch darüber können wir uns ja ausführlicher in unserem „Biberbau“ unterhalten. Lucian und Aristophanes werden auch da sein. Aber wir werden uns ja schon vorher auf der Volksversammlung (Einberufer Franz Pfemfert) kennen lernen. Heil und Sieg!

Wilmersdorf.

Alfred Richard Meyer.

Brunewald, 25. Januar 1912.

Sehr geehrter Herr Chefredakteur,
auf Ihre Fragen antworte ich

zu 1: Nein; wenn der Hörer- und Schauerkreis auf die Eingeladenen beschränkt ist und ihnen keinerlei Beitrag zu den Kosten abverlangt wird;

zu 2: Ja; wenn nicht etwa (Nachtrag zu 1) Jeder, der darum bittet, eine „Einladung“ erhalten kann. (sonst wärs nicht „Salon“, sondern „Gratisvorstellung“);

zu 3: Nein; denn es handelt sich nicht um „eine Ueberwindung des Zensors“, sondern um eine Veranstaltung auf dem Zensor von Amtes wegen nicht zugänglichem Boden.

Daß die Polizeibehörde sich gegen Besuche wehrt, ihrer Pflichtleistung (die ihr gewiß kein Vergnügen bereitet) durch irgendeine Verkappung unmöglich zu machen, darf der Unbefangene ihr nicht verübeln. Sie tut, was sie tun muß. Rechtsbestimmungen, ob sie der Mehrheit vernünftig oder töricht scheinen, sollen nicht durch List unwirksam werden. Sie aber (wenn ich Sie richtig verstehe) wollen verbotene Dramen vor einer kleinen, jedenfalls in ihrer Kopfszahl begrenzten Schaar eingeladener Kunstempfinder aufführen. Ich glaube nicht, daß der Zensor Sie daran auch nur zu hindern wünscht. Ich glaube, daß er selbst ihrer Einladung gern folgen und, vor dem lebendigen Bühnenbild, seinen Eindruck, als eines Lesers, nachprüfen wird. Vielleicht kommt er manchmal dann in die Ueberzeugung, daß sein Votum geändert werden muß.

Einen Rat möchte ich geben; er kommt aus Erfahrung. Meist handelt sich um Dramen, die nicht ganz leicht zu starker Bühnenwirkung zu bringen sind. Immer kommen sie vor ein Publikum, das, weil es eingeladen wurde, etwas „ganz Besonderes“ erwartet. Deshalb soll man nur aufführen, was man, auch nach dem Urteil nicht unmittelbar Beteiligter, zu kräftiger Geltung bringen kann. Nicht (also: noch nicht) gespielt werden, ist für den Autor nicht so schlimm wie: unzulänglich, nach hastigen Proben mit einander fremden Mimen gespielt werden und dann hören: „Nichts Besonderes“. Davon haben wir Alle so viel Erfahrung.

In vorzüglicher Hochachtung bin ich

Ihnen ergeben

G a r d e n.

In Maupertuis

Von Friedrich II. (1749)

O Maupertuis, mein Maupertuis,
Schnell ist das Leben uns verfloßen!
Die Blume, die noch heute früh
Blüht, morgen welkt sie, kaum erschlossen,
Denn allem winkt ein Untergehn,
Und keine Macht kann stolz bestehn
Vor ihres Schicksals grauem Walten.
Talente, Jugend, Tapferkeit
Kann Dir die zugeteilte Zeit
Um einen Tag mehr nicht erhalten.

Die schönsten Tage sind geschwind
Mir wie die Wellen hingegangen,
Die Freuden flogen fort im Wind,
Und keine Macht kann sie mir fangen.
Schon hört Vernunft sich eifig an
Die Lehren in der Stoa Bann,
Sie hält den müden Haß im Saume.
Die Gegenwart entflieht im Flug,
Die Zukunft ist ein eitler Trug,
Vergangenheit schwand wie im Traume.

O Mensch voll Stolz, voll Eitelkeit,
Des Geistes schwächliche Gedanken,
Erkenne die Vergänglichkeit

Und baue Deinem Hochmut Schranken!
Der Weg ist kurz und eng begrenzt;
Der erste Tag, der Dir erglänzt,
Läßt Dich der Nacht entgegenschweben;
Dieselbe Menge, gleiches Ziel,
Ein jeder, Maevius, Virgil,
Das gleiche Schicksal muß erleben.

Ihr, deren Seele leis befaßt
Ein irdisches Besitzverlangen,
Für die das höchste Ideal
Ein flüchtiges metallisch Prangen,
Wem häuft Ihr diese diese Schätze auf?
Euch überlebt der Welten Lauf;
Das Leben ist ein Blumensterben.
Wer wird, wenn ihr im Grab verblaßt,
Den Reichtum, eure Größe laßt,
Das bißchen Erdentand wohl erben?

Wer wird denn seine Sendung sehn
In einem nutzlos blöden Sammeln,
Soll uns der Sinn danach nur sehn
In unserm kurzen Kinderstammeln?
Ihr Helden, deren Eisenschwert
Dies arme Weltall wüßt verheert,
Um in das Buch der Zeit zu brennen
Die Namen eurer Taten ein,
Denkt der Erobrer stolzen Reihn!
Dürft ihr mit gleichem Ruhm euch nennen?

Selbst sollte euer Heldentum
Sich auf dem Erdball fast verbreiten,
Und euer Ruf zum Königsruhm
Mit Riesenschreden mächtig schreiten,
Der Friede endet euren Krieg,
Dem Tode lacht der letzte Sieg;
Der Namen Lob verträumt indessen,
Und bald ertrinkt im Strom der Zeit
Auch eure große Herrlichkeit:
Der Mensch ist tot, der Held vergessen!

Viel Große haben schon gelebt,
Die Zahl vermehrt sich heut auf morgen,
Zu dieser Schattenzukunft schwebt,
In ihrem schwarzen Schoß geborgen!
Die Ehre unterscheidet gut
Vom Ehrgeiz in des Wahnes Wut,
Seid eingedenk der Frucht des Samens!
Wenn der Tyrann auch prahlend meißt
Die Größe seiner Taten preißt,
Im Fluch denkt jeder seines Namens.

Jahrhundert auf Jahrhundert schwand,
Seit eine Urkraft fruchtbar kreisend
Der Elemente Wildheit band,
Dem Chaos seine Wege weisend.
Die Zeit ist höchste Herrscherin,
Der Augenblick flieht mir dahin,
Die Zukunft eilt, ihm nachzuschweben.
O Mensch, das Ziel ist dir nicht weit,
Es ist ein Punkt der Ewigkeit;
Und dieser Stunde Sein ist Leben.

Wenn uns ein gütiges Geschick
Zwei Menschenalter gab zu leben,
Dann dürfen wir mit heiterm Blick
In hohem Stolz uns stark erheben.
Ihr Staubgeborenen begehrt,
Daß man euch göttergleich verehrt;

Ihr, die als Schlammgewürm verloren,
Um wieder zu zerfallen in Staub,
Als Beute bald des Todes Raub,
Ihr glaubt euch für den Ruhm geboren!

Was schert euch nur des Glüdes Schaum,
Droht euch der Finger des Gerechten?
Die guten Tage sind ein Traum,
Und nur ein Traum sind auch die schlechten.
Was kam und kommt und kommen kann,
Verachtet daher dieser Mann,
Dem seine Tage traumgleich rinnen.
Drum fort mit Liebe, Lust und Leid!
Ich seh am Roden meiner Zeit
Von Atropos den Faden spinnen.

Vermögen, Reichtum, Titel, Macht,
Der Ehrgeiz, Ruhm und hohe Achtung
Sind Blendwerk, äußerliche Pracht,
Sind eitel Schall und Rauch, Umnachtung.
— Ein Blick der Wahrheit hat enthüllt
Der Schönheit trügerisches Bild,
Es trauert arm in nackter Grelle.
Nein, nichts hat Dauer auf der Welt,
Sogar der stärkste Staat zerfällt,
Wir sind des Wechsels bunte Bolle!

Laß Schwäche, Vorurteil, dem Lid
Den letzten Wahnsinn niedergleiten,
Denn was man Großes vor sich sieht,
Ist nur ein Berg von Kleinigkeiten.
Schwingt euch herauf zum Himmelsraum,
Aus seinem Glanze könnt ihr kaum
Paris und Rom und Peking finden!
Dort ist so klein, was hier so prunkt,
Die Erde selbst ist nur ein Punkt,
Wie muß da erst der Mensch verschwinden!

Wir schwimmen zwischen einer Zeit,
Auf der das Lebensschiff uns funkelt,
In eine ferne Ewigkeit
Der Zukunft, die verschwiegen dunkelt.
Und nutzlos lodt uns jedes Mal
Wie Tantalus die ewige Qual
Zu neuer Arbeit stets vergebens;
Genarrt vom Schimmer irren Lichts,
Verlieren wir uns in das Nichts.
Das ist das Schicksal unsres Lebens!

Im Versmaße des Originals übertragen von
Alfred Richard Meyer.

Gabriel Schillings Flucht

Von Alfred Wolfenstein

Anna Mahr ist zu einer Nachtmahr geworden.
Johannes ist alt geworden. Auch die freie, die dämo-
nische Frau befriedigt sein Sehnen nicht mehr — er
ist zu gut auch für sie. Er flieht, Gabriel Schilling,
auf die Insel der Ostsee; dort findet er das blutvolle,
breit auf den Beinen stehende Paar: den männlichen
Bildhauer und die frauliche Violinistin; und das brau-
sende Meer. Aber es schwebt auch an der Mauer die
Gallionfigur vom gestandenen Schiffe Isaba, deren
bleiches Frauengesicht nachtwandlerisch dem Himmel sich
darzubieten scheint. Alle Männer ihres Schiffes star-
ben . . . Gabriel Schilling, entfernt vom Dunst der
Weiberworte, der Weiberkörper, rauscht durch das
Meer, atmet durch die Luft, isst mit Appetit in der

Bauernstube neben dem gesund liebenden Paar, herrlich dalbriges Gespräch; da entdeckt er plötzlich ein Schirmchen —: Hanna Elias ist ihm nachgesetzt. Bald steht die Wachsbleiche, Dunkle, Unstäte in der Tür. Fliehendes Zeben, Zorn, Mitleid, Verdüsterung, Abscheu, Gleichgültigkeit, erliegende Liebe: sind die Stationen Gabriel Schillings. So sinkt er wiederum unter das Weib, der Mann. Darauf wahnsinnige, haltlose Scham vor den Menschen, vor sich selbst, schmerzliches Zerfließen des Gehirns, das so stolz und klar hätte sein sollen . . . und noch Durst. Er trinkt aus der grünlischen Lache im Dünen sand das Fieber. Noch mehr Weiber eilen an sein Lager; Eveline kommt, die standesamtliche, betrogene Frau, sie heulen, schimpfen, klagen, kämpfen, gegen ihn, gegen einander. Da entflieht er nochmals, ans Ende der Welt, ans Ende der Sehnsucht und Scham, ins Meer.

* * *

Warum? — Ist dies alles im Drama? Oder wurde Wesentliches erraten, weil man Hauptmann kennt und seine Zeitgenossen, und Wesentlich-sein-sollendes verachtungsvoll und trauernd übergegangen?

Am Anfang steht der Satz aus Plutarch: „Einige versichern, Cynosthus sei ihnen begegnet, ans Meer eilend, um sich zu baden, weil ein Weib sein Heiligtum betreten habe.“

Also vom Weibe besleht und vernichtet — Gabriel Schilling? Dies scheint gefühlt und gewollt zu sein, aber es ist nicht gebildet worden. Man erfährt, Schilling habe in den letzten Jahren, die er mit Hanna lebte, nichts mehr geschaffen. Man hört seine traurigen Worte, daß er durch jene sich selbst entfremdet sei; seine Klagen über die Gemeinheit der Welt. Aber vor Augen stellt sich uns solcher Zusammenhang nicht. Daß das Weibliche auf das Männliche trifft, es entehrt, ihm ins Gehirn steigt, ins Leben: sehen wir nicht. Wenn schon Schillings Aussehen dem eines feingeistigen Schweden gleichen soll. Das Weibliche ist nur ein zufälliger Anstoß mehr unter vielen, die seine Kraft — seine Schwäche umwerfen. Die Welt drückt, so vielfach sie kann, auf Herz und Nerven, und er vermag den Gegendruck nicht aufzubringen, den das grelle Gesetz von der Gleichheit der Kräfte will.

Wie gut wäre es, wenn uns Hauptmann unsere (berechtigten) Feindschaft gegen das ganz andere Geschlecht geformt hätte! Wie würde dann Hauptmanns hohe Gerechtigkeit unserem Haß eine freudige Sicherheit verliehen haben. Aber wir finden es nicht bei ihm, wie sie ihre Gewalt über das dumpfe Chaos der Nacht, die ihnen gegönnt wäre, hinaus breiten; wie sie den wehenden Morgen zwischen ihre erhitzten Knie drücken, wie der klare, steigende Tag in ihre Arme sich verengt. Fleisch, Fleisch, Fleisch in die feinsten Wege des Geistes, daß alle Hoffnung auf Licht verstopft wird. Sie lodern die feste Bahn, glätten das Geformte, sie verschwächen die Dinge, verschleiern den Sinn des Seins als blindische Hilfstuppe des Schöpfers. Sie entleeren den Kopf, mit ihm die Welt, und bededen sie mit dem überfüllten ausbrechenden Blute des Mannes, bis nichts mehr gedacht und empfunden wird, als heiß oder kalt. Sturm gegen sie, wie sie Feuer gegen uns sind:

Aber Hanna Elias — ist kein Weib, weil Schilling kein Mann ist.

* * *

Natt in diesem Stüd, 1906 geschrieben, ist nicht allein der Gestaltete, auch der Gestalter.

Alles Gesagte scheint zu schwanken, es ist, als blinke aus den Worten immer die Möglichkeit, die Handlung nach beliebig viel anderen Richtungen fortlaufen zu lassen. Es gibt den Eindruck einer weinerlichen Schwäche, wenn der Dichter an entscheidenden Punkten den Erregten, Verzweifelten banalste Worte äußern läßt; der Kontrast soll uns bewegen, an eine tiefe Innerlichkeit zu glauben. Ueberreden will uns in diesem Drama . . . Hauptmann. Aber dazu braucht es Ibsens sachlichen Eigensinn, den bluffenden Stolz des J. B. Jensen. Nicht diese seltsame Gestüchtigkeit des Stils, der manchmal altfränkisch stehen bleibt („stuzt“, „verdukt“) dann in übersteigter Wildheit herumkreist — und jetzt ist es, als gleite der Riemens von der Scheibe, sie läuft leer, freudlos weiter.

* * *

Sind erst zwanzig Jahre vergangen? Noch traumhafte Zeit . . . liegt sie nicht in der Mitte zwischen Goethe und — heute?

Am Tage vergift man die Sterne.

Doch dieses zitternde Flöten unserer Schande in Gabriels Worten; der schmerzvolle Atem in des Dichters Worten; das erhabene Wandeln des Meeres, das fern von den Menschen den Himmel berührt; zur Dunkelheit hinabschwindend mit hochgehobenen Händen ein Mensch:

In Stunden der Nacht erglänzen sie wieder.

Der Morgen der Dirne

Dein morgentiefes Auge ist in mir, Marie.

Ich fühle, wie es durch die Dämmerung mich umfängt
Der weiten Kirche. Stille will ich knien und warten, wie
Dein Tag aus den erblühten Heiligensfenstern zu mir drängt.

Wie kommt er sanft und gut und wie mit väterlicher Hand
Umschwichtigend. Wann war's, daß er zuletzt mit grellen
Fragen mich genarrt,

Auf trüben Vorstadtgassen, wenn mein irrer Hunger
nirgends sich ein Obdach fand —

Ober in grauen Stuben, stumpf und blind, aus fremden
Männerblicken mir ins Aug gestarrt?

Nun strömt er warm wie Sommerregen über mein Gesicht
Und wie dein Atem voller Rosenduft, Marie,
Und meiner Seele dumpf verwirrt Getön hebt sanft sein Licht
In deines Lebens morgentreine Melodie.

Brüssel

Ernst Stadler

Camilla

Von Georg Müller.

Fünfzehn Jahre waren vergangen, seit ich die Stadt meiner Knabenspiele nicht mehr gesehen hatte. Und als ich zum ersten Male wieder vom Bahnhofe durch die Lichtflut der Großstadt wanderte, fühlte ich meine Heimatliebe von einer fremden Macht zurückgestoßen. Die Straßen waren enger, die Häuser niedriger geworden, und an den rauschenden, brausenden Lärm hatte ich in den vielen Stunden der Sehnsucht nicht gedacht. Alles

war über meine Erinnerungsbilder hinausgewachsen, war stolz und streng vor Geschäftigkeit. Mir kam es quälend zum Bewußtsein, daß mich kein Mensch wiedererkennen würde, und die stille Herzlichkeit, mit der ich immer an diese Stadt dachte, schien nichts als eine verträumte Lüge meiner Kinderjahre.

Ich richtete mich ein, wie immer in der Fremde. War einsam, traurig und erwartungsvoll. Einige Leute, die sich meiner wirklich noch erinnern wollten, hatten sich gegen meine Vorstellung merklich verändert und gaben mir kein Heimatgefühl. Jeden Morgen ging ich am Bahnhof vorbei in den Wald. Dort waren noch einige Plätze, wo ich Ehrfurcht empfand. Eine stille Ergriffenheit, in der ich vergangene Bilder und Worte fühlte, als wäre meine Jugend etwas Heiliges, Bedeutsames gewesen, machte mich furchtsam vor der nüchternen, fremd gewordenen Stadt.

Einmal sah ich einen Wagen auf der Straße, die am Wald vorbei führte. Der Kutscher saß in schwarzer Livree steif auf dem Bod, die Kappen straff am Zügel. Unbewußt blieb ich stehen und wartete. Die scharfe Gangart der schönen, schlanken Tiere fesselte mich, ohne daß ich dabei etwas dachte. Das Gespann fuhr schnell vorüber. Mit dem letzten Blicke streifte meine Auge einen alten Herrn und eine verschleierte Dame in hellem Kleide. Gleich darauf bog der Wagen vom Walde ab und fuhr in eine Straße hinein, die mit ganz jungen Bäumen bepflanzt war und durchgehend frei im Felde lag. Nur ein neues großes Haus aus grauem Sandstein, oben mit roten Tonplatten gedeckt, stand in der Mitte. Wie einsam, verschlossen es war! Der Anbau mit den kleinen Fenstern, die beiden Erker in der Front und das halbe Kupeldach über dem Tor, — alles lehnte sich eng und verdrossen an die massigen Mauern. Wie etwas Persönliches, eine trostige, traurige Natur in resignierter Personlichkeit und gefährlicher Kraft stand der Bau auf der freien Wiese. Dort hielt der Wagen. Der Diener sprang ab und öffnete den Schlag, der alte Herr half die Dame, fast als ob er sie trüge, aus dem Wagen, und führte sie an der Hand über den Vorplatz. Dann verschwanden sie im Hause. Der Wagen fuhr durch ein seitliches Tor in den Hof, hinter dessen Mauern das Rollen gedämpft verklang und plötzlich aufhörte.

Der heiße, stille Morgen lastete drückend über dem stillen Gebäude. Rätselhaft, unwirklich lag ein Bild im graublauen Himmel, und eine blendende Linie lief an den Rändern des Hauses hin wie magisches Leuchten.

Ein Gefühl, als wäre dieses Haus geheimnisvoll mit meinem Schicksal verknüpft, als bestände ein ungeklärter Zusammenhang zwischen ihm und der grundlosen Traurigkeit, in der ich lebte, fiel über mich und dämpfte jede Regung im Gehirn. Willenlos übergab ich mich der Furcht vor etwas Ungeahntem, Schmerzlichem. Ich ging denselben Weg zurück. Der Wagen schien noch einmal an mir vorüber zu fahren; die Dame hatte keinen Schleier mehr, und ich sah ein schönes junges Mädchen gesicht mit blauen Augen und sonnenblondem Haar. Darin ein Lächeln voll vertrauter Innigkeit, als wären wir lange miteinander bekannt. Ganz plötzlich erinnerte ich mich an ein kleines Mädchen, mit dem ich vor Jahren einmal in einer Laube geessen hatte. Blond, leicht feenhaft — Camilla! Der Name fiel hart in eine vergessene Zeit und weckte die Erinnerung. Die Hände über das Knie gefaltet, saß sie mir gegenüber, sah mit traurigem Lächeln auf den Boden und erzählte: „Unsere Amme sagt, wir dürfen nicht lieben. Großmutter ist daran blind

geworden, und meine Mutter starb, als ich geboren wurde. Mein Vater kann ohne mich nicht leben, darum darf ich nicht lieben.“

Ich sah und hörte das deutlich. Und erschrad, weil ich schon viele Jahre nichts mehr davon gewußt hatte. Die Welt erschien mir auf einmal wie ein zerknüllt hingeworfener Papierfetzen, nur zufällig so, wie sie war: jenseits allem logischen Erfassen waltet ein ironischer Dämon, den unser Ernst ergötzt, wie wir die zusammenhanglosen, wahllos wechselnden Weltbilder anschauen und zu begreifen glauben. In einem Chaos, das keine Formen hatte, sah ich irgend etwas Verschlungenes sich lösen und wieder zusammenfallen. Angst, Ohnmacht gegen Uebermächte, für die ich kein Auge, keine Waffe hatte, preßten meine Brust. Ich hatte Mühe, die bleierne Luft umher zu atmen.

Wie eine Mücke das Licht, umkreiste ich ruhelos das seltsame Haus. Ich vermochte nicht, diesen Weg zu meiden und ging ihn jeden Tag. Ein Geheimnis, das auch mich in seinen Kreis spannte, war dort verschlossen, lauerte tückisch auf meine Frage, um mich mit der Antwort zu zerschmettern. Zu Camilla, dem kleinen Mädchen, für dessen einstmaliges Erscheinen in meinem Leben ich keine reale Erklärung fand, trieb mich meine qualvolle Sehnsucht, die sich mit der Furcht vor dem einsamen Hause verband. Hinter den grauen Mauern ahnte ich ihr Wesen und ihr Verhängnis.

Am Waldrande fand ich einen leicht erreichbaren Baumast, von dem aus ich sitzend in den Garten sehen konnte. Ein glatter, ungeschmückter Rasen nahm die ganze Mitte ein, ringsherum lief ein Weg, und der Raum bis zur Mauer war mit Rosenbeeten bepflanzt. — In der letzten Mittagsstunde stieg eine weißgekleidete Frauengestalt die breiten Treppen herunter, ging mit auffälliger Vorsicht bis an den Rasen, der an dieser Stelle ohne Umzäunung war und schritt dann langsam bedächtig über den Gräsern hin. Mit ganz kleinen Schritten, das Gesicht schuklos der Sonne zugewandt, ging sie immer denselben Weg hin und zurück. Ich sah ihr zu und fühlte, daß es Camilla war.

Die Angst vor dem Unbekannten wuchs, wie mein logisches Denken abnahm und einem rein gefühlsmäßigen Erkennen Platz machte. Bis mich Troß und Neugier von dem Baume rissen und mich zu jagen begannen, daß ich ganz plötzlich vor dem grauen Hause stand. Die Türen waren weit offen. Durch einen langen, hohen, dämmrigen Gang sah ich auf der andern Seite den Himmel und einen Baum. Ich ging durch das Haus und blieb an der jenseitigen Portale stehen. Camilla schritt wieder über den Weg und kam die Treppe herauf. Sie raffte das Kleid mit beiden Händen und hob sich langsam, leicht, schwebend. Die Augen waren geschlossen, sinnendes Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Troß der vielen Jahre — sie schien wie ein Kind, blond, feenhaft. —

„Camilla!“ sagte ich leise.

Sie ging vorüber, ohne die Augenli der zu heben, gleichmäßig fortlächelnd, als hätte sie keinen Laut vernommen. In der Mitte des Ganges stieg sie eine seitliche Treppe hinauf und verschwand. Ich fühlte, daß sie mich mitzog, eilte ihr nach über Gang und Treppe, — endlos, eine Spirale, die in den Himmel zu führen schien.

Camilla lag in einem hellen Zimmer auf dem Schaukelstuhl, noch immer mit geschlossenen Augen. Das Lächeln ging nicht von ihrem Gesicht, schien eingegraben, leblos.

„Camilla!“ rief ich laut der Schlafenden zu und

wartete, daß sie mich ansehen würde. Doch sie öffnete die Augen nicht. Den Kopf leicht vorneigend, als schaue sie weit in die Ferne, fragte sie: „Wer spricht mit mir? — Bist du es Vater?“

„Camilla! Sieh mich doch an!“ schrie ich verzweiflungsvoll, faßte ihre Hände und küßte sie, lange, inbrünstig, wie etwas Heiliges, und doch mit so seltsam schaurigem Gefühl, das mir mit kalten Fingern ins Gehirn griff und alles verwirrte. Sie tastete an meinem Arm hinauf über die Schultern und legte beide Hände weich auf meine Wangen.

Da geschah etwas ganz Entsetzliches. Ich wollte, beaufucht von der Liebkosung, mich zu ihr neigen, als sich einen kurzen Augenblick ihre Lider hoben und zwei trübende welt zusammengebrochene Augen zeigten — ein leichenblaßes Gesicht, dessen Atem mich streifte, mit grundlosen, furchtbaren Totenaugen. Gleichzeitig stießen ihre Fäuste gegen meine Brust, daß ich zurücktaumelte.

Sie war aufgestanden und hielt mir abwehrend die Arme entgegen. Zu Tode erschrocken lehnte ich am Rammin, ohne Kraft, mich zu bewegen und ein Wort hervorzubringen.

„Wer sind Sie?“ fragte sie dann angstvoll und bitrend. „Sie küßten mir die Hände, aber ich kenne Sie nicht. Ich bin blind und taub, ich kann Sie nicht sehen und hören. Bitte — gehen Sie fort — ich kann nicht antworten, wenn Sie mich fragen.“

Ich zitterte am ganzen Körper, als ich den Weg durch die Gänge ins Freie suchte. Die realen Zusammenhänge dieses Schicksals, das mich mit dem unglücklichen Mädchen verband und zugleich von ihm trennte, konnte ich nicht begreifen. Die Furcht vor einem Dämon, der mein Leben bedrückte, begleitete mich tagelang, bis ich die unerträgliche Stadt verließ.

Erst später, als ich vermochte, darüber nachzudenken und Nachforschungen anzustellen, erkannte ich dieses Erlebnis als eine Verwirrung von Intuition und Erinnerung. Ich fand Camilla, die Tochter eines Freundes, noch als schönes, vierzehnjähriges Kind wieder, das sich froh und ahnungslos in der Welt tummelte. Die Blinde aber war erst wenige Jahre in Deutschland, hieß nicht Camilla und konnte mir nie vorher im Leben begegnet sein.

Trotz dieser Erkenntnis hat mich die Furcht vor jener Stadt mit dem grauen Hause nicht verlassen.

Klage

An meines Vaters jüdisch strengem Herde
 Abt ich nur selten Lust der leichten Spiele:
 Zu früh die Schmach versagender Gebärde
 Erfüllte mich mit ängstlich starrer Stille.

Mein Herz durchdringt ein leis verhaltenes Beben.
 Die Wunden heilen nicht und werden nicht zu Narben.
 Als blondes Kind ward ich der Welt gegeben,
 Doch immer dunkler würden meine Farben.

München

Maria Ramm

Literarische Neuerscheinungen

Friedrich Huch: Geschwister. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Vierte Reihe, Bd. 3. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Pappband 1 Mark, in Weinen Mark 1,25. Dieser Roman Friedrich Huchs spielt auf einem Landgut unter ganz Wenigen. Im Mittelpunkt der Handlung stehen drei junge Menschen: Felicitas, Cornelle und Jasmin. Nur selten wirft das äußere Leben seine Wellen herein, aber durch die lauten Töne, die es um sich verbreitet, wird der seelisch zarte Rhythmus jener Menschen nur noch fühlbarer. Ganz leise führt ein gehelmer Strom innern Geschehens uns weiter und weiter, wir wissen nicht, was wir erwarten, und welches Ende dies alles nehmen wird. Und doch folgen wir gebannt. Und zuletzt ist es nicht ein Ende, auch nicht ein jeher Bruch, sondern als wenn Töne, die sich erst näherten, dann lauter anschwellen, nun wieder verklingend in's Ferne entweichen.

Camille Lemonnier: Aus den Tagen von Sedan. Der ausgewählten Werke vierter Band. Mit Vorwort von Bertha von Suttner. (Verlag Agel Junfer, Berlin-Charlottenburg.) Preis 3 Mark geb., 4 Mark geb. Ein Augenzeuge, ein Dichter von der Kraft Lemonniers, geht in den Spuren des Krieges und schreibt seine Eindrücke nieder.

Im Jahre 1870 entstand dieses Buch, ein Denkmal der Unmenschlichkeit, die gewaltigste Darstellung aller Schrecknisse des Krieges, der Zerstörung, des Blutes, des Todes.

Maupassant pflege, wenn er seine Zeitungschoniken schrieb, alljährlich am Jahrestage der Schlacht von Sedan auf jenes Buch hinzuweisen und Stellen daraus zu zitieren. Später, als Lemonnier einmal mit Zola, der eben an seinem „Debacle“ („Zusammenbruch“, ein Roman vom Siebzigerkrieg) arbeitete, bei Tisch saß, sagte ihm dieser: Ich habe alles gelesen, was über diesen Krieg geschrieben worden — Ihr Buch aber habe ich nicht wieder gelesen. Ich wünsche im Gegenteil es zu vergessen — denn es ist zu lebendig.“

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Hermann Bahr. Das Länzchen. Lustspiel. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Josef Ruederer. Das Grab des Herrn Schefbeck. Eine Münchener Geschichte. (Verlag Süddeutsche Monatshefte.)

H. H. Houben. Jungdeutscher Sturm und Drang. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Otto Soyka. Revanche. Komödie. (Albert Langen, München.)

Leo Tolstoi. Chadschi Murat. Ein Roman aus dem Nachlaß des Dichters. Deutsch von Scholz. (S. Fischer, Verlag.) Geb. Mk. 1,25

Georg Secht. Herbert Eulenberg. Ein Traktat über Kritik. (Gustav Engel, Verlag, Leipzig.)

Zeitschriftenchau

Die Schaubühne enthält in der Nummer 4: Gabriel Schillings Flucht. Von S. J. — Briefe über Kritik. 1. an einen Dichter. Von Theodor Lessing. — Anathema und Josephine. Von Arthur Sakheim. Eine glückliche Ehe. Von Herbert Jhering. — Regieplan zu „Europa lacht“. — Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich und kostet 40 Pfg. die Nummer.

Cahiers alsaciens (Elsäßer Hefte.) (Administration: Straßburg, Brandgasse 2.) Heft 1 ist mit folgendem Inhalt erschienen: A nos lecteurs; Maurice Wilmotte: Pour quoi il faut parler français; Paul Harelle: Reflexions sur les élections lorraines; Elsa Kueberlé: Lettres françaises; Ernst Stadler: Deutsche Literatur.

Die neue Generation. Herausgeberin Dr. Helene Stöcker. (Verlag Desterheld & Co.) Das Januarheft enthält: Rosa Mayreder: Zur Psychologie der freien Liebe; Dr. Iwan Bloch: Die sexuelle Frage und ihre Bedeutung für die Gegenwart; Helene Stöcker: Ruth Bré und der Bund für Mutterchutz u. a. 50 Pfg. kostet das Einzelheft.

Inhalt der vorigen Nummer: Das Heimliche Theater. / Zur Diskussion über den Kirchenaustritt. Von Johannes Berndt. / Glossen. / Reinigung. Von Ernst Stadler (Brüssel). / August Strindberg. Von René Schickele (Straßburg). / Von Swedenborg zu Strindberg. Zur Strindbergfeier. Von Dr. Anselm Ruest. / Apophthegmata. Von Lord Bacon. / Zwei Gedichte von Georg Henm. / Klage. Von Rudolf Kanfer (München). / Zirkus. Von Dr. Heinrich Jagenstein. / Bei Sarrafani. Von U. Gadan. / Alleg. Von U. Kuprin. Deutsch von Alexandra Ramm. / Fluß am Abend. Von Ernst Stadler. / Die „Goldene“. Von F. P. Georg Henm. / Von U. R. Meyer. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freihheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 6 • 5. Februar

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17 zu senden. : : : :
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Nr. 6242 : : : :
Unserlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Er erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (einkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf : : : : :
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig : : : : :
Inzerate: Durch alle Annoncen-Expeditionen und Inzerate, durch die Anzeigen-Verwaltung der Aktion: Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Holzmannstr. 22.

Inhalt: Écrasez l'infame . . . Von Friedrich II. / Sind Sozialisten heute regierungsfähig? Von Aristide Briand, Ministerpräsident a. D. / Vom jüdischen Klassenkampf. Von Cheskel Zwi. / Glossen. / Mitwelt. Von Alfred Wolsfenstein. / Das Heimliche Theater. Von Peter Scher, Alfred Kerr und Victor Fraenkl. / Huldbigung. Nach Baudelaire von Ferdinand Hardekopf. / Peter Hansen. Von Hermann Bang. / Die Neue Sezession. Von Walter Serner. / Vortragsaberd von R. R. / Mein Ende. Von Alfred Lichtenstein. / Die Krise. Von Hans von Hülsen. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Écrasez l'infame . . .

Von Friedrich II., König von Preußen

Die Religion verändert sich ebenso wie die Sitten: sie verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr von ihrer Einfachheit und ward durch die viele Schminke unkenntlich. Alles womit man sie vermehrte, war nur ein Werk der Menschen und folglich so vergänglich wie diese.

Eben die Religion, welche Demut, Menschenliebe und Geduld lehrte, setzte sich mit Feuer und Schwert fest. Die Diener der Altäre, welche Heiligkeit und Armut zum Lose haben sollten, führten ein ärgerliches Leben; sie erwarben sich Reichtümer, wurden ehrjüchtig, und einige von ihnen sogar mächtige Fürsten. Der Papst, der ursprünglich von den Kaisern abhing, machte sich Macht an, diese ein- und abzusetzen, er bligte mit dem Bannstrahl, belegte Königreiche mit dem Interdikt und ging so ungeheuer weit, daß endlich die Welt auf irgendeine Art gegen sovieler Mißbräuche sich empören mußte.

Die Theologen scheinen einander überhaupt alle zu gleichen, von welcher Religion oder von welchem Volke sie auch sein mögen. Sie haben immer die Absicht, sich ihre despotische Autorität über die Gewissen anzumachen; und das ist schon genug, um sie zu eifrigen Verfolgern aller derer zu machen, die mit edler Kühnheit die Wahrheit entschleiern. Ihre Hand ist immer mit dem Blitze des Anathemas bewaffnet, um das erträumte Phanton der Irreligion zu Boden zu schlagen, das sie ohne Unterlaß bekämpfen. Sie predigen Demut, eine Tugend, die sie in ihrem Verhalten niemals zeigen; nennen sich Diener eines Gottes des Friedens, und haben doch ein Herz voll Haß und Ehrsucht. Schon ihr Betragen allein, das ihrer Moral so wenig entspricht, könnte, wie mich dünkt, ihre Lehre in Mißkredit bringen. Der Charakter der Wahrheit ist ganz anders; sie bedarf keiner Waffen, um

sich zu verteidigen, und keiner Gewalttätigkeit, um die Menschen zum Glauben zu nötigen. Sie braucht sich nur zu zeigen, und sobald ihr hellstrahlendes Licht die Wolken zerteilt hat, wohinter sie verborgen war, so ist sie ihres Triumphes gewiß.

Menschen von geringem Nachdenken finden es sonderbar, daß die Völker so geduldig und gelassen die Unterdrückungen solcher Regenten ertragen, daß sie nicht die Augen öffnen über die Laster und Ausschweifungen der Geistlichen, und daß sie von einem geschorenen Kopfe Dinge erdulden, die sie nie von einem mit Lorbeeren gekrönten Haupte leiden würden. Dieses Phänomen scheint aber denen minder wunderbar, welche die Macht des Aberglaubens über die Einfältigen und die Gewalt der Schwärmerei über menschlichen Geist kennen. Sie wissen, das die Religion eine alte, nie abzunugende Maschine ist, deren man sich zu allen Zeiten bedient hat, um sich der Treue des Volkes zu versichern und um der widerspenstigen Vernunft einen Zaum anzulegen; sie wissen, daß Irrtum die scharfsichtigsten Menschen verblenden kann und daß eine Staatskunst sich nicht überwinden läßt, die Himmel und Hölle, Gott und die Verdammten mit ins Spiel bringt, um ihre Endzwecke zu erreichen.

Es ist nur zu wahr: ein Esel sinkt nieder, wenn er zu sehr belastet wird; ein Abergläubiger trägt die Last, die ihm der Priester aufbürdet und merkt nicht, wie unwürdig er erniedrigt wird.

„Selig sind die Armen, denn sie werden das Reich ererben.“ Da aber die Priester wünschen, daß jedermann selig werde, so sorgen sie dafür, jedermann in den Stand der Armut zu versetzen. Nichts sollte erbau-

licher sein als die Geschichte der Oberhäupter der Kirche und der Statthalter Christi; man wird sich vorstellen, in ihr Muster von untadelhaften und heiligen Sitten zu finden. Indes zeigt sich gerade das Gegenteil: man findet nichts als empörende Ausschweifungen, Greuel und Argernisse; und kann man sich nicht enthalten, wenn man das Leben der Päpste liest, mehr als einmal ihre Verrätereien und ihre Grausamkeiten zu verabscheuen. Im Allgemeinen sieht man da, wie ihre Herrschsucht stets auf Vermehrung ihrer weltlichen und geistlichen Macht bedacht war; wie ihre Herrschsucht keinen andern Zweck hatte, als das Vermögen der Untertanen in ihre Familien zu bringen, um ihre Neffen, ihre Maitressen oder ihre Bastarde zu bereichern.

Die Menschen haben sich ein sonderbares Phantom von strenger Tugend geschmiedet und wollen, daß die Priester (Leute, die zur Hälfte Betrüger und zur Hälfte abergläubisch sind) diesen Charakter annehmen sollen. Es ist ihnen nicht erlaubt, offenbare S... jäger oder Trunkenbolde zu sein, wohl aber, ehrföchtig zu sein. Nun zieht indes bloße Ehrsucht schreckliche Unordnungen und Laster nach sich. Mir fällt der Affe der Königin Kleopatra ein, den man sehr gut Tanzen gelehrt hatte. Einmal kam jemand auf den Einfall, ihm Nüsse zuzuworfen, Sogleich vergaß der Affe seinen Anzug, seinen Tanz sowie seine Rolle und fiel über die Nüsse her. Die Priester spielen, so lange sich ihr Eigennuß damit verträgt, den tugendhaften Mann; aber bei der geringsten Gelegenheit bricht die Natur aus ihren Fesseln hervor, und die Laster und Bosheiten, die von der äußern Gestalt der Tugend verhüllt waren, erscheinen alsdann aufgedeckt.

Ich habe, sowie andere, bemerkt, daß da, wo die meisten Klöster und Mönche sind, das Volk am blindesten dem Aberglauben dahingegeben ist. Wenn man es so weit bringt, das die Axt des Fanatismus vernichtet werden, so wird das Volk ohne Zweifel in kurzem gleichgültig und lau in Ansehung der Gegenstände werden, die es jetzt verehrt. Es käme also darauf an, daß man die Klöster zerstörte, oder wenigstens nach und nach ihre Anzahl verminderte.

Eine Gesellschaft kann nicht ohne Gesetze, aber wohl ohne (positive) Religion bestehen.

Sind Sozialisten heute regierungsfähig?

Von Aristide Briand

Diese Frage wird heute so ernsthaft diskutiert, daß ich es mir nicht versagen kann, Briand, einem tatsächlich Sachverständigen, das Wort zu geben. Briand hat, als Ministerpräsident von Frankreich, seine Regierungsfähigkeit gezeigt; er hat sich also nur noch als Sozialist a. D. zu legitimieren. Das tut er im Folgenden.

Im allgemeinen und in jedem Fall, beweist uns die Geschichte, daß das Volk kaum etwas anderes erhalten hat, als was es sich selber genommen oder nehmen konnte. Wie viele Stationen gibt es auf dem Wege der Menschheit zur Befreiung, welche nicht durch Blutlachen bezeichnet werden? Sogar außerhalb den Zeiten der Revolution ist es beinahe immer unter der Wirkung der Drohung, durch den Erfolg einer Einschüchterung, daß

die Verbesserungen im Lose des Volkes schrittweise gewährt wurden. —

Die alleinige Kraft der Überredung, sogar mit jener der Umstände vereint, kann nicht genügen, um der Bourgeois-klasse Gesetze vorzuschreiben. Und übrigens, wenn diese Gesetze einmal geschaffen sind, hat man irgend eine Sicherheit, daß dieselben auch angewandt werden, wenn diese Sanktion nicht in der festbegründeten und fortwährenden revolutionären Kraft des organisierten Proletariats vorhanden ist? (Verteidigungsrede vor dem Schwurgericht zu Yonne 1903).

Ihr sagt uns, daß wir Soldaten zum Ungehorsam aufreizen! Was ist denn der Ungehorsam? Es gibt eine Art von Disziplin für die französischen Offiziere. Eine Form des Ungehorsams für die Soldaten und eine andere Form des Ungehorsams für die Offiziere.

Klerikale Offiziere haben sich geweigert, die ihnen gegebenen Befehle zu vollziehen; man sagt, daß, indem sie ihren Vorgesetzten nicht gehorsam waren, sie ihrem Gewissen gehorchten.

Also! Und das Gewissen der Soldaten Frankreichs? Hat dieses nicht auch das Recht, sich zu empören?

Artikel wurden veröffentlicht, in welchen der Oberst Saint-Remy und andere Offiziere dafür beglückwünscht wurden, daß sie ihrem Gewissen gehorchten. Und warum sind diese nicht, wie die unsrigen gerichtlich verfolgt worden? Warum findet man in ihrem Fall immer eine Entschuldigung?

Wenn das Gewissen des französischen Offiziers das Recht hat, sich zu empören, warum hätte das Gewissen des französischen Soldaten nicht dasselbe Recht, wenn man ihm befiehlt, auf unbewaffnete Arbeiter zu feuern, die oft ebenso unglücklich sind, wie er selbst?

Wenn die Regierung eine Entwicklung, welche durch die wirtschaftliche Notwendigkeit bedingt wird und oft jeder Vorausbestimmung spottet, durch das Spiel der Gesetze in ihrem Laufe aufzuhalten oder regeln will, bereitet sie sich bittere Enttäuschungen vor.

Sie träumt davon, die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit zu begründen, ein Traum, der ebenso zwecklos ist, wie die Suche nach dem Stein der Weisen oder der ewigen Bewegung.

Diese gesellschaftliche Harmonie kann nur geschaffen werden durch die Vernichtung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die Vernichtung des Lohnsystems, das Kommen des befreienden Kommunismus! (La Lanterne, 21. Juni 1901).

Man sagt, daß der Generalstreik eine Utopie, ein Betrug ist. Nein, er ist die Fahne, welche bestimmt ist, uns zum Siege zu führen.

Das Prinzip des Generalstreiks zerstört die Selbstsucht beim Arbeiter. Man betrachtet den Generalstreik nicht mehr als einen Kampf gegen den Unternehmer, sondern als eine gesellschaftliche Waffe gegen die gesamte kapitalistische Gesellschaftsordnung.

Man muß vom Stimmzettel Gebrauch machen, wird man einwerfen. Ganz richtig, ich bin nicht gegen den Stimmzettel. Aber am Tage, wo das allgemeine Wahlrecht den Regierenden unbequem wird, werden sie dasselbe abschaffen und werden sogar im Notfalle die Arbeiter niederschließen lassen.

Der Generallstreik — die zielbewußten Vorkämpfer haben ihn immer so verstanden — kann nur auf zweierlei Art zustande kommen: Entweder wird er das Ergebnis eines vorher abgemachten Planes sein, welcher ein Programm von allgemeinen, dem ganzen Proletariat gemeinsamen Forderungen unterstützt; — oder wird er, unter außergewöhnlichen Umständen, wenn das ganze Land zu Gunsten eines unerwarteten Ereignisses in Gährung ist, auf ganz unvorbereitete Art, ohne vorherige Verfügungen, ausbrechen. Und in diesem letzteren Falle ist der Generallstreik gleichbedeutend mit der Revolution (La Lanterne, 17. April 1901).

Es gibt keine Regierung, keinen Despoten, die es wagen würden, den Krieg zu erklären, wenn sie nicht auf die Schlawheit des Volkes rechnen würden, um ihre menschenmörderischen Pläne zu fördern, wenn das Zeichen zum Kriege das Zeichen zur Empörung geben würde.“ (Rede gehalten am Pariser-Kongreß 1899).

Vom jüdischen Klassenkampf

Von Ch es k e l Z w i

Man hat die Stellung der Zionisten innerhalb des Judentums häufig mit der Sozialdemokratie in Deutschland verglichen.

Auch im „jüdischen Klassenkampf“ handelt es sich um ein Ringen zwischen Besitzenden und Besitzlosen. Oder — um mit Hegel zu reden — um einen verzweifelten Kampf 'Ertrinkender mit „den Leuten, die im sicheren Boot sitzen und jenen auf die Köpfe schlagen“. Das Endziel ist auf beiden Seiten für die Angreifer ein „Zukunftsstaat“ (womit ich weder das sozialistische, noch das zionistische Ideal ausreichend qualifiziert haben will). — Das Ziel der Verteidiger ist die Rettung, und — wenn möglich — die Stärkung des Klassenelends.

Aber — der jüdische Klassenkampf spielt viel, viel mehr auf dem Gebiete des Geistigen als etwa des Sozialen. Gewiß, „die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina“ ist eine eminent praktische Aufgabe, die sich im letzten Grunde doch nicht anders als auf der Basis eines sicher sehr materiellen Geldgeschäftes erledigen läßt, eines Geldgeschäftes, zu dem gewiß die Klasse der „Besitzenden“ in nicht unerheblichem Maße herangezogen werden müßte. Doch — und darin liegt eben das Eigenartige — diese soziale, materielle, pekuniäre Frage würde den jüdischen Klassenkampf nie entzünden. Im Gegenteil! Würde es sich ausschließlich um eine Geldfrage handeln, um eine große Notstandsaktion gegenüber dem jüdischen Proletariat, so hätte der Konzern der jüdischen Besitzenden nichts dagegen, den „Mehrgewinn“ (um im Bilde zu bleiben) aus ihren jüdischen Geistesproduktionsmitteln in Gestalt von mehrziffrigen Scheckzahlen in die Hände des betreffenden Aktionskomitees zu legen. Dem Rufe des jüdischen Proletariats: „LECHEM LÉÉCHAUL UWEGED LIL'BAUSCH,“ — einem jüdisch-verbildeten: „Panem et circenses,“ — würde der jüdische Reiche unweigerlich Folge leisten, denn ihm hat noch nie das Verständnis für materielle Lebensnotwendigkeiten gemangelt, ebensowenig wie ein gewisses Familiengefühl, das — wenn auch mit Ekel — selbst im landfremden Schnorrer ein Stück Mitsch-pochsch erkennt.

Der „jüdische Klassenkampf“ tobt also nicht um materielle sondern um ideale Güter. Und ferner: er ist kein Kampf der Armen gegen die Reichen mit der Tendenz, den Reichen einen Teil des Ihren zu nehmen, sondern ein Kampf derer, die reich sind an starkem, nationalem Judentum, gegen die, die daran arm bleiben wollen zugunsten einer fetigen Ruhe.

Wir wissen wohl: es liegt in diesem Kampfe auch auf unserer Seite Egoismus in der Wage. Aber es ist nur jener Egoismus, ohne den man zum Verneiner des „Ego“, zum Leugner des eigenen „Ich“ würdel

Wir gleichen dem Bergsteiger, der vor der letzten Attade auf dem Gipfel steht, jene, dem Aengstlichen, der die letzten Schritte nicht wagen will, mit uns verbunden durch das straffe, vom Teer der Jahrtausende unzerreißbar gewordene Seil der Zusammengehörigkeit. Keine Bewegung des Einen, die der Andere nicht verhängnisvoll spürte, denn das straffe Seil läßt getreulich Zug und Widerstand von Ende zu Ende vibrieren. Besitzt der Gipfelfürmer nicht Kraft genug, die widerstrebende Last zu sich emporzuzerren, dann reißt sie ihn unvermeidlich in die Tiefe. In der Tat: an der Unzerreißbarkeit des Strides liegt das Problem. Wir können auch beim besten Willen nicht zwei Wege gehen, von denen beide Parteien nichts sehnlicher wünschen, als daß sie sich niemals kreuzten. Alle Juden sind nolens volens Wegesellen, ist auch ein wahres Wort.

Ein Führer zu steiler Höhe ist der Zionismus; er zerre darum mit all seiner Kraft den Saghaften nach, dessen Gefahr seine Angst ist. Geht's ohne Risse, Wunden und Ohnmachten nicht bei dem, der Höhenluft nicht gewohnt ist, nun: vielleicht erholt er sich von Schreden und Angst, sieht er vom unfreiwillig erklimmen Gipfel das Land, das im innersten jüdischen Herzen auch seine Sehnsucht ist.

Dann muß auch der „jüdische Klassenkampf“ enden, denn die Gipfelspitze ist zu eng, als daß sie Kämpfende trüge.

Aber sie ist weit und groß, wenn ein Volk darauf stehen will!

Glossen

Aus dem Dankerlaß des Kaisers

„... Was mein großer Ahn dem preußischen Staate durch sein Lebenswerk geleistet und welchen Einfluß sein unerreichtes Vorbild in Selbstzucht, Arbeitsamkeit, Pflichttreue und Hingabe an das Vaterland auf die Charakterentwicklung und Erziehung unseres Volkes ausgeübt hat, das ist uns in diesen Tagen mit leuchtenden Farben in Wort, Schrift und Bild wieder lebhaft vor Augen getreten...“

Gewiß. Aber Friedrich II. sollte und könnte einen viel, viel größeren Einfluß auf die Charakterentwicklung und Erziehung unseres Volkes ausüben. Gedanken, wie die, so ich heute an einer anderen Stelle veröffentlichte, verdienen es wirklich, Gemeingut des Volkes zu werden. Vielleicht druckt unsere nationalgesinnte Presse täglich einen Ausspruch Friedrich II. aus dieser Sammlung nach?

Der Qualproph

Unter dieser Ueberschrift gibt ein Dr. Wahrmond in einem Privatdruck seine gereimte Lebensbeichte. Es heißt da:

„Bediegen ist dein Kleid, dein Schmuck kompakt,
Du wärst zufrieden nicht des billigen Scheines.
Man soll doch merken, daß du nichts Gemeines.
Was aber tät'st du, ging die Menschheit nackt?“

Dr. Wahrmond, der sich im bürgerlichen Wohlleben anders nennt, hat bei der letzten Zeile der Tatsache gedacht, daß er dem Meister Kokoschka, der in schwerer Not sich herbeiletz, Knallproß zu malen, für das große Delportrait einige 60 Mark hinwarf.

Der Telchiner

v. Hennigs (Konf.) bietet seine gesamte Borniertheit auf, um den guten Ruf der Sozialdemokratie zu retten. Der als Mauerung vor sich gehende Verfall der Völkerbefreienden schien bereits unaufhaltbar — da kommt dieser Tölpel und hält eine Rede, zu der man der Sozialdemokratie Glück wünschen muß . . .

Ein (immer noch) zeitgemäßes Zitat

Des Menschen grausamster Feind ist der Mensch. Noch durchziehen gefesselte Herden von Wilden ungeheure Wüsteneien; sie begegnen sich in der Wüste und werden einander zur festlichen Speise; ober, wo die Kultur die wilden Haufen endlich unter das Gesetz zu Völkern vereinigte, greifen die Völker einander an mit der Macht, die ihnen die Vereinigung gab und das Gesetz. Den Mühseligkeiten und dem Mangel trotzend, durchziehen die Heere friedlich Wald und Feld; sie erblicken einander, und der Anblick von ihresgleichen ist des Mordes Lösung. Mit dem Höchsten, was der menschliche Verstand ersonnen, ausgerüstet, durchschneiden die Kriegsflotten den Ozean durch Sturm und Wellen, hindurch drängen sich Menschen, um auf der einsamsten unwirtbaren Fläche Menschen zu suchen; sie finden sie, und trogen der Wut der Elemente, um mit eigener Hand sie zu vertilgen.

Im Innern der Staaten selbst, wo die Menschen zur Gleichheit unter dem Geleze vereinigt zu sein scheinen, ist es großen Teils noch immer Gewalt und List, was unter dem ehrwürdigen Namen des Gesetzes herrscht; hier wird der Krieg um so schändlicher geführt, weil er sich nicht als Krieg ankündigt, und dem Befehdeten sogar den Voratz raubt, sich gegen ungerechte Gewalt zu verteidigen. Kleinere Verbindungen freuen sich laut der Unwissenheit, der Torheit, des Lasters und des Elends, in welche die größeren Haufen ihrer Mitbürger versunken sind, machen es sich offen zum angelegensten Zwecke, sie darin zu erhalten, und sie tiefer hineinzustürzen, damit sie dieselben ewig zu Sklaven behalten; — und jeben zu verderben, der es wagen sollte, sie zu erleuchten und zu verbessern.

Die herrschenden Stände, im unbestrittenen Genusse ihrer Vorrechte, haben nichts mehr zu tun, als dieselben zu erweitern, und auch der Erweiterung dieselbe feste Form zu geben. Durch ihre Unerfättlichkeit getrieben, werden sie dieselben von Geschlecht zu Geschlecht erweitern, und nimmer sagen: Hier ist's genug, bis endlich die Unterdrückung das höchste Maß erreicht hat und völlig unerträglich geworden ist, und die Unterdrückten von der Verzweiflung die Kraft zurückerhalten werden, die ihnen ihr schon seit Jahrhunderten ausgetilgter Mut nicht geben konnte. Sie werden dann nicht länger irgend einen unter sich dulden, der sich nicht begnügt, allen gleich zu sein und zu bleiben. . .

Mitwelt

Deinen weißen Duft
Atmen! - Schon vorbei - - Narzisse!
Wieder schon in's Zimmer plakt die Straße.
Kreuzfideles Menschenbrüllen,
Trampelndes Gelächter, lustgefülltes,
Der besetzten Gotteskinder
Unten. -

Selbe Kugeln, in dem Rauch der Nacht,
Glänzen weiß, wie Totenschädel,
Denen Gott ein Licht in's Loch gesteckt,
Auf die Kerle, auf die Nymphen,
Auf das Fluchen, Fuchen, Lüstefuchen
. . . Und auf mich durch's Fenster.
Pferde jagen vierfach schlagend her,
Freu'n sich ihrer harten Wagen,
Die am Asphalt quirlend klebend krachen,
Auf dem Pflaster klappern, knattern.
Hupenstoß bohrt, stöhnt daneben.
Meine Nerven schwingen schrill.
Durch Geheul der Hunde quietschen
Weiber, über die sich muntre
Säße schmutzig dröhnend stürzen.

. . . Tiefer in das blasse fühlende Gewöl
Meiner Stubendämmerung zog ich mich zurück
Bis zum Bilde einer steif und stillen Dame.
Doch mein Blick erreicht sie nicht. Denn
Nun von drinnen her
Quillt, aus dieser Wohnung,
Mir die Existenz entgegen.
Durch die Wand, so dünn wie Haut,
Zieht sich einer seine Kleider aus,
Saugt sich Wasser in den Mund,
Wälzt es tönend darin um,
Spuckt es aus, wirft sich in's Bett,
Wird den Schlaf besingen mit dem Rachen.
Knarrend, schleifend, scharrend
Durch die Türen geht man her und hin.
Einer naht sich, will es,
Öffnet neben meiner
Stube. Dort ist das Klosett.
Höre seine Tritte, und jetzt knallt
Kalt der Deckel an die Wand, das Loch
Seh' ich, unten Wasser; kann das Ohr,
Kann das Auge nicht verschließen,
Weil es ja doch ist! Und Alles spüre
Ich, in meinen weißen Kissen siebernd,
Direkt angegeschlossen an sein Tun:
Ich bestimme den Moment der Spülung
- Und es spritzt und schwemmt; hinab.
Weiß es Alles, kann mich nicht betrügen,
Weil es ja doch ist! es ist! es ist.

Also wälzt sich Daseins Nähe,
Daseins dicke Mischungsmacht

Aber mich. Ohnmächtig sinken Wände.
Und dem hohen Dufte der Narzisse
Stumpft die Nase schnell sich ab.

Charlottenburg

Alfred Wolfenstein

Das Heimliche Theater

(In der vorigen Nummer veröffentlichte ich Äußerungen von Maximilian Harden, Dr. jur. Halpert und Alfred Richard Meyer.)

Sehr geehrter Herr Pfemfert!

Herrn Heinrich Lautensacks „Heimliches Theater“ ist eine gute Idee.

Der Gedanke, im Gegensatz zu der Privatgesellschaft „Pan“ nicht 7 Mark Garderobegebühr für eine Vorstellung zu erheben, sondern höchstens 30 Pfennig, „berührt sympathisch“.

Daß das „Heimliche Theater“ mit Wedekinds „Totentanz“ eröffnet werden soll, ist nicht genug zu loben. (Weniger lobenswert erscheint es mir von Herrn Lautensack, daß er für Herrn Borngräber die gleichen Rechte fordert wie für Frank Wedekind.)

Ein Kampf gegen die Zensur ist notwendig. Was braucht der Mensch aber (heute mehr als je) zum Kriegsführen? Herr Lautensack sagt: Mit nichts Geld — die Kriegskasse ist mit Idealismus bis zum Rande gefüllt! Demgegenüber wiegt der ergebenst Unterzeichnete sein ehrwürdiges Haupt und reibt bedeutungsschwer Daumen und Zeigefinger aneinander.

Indessen: Wenn es ohne das gelingt: Tusch und Trompetenstöße den Berwegenen!

Herr Lautensack hält es für selbstverständlich, daß der Zensor für das „Heimliche Theater“ ausgeschaltet ist.

Wenn nun aber jener Mann, der Automobile marshallbraun anzustreichen befiehlt und demnächst eine Bühnplombeer-Ordnung erlassen wird, „Mittel und Wege findet“, dem „Heimlichen Theater“ einen heimlichen Zensor entgegenzustellen?

Alle diese Unkenrufe können von der frischen Fanfare überäubt werden: Es hilft alles nichts — wir halten zusammen! . . . Wenn dem Bläser nur der Atem nicht vor der Zeit ausgeht. Wenn er ihm nicht ausgeht!

Idealismus ist wunderschön. Und kämpfen ist das Beste wo man hat. Und so will ich — in diesem Sinne — für die gerechte Sache unentwegt den Daumen drücken.

Hoffnungsvoll und ergebenst

Peter Scher (Fritz Schweynert.)

Werte Herr Pfemfert, lassen Sie mich mit einem Bekenntnis beginnen! Vor Jahren hielt ich einmal einen Vortrag „Los von der Theaterzensur“, dessen Inhalt nachher ein schwächtiges Büchlein wiedergab. Das liegt hinter mir, und selbst die Möglichkeit neuer Ehrabschneidereien durch eine unsaubere Presse hält mich nicht von der Erklärung zurück, daß ich auch in dieser Frage meine Anschauung gewandelt habe. Ich vermag mich nicht mehr der grundlegenden Entscheidung des Oberverwaltungsgerichtes (nicht das Kammergericht hat sie gefällt) vom 1. Dezember 1892 zu verschließen und meine, der zweite Absatz des Artikels 27 der Verfassungsurkunde für den Preussischen Staat stehe der Zulässigkeit einer Theaterzensur nicht entgegen. Er sagt: „Die Zensur darf nicht eingeführt werden; jede andere Beschränkung der Pressefreiheit nur im Wege der Gesetzgebung.“

Das Wort „andere“ ist zu beachten und zeigt, daß lediglich die „Presse“ in Frage kommt. Die über sie geübte Zensur (der Papst Alexander der sechste soll

ihr geistiger Vater gewesen sein) hört also auf; öffentliche Bühnenaufführungen werden dadurch jedoch nicht berührt. Die Theaterzensur dünkt mich daher in Uebereinstimmung mit dem Gesetz und entspricht weiter aber auch, wie ich glaube, der Notwendigkeit und dem wirklichen Bedürfnis. Gewiß sind mit ihrer Handhabung bisweilen ungeeignete Beamte betraut, gewiß geschehen dabei Mißgriffe — der Wert und die Wichtigkeit der Sache selbst werden dadurch aber nicht getroffen. So wie die Bekämpfung des Schmutz- und Schund-Schrifttums des behördlichen Handelns nicht entraten kann, ebenso steht es um die Darbietungen der Bühne. Das sog. „Publikum“ ist zur maßgeblichen Instanz wahrlich nicht geeignet, und die angestellten Zeitungskritiker wird kein Kundiger als einwandsfreie Führer oder Berater anzusprechen vermögen. Soll es doch schon vorgekommen sein, daß diese Männlein wirkliche Kunstwerke totgewürgt und umgekehrt elenden Subeleien zu Erfolgen verholfen haben!!

Und nun das leidige Kriterium der „Öffentlichkeit“. Daß das Oberverwaltungsgericht es z. B. bei der „Freien Volksbühne“ für gegeben erachtet hat, könnte doch eigentlich nicht Wunder nehmen. Bei einem so großen Unternehmen, dessen Mitgliederzahl Tausende beträgt und sich fortwährend vermehrt. Von einem „geschlossenen Verein“ ist hier nicht mehr gut die Rede, und offensichtliche Umgehungen des Gesetzes brauchen natürlich nicht geduldet werden. Ein gleiches Schnippchen will nunmehr das „Heimliche Theater“ dem ungeliebten Zensor schlagen, allerdings in geschickterer Aufmachung, mit einem kleinen Menschengreis usw. Sollte sie damit wirklich die Erlösung von ihm bringen? Ich glaube es nicht. Ob er gegen sie etwas wollen wird, kann ich natürlich nicht prophezeien. Daß er es aber können wird, möchte ich meinen. Denn auch das „Heimliche Theater“ sucht eben mit Maskierung dem Gesetz zu entschlüpfen, falls es nicht etwa von jedem Stück bloß eine Aufführung zu veranstalten und zu den Darbietungen nur stets dieselben Personen zuzulassen gedenkt. Das Letztere wird doch aber sicherlich nicht in seiner Absicht liegen!

Mit Gruß

Ihr

Victor Fraenkl, Rechtsanwalt.

Wenn ich ein Fakke wäre . . . und konservative Ueberzeugungen mimte, die ich nicht habe: so wäre mein Erstes, die Polizei gegen Lautensack und andere Zensorenhafter mild in Schutz zu nehmen. Da ich meine wirkliche Meinung aber sagen darf, so will ich Folgendes äußern.

Lautensack hat Recht. Nach der (angeblichen) Aufführung von „Frühlings Erwachen“, dessen Verschnittenheit mich ödete, ließ ich vor fünf Jahren etwas drucken, das völlig im Sinne Lautensacks war. Ich sprach von Hänschen Rilow, der einsam an einem verriegelten Ort Liebesträume betätigt:

„Ich hätte keine Angst, wenn so eine Szene vor einem kleinen Parkett innerlich Reifer gespielt würde; vor einem geschlossenen und entschlossenen Kreis. Entweder, oder . . . Aber es gibt bei uns nur halbe Sachen. Das Werk erschien in einer Stützung für den Gebrauch zahlender Delphine.“ (1907, Januar, Neue Rundschau).

Lautensacks Vorschlag bringt keine Erledigung des Zens. . . , doch! er bringt eine Art Erledigung des Zensors: insofern der heut Aufführungen vor Geistesmenschen hindern kann — und es hernach nicht könnte.

Die Aufführungen wären denen bei einer Hochzeit gleichzustellen; oder bei einer Herzogin; oder auf einer Studentenbude; — wo man gegen Polizisten hoffentlich das Hausrecht anwenden darf.

Alfred Kerr.

Huldigung

Von Baudelaire; nach De Quincey: »Confessions of English opium eater«.

Opium: Du bist heilig, zart und gewaltig!

Milde linderst Du Wunden, die nie vernarben, und Angste, die das Herz in Wahnsinn hehen.

Opium: Du bist beraudsam: mit Deiner starken Überredung entwaffnest Du die Gelübde des Hasses, und dem Schuldbeladenen gibst Du die Hoffnung seiner Kindheit zurück und wäschest seine Hände rein von Blut - für eine Nacht . . .

Dem Heidzerfressenen schenkst Du eine vergehende Vergeßlichkeit aller Schmach, aller Zurücksetzung, denen keine Rache gefolgt ist.

Und im Schoße der Finsternis, mit den imaginären Bausteinen des Hirns, erbauest Du Städte und Tempel, herrlicher als Babylon und Hekatompylos, und künstlicher als die Werke des Phidias und des Praxiteles.

Aus dem Chaos der Versunkenheit, aus der holden Wiernis der Träume zauberst Du längst gebrochene Augen ans Licht, beschwörst Du geliebte, gebenedeite Gesichter, wundersame, befreit vom Elend der Gruft.

Du, nur Du - Du begnadest die Erdenkinder mit solchen Wonnen; denn Du besitzt die Schlüssel zum Paradiese.

Opium: o wie bist Du heilig, zart und gewaltig!

(Deutsch von Ferdinand Hardekopf)

Peter Nansen

Von Hermann Bang

Mitten auf einer Weltreise, sehr unvermutet, starb der Dichter Hermann Bang. Man kann das so symbolisch nehmen, wie es jedermanns Geschmack ist.

Das Dichterische in Bang war durch das Weltmännische temperiert: man kann auch sagen, daß Leidenschaft und Gefühl sich über eine gewisse Temperatur nicht erhitzen — weil sonst die göttliche Schwermut des Erzählers vor Dissonanzen nicht sicher gewesen wäre. Vielleicht war es Scheu, Furcht vor Aufdringlichkeit. Er war niemals gewillt, seine Privatexistenz aufzugeben und seine Dichtung hatte nichts von der Schamlosigkeit, die die Propheten vom Dichter fordern.

Aber nie fehlte ihr die anständige Güte eines unantastbaren Menschen, das stets bereite Mitgefühl eines empfindlichen Herzens. Er fühlte sich dem Leben gegenüber in der Rolle eines philosophischen Betrachters, dem der komplizierte Mechanismus sehr klar vor Augen liegt und dessen igrisches Gemüt auf die Willkür des Schicksals mit Schwermut und trübem Verständnis reagiert. Gleichzeitig entschlossen, die dumpfe Brutalität des Schicksals nicht an sich herankommen zu lassen: sich stolz in die klare Geistigkeit der Kunst zurückzuziehen. Dieses Gefühl einer weiteren Perspektive drängte ihn leise in die Rolle des Genie, der vor allem sein Exterieur pflegt: aber der tadellose Frack hatte keinen Snob aus ihm gemacht (wie deutsche Schriftsteller, die sich um die Ehre des verständnisvollsten Schneiders reihen) — er dämpfte ihn nur leise. Er gab seinem Stil eine kühle Noblesse: eine scheinbare Unfähigkeit, für gewisse brutalere Ereignisse zulänglich zu sein: aber das war nur eine Vermutung und Hermann Bang wußte alles in seine zurückhaltenden, sparsamen Worte zu kleiden, was in sein Gesichtsfeld fiel.

Es ist nun — vor allem in seiner Heimat — längst eine neue Generation gekommen. Seine gepflegten Manieren scheinen ihrer Rücksichtslosigkeit gegenüber farblos, sein verständnisvolles Mitleid kühl vor ihrer Verwegenheit. Seine schwermütige Zartheit scheint uns eintönig, die Blutarmut mitunter ein wenig zu kultiviert und die Neurosität ein wenig zu dekorativ. Aber man wird sich ihm

wieder näher fühlen, wenn man das Erzählenkönnen wieder zu schätzen weiß: wenn man über gewagte Seelenexkursionen hinaus zum Verständnis eines mühelosen, niemals absonderlichen Ausdrucks kommt. Es gibt nichts Hemmendes, Aufhaltendes in seiner Prosa — so rein hat die Sprache die Ereignisse in sich verarbeitet, so restlos hat sich alles in Anschauung aufgelöst.

Den Dichter mögen seine Werke feiern. Sein frühes Ende läßt uns vor allem des Menschen gedenken: und so bringen wir sein Portrait Peter Nansens zum Abdruck, in dem seine eigene Seele hell und farbig wiederstrahlt.

So sind es also fünfundsanzig Jahre her, seit jenen Tagen — fünfundsanzig Jahre, Sommer und Winter und Herbst. Ach nein, es ist länger her, es sind hundert Jahre und ein ganzes Leben.

Ein ganzes Leben seit damals, seit unserer Jugend. Als unser Wille Eroberung war, und unsere Pläne Himmelsstürmen und unsere Freundschaft Verschwörungen und unsere Träume über alle Grenzen. Goldene Tage, für immer entflohen, wie buchenumsäumte Wiesen weckt ihr unser wehmütiges Lächeln. Das Leben verlockt so leicht und hält seine bunten Blumensträuße so nahe unseren emporgestreckten Armen. Aber die Blumen, die wir greifen, sind schon verwelkt in unserer geballten Hand. —

Und doch gibt es Eines, das bleibt.

Eines, das bindet und selbst dann lindert, wenn wir am Ziel des Weges stehen, wo wir das Leben als jenes bittere, dahinfliehende Nichts empfinden, das es ist.

Für dieses Große und Eine will ich heute, wo so viele ihm danken und ihn ehren, Peter Nansen Dank sagen. Und wenn ich dies tue, dann danke ich für das, was das Tiefste und Unerlöschlichste in seiner Natur ist.

Es gab Tage und Jahre, wo auch wir getrennt wurden und jeder von uns seinen Weg ging. Es kam so und es mußte so kommen. Denn jeder muß sich seinen Pfad für sich suchen. Aber als wir uns wieder trafen, da war all das Äußere, das zersplittert und getrennt hatte, nie gewesen. Denn ein treuer Sinn hatte jeden Händedruck bewahrt und gehütet, jedes gute Wort, jeden stillen Blick, der uns verband, zwei gute Freunde von Jugend auf.

Für deine Treue danke ich dir heute, mein Freund. Daß du so getreu verbleiben konntest, gereicht meinem Leben zur Ehre.

Wie du treu warst, sind es nur wenige. Das „Festhalten“ deines Sinns ist ein Lebenswert für die, denen du einmal einen Platz gegeben hast. Und es gibt welche, die dir danken werden, solange sie denken können — bis zu dem Tage, wo endlich, endlich ihre starren Füße dicht zusammengelegt werden und das letzte Kleid ihren kalten Leib deckt.

Aber da ist noch etwas, was ich bei Peter Nansen Jahr um Tag aus tiefstem Herzen bewundert habe. Nur, wer die Summe seines Ehrgeizes kannte, kann — die Stärke seiner stolzen Resignation ermessen.

Er, der ein Jahrzehnt lang auf den Schild gehoben wurde, wie nur die wenigsten, als er als Dichter schwieg, wurde er der Helfer aller anderen Dichter. Der Förderer all der anderen, der Vermittler für die anderen, der Weg und die Brücke für sie . . . Während er selbst — denn die Zeit hat Eile, und nirgends schießen so rasch wie in der Literatur „die neuen Generationen“ empor — während er selbst in eine halbe Dunkelheit eingehüllt wurde.

Aber dies, aus vollem Herzen mit aller Macht, jeden Tag all die anderen hinaus und an die Sonne und ans Licht zu ziehen, während man selbst in der dichter werdenden Dämmerung steht, das verlangt wahrlich all die Entfagung eines starken Mannesfinnes.

Nansen hat sie gezeigt.

Durch welche Kämpfe?

Selbst die, welche ihm am nächsten stehen, würden es nicht sagen können. Denn er sprach nie. Er spricht nur so wenig von sich selbst und am wenigsten davon, was das Leben ihn gekostet hat. Aber ohne Kämpfe (oder wenigstens ohne Versuchungen — die von einem stolzen und rechtsinnigen Herzen überwunden wurden) kann niemand so weit gekommen sein wie er: jahrelang sich selbst hintanzusetzen, während er jeden neuen Morgen uns anderen Weg und Pfad bahnte.

Aber über die Schicksale unserer Bücher gebieten niemals wir selbst und nicht einmal unsere Resignation.

Und was Peter Hansens Werk ist, das wird vielleicht eine Zeitlang halb vergessen werden — in Vergessenheit geraten kann es nie.

Es ist erst so kurz her, seit ich diese Bücher wieder las. Und während ich las, sagte ich zu mir selbst: diese Bücher von der Liebe werden leben, weil er, der sie schrieb, aus ganzer Seele geliebt hat, und als er schrieb, uns die Summe seiner Liebe in aller Aufrichtigkeit geschenkt hat.

So tief ist das Gefühl gewesen, das Hansens Werke schuf, daß es ihn vor den künstlerischen Irrtümern seiner Generation bewahrte. Hansen liebte das Weib, das er besang, so heiß und so ganz, daß er nichts wußte und nichts sah, was nicht sie war, die Geliebte.

Darum entging er als Künstler — obgleich er unter der ertötenden Herrschaft des beschreibenden Romans aufgewachsen war — all dem Unwesentlichen und all dem Gleichgültigen, dessen Staubgeschichte sich wie ein Sterbekleid über so viele der zeitgenössischen Romane gelegt hat.

Er entging all dem: denn er sah es gar nicht. Dieser große Einseitige sah nur Eins und die Eine: die Frau, die er liebte und in Lobgesängen verherrlichte . . .

Aber wie bin ich wohl überhaupt darauf gekommen, von Büchern zu sprechen?

Ich wollte es ja gar nicht. Ich wollte von einem Leben sprechen — von der hellen Jugend hellen Tagen, von einem Häuschen am Saume eines Haines, von einem schilfumkränzten Weiher und von des Pfarrers Töchter, die in einem morschen Boot sangen — —

Doch still.

Lassen wir lieber alles nur ein Ding und ein Wort sein: Dank. Es sind nur vier Buchstaben. Aber wenn sie ganz tief aus einem Menschenherzen kommen, sagen sie doch alles — alles, was wir armen Menschen, die halb stumm sind, einander zu sagen vermögen.

Dank.

Und noch ein Händedruck — eine Hand, dir übers Wasser gereicht.

Die neue Sezession

Von Walter Serner

Die Weiterentwicklung der Kunst vollzog sich fast immer unter denselben äußeren Erscheinungen. Die Träger des neuen Kunstempfindens und der neuen Formensprache verließen die Schule oder die Vereinigung, der sie angehörten, und gründeten eine „Sezession“: sie empfanden die Kunst der anderen, zu der man sie zwingen wollte, als falsch oder auch nur als schlecht. Was sie einte und von den anderen trieb, war auch immer dasselbe: der geistige Inhalt der Kunst war ihnen bedeutsamer; sie opferten ihm Teile der alten übernommenen Form oder diese ganz, um eine neue, ihrem neuen Kunstempfinden entsprechende, an deren Stelle zu setzen. Und es war weiterhin dasselbe: allenthalben Geschrei und Gelächter. Die einen

hießen den Kampf gegen die alte Form mit einer neuen scheinbar zusammenhanglosen unfundiert und unfruchtbar und waren für die Entwicklung der Stufe und die sainte nitouche-Miene. Die andern sahen in den neuen Männern üble Latenlosigkeiten und Nichtsköner obendrein, die mit dem gänzlich Unerwarteten und Unbekannten ein Geschäft zu machen hofften. Die wenigsten merkten die überraschende Affinität der einzelnen Werke untereinander, die noch bei keiner Sezession fehlte. Und gar nur einzelne waren davon unterrichtet, daß diese heillosen Erzeugnisse nicht allein dastanden, daß sie draußen im Auslande Brüder hatten.

Der Neuen Sezession ging die geradezu schon berühmte Frühjahrsausstellung des Wiener Hagenbundes vom Vorjahr voraus, und in Paris, München und Moskau leben Maler mit den gleichen Ambitionen. Damit ist einwandfrei bewiesen, daß hier nicht persönliche Willkür oder Effekthascherei am Werk sind, sondern ein gemeinsamer Trieb, der überall zugleich hervorbricht. Das neue Kunstbedürfnis, das er entfacht, hat in den Ausstellern der Neuen Sezession seine Berliner Exponenten und bekam von der leidigen Etikettierungssucht, die mit Richtungen arbeitet und mit einer Registratur, bereits sein Mäntelchen: Expressionismus. Die Erklärungen, die manch einer nach diesem Wort sich selbst geben konnte und die mit denen der Zeitschriften wohl meist zusammenliefen, mußten jedoch, so sauber sie auch das Begriffliche herauschälen mochten, letzten Endes an ihrem Zweck vorbei ins Dunkle flattern: nur im Lichte der Evolution vermögen sie wahrhaft klärend zu wirken. Denn weder der Maler noch einem andern Kunstzweig werden neue Wege vom Himmel gewiesen.

Nach dem Verebben der jüngsten Entwicklung der Malerei in der Richtung des Impressionismus war das Anheben des Expressionismus konsequent so zwingend, daß es schlangweg überraschen muß, wie sehr die neue Kunst überraschte. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Ausläufern des endlos verwässerten kultivierten Illusionismus, den die Klassik der Malerei darstellt, der wohlätig-kraftige Impressionismus folgte, war die Überraschung freilich größer und allgemeiner; und gleichwohl gab es auch da einen festen Zusammenhalt mit dem Früher: von Piero della Francesca bis Correggio führt eine Gerade. Und ebenso wie die ödeste Epigonenmalerei einer Feuerseele wie Manet nichts zu geben vermochte und ihn weit zurückliegende Fäden — freilich auch ganz akuten Import! — aufnehmen ließ, so fühlten die Jungen von heute, daß das Streben des Impressionismus, das Weltbild in eine Anzahl höchstpersönlicher Eindrücke umzusetzen, begrenzt ist. Nachdem die vielfältigen Nuancen von Luft und Licht und Schatten in vielfältig-subjektiver Form die Leinwand gefunden hatten, war die Entwicklung abgeschlossen, und womit andere ihre künstlerische Persönlichkeit gefüttert und bis zur Blüte ausgebaut hatten, war der Jugend mit Recht über. Da schaute sie nach Modulationen aus und mußte sich versehen; nichts ist in der Kunst so verloren wie eine Modulation. So entstand über den halbmißlungenen Versuch Seurats und Signacs hinweg, zu pointillisieren, der gänzlich amentale Neopressionismus, der beim Technischen ansing und aufhörte; er wollte die „analytische Naturerkenntnis“, für die noch im Vorjahre, ein wenig allzu posthum allerdings, der Berliner Maler Kurt Herrmann einen Gang wagte. Was ehemals Mittel war, wurde nun überschraubt zum Zweck: die

Zerlegung des farbigen Eindrucks in seine Farbdominanten; oder genauer: die Wiedergabe unreiner Farben durch Auflösung in die Komplementärfarben des Spektrums. Auch so ging es nicht weiter; das sah man ein. Und nun hub der Kubismus an, der bereits über den Anfang der neuen Kunst hinausfiel. Während der Neopressionist die Form seiner beduzierenden Farbwiedergabe völlig eigenwillig löste — der Dresdener Maler Otto Hettner verwendete, freilich mehr versuchsweise als tendenziös, reinfarbige Rhomben —, sprach der Kubist das Quadrat als die allein-seligmachende Einheitsform an. Daß solche Mosaik ein Urding ist, ist ebenso selbstverständlich, wie die Unmöglichkeit, mit derart apodiktischem Formzwang der Persönlichkeit des Malers Förderung oder gar die Technik zu verschaffen. War schon der Neopressionismus als lediglich artistisches Weitertreiben des Impressionismus leere Spielerei, um wie viel mehr mußte die Weiterentwicklung des Neopressionismus zum Kubismus verworfen werden. Formprobleme kannte die Malerei immer; in jedem Kunstwerk ist das Technische als die Fähigkeit, die Idee klar in die ihr kongruente Form zu bringen, von tiefer Bedeutung. Wird die Form Selbstzweck, stirbt die Kunst.

Ueber Monet hinaus konnte die Subtilität des Detailsindrucks schlechtbin nicht vergrößert werden. Die evolutions-theoretische Folge, das Aufgreifen dessen, das hintangefest worden war, trat denn auch ein und führte zu dem Drang, leidenschaftlich in die Seele des Objekts sich einzufühlen, statt innerlich unberührt es in stets variable, subjektive Eindrücke aufzulösen. Und mit dem unverwüßlichen Instinkt, der der Jugend eigen ist, begann sie dort, wo die Entwicklung stehen und frisch geblieben war: van Gogh und Gauguin; die beide völlig außerhalb des Impressionismus sind. Hatte van Gogh, der große Farbetriumphator, wieder gelehrt, was Farbe ist, so war Gauguin auf die Suche nach der Fläche gegangen und zum Kühnen Finder geworden. Fläche und Farbe sind es denn auch, auf die die Mitglieder der Neuen Sezession sich beschränken. Eine starke Detraktion beherrscht sie; sie absorbieren das Wesentliche der Erscheinung von deren vielgliedrigem Eindruck und kommen auf dem scheinbaren Umweg über Farbe und Fläche auf diese zurück. Dadurch erreichen sie, daß jeder ihrer Menschen und Gegenstände ein engumgrenztes Absolutes ist, das weder eines stofflichen noch eines bildlichen Reliefs bedarf; wodurch überdies die Bildeinzelheiten in eine breite Korrespondenz treten, die die Schwächung durch zeitliche oder räumliche Anstimmigkeiten, wie sie die Licht- und Dunkelheitsverschiebungen der Wirklichkeit, ihre Verästelungen und Vergrößerungen mit sich bringen, gänzlich ausschaltet. Dennoch ist die immerhin gefährliche Nähe des Dekorativen umgangen, und an diesem Sieg vorbei bleibt der beträchtliche Rest einer in gewissem Sinne monumentalen Wirkung.

Mit Ausnahme Le Fauconniers, dessen „Frauenkopf“ in harter Flächenabsehung herbe Kraft und bitteren Willen kundet, vermochten mir die Mitglieder der „Neuen Künstlervereinigung München“ keinen Eindruck zu machen. Besonders Kandinsky, auf dessen Arbeiten ich eine halbe Stunde lang mit bestem Willen mich einzustellen bemüht war, blieb mir eine Leinwand mit sieben Farben. Hier und bei den übrigen Künstlern dieser Vereinigung liegen teils Absicht und Können, teils Inhalt und Form einander in den Haaren, so daß der Blick nicht einmal für die

Feststellung von Fähigkeiten oder Unfähigkeiten freie Bahn bekommt. Die Mitglieder der Neuen Sezession dagegen haben fast durchwegs klare, gute Arbeiten an der Wand. Die stärksten scheinen mir Artur Segal, E. L. Kirchner und F. Feigl zu sein. Dieser hat eine kleine Uferlandschaft ausgestellt, die selbst an einem ausgiebig ungünstigen Platz nichts zu verlieren vermag; sie ist das Prototyp dafür, welcher Empfindungssinnigkeit, welcher Duftigkeit und Zartheit diese an sich robuste Art zu malen fähig ist. Segal und Kirchner, die ich bisher nur aus unreinen Wiedergaben ihrer Holzschnitte kannte, lassen das Wetter gegen diese Ausstellung ein wenig schleierhaft erscheinen. Der Verlodung zur Ueberschneidung, die das Determinierungsprinzip in sich hat und der einige — Schmidt-Rottloff und Stückgold hauptsächlich — nicht standhielten, gingen sie scharf aus dem Weg und brachten es so zu einer Einheitlichkeit und Leuchtkraft der Farbe, die die malerischen und empfindungsmäßigen Werte dieses primitiv-puritanischen Arbeitens weit enthüllt. Max Pechstein, Georg Tappert und Richter-Berlin schließen sich ihnen würdig an. Emil Nolde's Bilder halte ich in ihrer grenzenlosen Verworrenheit, die alle Farbe mit der Fläche und alle Fläche mit der Farbe totschlägt, für überschätzt; und der „Holzarbeiter“ W. Mergers ist ein eklatantes Schulbeispiel für das, was ein Maler nie und nimmer tun darf. Zwei Landschaften des Pragers B. Kubista übermitteln mir einen eigenartig schönen Stimmungszweig, während seine übrigen Arbeiten, die lediglich auf Flächenwirkung aufgebaut sind, darin zu weit gehen und wirkungslos verpuffen. Der „Gitarrenspieler“ Filla's ist ernst und tief gemalt und wäre, läme dadurch nicht ein höchst sonderbarer Empfindungsgegenstand heraus, der bis in der Form sich hinüberrettet, fast meisterlich.

Die junge Kunst wird ihren Weg gehen. Sie ist stark und ehrlich und Notwendigkeit. Familienblätterliche Atavismen werden sie so wenig aufhalten, wie der Geusenübermut imponderabler Maulhelden.

Vortragsabend Rest Langer

Im Architektenhaus sprach am Sonntag Rest Langer Verse von dreißig deutschen Dichtern. Mit schlichter Hingabe entlockte sie den Strophen ihr Menschlichstes: immerhin geschmeidig genug, um den Arabesken abseitiger Träumer den Reiz des Verwegenen, Spielerschen zu lassen. Es gehört kein geringer Mut dazu, ein Dugend unapprobierter Lyriker in sein Programm aufzunehmen: in einer Zeit, in der sich der Konsum an Lyrik mit fallendem Verständnis stetig vergrößert. Und sonderbar: was sich dem Blick der öffentlichen Kritik entzieht — es fällt einem künstlerischen Verständnis mühelos zu, das ganz sachlich nur die Erlebnisse anderer nacherleben und nacherlebend neu gestalten will — in der Ebene einer andern Kunst, und durch diese sie zu einem reicheren, gesteigerteren Leben erweckend. Wer weiß von den zartheitstestierten Grotesken Rudolf Alexanders Schröders — einem geistigem Variété, in dem das Grobe und Knallige sich spiritualisiert hat. Wer kennt die täppische, deutsche Innigkeit, die in die heftige Komik Konrad Weichbergers eingeschmolzen ist, diese von zwiespältigem Gefühl unwitterten scheinbar belanglosen Familienintérieurs. Wer weiß von Paul Baquits, einem visionären Menschen, dem in der Unbekümmertheit einer wohllosen Jugend Gesichte von hypnotischer Eindringlichkeit zufallen. Es legt Zeugnis ab für die intellektuelle Beherrschung ihres Materials, wie die Vortragende die unvermittelten, gleichsam isoliert strahlenden Visionen ineinandergleiten ließ: zu einer eindrucksvollen Gesamtheit. Nirgends die dramatischen Allüren, mit denen fragwürdige Podiumshelden Temperament markieren. Wie süß floß die Vorortballade René Schickeles, wie hell und lichtverklärt entsanken diese Verse einer geläuterten Daseinsfeligkeit: umströmt von Sonne und leichten Wellen. Ein Märzgedicht Anselm Rueffs, eine kapriziöse Brimelode Alfred Richard Meyers, das einsamkeitswilde Weltende Else Lasker-Schüllers und

Kerres Subermansabgang: strahlend von kristallener Gekitztheit — und unter dem Zusammenprall begehrt geschwungener Hände verneigt sich mit bezaubernder Liebenswürdigkeit die dekorative junge Dame, auf deren schlanken dunklen Sammetkleid eine große weiße Kette eindringlich und kokett schlenkert. R. R.

Mein Ende

Halbe Hände halten mein Schicksal.

Wo wird es sinken . .

Meine Schritte sind winzig wie die Schritte von Frau.

Ein Abend hat alle Träume verwüßt.

Kein Schlaf fällt mir ein —

Wilmsdorf

Alfred Lichtenstein

Die Krise

Von Hans von Hülsen.

Ein Oktoberregen, kalt, prasselnd und mit harten Hagelkörnern untermischt, stürzte sich über die Stadt. Er troch mit Geheul in die Ramine und jagte die eleganten, promentierenden Damen von den Boulevards in schützende Karossen, auf deren durchnähte Tiere die Rutscher wie besessen einhieben. Unerpöcklich wurde es dunkel, als stehe der Weltuntergang bevor. In schwarzer Finsternis lagen die Straßen, denn das Wetter war überraschend niedergebrazt und man konnte mit dem Anzünden der Laternen nicht geraten. Alles war in Bewegung, alles drängte und lief, und in Kürze waren die öffentliche Wege und Plätze leergefegt und mochten zusehen, wie sie allein mit dem Unwetter fertig wurden.

Unter einem Torweg stand eine Gruppe von Leuten, die dort Schutz gesucht hatten und sich nun mit gallischer Lebhaftigkeit anfreundeten. „C'est bien, ça?“ fragte ein Spatzvogel und deutete hinaus, auf den Regen, der in schweren Tropfen zur Erde fiel und wieder emporschnellte wie auf einem Trampolin. Einige Männer lachten kurz, und Einer, ein Brauner, Spitzbärtiger mit blanken Augen fluchte: „Sacré nom de petit cochon . . . et moi, je suis tellement pressé!“, worauf wieder gelacht wurde. — Zwei junge Leute standen unter ihnen, das waren nicht Franzosen, man sah es ihnen an. Der eine hatte den Hut tief ins Gesicht gezogen und hielt den Mantel von innen mit beiden Händen über der Brust zusammen; aber der Andere lehnte mit offenem Gesicht, aus dem zwei kindergute Augen blickten, an der Wand. Nur über seiner Nase stand eine tiefe Kerbe, die nicht auf Kindergüte deutete, sie lief senkrecht nach oben und spaltete seine niedrige Stirn, in die tief das raube, ungepflegte Haar hineinwucherte. Er machte eine ungeduldige Bewegung, deren Reflex wie ein Wetterschatten über seine knabenhafte Züge flog.

„Ich bitte Dich, Ernst, was soll das, was stehen wir hier? Es regnet, nun gut. Mag es regnen, — ich will nachhause.“

„So warte doch noch. Es ist zu weit nach der rue de la paix, Du erkältest Dich auf den Tod, aufgeregter wie Du bist. Warte noch, Heinrich. Nachher bringe ich Dich nachhause.“

Der Andere schüttelte unwillig den Kopf: „Ich will Deine Begleitung nicht. Ich will allein sein. So etwas muß allein ausgehalten werden. Leb' wohl.“

Er riß flüchtig die Freundeshand an sich und bahnte sich einen Weg durch die Harrenden. Der Regen schauerte auf ihn hernieder, — er achtete seiner nicht. Gehegt stürzte er vorwärts, als seien die Furien hinter ihm her. Sein Kopf war ihm zum Zerspringen. Ein türkischer Kobold saß darin und pochte mit glühendem Hammer. Das Herz schlug mit fieberkranken Schlägen, die Eingeweide zogen sich zusammen. Mit geballten Fäusten stürzte er vorwärts.

Eine halbe Wegstunde, wie ein Sturmwind zurückgelegt, dann war er zuhause. Zuhause? Ach, in jenen nackten, ärmlichen vier Wänden, die er, der Heimatlose, Friedlose, der rastlos durch die Welt Rennende, sein Zuhause nannte. „Zuhause“ — das mußte sein wie Frühlingsduft, wie Glockenläuten und das Streicheln einer lieben Hand. Aber hier? Kalt und kahl lag die Stube da. In dem riesigen Kamin hatte vielleicht ein Feuer gebrannt, aber da niemand es versah, war es erloschen, während er mit Psuel im Kaffeehause saß und sich immer wieder die leidige Vitanei in die Ohren blasen ließ: „Du mußt fertig werden, — fertig mußt Du werden. . .“ Er warf sich trachtend in den wackeligen Stuhl am ausgebrannten Kamin, und seine Gedanken eilten in gewaltigen Sprüngen zurück zu jener Stunde, in Dresden, da der selbe Psuel ihm gesagt hatte: er wolle ihn erhalten, bis er sein Werk vollendet und den Kranz der Unsterblichkeit gepflückt habe. . . „Du Guter, Treuer!“, flüsterte er weich, und starrte bitter lächelnd vor sich hin. Das Werk vollenden? . . . Aber es wird nie vollendet werden, — niemals! in dieser Stunde wußte er das ganz deutlich, als habe das Flammen eines Blitzes ihm das weite Land der Zukunft erleuchtet und die Krüppel gezeigt, die verworfen rechts und links von seinem Wege lagen. . . — Er stand auf, sank aber gleich zurück, von der wilden Schlacht in seinem Hirn auf einen Augenblick überwältigt. Er strich rührend über seine linke Hand: sie stand in heller Blut. „Ja, ich habe Fieber“, dachte er: „ich sollte zu Bett gehen, Ernst hat ganz recht. . . Aber ich kann nicht!“ Er riß sich empor und tastete sich an der Wand entlang zum Schreibtisch, den er gleich am ersten Tage, bei seiner Ankunft aus Lyon, ans Fenster gerückt hatte, und an dem er, in ungezählten Nächten, Niederlage um Niederlage erlebte. . . Briefe lagen dort, Briefe aus Deutschland. Ulrike schrieb. Was schrieb sie? Immer das Gleiche, das trostlos Gleiche, das wie der giftige Geifer eines Drachen an ihm fraß: „Du mußt fertig werden, — fertig mußt Du werden. . . O Jesus, laß es nicht liegen, diesmal nicht!“ Sie schrieb noch mehr: Einen neuen Kranz zu soviel alten sollte er auf die Familie herabbringen. Von der großen Bestimmung schrieb sie. Er las es und lachte hell auf. . . Bestimmung!? O, welch ein Narr war er gewesen sein Leben lang, das er an seine Bestimmung geglaubt! . . . Da lag es, was er seine „Bestimmung“ nannte: ein Haufen Blätter, bekrigelt, durchgestrichen, nochmals bekrigelt, mit Versen, ekeriden, gemeinen, lächerlichen Versen. . .

Bestimmung? . . . Man sollte hinunterlaufen, zu einem Mädchen laufen, denn man ist in Paris. . . Fiebernd sank er gegen die Wand, und sein Blick brach sich. Was rieten sie ihm? Fertig machen? Abschließen, vollenden? . . . „O, ihr Erinnern mit eurer Liebe!“ stöhnte er.

Im Kamin saß heulend der Sturm. Die Scheiben klirrten im Regen und Hagel, und durch die Ritzen der schlechtverschlossenen Fenster blies es kalt, daß Frostschauer ihn überliefen. Schritte kamen die Treppe hinauf, tappende Schritte. Das war vielleicht Pfuel. . . Doch nein, sie tappten weiter, er war es nicht: er stand wohl noch unter dem schützenden Torweg, wo er selber es nicht ausgehalten hatte vor brennendem Verlangen nach Einsamkeit. Er war klug, der Freund, er tat sich nicht wehe, er schonte sich. . . Er aber, der er hier frierend stand, er konnte sich nicht schonen, er war dem Dämon untertan, der ihn durchs Leben hegte, an allem: an Glück und Braut und Werk vorbei ziellos, ins Nichts. . .

Ins Nichts! — Ja, da würde sein Ende sein. Alles würde sterben, alles mit ihm enden. Fortleben! — Ach, er würde nirgends fortleben! Was er geschaffen, das würde zerfallen, wie alles zerfiel. . . Für wen hatte er gebaut? Für wen ein halbes tausend Nächte gefessen, in zermürbender Arbeit der Gedanken und des armen Herzens? — Für die Vernichtung, für den Tod. . . O, wie hatten es denn die Großen angefangen, deren Name und Werk unsterblich lebte? — Ja, fiel Sie waren die Reinen und Untadeligen. . . Das Leben selbst hatte sie gerechtfertigt, indem es ihre Taten mit der unvergänglichen Krone krönte. — Aber er? War er rein und untadelig? . . . Nein, nein, nein, er war es nicht! Er lebte noch, war noch ein Mensch, verschwendete noch: an Vergnügen, Erholung, an Freunde, an Mädchen. . . Er opferte sich noch nicht ganz, ging noch nicht ganz unter in seinem Werk. Und darum war es wie eine zersprungene Glocke, Klang es nicht, lebte es nicht, war es nicht gut und nicht vollkommen, nicht ein Stück jener Regionen, zu denen manchmal sein ehrgeiziger Traum ihn trug. . . Ihm fiel ein, was er vor ein paar Tagen noch, aus Genf, der Schwester geschrieben: daß er mit Freuden einen Blutstropfen seines Herzens für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der anfangen könnte: „Mein Gedicht ist fertig“. Aber was sollte das, wenn er nicht jeden Blutstropfen an die Vollendung dieses Gedichtes setzte? Lächerlich war es und phrasenhaft. . .

Also qualvoll grübelnd stand er lange an der kalten Wand. Er fühlte, daß sein ganzes Gesicht verzerrt war, verzerrt wie sein Inneres. Dazu dieser rasende Kopfschmerz, diese bis zum Schreien angespannten Nerven! Seit Wochen ging das nun so, und es wurde immer ärger. Früher, ja, da war es auch manchmal gekommen, hatte ihn drei Tage gefoltert und war vorübergebraust wie ein Gewitterregenschauer. Aber jetzt! Es ging eben zuende. Er hatte zuviel vergeudet, zu maßlos verschwendet, als Knabe in Frankfurt und später, als Korporal, in Potsdam. Hatte sich ruiniert in seinem rauhen, ausschweifenden, rücksichts-

losen Treiben. . . Sie, die Andern, waren klüger. Pfuel blieb unter dem Torweg stehen, wenn es regnete; er würde lange leben, gewiß, er würde General werden, Minister vielleicht. . . Er hingegen, der Maßlose und Unweise, er war fertig und konnte abrüsten. Alles an ihm war überreizt, gebrechlich, krank. Schon der Umstand, daß er die Nächte hindurch saß und Verse machte, schon den allein bewies das. Man macht keine Verse wenn man gesund und guten Mutes ist. Und also war er fertig, aufgebraucht, erledigt und konnte abtreten. . .

Eine fürchterliche Wut packte ihn, ein Wettern und Wüten gegen sich selbst. Mit geballten Fäusten schlug er seine Stirne, der Schmerzen nicht achtend, die unter seinen Geißelhieben sich aufbäumten und ihm das Hirn zerfleischten. Er stöhnte und ächzte wie auf der Folterbank. Dann entzündete er die Kerze auf dem Schreibtisch, die seine fürchterlichen Nächte erhellte, riß das Manuskript an sich und begann beim flackernden Lichte zu lesen.

Seite um Seite las er, von einer zur anderen hastend, wie ein Irrer. Und je weiter er las, desto wilder wurden seine Bewegungen. „Ungenügend,“ rief er, „Gänzlich ungenügend!“ Er las nicht mehr, dachte nicht mehr. Wilde Zerstörungssucht schüttelte ihn. . . Und wenn es so war, wenn das Urteil auf „Ungenügend“ lautete, — warum lebte es dann noch, lag hier und war ihm ein Greuel, eine beständig höhrende Erinnerung an tausend, abertausend Niederlagen in einsamer Nacht?! Ins Feuer dann doch mit ihm, lieber heut' als morgen! . . . In jähem Zorn zerrte er ein Blatt nach dem andern herunter, hielt es mit der Ede über die Kerze und ließ es hell aufflammen. Rot lag das Zimmer um ihn her. In Irrsinn glänzten seine Augen, als er sein Zerstörungswerk sah. . . Was Ernst Pfuel sagen würde und die Andern? — Er lachte. Sie hatten selbst einen Abschluß gewollt. . . Ulrike, die würde sich bekümmern, er mußte es, aber er wollte nicht daran denken. Jetzt kam das letzte Blatt. „Im Lager hier kriegt ihr mich nicht ins Grab: In Stambul halt ich still, und eher nicht.“ So fing es an. Schlechte Verse. Aber schon stand das Wort nicht mehr da. Die Flamme hatte es weggefressen. Es war zuende. Qualm füllte das Zimmer, dichter Qualm und stinkender Rauch. Er hob das irre Auge, tat einen tiefen Atemzug und sank ohnmächtig zu Boden.

Literarische Neuerscheinungen

Björnsterne Björnson: Briefe aus Aulestund an seine Tochter Berglöt Jbsen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 8 M., in Leinen 4 M. Björnsterne Björnson war einer der leidenschaftlichsten Briefschreiber, die es gegeben hat. „Ich lebte mehr, als daß ich sang“, heißt es in einem selbstbiographischen Gedichte. Und einen vollen Griff ins Leben tat er vor allem in dem gewaltigen Briefwechsel, der ihn mit der skandinavischen Welt und mit unendlich vielen Männern und Frauen des Auslandes verband. Seine Briefe, und zwar nur die wichtigsten zählen nach Tausenden. Eine umfassende Publikation, die eine ganze Reihe von Bänden füllen wird, ist in Vorbereitung. Neben diesem viel- und weitstichligen Korpus aber tritt jetzt, da Björnsons Todesstag sich genähert hat, ein kleiner abgerundeter Briefschatz ans Licht, der, von reizvoller Eigenart, eine besondere Existenz führen wird und vorausbestimmt erscheint, in der Reihe der berühmten Briefsammlungen aus allen Zeiten sich einen selbständigen Platz zu erobern: Es sind die Briefe an seine

Tochter Bergliot, die jetzt mit dem Sohne Henrik Ibsens, dem Staatsminister und politischen Schriftsteller Sigurd Ibsen, verheiratet ist. Sie umfassen hauptsächlich die Jahre von 1887 bis 1890, eine Zeit, da die jugendliche Bergliot sich in Paris zur Sängerin ausbildete, also eine ganz bestimmte, in sich vollendete Epoche und sind auch dank ihrer inneren Geschlossenheit ein menschliches Dokument und ein autobiographisches Zeugnis von großer Bedeutung. Björnson liebte diese Tochter vor allen seinen Kindern. Sie war Natur von seiner Natur und hatte ein in die Tiefe strebendes Verständnis für des Vaters persönliche wie künstlerische Art. Darum gab Björnson sich in diesen Briefen auch mit der ganzen Vollkraft und dem hinreichenden Sturm seines Wesens. Er fühlte sich nicht eigentlich als Vater, sondern weit mehr als Freund, wie er denn in den Unterschriften vor dem „Vater“ niemals den „Freund“ hinzusetzen vergaß. Die Sammlung war zuerst als Privatdruck für die Freunde des Hauses erschienen; doch auf die drängenden Bitten dieser entzückten Freunde hat Frau Bergliot Ibsen sich entschlossen, ihren so wertvollen wie interessanten Schatz der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten. Die Naturschilderungen, die Darstellungen des Lebens in Aulestad, die Bilder von merkwürdigen Menschen, die durch dieses ländliche Dasein huschen, zum Beispiel Alexander Kielland, gehören zu dem Schönsten was Björnson geschrieben hat und geben dem Büchlein unmittelbar den Wert einer Dichtung. In Menschlicher und ethischer Beziehung sind diese Briefe von einer Freiheit des Gefühls, von einer Vorurteilslosigkeit und einer Hoheit der Lebensanschauung, daß sie psychologisch sich zu Meisterwerken erhöhen. Die pädagogische Wirkung, die er erstrebt, macht Björnsons Charakter hohe Ehre und gibt der Erscheinung der Tochter ein Relief von besonderer Schönheit und Herzensgröße.

Vornotizen

Nur wichtige Vorkommnisse werden hier vorknotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Walther Rathenau. Zur Kritik der Zeit. (S. Fischer, Verlag, Berlin) Geh. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.

Hermann Bang Ludwigs Höhe. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin) Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Theodor Lessing. Der frühliche Eisquell. (Dietrich & Co., Berlin) Geh. Mk. 4,—.

Lord Chesterfield. Briefe an seinen Sohn (Georg Müller in München) Geh. Mk. 11,—.

Robert Hamerling. Sämtliche Werke. (Hesse & Becker, Leipzig) 16 Bde. Mk. 10,—.

Inhalt der vorigen Nummer: Bilanz. / Historischer Materialismus und Klassenkampf. Von Dr. R. Friedeberg. / Die Macht der Minoritäten. Von Emerson. / Glossen. / Nachträgliches zum Ordensfest. Von Konrad Haukmann, M. d. R. / In Sachen Paul Cassirer. / Der Brand. Von Albert Ulrich. / Georg Henm. Ein Nachruf in seinen Tod. Von Arthur Dren. / Das Heimliche Theater. Von Maximilian Harden, Dr. jur. Halpert und U. R. Meyer. / An Maupertius. Von Friedrich II. / Gabriel Schillings Flucht. Von Alfred Wolfenstein. / Der Morgen der Dirne. Von Ernst Stadler. / Camilla. Von Georg Müller. / Klage. Von Maria Ramm. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Zeitschriftenchau

Rain. Zeitschrift für Menschlichkeit. Herausgeber Erich Mühsam. Das Januarheft ist mit folgendem Inhalt erschienen: Der Humbug der Wahlen; Bemerkungen; Dada; Speisung der Armen; Der Lustmörder. Das Einzelheft kostet 30 Pfg.; Probenummer durch den Rain-Verlag, München.

Die Schaubühne enthält in der Nummer 5: Die jüdische Witwe. Von Georg Kaiser. — Biblisches Intermezzo. Von Julius Bab. — An einen Schauspieler. Von Theodor Lessing. — Die Kostüme auf dem Semmering in der Enlvesternacht. Von Peter Altenberg. — Fiat justitia! Von Herbert Ibring. — Die Presse. — Die „Schaubühne“ kostet 40 Pfg. die Nummer.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch (Verlag Berlin W. 35). Das 2. Heft 1912 enthält: Wilhelm Schröder: Lehrjahre der Partei; J. Timm: Die Bedeutung der bairischen Landtagswahlen; Arthur Schulz: Die Sozialdemokratie und die ostdeutschen Landarbeiter; Emil Döblin: Lehren der Tarifvertragsverhandlungen; Julius Bab: Shakespeare und kein Ende u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

Das literarische Echo. Halbmonatschrift. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9). Das 1. Februarheft enthält: Oskar Bulle: Ein Angriff auf die deutsche Schillerstiftung. — Julius Rodenberg, Anton Bettelheim: Für die Schiller-Stiftung. — Ernst Heilborn: Von deutscher Art. — Charlotte Lady Blennerhassett: Alexander Baumgartners letzte Gaben. — Stefan Zweig: Balzaes Codices vom eleganten Leben. — Artur Kutschker: Neue Lyrik. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

Der komplette Jahrgang 1911 der „Aktion“. kostet direkt vom Verlag bezogen für Deutschland und Österr.-Ungarn Mk. 6.—, Ausland Mk. 8.— bei Voreinsendung des Betrages. Wir bitten um umgehende Bestellung, da nur noch wenige vollständige Exemplare vorhanden sind.

Central-Hôtel

Restaurant

Vörös Miska.

Montag, den 5. Februar, abends 8^{1/2} Uhr
im „Nollendorf-Kasino“, Kleist-Straße 41, I.:
Öffentl. Vortrag von Prof. Ludwig Gurlitt:
„Ist unser Trommelfell vogelfrei?“

Die Berliner Einwohnerschaft wird gebeten, durch recht zahlreiches Erscheinen für eine Reform gelegentlich der bevorstehenden Neubearbeitung der Berliner Straßenordnung zu demonstrieren!

Bäder, Hotels, Pensionen usw.

Hotel Monopol-Metropole
I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2,50, mit Privatbad von M. 5,— an. :: Auto-Garage. **Frankfurt a. M.**

Das billigste Hotel am Friedrichsbahnhof **Berlin** ist
„Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätsstraße 2.
Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1,50 bis 6,— M.
Telephon Amt I, 4799. **Bäder im Hause.**



Bildschön

ist ein zartes, reines
Gesicht mit rosigem, jugendfrischen
Aussehen, weißer, sammetweich. Haut u. blendend
schönem Teint! Alles dies erzeugt die echte:

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Dresden-Radebeul
allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.



**EIN NEUES WIPPCHENBUCH
VON JULIUS STETTENHEIM**
ZU SEINEM 80. GEBURTSTAG
erscheint im Pan-Verlage Berlin W. 15 die 2. Auflage
MIT AUTOBIOGRAPHIE DES DICHTERS
*UND ORIGINAL-BEITRÄGEN VON BLUMENFELD / GEORG KNORL /
L. FULDA / M. HARDEN / P. HEYSE / A. KERR / P. LINDAU /
L. MIETSCH / F. PHILIPP / R. PRESBER / J. TROJAN / R. VOSS U. V. A.*
ÜBERALL ERHÄLTlich | PREIS ORIGINAL GEBUNDEN 3 MARK

HANS HYAN
Der bekannte Verfasser des konfiszierten Romans
DIE VERFÜHRTEN
*ließ suchen im Pan-Verlag in Berlin W. 15
ein neues fessend geschriebenes Buch erscheinen:*
HÜTER DER UNSCHULD
PREIS BROSCHIERT MK. 3.—, ELEG. GEB. MK. 4.—
EINE LITERARISCHE SENSATION!

DIE INTELLEKTUELLEN
**EIN NEUER ROMAN VON
GRETE MEISEL-HESS**
Prosa (517 S.) Mk. 5.— broschiert, Mk. 6.— eleg. in Leinwand geb.
*Die neue Generation der Schaffenden d. h. die Intellektuellen,
die geistigen Kulturträger, werden hier zum ersten Mal
im Rahmen einer etwas breiten wie spannenen Handlung
in ihren Erlebnissen und Entwicklungskämpfen geschildert.
Als Probleme der Moderne, a. B. die sexuelle Moral, der
Sozialismus, das Frauenproblem, die ästhetischen und
wissenschaftlichen Kämpfe der Zeit werden hier an mensch-
lichen Schicksalen gestaltet.*
OESTERHELD & Co. - VERLAG - BERLIN W15

EIN HEINE-DENKMAL
sind für jeden Literaturfreund und Heineliebhaber
DIE HEINE-BRIEFE
*die der Pan-Verlag in Berlin W. 15 in einer geschmackvoll
ausgestatteten, billigen Ausgabe zum Preise von Mark 3.—
brochüriert und Mk. 4.— (450 S.) in Leinwand geb. herausgegeben.
Durch jede Buchhandlung erhältlich. Eine unentbehrliche*
ERGÄNZUNG ZU HEINES WERKEN

Kein Geschäft ❖

sollte im eigenen Interesse
seine Inseraten-Aufträge
vergeben, ohne den Inser-
tionstarif der Wochenschrift

Die Aktion

Beitrag für freihändlerische Politik und Literatur
herausgegeben von Georg Meißner

einzufordern ❖❖ Es gibt
kein Leben ohne Bewegung
❖ Es gibt kein Geschäft ❖

ohne Aktion!!!

Gustave Flauberts Gesammelte Werke

10 Bände

Erste deutsche, von d. Rechtsnachfolgern Flauberts autorisierte Gesamtausgabe
Unter Mitwirkung von René Schickele, Fr. von Oppeln-Bronikowski, Luise Wolf
Felix Paul Greve, E. W. Fischer als Uebersetzer :: Herausg. von Dr. E. W. Fischer

10 Bände

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden (Westf.)

Die Aktion

M R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 7 * 12. Februar

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17 zu senden :: :: ::
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Nr. 6242 :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (inkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf :: :: :: :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig :: :: ::
Insertate: Durch alle Annoncen-Expeditionen und durch die Anzeigen-Verwaltung der „Aktion“: Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Hollmannstr. 22.

Inhalt: Der legendäre Block. Von Franz Pfemfert. / Zur Geschichte des Sozialismus in Italien. Von Dr. Robert Michels. / Das Erwachen in den Jahren 1856—1862. Von Fürst Peter Krapotkin. / Blossen. / Georg Heym und die Viecher-Wasservögel. / Preussische Staatsmoral. / Die Fahrt nach der Irrenanstalt. Von Alfred Lichtenstein. / Das Heimliche Theater. Von Dr. Alfred Wolfenstein und Rolf Wolfgang Martens. / Zwischenruf. / An Hildegard K. Aus dem Nachlaß von Georg Heym. / Rückkehr vom Hades. Von Marie Holzer. / Danse funèbre. Von S. Friedlaender. / Kopien. Von Dr. Max Adler. / Literarische Neuerscheinungen. /

Der legendäre Block

„Ein Sozialdemokrat im Präsidium des Reichstages. Ein klassenbewußter Arbeiter, ein Sozialdemokrat sitzt im Präsidium des Reichstages . . . Der Vertreter der Beachteten und Behehten sitzt im Präsidium der Volksvertretung und Millionen Proletarierherzen in Deutschland und in der ganzen Welt werden . . . bei dieser Kunde höher schlagen . . .“ Der „Vorwärts“, seit langem das Zentralorgan für sozialdemokratische Harlekinaden, überschlägt sich. Keine Phrase ist ihm zu verrostet, er holt alle abgenutzten Schlagworte aus der Rumpelkammer, um das belangvolle Ereignis zu feiern, daß ein Genosse, daß ein rrevolutionärer Todfeind der kapitalistischen Gesellschaftsordnung in einer Körperschaft, die die Stützung eben dieser Gesellschaftsordnung zur Pflicht hat, das Amt eines ersten Vizepräsidenten bekleidet. Das führende Organ einer Partei, die sich als Bringerin einer neuen Zeit aufspielt, das sonst über Ordens- und Titelkram mit Wizen hinweggeht, ist aus dem Häuschen geraten, da dem Genossen Scheidemann eine rein dekorative Ehre zuteil ward.

Wenn man diese Siegestrunkenheit beobachtet, wird man schwankend, ob man noch von einer politischen Verlogenheit sprechen darf, oder ob man auf Dummheit erkennen muß. Für die Unehrllichkeit, die auf dem Jenaer Parteitag offen zutage trat, für die Art, wie die Sozialdemokratie während der Wahlbewegung ihre Prinzipien in den Hintergrund stellte, konnten noch „taktische Erwägungen“ geltend gemacht werden. (Seit die Arbeiterpartei sich zur parlamentarischen Tätigkeit entschlossen hat, haben diese „taktischen Erwägungen“ noch jede Prinzipienuntreue entschuldigt.) Wie aber wollen die sozialdemokratischen Staatsmänner sich jetzt rechtfertigen? Ja, wenn sie sich offen zu der Erklärung aufraffen würden: wir haben es satt, nur Opposition zu treiben; wir lassen den Sozialismus als schönes Ideal für den Sonntagsgebrauch auch fernerhin gelten, aber im übrigen wollen wir eine gutbürgerliche Reformpartei sein; nichts mehr. Doch zu diesem Bekenntnis reicht's nicht. In dem selben

Atemzuge, in dem die „Eroberung“ des Präsidiums gefeiert wird, lesen wir von der nähergerückten Ueberwindung des Gegenwartsstaates. Nein, soweit kann Verlogenheit nicht gehen, hier beginnt schon die Dummheit.

Daß die Presse der bürgerlichen Linken die Dummheit kritiklos passieren läßt, ist erklärlich. Man träumt ja den Traum von dem Block der Linken und heißt alles herrlich, was diesen Traum nicht stört. Aber muß denn der Sozialdemokratie erst von bürgerlicher Seite zugerufen werden, daß dieser Block ein Unsinn, ein legendäres Gebilde bleiben muß, wenn die Arbeiterpartei sich nicht selbst aufgeben will? Die liberal-sozialdemokratische „Arbeitsgemeinschaft“ kann bei Lappalien, wie die Präsidienwahl, bestehen. Aber eine kluge Regierung hat es stündlich in der Hand, die Sozialdemokratie zu isolieren: die auf überlegene Neutralität gestimmte Thronrede hat schon das Mittel genannt: die Wehrvorlage. Der liberale Großblock ist schon in dieser Frage unfähig, dem nationalen Kampf Widerstand zu leisten. Die oppositionelle Erregung des Bürgers reicht vielleicht gerade noch hin, die Erbschaftsteuer durchzudrücken und die Branntwein-gabe ein wenig zu beschneiden. In dem Augenblick, da die Sozialdemokratie fordernd naht, da der Bürger gewahrt wird, daß er sich in der Nähe einer Partei befindet, die es mit ihrer Opposition ernst meint, vollzieht sich der Ruck nach rechts. Nur politische Kinder können eine Gemeinschaft erhoffen zwischen Sozialdemokratie und dem nur verärgerten Bürgertum. Wenn der Liberalismus einsieht, daß eine Unterstützung der Arbeiterpartei Abbau an seinem eigenen Fundament ist, Abbau an dem Zustand der Gesellschaftsordnung, die ihn lebensfähig macht, dann wird diese Kokerterie mit der Sozialdemokratie aufhören.

Den legendären Block der Linken, dieses Gemisch von Verärgerung, respektvoller Opposition und Medisance könnte man belächeln. Das Verhalten der Sozialdemokratie macht ihn zu einer Gefahr: die sozialistische Kulturbewegung wird zur Farce degradiert.

Franz Pfemfert.

Zur Geschichte des Sozialismus in Italien

Von Dr. Robert Michels (Turin)

Es ist als eine feststehende, historische Tatsache zu betrachten, daß alle Freiheitsbewegungen sozial und ökonomisch gedrückter Gesellschaftsklassen ihren ersten Anstoß und ihre erste Führerschaft nicht so sehr aus diesen aufwärtsstrebenden Klassen selbst, als vielmehr aus dem Schoße der beherrschten alten Gesellschaft erhalten. So in den Kämpfen um die Emanzipation der Rotura. So auch in der Arbeiterbewegung.

Aber die Assimilierung der zur politisch organisierten Arbeiterschaft gestoßenen Männer aus der Bourgeoisie ist nicht immer und überall eine restlose gewesen. Im Gegenteil, sie ist vielfach so wenig weit vorgeschritten, daß das Vorhandensein bourgeoiser Splitter in den Parteien des vierten Standes vielfach geradezu als ein Problem empfunden wird.

Die Bedeutung und Bedeutsamkeit junger, akademischen und anderen bürgerlichen Kreisen entstammender Männer für eine sozial-revolutionäre Partei hat vielleicht niemand so hoch angeschlagen als Michael Bakunin in der Zeit seines Wirkens in Italien. Auf sie zählt er als auf die geborenen Führer der Arbeiter. Freilich nur unter einer Bedingung: „Die Lebensführung beherrscht die Ideenwelt und bestimmt die Willensrichtung“. Mit diesem Satz, dessen innerer Gedanke durchaus der materialistischen Geschichtsauffassung entnommen ist, kennzeichnet Bakunin seine Stellungnahme zu dem Problem: „Will der in bürgerlicher Umgebung Geborene und Erzogene wirklich ehrlich zu einem wahrhaften Arbeiterfreund, d. h. Sozialisten, der die Befreiung der Arbeiterklasse zu seinem Ziel gesetzt hat, werden, so gibt es für ihn nur einen Weg: allen Gewohnheiten und Eitelkeiten des bourgeoisen Lebens zu entsagen und sich dann bedingungslos auf die Arbeiterseite zu schlagen und der Bourgeoisie ewige Feindschaft zu schwören. Vermag er das nicht, so wird er zwar in Zeiten relativen Friedens, von ethischen Momenten getrieben, die Arbeiterfrage unterstützen können, bei jedem ernststen Konflikt aber wird in ihm die alte Klassenzugehörigkeit zur Bourgeoisie mit aller Kraft wieder erwachen, und so wird er, nachdem er sich zuerst selbst getäuscht, nunmehr die Arbeiterpartei verraten.“ Es sind also zunächst psychologische Gesichtspunkte, welche Bakunin zu dieser Stellungnahme gegenüber dem Problem der „bürgerlichen“ Sozialisten, der „Akademiker“ usw. gedrängt haben: allen voran der entscheidende Einfluß, den er der Umwelt auf die Innenwelt zuschrieb.

An einer andern Stelle — die bestimmte Hypothese einmal festgelegt — präzisiert Bakunin die sozialpolitische Rolle, welche die Studentenschaft i. E. zu spielen habe, noch des weiteren:

Die akademische Jugend habe keineswegs die Aufgabe, in der sozialen Bewegung des vierten Standes die Leiter-, Propheten-, Instruktoren- und Rektoren-, ja Schöpferrolle zu übernehmen. Ihr falle es lediglich zu, Geburtshelfer des Gedankens, hervorgebracht durch das Leben des Volkes, zu sein und die ebenso unbewußten, wie mächtigen Aspirationen des Proletariats aus dem Stadium der Konfusion in das der Klarheit zu erheben.

Bakunin hielt also, für Italien wenigstens, die praktische Teilnahme größerer Splitter aus der Bourgeoisie, insbesondere ihrer gebildeten Schichten, nachdem diese den von ihm als unerlässlich geforderten Umwandlungs-

prozeß in sich vollzogen, an der politischen Arbeiterbewegung für eine Lebensbedingung dieser letzteren. Zwar wollte er strenge Regeln für diejenigen, die ihrer Geburt und Umgebung nach zu den Antagonisten des Sozialismus gehören mußten, aufgestellt wissen — er kann gedanklich hierin sehr wohl mit Tolstoi in Verbindung gebracht werden — aber diese Regeln rüttelten nicht an dem von ihm aufgestellten Prinzip, daß zu der wirksamen Betätigung einer sozialrevolutionären Arbeiterbewegung gebildete und revolutionär empfindende Ex-Bourgeois das unumgängliche Korrelat seien.

Diese Auffassung Bakunins vom Wesen einer sozialistischen Partei war nicht nur psychologisch verständlich und historisch gerechtfertigt. Sie war gleichzeitig auch eine sozialpolitische Notwendigkeit.

Noch bestanden die italienischen Sektionen der Internationale kein Lustrum, da konnte Bakunin freudestrahlend berichten, in Italien gebe es alles, was anderwärts fehle: eine energische und begeisterungsfähige Jugend ohne bestimmte Laufbahn und Mittel, welche ungeachtet ihrer Herkunft aus der Bourgeoisie moralisch und geistig noch nicht völlig erschöpft sei, wie in anderen Ländern.

Benoit Malon, der damals in Italien weilte, schrieb Ende 1873 die den Eindruck Bakunins bestätigenden Sätze: Das soziale Leben Italiens weise eine ganz besondere Erscheinung auf, die es nur mit Spanien teile, nämlich das Vorhandensein verschiedener Tausender von jungen Männern, stets bereit, für eine große Sache mit ihrem Leben einzuspringen, stets willens, ihrem nobile condottiere — gemeint ist Garibaldi — zu folgen. Die Elite dieser Scharen junger Leute aber bleibe mit ihren Wünschen nicht bei der Einheit Italiens und dem Republikanismus stehen, sondern gehe weiter, zum Sozialismus. Dieser Elite nun sei es zu verdanken, daß man, mit Hilfe einiger energischer und intelligenter Proletarier, trotz der Verfolgungen der Polizei, trotz des bekannten Bannfluches Mazzinis und seiner Anhänger gegen allen „ultramontanen“ (aus den Ländern jenseits der Alpen stammenden) Sozialismus in Italien zur Gründung von etwa 100 internationalen und sonstigen revolutionären Gruppen, die sämtlich von Enthusiasmus und Hoffnungsfreudigkeit beseelt seien, habe schreiten können.

Diesen jungen Leuten gelang es, daß selbst im Norden, der sich zuerst durchaus ablehnend gegen die neuen Ideen verhalten hatte, sich feste Stämme von Anhängern bildeten. Kurz nach dem Fall der Pariser Kommune finden wir Sektionen der Internationalen in Turin und Mailand. Ueber 30 Zeitungen verbreiteten Anfang der 70er Jahre die Grundsätze des internationalen Sozialismus über das Land. Arbeiter und junge Akademiker wirken zusammen.

Diese jungen, akademischen Patrioten fraternisierten nun mit den Arbeitern, und einen Moment schien es fast, als sollte es ihnen gelingen, das ganze italienische Proletariat für den Sozialismus zu gewinnen. Bakunin stellte (dies und das Folgende ist dem bereits zitierten Bericht Bakunins an Celfo Cerretti entnommen) ein sehr günstiges Horoskop:

Die städtischen Arbeiter gäben tagtäglich neue Beweise davon, daß sie bereits sozialistisch empfänden. Die Eile, mit der sie sich um das Banner der Internationalen überall scharten, wo immer sich nur einige Individuen mit gutem Willen fänden, die fähig genug seien, es zu hissen, sei ein untrüglicher Beweis. Selbst die Mazzinisten, diese eingefleischten Idealisten sähen das ein und versuchten deshalb, die Internationale nachzuahmen. Der

sozialistisch gewordene Geist der Arbeitermassen dränge sich eben jedem auf. Immerhin aber bestehn in den Beweggründen, welche die Arbeitermassen der Internationale in die Arme trieben, ein gewaltiger Unterschied. So sei die Auffassungswelt des Sozialismus, wie sie der Landarbeiter zur Schau trage, von dem des Stadtarbeiters völlig verschieden. Die Stadtarbeiter, die sich der Internationalen anschließen, seien von vornherein völlig kosmopolitisch gesinnt. Sie begeisterten sich für ethische Postulate. Die Leidenschaft, die sie am meisten fühlten, sei der glühendste Wunsch nach absoluter Gleichheit und Gerechtigkeit: das Recht eines jeden auf seinen vollen Arbeitsertrag. Ihr Betrieb sei ihr Vaterland. Sie neigten stark zu Disziplin und Zentralfisation. Sie seien dem Staatsgedanken keineswegs abhold, nur müsse er einen Arbeiterstaat zur Basis haben. Dagegen seien die Landarbeiter in Italien durchaus föderalistisch gesinnt. Sie besäßen keinen Sinn für Abstraktionen, keinerlei Neigung zur Zentralfisation. Sie seien, meint Bakunin, der Kultur näher und daher auch viel innerlicher revolutionär gesinnt, als die Industriearbeiter. Wenn das städtische Proletariat in der Regel auch über weit mehr Verstand und revolutionäres Klassenbewußtsein verfüge, so sei doch die dynamische Naturkraft bedeutend größer im Landvolk entwickelt. Die Landproletarier seien also am ehesten für eine revolutionär-sozialistische Propaganda empfänglich. —

Die Mitgliedschaft der italienischen Internationale rekrutierte sich — die kurze, fast rein akademische Periode einmal überwunden — also aus drei anscheinend sehr heterogenen Elementen: 1. der akademischen Jugend, 2. dem städtischen Proletariat und 3. der Landbevölkerung ohne Kapitalkraft.

Diese Zusammensetzung der italienischen Internationale wurde sehr bald einer heftigen und gehässigen Kritik unterzogen. Karl Marx schoß aus London einen giftigen Pfeil ab. Auf die Bakuninischen Worte von der energischen Jugend Italiens ohne Laufbahn und Mittel bezug nehmend, schrieb er die bitteren Worte nieder: „Der heilige Vater (ein gegen Bakunin geschleudertes Schimpfwort) hat Recht. Die Allianz ist in Italien kein Arbeiterbund, sondern ein Hausen von Deklassierten, der Abhub der Bourgeoisie. Alle angeblichen Sektionen der italienischen Internationale werden geleitet von Advokaten ohne Klienten, von Ärzten ohne Patienten und ohne Kenntnisse, von Studenten am Billard, von Handlungsreisenden und sonstigen Kommiss und besonders von Journalisten der kleinen Presse von mehr oder minder zweideutigem Ruf. . . . Indem diese Leute sich aller offiziellen Stellungen in den Sektionen bemächtigten, zwang die Allianz die italienischen Arbeiter, sobald sie in Verbindung miteinander oder mit einem auswärtigen Rat der Internationale treten wollten, sich die Hände jener allianzistischen, dekadierten Bourgeois zu bedienen, die in der Internationale eine „Karriere“ oder einen „Ausweg“ fanden.“

Sehen wir uns nun einmal die „deklassierten“ Bourgeois näher an, welche nach Ansicht von Marx und Epigonen die Internationale in Italien als Sprungbrett für ihre ehrgeizigen Pläne mißbraucht haben sollen. Als die Hauptvertreter des italienischen Zweiges der Internationale werden allgemein folgende Männer genannt: Cassero, Covelli, Fanelli, Malatesta, Zanardelli, Merlino und Costa.

Nicht ein einziger von den dem Bürgertum oder dem Abel entstammenden Führern der Internationale Italiens ist — soweit historisch nachweisbar und logisch denkbar

— aus Ehrgeiz Sozialist geworden. Keiner von ihnen hat auch nur die bescheidenste „Karriere“ gemacht. Über alle haben sie für ihre Ideen tiefe Leiden auf sich genommen. Sie waren fraglos mehr Apostel als Politiker.

Diese Sozialisten der damaligen Zeit wurden als Verbrecher betrachtet, gehubelt und gebüttelt. Sich ihnen anzuschließen, dazu gehörte eine ganz besondere revolutionäre Kraft und Energie. Und in der Tat waren die meisten von ihnen so revolutionär, daß man sie heute unter dem Namen Anarchisten fassen würde.

Keine Arbeiterbewegung der Welt, allein die russische ausgenommen, hat in den ersten Dezennien ihres Bestehens so anstrengende und furchtbare Kämpfe zu bestehen gehabt, wie die italienische. Verhöhnung, Strafen, Entsetzung waren die unvermeidlichen Begleiterscheinungen sozialistischer Agitation; doch noch mehr. Lange Jahre hindurch setzten die Sozialisten, zumal in den Gegenden der Dolchtradition, wie der Romagna, selbst ihr Leben ein. Die Zahl der von politischen Gegnern, zumal von den Republikanern, meuchlings dahingemordeten sozialistischen Parteigänger ist Legion.

Das Erwachen in den Jahren 1856-1862

Von Peter Krapotkin

Grove, Clausius, Helmholtz, Joule und eine ganze Phalanx von Physikern und Astronomen (unter den letzteren Kirchhoff, der die Spektral-Analyse entdeckte und dadurch uns die chemische Zusammensetzung der entferntesten Sterne zu bestimmen ermöglichte) erbrachten mit dem Ende der fünfziger Jahre den Nachweis von der Einheit der Natur in der ganzen anorganischen Welt. Es wurde nun ein für alle Mal unmöglich, von einem geheimnisvollen kalorischen, magnetischen oder elektrischen Fluidum zu sprechen. Es wurde bewiesen, daß die mechanische Bewegung der Moleküle (die wir in den Meereswellen, oder in den Schwingungen einer Glocke oder einer Stimmgabel beobachten) zur Erklärung sämtlicher physikalischer Erscheinungen, auch der Hitze, des Lichtes, des Schalles, der Elektrizität und des Magnetismus genügt.

Zur selben Zeit lieferte man uns die Mittel, diese Bewegungen zu messen, sozusagen ihre Energie zu wiegen, — in gleicher Weise, wie wir die Energie eines fallenden Steines oder eines in Bewegung befindlichen Zuges zu bestimmen vermögen. Die Physik wurde ein Zweig der Mechanik.

Außerdem wurde bewiesen, daß man in den entferntesten Himmelskörpern, selbst in den zahllosen Sonnen der Milchstraße die nämlichen einfachen chemischen Körper wie auf unserer Erde findet und daß sich dort die absolut gleichen unendlich kleinen Schwingungen der Moleküle äußern wie auf unserm Planeten. Ja, selbst die Bewegungen der ungeheueren Himmelskörper, die nach dem allgemeinen Gesetz der Schwere den Weltraum durchheilen, sind aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes als die Resultate aller dieser Schwingungen des Lichtes und der Elektrizität, die sich durch Millionen und Trillionen von Myriametern im Sternraum fortpflanzen.

Dieselben kalorischen und elektrischen Schwingungen genügen, um alle chemischen Vorgänge zu erklären. Die Chemie ist nur noch ein Kapitel der Molekularmechanik. Ja, sogar das Leben der Tiere und Pflan-

zen in seinen unzähligen Neußerungen ist nichts anderes als ein fortwährender Molekül-, oder richtiger Atomwechsel innerhalb jenes weiten Bereiches der sehr komplizierten und daher sehr unbeständigen chemischen Verbindungen, aus denen sich die Zellgewebe jedes lebenden Wesens zusammensetzen. Das Leben ist nur eine Aufeinanderfolge von chemischem Zerfall und Wiederaufbau innerhalb sehr komplizierter Moleküle: eine Reihe von Gährungserscheinungen, die durch chemische, anorganische Fermente erzeugt werden.

Außerdem begriff man bereits zu jener Zeit (um es im Laufe der Jahre 1890—1900 besser erkannt und bewiesen zu sehen), daß das Leben in den Zellen des Nervensystems und die Fähigkeit der Zellen, einander Reize zu übermitteln, uns eine mechanische Erklärung für die Uebermittlung von Reizen bei Pflanzen sowie für das Nervenleben bei Tieren gestatten.

Infolge dieser Untersuchungen können wir, ohne das Gebiet rein physiologischer Beobachtungen zu verlassen, vollkommen verstehen, wie Eindrücke und Bilder sich unserm Gehirn einprägen, wie sie gegenseitig auf einander wirken, wie sie Anschauungen, Ideen erzeugen.

Es gibt natürlich auf diesem Gebiet noch viel zu tun und viel zu entdecken. Die Wissenschaft, welche sich von den Fesseln der Metaphysik kaum befreit hat, hat erst die ersten Schritte auf diesem unermesslichen Gebiete der physischen Psychologie getan. Aber der Anfang ist gemacht und ein fester Grund zu weiteren Arbeiten ist gelegt worden. Die alte Einteilung der Naturerscheinungen in zwei Kategorien, die Kant einzuführen versuchte, nämlich in die eine, die sich mit Forschungen in „Zeit und Raum“ (die Welt der physischen Erscheinungen) und in die andere, die sich nur mit denen in der Zeit (die Welt der geistigen Erscheinungen) beschäftigte, — diese Einteilung verschwindet. Der russische Materialist und Professor Setchenov stellte die Frage: „Wohin gehört die Psychologie und wie muß man sie studieren?“ Die Wissenschaft hat diese Frage bereits dahin beantwortet: Zur Physiologie und durch die physiologische Methode. Und in der Tat ist es den neueren Forschungen der Physiologen schon gelungen, über den ganzen Gedankenmechanismus, über die Erzeugung der Eindrücke, ihre Fixierung im Gedächtnis sowie ihre Uebermittlung weitaus mehr Licht zu verbreiten, als es allen Metaphysikern mit ihren subtilen Definitionen und Erörterungen möglich war.

Auch in dieser ihrer Hauptfeste ist die Metaphysik heute besiegt. Das Feld der Psychologie, auf dem sie sich unüberwindlich glaubte, war jetzt von der Naturwissenschaft und der materialistischen Philosophie erobert worden, die unser Wissen auf diesem Gebiete mit früher unbekannter Schnelligkeit fördern.

Doch unter den Werken, welche während der sechs fraglichen Jahre erschienen, gab es eines, das alle andern überragte. Es war „Der Ursprung der Arten“ von Charles Darwin.

Schon im 18. Jahrhundert hatte Buffon (wie es scheint auch Linnaeus), und am Anfang des 19. Jahrhunderts Lamarck zu behaupten gewagt, daß die verschiedenen bestehenden Pflanzen- und Tierarten keine durchaus festen Formen darstellen, sondern veränderlich sind und sich unter dem Einfluß des Milieus ver-

ändern. Die bloße Familienähnlichkeit, welche man bei verschiedenen Arten dieser oder jener Gruppe bemerkt, bewies nach ihnen die gemeinsame Abstammung von gemeinsamen Vorfahren. So müssen die verschiedenen Rassenarten, denen wir auf Wiesen und in Sümpfen begegnen, „Abkommen von ein und derselben Art sein, — Abkommen, welche unter dem Einfluß einer Reihe von Veränderungen und Anpassungen, die sie in ihren verschiedenen Existenzbedingungen erfuhren, so mannigfaltig und verschieden geworden sind. So müssen die heutigen Arten Wolf, Hund, Schafal, Fuchs früher nicht existiert haben, sondern an ihrer Stelle muß es nur eine Tierart gegeben haben, die im Laufe von Zeitaltern in gleicher Weise Wolf und Hund, Schafal und Fuchs aus sich gear.

Aber im 18. Jahrhundert mußten solche Redereien mit Vorsicht geäußert werden. Damals war die Kirche noch sehr mächtig, und wegen solch keigerischer Ansichten hatte der Naturforscher das Gefängnis, die Tortur oder das Irrenhaus zu erwarten. Deshalb waren die Heretiker äußerst vorsichtig in ihren Neußerungen. Jetzt aber verkündeten Darwin und Alfred Russel Wallace kühn unerschrocken die gleiche „Irrlehre“, und Darwin wagte sogar zu behaupten, daß auch der Mensch das Produkt einer langen physiologischen Entwicklung sei, daß er von einer den Affen ähnlichen Tierart abstamme, daß sein „sittliches Gefühl“ und sein „unsterblicher Geist“ sich in gleicher Weise entwickelt hätten, wie der Geist und die sozialen Gewohnheiten der Ameise oder des Schimpanzen.

Wir wissen, welche Gewitter der Empörung seitens der Alten über Darwin und besonders über seinen fühnen und gelehrten Jünger Huxley sich entluden, der besonders diejenigen Schlußfolgerungen des Darwinismus betonte, welche die Geistlichkeit aller Religionen außer Fassung bringen mußte.

Es war ein heißer Kampf. Doch die Darmtinianer gingen aus ihm als Sieger hervor. Und seit dieser Zeit haben wir eine gänzlich neue und bereits stattliche Wissenschaft, die Biologie, die Wissenschaft vom Leben in allen seinen verschiedenen Neußerungen.

Darwins Werke liefert aber nicht nur für naturwissenschaftliche, sondern auch für soziale Erscheinungen einen Schlüssel des Verständnisses. Es ermöglichte die Untersuchung derselben von einem ganz neuen Gesichtspunkte. Die Idee einer unausgesetzten Entwicklung, einer fortschreitenden Evolution, sowie eines allmählichen Sichanpassens der menschlichen Wesen und Gesellschaften an wechselnde Bedingungen hat eine viel weitere Anwendung gefunden als die Erklärung vom Ursprung der Arten. Mit ihrer Einführung in das Studium der gesamten Natur, wie in das des Menschenlebens und menschlicher sozialer Einrichtungen eröffneten sich neue, ungeahnte Horizonte, bot sich die Möglichkeit für die Erklärung der schwierigsten Probleme auf allen Gebieten der Wissenschaft.

Auf diese Weise entstand die Biologie, welche in den Händen Herbert Spencers uns gezeigt hat, wie die unzähligen Tier- und Pflanzenarten sich aus einigen einfachen Organismen entwickelt haben, und welche es Häckel möglich gemacht hat, einen Stammbaum für das Tierreich einschließlich des Menschen zu entwerfen. Ferner war es möglich, eine feste wissenschaftliche Grundlage für eine Geschichte menschlicher Sitten, Gebräuche, Glaubensbekenntnisse und Einrichtungen zu schaffen, welches

Hilfsmittel den Philosophen des 18. Jahrhunderts und Auguste Comte gefehlt hatte. Eine solche Geschichte kann heutigen Tages geschrieben werden, ohne daß man auf die Formeln der Hegelschen Metaphysik, auf „angeborene Ideen“, die Inspiration von außen oder die „Substanzen“ Kants zurückzugreifen braucht, — kurz, ohne jene geisttötenden Formeln, hinter welchen immer derselbe alte Aberglaube, dieselbe alte Unwissenheit steckt.

Durch die Lätigkeit der Naturforscher einerseits und Henry Maines und sein Nachfolger andererseits, welche dieselbe induktive Methode auf das Studium der ersten Institutionen und der Geseze, die aus ersteren resultierten, anwandten, gewann die Entwicklungsgeschichte menschlicher Einrichtungen in den letzten dreißig Jahren eine ebenso sichere Grundlage wie die Entwicklungsgeschichte irgend einer Pflanzen- oder Tierart.

Es wäre natürlich höchst ungerecht, wenn wir über die Arbeiten hinweggehen wollten, welche während der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts in Frankreich von der Schule Augustin Thierry's, in Deutschland von Maurer und den Germanisten und in Rußland etwas später von Kostomarov, Belajeff und andern geleistet wurden.

Das Entwicklungsprinzip war sicherlich schon früher, bereits seit den Encyclopädisten, in dem Studium der Gebräuch und Institutionen sowie der Sprachen zur Geltung gelangt. Aber es wurde erst möglich, zu korrekten und wissenschaftlichen Resultaten zu kommen, nachdem der Gelehrte gelernt hatte, gegenüber den gesammelten Tatsachen den gleichen Standpunkt einzunehmen, welchen der Naturforscher der fortschreitenden Entwicklung neuer Pflanzenorgane oder einer neuen Art gegenüber einnimmt.

Die metaphysischen Formeln haben seinerzeit zweifellos den Dienst geleistet, annähernde Verallgemeinerungen zu gewinnen. Besonders aber dienten sie dazu die schlummernde Gedankenkraft zu wecken und sie durch ihre vaguen Hindeutungen auf eine mögliche Einheit im Naturleben aufzurütteln. In einer Zeit der Reaktion, wie es die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts waren, wo die durch Induktion gewonnenen Verallgemeinerungen der Encyclopädisten sowie ihrer englischen und schottischen Vorläufer in Vergessenheit gerieten, zu einer Zeit, wo es moralischen Mut — der leider nicht vorhanden war — verlangte, gegenüber dem triumphierenden Mystizismus von der Einheit der Natur und von einer „geistigen“ Natur zu sprechen, erfüllte die nebelhafte Metaphysik der Deutschen den guten Zweck, den Geschmack an Verallgemeinerungen zu erhalten.

Aber die Verallgemeinerungen dieser Zeit — mochten sie nun durch die dialektische Methode oder durch eine halbbewußte Induktion gewonnen sein — waren auf Grund dieses Ursprungs von einer verzweifeltsten Unbestimmtheit. Die ersteren gründeten sich auf recht naive Voraussetzungen, wie wir sie bei den alten Griechen finden, die beweisen sollten, daß die Planeten sich in Kreisen bewegen müssen, weil der Kreis die vollkommenste Bogenlinie bildet. Allein die Naivität der Schlußfolgerungen sowie die Abwesenheit von Beweisen verbarg sich gewöhnlich hinter dehnbaren Sophismen und nebelhaften Worten sowie einem unklaren und grotesk schweren Stil. Bezüglich der letzteren, jener Theorien, die einer nur halb bewußten Induktion entsprungen waren, muß konstatiert werden, daß sie sich auf einen sehr beschränkten Beobachtungskreis aufbauten, wie

jene weittragenden, aber schlecht begründeten Verallgemeinerungen Weismanns, welche leztlich ein gewisses Aufsehen erregt haben. Da die Induktion unbewußt war, übertrieb man leicht den Wert dieser hypothetischen Verallgemeinerungen und stellte sie als unumstößliche Geseze hin, während sie in Wirklichkeit nur Annahmen, Hypothesen, embryonale Verallgemeinerungen waren, welche noch der aller elementarsten Bestätigung durch die Tatsachen bedurften.

Schließlich waren alle diese weitgreifenden Theorien in eine so abstrakte und dunkle Form gekleidet, wie z. B. Hegels „These, Antithese und Synthese“, daß sie der Willkür vollkommene Freiheit ließen, sobald man zu praktischen Schlußfolgerungen kam. Tatsächlich führten sich die verschiedenartigsten Richtungen auf die gleichen Theorien zurück; der revolutionäre Geist Bakunins samt der Dresdener Revolution in gleicher Weise wie der revolutionäre Jakobinismus eines Marx, wie die Lehre von der „Anerkennung alles Bestehenden“, welche so viele Autoren „zum Frieden mit der Wirklichkeit“, d. h. zur Beherrschung der Autokratie veranlaßte.

Glossen

Heym und die Viecher-Wasservögel

Heym starb bekanntlich an einem Loch, das man schonungsvoll ins Eis geschlagen hatte, mit Rücksicht auf die Wasservögel. Einer von diesen hat jetzt den Tod des Dichters in der Art beklagt, daß der krächzende Triumph, zu überleben, von dem leutseligsten Mitleid mit dem ertrunkenen Jüngling schwer noch zu unterscheiden war. Daß das Unglück die Welt um eine Hoffnung ärmer gemacht hat, doch nur um eine Hoffnung, suchen Wasservögel zu zwitschern, deren Hoffnungslosigkeit ihre Kollegen, die Spähen, längst von den Dächern pfeifen . . . Wie, um Gottes willen, soll man über die Enttäuschung hinwegkommen, daß die Wasservögel geschont wurden? Ich fürchte, die Weltregierung ist mit ihnen irgendwie verliquet und läßt zu ihrem Schutze Löcher ins Eis schlagen, daß die Künstler ertrinken. Bestimmt ist der verantwortliche Minister irgend ein Herr Schweinthal oder ein Herr Jacobsohn. Eine Liga der Wasservögel besteht, ihre Konnexionen stinken nicht nur, sondern reichen zum Himmel . . . Wir ertrinken. es

Preussische Staatsmoral

Auch Preußen hat bekanntlich seit bald Jahresfrist ein Feuerbestattungsgefeh. Es ist nicht ganz leicht gewesen, es zu verabschieden, und es ist auch nicht ganz schön geworden. Aber immerhin: es schien doch auch ein Sieg des Toleranzgedankens; ein erstes Auflockern eines so harten wie sinnlosen Gewissenszwangs, der um so verbitternder gewirkt hatte, als er eigentlich nur die Nichtzahlungsfähigen traf. Mittlerweile sind nun aber die Ausführungsbestimmungen erlassen worden, durch die das Gesez erst praktisch werden kann, und mit Befremden und Entrüstung erfährt man, daß es schlimmer geworden ist als bisher. Die diskretionär schaltende Bureaukratie hat den Geist der Duldung, in dem es geschaffen worden war, einfach aus dem Gesez herauseskamottiert. Die minutiösen Vorschriften über die Leichenschaubürden Kosten auf, die die Feuerbestattung erst recht zu einem Privileg der Wohlhabenden machen. Andere, wie die — inzwischen freilich ausgemerzte —, daß der „Befund der Virginität zu erwähnen“ ist und die Leiche nur in einen Sarg von rohem Holz gebettet

werden darf (wofür die Reichen freilich einen aus bronziertem Sink mählen werden), haben ganz offensichtlich die Bestimmung, die Einäscherung der Bevölkerung zu vereiteln. — Der „Türmer“ schreibt in seinem Februarheft zu diesem Kapitel mit Recht: Wir haben hier also folgende Situation: es wird ein Gesetz gemacht, von dem der Vertreter der Staatsregierung, der zuständige Herr Minister, bei dessen Einführung im Parlament erklärt, es solle ein Akt der Toleranz werden gegenüber den Andersmeinenden. Hernach aber verkehren Beamte derselben Staatsregierung, und schwerlich ohne Einverständnis mit dem nämlichen Herrn Minister, diesen Sinn des Gesetzes von hinten herum in sein Gegenteil. Und dabei hat der alte Hegel den Staat einst als die Verkörperung der sittlichen Idee konstruiert.

Königsweisheit des großen Friedrich

Unter diesem Titel ist eines der eigenartigsten und jedenfalls unterhaltendsten Bücher zur Charakteristik des großen Königs erschienen (Verlag Robert Lutz, Stuttgart, Preis 2 Mk., gebd. 3 Mk.). Es zeigt uns den Monarchen im vollen Umfang seiner weisen Regierungstätigkeit, die aus einer klug ausgewählten Anzahl seiner Erlasse usw. dem Leser mit prägnanter Schärfe entgegentritt. Als Probe wählen wir die Antwort, die er dem Geh. Rat v. Taubenheim gab, als dieser ihm vorschlug, die Staatseinkünfte durch Abzüge von den Gehältern der Unterbeamten zu erhöhen:

„Ich danke dem Geh. Rat v. Taubenheim für seine guten Bemerkungen und ökonomischen Rat. Ich finde aber solchen um so weniger applicabel, da die armen Leute jener Klasse ohnehin schon so kümmerlich leben müssen, da die Lebensmittel und alles jetzt so teuer ist und sie eher eine Verbesserung als Abzug haben müssen.“

Indessen will ich doch seinen Plan und die darin liegende gute Gesinnung annehmen und seinen Vorschlag an ihm selbst zur Ausführung bringen und ihm jährlich 1000 Taler mit dem Vorbehalte von dem Traktament abziehen, daß er sich übers Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieser Etat seinen eigenen häuslichen Einrichtungen vorteilhaft oder schädlich sei. Im ersten Falle will ich ihn von seinem so großen als unverdienten Gehalte von 4000 Taler auf die Hälfte herunter setzen und bei seiner Beruhigung seine ökonomischen Bemerkungen loben und auf die andern, die sich deshalb melden werden, diese Verfügung in Applikation bringen.“

Das köstliche Buch ist voll von ähnlichen salomonischen Verfügungen; die allerbesten und treffendsten freilich sind von einer so derben Form, daß sie hier nicht gut wiedergegeben werden können. Wer den Regenten in Friedrich aus ihm selbst heraus verstehen will, der muß dieses Buch lesen.

Die Fahrt nach der Irrenanstalt

Auf lauten Linien fallen fette Bahnen
Vorbei an Häusern, die die Särge sind.
An Ecken lauern Karren mit Bananen.
Nur wenig Mist erfreut ein hartes Kind.

Die Menschenbeaster gleiten ganz verloren
Im Bild der Straße, elend grau und grell.
Arbeiter fließen von verkommenen Toren.
Ein sanfter Mann geht still in ein Rondell.

Ein Leichenwagen kriecht, voran zwei Kappen,
Weich wie ein Wurm und schwach die Straße hin.
Und über allem hängt ein alter Lappen —
Der Himmel . . . heidenhaft und ohne Sinn.

Wilmerdorf

Alfred Lichtenstein

Das Heimliche Theater

(In den vorigen Nummern veröffentlichte ich Äußerungen von Maximilian Harden, Dr. jur. Halpert, Alfred Richard Meyer, Peter Scher, Victor Fraenkl und Alfred Kerr.)

Manchmal macht es Freude, Jurist zu sein. Dies passiert, wenn man durch sachliches Wissen zu der Überzeugung kommen darf, daß ein herrschender Rechtszustand auch rechtlich Unrecht ist.

Man betrachtet die Zensur. Man weiß, das Allgemeine Landrecht sagt: „Die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung und zur Abwendung der dem Publika oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahren zu treffen, ist das Amt der Polizei.“ Ist das Amt der Zensur. Aber im Strome gibt es nicht nur Wasser, sondern auch Wehre. Man gedenkt aufatmend der Verfassungsurkunde — des Lieblings unter den Gesetzen — Art. 27: „Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.“ Durch Wort . . . frei zu äußern . . . Natürlich, — nicht man verständnisvoll, — sofern das Wort durch die Zwischenräume, die das Strafgesetz dem Leben überlassen hat, ohne Anstoß hindurchgeht. Also hat die Polizei mit Tragödie und Komödie nichts zu tun, nur der Richter; also gibt es keine Zensur . . .

Da macht man aus der träumerischen Logik auf. Man ist über den gefrorenen Bodensee geritten und hat nachträglich zu erschrecken: Die strafbare Handlung allerdings geht nur den Richter an, aber die Möglichkeit einer strafbaren Handlung, diese Möglichkeit, welche aus der Wirkung des Schauspiels auf die versammelten Zuhörer entspringt, — die Möglichkeit schreit nach der Polizei.

Wie wird solche Möglichkeit festgestellt? Erstens (geistloses System): durch sichere Beweisregeln. In Oesterreich dürfen österreichische Amtskleider und Uniformen auf der Bühne nicht erscheinen. In Preußen werden Stücke, worin verstorbene Mitglieder des königlichen Hauses auftreten sollen (etwa Albrecht Achilles, 1470 bis 1486), unterdrückt. Zweitens (intellektuelles System): Jedes Stück wird als Individualität behandelt, es wird geprüft, wie es auf die versammelten Zuhörer in dieser Epoche, an diesem Orte wirken könne, es wird verstanden und dann erst verboten.

Gedankengang: Eine öffentliche Versammlung ist etwas anderes als eine Salongesellschaft. Die Menschen werden klein, wenn sie in Masse zusammen kommen, sagt Chamfort. Bei einer Vorstellung im Zirkus geschieht es leicht, daß das Klatschen Weniger den ganzen Haufen ergreift. So kann ein Wort, eine Gestalt, die im Buche den Einzelnen harmlos lassen, eine öffentlich versammelte Menge revolutionieren. Darum muß Zensur sein. — Und ihre Waffenkraft zieht sie aus dem Begriff der Doffentlichkeit. Begreifen wir die, dann wissen wir, was wir zu tun und zu lassen haben.

Doffentlich ist, erklärt das Reichsgericht, ein Kreis von Personen, die ihrer Art und ihrer Zahl nach unbestimmt und nicht bestimmbar sind und die unter einander nicht in allgemeiner Verbindung stehen.

Sehen wir vorsichtig von der Quelle bis zur Mündung der Heimlichkeit in die Oeffentlichkeit:

Wenn einer im Zimmer auf und ab schreitet und rezitiert, und nur sein Spiegelbild von Zeit zu Zeit erblickt, — so ist dies nicht öffentlich. Wenn seine Schwester angelockt wird und hereintritt und ihm zuhört; wenn die anderen Verwandten, Freunde kommen und Personen des Stückes übernehmen und mit verteilten Tönen vortragen; wenn diese Darbietung zur sonntäglichen Gewohnheit wird und dem Salon das Boudoir als Bühne angegliedert wird und Freunde ihre Freunde und deren Freunde bringen, — so ist es nichtöffentlich. Wenn zum Ehrentage eines allgemein Beliebten die Spieler zeigen sollen was sie können und im Saale eines Restaurants nach dem Festessen den geladenen weitverzweigten Gästen „Hans Lange“ oder „Der Vetter aus Bremen“ vorgestellt wird, — so ist es nichtöffentlich. Hier sind wir im heimlichen Theater. Daß Wedekind und nicht Körner oder v. Hense gespielt wird, macht es nicht unheimlich. Daß es vorher kein Festessen gibt und nachher keinen Tanz, darf den Begriff gleichfalls nicht irritieren. Dies Theater ist reichsgerichtlich nicht öffentlich, weil der Kreis der Teilnehmer durch Einladung bestimmt ist; und weil sie miteinander in Verbindung stehen durch den einigen Wunsch, das Stück zu sehen, es spielen zu lassen, den Dichter, ihren verehrten Verwandten und Freund, im Familienkreise der Gutgesinnten zu feiern . . .

Der Zensor gehört nicht dazu.

Alfred Wolfenstein.

„Komm, Herr Zensor, set unser Gast . . .!“

Daß der Zensor dem „Heimlichen Theater“ Schwierigkeiten bereiten wird, scheint mir nicht wahrscheinlich, — jedenfalls würde ich es als nicht berechtigt empfinden. Die Institution der Zensur hat die Aufgabe, in der breiten Oeffentlichkeit für Aufrechterhaltung des Anstandes und der guten Sitte zu sorgen, ferner in politischer Hinsicht, diejenigen Werke von der Aufführung auszuschließen, die das Publikum zu Gewalttätigkeiten aufzureizen imstande sind. Wer solches Vetorecht der Zensur unbegründet empfindet, möge sich nur erinnern, das große Kenner und Beherrscher der Volkspsyche, wie z. B. Napoleon I. war, die politische Beeinflussung durch das von der Schaubühne gesprochene Wort ungemein respektierten. Tatsache ist, daß bei der Aufführung von Aubers „Stumme von Portici“ in Brüssel am 24. August 1830 das Publikum so erregt wurde, daß es in wilder Wut aus dem Theater stürmte und revolutionierte!

Mag also der Zensor in der breitesten Oeffentlichkeit die Vorführung von Werken verhindern, die ihm in irgendeiner Hinsicht die Ordnung zu verlegen scheinen, — in einer geschlossenen Gesellschaft eingeladener Gäste ist sein Eingreifen nicht von Nöten. Wie aus allem hervorgeht, werden die Einladungen zu den Vorstellungen des Heimlichen Theaters nur an literarisch interessierte Menschen versandt, denen es vor allem mehr auf das „Wie“ ankommt, als auf den Stoff und deren moralisches Verhalten durch das Anhören eines — nehmen wir an selbst lasciven Theaterstückes nicht leiden kann. Ich könnte mir wenigstens nicht vorstellen, daß mein sittliches Verantwortungsgefühl durch den Besuch irgendeines Wedekindschen Stückes eine Einbuße erlitten hätte. Wohl aber muß ich hier hinzufügen, würde es mich ein wenig genieren, wenn ich vor vornehm denkenden Leuten gestehen müßte: gestern abend habe ich mir den Pariser Schwank mit der pikanten Entkleidungsszene angesehen! — Und die öffentliche Aufführung eines solchen Stückes

duldet aber die Polizei! Sie duldet auch Kneipen mit roter Laterne, und es war möglich in Berlin ein Palais de danse und Pavillon Mascotte zu etablieren, mit einem Lulus, der Paris in den Schatten stellt! — Mein Gott, wenn man hier Nachsicht üben und Konzessionen an unvermeidliche Menschenschwächen macht, warum will man uns intellektuell Interessierten unsere viel harmloseren Wünsche verkürzen?! —

Wenn nun einerseits öffentliche Gefahren aus dem Projekte nicht erwachsen, so sehe ich andererseits viel Nützliches daraus hervorgehen. Es handelt sich nicht nur darum, daß einige aus dem Publikum, die das Glück haben, eingeladen zu sein, das Werk eines Zeitgenossen trotz des öffentlichen Ausführungsverbotens von der Bühne kennen lernen, wie Herr Lautensack hervorhebt, sondern es wird hier die Gelegenheit geboten, dem Zensor, der ständiger Gast im „Heimlichen Theater“ sein müßte, die Bühnenwirkung der beanstandeten Werke vorzuführen. Der Zensor ist ein einzelner Mensch und dem Irrtum unterworfen, wie wir alle! Vielleicht hat er nach der Lektüre schädigende Wirkungen dort gewittert, wo sich bei der Aufführung gar keine herausstellten. Und er wird dann gern dazu bereit sein, das Stück, das sein Pflichtgefühl ihm am grünen Tische verbieten ließ, der Oeffentlichkeit frei zu geben. Und wieder wäre einem Autor geholfen!

Bis hier her wäre ich also einverstanden; nun kommen wir zur Finanzierung des Unternehmens! Hier möchte ich etwas vorschlagen: Die Theaterdirektoren, deren Novität der Zensor verboten hat, studieren die betreffenden Werke dennoch ein und stellen dem „Heimlichen Theater“ Saal und Schauspieler zur Aufführung zur Verfügung! Die Direktoren würden nicht viel mehr Unkosten riskieren, als schließlich vor jeder Premiere.

Würden sie also wohl bereit sein, das kleine Opfer zu bringen?! — Aber was frage ich denn?! Natürlich werden sie es tun! Wir leben doch in Deutschland, wo in Kunstfachen nicht nur der Geschäftsstandpunkt den Ausschlag gibt, wo die Direktoren für die Sache der Kunst zu größten Opfern freudig bereit sind! — Da ist beispielsweise Herr Salm!

Rolf Wolfgang Martens.

Zwischenruf

Ich möchte (ohne die Diskussion zu unterbrechen) einen Zwischenruf tun: Dem Heimlichen Theater sind bereits die ersten Könige aus dem Morgenlande erschienen! Mit der Bestimmung, das Geld zu Propagandazwecken zu verwenden, zeichneten: „Für die Freiheit der Kunst“ 200 Mk., Albert Ulrich 150 Mk., „Kölner Lichtfreunde“ 10 Mk., „Die Aktion“ 120 Mk., „Die Seher und Drucker der Buchdruckerei der Aktion“ 4 Mk.; insgesamt 484 Mk.

Damit ist also der Anfang gemacht. Aber wir brauchen natürlich (wollen wir etwas erreichen) bedeutend mehr Geld. Weiteren morgenländischen Königen sei deshalb ein Weg gezeigt: Stiftungen erreichen das „Heimliche Theater“, wenn sie an die Adresse unseres Schatzmeisters Albert Ulrich, Steglitz, Bismarckstr. 66, (Commerz- und Diskonto-Bank Berlin, Depositenkasse O, Friedrichstr. 1) gesandt werden. Es wird in der „Aktion“ quittiert werden und für die Verwaltung ein besonderer Ausschuß zu konstituieren sein.

Ich mache ausdrücklich darauf aufmerksam, daß durch diese Besteuerung von Kampfmitteln keineswegs das Recht auf Teilnahme an den in Vorbereitung befindlichen Aufführungen erworben werden kann. (Also: Hintertür zu!)

Die Einladungen ergehen vielmehr ohne Rücksicht auf eventuelle Spender nach unserem eigenen Ermessen, um auf alle Fälle den geschlossenen Zirkel des Geldes zu wahren.

J. P.

An Hildegard K.

Deine Wimpern, die langen,
Deiner Augen dunkle Wasser,
Laß mich tauchen darein,
Laß mich zur Tiefe gehn.

Steigt der Bergmann zum Schacht
Und schwankt seine trübe Lampe
Über der Erze Tor,
Hoch an der Schattenwand,

Sieh, ich steige hinab,
In Deinem Schoß zu vergessen,
Fern, was von oben dröhnt,
Helle und Qual und Tag.

An den Feldern verwächst,
Wo der Wind steht, trunken vom Korn,
Hoher Dorn, hoch und krank
Segen das Himmelsblau.

Gib mir die Hand,
Wir wollen einander verwachsen,
Einem Wind heute,
Einsamer Vögel Flug,

Hören im Sommer
Die Orgel der matten Gewitter,
Baden in Herbsteslicht,
Am Ufer des blauen Tags.

Manchmal wollen wir stehn
Am Rand des dunkelen Brunnens,
Tief in die Stille zu sehn,
Unsere Liebe zu suchen.

Oder wir treten hinaus
Vom Schatten der goldenen Wälder,
Groß in ein Abendrot,
Das Dir berührt sanft die Stirn.

Göttliche Trauer,
Schweige der ewigen Liebe.
Hebe den Krug herauf,
Trinke den Schlaf.

Einmal am Ende zu stehen,
Wo Meer in gelblichen Flecken
Leise schwimmt schon herein
Zu der September Nacht.

Oben zu ruhn
Im Hause der durstigen Blumen,
Über die Felsen hinab
Singt und zittert der Wind.

Doch von der Pappel,
Die ragt im Ewigen Blauen,
Fällt schon ein braunes Blatt,
Ruht auf dem Nacken Dir aus.

Rückkehr vom Hades

Von Marie Holzer (Prag)

Heinrich Mann ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der heutigen Literatur. Wie ein Fremdling geht er durch die Gassen. Sagt fremde Worte. In fremdem Glanz. Stahlharte Kälte, fast Grausamkeit lehnt sich an dunkelrote Blut. Alle Farben hat er auf seiner Palette, alle Nuancen, alle Töne. . .

In seinem neuesten Novellenband, der nach der ersten, schönsten, tiefsten, wunderbarsten Geschichte „Rückkehr vom Hades“ seinen Namen trägt, handhabt er eine so rätselhafte Technik, die man nur fühlen kann, die man sieht, empfindet, ohne den Mechanismus zu kennen. Nicht Geschehnisse, Bilder, ziehen vorbei, reihen sich aneinander wie in einem glänzenden Kinematographen, leuchtend, strahlend, grauig, durchflutet vom Glanz einer fremdartigen Natur in ewig wechselnder Beleuchtung, die jedem Bild ihr dunkles oder liches Stimmungsgold leiht. Und Worte fallen von Trauer beschwert, von Schönheit trunken, von Seelentiefe durchwühlt. Und von ferne, wie im Hintergrund das Flügelrauschen dunkler Schwingen, die verberbend oder läuternd durch das Leben gehen.

Seine Phantastie geht dunkle Wege. Führt uns durch fremde, irre Gassen. Wir kennen die Richtung nicht und nicht den Steg. Sehen nicht vor und nicht hinter uns. Und die Beleuchtung ist oft fremd und wirr. Sie strahlt, sie verführt, sie lockt, sie blendet uns mit ihrem seltsam geheimnisvollen Feuer.

Tausend Gedanken zucken auf da und dort. Wie Feuergarben, zeigen uns eine neue Richtung und dann war es doch nichts als eine Halluzination. Das Gespenst dunkler Gedanken, die versinken, vor der Farbenpracht des Bildes, vor der königlichen Gebärde des Erzählers.

Dunkel sind die Motive und verzerrt die Masken. Die Branzilla. Eine Sängern, die für ihre Kunst lebt. Für ihre Kunst den Freund und Beschützer verrät. Die singen will, weil ihr ein Gott die Stimme gab und alles andere versinkt, alles ist bleich und farblos und über alle Grausamkeiten tragen sie die Flügel ihrer Kunst.

„Darf ich denn ruhen, so lange irgend ein Mensch meine Rolle besser machen könnte?“

„Ich habe alle Leidenschaft und ich mache Kunst daraus.“

Doch endlich findet sie ihren Meister. Ein Sänger, unbekannt, doch groß wie sie, der aber seiner Kunst keine Altäre baut, vor denen er kniet, nicht das ganze große unendliche Opfer seines Lebens bringt, die ihm lachend folgt, wie alle schönen Frauen, die seinen Weg kreuzen. Und aus ihrer Liebe wird Haß und Neid urd Empörung.

Die rote versengende Fackel der Leidenschaft zur größten, schönsten, tyrannischsten Göttin der Kunst glüht durch ihr Leben. Und jedes Wort und jede Tat, die auf Kälte und Grausamkeit zur Größe wuchs, wird endlich zur hohlen Frage. Ihr Fanatismus hat alles Menschliche ertötet. Und angesichts ihres erhängten Mannes denkt die alte müdgehegte grauige Frau an ihre Rolle.

Heinrich Mann führt uns durch fremde Gassen, führt uns dunkle Wege, aber die Worte hämmern sich in unser Gedächtnis. Die Bilder glühen. Die Gestalten leben und klingen. Und alle unsere Nerven zittern. Und alle unsere Sinne horchen. . .

*) Rückkehr vom Hades. Novellen von Heinrich Mann. (Insel-Verlag, Leipzig.)

Danse funèbre

Noch schläft ein Seufzerhauch
In der verwelkten Luft
Erlöshner Flamme Rauch
Liebenden Atems Duft
Eine Lilie liegt
Noch am Boden starr
Und ein Schatten fliegt
Seelenvoll bizarr.

Eines Tanzes sterbendes Wiegen
Verhallendes Lachen
Wange an Wange schmiegen
Herzens ansachen
Schwacher Arme Sehnen
Und Augen lustmüde
Schulter an Schulter lehnen
Wie wenn die fernste Flöte läde

Noch bei verwehendem Blick
Bei fast veratmetem Busen
Im kläglichsten Mißgeschick
Mitten in Tod und Medusen
Eine Kühlung von Lippe zu Lippe
Schwelgen von Hand in Hand
Schlüsse das letzte Leben, nippe
Noch von Genuß und Tand -

Schon zieht es unsichtbar
Zärtlich und finster zur Pforte
Flüstern, es war . . . es war . . .
Lispeln erwürgte Worte
Leicht zum Gange gewendet
Der eilt und nimmer zurück
Brecht Augen von Tränen geblendet
Trauer und Glück.

Balensee

S. Friedlaender

Kopien

Interieur von Max Adler

Personen:

S e l b, Maler.

L e o n t i n e, seine Hausgenossin.

D i e M i l c h f r a u.

B l u m e n s t i n g l, Agent in Kunstartikeln.

Ort und Zeit der Handlung: Wien, Gegenwart.

(Kabinett, klein und dürftig eingerichtet, mit Bildern und Malgerät vollgepfropft, 1 Bett, 1 Tisch und 1 Stuhl.)

1. Szene.

S e l b (sitzt an der Staffelei und pinselt. L e o n t i n e steht am Fenster und trommelt gegen die Scheiben. S e l b, gedehnt und langsam, wie zu sich selber (sprechend): Da male und male ich nun an einem Fauteuil für Franz Till in der Bumpendorferstraße 187. Ein tüchtiger und gebiegener Geschäftsmann, der Herr Till — aber er weiß einen wahrhaftig in Verlegenheit zu bringen! Ich komme zu ihm und sage: „Herr, ich bin Kunstmaler und habe nichts zu essen!“ — „Geben kann ich Ihnen nichts,“ erwiderte er mit schönem Freimut, „aber wenn Sie wollen, so können Sie mir meine Firmatafel mit dem großen Fauteuil anstreichen.“ — Jetzt arbeite ich schon zwei Tage daran und kann's nicht fertig bringen. Es fehlt mir Ocker. Diesen Fall hätte er

unbedingt in Rechnung ziehen müssen, der Herr Till . . . Kannst Du mir sagen, wie spät es ist?

L e o n t i n e: Nein, Du Idiot! Die einzige Uhr, die wir hatten, liegt bekanntlich im Versahamt.

S e l b: Kannst Du es mir nicht ohne Uhr sagen? (Sie schweigt und trommelt weiter.)

S e l b (nach einer Pause): Siehst Du, wenn Du gläubig genug wärst, könntest Du es mir dennoch sagen. Aber Du glaubst nicht!

L e o n t i n e: Und wenn Du klug genug wärst, würdest Du versuchen, Geld hereinzubringen. (Trommelt weiter; plötzlich abbrechend.) Mein Gott — was sollen wir denn nur anfangen? In zwei Tagen ist die Miete fällig!

S e l b (dreht sich auf seinem Stuhl gegen sie um. Ruhig und langsam): Nun, ist Deiner Trommel plötzlich das Fell geplatzt?

L e o n t i n e (wütend gegen ihn losfahrend): O — Du! . . . Einen Narren aus einem machen, das kannst Du — ja! . . . (Es läutet an der Tür; Leontine öffnend, scharf, mit einer Art böshafter Genugtuung): Die Milchfrau!

S e l b: Wie viel bekommt sie?

L e o n t i n e: Sieben Kronen, 53 Heller.

S e l b: Was ist das: „Kronen“? Ich kenne keine „Kronen.“ (Die beiden Frauen tauschen einen Blick des Einverständnisses.)

L e o n t i n e: Also 753 Heller, wenn es Dir so leichter fällt. Siebenhundert und dreihundfünfzig — verstehtst Du?

S e l b (ruhig weiterpinselnd): Da wurde gerade Rom gegründet. — Sieben Heller hätte ich!

2. Szene.

(Die Vorigen. Die Milchfrau.)

Die Milchfrau (die bisher auf dem Korridor stand, schiebt sich zur Tür herein. Die, asthmatisch pustend): Sö, glauben Sö, daß wir unsere Ruach für fremde Leut' fuadern? Mir hom jo a' Reschieh! (Zu Leontine): Sö, mei' Ltabe, mit den werd'n Sö nir aufsted'n. A Mo', der wos la Figes net hat . . . Hätten S' Ihna Ltaba an ur'ndlichen Professionist'n g'numma!

L e o n t i n e: O, Du mein Gott — Sie wissen ja, was ich erdulden muß. Da sehen Sie her. Da malt er wieder an einem Tapezierersessel. Wenn er wenigstens ein paar Kopien auf Vorrat anfertigen würde . . .

S e l b: Liebe Frau, viele haben ein „Figes“ und denken doch wie die Schweinehundel!

M i l c h f r a u: Sö, Herr, halten S' mi' net länger auf. I' will mei' Geld hab'n!

S e l b (zu Leontine): Gib ihr die sieben Heller! Hol' den Tobak auf Puff!

M i l c h f r a u: Was? Frozzeln wollen Sö mi' a' no'? (Steckt das Geld in die Tasche): Sö, do kennen S' mi' schlecht!

L e o n t i n e: Frau Pawlik, nehmen S' einstweilen die Kopie hier in Zahlung. Es ist die letzte. Sie ist mindestens achtmal so viel wert, als die Schuld beträgt!

M i l c h f r a u (buchstabierend): „Brun—nen—i—byll!“ . . . Aha — „Brunnenibyll!“ Sö nadeten Weibsen und Faulenzer können ma g'föhlen werden! A' so a' Leben war' Ihna halt recht! Was? (Behält das Bild unterm Arm): Na, dös is aber 's letzte Mal! Auf d' Wochen gib't's Geld — oder . . . (Wendet sich zur Tür, sitzt aber dort auf B l u m e n s t i n g l, der eben hereintritt, und bleibt nunmehr neugierig-lauernd im Hintergrunde stehen).

3. Szene.

(Die Vorigen. Blumenkingl.)

Blumenkingl (wirft Zylinder, Handschuhe und Spazierstock mit Silbergriff auf's Bett. Laut, ohne Gruß): Herr Geld, sechs Kopien der „Brunnenidylle“ à 60 Kronen nach Liverpool! Wollen Sie Angabe? Wie viel? 30, 50, 60. — Wie viel? (Legt eine Banknote auf den Tisch.)

Leontine (nimmt das Geld an sich. Zu Geld, der während der ganzen Zeit ruhig weiter gearbeitet hat): Du! Hörst Du! 50 Kronen Angabe! Wirf doch schon einmal den blödsinnigen Fauteuil zum Teufel, Du Narr! Sechs Kopien für White in Liverpool! Hörst Du nicht? (Rüttelt ihn.)

Geld: Gleich, gleich! (Versonnen): Steh her, wie die pfirsichfarbene Bordüre zart trisierend über die Anschwellung der Lehne gleitet! Da ist mir unter der Hand eine ganz passable Farbmischung gelungen. Hol' Oder, sag' ich Dir . . . Und Tobak!

Blumenkingl (setzt den Kneifer auf und sieht Geld belustigt zu): Ei, ei! Sie sind uns also auf das kunstgewerbliche Gebiet hinüber entruscht? Aha: Darmstadt, Schulze-Naumburg, Kunst im Hause und so weiter! . . . Sabah! . . . Ein Prachtemplar von einem Fauteuil! Ein göttlicher Fauteuil! Ein unbezahlbarer Fauteuil! . . . „Franz Eil, Gumpendorferstraße 187.“ Ausgezeichnet! Sabah! . . . Ausgezeichnet!

Die Milchfrau (hat zuerst das Geld betrachtet, zieht nun plötzlich die Kopie hervor und nähert sich Herrn Blumenkingl, der währenddem in den kunterbunt herumlehrenden halbfertigen Gemälden wählt): Es . . . Herr . . . Herr Kunstherr! . . . Da hätt' i' a' so ane . . . so ane zu sechs'g. I gib's um fimafuch's'g.

Blumenkingl: Her damit! (Zählt das Geld auf und widelt die Kopie in Zeitungspapier.) Nun also, Herr Geld, bis wann sind die übrigen Kopien fertig? (Zu Leontine leise): Treiben Sie ihn! Treiben Sie ihn!

Leontine (die beständig in Geld hineingerebet hat): Aber Sie sehen ja, er rührt sich nicht. Es ist ein Kreuz mit dem Mann!

Geld: Leontine, wo bleibt das Oder? Zuerst kommt der Fauteuil für Franz Eil.

Blumenkingl (kopfschüttelnd zur Milchfrau): Er ist verrückt!

Die Milchfrau (zeichnet mit dem Zeigefinger auf ihrer Stirn die symbolische Figur eines Rades und schleicht sich sodann zur Tür hinaus).

4. Szene.

(Geld, Leontine und Blumenkingl.)

Geld (steht auf und geht mit schwankenden langen Schritten auf Blumenkingl zu, Palette und Pinsel immer in der linken Hand): Sie wollen jetzt auf einmal Kopien . . . Jetzt, wo wir schon halb verhungert sind. . . Wissen Sie, was das heißt, eine Kopie anfertigen? Wie da Auge, Hirn, Handgelenk und Rückgrat in Anspruch genommen wird? Schon beim Original, wo doch noch die Freude an der Erfindung das körperliche Elend übertaubt — und nun erst bei der Kopie! . . . Nein, Herr, lieber ein Neues schaffen, und wenn es auch nur die Verzierung für einen Fauteuil wäre . . . Herr, ich habe heute nichts gegessen als eine Brotkrume! . . . Wir leiden seit Wochen Hunger . . . Herr — das Herz sehnt sich nach Freude und Leben . . . Ich kann Ihre Kopien jetzt nicht mehr machen. Vor zwei Wochen vielleicht . . . oder in einigen Tagen . . . aber jetzt . . . o — ich habe solchen Hunger! . . . (Greift mit der Rechten ans Herz und stürzt plötzlich zu Boden.)

Blumenkingl: Mensch, was fällt Ihnen ein? (Ihn rüttelnd): Hören Sie nicht? Fünf Kopien zu sechzig, meinetwegen sogar sechs!

Leontine (die sich angstvoll über ihn beugt): Geld! . . . Geld! . . . Mein Gott! Gerade jetzt . . . Geld! . . . Es ist ja alles gut! . . .

Blumenkingl (zögernd): Ist er tot? . . . Vielleicht ein Herzschlag?!

Leontine (sassunglos schluchzend): Geld! . . . Es ist ja alles gut! . . .

Blumenkingl: Man sollte jemand verkändigen . . . Jemand holen . . . Soll ich . . . ?

Leontine (weint vor sich hin).

Blumenkingl (der sich verlegen gegen die Tür zurückzieht, Hut, Stock und Handschuhe in der Hand): Da empfehl' ich mich also . . . Ich werde vielleicht einen Arzt . . .

Leontine (stürzt mit geballter Faust auf ihn los): Sie Bluthund! . . . Sie Wucherer! . . . Sie sind schuld! . . . Sie und Ihre ganze Kumpanei! . . . Sie Sie haben ihn verkommen lassen . . . Nie haben Sie auf seine Bedürfnisse Rücksicht genommen! . . . Immer nur, wenn Sie ihn zu einem Geschäft brauchten, sind Sie gekommen. Dann war er Ihr lieber Freund, dann war er gut und genial! . . . Wenn wir schon am Hungertuche nagten! . . .

Blumenkingl: Aber erlauben Sie . . .

Leontine: Schweigen Sie, Sie Scheusal! Sie haben sich auf den Kunstmäcen hinausgespielt, Sie haben ihn mit leeren Hoffnungen hingehalten und durch Ihre geschäftsmäßige Kargheit in den Hungertod getrieben . . . Daß er ein Mensch ist, ein wahrhaft lebendiger Mensch — das ist Ihnen nie bewußt gewesen. Immer tiefer haben Sie ihn alle in seine erbitterte Opposition gegen dies verfluchte Geldleben hineingeheßt, so daß er zum Schluß das Geld ansah wie ein Kind. Und — o, wie recht hatte er mit seinem Geldhaß! O, daß ich ihn nicht früher verstand! . . .

Blumenkingl (sucht sie zu beschwichtigen; dabei fortwährend nach der Tür blickend): Seien Sie versichert, liebes Fräulein . . .

Leontine: Wie habe ich ihn mit meinem Unglauben gequält! . . . Da sehen Sie her, was er alles unter dem Pinsel hatte. (Rafft einige angefangene Bilder zusammen und legt sie auf den Tisch.) Welche Dinge, welcher Rausch, welche Schönheit! . . . Und dies alles ohne Farben, ohne Nahrung . . . ohne Liebel . . . Geld! . . . (Wirft sich weinend über den Toten.)

Blumenkingl (ratlos, mit den Achseln zuckend): Ja, ist denn heute alles verrückt geworden? . . .

Literarische Neuererscheinungen

Des Tolstoj, Chadschi Murat. Ein Roman aus des Dichters Nachlaß. Originaltext der autorisierten Übertragung von August Scholz. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) Vierte Reihe, 4. Band. Pappband 1 Mk., in Leinen 1,25 Mk.

Unter den Werken, welche nach dem Tode Tolstoj's in seinem poetischen Nachlaß gefunden wurden, ist der „Chadschi Murat“ das umfangreichste und eines von größter Bedeutung. Anscheinend in einer frühen Periode entstanden, vereinigt das Buch mit der Kraft dichterischer Diktion schon die Elemente jener religionsphilosophischen und sozialethischen Arbeit, deren Gesamtheit jetzt ein neues Evangelium ist. — Das Innerste der Geschehnisse hat keine größere Spannweite als jede kriegerische Episode. Zwei militärische Berichte, in soldatischer Kürze verfaßt, geben die Handlung in ihrer ganzen Straffheit wieder. An einem Novembertag 1851, in den Feldzügen Rußlands gegen die aufständischen Bergvölker Daghestans, die unter dem Muriden Schamyl kämpfen, meldet sich bei den Vorposten des russischen Lagers Chadschi Murat. Er ist im Heere

Schamyls einer der tollkühnsten Anführer gewesen; jetzt in Blutrache und tiefstem Haß von Schamyl abgefallen, bietet er dem Zaren seine Hilfe zu dessen Vernichtung. Doch er verlangt, daß seine Familie, welche er hatte zurücklassen müssen, durch russisches Geld oder russische Waffen befreit würde. Die Russen aber, die ihn nicht anders denn als wichtigen Gefangenen betrachten, wollen und können nichts tun. Da bricht er aus, um die Seinen aus den Händen des Blutsfindes zu retten. Den ihm nachsehenden Kosaken gelingt es, ihn nach erbittertester Gegenwehr zu töten. Reitende Boten tragen seinen abgeschlagenen Schädel zur Warnung durch die Grenzdistrikte. — Um dieses Leben mit den ungestümen und unverwirrtten Leidenschaften halbwiliger Bergvölker und seinen jähen Sturz stellt Tolstoi mit kalter Bitterkeit das ganze russische Reich in seinem eigenartigen Widerspruch von Kraft und Zerfall. Am interessantesten und stärksten sind die Szenen, am Hofe des Zaren Nikolaus, welcher, schwach und tyrannisch, der Dämon seines Reiches ist. In der in Rußland erscheinenden Ausgabe des Romans verbleibt der Teil natürlich in den Händen des Zensors.

Vornotizen

Nur wichtige Vätererkenntnisse werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Edwig Thomas. Der Wittiber. Roman. (Albert Langen, München.) Geh. 4,— Mk. Geb. 5,50 Mk.

Charles Dickens. Nicholas Nickleby. Roman. (Verlag Albert Langen, München.) Zwei Bände. Geh. 8,— Mk. Geb. 8,— Mk.

El Correi. Das Recht auf Freude. Roman. (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin.) Geh. 3,50 Mk. Geb. 4,50 Mk.

N. Werbitskaja. Wawutschka. Roman. (Buchverlag „Die Sonde“, Berlin SW 68.) Geh. 4,— Mk.

Des Tolstoi. Nachgelassene Werke. Band 3 (Schlußband). (Berlin, J. Labuschnikow Verlag.) Geh. 2,— Mk.

Valerius Brjusow. Die Republik des Südkreuzes. Novellen. (Hans von Weber, Hyperion Verlag, München.)

• • • Elisabeth und ihr deutscher Garten. Aus dem Englischen. (Julius Zeitler, Verlag, Leipzig.) Geh. 4,— Mk.

Zeitschriftenchau

Der Türmer. Monatschrift. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4,— Mk., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Februarheftes: Dunkle Bilder aus dem Kongolande. Von Fr. Bell. — Das Österreich des Offiziers. Von Hermann Kienzl. — Dickens über sich selbst. Von Gr. — Euro-

Inhalt der vorigen Nummer: Écrasez l'infame. / Sind Sozialisten heute regierungsfähig? Von Aristide Briand, Ministerpräsident. Vom jüdischen Klassenkampf. Von Cheskel Zwi. / Glossen. / Mitwelt. Von Alfred Wolfenstein. / Das Heimliche Theater. Von Peter Scher, Alfred Kerr und Victor Fraenkl. / Huldigung. Nach Baudelaire von Ferdinand Hardekopf. / Peter Hansen. Von Hermann Bang. / Die Neue Sezession. Von Walter Serner. / Vortragsabend von R. R. / Mein Ende. Von Alfred Lichtenstein. / Die Krise. Von Hans von Hülsen. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

päische Kriegsmöglichkeiten. Von Paul Dehn. — Die Camorra. Von M. Rigenhalter. — Babels Memoiren. Von Dr. Richard Bahr. — Friedrich der Große und das Volk. — Türmers Tagebuch: Bismarcks Erben. Wahlsammer. Realpolitiker und Ideologen. — Charles Dickens. Von Ernst Frhrn. v. Wolzogen u. a.

Deutsche Rundschau. (Verlag Gebr. Paetel, Berlin.)

Dem Gedächtnis Friedrich des Großen sind Beiträge des soeben erschienenen Februarheftes gewidmet: Hermann v. Petersdorff zeichnet das Bild des Preußenkönigs, Elisabeth v. Moeller schildert ihn als Geschichtsschreiber des siebenjährigen Krieges, und die historische Novelle Sophie Hochstetters „Das Memoire von Schwaningen“ behandelt eine Episode aus dem Leben der Markgräfin Friederike Luise von Ansbach, der wenig bekannten Schwester Friedrichs. Einen Aufsatz über die Beziehungen zwischen Deutschland und England veröffentlicht der Freiburger Historiker Wolfgang Michael, Berthold Auerbach, dessen 100. Geburtstag auf den 28. Februar 1912 fällt, gilt eine Studie des Wiener Literaturhistorikers Anton Bettelheim. Von den kürzeren Aufsätzen des Heftes heben wir hervor: Ernst v. Bergmann von Ebuard Schiff, der Maler und Radierer Ludwig Grimm von Reinhold Steig.

Die Mode von 1790 bis 1870.

Eine interessante reichhaltige Sammlung meist handcolorierter Original-Modeblätter, die Mode von 1790 bis 1870 illustrierend, ist in den Räumen der Buchhandlung Edmund Meyer, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 27 b zur freien Besichtigung ausgestellt.

Der komplette Jahrgang 1911 der „Aktion“ kostet direkt vom Verlag bezogen für Deutschland und Österr.-Ungarn Mk. 12.—, Ausland Mk. 15.— bei Voreinsendung des Betrages. Wir bitten um umgehende Bestellung, da nur noch vierzehn vollständige Exemplare abgegeben werden können.

**Central-Hôtel
Restaurant
Vörös Miska.**

Wer schenkt armem altem Schriftsteller rembrandtbraunen interessant wirkenden Schlafrock?

Gefl. Off. erb. sub. „Noli me tangere“
Redaktion dieses Blattes.

Bäder, Hotels, Pensionen usw.

Hotel Monopol-Metropole

I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2,50, mit Privatbad von M. 5,— an. :: Auto-Garage. **Frankfurt a. M.**

Das billigste Hotel am Friedrichsbahnhof **Berlin** ist „Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätsstraße 2. Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1,50 bis 6,— M. Telephon Amt I, 4799. **Bäder im Hause.**



Bildschön

ist ein zartes, reines
Gesicht mit rosigem, jugendfrischen
Aussehen, weißer, sammetweich. Haut u. blendend
schönem Teint! Alles dies erzeugt die echte:

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Dresden-Radebeul
allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.



EIN NEUES WIPPCHENBUCH VON JULIUS STETTENHEIM

ZU SEINEM 80. GEBURTSTAG

erscheint im Pan-Verlag Berlin W. 15 die 2. Auflage
MIT AUTOBIOGRAPHIE DES DICHTERS

UND ORIGINAL-BEITRÄGEN VON BLUMENTHAL | OBORG ENOEL |
L. FULDA | M. HARDEN | P. HEYSE | A. KERR | P. LINDAU |
L. PIETSCH | F. PHILIPPI | R. PRESBER | J. TROJAN | R. VOSS U. V. A.

ÜBERALL ERHÄLTlich | PREIS ORIGINAL GEBUNDEN 3 MARK

HANS HYAN

Der bekannte Verfasser des konfiszierten Romans
DIE VERFÜHRTEN

ließ vorben im Pan-Verlag in Berlin W. 15
ein neues gachend geschriebenes Buch erscheinen:

HÜTER DER UNSCHULD

PREIS BROSCHIERT MK 3.—, ELEG. GEB. MK 4.—

EINE LITERARISCHE SENSATION!

DIE INTELLEKTUELLEN EIN NEUER ROMAN VON GRETE MEISEL-HESS

Prote (312 S.) Bd. 5.— broschiert. Mk. 6.— eleg. in Leinen geb.

Die neue Generation der Schaffenden d. h. die Intellektuellen,
die geistigen Kulturträger, werden hier zum ersten Mal
im Rahmen einer ebenso bunten wie spannenden Handlung
in ihrem Erleben und Entwicklungskämpfen geschildert.
Alle Probleme der Moderne, u. B. die sexuelle Moral, der
Soulakommen, das Frauenproblem, die ästhetischen und
wissenschaftlichen Kämpfe der Zeit werden hier an mensch-
lichen Schicksalen gestaltet.

OESTERHELD & Co. • VERLAG • BERLIN W 15

EIN HEINE-DENKMAL

sind für jeden Literaturfreund und Heineliebhaber

DIE HEINE-BRIEFE

die der Pan-Verlag in Berlin W. 15 in einer geschmackvoll
ausgestatteten, billigen Ausgabe zum Preis von Mark 3.—
brochiert und Mk. 4.— (450 S.) in Leinwand gebd. herausgegeben.
Durch jede Buchhandlung erhältlich. Eine unentbehrliche

ERGÄNZUNG ZU HEINES WERKEN

Kein Geschäft ❖

sollte im eigenen Interesse
seine Inseraten-Aufträge
vergeben, ohne den Inser-
tionstarif der Wochenschrift

Die Aktion

Zeitschrift für freie politische Politik und Literatur
Herausgegeben von Franz Wendt

einzuordern ❖❖ Es gibt
kein Leben ohne Bewegung
❖ Es gibt kein Geschäft ❖

ohne Aktion!!!

Gustave Flauberts Gesammelte Werke

10 Bände

Erste deutsche, von d. Rechtsnachfolgern Flauberts autorisierte Gesamtausgabe
Unter Mitwirkung von René Schickele, Fr. von Oppeln-Bronikowski, Luise Wolf
Felix Paul Greve, E. W. Fischer als Uebersetzer :: Herausg. von Dr. E. W. Fischer

10 Bände

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden (Westf.)

Die Aktion

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 8 • 19. Februar

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsere Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17 zu senden : : : :
Telephon-Anschluß: Amt Falzberg Nr. 6242 : : : :
Unerlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf : : : : :
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig : : : :
Insertate: Durch alle Annoncen-Expeditionen und durch die Anzeigen-Verwaltung der „Aktion“: Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Hollmannstr. 22.

Inhalt: Die Unheilbaren. Von Franz Pfemfert. / Verbrechen und Todesstrafe. Von Elifée Reclus. / Kaiserworte. / Glossen. / Offener Brief an Helene Lange. Von Grete Meisel-Hefz. / Herr Jhering. Von Ernst Bläß. / Betörung. Von Ernst Stadler (Brüssel). / Der Wert der Untreue. Von Marie Holzer. / Schlaftrunken. Von S. Friedlaender. / Das Heimliche Theater. Von Kurt Besckke und Ferdinand Hardekopf. / An den Münchener Jenfor Herrn von der Hendte. Von Frank Wedekind. / Ueber literarische Modelle. Von Hans von Hülsen. / An Hildegard R. Von Georg Henm. / Moissi-Abend. Von H. C. Jacob. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Unsere öffentliche Versammlung.

Die Unheilbaren

Theodor Wolff, der energische und umsichtige Regisseur der letzten Reichstagswahlen (die Sozialdemokratie hat ihm und nur ihm einige Duzend Mandate zu danken), Theodor Wolff träumt einen phantastischen Traum. Er sieht schon in nächster Zukunft das Zweiparteien-System in Deutschland Wirklichkeit werden, und ist ängstlich bemüht, alles hinwegzuräumen, was diesem System hindernd im Wege steht. Der Block der Linken, dieses Barth'sche Ideal, genügt Theodor Wolff nicht. Nachdem ihm die Bündnisfähigkeit der Parteien der Linken bewiesen scheint, glaubt er alle Programmgegensätze beseitigen und aus Fortschrittlern, Sozialdemokraten und Nationalliberalen eine Einheitspartei machen zu können. Schwierigkeiten? Der seltsamste Schwärmer, den je eine bürgerliche Zeitung Deutschlands als politischen Leiter besessen hat, will schon mit ihnen fertig werden. Der erste Schritt zum Ziel, die Fusion der Wasserträger mit den Fortschrittlern, kann, träumt Theodor Wolff, schon morgen Tatsache sein. Und für die Brücke zur Sozialdemokratie sind mit der Rede, die der überschätzte sozialdemokratische Rechtsanwalt Dr. Frank sich leistete, schon die Hauptpfeiler errichtet.

Es mag ein lieblicher liberaler Traum sein, den Theodor Wolff träumt; die Sozialdemokratie tut wenig, um diesen Traum zu stören: aber das Erwachen des politischen Nachtwandlers wird trotzdem schrecklich sein. Denn Herr Wolff zählt zu den Unheilbaren, die da wähnen, reale Zustände ließen sich durch kühne Rechenkunststücke ändern. Diese Unheilbaren regieren eine Welt, die sie sich aus Hoffnungen und Wünschen erbauen, doch das Leben nimmt leider von diesen Phantasiewelten keine Notiz.

Die Unheilbaren um Theodor Wolff (wie die um Heinrich Mann, wie die um Alfred Kerr) sehen schon eine neue, bessere Zeit grüßen, wenn der verärgerte deutsche

Spießbürger sozialdemokratisch wählt und einige parlamentarisch verborbene Sozialdemokraten regierungsfreundliche Allüren zur Schau tragen. Gewiß ist es lächerlich, wenn Bethmann Hollweg, der unzulänglichste Reichskanzler, den Deutschland je erlitt, in seiner Hilfslosigkeit die Ehre der Sozialdemokratie zu retten sucht, indem er ihr das revolutionäre Wollen nachsagt. (Bebel, der sich nach der unerhörten nationalliberalen Rede Franks wütend das Haar raufte, behauptet heute mit Recht, Bethmann Hollweg sei für die Partei wertvoller als alle Revisionisten.) Gewiß sind viele der sozialdemokratischen Führer ausschließlich als Konjunktur-Revolutionäre anzusprechen und, bei einiger Geschicklichkeit der Regierung, leicht ins freisinnige Lager zu ziehen. Aber erstens hieße es, die Arbeiterschaft beleidigen, wollte man behaupten, sie erblicke in Frank und Genossen ihre Repräsentanten. Und dann denkt das geschäftsliberale Bürgertum nicht im Entferntesten daran, sich durch politische Ideologen in seiner preußisch-deutschen Untertanendemut beirren zu lassen. Gestern war man mißgelaunt und wählte sozialdemokratisch. Heute, morgen hofft man, sich wieder staats-erhaltend betätigen zu können. Und das ist gut so. Wers mit der Kulturarbeit ernst meint, muß wünschen, die Regierung möge bald die Parole finden, die den Halben, den Verärgerten, kurz, die allem, was an dem heutigen Zustand der Gesellschaft ein Interesse hat, den Weg zu ihr ermöglicht.

Kulturarbeit setzt einen Typus voraus, der sich von dem liberalen Wähler grundsätzlich unterscheidet. Der Haß statt Aerger aufbringt, Verachtung statt nörgelnder Bewunderung. Der Privileg, Dogma, Herrschaft des toten Stoffes grimmiger haßt, als man je einen Menschen hassen kann. Der im Dienstbotenbewußtsein der deutschen Normalbürger das fette Prinzip der Entwicklungsträgheit erkannt hat.

Franz Pfemfert.

Verbrechen und Todesstrafe

Von Eliséé Reclus

Der Ursprung der Todesstrafe, so wie sie zur Zeit die Staaten anwenden, ist ganz gewiß nur die Rache, die Rache ohne Maß, ebenso schrecklich wie sie der Haß eingeben kann, oder die Rache von einer Art summarischer Gerechtigkeit geregelt, sozusagen die Strafe der Wiedervergeltung: „Zahn um Zahn, Auge um Auge, Kopf um Kopf.“ — Als die Familie eingerichtet ward, trat sie anstelle des Individuums, um die Rache, oder die Vendetta, auszuüben. Sie fordert den Preis des Blutes, jede Wunde wird durch eine andere Wunde bezahlt, jeder Tod durch einen anderen Tod; und auf diese Weise werden die Feindseligkeiten und die Kriege bis in die Ewigkeiten fortgepflanzt. Dies war der Zustand eines großen Teiles von Europa im Mittelalter, es war im vorigen Jahrhundert derjenige von Schottland, es ist jetzt noch derjenige von Albanien, vom Kaukasus und von vielen anderen Ländern.

Nichtsdestoweniger stellte sich ein wenig Ordnung in den immerwährenden Krieg ein; nämlich durch den Loskauf. Die von anderen zum Tode verurteilten Individuen oder Familien konnten sich gewöhnlich loskaufen; und diese Art Handel wurde bestimmt durch die Sitte. So viele Ochsen, Schafe oder Ziegen, so viel von klingender Münze, oder so viele Ader Land wurden festgesetzt für den Loskauf des Blutes. Der Verurteilte konnte sich auch loskaufen, indem er sich von einer anderen Familie aufnehmen ließ, manchmal sogar von der, die er beleidigt hatte; er konnte auch frei werden durch eine Großtat seinerseits; endlich, er konnte zu tief fallen, um der Bestrafung würdig zu sein. Es genügte ihm, sich hinter einem Weibe zu verbergen, und von nun an war er frei, zu schlecht, daß man ihn hätte töten mögen, aber unglücklicher, als wäre er mit Wunden bedeckt gewesen. Er lebte, aber sein Leben war schlimmer als der Tod.

Das Gesetz der Wiedervergeltung von Familie zu Familie konnte sich augenscheinlich nicht aufrechterhalten in den großen zentralisierten Staaten, den Monarchien, Aristokratien oder Republiken. Hier ist es die Gesellschaft, vertreten von ihrer Regierung, dem König, Rat oder den Magistraturen, die die Rache übernehmen, oder wie es in der Sprache der Rechtsgelehrtheit heißt, die Sühnung. Aber die Geschichte beweist uns, daß, indem der Staat, Kaste oder der König, das Recht zu strafen im Namen Aller an sich reißt, er sich vor allem damit beschäftigt, seine eigenen, besonders erlittenen Verletzungen zu rächen, und wir wissen, mit welcher Wut er seine Feinde verfolgt und mit welchen Schlauffinnigkeiten von Grausamkeit er sie leiden ließ. Es ist keine Marter, die die Einbildungskraft erfinden könnte, die von der herrschenden Macht nicht an Tausenden von Menschen angewandt worden wäre: Hier verbrannte man am langsamen Feuer, dort enthauptete oder schnitt man ein Glied nach dem anderen ab; in Nürnberg schloß man den Verurteilten in den Körper der „eisernen Jungfrau“, der rot erhitzt wurde, ein; in Frankreich zerbrach man ihm die Glieder, oder ließ ihn von vier Pferden auseinanderreißen; im Orient speißt man die Unglücklichen auf Pfähle; in Marokko mauert man sie ein bis an den Hals.

Und warum alle diese Racheaktionen? Ist es, um wirkliche Verbrechen zu strafen? Die Todesstrafe

hat stets im Dienst der Tyrannei gestanden. Was hat Calvin, der Metzer der Gewalt, getan? Er ließ Michel Servet verbrennen, einen dieser Seher der Wissenschaft, von denen man mit Mühe zehn oder zwölf in der Geschichte der ganzen Menschheit zählt. Was hat Luther, ein anderer Religionsgründer, getan? Er hat seine Freunde, die Großen, aufgereizt, sich auf die Bauern zu stürzen: „Tötet sie, tötet sie, die Hölle nehme sie lieber zurüd.“ Was hat die siegreiche katholische Kirche getan? Sie hat Inquisitionsgerichte und Autodafé organisiert. Sie ist es, die die Scheiterhaufen anzündete, welche während drei Jahrhunderten das edle spanische Volk unter Schreden hielten.

Aber wenn der Staat grausam und wild ist, wenn es sich darum handelt, eine Verletzung zu rächen, die seiner Macht zugefügt wurde, so zeigt er weniger Leidenschaft in der Sühnung der Privatverbrechen, und nach und nach ist es ihm zur Schande geworden, die Todesstrafe anzuwenden. Die Zeit ist nicht mehr, da der Henker in Rot gekleidet, seine Person hinter dem König zur Schau stellt; er ist nicht mehr die zweite Persönlichkeit des Staates, er ist nicht mehr das „lebende Wunder“, wie ihn Joseph de Maistre nannte; er ist die Schande der Gesellschaft geworden und läßt sich nicht einmal unter seinem Namen nennen. Man hat Männer gehabt, die sich die rechte Hand verflümmeln ließen, um nicht zum Henkerdienst gezwungen werden zu können. In vielen Ländern, wo die Todesstrafe noch besteht, köpft, hängt und erwürgt man nur noch im Innern der Gefängnisse. Dann ist auch in mehreren Ländern die Todesstrafe abgeschafft worden: seit mehr als hundert Jahren beneßt das Blut der Enthaupteten nicht mehr die Erde von Toskanien und die Schweiz ist eine der Nationen, die die Ehre gehabt haben, das Schafott zu verbrennen.

Blut schreit nach Blut; es ist im Umkreis der Schafotte und in den Gefängnissen, wo sich die Mörder und die Diebe bilden. Unsere Gerichtshöfe sind Schulen für das Verbrechen. Welche Wesen sind niedriger als alle die, deren sich die öffentliche Rachsucht zur Unterdrückung bedient; Polizeispizel und Gefängniswächter, Henker und Polizisten?

Die Todesstrafe ist unnützlich, doch ist sie gerecht?

Nein, sie ist nicht gerecht. Wenn ein Individuum sich allein und einzeln rächt, kann es seinen Gegner als verantwortlich betrachten; aber die Gesellschaft, im Ganzen genommen, muß die Bande der Zusammengehörigkeit verstehen, die sie mit allen ihren Mitgliedern verknüpft, den Tugendhaften, wie den Verbrechern, und anerkennen, daß an jedem Verbrechen sie auch ihren Schuldteil hat. Hat sie sich um die Kindheit des Verbrechers gekümmert? Hat sie ihm eine vollständige Erziehung gegeben? Hat sie ihm die Lebenswege erleichtert? Hat sie ihm stets gute Beispiele gegeben? Hat sie darüber gewacht, daß er ja auch alle Gelegenheit gehabt hätte, ehrlich zu bleiben oder es wieder zu werden nach seinem ersten Fall? Und wenn sie es nicht getan hat, kann sie da der Verbrecher nicht der Ungerechtigkeit beschuldigen?

John Stuart Mill, dieser Gelehrte, den man allen seinen Kollegen als gutes Beispiel hinstellen könnte, vergleicht alle Mitglieder der Gesellschaft mit Wettläufern, denen irgend ein Cäsar ein und dasselbe Ziel stecken würde. Der eine der Mitläufer ist jung, beherzt, kampfbereit, ein anderer ist schon alt; es sind Kranke darunter, Lahme, Krüppel. Würde es gerecht sein, die

letzteren zu verurteilen: Die einen zum Elend, die anderen werden von der Umgebung verurteilt, im Elend oder im Verbrechen zu versumpfen; und auf sie soll die gesellschaftliche Sühne fallen?

Aber es gibt noch einen anderen Grund, der der bürgerlichen Gesellschaft verbieten sollte, die Todesstrafe zu verhängen. Dies ist, daß sie sich selbst tötet und millionenfach tötet! Wenn es eine vom Studium der Gesundheitslehre bewiesene Tatsache ist, so könnte das menschliche Durchschnittsleben verdoppelt werden. Das Elend aber kürzt das Leben der Armen. Solches Handwerk tötet im Zeitraum von einigen Jahren, solches andere in einigen Monaten. Wenn alle die Genüsse des Lebens haben könnten, so würden sie leben wie die englischen Peers; sie würden die Sechzig überschreiten. Aber sozusagen dazu verurteilt, sei es zu gezwungenen Arbeiten, sei es — was noch schlechter ist — zur Arbeitslosigkeit, sterben sie vor der Zeit, und während ihres kurzen Lebens hat sie die Krankheit gemartert. Die Berechnung ist leicht zu machen. Es sind zum wenigsten 8—10 Millionen Menschen, die die heutige Gesellschaftsordnung jährlich, nur in Europa, austrottet, nicht indem sie sie niederschleift, sondern indem sie sie zwingt zu sterben, da sie ihnen ihr Gedek an der Festtafel des Lebens entzog.

Welches ist nun das Heilmittel für alle diese Massenmorde, wie für die Einzelmorde? Es ist eine völlige gesellschaftliche Umänderung; es ist die Aneignung des Bodens und der Werkzeuge durch und für alle, die arbeiten und arbeiten wollen. Auf diese Weise wird sich die Luft des Hasses zwischen den Menschen ausfüllen und überbrücken lassen, wird das Elend und die Hejagd nach dem Glück, diese große Mithelferin der Verbrechen, aufhören, die Bürger gegeneinander aufzureizen, und wird die gesellschaftliche Rachsucht sich endlich ausruben können. Anstelle des Gewaltrechts, das in der wilden Natur vorherrscht, ist es Zeit, die Gerechtigkeit treten zu lassen, die das Ideal eines jeden Menschen, der würdig seines Namens, ist.

Aber ist es nicht möglich, daß es auch in der umgestalteten, freien kommunistischen Gesellschaft noch Verbrechen gibt? Physiologisch könnte der Verbrechertypus aufs neue erscheinen. Was tun wir dann? Töten wir den Verbrecher?

Gewiß nicht. Denn der, bei dem das Verbrechen der Unvernunft entflieht, er ist ein Unglücklicher. Ihn müssen wir hegen und pflegen, wie wir die Irrsinnigen oder die anderen Kranken hegen und pflegen; wir brauchen uns nur vor ihren Gewalttätigkeiten zu behüten. Was diejenigen anbetrifft, die durch ihr jähzorniges Gemüt oder ihr hitziges Blut Verbrecher wurden, so wäre es in einer sozialistischen Gemeinschaft möglich, ihnen vorzuschlagen, durch Heldennütigkeit wieder in einen sozialen Ehrenstand zu gelangen.

Man hat es hunderte Male gesehen, wie Galeerensträflinge sich ins Wasser warfen oder ins Feuer gingen, um Unglückliche zu retten, nur um sich so in der Achtung der anderen Menschen wiedergeboren zu fühlen. Die Ruderknechte, die die Gemeinde von Karthago freigab und die Frankreich wieder zu Sklaven gemacht hat, sind erhaben gewesen in ihrem Heldenmut, während ihrer kurzen Freiheit von einigen Monaten. „Gehorcht!“ forderte die christliche Lehre; und das Volk hat sich erniedrigt und entwürdigt. „Bereichert Euch!“ sagen die Staatsbürger zu ihren Söhnen, und diese suchen sich auf alle möglichen Weisen zu bereichern, sei es mit Vergewaltigungen Schwächerer, sei es mit mehr

Geschicklichkeit, dem Befehl eine Nase zu drehen und es zu umgehen. „Werdet Helden!“ sagen die Sozialisten, und selbst die Räuber werden sich wieder emporheben können durch ihre Heldennütigkeit zur Ehre des gesellschaftlichen Gemeinwohles.

Glossen

Tauwind

Wenn das Wasser Ballen hat, wenn Stege und Geländer über den Fluß springen: wahrlich, da findet keiner Glauben, der da spricht: „Alles ist im Fluß.“

Sondern selber die Tölpel widersprechen ihm. „Wie?“ sagen die Tölpel, „alles wäre im Fluße? Ballen und Geländer sind doch über dem Fluße?“

„Ueber dem Fluße ist alles fest, alle die Werte der Dinge, die Brücken, Begriffe, alles „Gut“ und „Böse“: das ist alles fest!“ —

Kommt gar der harte Winter, der Fluß-Tierbändiger: dann lernen auch die Wichtigsten Mißtrauen; und wahrlich, nicht nur die Tölpel sprechen dann: „Sollte nicht alles — stille stehen?“

„Im Grunde steht alles still,“ — das ist eine rechte Winter-Lehre, ein gut Ding für unfruchtbare Zeit, ein guter Trost für Winterschläfer und Ofenhöcker.

„Im Grunde steht alles still“ —: dagegen aber predigt der Tauwind!

Der Tauwind, ein Stier, der kein pflügender Stier ist — ein wütender Stier, ein Zerförer, der mit zornigen Hörnern Eis bricht! Eis aber — — bricht Stegel!

O meine Brüder, ist jetzt nicht alles im Fluße? Sind nicht alle Geländer und Stege ins Wasser gefallen? Wer hielt sich noch an „Gut“ und „Böse“?

„Wehe uns! Heil uns! Der Tauwind weht!“ — Also predigt mir, o meine Brüder, durch alle Gassen.

Friedrich Nietzsche.

Fünfzehn Jahre

sind am 26. Februar 1912 vergangen, seit Kaiser Wilhelm der Zweite auf dem Abschiedsdiner des Brandenburgischen Provinzial-Landtages jene Rede hielt, in der es hieß:

„. . . Solange der märkische Bauer noch zu uns steht und wir dessen gewiß sein können, daß die Mark unserer Arbeit entgegenkommt und uns hilft, wird kein Hohenzoller an seiner Aufgabe verzweifeln. Schwer genug ist sie, und schwer genug wird sie ihm gemacht: Ich meine eine Aufgabe für uns alle, mögen wir sein, wer und wo wir wollen. . .“

Diese Aufgabe . . . ist der Kampf gegen den Umsturz mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen. Diejenige Partei, die es wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die gegen die Religion sich erhebt und selbst nicht vor der Person des allerhöchsten Herrn Halt macht, muß überwunden werden. Ich werde mich freuen, jedes Mannes Hand in der meinen zu wissen, sei er Arbeiter, Fürst oder Herr — wenn mir nur geholfen wird in diesem Gefechte! Und das Gefecht können wir nur siegreich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes erinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich, verdanken, in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Ratgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle Werkzeuge seines Willens waren, erfüllt von dem Geiste dieses erhabenen Kaisers.

Dann werden wir richtig wirken und im Kampfe nicht nachlassen, um unser Land von dieser Krankheit zu befreien, die nicht nur unser Volk durchseucht, sondern auch das Familienleben, vor allen Dingen aber das Heiligste, was wir Deutschen kennen, die Stellung der Frau zu erschüttern trachtet. So hoffe ich meine Märter um mich zu sehen, wenn sich die Flammenzeichen enthüllen, und in diesem Sinne rufe ich: Die Mark, die Märker, Hurra! Hurra! Hurra!"

Es war am 26. Februar 1897, als der Kaiser diese Worte sprach. Heute hat die Krankheit mehr als vier Millionen Bürger „durchseucht“ und den Platz des ersten Vizepräsidenten im Deutschen Reichstage insiziert. Wohl leuchtet's im Lande. Aber nicht Flammenzeichen enthüllen sich, sondern es grüßt das Rot derjenigen Partei, die es wagt usw. usw.

Also „Genosse“ Rudolf Breitscheid

Ich habe nun acht Tage lang ein Problem gewälzt: gratuliere ich meinem Liebling oder gratuliere ich der Sozialdemokratie? Jetzt gebe ich das Grübeln auf. Ich will mich freuen, freuen darüber, daß Rudolf Breitscheid sich so ungefähr zu der schwankendsten politischen Gestalt entwickelt, die Deutschland amüsierte. Eduard Bernstein hat es scherzend konstatiert und ich bestätige es ernsthaft: Breitscheid hat sich mit Fregolischnelle nach — rechts entwickelt: er, der als bürgerlicher Demokrat so ultraradikal gegen die Revisionisten in der Sozialdemokratie zu Felde zog, daß Bebel ihn dafür (in Magdeburg) belobigte, Rudolf Breitscheid zählt jetzt zu dem Flügel Stampfer, welcher als die rechteste Seite der Sozialdemokratie angesprochen werden muß. Aber vielleicht will er nur die Stampfersche Richtung nach links drängen? Warten wirs ab. Auch als „Genosse“ wird uns Breitscheid zweifellos Ueberraschungen nicht vorenthalten.

„Bald richt' ich mich rassend in die Höh,
Bald kehrt ich reißiger wieder.“

F. P.

Gegner

Herr Herbert Ihering ist kein Literat, sondern eine Leiche auf Umwegen. Kollege eines kleinen Stiehlismus-Propagators (der, seinerseits, Leuten, die viel besser schreiben als er, Talentlosigkeit vorwirft) — veröffentlichte er in dessen Zeitschrift Artikel, deren Lektüre ich mir schnell und unschwer abgewöhnt habe. Er hatte es in über zwanzig Jahren zu der Erkenntnis gebracht, daß das einfache Kopieren des Lebens, der „Naturalismus“, keine Kunst sei und sich deshalb für eine neue Generation gehalten. Immer, wenn Alfred Kerr Iheringsgleichen „Esel“ genannt hatte, hatte dieser sofort die Empfindung gehabt, es handle sich hierbei um „Impressionismus“. Deshalb trat Ihering mit einem Essay hervor und über „Kerr und seinesgleichen“ „hinweg“. Herbert Ihering.

Doch ich muß bemerken, was mich zu dem Schritt treibt, gegen ihn zu schreiben. Hätte er weiter den Naturalismus bekämpft und bengalische Beleuchtung befürwortet, — kein Wort gegen diesen armen Kerl wäre über meine Lippen gekommen. Doch es verdrießt mich, andauernd die Jacobshöhne auf der Lauer zu sehen, dem, der sie abgeschafft hat, eins zu geben. Zweitens scheint es mir auch nicht unpolitisch, für das Bekanntwerden der Gegner zu sorgen. Das Publikum soll merken, wie die Gegner aussehen . . .

Unter dem Lächeln meiner Freunde will ich vorübergehend den Iheringsbändiger machen.

Impressionismus ist der richtige Ausdruck für Naturalismus. Naturalismus, wie ihn sich die sauren Iheringe denken, gibt es nicht, weil kein Mensch ein photographischer Apparat ist. Es gibt höchstens den Willen zum Naturalismus; den Impressionismus; die Wiedergabe des Seienden, wie es einem vorkommt. Dem reinsten Impressionisten käme es nicht auf Heraushebung des Bedeutungsvollen — er kennt es nicht — an; sondern auf wahllose Spiegelung seiner sämtlichen Eindrücke. Der reinsten Impressionismus wäre Dasein, gesehen durch eine Temperamentlosigkeit.

Erste Folgerung: Ein Kritiker (der wertet; sagt, wie es sein soll) kann kein Impressionist sein.

Zweite Folgerung: Kerr (der Politiker, Polemiker ist) ist das Gegenteil eines Impressionisten.

Es folgen nunmehr, saurer Ihering, Zitate aus Ihrem Artikel. „Denn wir sahen: nur der kann sich Dichterkritiker nennen, dessen Werk aus sich selbst atmet.“ „Brauch ich noch zu versichern, daß das Werk kein Kunstwerk mehr ist, in dem aus jeder Zeile das Gesicht des Schöpfers selbstgefällig hervorlächelt?“ „Der neuen Kunst, die ganz von der Tendenz zu großzügiger Monumentalität beherrscht wird, kann nur eine Kritik gerecht werden, die nach geistiger Geschlossenheit strebt. Aber was wir Ringen nach Synthese nennen, schelten Kerr und Kerrlinge Pedanterie.“ Brauch ich noch zu versichern, daß ein Kerrling liebt, was ein Ihering „Ringen nach Synthese“ schilt? Pedanterie ist es nicht, wenn letzterer auf Umwegen immer ganz falsche Gegensätzlichkeiten entdeckt.

Wenn man eine Blindschleiche, eine Durskleepe, eine Brechmittelmäßigkeit wäre, so würde man Zwischentöne, seelische Stufungen nicht merken und für Zirkustrach schwärmen. Man würde für „großzügige Monumentalität“ sein und eine Verdeutlichung wünschen, daß es sogar in den eignen Schädel geht. Man würde gerade den „Naturalismus“ überwunden haben. Ist dies alles nicht mehr als Pedanterie? Schwachsin und Pedanterie scheinen dem Betrachter zweierlei.

Daß ein Mangel an intellektuellem Gewissen ersetzt wird durch den Hang, das eigne Zurückbleiben als Wert einzubürgern, kann schwerlich Sehnsucht nach Monumentalität genannt werden. Wenn man nicht denken kann, kann man das kaum mit „Ringen nach Synthese“ bezeichnen. Drittens ist nicht jeder Dummkopf ein Titan (wenn er Unterschiede sieht, wo keine sind; und keine sieht, wo welche sind.)

Wenn ich ein sogenannter Klassizist wäre, noch heute hätte ich statt dieses Aufsatzes die Novelle „Der Titan und die Blindschleiche“ geschrieben.

Ernst Blah

Offener Brief an Helene Lange

Sehr geehrte Redaktion!

Ich erlaube mir, einen Protest gegen die Willkür der Literarisch-Wissenschaftlichen Abteilung der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ (Leitung Helene Lange) zu Ihrer Kenntnis zu bringen, und nehme an, daß Sie im Interesse des öffentlichen Ansehens der Ausstellung gegen diese Willkür Einspruch erheben werden, da ein solches Verhalten den Feminismus lächer-

lich macht und zu dem Ausspruch herausfordert: so machen es die — Damen. Mein Brief an Fräulein Lange, den ich nach zweimaligem erfolglosen Versuch, mein Buch zur Ausstellung zu bringen, an sie richtete, lautet:

Ihr Zirkular, welches ich erst nach zweimaliger Zuschrift im letzten Moment erhalte, gibt mir Veranlassung, Ihnen mitzuteilen, daß ich die Ausschließung einer bestimmten „Richtung“ der Frauenliteratur von der dafür vorgesehenen Abteilung der Ausstellung für einen Akt der Willkür halte. Wenn Sie ein Buch wie „Die sexuelle Krise“, das in dem vornehmen Verlag von Eugen Diederichs erschien, geradeweg der Kenntnis der Ausstellungsbesucher vorenthalten, so macht sich die Ausstellung mit ihrem Anspruch, einen möglichst vollständigen Ueberblick über weibliches Wirken zu bieten, einer Irreführung schuldig. Außerdem muß die Ausschließung einer „Richtung“ aus subjektiven Geschmacksgründen einen höchst unsachlichen, klugenhaften Eindruck machen, der eines solchen Unternehmens unwürdig ist und seinen Eindruck in der Öffentlichkeit nicht verfehlen wird.

Grete Meisel-Hef

Betrübung

Ann bist du, Seele, wieder deinem Traum
Und deiner Sehnsucht selig hingegeben.
In holdem Feuer glühend fühlst du kaum,
Daß Schatten alle Bilder sind, die um dich leben.

Denn nächtelang war deine Kammer leer.
Ann grüßen dich wie über Nacht die Zeichen
Des jungen Frühling durch die Fenster her
Die neuen Schauer, die durch deine Flügel streichen.

Und weißt doch: Niemals wird Erfüllung sein
Den Schwachen, die ihr Blut dem Traum verpfänden,
Und höhrend schlägt das Schicksal Krug und Wein
Den ewig Dürstenden aus hochgehobnen Händen.

Gräff

Ernst Stadler

Der Wert der Untreue

Von Marie Holzer (Prag)

Eduard von Hartmann reiht die Treue unter die sechs Kardinaltugenden ein. Sie ist eine der reinsten, heiligsten Gefühle, die durch unsere Seele ziehn. Frauentreue, Vaterlandstreue, Glaubensstreue! Wie viel rührende Anekdoten weiß die Geschichte zu erzählen und mit wieviel Emphase werden sie von Generation zu Generation der Jugend weitererzählt und wir alle tragen sie im Idealinventar, das tief in unserem Herzen lebt, ohne sie zu prüfen, ohne daran zu rütteln. Treue! In diesem Wort liegt ein Narkotikum. Es ist so warm und süß. Wie auf einem weichen Pfühl ruht man im Angesicht der Treue. Sorglos, ruhig; ohne Unrast; ohne Angst; schön und gut. Ist sie schon jemals verkörpert worden? Ich weiß es nicht. Welche Gestalt, welches Gesicht man ihr wohl geben müßte? Gleich sie einem ahnungslosen Kind, das mit hellen Augen in die Welt schaut, einem schlanken, süßen Mädchen, einer müden, blassen Frau? Ist sie die Jugend oder das Alter, die Schönheit oder die Sanftmut, die Stärke oder die Schwäche?

Sie ist etwas Gedachtes, Dunkles, Unfassbares, eine Wolle am fernen Horizont, die wir jetzt sehen und die im nächsten Augenblick entschwunden. Sie packt einen nicht mit grausamer Hand wie die Liebe, führt einen nicht in Saubergärten und nicht in die Hölle, nicht an den Rand des Verderbens und nicht ins Paradies. Sie füllt einen nicht aus, sie verfolgt einen nicht, man jagt ihr nicht nach. Sie begleitet einen nur manchmal, leise, man merkt es kaum und will es nicht merken, erst wenn sie einem den Rücken lehrt, da vermisst man sie, verlacht sie, verhöhnt sie, schmähst sie, verleugnet ihre Existenz.

Und doch ist sie schöner als die Schönheit, wärmer als die Liebe, reicher als die Klugheit und doch so unscheinbar, daß man sie erst entdeckt, wenn sie verschwunden.

Eingewiegt durch das Dogma der Treue, durch den dunklen Glanz des Wortes betrachten wir sie als selbstverständliche Voraussetzung, als schweigende Begleiterin all unserer Beziehungen. Wir werben nicht um sie, loden sie nicht, wir fordern sie. Sie scheint uns ein unerlässliches Postulat echter Menschlichkeit.

Aber der Idee der Treue steht das Faktum der Treue gegenüber. Diese liegt in ihrer einfachsten Fassung im Instinkt, sie ist in ihrer ursprünglichen Form, wie wir sie bei Tieren finden, kein Kulturprodukt, sie ist das Ergebnis von Ursache und Wirkung. Sie ist ein Gebot des primitivsten Verstandes, ein Tribut der Dankbarkeit. Die Antwort auf bestimmte Voraussetzungen, die uns willfahrt werden. Sie ist überall die Begleitererscheinung eines Rechts- oder Herzensverhältnisses, daß beide Teile befriedigt und daß durch Gewohnheit oder Trägheit unterstützt wird. Und trotz des Glorienscheines, der das Wort umgibt, finden wir es im gewöhnlichen Leben selbstverständlich, daß ein Treubruch auf der einen Seite, den betroffenen andern Teil der Treue entbindet.

Ein offener Treubruch im Großen und Kleinen ist immer ein Zeichen der Auflehnung, der Kraft, des Widerstandes.

Der Abfall der Treue von Königs-thronen, vom Kirchenglauben, wenn Ursache und Wirkung dieselben geblieben, wenn gleiche Rechte gewährt und gleiche Pflichten gefordert werden, vollzieht sich durch eine Verschiebung der Gedanken, durch unsere immer wachsende Sensibilität, durch unser Freiheitsbewußtsein, das den Wert der Treue der Gesamtheit als unentbehrliche Stütze kennt, die Wechselbeziehungen richtig einzuschätzen gelernt hat und sie nur unter andern Voraussetzungen für einen höheren Einsatz zu leisten gewillt ist.

Der Wohlthat des Gewährens muß der Genuß des Empfangens gleichwertig gegenüberstehen.

Aus diesem physikalischen Klugheitsgesetz hat sich nach und nach der wunderfeine Begriff der Treue herauskristallisiert. Sie ist ein Produkt der höchsten Zucht, sie ist nicht mehr die Antwort auf eine bestimmte Frage, die Folge bestimmter Voraussetzungen, es ist ein Sichgleichbleiben unter allen Verhältnissen. Die Treue ist nicht mehr Verstandesargument, sie ist Herzenssache geworden, sie ist ein Triumph der Güte, der Einsicht, über Egoismus und Eitelkeit.

Die unwandelbare Treue, die aus einem treuen Gemüte kommt, ist eine der wundervollsten Errungenschaften der Kultur, die Treue, die tief im Herzen lebt, unvergänglich wie die Myrthe, ewig jung wie das Immergrün. „Wenn die Ehe nicht bestanden hätte, wir hätten sie erfunden,“ sagt Robert Browning zu Elisabeth Barrett. Aber die Treue, die aus tiefgefühlter Ueberzeugung kommt, die nicht an des Lebens Klippen strandet, die sich ewig

gleich bleibt, wenn auch Un dank und Untreue sie lohnen, ist so selten wie die Blüte der Agave, von der die Mär erzählt, daß ein Stamm nur einmal in hundert Jahren eine Blüte trägt. Neben ihr wuchert die Treue aus Trägheit, aus Engherzigkeit, die Treue aus Prinzip. Die Treue aus Schwachheit. Eigene Ohnmacht, die die Wurzeln ihres Seins in fremde Herzen legt, um in andern die Stütze zu finden, die einem selber fehlt. Ein Verpflanzen des eigenen Ich in fremde Erde. Und doch ist dieses System eine der gewaltigsten Täuschungen unseres Lebens. Denn in tausend Stimmen haben uns Dichter und Denker gesagt, daß wir immer allein sind. Je tiefer wir uns sehnen, desto schlimmer empfinden wir die weite Kluft, die sich zwischen den Menschen aufstut und unser irrendes, suchendes Herz findet nirgends eine Heimat, nirgends eine dauernde Ruhestätte. Jeder der sich von Neugierlichkeiten nicht täuschen läßt, erlebt von neuem: die schöne Sage vom ewigen Juden, der ruhelos umherwandert von Ort zu Ort . . .

Die Treue wurde, da sie uns scheinbar durch Zusammenschluß stark macht, also aus jenem Gefühl der Schwachheit heraus zum Dogma erhoben. Ihre Schönheit zur Tugend proklamiert.

Wie ein Götterzeichen steht sie auf der Stirne jener, die ihr Leben einer Idee weihen, die mit dieser Idee leben und fallen. Die in Treue und Liebe bei ihrem Glauben ausharren, bei dem Ideal dem sie dienen, dem Ziel, das sie sich gesetzt, die ihm nachgehen unentwegt. Die alle Hindernisse nehmen. Die getragen werden von den Flügeln der Begeisterung. Vaterlandstreue, Glaubensstreue, Treue für einen Gedanken, Menschenliebe, die ihre Treue bewährt trotz hundertfacher Enttäuschungen, das sind Götter mit ewig wechselnder Physiognomie, die mit unserer Entwicklung wachsen und werden.

Die Treue wird aber zum Mummenschanz, wenn sie in Höhendienst der braven Bürger ausartet, die die Treue ihrer Gesinnung in Aneipen und Vereinslokale als Charakterfestigkeit glorifizieren, sich jeder Einsicht verschließen und jedes aufklärende Wort als Attentat auf ihre Gesinnungstüchtigkeit mit gut gespielter Empfase zurückweisen. . . . Ueberhaupt ist die bedeutendste Epoche eines Individuums die der Entwicklung. . . .

Nun macht aber der gesunde Duzendmensch keine Entwicklung mit, keine Entwicklung in jenem Sinne. Seine geistige Entwicklung ist gleichzeitig mit seiner körperlichen vollendet. Es ist ein Wachsen bis zu einem bestimmten Maß und dann ein Stehenbleiben. Er verbrüpert mit seinem ganzen stationären Wesen das Prinzip der Treue, des Stöckgleichbleibens. Die Pendelschwingungen seines Wollens und Wünschens bewegen sich von einer bestimmten Achse aus in einem engen Raum. Er verfinstert das Sein im Gegensatz zum Werden. Er ist die beste Stütze des Bestehenden und das größte Hindernis des Fortschreitens.

Aber nicht nur Schwäche auch Eitelkeit hat die Treue zur Voraussetzung. Die Treue der Frau wurde immer höher eingeschätzt. Ihre Untreue immer tiefer mißbilligt, immer härter bestraft. Der Wahnsinn der Eitelkeit hat seine höchsten Orgien in der Witwenverbrennung gefeiert. Und trotzdem ist die Liebe die Domäne der Frau, das einzige Reich, das ihr lange zuerkannt wurde und eine Untreue hat sie wohl immer tiefer verwundet. Aber die verletzte Eitelkeit des Mannes gab den Ausschlag und hat es zu wege gebracht, daß tief in aller Bewußtsein der Gedanke lebt, daß ein Fehltritt ihrerseits unsühnbar sei. Jenes kluge feinzifellierte lachend-spöttische Lied: Hab ich nur deine Liebe, die

Treue brauch ich nicht, hat der Gesellschaftskodex in: Hab ich nur deine Treue, die Liebe brauch ich nicht, verwandelt.

Wir verlangen die Treue als Tribut, statt ihr die Freiheit der Ueberzeugung zu lassen, der einzige Boden, auf dem sie gedeihen und blühen kann.

Sie ist nur dann wahr, steht nur dann auf festen sicheren Füßen, wenn uns, wo immer wir sie üben sollen, im Glauben, im Staate, im Dienstverhältnis, in der Familie freiwillig volles Recht gewährt wird und wir nicht übervorteilt werden. Nun ist allerdings die Gleichgewichtsfrage unendlich schwer zu finden, ewig wechselnd, ewig wandernd. Es ist nicht der Kampf zwischen Herr und Diener, Mann und Frau, Gattung und Individuum. Es ist der Kampf, den der neue Tag gegen die dunkle Nacht auskämpft, der Sommer gegen den Winter. Es ist das Morgen das stärker ist als das Heute.

Und wie sehr die Treue das erhaltende Prinzip ist, das Ewige, das Wunderbare, so hat doch die Untreue den Fortschritt geboren. Sie ist ein illegitimes Kind, das man immer herumstößt, verrät, verkennt, bis es sich Geltung verschafft. Die Untreue hat Gedanken geweckt. Die Untreue hat Fesseln gesprengt, die Untreue, die sich leise fortstiehlt aus dem Kreise des Erlaubten, die die Pietät zerbricht und den alten Glauben, der ihr wie ein Alp auf der Brust liegt, die ihre eigenen Wege geht fessellos, die langsam vom Gedanken zur Tat reißt. Sie hat Gutes geschaffen. Sie hat auf ihren Schultern mutig schwere Lasten getragen, sie hat die Saat ausgestreut für künftige Zeiten, hat den Boden gedüngt mit ihrem Herzblut, denn wie Bleigewichte lassen die Gedanken, die Sittengesetze, die Bräuche, die Dogmen von Gut und Böse auf uns, und erst in toller Siegerlaune, im Rausch der Leidenschaft, die einem Athletenkraft leiht, zerbricht man Vorurteile und Bedenken.

„Das Du ist heilig gesprochen, aber noch lange nicht das Ich.“ Und liegt denn nicht in jedem Ich auch ein Du. Wir fordern überall ein Sichbeugen vor der Idee der Treue, auf Kosten der Wahrheitsliebe, auf Kosten des Gottes in der eigenen Brust, der geworden ist durch tausend Bausteine unserer Ahnen, die geschliffen wurden und poliert von den scharfen Kanten der Verhältnisse und zusammengesägt durch Erkenntnis und Selbstbeherrschung, gekittet aus Notwendigkeit und Güte, aus Eigensinn und Ueberwindkraft.

„Zwei Dinge erfüllen mein Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt, der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir,“ sagt Kant. Das moralische Gesetz in uns existiert auch ohne die ungeheueren Dämme, die überall aufgerichtet werden, auch ohne die Posten, die überall Wache stehen. Und deshalb bleibt manchen, denen die Welt zu eng wird, nichts anderes übrig, als einen Damm zu sprengen oder einen Posten niederzuschlagen.

Nora geht und mißachtet das Gebot der Treue, sie geht, nachdem die Voraussetzung zur Treue in ihr nicht mehr existiert, Silbe Wangel spottet der Treue. „Pflicht. Pflicht. Pflicht. Finden Sie nicht auch? Daß es einen sozusagen nicht?“ Hedda Gabler verlacht sie. Fall weiß, daß er sie niemals wird halten können. Frau Elida verfolgt sie wie ein dunklerer Schatten. Frau Alving bricht unter ihrem Fluch zusammen. Goethe hat den Mut der Untreue.

Sa, ich liebte dich einst, dich, wie ich keine noch liebte, Aber wir finden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr.

Das Sichlösen vom Treuegedanken, das Ver-

pflanzen aller Kraft in die eigene Brust, nicht die Fühler ausstrecken nach fremder Hilfe, in sich einen festen Pol finden, den Schwerpunkt des Seins, das ist das Ziel, dem wir entgegengehen. Und von da aus warme Strahlen zu den andern senden. Der Egoismus mußte den Weg über die Treue zur Stärke machen. Sie war die Sängebrüde, über die wir gehen mußten und die wir jetzt einziehen können.

Der Abfall der Treue als Dogma, nicht der Treue als Herzenssache ist ein Zeichen der Kraft. Ein Fortwerfen der Kruden, die man in der vermeintlichen Treue der andern zu finden glaubte, das erwachte Gefühl auf eigenen festen Füßen zu stehen. Ein Triumph des Persönlichkeitsbewußtseins. „Der ist der stärkste Mann auf der Welt, der allein ist.“

Schlaftrunken

Keines Zaubervertraumlicht taucht
Spiegelsichtig Well auf Welle
Bis der Abendbrand verbraucht
Aus des Schlags kristallner Quelle.

Wolken wogen auf und nieder,
Sterne streuen schwachen Schimmer,
Mohn umflort die Augenlider,
Und die Nacht sieht hell wie immer.

Laßt veratmen mich! im Fühlen
Äther Schemenleicht ertrinken,
Aufgelöst in klares Fühlen,
Tief in lauter Liebe sinken!

Halensee

S. Friedlaender

Das Heimliche Theater

(In den vorigen Nummern veröffentlichte ich Aeußerungen von Maximilian Harden, Dr. jur. Halpert, Alfred Richard Meyer, Peter Scher, Victor Fraenkl, Alfred Kerr, Rolf Wolfgang Martens und Alfred Wolfenstein.)

Ob auch über jene Gründung, die Heinrich Lautensack an dieser Stelle angeregt hat, der Zensor seine schützende Hände breiten wird, das ist eine Frage, die selbst ein gewiegter Jurist nur mit annähernd derselben Bestimmtheit sich zu beantworten getrauen dürfte wie die, ob es regnet oder nicht. Ja, verlangt man ein kritisches Urteil von uns über die Rechtmäßigkeit der Theaterzensur im Allgemeinen . . . Da würde man etwa ausführen, daß die formale Berechtigung der Polizei zur Zensur vom geltenden Rechte aus ehrlicher Weise nicht bestritten werden kann. Weder die Gewerbeordnung noch das Reichspressgesetz noch auch die Preussische Verfassungsurkunde stehen da im Wege, wie man dem Oberverwaltungsgericht durchaus beipflichten muß (Entsch. vom 1. XII. 1892 Bd. 24 S. 311). Kein Verständiger würde auch dagegen etwas einzuwenden haben, wenn die Polizei im Geiste der ihr zugewiesenen Aufgabe handelte und alle Aufführungen inhibierte, die die Gefahr strafbarer Handlungen heraufbeschwören könnten. Sie würde wohl kaum je dazu Gelegenheit finden, denn in unserem ruhigen Norddeutschland ist m. W. noch nirgends eine Menge voll aufgeregter Lüste aus dem Theater gestürmt. — Aber so einfach hat die Polizei sich ihr Ziel nicht gesteckt: Sie benützt die Zensur, um als Hüterin der Ordnung, nämlich der inneren, der Moral, der Sitte, der

Religion sich aufzuspielen. Sie schützt Gefühle und Anschauungen des Volkes, die gar nicht geschützt werden wollen, sintemalen niemand gezwungen wird, ein Stück zu genießen, das ihm nicht zusagt. Sie erreicht damit nur, daß sie den Geschmack des Volkes verdirbt, indem nun ein jeder in anrühlichen Dramen nach Tendenzen sucht, die dem Kunstwerk fremd sind.

Aber derartige Erwägungen wären für die Frage belanglos. Hier muß man faktisch-praktisch debuzieren. Das Oberverwaltungsgericht hat entschieden, daß jede öffentliche Aufführung von der Zensur kontrolliert werden kann. Ist das heimliche Theater öffentlich? Das ist das Problem. — Gefährlich wäre es, das Theater auf der schwankenden Basis eines Vereins zu gründen: Der „Verein der freien Volksbühne“ ist in der Entscheidung vom 24. Jan. 1896 (Bd. 29 S. 429 f.) darum seinem Schicksale, der Zensur, nicht entgangen. Nein, nicht öffentlich sind nach der Rechtsprechung nur die Veranstaltungen einer „geschlossenen Gesellschaft.“

Was ist das für ein Ding? „Ein bestimmt abgegrenzter, nach außen hin abgeschlossener, durch das innere Band wechselseitiger persönlicher Beziehungen zusammengehaltener Kreis von Personen“ sagt die Entsch. Bd. 29 S. 435. „Entscheidend sind die bestimmte Abgrenzung und der Abschluß nach Außen hin, welcher ein wesentliches Merkmal der von einem Einzelnen besonders geladenen Gesellschaft und der durch die Vereinigung mehrerer Personen entstehenden sogenannten geschlossenen Gesellschaft sind“ fährt sie fort.

Wenn also die Teilnehmer vom Veranstalter persönlich geladen sind (daß sie auch etwas zur Aufführung beisteuern, würde ich nicht für so bedenklich halten) und sie ein gleiches künstlerisches Interesse eint, so dürfte wohl der Zensor sich zu dieser Gesellschaft nicht geladen fühlen. Diese Prognose möchte ich stellen — aber ohne Garantie. Kurt Peschke

In einer Monatschrift, die allzusehr heruntergekommen ist, als daß ich sie noch nennete, habe ich vor einigen Jahren (mittels eines Relativsatzes) den „Théâtre clandestin“ erhofft — für gepflegte Menschen, die aufreizende Gesichter und vieldeutige Bewegungen hätten. Vor solchen heimlichen Bühnen saß im achtzehnten Jahrhundert ein leckermäuliger Teil der französischen Hofgesellschaft; und möchte man sich Herrn Wedekind nicht als Vertrauensmann vornehmer aesthetischer Fronde denken? „Hiballa“ gilt ja den Privilegierten. (Aber die, in Deutschland, mögen nie nehmen, was sich ihnen giebt.) Und alle Dramen Prjzbyzjowski's spiele das Heimliche Theater — und wenn jemand an Geld arm, an Abenteuer reich werden wollte, so gründete ich ihm das Unheimliche Theater mit allein zwei infernalischen Autoren: August Strindberg und Stanislaw von Prjzbyzjowski, und befreite diese Stätte von der unerträglichsten Zensur: der berlinischen Theaterkritik.

Grunewald

Ferdinand Hardekopf

Unsere öffentliche Versammlung

findet in dieser Woche statt. Referenten, Etablissement und Tag geben wir durch Plakate etc. noch genau bekannt.

Morgenländischen Königen sei wiederholt: Stiftungen erreichen das „Heimliche Theater“, wenn sie an die Adresse unseres Schachmeisters Albert Ulrich, Steglitz, Bismarckstr. 66, (Commerz- und Diskonto-Bank Berlin, Depostenkasse 6, Friedrichstr. 1) gesandt werden. Es wird in der „Aktion“ quittiert werden und für die Verwaltung ein besonderer Ausschuß zu konstituieren sein.

Die Einladungen ergehen ohne Rücksicht auf eventuelle Spender nach unserem eigenen Ermessen, um auf alle Fälle den geschlossenen Zirkel des Salons zu wahren. J. D.

Herr von der Heydte

Vor dem Münchner Zensor.
Herrn von der Heydte,
macht nun auch Lessing
moralisch Pleite.

Jüngst ward durch seinen
grausamen roten
Zensurstrich Minna
von Barnhelm verboten.

Denn alles, um das sich
dies Schandstück dreht,
ist heillose, freche
Perverstität.

Die Minna, längst ahnt es
der Zensor schon,
ist eine verkappte
Mannesperson.

Und im Tellheim witterte
er schon immer
ein schamlos verkleidetes
Frauenzimmer.

Damit sich der Zensor
nun kann überzeugen,
daß ihnen das richtige
Geschlecht zu eigen,

ward von Beiden um
die Erlaubnis gebeten,
in ihren Rollen
nackt aufzutreten.

Ja, sie wollten des kurzichtigen
Zensors wegen
sogar ein kleines
Tänzchen einlegen.

Herr von der Heydte
raßt und tobt,
und beim heiligen Ignatius
hat er gelobt:

Eher tilg er die
Literatur von der Erde,
als daß Minna von Barnhelm
nackt getanzt werde,

dies Schandstück, in dem
die Verliebten verkehren
mit gänzlich vertauschten
Geschlechtscharakteren. - - -

Wofür läßt sich
Solch ein Zensor bezahlen?
Für den Weltrekord
in Kulturskandalen! .

Verendet an ihm
auch München, die Kunststadt,
Berlin lacht heiter:
Schadet det uns wat?

München

Frank Wedekind

Ueber literarische Modelle

Von Hans von Hülsen

Ein Erlebnis nicht gerade heiterer Natur, das ich hatte, erscheint mir typisch, darum will ich es hier erzählen. Ich hatte ein Buch geschrieben, einen umfangreichen Roman, und als ich ihn veröffentlichte, kam man und tadelte mich laut und sagte: ich habe lebende Menschen ablonterfeit, herzlos und schonungslos, und sie dadurch auf verwerfliche Weise vor aller Welt kompromittiert. So lautete der Vorwurf, den man mit lärmender Heftigkeit gegen mich erhob, und er hat mich nicht lange bekümmert. Was mich aber seit jenen Frühlingstagen nicht mehr losgelassen hat, das ist der andere gewichtige, prinzipielle Vorwurf, der nur allzudeutlich durch den belanglosen persönlichen hindurchklang: „Wie kommt ihr Künstler, ihr traditionslosen und unerhört ehrfürchtslosen Gesellen, — wie kommt ihr dazu, euch der anständigen Wirklichkeit zu bemächtigen und sie euren unsauberen Zwecken dienstbar zu machen?“ — Was ich hierzu auf dem Herzen habe, möchte ich in diesem Versuch über das literarische Porträt niederlegen; grundlos ist die Furcht, daß die Bitterkeit persönlicher Erfahrungen die Wahrheit vergiften werde.

Mit unbürgerlichen, antibürgerlichen Elementen durchsetzt, rüttelt unsere auflösende Zeit eifrig an den Grundpfeilern des Bürgertums. Aber diejenigen irren, die da meinen, die eben formulierte Anklage und die Sache der sie gilt, sei eine Sondererscheinung dieser Zeit. Vielmehr ist sie so alt wie die Literatur selbst. Im folgenden dafür ein paar Beispiele.

Man kennt das Urbild von Shakespeares ältlichster Gestalt, John Falstaffs vides Urbild, man weiß, daß es ein Mister Chettle war, und kann sich denken, daß Shakespeares meisterhaft-schonungsloses Porträt seinem Bürgerherzen nicht gerade wohlgetan hat. Goethe schrieb den „Werther,“ in dem er nicht nur des im frischen Andenken stehenden Endes des Legationssekretärs Jerusalem zu künstlerischem Zwecke sich bediente, in dem er auch die Gestalten Lottes und Restners deutlich zeichnete und eine Fülle zarter Details schonungslos preisgab. Große Entrüstung war die Folge, und Goethe hatte Mühe, die Freunde zu besänftigen. Aber in „Dichtung und Wahrheit“ schreibt er die bedeutungsschweren Worte: „Bei meiner Arbeit war mir nicht unbekannt, wie sehr begünstigt jener Künstler gewesen, dem man Gelegenheit gab, seine Verus aus mehreren Schönheiten herauszustudieren, und so nahm ich mir auch die Erlaubnis, an der Gestalt und den Eigenschaften mehrerer hübscher Kinder meine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der Geliebtesten genommen waren.“ Und ist es etwas anderes als überlegene Heiterkeit, was ihn hinzusetzen läßt: „Das forschende Publikum konnte daher Ähnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgültig, für die Rechte zu gelten? . . .“ Das schreibt Goethe zu einer Zeit, wo der Geheimrat sich schon ins Hauskleid des Bürgertums zu hüllen liebte, und man wird das mit der „Begünstigung des Künstlers“ anmerken müssen. Soll ich die vielen nachgoethischen Modell- und Schlüsselromane aufzählen, bis zu unseren Tagen, bis zu Thomas Manns „Buddenbrooks,“ deren Fall mir insofern besonders bedeutend erscheint, als er Anlaß gab zu dem unvergleichlich aufschlußreichen Schriftchen „Bilse und ich?“ — Ich verlasse vielmehr die engen Grenzen des lieben deutschen Vaterlandes und erwähne auch noch Daudets Bekennnis, er habe kaum eine Gestalt erfunden, sondern

immer nach lebenden Modellen gearbeitet, — sehr zum Aerger gewiß des Urbildes von Frau Ida von Barancy aus dem unvergeßlichen „Jad.“ Und im Nachwort zu „Väter und Söhne“ von dem Russen Turgenjew lese ich die gelassenen Worte: „Da mir eine bedeutende Erfindungsgabe nicht zuteil geworden ist, so bedurfte ich immer eines bestimmten Bodens, auf dem ich mich frei und sicher bewegen konnte . . . Was den Basaroff anlangt, so lieferte mir die Grundzüge ein junger, in der Provinz lebender Arzt.“

Angeichts so vieler erster Zeugen — und ihre Zahl zu vermehren, wäre mir geringe Mühe — wird man doch kühnig und fragt sich, wie es sein konnte, daß sie einem so verabscheuenswürbigen Brauche hulbigten, wie dem, ihre lieben Nächsten herzlos und schonungslos zu porträtieren. Schließlich sind es doch keine Barbaren, und Goethe war sogar Minister. Ursachen müssen also vorhanden sein, welche diese bestrebende Tatsache erklären. Ich hatte einmal, sechshundert Meter überm Genfer See, in Olton, über diesen Gegenstand ein denkwürdiges Gespräch mit einem Herrn; der sagte mir, mit tief erklaunter und entrüsteter Stimme: „Ja, aber Verzeihst du, was wollen die Leute denn? Woher sollen Sie es denn nehmen, wenn nicht aus der Wirklichkeit?“ Und dieser Herr war ein sächsischer Regierungsrat aus Dresden, also zweifellos ein ausgezeichnete Bürger, — was mir beweist, daß eine Verständigung bei gutem Willen doch möglich ist.

Wenn ich aber von gutem Willen rede, so meine ich damit die Bereitwilligkeit des Publikums, einmal von der überheblichen Meinung sich abzuwenden, die bürgerlichen und keine anderen Normen regierten die Welt, einmal von seinen bürgerlichen Gesichtspunkten abzusehen und, um mit Thomas Manns Apologie zu reden, „ein Kunstwerk losgelöst aus bürgerlichen Beziehungen zu würdigen.“ Geschieht das — und es muß geschehen, um die Gerechtigkeit des Urteils zu ermöglichen, die der Künstler erwarten darf und die überdies zu den bürgerlichen Kardinal-Tugenden zählt — geschieht, sage ich, diese Befreiung vom Vorurteil, so wird das Publikum einsehen, daß der Künstler schlechterdings genötigt ist, sich der Wirklichkeit zu bedienen.

Jener Herr aus Dresden traf ganz das Richtige. Woher anders als aus der Wirklichkeit sollen wir die Handlung, das Anekdotische, die Einkleidung unserer Bücher nehmen? Wie der zu Reichtum gelangte Mann sein Leben von dem bekräftigt, was er in seine Scheuern gesammelt, so erhalten auch wir uns von der sorgsam und neidisch gehüteten Fülle unserer Erlebnisse, Erfahrungen, Eindrücke, Erkenntnisse und menschlichen wie künstlerischen Beobachtungen. Das ist so und kann nicht anders sein. Aber man muß erkennen, daß ein gewaltiger — ein unüberbrückbarer — Abgrund zwischen Wirklichkeit und Wirklichkeit besteht, sobald wir uns ihrer zu künstlerischem Zwecke bemächtigen. Denn die Wirklichkeit ist für sich selbst das Wesentliche, die Hauptsache, für uns aber ist sie durchaus untergeordnet, unwesentlich und nebensächlich. Und ist sie nur das Ausdrucksmittel, das Symbol für seelische Vorgänge. Glaubt mir, daß uns die Wirklichkeit als solche blutwenig interessiert, ja, daß wir sie nach Möglichkeit fliehen, da wir bestimmt und gewöhnt sind, auf erdichteten und erträumten Gesilden uns zu ergehen. „Er macht sich aus der ganzen Welt nichts,“ schreibt Restner nach dem „Werther,“ um Goethes „Indiskretion“ zu erklären, einem Fremde: „Darum kann er sich in die Seele derer, die nicht so sein können noch dürfen, nicht setzen.“ Sehr

gut; und ich bin überzeugt, daß Restner meinte, der Werther-Dichter mache sich aus der ganzen Wirklichkeit um ihn her gar nichts. Denn so sind die Dichter: die Wirklichkeit interessiert sie nur da, wo sie etwas Seelisches ausdrückt, sie lieben sie nur dann, wenn sie sich von ihnen beseelen läßt.

Um von mir zu reden, so waren und sind mir die kleinen bürgerlichen Leiden und Freuden bei jenen Leuten, die sich durch mein Buch „getroffen fühlten,“ höchst gleichgültig: Familienkatsch will ich getroffen für nun und alle Zeit dem coq-à-l'ane kleiner Städte überlassen. Aber von dem Moment an, wo sie sich mir darbieten, um mittels ihrer meine eigenen inneren Erlebnisse und Entwickelungen deutlich und auf künstlerische Weise offenbar zu machen, von dem Augenblick an, wo ich in ihnen das Symbol erkannte, dessen ich bedurfte, da freilich habe ich mich ihrer bemächtigt und sie mehr geliebt und geachtet als den äußeren Gang des eigenen Lebens. In der Stunde geschah das, man merke dies wohl, da die dürre und reizlose Wirklichkeit sich von mir beseelen ließ, — und so geht es allen Dichtern.

Aber wenn wir sie beseelen, — wie? hört sie damit nicht auf, Wirklichkeit zu sein? Wird sie nicht zum Schein, zur Kunst, persönlicher Ausdruck unseres ureigensten Erlebnisses und also unser Eigentum? Ebrichtes Mißverständnis ist es, zu sagen, der Künstler habe den und jenen „gemeint.“ Mir fällt eine Stelle aus Andersens „Improvisator“ ein, die hierher paßt; da improvisiert der gute Antonio vor einer Gesellschaft ein Gedicht, als eine Dame erstaunt ihm zuruft: „Aber das bist du ja selbst!“ — und ihr Gatte fügt hinzu: „Ja, das konnte man schon vorher wissen.“ Man sollte es; man sollte vorher und nachher und allezeit wissen, daß der Künstler immer sich meint, nur sich und keinen anderen. Was wir der Wirklichkeit entlehnen, ist nur Aeußeres, Einkleidung, Schmutz, Detail, anekdotisches Beiwerk, nichts mehr: also das Nebensächliche und Untergeordnetste an einer Dichtung; ihr adliger Gehalt wird, sofern es eine wahre Dichtung ist, immer vom Dichter stammen und die Wirklichkeit kann ihn gar nicht geben. —

Aber selbst wenn der Künstler, der Dichter einmal in einem Buche das genaue Porträt eines Menschen aus seiner Bekanntschaft zeichnete, wie es Goethe im „Werther“ getan hat, so wird doch dieser Mensch dadurch in keiner Weise kompromittiert, und Lotte Restner konnte ruhig sein. Denn eins ist über allem Zweifel: der Dichter verfährt auf diese Weise niemals aus Freude am Anekdotischen, am Kolportagehaften, am Persönlichen; er hat höhere Zwecke im Auge, er will eine Idee ausdrücken, die möglicher, ja wahrscheinlicher Weise seinem Urbildnis nie nahe getreten ist, er beseelt das Porträt, indem er es zeichnet. Und man sollte denken, daß damit die vom Dichter erzeugte Gestalt eine ganz andere wird, als das Urbild war, — allen äußeren, zufälligen und folglich belanglosen Uebereinstimmungen zum Trotz.

Niemandem, davon bin ich überzeugt, wird es einfallen, einem Menschen das Gute oder Böse anzurechnen, was sein Doppelgänger von Fleisch und Blut vollführt; wie nun, wenn man sich überredete, in jedem literarischen Porträt nur einen Doppelgänger zu erblicken? Die Masken zweier Menschen mögen sich gleichen wie Bild und Spiegelbild, und dennoch können die beiden nichts, gar nichts mit einander zu schaffen haben. Sie können sogar das Gleiche tun, doch wird es, schon nach dem lateinischen Sprichwort, nicht das Gleiche sein, weil die Motive sich nicht entsprechen. Von einer Kompromittie-

rung sollte man billig erst reden, wenn der Dichter nur noch Erlauchtes und Erschliches gibt, ohne das verführende Opfer des eigenen Selbst; — das will sagen, wenn er aufhört, Dichter zu sein, und beginnt, Winkel-*pasquillant* und *Pamphletist* zu werden. Die Grenze zwischen beiden ist deutlich und unverwischbar, und man muß sich hüten, sie zu verwechseln.

Einem Dichter nachzusagen, er habe durch sein Werk diesen oder jenen kompromittiert, macht nicht nur den Bildungsgrad des also Urteilenden zur Zielscheibe für Spott und Zweifel; es bedeutet auch: den Künstler der Ehrlosigkeit zeihen. Zwar der Künstler von Ernst und Passion wird für diesen Vorwurf stets nur das nachsichtige Lächeln des Besserwissenden haben; aber heißt es vom Standpunkte des Bürgers, der doch so sehr auf Anstand und Ehre hält, ehrlich und anständig handeln, wenn man mit leichtsinnigem und unbedachtem Wort einem Menschen an die Ehre geht, der nichts erstrebt, als harmlos und friedlich seiner Beschäftigung nachgehen zu dürfen, — und darüber hinaus vielleicht noch ein wenig Verständnis und Beifall für die bitteren Schmerzen des Erkennens und Schaffens?

An Hildegard K.

Du bist in einem alten Park geboren,
Des Düste, schwarz von Ulmen und Cypressen,
In deine Tage frühe Schatten warfen.

Warum sind sonst so traurig deine Wimpern.
In dunkle Melancholie verloren,
Wie an dem Herbstweg eines Blinden Harfen

In Trauerweiden bist du einst gegangen,
Die vorbedeutend deinen Scheitel schlugen,
Und zittern sahst du dich in tiefen Brunnen.

Aus ihren Büschen, wenn die Schwestern riefen,
Und ihre hellen Stimmen fern verliefen,
Dann standest du in einem Traum versunken,

Auf eine niedere Mauer sanft gelehnt,
Und spiegeltest die weiße Stirn so gern
In grüner Himmel müden Abendsonnen.

Aus dem Brief, der dieses Gedicht einleitet (geschrieben am 17. 6. 11), möchte ich noch einen Satz wiedergeben: „Die Kunst, der Impuls der Herzen, der furchtbare Umschalter des Blutes, die Kunst ist bei mir zur Mutter der Liebe geworden.“

Moissi-Abend

Schauspieler, die von der Bühne für einen Abend zum Podium herabsteigen, begehen häufig den Fehler, Rezitation mit Schauspielkunst zu verwirren. Sie achten nicht der zwischen beiden gemauerten Grenze, schweifen zu dankbarer Wirkung hinüber, gestalten, wo nicht gestaltet, leben nach, wo nicht nachgelebt werden sollte. Mit einer Partitur von Worten so zu schalten, daß das Auge des Zuschauers sich über ihr sofort einen ganzen Menschen erbaut — das ist Schauspielkunst; Rezitation aber, eine Wortreihe so wiederzugeben, daß die Erkenntnis ihres Sinnes niemandem wichtiger erscheint, als die ihrer grammatischen und musikalischen Linien. Im Rezitator nur den kostümlosen Schauspieler zu sehen, ist Barbarei. — Es mag nun tempera-

mentlose Schauspieler geben, denen es nicht sehr schwerfällt, als Vortragende die Grenzen der Rezitation zu wahren. Wenn aber die Flamme selbst, wenn Moissi als Rezitator sich bescheidet, um Rezitator und nichts anderes zu sein, so läßt sich dies allein mit höchstem Lobe decken. Es zeugte von außerordentlicher Erzogenheit, wie er den großen Monolog aus „Der Tor und der Tod“, durchaus keiner plastischen Wirkung nach-eilend, gab, auf Worten ausruhend, nicht auf Gebärden, und die letzte Umformung aus Gehör in Gesicht ganz und gar dem Empfänger überließ. Wer es nicht wußte, konn'e hier an eine lyrische Rhapsodie, nicht an ein dem Drama entrissenes Glied, glauben — und so wurde Triumph des Rezitators, was den schlechten Schauspieler gemacht haben würde. Darnach gelang am besten Verhaerens metallenen rauschender „Novemberwind“, Zeilen, die den Mond vom Himmel segnen und ihn zerklüftend über die sturmstöhnende Heide treiben. Aber keine Onomatopoeie kam hier aus Moissis Munde, kein noch so beliebter Kinderschreck! Dieser Mund rauschte nicht — ach, wie erlernbar, wie virtuos ist rauschen! — sekundenlang waren schon Worte erstorben, ehe Rauschen kam, und siehe: wir waren es selbst, die aufrauschten. —

Einwände? Nur gegen das Programm. Wer Moissi heißt, so eingeseffen in den Erfolg, so sicher aller Kränze, braucht kein halbliterarisches, zum Bierbürger hinüberzwinkerndes Programm zu wählen. Zählt der große König nun auch zweihundert Jahre — warum zu seinen Ehren ein schlechtes Gedicht von Fontane vortragen? Und dann: Liiienron? Epitüräertum. Aber Horaz und Wieland drückten es anders aus.
Heinrich Eduard Jacob.

Literarische Neuererscheinungen

Mag Mell. Gedichte. Das bekränzte Jahr. Ugel Juncker, Verlag, Berlin-Charlottenburg, 1911.

Ein Wiener nennt seine Gedichte „Das bekränzte Jahr“ und liefert sich beinahe dem Vorurteil aus, das man gegen die landläufige Wiener Lyrik und ihre blumigen Versbücher zu hegen veranlaßt ist. Aber Mag Mell, der Dichter der prächtigen Novellen „Jägerhausfage“ u. s. w. darf sich leisten, die Verwechslung mit andern Wienern herauszufordern. Denn nach der Lektüre der ersten paar Gedichte weiß man, daß man es mit einem außerordentlichen Lyriker zu tun hat. Hier ist Einfachheit Reichtum und Kargheit Verschwendung. In jedem Gedichte, oft schon in der ersten Zeile, aber gewiß irgendwo, packt uns eine Wendung, ein Bild, ein Klang und die Wirkung großer Lyrik tritt ein: Kein Staunen, sondern ein wollüstiges Verstehen, leises Wiederholen von Strophen, Begeisterung und Rührung. Da steht in dem Gedicht vom „Ersten Frühling“ plötzlich die Strophe:

Haft du junge Menschen schon vom Leben
sprechen hören? Ach, als wär sein Sinn
Ihrem jungen Urteil übergeben —
und dann wagen sie etwas, dann nimmt sie's hin.

Bringt dieser aus dem täglichen Leben, nicht aus der Natur herangezogene Vergleich nicht herrlich die Frühlingsahnung, dieses Nicht-erschaffen-können des Zukünftigen zum Ausdruck? Und dann diese absichtlichen kleinen Unregelmäßigkeiten, wie etwa in der vierten Zeile, wie beleben sie den Sinn und unterstreichen die Unsicherheit der Stimmung. Der Inhalt dieser Gedichte ist der ewige aller Lyrik: Liebe, Vergänglichkeit, Jahreszeiten . . . Wohlklang und manchmal etwas Liebhaftes veretnen sich zu bleibender Wirkung. Natur und tägliches Geschehn wirken ineinander, eine Alpennacht erhebt sich zur Gestaltung der eisigen Übermacht der Landschaft über den Menschen; in einem der schönsten Gedichte „Das Abendessen“ schimmert durch die armseligen Gebräuche des Alltags eine Ahnung der seelischen Not des Einsamen, der ein Dichter ist, der „zu Gras und Tieren ganz verloren spricht . . .“ Man findet bekannte Motive zu neuer Wirkung vertieft und darum wirkt diese Sammlung stark wie nur reifste Kunst es vermag.
Otto Visk.

Otto Kühle. Das proletarische Kind. Eine Monographie. Geheftet 3 Mark, in Leinen gebunden 4 Mark 50 Pf. Verlag von Albert Langen in München.

Allen, die noch einiges Interesse an dem Leben und Gebethen unseres Volkes haben, empfehlen wir in diesem Buche ein ernstes, nachdenklich stimmendes und mitteilvoll bewegendes Werk. Über den Nachwuchs der unteren Volksschichten, aus denen doch immerwährend die Verjüngung steigen sollte, hat man bisher noch nie in zusammenhängender und umfassender Weise der Öffentlichkeit berichtet, ja auch den an der sozialen Fürsorgebewegung teilnehmenden Kreisen und Faktoren sind die traurigen Tatsachen des elenden Daseins der proletarischen Kinder wohl nur in Einzelheiten bekannt. Otto Kühle hat sich der Aufgabe unterzogen, in seinem Buche wie in einem Brennspiegel all die erschreckenden Tatsachen über den heutigen Entwicklungsgang der proletarischen Jugend zu sammeln; und ein scharfes Licht fällt auf die einfach unmenschlichen Verhältnisse der unteren arbeitenden Klassen und läßt insbesondere die Leiden der Kinder jener Volksschichten in erschütternder Deutlichkeit vor uns erscheinen. — Darum muß dieses Buch von allen Müttern gelesen werden! Darum muß es überall hingedrungen, wo Mittel zur Abhilfe bereit liegen, und dort zu dieser zwingen. In allen Kreisen, ja in allen Familien sollte dies Buch zu Hause sein und sein Inhalt immer jedem gegenwärtig, — dann könnte manches besser werden! —

Vornotizen

Nur wichtige Vätererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Andrej Bielej. Die Silberne Taube. Roman. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. Mk. 5,—.

Strauß-Hartleben. Pierrot Lunatre. Mit vier Musikstücken von Otto Brieslander und Einleitungen von Franz Blet. (Georg Müller, Verlag, München.) Kartonn. Mk. 15,—.

Karl Walzer. Bühnenbilder und Kostüme. (Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 26,—.

Stendhal. Reise in Italien. Illustriert. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.) Geh. Mk. 8,—.

Hans Ludwig Held. Salome. Ein Mysterium. (Hans Sachs-Verlag, München.) Geh. Mk. 2,—.

Johannes Bobeth. Die Zeitschriften der Romantik. (H. Haessel, Verlag, Leipzig.) Geh. Mk. 8,—.

Max Meyerfeld. Robert Anstet. Ein Akt. (Bruno Cassirer, Berlin.)

Inhalt der vorigen Nummer: Der legendäre Block. / Zur Geschichte des Sozialismus in Italien. Von Dr. Robert Michels. / Das Erwachen in den Jahren 1856—1882. Von Fürst Peter Krapotkin. / Glossen. / Georg Heym und die Viecher-Wasserögel. / Preussische Staatsmoral. / Die Fahrt nach der Irrenanstalt. Von Alfred Lichtenstein. / Das Heimliche Theater. Von Dr. Alfred Wolfenstein und Rolf Wolfgang Martens. / Zwischenruf. / An Hildegard R. Aus dem Nachlaß von Georg Heym. / Rückkehr vom Hades. Von Marie Holzer. / Danse funèbre. Von S. Friedlaender. / Kopten. Von Dr. Max Adler. / Literarische Neuerscheinungen. /

Zeitschriftenchau

Das literarische Echo. Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. Verlag: Egon Fleischer & Co., Berlin W 9). Das 2. Februarheft enthält: Hermann Kienzl: Ein Halbverschollener. — Franz Deibel: Zeitschriften vor hundert Jahren. — Anselma Heine: „Die neue Gemeinschaft“. — Karl Bienenstein: Historische Romane. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

Die Neue Rundschau. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Das Februarheft enthält einen zweiten Artikel von Hans Kasper über die deutsche Schillerstiftung, der die Angriffe des ersten, welche so viel Aufsehen machten, noch weiter ausführt. Wir werden zu der tapferen Tat Kaspers noch einiges sagen. Georg Reiche, der zweite Bürgermeister von Berlin, schreibt einen größeren Aufsatz über die Großstadt. Zum 200jährigen Geburtstage von Friedrich dem Großen schreibt Erich Marcks. Die Briefe von Joseph Rainz an seine Eltern werden fortgesetzt; der Roman von Emil Strauß „Der nackte Mann“ geht weiter; eine Novelle von Uge von Rohl „Die Melodie der Sphären“ behandelt ein Thema aus der modernen Flugsphäre. Ein Aufsatz von S. Saenger über Bebels Memoiren, ein finanz-politischer Essay von Daniel Ricardo unter dem Titel „Bluff“, ein Bericht von Houston Stewart Chamberlain über das Werk „Dante und Goethe“ von der Gräfin d'Agoult, das jetzt ihre Enkelin Daniela Thode überseht hat, ein Aufsatz von Emil Ludwig über das englische Theater und die Aufführung von Vollmoellers „Mirakel“, ein Essay von Felix Poppenberg über einen alten Lebenskünstler, die politische Chronik von Junius über die Wahl und verschiedene kleine Anmerkungen füllen das Heft, das 2,50 Mk. kostet.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. (Verlag Berlin W 35.) Das 3. Heft enthält: Eduard Bernstein: Bedeutung und Aufgaben des Sieges; August Erdmann: Das Zentrum nach den Wahlen; Prof. Forel: Alkoholprohibition und Sozialismus; H. v. d. Velde: Die Entstehung des modernen Kunstgewerbes u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

Pan. Herausgeber Paul Cassirer. Heft Nr. 13 enthält: Theodor Reik: Aus Flauberts Nachlaß; U. W. Heymel: An eine Erscheinung im Karneval; Theodor Tagger: Pantomimiker; M. Urville: Die Zukunft des Islam; Eine Glosse (Die Unterirdischen) gegen einen unvermeidlichen Herrn u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

**Central-Hôtel
Restaurant
Vörös Miska.**

Der komplette Jahrgang 1911 der „Aktion“. kostet direkt vom Verlag bezogen für Deutschland und Österr.-Ungarn Mk. 12.—, Ausland Mk. 15.— bei Voreinsendung des Betrages. Wir bitten um umgehende Bestellung, da nur noch vierzehn vollständige Exemplare abgegeben werden können.

Bäder, Hotels, Pensionen usw.

Hotel Monopol-Metropole

I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2,50, mit Privatbad von M. 5,— an. :: Auto-Garage. **Frankfurt a. M.**

Das billigste Hotel am Friedrichsbahnhof **Berlin** ist „Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätsstraße 2. Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1,50 bis 6,— M. Telephon Amt I, 4799. **Bäder im Hause.**

Mk. Fischers Bibliothek Mk.
zeitgenössischer Romane



Moderne Romane erster Autoren

Jeden Monat ein Band geb. für 1 Mark
 in Leinen: 1,25 M. in besserer Ausstattung
 in allen Buchhandlungen zu haben

JANVS

▽ MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT ▽
 ▽ FÜR LITERATUR, KULTUR UND KRITIK ▽

BEGRRÜNDER

DR. HANS BIBBER
 DR. HANS FRIEDRICH
 DR. WILHELM HAGEN
 GOTTHILF HAIST
 HANS LUDWIG HELD

DER JANVS kostet durch die Geschäftsstelle,
 Buchhandlung oder Post bezogen:

für ein Vierteljahr M. 2,75
 für ein Halbjahr M. 5,75
 für das ganze Jahr M. 10,-
 Einzelhefte M. 0,50

Probennummern durch jede Buchhandlung sowie durch d. Verlag

JANVS-VERLAG G. M. B. H. MÜNCHEN

VERTREIBSSTELLE:

HANS SACHS-VERLAG MÜNCHEN, KAISERSTR. 37

Die
Mahabodhi-Gesellschaft
 (Hauptquartier Colombo)

ist die älteste und einflussreichste internationale Gesellschaft
 buddhistischen Charakters. Am 1. Mai dieses Jahres ist
**ein Deutscher Zweig der
 Mahabodhi-Gesellschaft**
 mit der Geschäftsstelle Leipzig begründet worden, der sich
 bereits sehr gut entwickelt hat. Wer am Buddhismus und
 an der buddhistischen Religionswissenschaft Interesse nimmt,
 sollte auf die illustrierte, weit verbreitete und allgemein
 geschätzte Monatschrift

Buddhistische Warte
 (jährl. Bezugspreis nur 4 M.) abonnieren, die in Deutschland
 über Buddhismus und die buddhistische Bewegung am besten
 und zuverlässigsten informiert. Man bezieht die buddhistische
 Warte schnellstens durch Herrn

C. T. Strauß, Leipzig, Humboldtstraße 2.
 Dasselbst auch gratis Flugschriften, Probenummern der Zeit-
 schrift sowie Auskunft über die Mahabodhi-Gesellschaft.
 Für den Buchhandel liefert:
Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung Leipzig.

**Jungen Autoren ebnet den Weg zum
 literarischen Erfolg**

Buchverlag „Die Sonde“ Berlin SW 68
 Sorgt für regen Vertrieb

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Soeben erschienen:

KU FUNG-MING
 Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen.
 Kritische Aufsätze.

Wer die Entwicklung der chinesischen
 Revolution verstehen will, lese dieses Werk!
 Broschiert Mk. 3,-, gebunden Mk. 4,-.



**Die Denkwürdigkeiten des größten
 Lebens- und Liebes-Künstlers!**

**Die Memoiren
 Casanovas**

Zwei Bände, 1300 Seiten, mit 6 franzö-
 sischen Kupfern sind für 8 Mark soeben
 erschienen im Pan-Verlag, Berlin W. 15

Die Aktion

H.R.

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 9 • 26. Februar

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-E Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Massauischestraße 17 zu senden : : : : :
Telephon-Anschluß: Amt Walsburg Nr. 6242 : : : : :
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint jeden Montag

Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljähr. (ezkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf : : : : :
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig : : : : :
Inserate: Durch die Annoncen-Expeditionen und Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Hollmannstr. 22.

Inhalt: Europas Wahnsinn. Von Franz Pfemfert. / Was ist das Vaterland? Von Gustave Hervé. / Glossen: Das Reklamebureau am Alexanderplatz. — Heilmystik. / Boulevard des Italiens am Abend. Von Peter Scher. / Populäre Musik. Von Victor Noack. / Autobiographisches. Von August Strindberg. / Parzival vor der Gralsburg. Von Ernst Stadler. / Die Blätter. Von Max Brod. / Bianca Leon. Erzählung von Camill Maclair. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Unsere öffentliche Versammlung.

Europas Wahnsinn

Weg, weg mit dem schandbaren Namen: Mut. Man entferne den Schleier unsinniger Vorurteile und schau die Verbrechen nackt . . . Weg mit dem Namen Ruhmsucht, als womit Rom das Laster lobt. — Mich dünkt, es sei ohne Vergleich besser, alle Strafe der Feigheit zu büßen, als den Ruhm der Waffen zu suchen. Oder ist etwa ein solcher Kampf dadurch verschieden von dem Kampfe der Gladiatoren, daß dort das Schlachtfeld kein Fehtplatz ist, sondern aus weiten Gefilden besteht, die nicht mit zwei Gladiatoren, sondern mit den Leichen ganzer Heere bedeckt sind, und die Kämpfe selbst nicht von den Mauern eines Amphitheatere umgrenzt sind, sondern die ganze Erde zur Grenze und alle Lebenden zu Zuschauern bei so gottlosem Schauspiele hat?

Augustin: de civitate dei.

Er scheint unheilbar. Die größten Aerzte, die Laotse, Pythagoras, Platon, die — ein Mühen von mehr als zweitausend Jahren enthüllen die Namen — die Lessing, Herder und Kant, die Goethe, Schiller, Tolstoi, haben vergebens gegen den Wahnsinn gekämpft, haben ihre ganze Vernunft aufgeboten, um die Menschheit von der Seuche zu befreien. Der Wahnsinn scheint unheilbar. Er mag zeitweilig unter einer Schicht Kulturdreck verborgen bleiben, den unverkennbaren Symptomen seines Vorhandenseins, (ein wirres Aufblitzen von Uniformen, Säbeln und Bajonetten) begegnen wir überall.

In Rom, der Stadt des heiligen Vaters, ist der Wahnsinn jetzt wieder jäh emporgelodert. Was wir da als „Begeisterungstürme“ in der italienischen Kammer erlebt haben, dieser widerliche Beitzanz, ist seine akute Form. Die Kriegslüstlinge, die sich dort den schamlosen tierischen Ausschweifungen hingaben, die man Patriotismus nennt, sind aus der Zwangsjacke Zivilisation ausgebrochen. Wir sehen es entsetzten Auges; doch wir können das Gebahren der übrigen Nationen, die für den Wahnsinnsausbruch Worte des Bedauerns haben, nicht als Trost empfinden: vielleicht noch heute, vielleicht schon im nächsten Augenblick, kanns an jeder anderen Stelle des Irenenhauses Europa aufflackern. Gestern geschah es in der italienischen Kammer, heute kann es in England

oder Frankreich, morgen kann es in Deutschland geschehen, daß bedauernswerte, vom Wahnsinn Patriotismus befehlene Gestalten alle Hemmungen der Vernunft durchbrechen, um „mit bewegter, vor patriotischer Rührung oft bebender Stimme“ den das Menschengeschlecht schändenden methodischen Mord zu feiern. Morgen kann es geschehen, daß, begleitet von dem unheimlichen Krampfausbrüchen eines wahnsinnigen Gefindels, auch unsere Giolitti, Marcora, Lacava um sich schlagen und in ihrem Irrsinn den Krieg als „ungeheuren moralischen Segen“ feiern und „stolz“ sind, das Leben ihrer Söhne einer Wahndee opfern zu können.

Er scheint unheilbar, Europas Wahnsinn. Was gibt uns das Recht, von dem Fortschritt einer Menschheit zu faheln, die ihre erbärmlichsten Instinkte mit Enthusiasmus zur Schau trägt? Die so verbrecherisch ist, das Morden auf Kommando als Pflicht der „nationalen Ehe“ auszuschreien. Die als Mut bejauchzt, was fanatische Unwissenheit ist? Was gibt uns das Recht, einem Zeitalter Kultur zuzugestehen, das vor Gespensstern aus grauer Vorzeit auf den Knien liegt?

Europas Wahnsinn scheint unheilbar. Was sollen all die Phrasen unserer platonischen Friedensfreunde? Nicht eine Kugel bleibt im Lauf der Gewehre, weil einige harmlose Schwärmer auf der Friedenswarte stehen! Da werden Friedenspreise verliehen und Friedenskonferenzen veranstaltet, aber dem Wahnsinn mit ernstesten Heilmitteln zu Leibe zu gehen — dazu bleibt keine Zeit übrig. Ist auch gefährlicher, erfordert auch mehr Tatkraft, als das Bejammern der Krankheit. Und dann: man muß ängstlich alles meiden, was etwa als Umsturz gedeutet werden könnte!

In dieser Ängstlichkeit sind sie sich gleich, die bürgerlichen Friedensfreunde und die gewerbsmäßigen Sozialisten. Sie wollen nicht „ehelos“ sein, als wie der Wahnsinn den vernünftigen Antipatriotismus nennt. Deshalb scheint der Zustand Europas so hoffnungslos . . . Franz Pfemfert.

Was ist das Vaterland?

Fragen Sie einen französischen, englischen, deutschen, italienischen Patrioten, was das Vaterland ist. Sie werden ihn seine, aus den Schulbüchern entnommenen Vaterlandserklärungen, wie einen Papagei herplappern hören; lauter hohle Phrasen, ohne Sinn und voller Lügen.

Was ist das Vaterland, mein guter Patriot?

„Es ist das Stück Erde, auf dem ich geboren bin.“

Aber, mein Papageil! Nach deiner Erklärung müßte doch, wenn du in Landerneau geboren, dort groß geworden bist und dort die ersten Freuden genossen hast, dieses dein Vaterland sein. Aber diese Heimatsliebe, die alle Menschen in allen Ländern besitzen das ist nicht das, was man Patriotismus nennt; diese Liebe zum Geburtsort fest nicht die Liebe zu Frankreich überhaupt voraus, zu all den Städten und Dörfern, wo du nicht geboren bist, wohin du niemals deinen Fuß setztest, an die dich insolgedessen auch keine Kindheits Erinnerung knüpft. Wenn Landerneau morgen von den Deutschen annektiert würde, so könnte dieses Landerneau dann nicht mehr deine Heimat und nicht mehr das Land sein, an dem alle deine Jugenderinnerungen hängen.

„Das Vaterland ist das Land, in dem alle unsere Vorfahren lebten.“

Es klingt gut! das Land der Vorfahren! Wenn man alle Einbildungskraft aufbietet, so glaubt man zu sehen, wie die vorübergehenden Generationen den Boden des Vaterlandes mit ihrem Schweiß und Blut bedeckten. Aber wenn die Einbildungskraft, die Feinfühligkeit oder die Möglichkeit überhaupt, seine Ahnen zu lieben, fehlt, so verschwindet deren Silhouette im Dunkel der Zeit.

Sehen wir einmal näher zu, guter Patriot! Du liebst deinen Vater? ich liebe den meinigen auch! Deinen Großvater? ich auch! Deinen Urgroßvater? ich auch: wenn ich Gutes von ihm gehört habe, und von den Toten erzählt man immer nur Gutes, selbst wenn sie während ihres Lebens schlechte und verachtenswerte Menschen waren; aber über die Ahnen, die du gar nicht gekannt hast, machst du dich lustig, wie über deine ersten Hosen! Und ich auch.

Anders, wenn sie mit ihrem Schweiß und Blut die Erde Landerneaus benezt haben; liebe diesen Winkel Erde, guter Patriot; glaube dich aber nicht dazu verpflichtet, alle Dörfer und Städte, die niemals mit ihrem Schweiß und Blut besprengt wurden, zu lieben.

Ach! unsere Vorfahren haben die heimatische Erde mit ihrem Schweiß und Blut getränkt; ja sie sind oft darauf niedergeworfen worden von ihren Herren, den Königen, dem Adel und den Priestern; sie hätten besser daran getan, nicht zur Aufbesserung der Besitzungen und Einkünfte ihrer Herren, sondern lieber zur Besserung ihrer eigenen Lage und der unseren ihr Blut fließen zu lassen, statt dessen lagen sie mit gekreuzten Armen vor ihren Königen, ihrem Adel und ihren Priestern auf den Knien.

Sie haben sich empört, das ist wahr, aber wer von unseren Vorfahren war unter den Aufständigen, den Habenicht's, welche sich zu wiederholten Malen erhoben, vielleicht waren sie auch unter den Soldaten, die jeden Aufstand im Blut erstickten? Halfen sie den Revolutionären von 1789—1793 die Freibriefe und die Schlösser verbrennen, oder waren sie unter den Königsanhängern von Anjou, der Bretagne, der Vendée, mit

denen sie gegen die Revolutionäre kämpften, oder waren sie vielleicht unter den südfranzösischen Royalisten, die Toulon befreien wollten und befreiten es für die Feinde der Revolution?

„Das Vaterland ist das Land aller Leute von der gleichen Rasse.“

Aber in allen europäischen Ländern gibt es mehrere verschiedene Rassen; in Deutschland gibt es Slaven und Germanen; selbst in unserem Lande, dessen Bevölkerung doch eine ziemlich gleichartige ist, gibt es mehrere Rassen: Der Provenzale hat mehr lateinisches Blut in seinen Adern und steht der italienischen Rasse bedeutend näher als dem Nordfranzosen; der Ostfranzose hat mehr deutsches Blut in seinen Adern; es fehlt auch nicht an Nordfranzosen, die vlämischer Rasse sind; die Bretagner sind eine ganz abweichende Rasse, die den Galliern, den Schotten oder den Irländern viel näher steht, als den Nord-, den Ost- oder Südfranzosen. Welcher Deutsche oder welcher Franzose ist sicher, nach dem langen Aufenthalt der französischen Armee in Deutschland und der deutschen Armee in Frankreich, nicht der Sohn eines feindlichen Soldaten, der als Sieger in das Land der Vorfahren eingezogen ist, zu sein?

Wenn man zum Vaterland alle Leute derselben Rasse rechnet, so ist festgestellt, daß die heutigen Italiener, Franzosen, Deutsche und Engländer alle gemeinsame Vorfahren haben, die aus Asien stammen, so würden demnach auch alle Europäer unsere Mitpatrioten sein! Und nicht allein die Europäer, warum nicht alle Menschen, welche Hautfarbe sie auch haben mögen, sie gehören doch alle der menschlichen Rasse an, wie wir.

„Das Vaterland ist das Land, in dem man unsere Sprache spricht!“

Vor dreißig Jahren verstand und sprach kein Elsässer deutsch, es gibt mehr denn eine Million Bretagner, die noch nie französisch hörten, es gibt Millionen Bauern in Nordfrankreich, die nicht wußten, was vlämisch ist, und dennoch waren alle diese Leute Franzosen und liebten Frankreich.

In der Schweiz spricht ein Teil der Bevölkerung deutsch, ein anderer italienisch und wieder ein anderer französisch und trotzdem gibt es ein Vaterland „Die Schweiz“. Aus Rache schießen die spanisch sprechenden Cubaner auf die Spanier und wollen nicht spanische Untertanen werden. Die Nordamerikaner sprechen englisch und sind trotzdem weit davon entfernt, England als ihr Vaterland zu bezeichnen. So ist es denn auch nicht die gemeinsame Sprache, die das Vaterland ausmacht.

„Das Vaterland erzeugt gewissermaßen eine Gleichheit der Gedanken, der Empfindungen, des Geschmacks, der Sitten und Interessen und daher kommt es, daß man gegen die Ausländer zusammenhält.“

Ach! die Gleichheit der Gedanken und Empfindungen ist rührend zwischen dem klerikalen und dem antiklerikalen, dem antisemitischen und freidentenden, dem nationalen und dem dreifüßigen, dem royalistischen, bonapartistischen, republikanischen und dem sozialistischen Frankreich. Und man bedenke nun, daß diese Einheit in England, in Italien, in Spanien und in Deutschland ebenso rührend ist. Alle Tage äußert sie sich dort, wie hier durch heftigen Streit, Beleidigungen, und Austeilen von Ohrfeigen und Faustschlägen, und von Zeit zu Zeit sogar durch Gewehrschläge. Ist diese

Gleichheit der Gedanken und Gefühle unter Landesleuten nicht schön?

Wenn in einem Lande Reiche und Arme in derselben Zusammensetzung, im Abstand von den Ausländern und allen andern Völkern Mißtrauen entgegenbringend, weiter leben, so werden in allen Ländern die Reichen den Armen den Haß gegen die Ausländer und alle anderen Länder weiter lehren. Andererseits werden die Arbeiter und Bauern Frankreichs ebensowenig davon haben mit den deutschen Bauern und Arbeitern in einem Lande zu leben, wie die deutschen und französischen Schweizer Vorteil davon haben, daß sie in ein und demselben Lande leben.

„Das Vaterland ist eine Mutter, unsere gemeinsame Mutter, es ist eine große Familie, deren einzelne Glieder gemeinsame Interessen haben.“

Das ist die Hölle! Man sagt, daß die Leute, die solche spaßhaften Sachen schreiben, den erbitterten Kampf nicht beachten, der zwischen den Konkurrenten desselben Erwerbszweiges herrscht, das Entgegenwirken der Interessen, welches in demselben Lande Freihändler und Anhänger des Schutzollsystems trennt; schließlich denken sie sogar noch, daß die Streiks, selbst wenn sie von dem Entlassen der Arbeiter und dem Erschießen der Streikenden begleitet sind, die Einigkeit und das Einverständnis zwischen Lohnherr und Söldner befestigen?

In einigen dieser Familien, aus denen das Vaterland besteht, sitzen einige der Kinder um einen wohlbesetzten Tisch, auf dem nichts fehlt, selbst nicht die Butterdose. Sie essen, sie trinken, sie sind vergnügt, sie amüsieren sich; an geistigen und leiblichen Genüssen fehlt es ihnen nicht, für sie ist das Leben ein ewiges Fest.

Während dessen arbeiten die anderen Glieder derselben Familie wie die Lasttiere, damit ihren bevorzugten Brüdern nicht die Butter auf dem Tisch fehlt.

Das Vaterland ist eine Mutter!

Was ist eine Mutter?

Eine Mutter ist eine gute, liebevolle Frau, die am Familientisch alles, was sie hat, unter die Kinder verteilt, ganz gleich, ob sie schön oder häßlich, gut oder schlecht sind, nur die Kranken verwöhnt sie ein wenig.

Aber die Frau, die am Familientisch einige ihrer Kinder überfüttert und den anderen — oft den Besten — das nötige mangeln läßt, die Frau ist keine Mutter, sondern eine Rabenmutter.

Das Vaterland, die Mutter! Die enterbten Söhne haben das Recht, ja sogar die Pflicht, eine solche Rabenmutter zu verabscheuen.

Professor Gustave Hervé

(z. Bt. Politisches Gefängnis, Paris.)

Stößen

Das Reklamebureau am Alexanderplatz

Sei hiermit Ihrem Reformtalent, Herr v. Jagow, bringend empfohlen. Es wirkt verwildern, es nährt die Phantasie denkträger Zeitungsleser mit verdorbener Kost, dieses Reklamebureau; und, Herr Polizeipräsident, es wird von Leuten bedient, die unbeholfen sind und kein Gefühl für den modernen Reklamestil besitzen. Daß nicht nur die Organe des Scherl sich von diesem Bureau die Zeitungspalten füllen lassen, daß selbst liberale Organe nicht die Gewissenhaftigkeit aufbringen, Polizeiwäsche als Polizeiwäsche wiederzugeben, das, Herr von Jagow, macht Ihr Einschreiten gegen das Ihnen untergebene

Reklamebureau notwendig. Was man auch gegen Ihr Wirken einwenden mag: Sie suchen, auf Ihre Art, dem Geist der Zeit gerecht zu werden. Sie experimentieren manchmal arg daneben. Aber Sie experimentieren doch wenigstens. Ja, ich gestehe ehrlich: Ihr unvergeßliches, lapidares, temperamentvolles „Ich warne Neugierige!“ hat mehr zur Erweckung der Geister beigetragen als hundert Monistenversammlungen. Sie, Herr von Jagow, müssen gegen die Propagandaabteilung Ihrer Residenz etwas tun. Ihr Ruf wills. Ihr guter Geschmack.

Denn auch Sie werden es mindestens geschmacklos nennen, wenn Sie lesen, wie das Ihnen unterstellte Reklamebureau die Bereitwilligkeit der Presse mißbraucht, um das Publikum melodramatisch zu belästigen und einzelne Beamte „berühmt“ zu machen. Lesen Sie doch die Unglaublichkeiten, die allein der Umstand, daß jetzt wirklich einmal ein richtiger Mörder verhaftet werden konnte, zur Folge hatte! Wie ist es möglich, daß eine Polizei, die den Ruf der Berliner besitzt, ihren Bericht beginnen darf: „Wie von vornherein zu erwarten war, hat sich die Vermutung . . .“, wenn sie mitteilen will, daß der Täter tatsächlich entdeckt worden ist! Von vornherein war zu erwarten, daß die Vermutung usw. falsch sein würde! Von vornherein war zu erwarten, daß die Polizei, wie in der Mordsache Hoffmann . . .

Und dann die „spannende Note“ dieser Polizeiberichte. Und dann die bengalische Beleuchtung, in die der Kommissar Hoppe gestellt wird. Nein, Herr von Jagow, Sie werden diese Berichte nicht billigen können. Sie werden das Wirken des Reklamebureaus am Alexanderplatz fürderhin schärfer beobachten müssen. P.

Heilmystik

Es ist den Stillen im Lande gelungen, dem Gesundbeten die Gleichberechtigung mit dem Akyrtier zu erobern. Die Theosophie darf nunmehr mit amtlicher Beglaubigung auf die Kranken losgelassen werden: und jedem Besitzer einer Badewanne ist die Möglichkeit gegeben, sich ein sorgenfreies Alter zu verschaffen.

Es ist charakteristisch für die Mehrheitsparteien, daß sie es nicht zur Formulierung eines Gesetzes kommen ließen, das die Altweiberpraxis beseitigt. Daß das Zentrum die Gelegenheit vorüber lassen würde, den lieben Gott energischer an der Heilpraxis zu beteiligen, hat ja niemand geglaubt: seit der Erklärung des Herrn Schmitt; daß den Leichen die Verwesung erhalten bleiben müsse, da sie eine Strafe für begangene Sünden darstelle (als Argument gegen die Feuerbestattung) bin ich neugierig, was mich überhaupt noch überraschen könnte. Aber von dem Protestantismus und seiner — allerdings in letzter Zeit etwas beschädigten — Hochburg, den Konservativen, hätte man doch eine Besinnung auf ihre sozusagen historische Mission erwarten dürfen: statt dessen zogen sie es vor, mit dem Zentrum Spinnstubengeschichten auszutauschen.

Gewiß: viele Heilkräfte sind für die Wissenschaft noch nicht fruchtbar gemacht. Aber das ist doch kein Grund, Deutschland unter Strömen von Wässerchen und Tröpfchen zu setzen. Kein Grund, Allheilmitteln den Weg zu ebnen, die vom schlichten Husten aufwärts bis zur tabes vor keiner Krankheit zurückschrecken. Es muß Sorge getragen werden, daß selbst die heiligsten Heilmystiker wissen, was für eine Krankheit sie eigentlich behandeln. Zumal selbst ein so unfehlbares Merkmal wie die Harnfarbe immerhin zu Täuschungen Anlaß geben könnte. Besonders die unteren Volksschichten müssen vor diesen Urinhyänen beschützt werden, da sie den Wunderkuren des Heilkünstlers weit hilfloser

und gläubiger gegenüber stehen. Mir wurde von einem Professor, der Massage glaub ich, erzählt, dessen Krankenjournal eine Blütenlese der schwersten Fälle enthielt: und als man ihn fragte, an welchen Merkmalen er die hier niedergeschriebenen Krankheiten erkenne, kam der wüßteste Halbunfirt heraus: den er auch sogleich durch die Diagnostizierung eines leichten Katarakts als Tuberkulose bestätigte. Nun, ein gütiges Geschick hat hier jedem Irrtum vorgebeugt, da der Mann alles mit Elektrizität und Wasser heilt; aber welche Fehlbehandlungen sind von einem differenzierteren Schäfer zu erwarten, der über zwei oder gar drei verschiedene Mittel verfügt? Anatomische Schäden werden selbst durch das innigste Gebet kaum beeinflusst und es gibt doch eine Anzahl von Krankheiten, gegen die selbst kalte Umschläge und saradische Ströme machtlos sind! Wenn hier der Künstler — aus Dummheit oder bösen Willen — den Augenblick der Heilung verschleppt, muß ihn, unbeschadet seiner religiösen Ueberzeugung, die Schärfe des Gesetzes treffen. Wer glaubt, seine geheimen Kräfte der Menschheit nicht vorenthalten zu dürfen, muß wissen, auf was er eigentlich losgeht, und wenn er es nicht lernen kann, so hat er sich einen Arzt zu halten, der ihn in jedem einzelnen Fall aufklärt. Und wenn die Unschädlichkeit seiner Kur festgestellt ist, dann mag er den Patienten ruhig unter Schmieröl und Wasser setzen.

Es ist eine schöne Gläubigkeit im deutschen Reich. Seit das Radium entdeckt ist, weiß man, daß jede zerpulverte Wange die heilsamsten Strahlen ausstrahlt. Warum sich Giften und Knochenägen ausliefern; wenn es der Schäfer Thomas auch tut. Bald, bald kommt die Zeit, wo man den gestürzten Aviatiker auf den Tisch legt, nicht etwa um an ihn herumzuschneiden — o nein; um ihn dem „Ob“ von zwanzig hilfsbereiten Händen auszufesen, die sich fromm und gläubig ausgebreitet haben.

Die deutsche Literatur beginnt mit Zauber-
sprüchen gegen verrenkte Glieder. Man sieht, wie spurlos mehr als tausend Jahre deutscher Kultur an dem offiziellen Deutschland vorübergegangen sind. R. R.

Boulevard des Italiens am Abend

Ich sitze wie auf einer Insel hier.
Das Leben rauscht, die kleinen Mädchen schwärmen
Mit heißem Blick und Hunger in den Därmen.
Herr Schulze neben mir trinkt maßvoll Bier.

Ein Mann in Lumpen hockt auf jener Bank,
Sein Blick ist wie betäubt von diesem Brausen;
Er scheint sich, gramvoll und entrückt, zu lausen;
(Schon hat er wieder eine — Gott sei Dank!)

Mit spitzen Fingern, Jubel im Gemüt,
Erfast er dieses Tier, um es zu richten . . .
Bin ich ein anderer als er? Mitnichten —
Wir sind aus einem Wurzelfaß entblüht.

Ich bin, von einem Meer umrauscht, allein.
Endlos gezwackt vom Heer der Zweifelsläuse
Bin ich germanisch trübes Leibgehäuse
Vom Herrn verdammt, stets auf der Jagd zu sein.

Herr Schulze warnt: Sie saufen wie ein Stint!
Sein sorgenvoller Blick streift meine Kehle,
Und sanft entschwebt die wahnbetörte Seele
Dem schwarzen Pfuhl von Elend und Absinth.

Peter Scher

Populäre Musik

Von Victor Noack

Populär heißt gemeinverständlich, volksbeliebt; popularisieren also gemeinverständlich und volksbeliebt machen. Viele und ausgezeichnete Köpfe sind an der Arbeit, die Wissenschaft zu popularisieren.

Wie steht's aber um die Kunst und insbesondere um die Musik?

Man darf gerechterdings nicht behaupten, daß die Wissenschaft durch die Umschreibung in die gemeinverständliche Volkssprache an wissenschaftlichem Gehalt einbüßte. Eine ehrliche Arbeit gewinnt vielmehr mit der Einfachheit der Ausdrucksweise an wissenschaftlicher Klarheit. Um populär über ein wissenschaftliches Thema schreiben zu können, muß man sein Wissen meistern, sich zu absoluter Sicherheit des Gedankens durchgerungen haben. Deswegen behalten populär-wissenschaftliche Werke immer ihren erhabenen, wissenschaftlichen Charakter und Wert. Freilich gibt es genug Scharlatane, die mit Geschwätz die Menge zu blenden suchen, — gibts genug Verleger, die mit Schundliteratur populär-wissenschaftlichen Anscheins gute Geschäfte machen.

Aber was in der Hinsicht auf dem Gebiete der Musik geleistet wird, übertrifft den Humbug der „populär-wissenschaftlichen Literatur-Fabrikanten“ weit — weit.

Die Signatur „populär“ ist ganz besonders anrüchlich, sobald sie im „Musikalienhandel“ als „Fabrikmarke“ auftaucht. Selbst die „musikalisch Gebildeten“ deklamieren damit die hinlänglich bekannten oberflächlichen spielerischen Nachwerke unserer Modelkomponisten.

Populär ist hergeleitet vom lateinischen „populus“ — Volk, und auch in der Umgangssprache verbindet man mit dem Worte folgerichtig die Vorstellung von Volksmasse. Darf man aber damit auch den künstlerischen Geschmack des Proletariats als minderwertig stigmatisieren? (Proletariat im ethnographischen, nicht im politischen Sinne angewandt).

Der geistige Besitz jemandes — meine die geistige Münze, womit jemand seinen Tagesverschleiß befreit — ist durchaus kein zuverlässiger Maßstab für seinen Geschmack. Die meisten Menschen kommen in ihrem ganzen Leben nicht dazu, der Richtung ihres persönlichen Geschmacks, ihrer aufrichtigen Sinnesneigung irgendwie Rechnung zu tragen. Die sozialen Existenzbedingungen zwingen sie in eine ganz andere Richtung als die ihrer idealen Wünsche. So werden die Menschen sich selbst untreu; geistig leben sie ein Scheinwesen. Die geistigen Vergnügungen des Proletariats — und nicht nur die geistigen — charakterisieren nicht zuverlässig seinen Geschmack, zeigen oft nur, womit es sich in Ermangelung etwas Besseren zu begnügen vermag. Welcher Grad von Resignation dazu erforderlich war, läßt sich erst dort ermessen, wo das Proletariat dank seiner politischen und gewerkschaftlichen Organisation in die Lage gekommen ist, sich eigene Quellen geistiger Genüsse zu schaffen.

Die Unternehmungen der organisierten Arbeiterschaft selbst auf den Gebieten der Bildung, des Kunstgenusses und der Unterhaltung geben schon eher einen Maßstab

ber für die Geschmacksrichtung des Proletariats. Hierbei handelt es sich nicht um zufällige Genüsse, die die Gelegenheit so grade bietet, die als Ueberfluß der bürgerlichen Gesellschaft für das Proletariat abfallen, sondern um ursprünglich sorgsam und zielbewußt vorbereitete Arrangements der Arbeiterklasse selbst. Den musikalischen Geschmack insbesondere kennzeichnen die vom „Deutschen Arbeiter-Sängerbund“ bezw. von den ihm angeschlossenen Teilorganisationen gegebenen Volkskonzerte. Kunstleistungen, die auch von der bürgerlichen Kritik anerkannt worden sind.

In Berlin sind es die Konzerte des dem „Deutschen Arbeiter-Sängerbund“ angeschlossenen „Berliner Volkschores“, die die Bedeutung von „musikalischen Ereignissen“ gewonnen haben. Der „Deutsche Arbeiter-Sängerbund“ umfaßt nach seiner 1911 im Bundes-Verlage erschienenen Biographie 148 000 Mitglieder. Das Bundesorgan, die „Deutsche Arbeiter-Sängerzeitung“ erschien 1911 in einer Auflage von 84 000 Eisenplaten. Der Verlag des „Deutschen Arbeiter-Sängerbundes“ gibt eine eigene Chorliteratur heraus. 1908 waren in dem Verlage an die 60 Opern erschienen.

Sowohl die praktischen als auch die theoretischen Kunstleistungen des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes und die gewaltige Entwicklung des Bundes beweisen, daß der musikalische Geschmack des organisierten Proletariats ganz anderer Art ist als die Tagewerke der Berliner Mode-Konkünstler, die unter der Fabrikmarke „Populäre Musik“ auf den „Musikalienmarkt“ geworfen werden. Diese Art von Komponisten arbeiten mehr für das musikalische Bedürfnis gewisser, zu Decadence neigenden Schichten des Bürgertums. Die „vermögende Haustochter“, die es nicht nötig hat, einem Erwerb nachzugehen, die ihre Tage in geistiger Schlawheit vertröbelt, schwelgt stundenlang am Klavier in Operettenmelodien. Im Salon des Parvenus unterbricht man gern die Konversation zuliebe des modernen „Schlagers“. Es sind so gewisse Kreise der Bourgeoisie und auch der Aristokratie, wo die degenerierten Nerven auf den Reiz dieser „einschmeichelnden“ Musik abgestimmt sind, wo man diese Musik liebt wie ein Laster.

Ein bezeichnendes Erlebnis, das sich oft, sehr oft in meiner Musikanterlaufbahn wiederholte: Wir spielten im Hotel de Rome. Eine erstklassige Berliner Hotel-Restaurations. Wir waren ein Trio: Geige, Cello und Klavier. Der Cellist ein langjähriger Schüler von Prof. Hausmann, ein sehr tüchtiger Künstler. Wir leisteten allesamt Gutes. Nur ausnahmsweise aber durften wir uns zu klassischer Musik erheben. Das vornehme Publikum wünschte nur „moderne“ Musik à la Linke, Holländer und dergl. Wir setzten uns einmal über diese Vorschrift hinweg, leisteten uns eine Lobengrin-Phantastie. Gar so unfassbar „hoch“ war das gewiß nicht, — aber — da stand der „Kavalier“ schon bei uns: „Ach — äh, — spiel'n ja 'n furchtbaren Quatsch da, — spiel'n Sie doch mal wat vernünft'ges. — So — zum Beispiel, — äh, — Lunawalzer.“

Typisches Erlebnis; — welcher gute Musiker hätte es nicht erlebt! —

„Einschmeichelnd“ heißt das höchste Lob, das dieses Publikum der „modernen“ Musik unserer „Tagekomponisten“ zu spenden weiß. Dieselben Leute schämen bei ihren Lakaien vor allem die „Willigkeit“, die Unterwürfigkeit. Und so was liegt auch in der Musik unserer modernen Operettenfabrikanten ausgedrückt: Absolute Selbstentäußerung der Persönlichkeit. Einzig herrschend der Wunsch, der angestrengteste Wille, den degenerierten Geschmack des despotischen Publikums gut zu

treffen. Da das zahlungsfähige Publikum sequellen Hautgolt über alles liebt, so ergibt sich für unsere verdiensthungrigen Konkünstler von vorn herein die Notwendigkeit, durch Harmonien-Kombinationen sequelle Reizungen zu erreichen. Ihre Mittel haben etwas gemein mit dem Paprika. Sie genießen gerade deswegen auch einer gewissen Popularität.

Jedoch, nur nicht ungerecht!

Diese „einschmeichelnde Musik“ ist die natürliche Frucht der wurzellosen, schwankenden wirtschaftlichen und sozialen Musikerexistenz. Paul Linke, Lohar, Leo Fall u. a. m. haben nicht immer Millionen verdient. Vor wenigen Jahrzehnten noch waren es armelige Musikanten, wie ich und tausend andere. Ihre Musik ist belastet mit den atavistischen Merkmalen vorangegangener Musikantengenerationen. Die lieben Musikanten von damals waren, genau wie die heutigen, immer nur Günstlinge, abhängig von der guten Laune, der Fidelitas irgend wessen; um der nackten Notdurft des Lebens willen genötigt, zu werben, zu schmeicheln, zu buhlen, sich zu prostituieren. Ihre Musik muß schon vor allem „einschmeichelnd“ sein.

Als sich im Frühjahr 1905 die im „Verein Berliner Musiker“ organisierten Zivilberufsmusiker zu einem öffentlichen Massenprotest gegen die erdrückende Konkurrenz der Beamten- und Militärmusiker ermanneten, rief der Einberufer jener großen Versammlung im Vereins-hause, der Obmann Paul Zimmer, seinen Kollegen zu: „Etwas mehr Standesbewußtsein, meine Herren!“ — Er meinte damals in Wirklichkeit *Persönlichkeitbewußtsein*. Du lieber Gott, als ob sich so was kommandieren ließe! — Das Proletariat — ich meine das große Heer physischer Proletarier — hat sich das Persönlichkeitsbewußtsein zum Teil zurückerobert durch die Kraft, die ihm aus der politischen und gewerkschaftlichen Organisation erwuchs. Aus dem Machtbewußtsein der Klasse treibt wie ein Reis aus starkem Stamme das Persönlichkeitsbewußtsein des Einzelnen. Zum großen Teil haben die Zivilberufsmusiker das heute begriffen: Erst wenn sie sich Kraft der zielbewußten Organisation von den Sklavensesseln der Gönnerschaft befreit, ihre wirtschaftliche und soziale Existenz einigermaßen konsolidiert haben, werden in ihrer Mitte die großen künstlerischen Persönlichkeiten heranwachsen können, von denen die Schöpfung wahrhaft populärer und kulturfördernder Musik zu erwarten ist.

Von den Zivilberufsmusikern ist das gesagt, vom musikalischen *Kunsthandwerk*. Was anders ist's um die Großen, die Bedeutenden, die Kunstherren. Aber auch mit Beziehung auf diese auserlesenen Musiker konnte der Musikhistoriker Franz Brendel († 1868) in seiner „Geschichte der Musik“ — die noch heute neue Auflagen erlebt — schreiben:

„Beethoven ist es gewesen, der — durch die Gewalt des Inhalts, durch den Ernst, mit dem er denselben ausspricht, in den Musikern ein Bewußtsein von der Würde ihres Berufes erweckte, der tatsächlich jener durch die Wendung der Kunst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorgerufenen, weitverbreiteten Meinung, als sei es in der Kunst allein und ausschließlich nur auf heiteren Genuß abgesehen, entgegentrat, der das Bewußtsein wach rief, zu dem auf anderen Wegen auch die neuere Wissenschaft gelangte, daß dem Künstler der höchste Inhalt der Menschheit zur Offenbarung übergeben sei.“ —

Beethoven ist 1827 gestorben — wie das klingt: ganz unglaublich; wo seine Werke wie neugeborene Ge-

genwartskunst mit uns leben. Dennoch: 1827 starb der Heros. Wie langsam die Herde der Menschen seiner weitausgreifenden Spur folgte. Erst jetzt werden Beethovens Symphonien populär, — „populäre Musik“ im vollstimmigen Klange und Sinne des Wortes. Der Geschmack des Volkes übergeht die moderne, „populär“ genannte Musik der Mode-Komponisten, und wendet sich dem ganz Großen, feierlich Erhabenen zu: **B e e t h o v e n.**

Wir lasen oben bereits von den allgemeinen Bildungs- und Kunstabenden der sozialdemokratischen Wahlvereine, Gewerkschaften etc. Dieselben Organisationen arrangieren regelmäßig Konzertabende. In dem Bildungsausschusse der Sozialdemokratie ist in Berlin eine Zentrale geschaffen für all diese Arrangements der Parteiorganisationen. Von hier aus ist bereits eine Verbindung mit der österreichischen Arbeiterpartei angebahnt, die den regelmäßigen Austausch von Erfahrungen, Programmen und gegenseitige Anregungen ermöglichen soll. Die Korrespondenz soll auch auf andere Nationen erstreckt werden. In Berlin veranstaltete z. B. der „Verein der Frauen und Mädchen der arbeitenden Klasse“ alljährlich 3 bis 4 Konzerte mit dem weltbekanntesten Blüthner-Orchester (Dirigenten: Edmund von Strauß und Bruno Webersberg) im Blüthner-Saale, wo dann nur Klassiker zu Gehör kommen. Der genannte Verein ehrte in diesem Winter Altmeister Franz Liszt zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (22. Okt. 1811) durch einen Liszt-Abend im Blüthner-Saale. All diese Konzerte fanden bisher vor ausverkauftem Hause statt.

Aber auch die vom Blüthner-Orchester selbst und besonders auch die vom Philharmonischen Orchester in der Berliner Philharmonie veranstalteten regelmäßigen „Populären Sinfonie-Konzerte“ finden ein durchaus vollstimmliches Publikum. Und neulich erst hat der ausgezeichnete Dirigent des Philharmonischen Orchesters, Kapellmeister Dr. Ernst Kunwald, im Berliner Tageblatte sich in geradezu begeisterter Weise über die verständnisvolle Hingabe dieses Publikums ausgesprochen. Der Eintritt zu den „Populären Sinfonie-Konzerten“ kostet 80 Pfg. Die Konzerte beginnen um ½ 8 Uhr. Eine Stunde vorher aber findet sich schon Publikum vor der Philharmonie ein. Man steht und stampft, bei grimmiger Kälte, um in dem großen Saale — einer der größten Berliner Säle — einen günstigen Platz zu erhaschen. Man fühlt sich drin wie zu Hause, man kennt die bemerkenswerten Mitglieder des starken Orchesters, beurteilt die Leistungen der Einzelnen. Mit aufrichtigem Jubel begrüßt man den verehrten Dirigenten und danach ist man ganz Ohr. —

Das sind „populäre Konzerte;“ das ist „populäre Musik.“ Für die Linke, Lehar und Genossen ist einem hier schon ein Lächeln zu viel der Ehr'

Es gehört schon was dazu, eine Sinfonie zu verstehen. In der deutschen Literatur mangelt es an Schriften, die dem Laien die klassischen Schöpfungen der Musiker auch verstandesmäßig näher bringen könnten. Populär geschriebene musikalisch-wissenschaftliche Abhandlungen fehlen sowohl in unsern Tageszeitungen wie in der Zeitschriften- und Buchliteratur. Auch die in Reklams Universal-Bibliothek erschienenen Musiker-Biographien berücksichtigen zu wenig, daß die Mehrzahl ihrer Leser gar keine musikalisch-theoretischen Kenntnisse hat. Ein Robert Schumann wäre uns für diese harrende Aufgabe zu wünschen.

Der „Deutsche Arbeiter-Sängerbund“ tut mancherlei, um das musikalische Verständnis seiner Mitglieder zu vertiefen. Im Bundesorgane, der „Deutschen Arbeiter-

Sängerzeitung“, erscheinen lehrreiche musikalisch-theoretische Abhandlungen in gemeinverständlich Schreibweise. Im Verlage des Bundes ist 1908 ein kleines Lehrbuch, „Musikgrundlehre“ von Paul Büttner, erschienen, das besonders den Gesangsvereins-Dirigenten als Leitfaden für den theoretischen Unterricht der Sänger wertvolle Dienste leistet.

Seine wichtigste Aufgabe erblickt der Verlag des „Deutschen Arbeiter-Sängerbundes“ in der Herausgabe von Chorwerken, deren Texte Bezug nehmen auf den politischen Kampf des Proletariats. Es ist oben schon gesagt, daß der Bundesverlag bis 1908 bereits ein Repertoire von 60 Chören geschaffen hat. Tendenzkunst.

Der schon zitierte Musikhistoriker Franz Brendel schreibt in dem erwähnten Hauptwerke:

„Die Kunst ist nicht etwas von dem allgemeinen Leben Gesondertes. Alle Erscheinungen einer Zeit stehen in innerem Zusammenhange, alle tragen das Gepräge derselben, so daß es für den Einzelnen nicht möglich ist, sich von ihr loszureißen. Keiner vermag es, aus seiner Zeit vollständig herauszutreten; die Epoche, in die seine Existenz fällt, setzt ihm Schranken, und die höchste Aufgabe kann nur darin bestehen, das Wahre und Berechtigte dieser Epoche zum Ausdruck zu bringen und darzustellen. Die Substanz des Volkes (der Volksklasse! V. N.), welchem der Einzelne angehört, der in seiner Zeit lebendige Inhalt, ist das jede geistige Tat Bestimmende. Das Genie spricht aus, was der Inhalt aller ist.“

Ueber den Inhalt der Beethovenschen Symphonien — insbesondere der neunten — sagt Brendel: „Es ist — freilich in einem edleren und höheren Sinne als gemeinhin die Bezeichnung gebraucht wird — das demokratische Bewußtsein der Neuzeit, welches sich darin ausspricht.“

Ein moderner Beethovenbiograph August Böllrich („Beethoven“, Verlag Barb, Marquard & Co., Berlin 1903) schreibt über Beethovens politische Gesinnung:

„Mächtig hatten auf ihn, den es immer zu den lichten Gipfeln des Menschengeistes gezogen, die französische Revolution, die gierig eingesaugten Schriften Goethes und namentlich Schillers, dessen sittliches Pathos ihm selbst ja so eigen war, eingewirkt. „Unser Zeitalter bedarf kräftiger Geister, die diese Kleinsüchtigen, heimtückischen, elenden Schufte von Menschenseelen geißeln,“ rief er in innerer Empörung aus, und wurde Revolutionär durch seine Musik, die das Selbstbewußtsein der Verstehenden zu befreiender Tat aufschaltete, alle mutigen Gefühle erweckte“

Es hat seine historische Ursache und Bedeutung, daß Beethoven gerade jetzt so populär, so volksbeliebt ist. Populär ist immer die Kunst, die die Tendenz der politischen Wünsche und Hoffnungen des Volkes spiegelt.

Autobiographisches

Von August Strindberg

Ich hab gespielt die Pflöcke, gesungen Trauersang,
Doch niemand wollte weinen, der Tanz kam nicht in Gang.

Da ging ich auf die Straße, und dort ich hin mich setz,
Und schlage eine Trommel und zeige einen Pech.

Dem Pech gab man Zuder, mir trat man auf die Schuch,
Und als ich wollte singen, da hörte niemand zu.

Ich nahm die Narrenkappe und gaukelt wie noch nie,
Und streckt ich aus die Zunge, man vor Entzücken
schrie.

Da hielten Equipagen mit hohen Herren gar:
„Aus dem kann etwas werden, ein Teufelskerl es war.“

Den Haufen hört man jubeln, kommt er den Herren
bei,
Doch wenn man Ernst nur wittert, ruft man die
Polizei.

Man klagt mich an, ich hänsle, was göttlich wird
verehrt,
Denn sicher ist es göttlich, wenn man mit Bierem fährt.

Da half nicht protestieren, Verteidigung nicht gilt,
Es sei ja Ernst gewesen, was man jetzt Hänseln schildert.

Ich nahm den schwarzen Mantel, stand auf der Kanzel
schon,
Und hörte alles schnarchen, wie Ferkel in der Sonn.

Ich schrie, daß man erwachte, das Konfistorium mit,
Doch ich verlor den Mantel, der Kanzel ward ich quitt.

Ich hatte nicht den Glauben, war nicht der Kirche
Sohn,
Die alte, alte Weise im alten, alten Ton.

Ich nehm die alte Pfeife und steck sie in den Sad,
Ich stimme ab die Trommel und mein Gepäck ich pad.

So wandre ich nach Gefahren und rings um diese Erd,
Zu heilen, zu vergessen, bis ich vergessen werd.

Die Jahre gehn und laufen, die Wund ist wieder gut,
Wie im geschützten Sumpfe ist alles still und ruht.

Wo Frösche können quaken zum flauen Müdensang,
Und Binsen stehn und schlafen den heißen Tag entlang.

Der Porst noch wachet und sprizet sein Morphin,
Bis aller Sumpf beschnarchet der Spinnen grau Gar-
din'.

Da eines Tags im Walde man hört die Trommel hell,
Und rings um Feld und Hügel Trompete gibt Appell.

Der Krieg ist, heil erklärt jetzt! Die Pfeif brauch ich
nicht mehr,
Die Trommel ich verkaufe und kaufe ein Gewehr.

Doch wer trägt denn die Fahne? Man keine Fahne
find't!

Und mit zerstreuten Truppen man keinen Sieg gewinnt!

Ich nehm mein rotes Schmutztuch, mit Garibaldi drauf,
Das knüpfe ich an die Büchse, und dann: vorwärts und
lauf!

Es fiel die erste Salve, ein Schuß ihn mit sich riß;
Die andern sind geflohen, allein ins Gras er biß!

Jetzt bläht man laut Viktoria, die Leiche fort man
nimmt.

Wenn schon der Kampf nur kurz war, der Sieg doch
hoch sie stimmt.

Man stellt an das Begräbnis mit militär'schem Brauch
Ihm bleiben seine Kleider, das Tuch, das rote, auch.

Am Grab löst man die Salve, den Priester man be-
schwört

Zu beten ein den Toten — doch da ging es verkehrt!

Der Tote war ein Heide, und Priester ihm ein Land,
Er hebt sich aus dem Sarge und winket mit der Hand.
Es aus war mit der Freude! Man ruft laut Skandal.
Der Tote als Verleser kommt in das Hospital.

Er liegt im Bett von Eisen und prüft den alten Mut,
Das Blei muß aus der Wunde, vergiftet sonst sein
Blut:

Und wenn der Fieberdämon ums Rissen macht die Rund,
Mit Bilsentraut, dem tollen, dann reißts in seiner
Wund!

Man hört den Kranken fingen mit heiserem Geächz
Die alten Melodien, wie Raben ihr Geträchz.

Er phantasiert von Wunden und von der Niederlag,
Doch hört man ihn auch mahnen die Trupp zu neuem
Schlag.

Wenn er mitunter plappert von Liebesheimlichkeit,
Das Bilsentraut des Hasses dann wellt zu gleicher
Zeit.

Da fächelt es im Saale und duftet nach der See;
Die Wunden nicht mehr brennen, zum Dämon sagt er:
geh!

Und gute kleine Hände die betten um sein Bett,
Und er hat schöne Träume, als wärs ein Blumenbeet.

Wie eines Tags er daliegt als Konvaleszent,
Und auf den Arzt bloß wartet, und neu die Hoffnung
brennt,

Da hört er durch das Fenster der Trommel stark Alarm.
Gleich fährt er aus dem Bette, ums Herz wird ihm
so warm.

Und über grünen Linden hoch die Standarte weht!
Mit neuen frischen Truppen es neu zum Kampfe geht!

Sein Auge wird so blutig, er matt zusammenknickt.
Auf seinen stillen Nachttisch mit stillem Harm er blickt.

Da liegt jetzt zwischen Flaschen, und Messern und
Charpie,

Das Blei aus seiner Wunde; ihm ist so leicht wie nie.

„Oh, wär ich frisch bei Kräften und auf den Beinen
schon,

Ich nähm mein Bett von Eisen und göffe eine Kanon.
Aus jedem eing'gen Nagel — ich's nicht vergessen tat —
Der in den Sarg geschlagen, ich schmiede die Granat.

Und dann gefüllt mit Bleischrot aus meiner eignen
Brust,

Wie ein Komet sie steigt; der Anblick ist 'ne Lust.

Denn hoch muß man ja halten, will treffen man das
Ziel,

Man schießt hinauf gen Himmel und fehlt doch aber
viell!“

Da sieht er durch das Fenster bekränzt die Fahne nah
Vorbei den alten Linden, und hört ein froh Hurrah!

Der Feind hat uns im Treffen besiegt von neuem schon.
Die Unfern sind geschlagen, doch sind sie nicht geflohn.

Da wird er froh im Herzen, er hat gelernt verfehn,
Daß durch die Niederlage man muß
zum Siege gehn.

Er fällt in tiefen Schlummer bis wieder es wird Tag,
Zu grüßen neue Siege in neuer Nie-
derlag.

(Deutsch von Emil Schering.)

Parzival vor der Gralsburg

Da ihm die erznen Flügel dröhnend vor die Füße
 klirren,
 Fernhin der Gral entwich, und Brodem feuchter
 Herbstnachtswälder aus dem Dunkel sprang,
 Sein Mund, in Scham und Schmerz verirrt,
 indessen die Septemberwinde ihn umschwirren,
 Mit Kindesstammeln knieend jenes Traums entrückte
 Gegenwart umrang,

Da sprach zu ihm die Stimme: Törriger, Schweige!
 Was suchst dein Hadern Gott? Noch bist du unverföhnt
 und fern vom Ziele deiner Fahrt -
 Wurf deine Sehnsucht in die Welt! Dein warten
 Städte, Menschen, Meere: Geh' und neige
 Dich deinem Gotte, der dich gütig neuen Nöten
 aufbewahrt.

Auf! Fort! Hinaus! Ins Weite! Lebe, diene, dulde!
 Noch ist dein Tiefstes stumm - brich Furchen in den
 Fels mit härterer Schmerzen Stahl!
 Dem Ungeprüften schweigt der Gott - Wie Blut und
 Schicksal dunkel dich verschulde,
 Dich glüht dein Irrtum rein, und erst den Schmerz-
 gekrönten grüßt der heilige Gral.

Brüssel

Ernst Stadler

Die Blätter

Von Max Brod

Wünschst du nicht, während einer Windstille in den
 herbstlichen Park zu gehen? — Dann magst du bemerken,
 wie hier und dort ein einzelnes Blatt in seitlich abge-
 lenkter Flugbahn, oft sich wendend, sich überschlagend
 sogar, herabschwebt, und es faßt dich Erstaunen, du fühlst,
 daß du es noch nie gesehen hast. Es geht so langsam vor
 sich, so allein, Sternschnuppen ähnlich, die plötzlich einen
 Teil des Himmels auffallend machen, während der
 übrige ruhig steht. So weißt du auch hier nicht, wohin
 du schauen sollst; in den schwarzen Luftsträumen der
 Baumgruppen, unter den großen freistehenden Aus-
 breiungen, überall ist etwas zu erwarten. Und du zuckst
 zusammen, wenn von der Seite her ein Strich, ein Blick
 über dein Auge fährt, aus einer Gegend die du nicht
 beachtest hast. Es freut dich, wie eine kleine Entdeckung.
 Dann wieder packt du ein Blatt, gerade in dem Moment
 wie es sich losmacht, sichförmlich durch eine unmerkliche
 Aufwärtsbewegung, ein Achselzucken, aus den Scharnie-
 ren hebt, dann wie ein Segel sich dreht, hin und her, den
 schwächsten Wind auszunützen. Es segelt wirklich herab,
 dieses Segel ohne Boot, wie an einer senkrechten Meer-
 esfläche wellig herab. Und diese erste selbständige Be-
 wegung seines Daseins und letzte und größte Bewegung
 führt es mit soviel Nachdenklichkeit, Liebe und Anstand
 aus, es benimmt sich so unbefangen dabei, so mit ge-
 schicktem Anschein der Übung und Vertrautheit, so gar
 nicht aus der Provinz, daß man dem Sorgfältigen seinen
 Beifall nicht vorenthalten möchte.

Dir geht durch den Kopf, das es vielleicht das Leben
 des Blattes war, dieser kurze Flug, daß es den ganzen

Sommer lang darauf gewartet hat. Nun hat es seine
 Kunst gezeigt, sein Temperament für immer, nun ruht
 es am Boden, ein unverlehtes Achorblatt, noch mit allen
 Merkmalen und Zügen der Gattung, daß man es in ei-
 nem Zeichensaale noch Schülern vorlegen könnte, wie ein
 frisch gepflücktes. Aber bald wird es nun damit seine
 Wege haben. Es wird sich rollen, die Ränder erheben,
 wie in Abscheu vor der berührenden Erde, in die es schließ-
 lich doch einsinkt, von Fußtritten angerissen, und in klei-
 nen Körnern breitet sich der schwarze Sand über seine
 Fläche aus, einst labender Lautröpfchen Gebiet. So
 liegt es, so liegen in großen Rädern Schichten seiner Ver-
 wandten da, jeder Baum breitet die Aeste über den Kreis
 seiner Vergangenheit, die also noch zu ihm gehört. Röt-
 liche Kreise in den grünen Wiesen, von weitem könnte
 man glauben, es seien die Schatten, die diese großen
 Bäume werfen. . . .

Doch bald kommen Gärtner und schaufeln eine an-
 dere Ordnung aus der natürlichen, tragen das Laub in
 die Beete, wo es rot und gelb gleich späterwachsenen
 Blumen aus dem dunklen Erdreich glänzt. Oder sie
 werfen es in Lagen über die Haufen der Schottersteine,
 so daß man dann glaubt, der ganze Haufen durch und
 durch sei Laub und erschreckt zurückweicht vor dieser duf-
 tenden Massensäure. Ich weiß nicht, vielleicht hat auch
 der Wind, kein Gärtner, diese Figuren verursacht. Und
 in merkwürdigen Stellungen liegen auch die Blätter auf
 den nassen Bänken, manche auf der Vorderseite, manche
 rücklings, angeklebt die einen, andere auf ihre blaffen
 Stengel wie auf Stelzen gestützt. Wenn du willst, bringst
 du eine Art Ordnung hinein, du rätst etwa, Kinder hät-
 ten hier gespielt, einen Verkaufsladen sich eingerichtet und
 auf den Sitzen wie über einen Ladepult alle Arten ge-
 fallener Blätter ausgelegt, die grünen und die verwelt-
 ten. Doch bemerke, daß selten auch ein Blatt an der Lehne
 der Bank fehlt, zufällig im Herabgehen hier festgeblie-
 ben. O die nassen Bänke, obwohl ja nur Tropfen auf
 ihnen sind, jeden Augenblick auszutrocknen bereit. . . .

Die nassen Bänke, gestern waren sie dir vielleicht sehr
 oerdrißlich, da ein Mädchen auf solchen nicht sich nieder-
 setzen wollte, und du im Stehn sie küssen mußtes. Wie
 schön drückte sie nachher dies und alles andere aus: „Oh,
 die Blätter fallen.“

Doch vergiß nicht, während du verklungenen Ge-
 sprächen nachhängst, vergiß nicht diesen feuchten heutigen
 Duft, der um deine stets unruhige Nase steht. Vergiß
 diese feuchte Luft nicht, die deinen Kopierstift ganz un-
 erwartet sila schreiben läßt, er gerät in nasse Punkte des
 Papiers, das du doch trocken aus der Tasche gezogen
 hast. Und den Gesamteindruck vergiß nicht, das Unbe-
 greifliche. Wie du so sitzt und hörst diesem metallischen
 Schaben einer entfernten Sägemühle zu, leise durch den
 stillen Park hergeweht, und zweierlei Geräusch vernimmst
 du darin, ein tiefes brummendes Zittern und einen hoch
 angehaltenen Sopranon, du annst dem einen lauschen
 und dem andern, nie aber beide zugleich hören, das Ohr
 fast gleichsam den großen Abstand nicht; auch dies alles
 gehört dazu. Und ein flüchtiger Spaz. Eine letztere Kette-
 rin in den Aleen. Aeste, die bis an den Boden reichen,
 noch etwas belaubt, die meisten Blätter aber von ihnen
 hingestreut: neulich hast du etwas ähnliches gesehen,
 als in einem Salon eine Vase, voll mit welken Rosen-
 blättern, umgestoßen wurde. Du siehst dich immer noch
 um. So viel Laub an den Bäumen, das alles soll noch
 fallen! Du trittst unter eine Kastanie mit ihren hellgelben
 breiten Blättern wie in die Sonne, plötzlich ins Licht, ob-

wohl ringsum der Himmel trüb bleibt . . . Aber nun erschreckt dich etwas, das punktartige Knistern der Blätter, als ob Regen fielen. Du hast keinen Schirm, du bist weit von allen Häusern, schon fühlst du dich durchnäßt. Nein, es war nur ein trockner Windstoß. Doch jetzt fallen die Blätter in Scharen schnell, stürzen wie durch Gassen die Aeste entlang, ohne eitle Tanzverzierungen. Nicht mehr schaun alle andern ringsum zu, dem einen, das an der Reihe ist. Sie sind im Krieg. Und wenn auch manche von ihnen unterwegs auf belaubten Zweigen hängen bleiben; sie werden wie auf flachen Händen dem nächsten Luftstoß dargeboten.

Bianca Leoni

Eine Erzählung von Camill Maclair

In Florenz lebte einst der Bildhauer Angelo Gaddi. Er war arm, trotzdem er viel und emsig arbeitete; er verehrte die Meister der Antike, wagte es aber nicht, ihrem Beispiele zu folgen und so fristete er sein Leben dadurch, daß er, wie alle seine Zeitgenossen, die Bildwerke der Heiligen, der Madonna und des Erlösers formte. Allein alle seine Gedanken, alle seine tiefsten seelischen Regungen trieben ihn doch dazu, von Zeit zu Zeit auch andere Bildwerke zu schaffen, die er dann in seiner Werkstatt ängstlich vor fremden Blicken verbarg. Seine Phantasie berauschte sich an der Schönheit des menschlichen Körpers und seine Gedanken weilten ständig in der olympischen Götterwelt oder beschäftigten sich mit den Legenden der Mythologie und andern heidnischen Ueberlieferungen, kurz mit all den Sachen, die damals in Italien von der Geistlichkeit streng verurteilt und verfolgt wurden.

Bis sich Angelo Gaddi eines Tages zusammen mit einigen Freunden, die die göttlichen Bildwerke heidnischer Kunst in Griechenland selbst studiert hatten, zu dem Entschluß durchrang, sein Können ganz der Darstellung dieser Welt zu widmen, um seinen Zeitgenossen eine unvergleichliche Augenweide zu geben und ihre Gedanken anzuregen. In Rom und in Venedig gab man dieser Kunststrichtung schon lange ganz offen Ausdruck, allein in Florenz, das in der strengen Schönheit seiner von der Kirche begeisterten mystischen Meister förmlich erstarrt war, begegnete man dieser Strömung mit tiefer Verachtung. Doch gerade dieser Umstand begeisterte den jungen Künstler umso stärker und erweckte in ihm das Verlangen, seiner Verehrung der Wiedergeburt heidnischer Schönheit offen Ausdruck zu geben; und als es ihm endlich gelungen war eine Reihe von Arbeiten aus der mythologischen Götterwelt zu vollenden, stellte er sie in einer der vielen, dem Publikum zugänglichen Galerien aus.

Die wollüstige Zärtlichkeit der Leda, die hüllenlose Schönheit der Nymphe und die zynische Derbheit der Satyre erregten wohl die Entrüstung vieler Besucher, die ihrem Unwillen dann auf den von Angelo am Eingang der Galerie angebrachten Täfelchen Ausdruck gaben, allein es fehlte auch nicht an Gästen, die offen ihr Entzücken über die Schönheit der Formen und die lebendige Harmonie der Linien verkündeten. Angelo und seine Freunde lasen dann zusammen die lobenden und tadelnden Bemerkungen und amüsierten sich von Herzensgrund darüber.

Bis eines Tags ein junges reichgekleidetes Weib

von außergewöhnlicher Schönheit in der Galerie erschien. Nachdem sie ihre Begleitung durch eine Handbewegung entlassen hatte, blieb sie lange mit traurigem Gesicht vor den Bildwerken stehn, warf dann dem Künstler einen Blick verachtungsvollen Mitleids zu und sprach: „Warum schmälert Ihr Euren Ruhm, indem Ihr Euer von Gott gegebenes Talent so mißbraucht? Warum weicht Ihr Eure Zeit und Eure Arbeit den groben und sündhaften Darstellungen seelenloser Idole? Der geniale Zug Eurer Schöpfungen legt Reuegnis davon ab, daß sich Gott der Herr doch noch nicht ganz von Euch abgewandt hat, trotzdem Ihr ihn vergessen habt.“

Denkt an seine Barmherzigkeit, sucht Euch selbst wieder zu finden und so unsrer großen Nation würdig zu werden, die in so vielen herrlichen gottgefälligen Werken das Lob des Schöpfers predigt und in die der Geist des Zweifels und des Unglaubens noch nicht eindringen vermochte. Möge Eure schöpferische Kraft Euch helfen, die Seele zu retten. Ohne den wahren Glauben wird sich der Ton, der ohne höheren Zweck unter Euren Händen trocknet, wieder in Staub verwandeln und ebenso Eure Bildwerke, die Ihr der Herrlichkeit und dem Ruhm unserer Kirche vorgezogen habt.“

Angelo Gaddi sah schweigend, wie die stolze Patrizierin langsam die Gallerie verließ; er war nicht imstande, ihr ein Wort der Antwort zu sagen. Sein Herz zuckte krampfhaft vor Erregung über die ihm angetane Schmach, allein gleichzeitig hatte die Lieblichkeit und Seelengröße dieser Frau auch seine Seele verwirrt. Als seine Freunde versuchten, das Ganze ins Lächerliche zu ziehen, geriet er in Wut und kündigte ihnen die Freundschaft. Dann lehrte er nach Hause zurück, dachte lange und quälerisch nach und beauftragte schließlich seine Diener, die Statuen aus der Galerie herbeizuholen. Die Bildwerke stellte er darauf in eine Ecke seiner Werkstatt und bedeckte sie mit leinenen Tüchern.

Am andern Tage gelang es ihm zu erfahren, wer diese Dame gewesen war. Sie hieß Bianca Leoni und war die ebenso fromme, wie schöne Gattin eines vornehmen Italieners, den der Dienst des Vaterlandes nach Venedig rief, wohin er mit seiner Gattin in Kürze übersiedeln wollte. So kam es, daß Angelo die Dame nicht mehr zu Gesicht bekam, denn drei Tage nach jenem Vorfall verließ sie mit ihrem Gatten Florenz.

Diese seltsame Begebenheit veränderte Angelos ganzes Wesen. Er entsagte für immer allem, was ihn an die heidnischen Götter erinnerte und entfremdete sich dadurch seinen Freunden, die ihm diesen Verrat an ihren Idealen nicht verzeihen konnten. Angelo weihte sich nun ganz der Schöpfung von Statuen der Kirchenheiligen und lebte einsam, verschlossen und völlig asketisch. Er liebte Bianca Leoni; allein er versuchte nicht sie wiederzusehen, denn er strebte weder nach der Nähe noch nach dem Besitz des geliebten Weibes. Sie war ihm erschienen wie einst der Engel dem heiligen Paulus und seine Liebe zu ihr war voll mystischer Geheimnisse. Die ersten Statuen, an deren Schöpfung er sich schließlich machte, zeigten alle die stolzen und dabei doch so mitleidigen Züge Biancas; und dieses Antlitz begeisterte ihn auch zu seinen weiteren Bildwerken; seine Heiligen, Jungfrauen und Engel erinnerten alle an Bianca Leoni und die Liebe zu ihr verband sich in seinem Herzen mit der Liebe zu allem Göttlichen. Angelo legte sich schwere Bußen auf und weinte unter den dämmrigen Bögen der Kirche bittere Tränen der Reue.

Seine Belehrung und seine Rückkehr auf den mahren Weg der Frömmigkeit wurden bekannt und die Geistlichkeit wandte ihm wieder ihre Gunst zu. Die Herrlichkeit und tiefe Beseeltheit seiner Schöpfungen überraschte alle und sein Name wurde bald im ganzen Lande berühmt. Doch er allein wußte am besten, daß er seine Bekehrung nur Bianca Leoni zu danken hatte. Und bei dem Gedanken, daß er sie vielleicht einmal wiedersehen würde, um ihr das Wunder, das ihre göttliche Sanftmut, ihr seelenvolles Mitleid und die Trauer ihres Tadels in ihm erwirkt hatten, zu künden, bemächtigte sich seiner eine tiefe Freude.

Er wußte, daß sie inzwischen Witwe geworden war, daß ihr Mann im Kriege mit Frankreich den Tod gefunden hatte. Wäre er jetzt noch der stolze Angelo von einst gewesen — er hätte sich sofort ohne Besinnen auf den Weg gemacht, um ihre Hand zu erbitten. Allein seine Liebe war nur stark in ihrer Körperlosigkeit — und so begnügte er sich damit, Bianca aus der Ferne zu verehren und war überzeugt, daß sie ohne Zweifel im Kloster den einzigen Trost für ihre Trauer gefunden habe. Dieser Gedanke begeisterte ihn von neuem zu herrlicheren künstlerischen Taten. Er fühlte nicht einmal Bedauern darüber, daß sie, die ihn moralisch so umgewandelt hatte, gar nichts davon wußte, er vergegenwärtigte sich, wie sie bleich und fast körperlos, wie ein sündenloser Schatten, durch die dunklen Gänge des Klosters wandelte und dieses Bild hielt er in einer Arbeit fest: „Der Erzengel verkündet der heiligen Jungfrau Maria die frohe Botschaft.“ Diese Gruppe schuf den Ruhm des Angelo Gaddi.

Es vergingen mehrere Jahre. Der berühmte Bildhauer Angelo Gaddi erhielt eine Einladung nach Venedig, um dort die Kirchen dieses prachtliebenden stolzen Volkes mit einigen Statuen zu bereichern. Anfangs konnte er sich nicht entschließen, diese Einladung anzunehmen, allein schließlich gab er den hartnäckigen Bitten einiger bedeutender Venezianischer Bürger nach und stieg aus seinem Palast nach Venedig über. Er wurde mit großen Ehren empfangen, allein seine leidenschaftslose Seele, der das Fehlen aller aufrichtigen Gottesfurcht in dieser reichen Handelsstadt Trauer bereitete, verschloß sich in sich selbst, und während er die zu Ehren seiner Ankunft gegebenen Feste über sich ergehen ließ, dachte er mit Bedauern und Sehnsucht an das edle stille und strenge Florenz.

In dieser Zeit besuchte er einstmals auch die Werkstatt eines berühmten venezianischen Bildhauers. Mit trauernder Seele sah er die Statuen der heidnischen Götter und erinnerte sich dabei schamerfüllt daran, daß auch er einst diesem Zauber verfallen war, aus dem ihm erst die sanfte Warnung Bianca Leonis gerettet hatte.

Während er so dachte, erschienen plötzlich in der Werkstatt eine Schar von Musikanten, Lataien in Livree und mehrere mit orientalischen Gewändern bekleidete Diener, denen ein mit kostbaren Edelsteinen geschmücktes Weib folgte. Lachend schritt sie näher und die blendende Weiße ihres entblößten Halses schimmerte golden im Lichte der Sonne. Angelo fühlte plötzlich, wie ihn seine Kräfte verließen und flüsternd erkundigte er sich beim Hausherrn nach dem Namen dieser Frau.

„Wie?“ rief der venezianische Bildhauer. „Sie kennen nicht eines der vielen Wunder unseres Venedig, den Trost und die Freude unserer Künstler? Sie kennen

nicht die Gebieterin von Prinzen und Fürsten? Das ist Bianca Leoni, die herrlichste unserer Courtisanen.

Vergeblich versuchte Angelo Gaddi, sich in der Menge zu verbergen — das junge Weib hatte ihn bemerkt und betrachtete ihn, bleich und lautlos, mit aufmerksamen Blicken.

„Ich erkenne Angelo Gaddi aus Florenz,“ sagte sie endlich mit einem leisen Lächeln. „Wir haben uns schon früher getroffen. Ich neige mich vor Ihrem Genius und erinnere mich, daß ich schon einmal mit Ihnen gesprochen habe. Einst, als ich noch ein ganz junges, dummes Weib war. Ich hatte damals Unrecht. Der plötzliche Tod meines Mannes auf dem Felde der Ehre hat mir die Vergänglichkeit des Lebens in grausamer Klarheit gezeigt. Ich stieg für immer nach Venedig über und richtete mir freies Leben ein, in dem ich mich nur von meinem Capricen und Wünschen leiten lasse. Der Himmel gab mir die Möglichkeit, die ganze Herrlichkeit des Seins kennen zu lernen und gab mir das Vermögen, die spärlichen Minuten der Gegenwart zu genießen wie eine kostbare duftende Frucht. Ich bin glücklich, seit ich das kalte wenig anheimelnde Florenz verlassen habe, um mich an jener göttlichen Trunkenheit zu berauschen, die allein imstande ist, den Gedanken an den Tod zu mildern. Die Götter sind von neuem zur Erde herabgestiegen, damit wir wieder lieben und lachen können; sie ziehen die Küsse den Predigten vor und die Liebe zum Leben — der Entsagung, und ihr Atem erfüllt ganz Italien mit dem Duft der Jugend. Ich hatte damals Unrecht, denn ich verstand noch nichts von der göttlichen Schönheit der heidnischen Welt. Ich hoffe, daß Sie damals meine Worte nicht beachtet haben, um nach wie vor in Ihren Schöpfungen die Herrlichkeiten der Freude, der Schönheit und der Liebe zu verkörpern. Wenn Ihnen mein Körper zur Erschaffung eines neuen Werkes Ihrer wunderbaren Kunst nützen kann — so verfügen Sie über mich. Ich bin die Ihre.“

Da Angelo sein hartnäckiges Schweigen nicht brach, dachte Bianca, daß er ihr noch immer über das Vergangene zürne. Sie lachte beleidigend laut auf und wandte sich dann von ihm ab . . .

Noch am selben Abend verließ Angelo Gaddi in aller Heimlichkeit Venedig. Er wanderte lange, denn er konnte sich nur mühsam bewegen, und kehrte ganz gebrochen nach Florenz zurück. Dort nahm er all seine letzten Kunstwerke und zerschlug sie.

Dann holte er aus der dunklen Ecke, wo sie unter der staubbedeckten Leinwand geschlummert hatten, all seine früheren Nymphen, Satyre und Leda hervor und vernichtete sie gleichfalls.

Seit dieser Zeit bekam sein Gesicht einen traurig-zerfahrenen Zug, der das Mitleid aller, die ihn sahen, hervorrief. Bald darauf hörte er überhaupt auf, mit den Menschen zu sprechen und verließ seine Wohnung nicht mehr. Zwar wußten alle, daß er in seiner Werkstatt krampfhaft arbeitete, allein niemand wagte es, ihn zu stören. Bis sich schließlich einige Freunde und Nachbarn entschlossen, sich gewaltsam Eintritt zu verschaffen, sie brachen die Tür auf — und fanden ihn tot am Boden vor einer unvollendeten Arbeit, die einen Menschen darstellte, der sich verzweiflungsvoll an den Kopf greift.

(Deutsch von Fred W. Balte.)

Literarische Neuerscheinungen

Ellen Key: Seelen und Werte. Essays. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk. Zu den großen Essays und Arbeiten, in denen Ellen Key ihr Evangelium der Seele und der Humanität darlegte, traten immer schon Aufsätze, worin sie Männer und Frauen der Geschichte als Beispiel für ihre Ideale geltend machte. In mancher Hinsicht gehören diese Arbeiten zu ihren reizvollsten und insbesondere verdienen ihr die deutschen Leser die Bekanntheit mit einem der tiefsten Geister der schwedischen Nation, Almquist. Das neue Buch, das sie in Deutschland erscheinen läßt, besteht zum weitaus größten Teil aus solchen Studien. Dieses mal beginnt die Reihe der Modernen, der Zukünftigen, mit Diderot, Goethes Diderot wie sie ihn so hübsch nennt, und kommt dann zu Verhaeren und Maeterlinck, zu Rodin und Rilke. Ein sehr liebenswürdiger Aufsatz über die Mütterlichkeit in Spiel und Kunst beschließt den Band.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Valerius Brjussoff. Der feurige Engel. Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert. (Hans von Weber, Hyperion-Verlag, München.)

Georg Hirschfeld. Das Mädchen von Lille. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 1,—.

Karl Kraus. Pro domo et mundo. Aphorismen. (Albert Langen, Verlag, München.) Geh. Mk. 3,—.

Anselm Kuest. Jean Paul. (Verlag Neues Leben, W. Borngräber, Berlin.) Geh. Mk. 3,—.

Paul Jech. Schollenbuch. Gedichte. (A. R. Meyer, Verlag, Berlin-Wilmersdorf.) Geh. Mk. 2,50.

Chinesische Geister- und Liebesgeschichten. (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Seide geb. Mk. 6,50, auf Chine Mk. 20,—.

Martin Suber. Reden und Gleichnisse des Tschung-Tse. (Insel-Verlag, Leipzig.)

Frank Wedekind. Franziska. Ein modernes Mysterium in 5 Akten. (Georg Müller, Verlag, München.)

Inhalt der vorigen Nummer: Die Unheilbaren. / Verbrechen und Todesstrafe. Von Elisée Reclus. / Kaiserworte. / Glossen. / Offener Brief an Helene Lange. Von Grete Meisel-Geh. / Herr Ihering. Von Ernst Bläß. / Betörung. Von Ernst Stadler (Brüssel) / Der Wert der Untreue. Von Marie Holzer. / Schlaftrunken. Von S. Friedlaender. / Das Heimliche Theater. Von Kurt Peschke und Ferdinand Hardekopf. / An den Münchener Zensor Herrn von der Heydte. Von Frank Wedekind. / Ueber literarische Modelle. Von Hans von Hülsen. / An Hildegard K. Von Georg Henm. / Moissi-Abend. Von H. E. Jacob. / Literarische Neuerscheinungen. /

Hablos Frères Zigaretten haben keine Konkurrenz!!

Fabrik: Berlin W 10, Königin-Augusta-Straße 23.

Bäder, Hotels, Pensionen usw.

BEX - LES BAINS VILLARS
GRYON
Arveyes - CHESIERES - Les Plans
Solbäder und Luftkurorte der waadtländischen Alpen
verbunden durch eine elektrische Bahn. — Station Bex (Simplonlinie).
Illustrierte Broschüren gratis auf Verlangen durch das
Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

WILDBAD-SANATORIUM KURORT
TOBELBAD Steiermark
Aerztl. Leiter: Prof. Dr. E. v. Düring. — Ganzjährig geöffnet.
4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäß. Zimmerpr.

Das billigste Hotel am Friedrichs- bahnhof Berlin ist
„Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätsstraße 2.
Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1,50 bis 6,— M.
Telephon Amt I, 4799. Bäder im Hause.

Zeitschriftenchau

Rain. Zeitschrift für Menschlichkeit. Herausgeber Erich Mühsam. (Rain Verlag, München.) Das Februarheft enthält: Fasching; Tagebuch aus dem Gefängnis; Münchener Theater; Georg Henm; Vom politischen Kasperle-Theater u. a. Das Heft kostet 30 Pfg.

Die neue Generation. Herausgeberin Dr. Helene Stöcker. (Dietrich & Co. Verlag, Berlin.) Das 2. Heft 1912 enthält: Dr. W. Friedmann: Ueber die Psychologie der Eifersucht; Lydia Stöcker: Mystik und Erotik; Dr. Rosenthal: Wahlkreise der Liebe; Iwan Bloch: Die sexuelle Frage im Altertum u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

Unsere öffentliche Versammlung

mußte vertagt werden. Sie findet statt: **Montag, den 26. Febr. 1912, abends 9 Uhr im großen Saale der Prachtsäle des Westens, Berlin W. 50, Spichern-Straße 3:**

Thema:

Das Heimliche Theater

und

Die Ueberwindung des Zensors

Die Versammlung ist öffentlich für Männer und Frauen.
Jedermann ist eingeladen!

Wir bitten unsere Freunde, für regen Besuch zu agitieren. Es gilt gegen die Kulturwidrigkeit des Zensors für die Freiheit der Kunst zu demonstrieren.

Der Arbeitsausschuß der „Aktion“

i. A.: Franz Pfemfert.

Central-Hôtel
Restaurant
Vörös Miska.

Hotel Monopol-Metropole
I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2,50, mit Privatbad von M. 5,— an. :: Auto-Garage. **Frankfurt a. M.**

M.K. Fischers Bibliothek M.K.
zeitgenössischer Romane



Moderne Romane erster Autoren

Jeden Monat ein Band geb. für **1 Mark**
 in Leinen: **1,25 M.** in besserer Ausstattung
 in allen Buchhandlungen zu haben

JANVS

▼ **MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT** ▼
 ▼ **FÜR LITERATUR, KULTUR UND KRITIK** ▼

BEGRÜNDER
 DR. HANS BIBBER
 DR. HANS FRIEDRICH
 DR. WILHELM HAGEN
 GOTTHILF HAIST
 HANS LUDWIG HELD

DER JANVS kostet durch die Geschäftsstelle,
 Buchhandlung oder Post bezogen:

für ein Vierteljahr **M. 2,75**
 für ein Halbjahr **M. 5,75**
 für das ganze Jahr **M. 10,-**
 Einzelhefte **M. 0,50**

Probenummern durch jede Buchhandlung sowie durch d. Verlag

JANVS-VERLAG G. M. B. H. MÜNCHEN

VERTRIEBSSTELLE:

HANS SACHS-VERLAG MÜNCHEN, KAISERSTR. 37

**Englische
 Herren-Moden**

**Beste
 Maßarbeit**

liefert

**Anton
 Rutkowski**

Berlin C. 19

Seidel-Straße 18.



Jungen Autoren ebnet den Weg zum
 literarischen Erfolg
 Buchverlag „Die Sonde“ Berlin SW 68
 Sorgt für regen Vertrieb

**Die Denkwürdigkeiten des größten
 Lebens- und Liebes-Künstlers!**

**Die Memoiren
 Casanovas**

Zwei Bände, 1300 Seiten, mit 6 franzö-
 sischen Kupfern sind für 8 Mark soeben
 erschienen im Pan-Verlag, Berlin W. 15

Die Aktion

HR

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 10 * 4. März

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestraße 17 zu senden : : : :
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Nr. 6242 : : : :
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Er erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (ergl. Bestellhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf : : : : :
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig : : : :
Inserate. Durch alle Annoncen-Expeditionen und durch die Anzeigen-Verwaltung der Aktion: Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Hollmannstr. 22.

Inhalt: Das Märchen vom Mädchenhandel. Von Franz Pfemfert. / Bei Peter Krapotkin. Von E. Ginsburg. / Der „verdächtige Staatsbürger. Von A. Bader. / Zuruf in Sachen Verhaeren. / „Dagegen Webekind“. / Randbemerkung. Von Alfred Pichtenstein. / Statuette. Von Mnona. / Die Anonymen. Von Ludwig Rubiner. / Weltgeschichte. Von Max Brod. / Hysterie. Von Alexandra Kamm. / Das Velvetkleid. Von Ferdinand Hardekopf. / Hermann Bang-Feier. / Strindberg „Christine“. Von Anselm Rueft. / Das Heimliche Theater. Von Arthur Silbergleit und Albert Ulrich. / Mitteilungen. / Erde? — Welt? Von Alfred Wolfenstein. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau.

Das Märchen vom Mädchenhandel

Das deutsche Volk ist, wenn man seinen öffentlichen Vertretern, den Presseleuten und den Repräsentanten im Reichstage glauben darf, wieder einmal einig. Ob die Leitartikler nun konservative oder liberale oder sozialdemokratische Meinung zu machen haben, sie sind „einmütig“ gegen die „Schmach der Kultur“, gegen den Mädchenhandel Sturm gelaufen. Diese „Einmütigkeit“ hat ja an sich nichts Ueberraschendes. Zwei Punkte existieren, wo sich die unterschiedlichen Parteianschauungen immer treffen werden: wenn es gilt, Eingriffe in das Privatleben zu begehen, und wenn (der Gegenpunkt) sittliche Entrüstung geäußert werden kann. Der erste Metternichprozeß sah die Vertreter der Presse im Schlafzimmer einer wehrlosen Frau. Keine Nichtswürdigkeit unterblieb, die „pikant“ wirken konnte. Die Sensationsjournalle war auf der Höhe. Alle Parteiunterschiede waren verwischt, da es galt, die Phantasie lusterner Leser zu befriedigen. Jetzt haben sie sich wieder zusammengesunden, um zeilenweise Schamgefühl und Menschlichkeit zu verzapfen. Das Thema Mädchenhandel ist ja so dankbar! In dem einen Teil des Leserkreises werden Kulturillusionen wach; er fühlt sich sicher, da er den Pfad der Tugend von seinem Leibblatt beschützt sieht. Und auf der andern Seite ist schon das bloße Wort Mädchenhandel geeignet, die Nerven zu kitzeln. Es ist so dankbar, dieses Thema, daß unsere Presse, ja daß sogar unsere allwissenden Volksvertreter im Parlament bis zum heutigen Tage sich nicht verpflichtet fühlten, darüber nachzudenken, was es mit diesem Thema überhaupt auf sich hat. Eine Sekunde Nachdenkens — und der Leitartikler, der Politiker würde seine Rede nicht halten, seinen Entrüstungsartikel nicht schreiben können. Denn — dieser Mädchenhandel, gegen den man jahraus jahrein wettet, diese „Schmach der Zeit“ ist ein Phantom, ein eitel Nichts!

Es beweist die Gedankenlosigkeit unserer Presse, es ist ein Beweis für die Willigkeit des Zeitungslesers, jeden Phrasenwahnsinn gläubig als reine Vernunft hinzunehmen, daß dieses Märchen vom Mädchenhandel nicht längst als Märchen entlarvt worden ist. Daß es sportsmäßigen Sittlichkeitsfegen möglich war, gegen dieses Märchen einen Verein zu etablieren (dem der Herr von Dirksen vorsieht), daß die Tartarennachrichten dieses Vereins periodisch in den Blättern aller Parteien Aufnahme finden konnten, das sollte ausreichen, unserer berühmten „Öffentlichen Meinung“ die Mündigkeit abzusprechen.

Es gibt (in Europa) keinen Mädchenhandel im Sinne der Vereinsbolde zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Die phantastischen Greuelgeschichten, die man dem denktrügen Leser vorsetzt, sind, falls sie nicht reine Hirngespinnste darstellen, dreist aufgebauschte Fälle von Kuppellei. Die berüchtigten „Mädchenhändler“ entpuppen sich als Agenten, die von einem Bordell zum andern, im Auftrage der betreffenden In-sassinnen, die Engagements vermitteln. Solange wir nicht sämtliche Stellungsvermittler als Mädchenhändler bezeichnen, die den Dienstmädchen Stellen nachweisen, solange müssen wir auch hier das Wort ablehnen. Es ist eine grobe Irreführung des Publikums, es heißt, Tatsachen verdrehen, wenn der Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels, nur um seine Existenznotwendigkeit zu beweisen, von „Mädchenhandel“ spricht, wo einfach der Geschäftsverkehr von Bordell zu Bordell gemeint ist. Ich fordere hierdurch Herrn von Dirksen auf, mir einen einzigen Fall zu nennen, wo ein unbescholtenes deutsches Mädchen, ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen, mittels Gewalt oder Täuschung in ein Bordell geschleppt wurde! Ich frage unsere Kriminalpolizei in Berlin, ob ihr ein Fall bekannt ist? Täglich lesen wir über Verhaftungen von „Mädchenhändlern“. Wo sind die Urteile? F. P.

Bei Peter Krapotkin

Von E. Ginzburg (Petersburg)

Ich besaß einen Empfehlungsbrief an Peter Alexejewitsch Krapotkin von einem seiner alten Freunde.

Das Städtchen Bromley, wo Krapotkin lebte, liegt eine halbe Stunde weit von der „Victoria-Station“ in London in deren Nähe ich wohnte. Ich fuhr früh am Morgen ab, ohne mich vorher angemeldet zu haben.

Die Fassade des zweistöckigen Häuschens, in die Reihe der einander gleichenden Häuser eingezwängt, ist von der Straße durch ein Eisengitter abgeteilt. Die kleine Pforte des Gitters stand offen, ich schritt durch einen viereckigen kleinen Hof und klingelte. Eine Dienerin öffnete vorsichtig, und ich übergab ihr meine Karte; sie kehrte bald zurück und bat mich, im Empfangszimmer zu warten. Der schöne Raum mit den großen Fenstern nimmt fast die ganze Fassade des Hauses ein. Ich bemerkte auf dem Kamin die Büste Bakunins und an der Wand auch sein Porträt.

Man vernahm bald schnelle Schritte auf der Treppe. Es trat ein alter Mann mittleren Wuchses von nicht gerade kräftiger Konstitution herein, drückte mir freundschaftlich die Hand, bat mich, Platz zu nehmen und begann, sehr rasch sprechend, über die Persönlichkeit zu fragen, von der ich den Brief an ihn hatte. Nie vorher hatte ich ein gutes Bild von Peter Alexejewitsch Krapotkin gesehen; er machte den Eindruck eines Mannes von 65—70 Jahren, war aber rüstig und gesund. Die kleinen, lebhaften Augen bewegen sich schnell, wenn er spricht; das breite, von einem langen Bart umrahmte Gesicht erinnert an einen russischen Kaufmann, die gewölbte mächtige Stirne jedoch und die klugen Augen zeugen von seinem hohen Verstand.

„Gehen wir lieber hinauf,“ sagte er, „hier ist es kalt. Bei mir finde ich es gemüthlicher, wir wollen uns dort unterhalten.“

Wir stiegen die Miniatur-Holzstiege in die zweite Etage hinauf und traten in einen kleinen Raum, der buchstäblich von Büchern angefüllt war; sie waren nicht nur in den Schränken, auf Tischen und Gestellen aufgehäuft, sondern lagen auch auf Fensterbrettern und Stühlen aufgestapelt und waren zum größten Teil nicht eingebunden. Das freundliche Zimmer hatte nur zwei kleine Fenster, es war aber dennoch in jedem Winkelchen hell. Er ließ mich auf einem Stuhl Platz nehmen, von dem vorerst ein Haufen Bücher entfernt werden mußte, setzte sich selbst auf ein kleines niedriges Sofa am Tisch und begann Fragen über Petersburg, Rußland, den Zweck meiner Reise zu stellen. Ich hatte die Empfindung, daß ihm mein Besuch Freude bereitete, daß wir lange sprechen würden, und ich wollte die Angelegenheit, die mich hauptsächlich zu ihm geführt, nicht länger hinauschieben.

„Wissen Sie, Peter Alexejewitsch,“ unterbrach ich das Gespräch, „ich kam zu Ihnen, um Ihre Zeit, um Ihre Geduld zu mißbrauchen — ich will Sie bitten, mir zu einer Statuette zu sitzen — das Wachs habe ich mitgebracht.“

„Gern,“ erwiderte er heiter. „Was brauchen Sie dazu? Wie soll ich denn sitzen? Darf man dabei sprechen?“

Wir trafen Vorkehrungen, um die Sitzung zu ermöglichen. Ich hatte kaum Platz zum Sitzen, und er konnte nur auf dem kleinen, niederen Sofa bleiben, neben

mir. Aber die größte Not bestand darin, daß mein Wachs sich als schlecht erwies, es war kalt und von einer harten Rinde bedeckt; es war nicht leicht, das Wachs wieder weich zu kriegen; Krapotkin lief, heißes Wasser zu holen, heizte den Kamin, und wir gaben uns beide alle Mühe. Er geriet dabei in Aufregung, rannte hin und her, und ich konnte ihn kaum beruhigen. Ich erinnerte mich an einen analogen Fall bei Leo Tolstoi. Damals hatte ich kein Material zum Modellieren, und Leo Tolstoi nahm einen Spaten, ging mit mir aufs Feld und grub selbst einen ganzen Sad voll Lehm. Seine Kinder L. Nicolajewna, Andrej und Michail breiteten ihn auseinander und kneteten ihn den ganzen Tag — das war im Jahre 1891.

Endlich hatte Krapotkin alles Nötige herbeigeschafft, und er nahm in Erwartung der Arbeit das Gespräch wieder auf:

„So ist es recht,“ sagte ich, den Augenblick erfassend, da er eine natürliche Stellung einnahm, „ich werde versuchen, Sie in dieser Stellung zu modellieren.“

„Nein, nein, ich muß einen anderen Rod anlegen, einen festlichen.“

Wieder lief er wie ein lebhafter Junge die Treppe hinunter und kam bald umgekleidet zurück.

Während der Sitzung sprachen wir natürlich viel. Ich sagte ihm, daß ich einige seiner Werke kenne, und daß seine „Memoiren“ auf mich einen besonders starken Eindruck gemacht haben. Er erzählte mir viele Einzelheiten über seine Flucht aus dem Gefängnis-Hospital. „Was für ein Talent und welch ein merkwürdiger Mensch war doch der Mann, der mich gerettet hat. Welche Kühnheit! Ich werde es nicht vergessen, wie verwundert ich war, als ich mich nach der Flucht noch in dem Gefängnis bei Do. befand. Das hat mich mehr als alles gewundert. „Man sucht uns überall,“ sagte mein Retter, „und niemand wird es einfallen, hierher zu kommen.““

Wie viel Interessantes gab es da für mich! Es schien mir, daß ich einem Menschen begegnet war, den ich längst gekannt, den ich aber lange aus dem Gesicht verloren hatte. Einige Stunden vergingen unbemerkt für uns.

„Ist es nicht Zeit, zu frühstücken?“ ließ sich plötzlich einen Frauenstimme vernehmen. — „Das ist meine Frau,“ stellte Krapotkin vor — „sieh doch, man modelliert mich. Wie merkwürdig das ist!“

Sie trat zu uns heran. Ihr gutes, sympathisches Gesicht war nicht mehr jung, hatte aber noch Spuren der Schönheit, feine Züge und kluge, sehr gültige Augen.

„Ist Gaska noch nicht da?“ fragte Krapotkin. „Man muß auf sie warten. Ich werde Sie mit meiner Tochter bekannt machen. Ein reizendes Mädchen! Sie ist jetzt in London; die Arme ist aufgeregt, sie legt vor der Kommission Examen ab. Vor wenigen Tagen hat sie die hiesige Schule beendet.“

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir einen merkwürdigen Vorfall.

„Alle wissen hier natürlich, daß ich Anarchist bin. Vor kurzem hat sich nun folgendes ereignet: Bei der Schlussfeier am Gymnasium, das meine Tochter mit gutem Erfolg absolviert hat, bat man mich, in der feierlichen Versammlung — der Vorstand, die Geistlichkeit und die Eltern der abgehenden Kinder waren anwesend, — eine Ansprache zu halten. Gewöhnlich hält ein Geistlicher oder der Direktor diese traditionelle Rede. Und was meinen Sie, war die Folge? Ich glaube, man war sehr zufrieden, besonders dankten mir die Kleinen für die Rede.“

Fürst Peter Krapotkin, dieser unerschrockene Freiheitskämpfer und große Gelehrte wird nun 70 Jahre alt . . .

Bezüglich seiner illegalen Lage erzählte er mir viel Interessantes.

„Früher verfolgte man mich vielfach, und das drückte mich sehr. Aber jetzt, glaube ich, läßt man mich in Ruh. Im Laufe von vierzehn Jahren hat man sich davon überzeugt, daß ich kein gefährlicher Mensch bin. Natürlich, wenn ich mich von hier entferne, nach London oder nach einem andern Ort mich begeben, so ist die Polizei auch sofort geschäftig und beobachtet mich; aber ich stehe jetzt nicht mehr unter besonderer Aufsicht. Man sagt mir, daß früher im Nachbarhaus ein russischer Agent, gerade meinem Fenster gegenüber, wohnte. Meine Tochter, die mit seinen Kindern spielte, fragte einmal, wo ihr Vater sei, und sie erwiderten naiv: „Er ist jeden Tag auf der Polizei.“ Von Zeit zu Zeit erfand die Polizei dumme Geschichten, manchmal lächerlich unsinnige Dinge. Wenn irgendwo ein Attentat vorkam, oder sich das Gerücht von einem Attentat verbreitete, erschienen bei mir Polizeibeamte und fragten mich, welche Meinung ich darüber habe, was geschehen sei oder was geschehen solle. Als man die Kaiserin Elisabeth ermordete, besuchten mich Vertreter der offiziellen Zeitungen und fragten, ob ich diesen Mord billige. Um sie zu ärgern, gab ich ihnen eine ausweichende Antwort.“

„Auch ich bin hier!“ erklang plötzlich die sympathische Stimme eines jungen schlanken Mädchens von 16 bis 17 Jahren, das sich in der Tür zeigte.

„Das ist meine Tochter Sascha,“ stellte Krapotkin sie vor.

„Vater, ich glaube, ich bin beim Examen durchgefallen! Ach, wie schwer war das!“

Mir gefiel das lebhafteste, offene Gesicht dieses Mädchens; ihre sympathischen Augen und die Stimme, ihre Aufmerksamkeit und ihr natürliches Wesen nahmen für sie ein.

Wir gingen zum Frühstück hinunter. Wieder bemühte sich Krapotkin um mich, er goß mir Wasser über die Hände, war wegen meiner anstrengenden Arbeit besorgt. Wir nahmen das Frühstück in demselben Zimmer der unteren Etage ein, das gleichzeitig das Empfangszimmer war.

Man sprach von Rußland, von russischen Schriftstellern, u. a. kam die Rede auf Leo Nicolajewitsch Tolstoi, den Krapotkin überaus hochschätzt. Seine Frau hingegen lobte Turgenjew, einige Werke Turgenjews stellt sie höher, als manche Werke Tolstois.

„Anna Karenina,“ sagte sie, „war außer ihrer Tat, der Liebe zu Bronski, zu nichts anderem fähig. Diese Frau ist leer, unbedeutend. Tolstoi aber hat sie mit einem Glorienschein umgeben. Die russischen Frauen bei Turgenjew entsprechen der Wirklichkeit. Er verstand und schilderte die ganze Tiefe der russischen Frauennatur.“

Krapotkin stimmte ihr zu. Man diskutierte noch lange darüber. Auch die Tochter beteiligte sich an dem Gespräch, und es zeigte sich, daß sie viel gelesen, aber alles in englischer Sprache, obgleich sie russisch ziemlich gut verstand, allerdings nicht so gut wie englisch. Romisch, aber sehr niedlich klang ihre russische Aussprache mit dem englischen Akzent.

„Ich möchte Rußland so gern sehen, man läßt mich aber nicht hinein,“ sagte sie ärgerlich.

„Armes Mädchen!“ meinte der Vater betrübt. „Welche Schuld trägt sie denn? Voriges Jahr wollten wir sie zu Verwandten nach Rußland schicken, man erwartete sie dort. Aber es war nicht möglich.“

„Und wie böse war ich, wie habe ich geweint!“ rief die Tochter, und machte ein böses Gesicht, das ihr nicht gut stand.

„Ich weiß nicht, was ich mit ihr machen soll,“ sagte Krapotkin, „man wird ihre Volljährigkeit abwarten und sie dann zur englischen Staatsbürgerin machen müssen. Im übrigen wollen wir ja sehen, was geschehen wird.“

Es war sehr gemütlich unter diesen guten, aufrichtigen Menschen.

Wir verabredeten unsere nächste Sitzung und ich verabschiedete mich.

„Ich werde Sie begleiten,“ rief Krapotkin, „ich will Ihnen den kürzesten Weg zum Bahnhof zeigen.“

„Bemühen Sie sich nicht,“ erwiderte ich. „Ich kenne jetzt den Weg genau.“

„Nein, nein, ich will mit Ihnen ein Stück gehen, und wir wollen miteinander noch sprechen,“ erwiderte Krapotkin.

In den nächsten Tagen sind wir uns näher getreten. Während der Sitzung erzählte mir Krapotkin von vielen wichtigen Augenblicken in seinem Leben — wie er in der Schweiz lebte und wirkte (in Chaux de Fonds) und zwar unter Anarchisten, wo er auch die ersten Begriffe über Batunins Anarchismus bekam.

„Wir hatten Versammlungen und gaben eine Zeitung heraus. Es bestand eine innere Zusammengehörigkeit, das Leben brodelte damals bei uns. Die Verfolgungen begannen, aber wir hielten uns lange. In Frankreich wurden wir verurteilt, der Anwalt hat mit seiner Verteidigung Furore gemacht, viele hat man freigesprochen, aber mich und einige Kameraden nicht. Fünf Jahre saß ich im Lyoner Gefängnis, das Gefängnis war jedoch von großem Nutzen für mich — ich arbeitete und las damals viel.“

„Mir scheint,“ erwiderte ich, „daß seitdem der Anarchismus, die anarchistischen Ideen sich bedeutend verbreitet haben.“

„O, sagen Sie das nicht,“ rief Krapotkin. „Die Anarchisten werden jetzt verfolgt, und die anarchistischen Ideen sind so wenig bekannt. Man hält ja die Anarchisten für Diebe und Uebeltäter. Es ist wahr, es gibt viele Auffassungen in unseren Tagen von der anarchistischen Partei, aber im allgemeinen weiß man wenig von den gegenwärtigen Ideen des Anarchismus. Leo Tolstoi predigte ja auch anarchistische Ideen, und er ist nicht nur kein Mörder und kein Uebeltäter, sondern tritt sogar für das Nicht-Ankämpfen gegen das Böse ein. Natürlich betrachtet man mich auch anders als einen Aufreizer zum Mord. Unlängst kamen die Vertreter einer revolutionären Partei eines sympathischen gebrückten Volkes zu mir und baten um Rat, ob sie ein terroristisches Komitee organisieren sollten, um den Bedrückten Widerstand zu leisten. Ich riet ihnen davon ab, und sie befolgten meinen Rat. Sie haben natürlich gut daran getan, mir zu folgen, sonst hätte sich ihre Lage nur verschlimmert.“

Krapotkin sprach mit mir auch von seinen Arbeiten und erzählte mir den Inhalt seines Werkes: „Die gegenseitige Hilfe bei den Tieren.“

„Nach Darwin,“ sagte er, „begann man die Worte „Kampf ums Dasein“ zu mißbrauchen, und die bevorzugten Klassen haben sich dieses Gesetzes in der Natur nur zu sehr bedient, um auch dort zu drücken, wo es keinen Kampf gibt, indes die Menschen in Eintracht leben könnten, ihre gegenseitigen Interessen wärend. Die ganze Staatsordnung beruht auf dem Prinzip, daß die Menschen ihre Interessen nicht verstehen und sich sozusagen einander aufessen würden, wenn sie sich selbst überlassen wären. Aber das ist nicht wahr, vieles ist bis ins Unglaubliche übertrieben. Die Menschen können auch ohne

besondere Fürsorge von oben ein gemeinsames, solidarisches und friedliches Leben führen. In meinem Buche bringe ich hierfür Beispiele, Tatsachen aus dem Leben der Tierwelt.

Bei den Tieren gibt es eine Solidarität und Gemeinsamkeit, eine kommunistische Ordnung des Lebens. Wenn die Tiere unter Wahrung der allgemeinen und besonderen Interessen das zuwege bringen, ohne zu den erniedrigenden Gesetzen und zu der Fürsorge für einzelne Gruppen Zuflucht zu nehmen, warum sollen nicht auch die Menschen solche Beziehungen festsetzen können — eine Einrichtung, welche auf Gegenseitigkeit des Vertrauens und der Interessen begründet wäre?"

Krapotkin sagte noch vieles über den Anarchismus, und ich gewann die Ueberzeugung, daß zu mir ein Mann von umfassendem Wissen gesprochen hat, der frei ist von jenen zahlreichen Vorurteilen, die infolge der im Laufe der Zeit angehäuften Ansichten über Natur und Menschen, sogar noch in jenen Schichten herrschen, die in vieler Dingen schon aufgeklärt sind.

Dieser Anarchist träumt von der Festsetzung der Beziehungen der Menschen untereinander, nicht durch Gewaltmittel der Minderheit und durch Unterwerfung der Mehrheit, oder umgekehrt, sondern auf Grund von allgemeinen, vernünftigen, von Allen anerkannten, vorteilhaften und nützlichen Lebensbedingungen. Dieser Zerstreute offenbart sich als Gründer einer philosophischen Richtung. Er träumt von der Liebe zum Nächsten, von einer wirkenden, tatsächlich vernünftigen Liebe.

Welche große Ähnlichkeit zwischen Krapotkin und Tolstoi, dachte ich. Beide gehen von demselben Standpunkt aus in Bezug auf die historisch entstandene Ordnung und Tendenz der menschlichen Handlungen und Beziehungen. Beide erkennen denselben Standpunkt an: Den Triumph des Selbstbewußtseins jedes einzelnen Menschen, das Selbstbewußtsein, das durch die Beziehungen unter den Menschen auf Grund der Übereinstimmung und der gemeinsamen Interessen zum Heile führt. Die Wege zur Erreichung dieses Heiles sind bei diesen Denkern verschieden, der eine glaubt, das persönliche und allgemeine Wohl sei durch den Glauben zu erlangen, der andere durch den Verstand und die gründliche Erforschung der Eigenschaften und der Gesetze der Natur.

"Sind Ihnen viele Freunde aus der Vergangenheit geblieben?" fragte ich.

"Wenige. Natürlich halte ich die Beziehungen und die Freundschaft mit meinen Gesinnungsgenossen aufrecht; besonders befreundet war ich mit Elisée Reclus, dem ich vieles verdanke. Aber so mancher lebt nicht mehr, andere haben sich vom Anarchismus losgesagt."

Bei der Erinnerung an die letzteren rühmte Krapotkin ihre Vorzüge und sagte ihnen nichts Uebles nach.

Ich wunderte mich, daß Krapotkin, der einen so großen Kreis von Bekannten und Anhängern besaß, jetzt so einsam und in Not ist. Die Umstände, in denen er lebt, beschäftigen mich so sehr, daß ich an ihn die Frage richten mußte, ob denn seine Werke ein genügendes Einkommen brächten.

"Sehr kärglich," erwiderte er. "Da haben Sie gleich ein Beispiel: Obgleich meine „Memoiren“ eine große Verbreitung gefunden haben und in viele Sprachen übersetzt wurden, bringen Sie mir — ich weiß nicht, warum — fast gar nichts ein. Die Verleger werden offenbar ohne mich fertig."

"Wovon leben Sie denn?" entrang sich mir mit Bitterkeit die unbescheidene Frage.

"Ich schlage mich durch mit wissenschaftlichen Auf-

sätzen für die encyclopädischen englischen Zeitschriften. Eine schwere und undankbare Arbeit; wir geben auch eine Zeitschrift heraus, die aber natürlich nichts einträgt."

Wiermal fuhr ich noch nach Bromley und jedesmal lehrte ich mit den besten Eindrücken zurück. „Wie glücklich muß ich mich preisen," dachte ich, „daß es mir vergönnt war, noch einen so herrlichen Russen zu sehen."

Welche Freude ist es, sich selbst davon zu überzeugen, daß gerade dasjenige, welches viele tadeln, verfolgen und als schädlich halten, sich als das Wahre, Gute und Rechte erweist.

Trotz aller Hindernisse brachte ich doch etwas zuwege; ich mußte aber die Arbeit einstellen, weil ich nicht mehr lange in London bleiben konnte.

Beim Abschied war Krapotkin sehr freundlich. Wir bedauerten, daß wir uns von einander trennen mußten. Er schenkte mir einige seiner Werke und empfahl mir besonders sein letztes Buch: „Ueber die gegenseitige Hilfe bei den Tieren" zu lesen. Mir fiel die Trennung von diesem guten Menschen schwer.

"Werden wir uns noch irgend einmal sehen?" fragte Krapotkin.

"Ich schreibe ja niemandem nach Rußland und niemand schreibt mir von dort," fügte er hinzu.

Die Statuette nahm ich nach London mit; sie war mir eine liebe Erinnerung an die Zeit, die ich mit Peter Alexejewitsch Krapotkin verlebte hatte.

Glossen

Der „verdächtige“ Staatsbürger

Wenn man Dich des Morgens so gegen 6 Uhr — und das ist bürgerliche Zeit, belehrt Dich auf Anfrage der Beauftragte des Gesetzes — aus dem warmen Bett heraus verhaftet, so kannst Du allerhand erleben. Sobald Dich ein öffentliches Gebäude — daß es in Hamburg Stadthaus, in Berlin Polizeipräsidium und wo anders wieder anders heißt, wird wohl der einzige Unterschied sein — aufgenommen und seine gastliche Pforten hinter Dir geschlossen hat, bist Du „vorläufig" eine freie Persönlichkeit — gewesen. Du weißt nicht, was Du eigentlich getan haben sollst, Du fühlst Dich schuldlos und meinst, Du hättest das Recht, bis zur gerichtlichen Aburteilung als anständiger Mensch ästiniert zu werden? Das ist ein grober Irrtum.

In dem am 16. Februar vor der 1. Strafkammer des Landgerichts 1 in Berlin gegen Kielmeyer und 9 Genossen (unter denen ich mich befand) verhandelten Prozeß wegen § 141 Strafgesetzb. hat es der Rechtsanwalt Dr. Halpert als Verteidiger dargelegt, wie schlecht eine Anklage fundiert sein kann, um der löblichen Staatsanwaltschaft doch eine Handhabe zu geben, gegen ihr verdächtige Personen einzuschreiten und ihnen eine Anklage anzuhängen. Und der Rechtsanwalt Heinemann hat im gleichen Termin aus dem Ergebnis der Verhandlung das Fazit gezogen, daß die in diesem Prozeß zutage getretene — Leichtigkeit, mit der gegen unbescholtene Leute die Untersuchungshaft auf Monate hinaus ausgedehnt werden kann, ihm den endgültigen Beweis von der Unhaltbarkeit unseres mittelalterlichen Inquisitionsverfahrens erbracht habe. Die Reformbedürftigkeit ist also anerkannt — damit ist die Reform aber noch lange nicht in absehbarer Zeit garantiert, und Du, lieber Leser, kannst ebensogut in die Verlegenheit kom-

men, die Untersuchungshaft (und ihre Qualen) durchzukosten, wie der ergebenst Unterzeichnete . . .

Wie gesagt: sobald Du das Polizeigebäude Deines Wohnsitzes in Begleitung Deines Transporteurs betrittst, hörst Du auf, freier „Staatsbürger“ zu sein, und wirst zum bloßen Nummernmenschen, der zwar nach Bedarf seiner Vorgesetzten (was mit einem Male jeder Uniformträger des Hauses wird) sein Nationale herunterplappern muß, sonst aber sein ganzes Vorleben mit Wünschen und Hoffnungen einzufangen hat. — Stundenlang wurden wir — meine „Komplizen“ und ich — in fast dunklen, kaum mehr als einen Meter im Geviert großen und zwei Meter hohen Holzverschlägen festgehalten, bis ein Spaziergang durch alle Etagen des hohen Hauses in Begleitung eines Dich liebendwürdig „fesselnden“ Beamten Abwechslung bringt. Der Zweck der Übung aber ist, möglichst genau festzustellen, daß Du Du bist. Deshalb wirst Du gewogen, gemessen, durch Fingerabdrücke bertillonierte, und zum Schluß von vorn und seitwärts photographiert. Proteste nützen natürlich nichts; und so läßt Du als wohlgezogener Untertan alles dies widerspruchslos mit Dir geschehen.

Endlich bist Du (ein vielleicht Unschuldiger) hinreichend für den Steckbrief porträtiert. Der grüne Wagen bringt Dich ins Untersuchungsgefängnis, wo Dich der Untersuchungsrichter mit Deinem Verbrechen und dem Text Deines Paragraphen bekannt macht. — Dann heißt es „haben“; nochmals wird Dein Nationale festgestellt (Du könntest ja inzwischen ein Anderer geworden sein), und schließlich wirst Du einem Gefangenenträger zugeteilt, der Dich in eine Zelle bringt. Nun bist Du die Nummer, die nur mit seiner Blechmarke täglich auf ein halbes Stündchen zwecks vorgeschriebenen Spaziergangs, mit 10 Schritt im Abstand, seine wohnliche Heimstätte verlassen darf. —

Ein weit traurigeres Kapitel ist das des Besuches. Denken wir daran, daß der Häftling im bürgerlichen Leben noch als ganz anständiger Mensch galt, und daß ihm, solange er nur in Untersuchung sich befindet, nichts bewiesen ist! Aber auf sein bürgerliches Leben, seine Familienbeziehungen, seine geschäftliche Tätigkeit wird keine Rücksicht genommen. Ein trasser Fall, der mich persönlich betraf, muß hier angemerkt werden, weil er die familienzerstörende Tendenz der Untersuchungshaft erhellte. Meine Frau stand zur Zeit meiner Verhaftung kurz vor ihrer Niederkunft. Daß in solchen Fällen mein Herausreißen aus der Häuslichkeit an sich für meine Frau nichts Angenehmes war, braucht nicht betont zu werden; daß aber unter solchen Umständen meiner Frau ein Wiedersehen mit mir verweigert wurde, das nachher nur daraufhin bewilligt wurde, daß sie erklärte, nicht früher vom Plaze weichen zu wollen, bevor sie mich gesprochen hätte, muß angekreidet werden. Wie unerquicklich und wenig beruhigend im Beisein eines ständig zum „Lauter reden!“ mahnenden Beobachters die Unterredungen ausfallen, kann sich jeder selbst sagen.

Um zum Ende zu kommen, will ich nur noch einen Punkt erwähnen, der die Vogelfreiheit der — noch nicht abgeurteilten und oft, wie in dem vorliegenden Fall tatsächlich gar nicht verurteilbaren — Untersuchungsgefangenen dokumentiert. Da die Verfolgung der Angeklagten von Berlin ausging, mußten wir von Hamburg nach Berlin transportiert werden. — Zu diesem Zweck ist ein für alle Male an bestimmten Tagen bestimmten Personenzügen ein sogenannter Ge-

fangenentransportwagen angehängt, der aller Menschlichkeit Hohn spricht. In der Mitte des Wagens läuft ein Korridor, zu dem nach beiden Seiten kleine Zellen, die dem Innesitzenden noch nicht mal erlauben, drei Schritte von einer Ede zur andern zu machen. Licht fällt nur durch ein kleines, undurchsichtiges Fenster, das noch außerdem durch wenig ausgestanzte Blechleisten weiter gesichert und verdunkelt wird.

Wie ein Wis würde es wirken, wollte ich mich noch darüber mokieren, daß wir in der preussischen Hauptstadt von uniformierten Schutzleuten erwartet und hier in Parade, 8 bis 10 Mann hintereinander, mit einer Handsfessel immer traulich an je einen Schuttmann gebunden, zum Vergnügen aller Passanten zum grünen Wagen geführt wurden . . .

Alfred Bader (Hamburg)

Zuruf

In Hamburg sind heute, scheint es, genug, die nicht dauernd Zigarren im Maul tragen und in der Hosentasch die Händ: Emile Verhaeren las dort in diesen Tagen aus seinen Dichtungen vor, und Hunderte von Hamburgern hörten ihm zu.

Nun hat ein Junger unter uns den Dichter nach Berlin gerufen, — und, Berliner, ängstlich wie ein Ausschreier steht man und sieht auf euch viele da draußen, die ihr kommen könntet, müßtet, — und vielleicht an jenem Abend in das Tonbildtheater geht? — Deutschen Reichs Hauptstädter:

Es mag reizvoll sein, zweischrittweis wandelnd Metropolmelodien zu verfolgen, Walzer gehadt zu marschieren und Galopp erregt am Ort zu treten. Im Café sitzt man, ohne die Zeit und die Unterhaltung zu bemerken, süß. Mit Frauen vergift man bequem den Tod. In Konzerte geht man, deren Geber man kennt, und ist so zufrieden wie nach einer Gesellschaft. Was empfindet ihr aber vor der Möglichkeit, den Dichter eurer Zeit zu hören?

Ich will nicht lange darüber nachdenken, ich will diese Antwort haben: Kommen und hören!

Antwortet: Genug von jener winterlichen Hitze; nun es vorüber ist, merken wir doch, wir brauchen ein Bad.

Emile Verhaeren wird in dieser Woche aus seinem Werke lesen.

A. W.

„Gagegen Wedekind“

Herrschaften, die unseren Bestrebungen völlig ahnungslos gegenüberstehen, Zeitgenossen, die niemals eine Nummer der „Aktion“ gelesen haben, demzufolge an den „Aktionär“ schreiben und sich als „langjährige Freunde unserer Ziele“ bezeichnen, kurz, Leute, die vom „Heimlichen Theater“ nur das eine wissen, daß „völlig kostenlose Theaterspiele stattfinden sollen“, bombardieren mich mit Einladungswünschen. Da schreibt mir Einer: „Ich halte Ihre Arbeit für modern, denn längst widerstreben die Stücke von Hebbel und Sudermann unserem Geschmack, d a g e g e n Wedekind . . .“

Ich denke daran, derartige Dokumente des völkischen Kunstsinns in der „Aktion“ abzudrucken: Ahnungslose sind also hiermit gewarnt!

F. P.

Randbemerkung

Lacht nur. Euer Lachen ist uns Antrieb . . . Schreit . . . Euer Schreien ist uns Heiterkeit . . . Heult . . . Heult . . . Ueberseht uns. Wir sind doch da, ihr Erschütterten — einmal da . . . Und stark. Und jubelnd.

Wir wissen unsern Sieg, deshalb singen wir euern Untergang.

Wir kommen über euch, Lieblinge: Morgen schon. Heute schon.

Wehrt euch, aber unsere Schwerter sind jung.

Sagt wehe, wehe. Denn wir schlagen euch alle ein wenig tot, Lieblinge . . .

Das wird aber ein fröhliches Leichensfest werden.

Huhu — — Ha . . . ha . . . ha — — —
Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf)

Statuette

Von Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Mynona, Eggellenz

Ob gilber Windel duckt des Säuglings
Stille Figur und schielt vertraut
Und eigentümlich mit dem Aug links
Zum Quentchen hin, das ausgebaut,
Während er mit dem rechten Auge
Den eignen Nabel sorgsam prüft,
Ob er, die Däumchen einzubohren, taugt?
In die Betrachtung so vertieft
Ist er, daß, ganz unspürbar ihm,
Ein Strahl entsprüht, der wie ein Bogen
Sich krümmt und raffiniert sublim
Von Gummipüppchen wird gesogen —
So treibt der Säugling, läutlos froh,
Geschäfte, die gewiß erbaulich,
Indes der reifere Mensch Popo
Etcetera bedeckt vertraulich.

Die Anonymen

Von Ludwig Rubiner

Seit einigen Wochen dürfen wir wissen, daß Deutschland existiert. In einem Lande, das bevölkert war von industrialisierten Regellubs und ihren gerad so hochnäsigen Begnern: schwermütig fettansiehenden Einzelgängern, ist das Wunder da. Menschenstimmen wurden hörbar. Seien Sie irgendwo auf Java in einem ernen runden, einsamen Waldloch; vielleicht kurze Zeit nur allein, aber fühlen Sie sich abgetrennt vom Willen und vom Leben anderer, weit von jeder Hülfe — und finden Sie plötzlich, kaum sichtbar hinter Stämmen und Blättern ein kleines Haus, in dem Leute leben, die schon sehr lange da wohnen, zu Ihnen sprechen und alles rings kennen. Wenn Sie noch Zeit haben, dann heulen Sie los.

Schleußen Sie die letzte Sentimentalität auf, die heut jeder wirklich anständige Mensch hat. (Sie ist noch das Reservoir der Werte, aber morgen gibt's keine mehr!) Seien Sie gerührt, heulen Sie vor dem Wunder der Menschenstimme in Deutschland.

Seit einigen Wochen erscheint in Leipzig im Demeter-Verlag eine Zeitschrift. Sie heißt „Der lose Vogel.“ „Der lose Vogel“ hatte die Aufgabe, in ganz Deutschland einen Satz zum Lesen zu geben, dessen auf-rüttelnd erarbeitete, durch Schlagen, Zerren, Brennen erarbeitete Geistigkeit seit hundert Jahren nirgends erwartet werden konnte. Im „losen Vogel“ stand:

„Eine ganz kleine Gruppe von Schriftstellern, die mit der Anonymität ihrer Beiträge die Sachlichkeit betonen möchte gegenüber der heute so beliebten Betonung des

Persönlichen, schreibt diese Monatschrift „Der lose Vogel,“ in der vielleicht nicht ganz aussichtslosen Hoffnung, dazu zu helfen, daß dieser sogenannte moderne Mensch auf sein Epitheton verzichten lerne und ein Mensch werde, bestimmt durch seine Art und Begabung, aus der, und sei sie noch so gering und eng, zu wirken, ihm und damit dem Ganzen des Lebens von größerem Nutzen und besserem Glücke sein wird, als wenn er sich in eine immer nur oberflächliche Vielseitigkeit und falsche geistige Geschäftigkeit verliert, die ihn zum Lören macht und keinem dient.“

In diesen Worten ist nichts mehr zu spüren von dem Jungenschmalzen über der Materie, das das ganze letzte Jahrhundert geschändet hat. Aber dies wäre nichts.

Ist es denn nicht zu merken? Muß es gesagt werden? Die Revolution ist da. In diesem Satz brach ein Heer hervor. Die Menschlichkeit, das Gestaltende, geht gegen die starre, widerstrebende, viehische Gewohnheit; gegen den Weltbauch.

Es gibt keine Materie mehr.

Niemand hat mehr vor Bildern zu taumeln. Niemand hat mehr betäubt in Symphonien zu sitzen. Auch der Sieg einer Epoche der Plastik war nur Mode. Vielleicht darf's noch erlaubt sein, den rundgehauenen Klotz der römischen Engelsburg als ein Zeichen zu nehmen, (letztes Zeichen, daß die Erde besteht). Man darf aber als erstes Zeichen für den wirklichen und wirklichen Geist, an die Pyramiden glauben.

In der Zeitschrift des Demeter-Verlags herrscht Anonymität. Ist es möglich, ein Wort auszudenken, das nur etwas von dem Umschüttelnden, von aller Seligkeit dieser real erfüllten Utopie mitteilen könnte? Es gilt zu überzeugen, daß ein Jahrhundert, dessen Aufgabe war, uns Schnäpfe, Einheitsstiefel, Wagnerpartituren herzustellen, nicht mehr als ein Hindernis für den Geist besteht. Wie soll man es mitteilen, wie soll man andere zum Schreck und zum Entzücken bringen? In einer neuen Zeitschrift herrscht die Anonymität: das heißt, es herrscht nach einem Jahrhundert wieder die Verpflichtung und die Beziehung.

Der Tag, an dem einer den Mut wirklich hatte, den Gedanken der Anonymität bis zum Ende zu umfassen, dieser gehört zu den Schöpfungstagen unserer heutigen Geschichte. So ein Moment des Uberschwellenseins mit Geist ist nicht auszudenken, er kommt nur einmal vor. Man kann versuchen auf einem Gang durch die Straßen, allein in der späten Nacht, einmal sich jene Schöpfungstunde unserer deutschen Anonymität vorzustellen, um zu wissen, nach welcher Hypothese aller Sinne, mit welchem Leiden unter dem unaufhalt-samen Druck des akkumulierten Geistes sie zu stande kam. Die Zeitschrift der Anonymität ist ein Herz des geistigen Lebens. Hier muß zusammenströmen, was an Kraft ungeleitet und versprengt in der Welt umherirrt. Diese Anonymität macht tausend Selbstmorde zunicht. Kann etwas menschlicher sein? Nun, hier ist ein Horizont aufgebaut, der jeden Menschen plötzlich seine Verantwortung in seiner Welt fühlen läßt. In diesem Moment gibt es keine Empfindung mehr, die Freude fällt von unserm Fleische ab.

Aus uns wachsen Bäume mit breiten Zweigenkreisen, eine Welt ist da. Hier ist nichts allein. Was bleibt uns — vor dieser Anonymität — als unser Leben beieinanderzuführen! Denn wer innerhalb dieser Anonymität noch in Gleichnissen sprechen würde, wer sich spiegeln und gefallen wollte, wer sich genosse, auf

den würden seine in die Welt geschickten Kräfte wieder wirkend zurückprallen. Den würden sie verzerren und verzierlichen, den würden sie vereinzeln. Er war Einzelner und ohne Halt in dem rings zusammengeschlossenen Kreis Verantwortungsvoller. Das wäre der selbstverständliche Tod. Dies weiß der Anonyme, und das drängt ihm die Kräfte auf die stärkste Sachlichkeit zusammen.

Alle Menschen waren heute musikalisch. Die Musik ist die Kunst, sich auf die leichteste und bequemste Art seinen Verpflichtungen zu entziehen. Hineinzuschlüpfen in Polyphonien: ist ein Weg außer sich zu gehen ohne für andere da zu sein. (Die Musik — die gute Musik, und je besser desto schlimmer — ist der Weg des Vereinzeln. Die Deutschen sind musikalisch: isoliert!) Musikalisch ist der Gegensatz zu Moralisch.

Die neue Zeitschrift ist ohne Musik; trocken.

Die Zeitschrift der Anonymen ist das neue Manifest der Moral!

Es wird nötig, noch ein paar Worte historisch zu reden. Ueble Tageschreiber werden die Anonymität für einen Trick halten; Weichgebirne denken an eine funkelneue Originalität (in Wahrheit brach hier endlich einmal der Mut der Verantwortlichkeit hervor, die Originalität zu züchtigen). Der Verleger hat kein Geheimnis daraus gemacht, daß der „Lose Vogel“ von Franz Blei herausgegeben wird. Darf eine flüchtige Erinnerung genügen? Wenn man heute die alten Jahrgänge der Insel aufschlägt, so ist gleich sichtbar, daß da nicht die violetten Leberknödel des Gründers Bierbaum wirkten, sondern das Formgebende sind die Beiträge Bleis. Heute sieht es so aus, als sei er der Leiter gewesen. Dann: er hat die großen Moralischen nach Deutschland gebracht, André Gide und Francis Jammes; übrigens zu einer Zeit, in der keiner fähig war, ihre Einwirkung auch nur zu spüren. Nie wird vergessen werden, wie Blei Claudel übersetzt hat. Diese Menschenliebe ist in der Literatur noch nicht gewesen: diese mächtige Ueberwindung, die Opferung aller persönlichen Genüsse der Sprache. In der Uebersetzung Claudels verging kein Satz, der nicht zeigen wollte, daß sei nicht „Uebersetzung“, sondern bedingungslose unamüßbare Nachbildung eines Undeutschen; Nachbildung, die im härtesten Deutsch bedeuten sollte, daß nicht der Uebersetzer lustvoll dichte, sondern daß der fremde Dichter einen sachlichen Inhalt habe. Nie hat, wie Bleis Claudelübersetzung, etwas so drohend und seelenträftig gezeigt, daß „Wortkunst“ ein genußreicher Selbstbetrug sei.

Wir werden nie vergessen dürfen, daß er uns wieder neu Moral gelehrt hat. Ein Ding, das unter verschwommenen, dicken weichen Händen zur komischen Puppe geknetet worden war. Was für ein Mut gehörte dazu, vor Lesern — und im Hintergrund blieben doch unverborgen Künstler und Literaten — vor Lesern die Verfilzung gefühlvoller Begriffe zu zerstören, die Schlupfwinkel zimperlicher Ausflüchte, die das ehrfurchtwachend behärtete Wort „Ethos“ bot, auszubrennen. Es war Mut, daran zu erinnern, daß wir in einer Gemeinschaft leben. Ein Zufall zeigt, daß Blei vor gerade zwanzig Jahren in einem Züricher Brief an den „Socialist“ die Verantwortlichkeit innerhalb der Gemeinschaft verteidigt, — 1892, also zu einer Zeit, wo Individualismus gerade was tiefes Feines für ausgekochte Jungens war. Dieser Mann hat also die Moral nicht erst in sich „entwickelt“; er

hat die Moral. Sie ist das Zeichen seines Typus. Jede Zeile, die Blei in diesen zwanzig Jahren geschrieben hat, ist nur befühbares Sachargument für eine wertende Metaphysik. (Nicht seine Schuld ist's, daß Marquisenjäger und Zahnstocherathleten sich auf Unterröcken und Manschettenknöpfe stürzten. Wenn Gentlemen-Literaten in Lieferungen die „galante Zeit für's Volk“ entdeckten, so zeigt dies nur von neuem die große Aufopferungsfähigkeit Bleis, der, trotz äußerster Gefahr des Mißverständnisses, Anekdoten als moralische Beweise gab!) Soll noch rudimentär und zufällig hinzugefügt werden, daß es an Blei liegt, wenn der große, furchtbare Pascal in Deutschland Einigen nicht mehr Angelegenheiten der Dictionnaire blieb? Doch dies sind ja alte Zeiten. Es ist auch alles bloß roh biographisch. Und in dem nur historischen Ueberblick könnte man auch von der Luther-Rolle Bleis als Uebersetzer oder Vermittler von allen Erwedern des Moralischen reden.

Aber nun, welches Glück für uns, die notwendige letzte Folge zu sehen, den Querschnitt dieses Typus zu haben; da zu sein und zu leben bei der Formung aufgespeicherter Kräfte. Mitzuerleben, was man doch nicht mehr zu hoffen gewagt hat: der Geist springt hinein in den feineren Raum der Sache. Es bleibt auf der Welt davon hallend ein Satz, ein Wort; es bleibt ein Wert. Mit der Anonymität jener Zeitschrift sind wir geistig geworden, seit hundert Jahren zum ersten Male wieder. Von heut an geht es uns nur darum — wie dem alten Zuschauer der Comédie française, der vorm Fallen des Vorhangs wirklich nicht den Namen des neuen Dichters wußte —, ob unsere Sache agiert wird, die Sache; Menschliches beziehungsweise. Denn jeder Mensch erlebt einmal den Tag, an dem die Sache aller andern bei ihm liegt. Er soll es wissen. Er soll seine Sache tun. Nur seine Kraft wirkt, seine Lebensgeschichte steckt ganz in der „Sache“. Biographie gilt nicht mehr. Name ist gleichgültig. —

Hier begann die deutsche Revolution von 1912. Der „Lose Vogel“ ist bisher zweimal erschienen.

Weltgeschichte

**Der Menschheit blutgedüngtes Saatfeld
Hab' ich durchwandert mit entsehten Augen.
Was können wir, die Epigonen, taugen,
Die in so grause Furchen hingestellt!**

**Kann mild're Regung nun die ganze Welt
Aus solchem Boden in die Wurzeln saugen!
Verdorrt Gebein, genäßt in Tränenlaugen,
Durchwühlt der Pflug, der in die Schollen fällt.**

**So haben sie's getrieben die Millionen,
Wie sie der Erde Schoß seit je gebar,
So treiben sie's, die heute sie bewohnen,**

**Und eines dünkt mich da nur wunderbar:
In all den kampfdurchschütterten Flonen
Daß sie sich nicht vernichtet ganz und gar.**

Prag



Max Brod

Hysterie

Von Alexandra Ramm

Ich liege auf dem Sofa und ärgere mich. Ich habe Welterschmerz. Wenn ich ein Mann wäre: ich würde weit wegfahren, wo mich keiner kennt, wo man eine Sprache spricht, die ich nicht verstehe, ich würde Abenteuer suchen. Ich würde eine Nacht im Walde schlafen, ich würde ganz einsam sein.

Für eine Frau gibt es keine Einsamkeit: nur Resignation; keine Abenteuer: nur Variationen.

Alle Frauen warten auf Wunder, weil sie keine zu erleben imstande sind. Wie sollen wir nicht verkommen, hysterisch werden: wir sind halbe Menschen.

Für uns wechseln nie die Dinge, nur Personen. Und immer dieselben Motive. Es ist ein ewiges Kreisen, ohne jede Möglichkeit, vorwärtszukommen, denn wo wir hinkommen, steht der Mann. Wir sind verurteilt, in seiner Nähe zu bleiben. Es gibt für uns keine weiten Welten, keine Pole. Die Welt kann uns nicht größer sein, als der größte Salon.

Meine Nerven werden ganz kaputt, und ich gehe zum Arzt.

Er drückte sich lange um die Frage herum, wie es mit meinem Sexualleben stehe, und schickte mich schließlich in ein Sanatorium für physikalisch-diätetische Behandlung. Was wollte er mir auch mehr sagen; er kann mich doch nicht von meiner Körperlichkeit von meinem Geschlecht befreien.

Es ist der Drang zur Tätigkeit, der in meinem Blute fikt, es ist der Wunsch, dem Großen gegenüberzustehen.

„Haben denn Männer so viel mit dem Großen zu tun, leben sie nicht in der gleichen Alltäglichkeit?“

„Nein, sie haben doch die Möglichkeit, in die Wüste zu laufen, oder im Walde herumzustreifen. Aber eine Frau kann doch nirgends allein gehen, wenn kein Schutzmännchen in der Nähe ist; und überhaupt ein Mann kann alles, wenn er sich nicht vor dem Schlechtgehen fürchtet.“

„Das sind Nerven.“

Gegen dieses Argument ist nicht zu kämpfen. Jeder Kampf ist ein Beweis.

Ich kann das Leben in der Großstadt nicht länger ertragen. Unten und oben und zu allen Seiten Menschen, es ist wie eine Verdammnis: jeder Tag — eine Wiederholung. Ich liege auf dem Sofa und grübele.

Im Frühling fahre ich in ein gottverlassenes Dorf, die Kultur, die an der 10 Meilen entfernten Bahn beginnt, ist nun aus meinem Leben ausgeschlossen; ich will es so versuchen.

Mit dem ersten Tag beginnt es: die Wirtsleute sind aufdringlich, die Kinder laufen mir nach, ich habe Angst, mich etwas weiter zu entfernen. Eine Woche der Qual, und ich verreise.

Das komfortable Sanatorium, der ganze Segen der Kultur wirkt auf mich, wie ein frisches Bad. Mein Nachbar bei der Table d'hôte ist ein junger Ingenieur.

Nach zwei Wochen schreibe ich meinem Manne, daß mir der Aufenthalt im Sanatorium sehr gut bekommt.

Mein Tischnachbar versteht mich besser als mein Hausarzt und meine sonstigen Hausgenossen.

Er behauptet, es geht jedem künstlerisch veranlagtem Menschen so: er muß stets neue Objekte zur

Übertragung seiner Einwirkungen haben. Die Krisen hängen ganz von der Intensivität ab, mit der ein Mensch fähig ist, sich zu verbrauchen.

Als ich nach zwei Monaten Leben im Sanatorium zurückkehre, holt mich mein Mann vom Bahnhof ab. Ich stelle meinen Begleiter, den Ingenieur M., meinem Manne vor und füge hinzu, daß Herr M. mir im Sanatorium Gesellschaft geleistet hat. Mein Mann verneigt sich und ladet ihn ein, uns recht bald zu besuchen.

Als wir dann allein im Wagen sitzen, sagt er: „Siehst Du, es waren doch Nerven und kein Welterschmerz, wie Du behauptetest!“

Das Velvetkleid

Ein Damengespräch von Ferdinand Harbekopf

Ort: Gemeinschaftliches Zimmer eines Pensionats im extremen Westen Berlins. Zeit: Herbst 1911, vor dem Hinscheiden Ludwig Pietschs. Fräulein Lesson, 40 Jahre, eine Insassin des Pensionats, hat Besuch erhalten von Frau Cassel, 48 Jahre. Dieses sind, wie man sehen wird, die letzten Minuten ihrer Unterhaltung — die so laut war, daß ich sie im Nebenzimmer hören mußte, und so bedeutungsvoll, daß ich sie wörtlich stenographierte. Man hat es also mit einem document humain von unübertrefflicher Authentizität zu tun.

Fräulein Lesson: Ein Velvetkleid, wissen Sie, ist so sehr dankbar. Der Rock braucht nicht mal so sehr eng zu sein.

Frau Cassel: So eng sind die Röcke auch gar nicht mehr. Freilich, ganz weit werden sie so bald auch nicht. Da sah ich neulich drei Damen, die trugen Röcke — — —

Lesson: Grete Wolff hatte neulich auch ein Velvetkleid an, und es war sehr kleidsam.

Cassel: Na ja, wissen Sie, es ist entschieden . . . es macht so'n bisschen . . .

Lesson: Als Gesellschaftskleid ist es entzückend. Für die Straße freilich wäre es mir, wissen Sie —, und wo ich immer Elektrische fahre — —

Cassel: Man sieht es aber furchtbar viel. Es ist schon gar nicht mehr so Apartes. Ich hatte sogar schon daran gedacht, mir ein schwarz-seidenes . . . aber es ist doch eigentlich mehr zum Frühjahr. Jedenfalls bin ich froh, daß ich nicht Velvet genommen habe.

Lesson: Na, und ich will mir nun mal Velvet nehmen.

Cassel (sich distanzierend): Nee, liebes Fräulein, ich nicht!

Lesson (beharrend): Ich ein Kostüm von Velvet. Und dann 'ne schöne schwarze Bluse dazu.

Cassel: Es ist auch sehr hübsch: einmal ein Empirekleid.

Lesson: Ja, das ist etwas anderes. Aber wenn es etwas Besseres sein soll — für das Frühjahr so —

Cassel: Hübsch ist . . . Gott, hübsch ist ja egal. Ich habe nur dieses blaue Kostüm für die Straße. Keine Pelzjacke, nichts.

Lesson: Hatten Sie nicht eine Astrachan- . . . ?

Cassel: Nee. Nie besessen. Nie besessen. 'Ne Persianer-Stola: ja.

Lesson: Ich würde mir einen hübschen Pelzmantel kaufen.

Cassel: Ach Gott . . .

Lesson: Ich finde ja 'ne Pelzjade ganz hübsch. Und, wie viele Leute sagen, es ist furchtbar praktisch. Man kann sie immer tragen.

Cassel: Ja, aber nur für die kalten Tage. (Pause. — Sie bemerkt das Klavier.) Spielen Sie? Ich find's ja 'nen großen Unfann, das Geld immer ausgeben für Noten.

Lesson: Ich spiele sehr wenig.

Cassel: Wir haben verschiedene in der Familie . . .

Lesson (neu einsehend): In der Zeitung war eine Sache, die müssen Sie mal lesen, von Monte Carlo, von Rideamus. Das ist wirklich sehr hübsch. Ich habe es gestern abend sogar vorgelesen. Und von Stettenheim war auch ein niedliches Gedicht: von Ludwig Pietsch an Stettenheim. Dieser Pietsch mit seinem Humor noch, das ist doch ganz außerordentlich.

Cassel: Selbstverständlich ist es ganz großartig. Aber immerhin, wissen Sie, Pietschs Sachen lese ich doch nicht so gern.

Lesson: Na ja, sie sind ja immer dieselben. Aber die „Voss“ . . .

Cassel (dieses Thema usurpierend): Alexander und mein Mann haben sich immer gegenseitig. — Alexander hat immer auf die Voss geschimpft, und mein Mann: der schwört auf die Voss. Na also, wissen Sie: solange er lebt, wird er nie 'ne andere halten! Also, wie Alexander sich nun verheiratet, hat er sich's Tageblatt bestellt. Und er kommt nun nach ein paar Monaten: da hat er's Tageblatt abbestellt und hat die Voss bestellt! Na, mein Mann triumphiert nun. Aber wissen Sie: viele Leute können aufs Tageblatt schwören . . . Ich lese die Vossische. Ich hab' doch keine andere. Was soll ich denn machen? Oft steht doch was Interessantes drin über Goethe und Schiller und so. Sie geben sich jetzt sogar die größte Mühe. Alexander hat erzählt: solange Lessing noch lebte, war sie höchst langweilig. Jetzt wird sie besser. Alexander sagt, es ist sogar ein Herr bei ihnen im Bureau gewesen, der hat sie gebeten, sie möchten ihnen doch ein bisschen aufschreiben, was sie schlecht finden an der Voss. Na ja —: sie wollen sie eben auf die Höhe bringen.

Lesson: Aber in der Voss stehen auch viel unnütze Sachen. Manchmal sagte mein Bruder: „Sieh mal“ — sagte er — „wozu das hier gedruckt ist.“

Cassel: Ich denke ja auch nicht wie mein Mann. Ich habe doch keine andere. Ich habe ja manchmal die Empfindung, daß das, was man eigentlich braucht, in der „V. Z.“ steht. In der Voss stehen zum Beispiel Familiennachrichten kaum mehr drin. Im Tageblatt —: ja! Es ist uns schon manchmal im Laufe der Monate passiert, daß wir's nicht gewußt haben: wenn jemand verlobt war! Freilich: Familiennachrichten — was ich erfahren wollte, das habe ich doch erfahren. (Sie sieht nach der Uhr und erhebt sich.) Aber jetzt muß ich gehen.

Lesson: Aber Sie wollen schon gehen?! Und erst halb sieben? . . . Na, ich bringe Sie bis zur Brücke. Da nehmen Sie dann die A, die Sechs- oder die Neunundsiebzig. (Sie verlassen das Zimmer.)

Ende des Damengesprächs

Hermann Bang-Feier

Zu feiern Hermann Bang, den in der Dämmerung, in Licht und Finsternis, den bei Geschäften, bei Juristerei und Technik, beim Essen, Gehen und Nichtgehen wir von uns geliebt empfinden — — dennoch zu feiern Hermann Bang, sind wir gekommen:

Vorhänge mauern quer die Szene ab; sie sind nicht schwarz — die Farbe der Nacht ist noch in uns lebendig —, sie sind grau. Die dicken Stoffe quälen sich und wollen dunkel sein im Angesicht des Todes — sie sind grell.

— Aus ihrer schwachen Blässe ragt mächtig eines Menschen Bild. —

Jetzt aber, mit fernher ergreifenden Tönen, tritt der Redner vor. Ich sehe auf dem Vorhang die Konturen der Gestalt nur wie man Dampf im Nebel sieht. Die Lippen, merke ich, sind weich, gleichwie zwei Brüste. Wenn zwischen ihnen die Stimme vorpfeift, ist es als schlug auf das Bild ein gelbes Licht, wie in ein dunkles Zimmer, darin man träumend steht, Straßenlaternenschein plumpft.

Ich höre „Schwermut“ oft gesagt, mit Schwermut im Sagen und im Blicke, der das Bild wie einen Sarg segnend ansieht. Jetzt tritt sein Bild beiseite in das Publikum mit schrägem, verstoßenem Bedauern: Daß er doch nicht unsterblich sein wird, — dies winken uns die Lippen wissend zu. Dann richtet sich der Körper auf, der lebende, hebt sich der Kopf zur Sonne empor, wohlwollend, süß und glücklich. Sinkt wieder in das Publikum und zeigt mit preisend gerundeten Fingern sein Bild, seinen Dichter. Vor der Brust pocht die Hand hin und her, ein lauter Pochen; da wagt ein Geist nicht einzutreten. Die Worte flattern wie Stücke Papier hinter den Gesten her. Manchmal gleicht selbst ein Stottern, Sichversprechen mitgebrachten Stücken Papier. Vom Zwang der Feier wird die Stimme stets zu spät gestimmt. Sie sucht nach sich, doch so, wie die Hand nach dem Klemmer sucht, der, längst geschliffen, in der Tasche liegt.

Nach einem Satze mit weich aufgehäuftstem Pathos die steife Schlussverbeugung.

Dann sinkt das Bild ins Dunkel zurück, ins Dunkel unsres Herzens und der eigenen ewigen Worte.

Theater

Königin Christine. Schauspiel in vier Akten von August Strindberg.

. . . Wenn eine dieser Strindbergschen Frauen, deren unerfättliche Bier sonst alle Throne zu Fall bringt, nun zufällig selbst auf einem solchen geboren wird, wenn ihr Machtkitel jeden Moment leichter gekränkt als gesteigert werden kann —: dann entsteht jene eigentümliche, augenzwinkernde Halbüberlegenheit des „misogynen“ Strindberg, der ein Zipfelchen seines Herzens entblößt und Königinnen gerne die Peitsche spüren läßt, während er dem Weib in ihnen hie und da galant-verstohlen die Hand küßt. Diese Königin Christine mußte für Strindberg werden, was der unvergeßliche Prinz Heinz für Shakespeare: gewiß, ein nationales Exerzitium auch, aber wie der den göttlichen Falstaff und so alle Liebe des Dichters zufällig antizipierte, so diese Königin Strindbergs halbe Mission für Schweden und für Europa. Hallo, hier wär' ja eine glatte Blutabzahlung an die Bestie Weib schon einmal so

nabe gewesen, — Cromwell, der gottesfürchtige Cromwell, der Könige wie gemeine Landsknechte köpft, grollt schwer in der Atmosphäre, — aber eine Königin läßt lieber den gutmütigen pietätvollen Schweden noch einmal die lästige Krone und nimmt ihren heiligen Kopf, ihren lieben, klugen Kopf, ein bißchen katholischer zwar, gen Rom. Und der Barbar Strindberg, der Unmensch den Frauen gegenüber, wie gern sieht er solche Lösung und wie — ritterlich ist er plötzlich auf Seite einer Verlassenen! Da habt ihr's wieder: was können denn diese spinnigen Geschöpfe zuletzt für sich selber, mit denen schließlich gespielt wird, so gut wie mit dir und mir?! Und das ist ja der Kernstandpunkt eines Dramatikers: eben der Gott zu sein über seinen Geschöpfen, welcher spielt; selbst in die Rolle des „bewußten Willens in der Weltgeschichte“ einzutreten, — da seht ihr denn wieder, wie urhaft künstlerisch auch dieses mythische Prinzip bei Strindberg ist.

*

Das salomonische „Wehe dem Lande, dessen Herrscher ein Weib ist“ stimmt natürlich; König Salomo hat Weib und Welt gekannt und genossen, darum sprach er zuletzt den Vernichtungsspruch über beide. Aber Christine hatte doch noch so allerhand Besonderheiten, sie selbst einem Kenner und Genießer wie Strindberg von neuem interessant und gefährlich zu machen: sie ist Gustav Adolfs geistreiche Tochter, sie ist wie aus Hamlets Blut von Wittenbergs hoher Schule, ja und sie ist sogar des Dichters erste Konkurrentin auf dem Gebiet des Weiberhasses. Männer sind in solchem Stande nicht selten verdorben für die große Liebe, Frauen, geschickt im feinsten Mischen wie im äußersten Zwierteilen, rechnen glatter und lieben womöglich noch ausbündiger, erschöpfender. Schweden, Schwedens heldische Politik geht natürlich zum Teufel, Christinchens Amüßerlaunen kosten nur immer Geld, Geld, Geld, und der Sozialreformer Strindberg gibt hier der unpraktischen Hausfrau einige nettische Hiebe wegen Schwedens Finanzverlotterung. Sie sind aber wirklich diesmal nicht so schlimm, schmerzen fast gar nicht; Karl der Zwölfte, den alle Hoffstrangen und schwedischen Akademiker zu einem wahren Alexander aufgepufft haben, war tausendmal ärger und staatsgefährlicher, darum genießt er seelensruhig seinen Ruhm. Und das ist's: denn sieh, da die Rechnung für Christines schlechte Wirtschaft einkassiert werden soll, zeigt sich's, daß in diesem Weibe „der bewußte Wille in der Weltgeschichte“ sogar noch intensiver gewirkt hat als sonst: nicht das Weib, Schweden ist's diesmal, das seine berechtigten Hiebe kriegt, was hatte es denn so lange auf dem Festlande zu suchen, warum trug Gustav Adolf konstant das Religionsmäntelchen um robuste Erobererschultern, jetzt rückt mal wieder heraus, ihr lieben betölpelten Landsleute, mit dem, was ihr eingesteckt! (Wundervolle Galanterie des Weiberhasses . . . , unwillkürlich denkt man eines nebenfälligen Geständnisses: „wenn die Frauen ahnten, wieviel Frauenherzen dieser Weiberhass schon besetzt und überwunden hat, . . .“) Königin Christine hätte sogar ebe die Gattin eines Feindes wie des großen Kurfürsten werden mögen, da hätte sie echt national denken und fühlen lernen, nämlich für die gerechte Sache eines gerechten Staates! . . . Hier, im letzten Akt wirkt das historische Stück bei Strindberg wieder etwas bildartig zusammengerafft, reihenmäßig komponiert, genau wie in der „Nachtigall von Wittenberg“ werden Zu-

kunftsperspektiven gestellt, mit Stichworten der Historie und nicht der Kunst beschworen. Desgleichen leiden schon früher unter dem intensiven Zentralfeuer, dessen Herd durchaus in Christine gespart wird, einige Nebenfiguren, wie die Wittve Gustav Adolfs. Aber wundervoll ist und bleibt herrlich, wie immer wieder die teils sarkastischen, teils sentimentalischen Reminiszenzen der Liebhaber verräterisches Licht auf den Weg der Königin werfen, die eine Männerverbraucherin war und bald dem, bald jenem ihre Kunst schenkte, bis sie nun an einer ersten und rechten Liebe selber versengt, die Krone wie ein Uebriqes aufgibt und verliert, damit zugleich jedoch den Geliebten, und nun plötzlich wie ein entblätterter Stamm kahl dasteht . . . Ein gelindes, sanftes Gericht für einen Strindberg: denn weil Christine schon durch Natur und Geburt mit der Macht vertraut, liegt ihr Wollen und Ausschweifen weit mehr in einer Sphäre des Begreiflichen und ihr Zukommenden, und leidet weniger sowohl Verzerrtheit wie Zerschmetterung; die ganze schöne Gloriole ihrer Erlebnisse wird ihr nach Rom folgen dürfen, und sogar einen Treuen behält sie, einen von den Gedemütigten, der ihr wie ein Hund anhängen muß. (Strindberg, wieder ritterlich, der das Weib absolviert, galant-verstoßen mit Handfuß entläßt.)

Irene Friesch spielte diese Königin, aber das einzige, was an ihrem Spiel zu rühmen, war fast etwas Negatives, daß sie nämlich die Strenge und Einfachheit einer Strindbergschen Linie nicht direkt verletzte. Manchmal schien es, als sei etwas wie eine Reminiszenz an jene Weibhyäne, die Rosa Bertens mit äußerster Herbheit und ästhetischer Gedrungenheit umrissen hat, haften geblieben und auf diese kluge und liebreizende, wiewohl auch recht flotte und hemmungslose Christine angepaßt worden, — sehr mit Unrecht! Diese Königin, deren ganzes Wunder und ganzes Geschick in ihrem Charme zu ruhen hat, sowohl der empörten Volksmasse wie einem hochberühmten Kanzler gegenüber, konnte nicht zur Zeit genügend klein werden, noch im gegebenen Moment zu herrlicher Größe sich recken; es ging mit einem Wort kein vollendet unvernünftiger Rausch von ihr aus, der indessen das Sprunghafte in dieser Erscheinung oft zu vermitteln hätte. Von den männlichen Spielern bot nur Arthur Bergen in der Rolle des verabschiedeten, etwas sauergeordneten, aber immer noch lustdurchglübten Liebhabers Magnus de la Gardie eine ganz befriedigende Leistung; mit der hohen Stimme voll unabgeriffenem, fast unmerklichem Sarkasmus, gespielter Sachlichkeit und Unpersönlichkeit bei untadeligen Manieren führte er den vollendeten Hofmann vor Augen. Friedrich Zelnik als berühmter Kanzler Orensjerna war daneben in trefflicher Mischung von Bekränktheit und Verantwortungsgefühl immerhin zu rühmen, während der von Christine soeben beglückte Günstling (Emil Lindner als Klaus Tott) nicht zu überzeugen vermochte.
Anselm Rueff.

Das Heimliche Theater

(In den vorigen Nummern veröffentlichte ich Äußerungen von Maximilian Harden, Dr. jur. Halpert, Alfred Richard Meyer, Peter Scher, Victor Fraenkl, Alfred Kerr, Rolf Wolfgang Martens, Alfred Wolfenstein, Kurt Fesche und Ferdinand Hardekopf. B.)

Das Heimliche Theater heiße auch ich willkommen. Wenn man aber schlechte Stücke Gutgesinnter, wie das

verbotene voraussichtlich minderwertige Christusdrama eines Pastors nur deshalb auf die Bühne bringen will, weil man (nach den Ausführungen Lautensacks in der Versammlung vom 26. 2.) zum Kampf gegen den Zensur „dann auch im christlich-orthodoxen Lager Bundesgenossen zu werben in der Lage wäre“, so werde ich mißtrauisch; denn solche Kampfbrüder könnten die Bestrebungen des Heimlichen Theaters, die vor allem künstlerische Angelegenheiten bleiben sollten, als politische verdächtigen. — Vernichtet alle ahnungslosen, dumm dreisten Obrigkeitshüttl, aber schafft in Eueren eigenen Reihen eine verständnisvolle ästhetische Polizei, die eine Aufführungserlaubnis oder ein Aufführungsverbot nicht vom „moralischen“, sondern nur von künstlerischen Erwägungen abhängig mache! (Die meisten von der Zensur gestatteten Stücke würde sie dann verbieten müssen.) Sodann: erweitere Euer Programm! Erweist die Bühnenwirksamkeit manches fälschlich als „Buchdrama“ verschrieenen Stückes durch gute Aufführungen und ladet gläubige Musenfreunde und ungläubige Theaterdirektoren zu diesen ein! Jeder, der weiß, daß Stückens Dramen 10 Jahre lang den Zweifeln berliner Bühnenleiter begegneten, bis Reinhardt sie als erfolgreichste Stücke der letzten Zeit herausbrachte, wird mir beipflichten. Das Heimliche Theater kann und darf auf die Dauer überdies nicht von der Gnade des Zensors leben, da nicht jedes verbotene Stück ein künstlerisches, daher auch nicht ein ausführbares Werk darstellt.

Groß-Lichterfelde

Arthur Silbergleit

Ich begrüße die Ausführungen Arthur Silbergleits und bedaure nur, daß sie nicht in unserer öffentlichen Versammlung vorgetragen wurden. Wir wären uns sonst zweifellos darüber klar geworden, daß es nicht in der Absicht unseres Heimlichen Theaters liegen kann, bloß „in Brauur“ gegen den Zensur zu reiten. Unsere Schlachten sollen Siege sein. Das „verbotene Stück“ ist noch kein gutes Stück. Soll es auch am allerwenigsten im Sinne des Heimlichen Theaters sein. Habe ich die Idee des Heimlichen Theaters richtig verstanden, so will es gerade die von Silbergleit verlangte ästhetische Polizei sein. Daran ändert doch nichts, daß Herr Lautensack von der Möglichkeit der Aufführung eines verbotenen Christusdramas sprach! (Ich kenne das Werk nicht.) Die Motivierung Lautensacks möchte ich mir nicht zu eigen machen: um den Kampf von recht vielen Seiten zu führen, auch orthodoxe Kreise für das Heimliche Theater zu gewinnen. Wie lange würde die Liebe wahren? Und wo bliebe unsere bisher rein bewahrte Idee? Das Heimliche Theater verfolge ausschließlich rein künstlerische Zwecke, verfolge sie mit künstlerischen Mitteln, um zum künstlerischen Ziel zu laufen. Also (und selbstverständlich): die künstlerische Höhe des Werkes muß das Heimliche Theater reizen, ehe es einen Finger rühren darf. (Zweckabsichten fallen weg!) Offenbarungen der Dichterseele sind wirksam zu machen und (auf der Bühne) zu erproben und nachzuweisen. Das Heimliche Theater wird bloße Demonstrationsvorstellungen zu vermeiden haben.

Die „Erweiterung des Programms“ wie Silbergleit es vorschlägt, dürfte sich von selbst ergeben, wenn das Heimliche Theater genügend festen Fuß gefaßt hat. (Der Herausgeber der „Aktion“ trifft ja, wie ich höre, bereits Vorbereitungen, die Vorstellungen zweimal im Monat stattfinden zu lassen; ruht also nicht.) Nur um schlagkräftiger zu sein, und weil wir gleich nicht alles können (die Welt weicht nur langsam selbst dem mächtigsten Drucke), beschränken wir uns auf die brennendsten Stelle des Hauses: die

„verbotenen“ Stücke scheinen uns — wenn künstlerische Offenbarungen — die mißhandeltesten der Dichterkinder. Soweit wir können, sollen wir ihnen helfen. Die ebenso wirksam nicht vom unempfindlichen Zensur, sondern von den feinempfindenden Direktoren deutscher Theater „verbotenen“ Stücke werden sich anzuschließen haben. Die neue ästhetische Polizei wird auf dem Posten sein.
Steglich
Albert Ulrich

Unsere Abonnenten in Berlin, welche die „Aktion“ durch die Post oder den Buchhandel beziehen und zu den Veranstaltungen des „Heimlichen Theaters“ Einladungen zu erhalten hoffen, müssen ihre Adresse nebst Abonnementchein umgehend dem Verlag der „Aktion“ einsenden.

Unsere öffentliche Versammlung

hat unsere Erwartungen in jeder Hinsicht erfüllt. In der nächsten Nummer werde ich die bemerkenswertesten Äußerungen der Presse wiedergeben. Feststellen möchte ich: Lautensacks „Appell“ ist etwas falsch gedeutet worden: Gewiß brauchen wir morgenländische Könige; aber von diesen Königen hängt weder die erste, noch die zweite Vorstellung ab! (Der Tag der ersten Vorstellung steht noch nicht endgültig fest.) Doch wir wollen ja dauernd wirken. Und deshalb: Stiftungen erreichen das „Heimliche Theater“, wenn Sie an die Commerz- und Disconto-Bank Berlin, Depositenkasse D, Friedrichstr. 1, Conto Albert Ulrich, Steglich adressiert sind. Es wird in der „Aktion“ quittiert werden.

Es sei (wieder und wieder) darauf aufmerksam gemacht, daß durch eine Besteuerung von Kampfmitteln keineswegs das Recht auf Teilnahme an den Aufführungen des Heimlichen Theaters erworben werden kann. Die Einladungen ergehen ohne Rücksicht auf eventuelle Spender nach unserem eigenen Ermessen. Bezeichnet werden die Einladungen (dies sei der behördlichen Wifbegierde gesagt) von dem Herausgeber der „Aktion“. F. P.

Erde! - Welt!

Sein lauter Schritt marschiert am Land,
indef der Sinn durch's weiche Wasser gleitet
und frei von fettem Fleisch und mattem Sand
genießend in's fließende Weltbild sich gießt und weitet.

Durch ihn von seinem Strom getrennt
müht sich die Braut ihm nachzuschweben.
In ihrem blendend blauen Auge brennt
sein Konterfei, - ganz klein, - - doch ist kein Plaz
[daneben.

Dort aber strömt es - untief oder tief - :
sein Bild ist ganz und groß empfangen!
Kein Freund, der ihn so nahe rief - :
- Sein Fuß jedennoch will in der Parade prangen.

Charlottenburg

Alfred Wolfenstein

Literarische Neuerscheinungen

Heinrich Volkrat Schumacher: „Lord Nelsons letzte Liebe“, hist. Roman. Mit zeitgenössischen Illustrationen, Auszügen aus Aktenstücken, Dokumenten, Korrespondenzen usw. (Berlin, Rich. Bong). Brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk., Pergamentband Mk. 7.50. Der Band bildet die zweite Veröffentlichung der Serie „Romane berühmter Männer und Frauen“ und gleichzeitig die Fortsetzung des Romans

„Liebe und Leben der Lady Hamilton“ Das neue Werk, das übrigens ein in sich abgeschlossenes Ganzes darstellt, entspricht nicht nur den Erwartungen, die durch seinen Vorgänger rege gemacht wurden, sondern überbietet sie noch. Die Liebe des größten Seehelden der Geschichte zu der schönsten, durch ihre abenteuerliche Laufbahn berühmt gewordenen Frau ihrer Zeit erhebt sich in der tiefstürfenden, auf neuerschlossene Quellen gestützten Darstellungsweise Schumachers weit über den Rahmen der Skandalaffäre hinaus, als welche sie von Nelsons und Lady Hamiltons Zeitgenossen betrachtet wurde. Sie muß vielmehr als ein Dokument eigenartigsten menschlichen Seelenlebens bezeichnet werden. Szenen von Wucht und Tragik entrollen sich Unmittelbar aus dem vollen Leben geschöpft sind die Menschen, und wie sie aus ihrer Zeit herauswachsen, aufs innigste mit der Geschichte ihrer Epoche verwoben sind — dieser bedeutamen Epoche, die England durch Nelson und Lady Hamilton zur Herrschaft über die See führt —, das ist in einer Form geschildert, daß in dem Lesenden das Gefühl erweckt wird, als spiele es sich in unmittelbarer Nähe vor seinen Augen ab. Alles in allem ein gutes Buch.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

- Julius Bab.** Lyrische Porträte. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. Mk. 2,50, Geb. 3,50.
Alexander Puschkin. Sämtliche Werke. Fünfter Band: Novellen. (München, bei Georg Müller.) Geb. Mk. 5,—.
Iwan Turgenjew. Rubin. Die neue Generation. Uebersetzt von Ludwig Rubiner und Frida Jack (Georg Müller, Verlag, Johannes Eralow. Inge. Das Drama einer Liebe. (Desterheld & Co., Verlag, Berlin.) Geb. Mk. 2,50.
Johannes Becker. Die Gnade eines Frühlings. Gedichte. (Bachmair, Verlag, Berlin.)
Michael Vermontow. Der Held unserer Zeit. Roman. (Buchverlag „Die Sonde“, Berlin SW 68.) Geb. Mk. 3,—.

Zeitschriftenchau

Pan. Herausgeber Paul Cassirer. (Verlag Berlin W 10.) Heft Nr. 15 enthält: Baubelaire: Von belgischer Art; Otto Corbach: Sprache und Politik; Ernst Bläß: Literatur; Robert Wallser: Was aus mir wurde; Arnold Schönburg: Der Musikkritiker. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Inhalt der vorigen Nummer: Europas Wahnsinn. / Was ist das Vaterland? Von Gustave Hervé. / Glossen: Das Reklamebureau am Alexanderplatz. — Heilmystik. / Boulevard des Italiens am Abend. Von Peter Scher. / Populäre Musik. Von Victor Roack. / Autobiographisches. Von August Strindberg. / Parzival vor der Oralsburg. Von Ernst Stadler. / Die Blätter. Von Max Brod. / Bianca Leont. Erzählung von Camill Mauclair. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Unsere öffentliche Versammlung.

Bäder, Hotels, Pensionen usw.

BEX - LES BAINS VILLARS
 GRYON
 Arveves - CHESIERES - Les Plans
 Solbäder und Luftkurorte der waadtländischen Alpen
 verbunden durch eine elektrische Bahn. — Station Bex (Simplonlinie).
 Illustrierte Broschüren gratis auf Verlangen durch das
 Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

WILDBAD-SANATORIUM KURORT
TOBELBAD Steiermark
 Aerztl. Leiter: Prof. Dr. E. v. Düring. — Ganzjährig geöffnet.
 4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäß. Zimmerpr.

Das billigste Hotel am Friedrichsbahnhof Berlin ist
 „Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätsstraße 2.
 Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1,50 bis 6,— M.
 Telephon Amt I, 4799. Bäder im Hause.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. (Verlag Berlin W 35.) Das vierte Heft 1912 enthält: Wally Zepler: Entwicklung; Wilhelm Schröder: Der Kampf um die Macht; Karl Leuthner: Vor dem geöffneten Tor; Franz Scheffel: Ist Subotage ein gewerkschaftliches Kampfmittel? u. a. Das Heft kostet 50 Pf.

Die Neue Rundschau (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Das Märzheft bringt einen politischen Artikel von Samuel Saenger, der die neue Wahl bespricht und unter dem Titel „Erziehung zur politischen Aktivität“ die Aussichten auf eine fruchtbare Politik der linken Parteien abwägt. In demselben Heft schreibt Arthur Holtzner über seine Reise in Kanada, Hans Kasper einen dritten Artikel über die Deutsche Schillerstiftung, deren Organisation er an der Hand von einzelnen Beispielen als unwürdig hinstellt. Oskar Wie veröffentlicht einen musikalischen Essay über „Rostini und Meyerbeer“, Emil Strauß setzt seinen Roman „Der nackte Mann“ fort, Jakob Schaffner bringt seine neueste Novelle „Der Einäugige“ und Felix Poppenberg schreibt den Gedächtnisartikel für Hermann Bang. Einer der letzten Aufsätze von Hermann Bang über den Grafen Knyserling wird in diesem Heft veröffentlicht. Bang schrieb ihn auf eigenen Wunsch, da ihn die Natur von Knyserling als eine verwandte berührte. Allerlei kleinere literarische und sonstige Aufsätze und Anmerkungen füllen in bekannter Weise das Heft.

Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde (Begründet von Dr. Josef Ettliger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9.) Das 1. Märzheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: * * * Josef Ettliger. — Reinhold Steig: Ludwig Grimm. — Oskar F. Walzel: W. v. Humboldt und die Romantik. — Rudolf Bechel: Friedrich Schlegels Wiener Vorlesungen. — Franz Deibel: Ein „Enkel“ der Romantik (Herbert Eulenberg). — Ludwig Grimm: Aus den „Lebenserinnerungen“. — * * * Die Schillerstiftung. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

Der komplette Jahrgang 1911 der „Aktion“.
 kostet direkt vom Verlag bezogen für
 Deutschland und Österr.-Ungarn Mk. 12.—,
 Ausland Mk. 15.— bei Voreinsendung des
 Betrages.

Central-Hôtel
Restaurant
Vörös Miska.

Hotel Monopol-Metropole
 I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf.
 rechts. Zimmer von M. 2,50, mit Privat-
 bad von M. 5,— an. :: Auto-Garage. Frankfurt a. M.

Die Aktion

HR

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 11 • 11. März

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestraße 17 zu senden. : : : : :
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzberg Nr. 6242. : : : : :
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljähr. (inkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf. : : : : :
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. : : : : :
Inserate: Durch alle Annoncen-Expeditionen und durch die Anzeigen-Verwaltung der „Aktion“: Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Hollmannstr. 22.

Inhalt: Gärung. Von Franz Pfemfert. / Junge Bildungspolitiker. Von Martin Röhl. / Heinrich Lautensacks Lustverlust. / Marodeure. / Glossen. / Probefstücke aus einer neuen Passauer Reimchronik. Von Heinrich Lautensack. / Vor unserer ersten Auf- führung von Frank Wedekinds „Totentanz“. / Gérard de Nerval. Von Otto Vick. / Wappen und Embleme. Von René Schickele. / Zum Problem der Theaterkritik. Von Rudolf Kury. / Kokoko. Von Ernst Balcke. / Eine mysteriöse Begebenheit. Von Sallet. / Im dunkelsten Afrika. Von Frana Sramek. / Angst. Von Max Brod. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen.]

Gärung

In einer Reihe von Aufsätzen, die sie in der tapfersten sozialdemokratischen Zeitung Deutschlands, der „Leipziger Volkszeitung“, veröffentlicht hat, beschäftigt sich Rosa Luxemburg mit dem Mandatschacher ihrer Partei. Was sie der Öffentlichkeit über die Stichwahl- geschäfte zwischen der Fortschrittlichen Volkspartei und der Sozialdemokratie mitteilt, diese Seltsamkeiten würde man mißdeuten, wollte man sie als den Ausdruck der poli- tischen Situation bezeichnen, wollte man hier von Fragen der Taktik sprechen. Es sind Verfallssymptome, es sind Beweise für die innere Wandlung der Arbeiterpartei, was wir hier bloßgelegt sehen. Und es scheint mir nicht in der Absicht von Rosa Luxemburg liegen zu können, diesem Niedergang der größten Partei Deutschlands ent- gegenzuwirken. Seit wir Jena erlebt haben, wissen wir, daß die Führer der deutschen Sozialdemokratie nicht mehr den Willen haben, mehr als radikale Reformarbeit zu leisten, wissen wir, daß alle die starken Versammlungs- phrasen leeres Blendwerk sind. Nein, Kritik kann diese verbürgerlichten Politiker nicht mehr zur Seite drängen. Aber Rosa Luxemburgs Vorgehen ist denn auch anders zu verstehen: die Gärung hat begonnen. Gestern wars nur Rosa Luxemburg — und der „Vorwärts“ glaubte, „abwartend“ von der erhabenen Warte aus diesen An- griff ignorieren zu können. Die bedeutungsvolle Rund- gebung der Bremer Sozialdemokraten jedoch hat gezeigt, daß die Artikel der „Leipziger Volkszeitung“ nur das Signal waren der kommenden Kämpfe.

Innerhalb der Sozialdemokratie kriselt. Was diplomatische Führer immer ängstlich zu überdecken be- müht waren, die Kluft zwischen Sein und Schein, zwischen Wort und Tat, zwischen Prinzip und Taktik — das ewige Widerspiel, es wird jetzt der Partei zum Verhängnis. Die Massen rebellieren. Was noch gefehlt hat, die Gärung zu beschleunigen, die Komödie der Präsidentenwahl im Reichstage hat es geliefert. Vor

vier Wochen feierte das Zentralorgan der Partei die Wahl Scheidemanns als Sieg des Sozialismus, heute sitzt die Fraktion der Einhundertzehn in ihrer völligen Machtlosigkeit da. Freilich, auch jetzt noch weiß der „Vorwärts“ Agitationswerte aus der „Isolierung“ zu prägen. Aber was versangen die Entrüstungstraben, die er gegen die Nationalliberalen schleudert! Selbst der geduldigste Wahlvereinsler lehnt sich gegen diese Flachheiten schließlich auf. Daß die Nationalliberalen nur als der protestantische Flügel des Zentrums an- zusprechen sind, daß diese Nationalliberalen keine Mit- kämpfer sein würden, wußte schon das jüngste Mitglied des Arbeiterturnvereins. Also mit der Verwünschung des „liberalen Verrats“ ist die Hilflosigkeit der stolzen Einhundertzehn nicht zu entschuldigen.

Und alle Schlagworte reichen nicht aus, darüber hinwegzutäuschen, daß sich die Partei, die einst auszog, die Welt zu befreien, heute in der Sackgasse des bürger- lichen Parlamentarismus festgerannt hat. Das Problem ist heute nicht: Revisionismus oder Orthodogie. Ein Unterschied zwischen Bebel und Frank besteht nicht mehr. Was sich die Politiker der „Sozialistischen Monatshefte“ aus den Scherben des Liberalismus zusammengekittet haben, den Revisionismus, die Vorwärts-Radikalen haben ihn ahnungslos längst sanktioniert.

Der unentwegte Gegenwartsolitiker Paul Kampff- meyer hat früher einmal die sozialdemokratischen Führer gehöhnt, deren „Sozialismus nur noch einem leicht blau- rot gefärbten Spülwasser“ gliche. Er hat, vor seiner Wandlung, das „Bollmartum“ als das fressende Gift im Parteikörper der Sozialdemokratie bekämpft. Heute wäre ein solcher Kampf aussichtslos. Was wir jetzt innerhalb der Arbeiterpartei beobachten, diese Gärung, es wäre albern, wärs ein Kampf gegen Richtungen. Eine neue (syndikalistische) Arbeiterpartei ist im Werden...

Franz Pfemfert

Junge Bildungsphilister

„Das Wort Philister ist bekanntlich dem Studentenleben entnommen und bezeichnet in seinem weiteren, doch ganz populärem Sinne den Gegensatz des Musensohnes, des Künstlers, des echten Kulturmenschen, der Bildungsphilister aber . . . unterscheidet sich von der allgemeinen Gattung „Philister“ durch Einen Aberglauben, er wähnt selber Musensohn und Kulturmensch zu sein; ein unbegreiflicher Wahn, aus dem hervorgeht, daß er garnicht weiß, was der Philister und was sein Gegensatz ist, weshalb wir uns nicht wundern werden, wenn er meistens es feierlich verschwört, Philister zu sein.“

Diese Worte schrieb vor 37 Jahren Friedrich Nietzsche. Einer, der um die Schwäche des deutschen Geistes wußte und dem die deutsche Kultur am Herzen lag, erhob seine Stimme. Er wußte, wie unzeitgemäß sein Warnruf war, sein Warnruf, der bis heute nicht weniger unzeitgemäß geworden ist und darum nichts von seiner eindringlichen Schärfe verloren hat.

Klingen jene Worte nicht, als habe Nietzsche mit den paar kurzen Sätzen den Typus des modernen Studenten schildern wollen? Jenes vielgepriesenen Studenten, dessen „Idealismus“ so oft in warmen und lauten Worten gepriesen wird, dessen eindringlichen „wissenschaftlichen Eifer“ man wohlwollende Anerkennung zollt, dessen unermüdlicher Bildungsdrang angeblich zu den schönsten Hoffnungen für Deutschlands Zukunft berechtigt. —

Ach ja, es gibt noch Optimisten, die da glauben, daß es bald vorbei sein wird mit jenem Geist der Dumpfheit, der Kleinlichkeit und Beschränktheit, mit jenem dünnelhaften, verlogenen „Idealismus“, der weite Kreise unserer Akademiker beherrscht. Sagen wir „Oberlehrer“ oder „Philologen“ und, um auch die andere Nuance nicht zu vergessen, „Staatsanwalt“, und jeder weiß, was für ein Geist gemeint ist. Diese Optimisten glauben, die neue Generation, als Kinder unsrer modernen Zeit, werde einen frischen Zug, einen Geist der Ganzheit und des Hochsinns und Frohsinns hereinbringen in unsre verstaubte Akademikerkwelt. Sehen wir zu!

Es ist Mittag und ich stehe in der Wandelhalle der Universität und beobachte das unheimliche und unermeßliche Gewimmel der hereinstömenden Studierenden. Da heben sich sofort zwei Gruppen heraus, die einander äußerlich sehr ähnlich sind, nach ihrer inneren Struktur aber sich sehr, ach all zu sehr gleichen.

Die einen: Das sind die mit den Bändern und bunten Mützen, mit den breiten Narben auf Schädel und Wange. Korps, Burschenschaften, Turnerschaften: Gott mag wissen, wie die verschiedenen „Bünde“ alle heißen. Sie pflegen mehr oder weniger die „Romantik“ des Studentenlebens, die hauptsächlich im Vertilgen riesiger Mengen alkoholischer Getränke, dem strengen Innehalten alter grotesk-feierlicher Gebräuche, (meistens mehr grotesk als feierlich!), dem Mensurnehmen, und last not least mehr oder weniger offiziellem „Weiberbetrieb“ besteht, dazu kommt als eine Errungenschaft neuerer Zeit, ein den Offizieren abgucktes „forsches, schneidiges“ Auftreten. Man wird sagen, daß dies nicht für alle Korporationen zutrefte. Möglich; eins aber ist allen gemeinsam ohne Ausnahme, daß des „aktiven“ Studenten Horizont, durch Zahlenzäune fein säuberlich abgegrenzt, sich nicht über ein sorgsam abgemessenes Stück Welt ausdehnt. Das nennt man dann stolz „Weltanschauung“. Mögen die Zahlenzäune dabei mehr schwarz, blau oder gar rosa angestrichen sein, das macht wenig Unterschied.

Dabei fühlt sich der aktive Student durchaus als Anti-philister, als den Gegenpol des Philisters gradezu! — Doch hat das ganze „romantische“ Korporationswesen den sehr nahen Zweck, seine Angehörigen zu wackeren, wohlgesinnten Staatsstücken zu erziehen und durch die Protektion der „Alten Herren“ ihnen die besten und einträglichsten Stellen zu sichern. —

Nein, von dieser Seite ist für unsere Kultur nichts zu hoffen, aber, wie ich glaube, auch nicht allzuviel zu fürchten: wer es als junger Student bei dem Stumpfsinn länger als ein paar Wochen aushält, dem wäre ohnehin nicht zu helfen gewesen. Rekrutieren sich die Korporationen zum größten Teil aus den späteren Staatsbeamten (natürlicherweise), so umfaßt die zweite Gruppe die späteren Gelehrten. —

Diese Jünglinge trinken Selterwasser, ein Glas Bier oder eine Zigarre lehnen sie mit scheuem oder höhnisch-überlegenem Lächeln ab; wenn die krummgebeugten, unjugendlichen Gestalten einander begegnen, tauschen sie nur flüchtige Worte, um eilig, mit Büchern schwer beladen, in den Hörsaal oder in die Bibliothek zu schlüpfen. Sie haben alle ein scharf abgegrenztes Spezialgebiet, das sie mit emsigem Fleiße beackern (was darüber hinausliegt, interessiert sie nur mäßig), und ihre Augen glänzen nur, wenn sie im Seminar ihr Wissen zeigen können. Ihre Stimme ist meistens leise und bescheiden, aber ein ungeheurer und unterschütterlicher Dünkel leuchtet durch ihre fadenscheinige Bescheidenheit. Sie arbeiten nicht nur des Brotes wegen; die Wissenschaft hält ihr ganzes Denken und Trachten gefangen und wird bald das letzte Menschliche an ihnen verschlungen haben, so daß nur noch eine automatische Wissenschaftsmaschine übrig bleibt. —

Mikratene sind beide Typen, deren Extreme hier skizziert wurden, aber der zweite Typus ist gefährlicher. Er ist es deshalb, weil die tote, unproduktive Wissenschaft nirgends soviel Respekt genießt, wie bei uns. Es gilt als löblich, ihr den warmen, lebendigen Menschen zu opfern. —

Alte Bildungsphilister sind lächerlich, junge sind widerlich. —

Es muß gesagt werden, daß die Mehrzahl unfertiger Studenten zu einer der beiden erwähnten Gruppen gehört. Die Erneuerung des Akademikertums hat noch gute Weile.

Gewiß gibt es auch viele andere. Doch es ist bezeichnend, daß diese anderen froh sind, wenn man ihnen nicht ansieht, daß sie — Studenten sind. Köhl.

Glossen

Inquisition?

„Zu dem dreifachen Verbrechen in der Alten Jakobstraße wird mitgeteilt, daß der verhaftete Täter, der Schlosser Oswald Trenkler, im Lazarett des Untersuchungsgefängnisses liegt. Sein Befinden ist sehr schlecht. Trenkler ist durch die aufregende Untersuchung bei seinem ohnehin kränklichen Zustande so geschwächt worden, daß es voraussichtlich gar nicht mehr zu seiner Aburteilung kommen wird.“

Die Presse gibt diese Notiz gleichgültig wieder. . .

Mit Polizeikarte und Browning bewaffnet, unternimmt eine fragwürdige Gestalt, die Dr. Georg Goeg zu heißen und Berlin, Barbarossastr. 26 zu wohnen vorgibt, deren Provokateur-Würen nur unbeholfen verdeckt sind, Betrugsmanöver. Da, wie ich weiß, diese Manöver

der Staatsanwaltschaft zur Begutachtung vorgelegt werden sollen, könnte ich die Sache unbeachtet lassen, wenn die gekennzeichnete Gestalt mir nicht — „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“ — vor Ohrenzeugen renommierte, den Totschläger des Arbeiters Herrmann zu kennen. Nach der Behauptung des Goetz soll ein — — Spigel, der mit Herrmann zusammengearbeitet habe, der Täter sein. Wie weit diese Behauptung des überführten Lügners Goetz in diesem Punkte leere Behauptung ist, möge die Staatsanwaltschaft nachprüfen. F. P.

Marodeure

Es gibt noch Schriftsteller. Im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ (Nr. 45) erschien ein Inserat, das hier originalgetreu wiedergegeben sei:

Eine

große Zahl literarischer Neuerscheinungen verschwindet in der Masse, weil sie nicht in der richtigen Weise angezeigt wird; der alte Topf, Waschzettel an die Zeitungen zu versenden, war berechtigt, als noch die

gute

alte Zeit bestand. Heute beherrscht die Original-

Kritik

das Feld, die das unterzeichnete Institut durch seine langjährigen Beziehungen zu Schriftsteller- und Gelehrtenkreisen für alle Gebiete der Literatur schneelsterns zu liefern vermag. Es

ist

eine erwiesene Tatsache, daß Bücher durch geschickte Reklame ihren Weg machen, daß

eine

einmalige Ausgabe für Propagandazwecke, am richtigen Plage angewendet, sich immer bezahlt macht, daß eine gute Kritik zu einer

Goldgrube

werden kann. — Ob gut oder schlecht ausfallend: Machen Sie einen Versuch! Kostenlos und unparteiisch — ohne Verpflichtung — liefert das unterzeichnete Institut nach Einsendung eines Rezensionsexemplars Kritiken, deren Erwerb bestimmten — kostenlos zu erfahrenden — Bedingungen unterworfen ist.

Zentralstelle für Bücher-Ankündigungen

Rudolf Buchmann, Weimar.

Ist uns recht berichtet, so sind die angeedeuteten Schriftsteller und Gelehrte Ehrenpensionäre der Schillerstiftung, die auf diesem Wege neue Betätigungsfelder suchen. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller sollte sich mit diesem Herrn Buchmann beschäftigen . . .

Herr Heinrich Lautensack,

der „Vater der Idee“, unsere (lange vor dem Werden der guten Idee vorbereitete) Aufführung von Wedekinds „Totentanz“ im Rahmen des „Heimlichen Theaters“ stattfinden zu lassen, hat, wie er — nicht mir, wie er dem „B. T.“ mitteilen läßt, „die Lust an dem Experiment verloren“. Da diese Lust sich nur platonisch gelüftet hat, die Idee aber von der Lust des „Vaters“ völlig unabhängig war und ist, brauche ich wohl nicht zu betonen, daß sich nichts geändert hat . . .

Zum Ueberfluß — die „Erklärung“ des Herrn Lautensack könnte mißverstanden werden — sei festgestellt: Herrn Lautensack danken wir nur den Titel „Heimliches Theater“; die „Idee“; die Ausführung und die Verantwortung des „Experiments“ war nie bei ihm. F. P.

Etliche Probefstücke aus einer neuen Passauer Reichchronik

angefertigt von Heinrich Lautensack

Das groß Wunder an Bischof Berengar.

Als man 1013 zählt /
ist mit einmal Christian durch den Tod entseelt.
Der doch Bischof zu Passau war /
regierte 22 Jahr.

Nun nach ihm wirds Dombetan Berengar.

Eines reichen passauer Bürgers Sohn /
war der im zartesten Alter schon
(so geht wohl die beliebte Wendung /
spricht man von Männern erlebener Sendung?)

so ausgemacht / so um und um /
so über und über und durchaus dumm /
so wissentlich Stockfisch / Or / Kameel
daß (was ich nota bene erzähl
ganz wie es in Bücher-Sagen steht!)

ihm auch nicht das kleine Alphabet
in seinen viereckten Schädel geht.

Sein Vater sehr betümmert war
und nimmt das Rhinoceros Berengar
und bringt es zu dem heil. Abt

Gothard von Niederaltreich: „Begabt
ist dieses Heupferd / das Ihr seht /
daß ihm auch das klein-kleinste Alphabet
nicht in den mistigen Schädel geht . . .

So nehm ich meine Zuflucht zu Euch /
Herr heil. Abt . . .“ „Das haben Wir gleich!“
Und der heil. Abt betet erst für den Berengar /
dann setzt er die Hand ihm aufs Borstenhaar

und segnet ihn. Von dieser Stund

ist dieser Discipel anderst und
in allen Anlagen so geschick /

daß er bald seine Lehrer weit /
weit / weit / weit weit übertraf
an Kenntnissen. (So ein Riesenschaafl)

Und dann hat bald nicht mehr viel gefehlt
und ward zum Bischof von Passau erwählt.

Als man 1013 zählt . . .

Die groß Wahrsagung

Unser Fürstbischof Wolfgang war
noch keine 42 Jahr /

als er nach so kurzem Leben
mußt auch schon den Geist aufgeben.

Aber ihm war prophezeit seit Kind /
daß er den Tod einst durchs Wasser find.

Also war ihm prophezien . . .

Und daß das sehr willens schien /
baldigst in Erfüllung zu gehen /

werden wir zuerst ersehen
aus was bei Hadelberg geschehen.

Fuhr da der Fürst über eine Bruden /
that die so gänzlich zusammenducken /

daß er fiel mit Wagen und Pferden
und nur mit Müh konnt gerettet werden
aus dem tiefen Wassergraben.

Und was wir jetzt ersehen haben /
werden wir ein Zweitmal ersehen

aus was bei Scharding und Neuhaus geschehen.
Da stieß das Schiff / drin sich der Fürst befand /

in der reißendsten Mitte vom Inn weit vom Land
an einen Brudenpfeller / darum

schlug auch das ganze Schinabel um.
 Und die Wahrsagung hoch in Ehren /
 wenn da nicht anwesende Fischer gewesen wären /
 die ihn aus den schlimmen Bogen
 jetzt doch noch herausgezogen.
 Zweimal wars also schon auf ein Haar.
 Doch dann dachte sich jedes durch mehre Jahr
 und wohl Fürstbischof **W o l f g a n g** selber gar:
 Alles was wahrgesagt wird / ist nicht wahr.
 Wenn dann ist aues recht jull gelehren
 und auch in Büchern so aufgeschrieben,
 Nichts mehr störte alle Kreise
 Plötzlich aber merkwürdiger Weise
 ist's anno 1555 verbucht /
 daß der Fürst erkrankt an der **W a s s e r s u c h t**.
 Und obschon die berühmtesten Aerzte von Wien /
 Prag und München da waren um ihn /
 starb er daran. Die Krankheit war
 hartnäckiger als unbefieglar.

Das groß Zeichen gelegentlich der zuvielen Bürgermeister

Im 1662. Jahr
 der erst groß Brandschaden in Passau war.
 Und nur 18 Jahre weiter
 — 1680 — ein noch größerer zweiter.
 Der Bürgermeister (**A t z w a n g e r** hieß er)
 starb darauf vor Schrecken an dieser
 ersten sowohl als zweiten Brunst
 trotz Gebet und Aerzte Kunst.
 Als dann aber der Stadtrath
 nach altem Hertomm 3 Bürger that
 dem Fürstbischof anbieten und vorstellen /
 einen Bürgermeister auszuwählen,
 zögert der Fürst erst 1 1/2 Jahr
 und kommt dann zum Entschlusse gar:
 „Von Gottes Gnaden Fürstbischof Wir
 von Passau ernennen deren lieber vier.
 Indem man in so großen Nothfällen
 garnicht könnt auf Einen zählen /
 wies bei den lekten 2 Bränden geschehn /
 wo der Bürgermeister ließ alles stehn
 und bei dem Ersten / wies gelobt und getracht /
 sich sogleich aus dem Staube gemacht /
 dann bei dem Zweiten sich krank, doch im Trabe /
 im Bett forttragen gelassen habe“
 Darauf ist ein sehr wilder Protest
 der Bürger gegen den Bischof gewest /
 nannten es grausam und groben Scherz.
 Und erst am 28. März
 sechzehnhundertundachtzigundzwei
 ließ sich der Fürstbischof herbei
 und ernannte wenigstens nur 3 /
 wozu der Gemeindeauschuß zustimmt.
 Hingegen der Stadtrath noch mehr ergrimmt
 und mit noch gewexterer Schärfe
 schreit / daß er sich nie unterwerfe
 und das Dom-Kapitel thut „schmieren“ /
 daß es möcht intercessionieren /
 und wie dies nichts nühet gleich
 droht mit **A p p e l a n K a i s e r u n d R e i c h**
 Und es war nicht abzusehen /
 was daraus sollt noch geschehen /
 da aber sechzehnhundertachtzigunddrei
 kamen Oktober und Herbst herbei /
 starben nicht einer / starben nicht 2 /
 starben auf Einmal **A l l e 3**
 von der Bürgermeisterey.

Und die Bürger schriens gleich von Haus zu Haus
 als eine Fügung des Himmels aus /
 und der Bischof **S e b a s t i a n**
 sieht sich genau die 3 Toten an
 und von ganz demselbigen Tag
 er nur noch 2 Bürgermeister ernennen mag.

Vor unserer Aufführung von Frank Wedekinds „Totentanz“

Wir wollen die Liste der freiwilligen Spenden
 jetzt schließen.

Die nötige Summe für die nächsten Veran-
 staltungen ist der „Aktion“ auf anderem Wege zur
 Verfügung gestellt worden.

Die Liste der Einzuladenden schließt die Re-
 daktion am 24., die Vorstellung von Wedekinds
 „Totentanz“ im Rahmen des „Heimlichen Theaters“
 (zu der nur namentliche, von mir gezeichnete
 Einladungen ergehen werden) findet am letzten
 Wochentage des Monats März statt.

Frank Wedekinds Reisedispositionen und der
 . . . Mut unserer Theaterdirektoren ließen uns
 diesen Tag wählen. **Franz Pfemfert**

Gérard de Nerval

Von Otto Pick

Einige Jahre vor seinem Tode empfing Goethe
 eine französische Uebersetzung seines „Faust“, für die er
 in einem eigenhändigen Schreiben sich bedankte, wel-
 ches den schmeichelhaften Satz enthielt: „Je ne me suis
 jamais si bien compris, qu'en vous lisant“.

Der glückliche Uebersetzer war ein blutjunger Stu-
 dent des collège Charlemagne, Gérard de Nerval,
 Autor der von dem Achtzehnjährigen veröffentlichten
 „Elegies nationales“. Nerval ist jung gestorben, im Al-
 ter von 46 Jahren, wie sein Freund Baudelaire.
 Gleich diesem liebte er „die Wolken . . . die eilenden
 Wolken . . . dort draußen . . . die wunderbaren Wol-
 ken!“ Wie oft geschah es, daß der junge Träumer
 ein Gespräch über mystische Dinge mit seinen Freun-
 den jäh abbrach und, einem geheimnisvollen inneren
 Gebote gehorchend, durch die einsamen Vorstadtgassen
 von Paris hinaus ins Freie eilte, wo er in den An-
 blick eines Sterns versunken stehen blieb oder der Wol-
 ken wandelbares Heer vorbeidefilieren ließ, deren Kon-
 turen in seiner Phantasie zu lebendigen, unirdischen
 Wesen sich formten. Oder er verschwand plötzlich für
 längere Zeit, ohne daß selbst sein Vater, der Militär-
 arzt Nerval, seinen Aufenthaltsort gekannt hätte. Eines
 Tages war er einfach wieder da, hatte eine Orient-
 reise gemacht oder Deutschland, die Heimat seiner Lieb-
 lingschriftsteller Goethe, Hegel und Hoffmann, bereist,
 und suchte schleunigst einen seiner Freunde auf, in des-
 sen Wohnung er die mitgebrachten Postkarten liegen
 ließ. Die Frucht dieser Fahrten ist seine „Voyage en
 Orient“.

Um 1840, in seinem dreißigsten Lebensjahre, setzte
 die Geisteskrankheit ein, die sich in plötzlichen Anfällen
 von Geistesverwirrung und fixen Ideen äußerte. Und
 nun hatte die Kunst des Schriftstellers — der bisher
 in mittelmäßigen Theaterstücken und literarischen Auf-

sähen sich zersplittert hatte — ein einziges, durchaus neues Ziel gefunden: Die Darstellung seiner Krankheit, der Wahnvorstellungen, die fast wissenschaftliche Aufzeichnung aller Phasen dieses „Hineinwachsens des Traums in das wirkliche Leben“, wie er es in seinem schönsten Werke „Aurelia oder der Traum und das Leben“ nennt.

Hier muß Nervals tiefstes Liebeserlebnis erzählt werden, welches für die Richtung seiner traumhaften Sehnsucht maßgebend geworden ist. In „Sylvia“, dieser schlichten ländlichen Geschichte, erzählt der Dichter seine erste Begegnung mit Adrienne, einem liebrenden Mädchen, das sich an dem unschuldigen Tanzspiel der Dorfjugend in einem idyllischen Orte Frankreichs beteiligte, sich von dem Knaben Gérard küssen und mit einem Kranze schmücken ließ und dann dem Kreise der Kinder enteilte, um ins Kloster, wo sie erzogen wurde, zurückzukehren. Von nun an verfolgt Adriennes Bild den jungen Dichter bis in seine Träume, es stellt sich zwischen ihn und das Bauernmädchen Sylvia, das seine Jugendgeliebte war. Aber zugleich findet er in allen Frauen, die ihn hassen, Süge wieder, die an Adrienne erinnern. Er liebt Adrienne, während er einer bewundernden Schauspielerin zu Füßen liegt, er betet die Erinnerung an die Geliebte in der Gestalt einer sprichsamen Scheitstochter an. Auch Aurelia ist eigentlich Adrienne. Dabei ist er sich seines Wahnes wohl bewußt. In „Aurelia“ gesteht er es: „... ich habe mir aus einer gewöhnlichen Persönlichkeit unseres Jahrhunderts eine Laura oder Beatrice gemacht...“ Und wenn er schauernd an die Fortschritte seiner Krankheit, an die „Angst, nicht mehr denken zu können“, sich erinnern muß, so heißt das für ihn: „nicht mehr an Adrienne denken zu können“.

So wird dieses Mädchen der Leitstern seines armen Lebens, seine Krankheit die Quelle seiner seligsten Genüsse. Denn alle Geschehnisse seiner Träume beziehen sich auf sie, die er nun Aurelia nennt.

In dieser Novelle, die in ihrer Eigenart einsam neben den seltsamsten Werken der Weltliteratur steht, erzählt der Dichter den Kampf seines verirrtten Geistes mit der entschwindenden Realität und die Träume, die ihn die Geliebte in unirdischen Gegenden finden und zum zweiten Male verlieren lassen. Dem Schmerz über ihren irdischen Verlust ausgeliefert, versucht er sie außerhalb dieser Welt zu finden. Geheimnisvolle Kräfte leiten seinen Geist in Traumregionen, die er mit zarter Feder anschaulich zu schildern weiß. Das Bewußtsein seines eignen Ich entschwindet ihm, er muß widerstandslos zusehen, wie sein mythischer Doppelgänger seine Göttin ihm enttreibt. Doch alle Qualen, die er erleiden muß, sind nur die Stufen zu einer erhabenen Erkenntnis, die in dem innigen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, an ein endliches Wiederfinden der Geliebten, gipfelt. Alle Widersprüche seines martervollen Daseins sind ausgelöscht, der Sterbende harrt nicht mehr mit seinem Gotte. In freudiger Zuversicht naht er der letzten Stufe, über welche der Weg in ein besseres Dasein führt. . . Dies der äußere Gang der Erzählung. Aber sie ist erfüllt von der Schönheit des Nochniegefügten, von sachlich klaren Beschreibungen außerirdischer Landschaften, Abenteuern der Seele, die das Blut erstarren machen und doch ein leises Erinnern an unsere einsamsten Gedanken wecken.

Und zu diesem Buche aus dem Traumland (deutsch von Hedwig Rubin bei Georg Müller, München) hat Alfred Rubin, der Dichter des phantastischen Romans

„Die andere Seite“, Zeichnungen eingefügt, die mit der gleichen Vertrautheit die Region der Träume darstellen, wie es des Autors Feder tut.

— — Nerval hat auch einen größeren Roman geschrieben, der erst 1866 von seinem Freunde Louis Ulbach entdeckt worden ist: „Der Fürst der Narren“ (Deutsch von H. Moeller-Bruck). Dieses Werk ist unter dem Einfluß Viktor Hugos geschrieben und handelt von den Laten Meister Gomins, des „Narrenfürsten“ am Hofe des wahnsinnigen Königs Karl VI. Zu bewundern ist die Sicherheit, mit welcher der Dichter die Gestalten so ferner Zeiten lebendig handeln läßt, und das Schauspiel eines durch Leppigkeit und schlechte Sitten niedergehenden Hofes überzeugend schildert. Und es findet sich eine Episode in diesem Roman, die lebhaft an eine Novelle Poes, des Geistesverwandten Nervals, erinnert: Das Maskenfest, bei welchem der König und einige Edelleute, in behaarte Felle eingnäht, durch die Fadel des erzürnten Bruders in Verbrennungsgefahr geraten, die den Ausbruch des Wahnsinns zur Folge hat.

Doch dieses lange unbekanntes Werk wird wieder vergessen werden; bleiben wird die „Aurelia“, die erschütternde Autobiographie eines Dichters, der die Schauer des jenseitigen Lebens empfunden und in unauslöschlichen Farben das Land seiner Sehnsucht gemalt hat.

Wappen und Embleme

Hinauf und durch den Raum der Sterne
 streckt die stolze Erde ihre Harfe,
 Sterne gleiten auf den Saiten —
 An der Schnur aus blauer Seide
 in ein unbekanntes Reich der Sterne
 sammelt eine Menschenlarve:

(Zuckend beim Anschlag jeder Saite —)

Trifft in Tiefen: Dunkel. Von Blatlicht überwaltet
 fühlt das Meer zwei Hände über sich gefaltet.

Straßburg

René Schickele

Zum Problem der Theaterkritik

Von Rudolf Kutz

Der Begriff der Theaterkritik scheint mit der gefahrvollen Kraft begabt zu sein, auch im harmlosesten Individuum erkenntnistheoretische Meinungen zu entbinden. Unversehens fühlt sich der zufriedenste Praktiker wissenschaftlich verpflichtet: und das Resultat sind jene zahllosen Untersuchungen, die zumeist in psychologischen Selbsteurteilungen verstanden. Ihre metaphysische Kraftanstrengung übertrifft die einfache Befinnung, daß die Theaterkritik ein Produkt der Arbeitsteilung ist, ein in sich geschlossener Bezirk im Umkreis allgemeinerer ihr gleichgerichteter Tätigkeiten. Die Notwendigkeit ihrer Aussonderung kann sich nur dadurch beweisen, daß ihr Objekt durch die vorhandenen Spezialgebiete der Aesthetik nicht erschöpft zu werden vermag. Das Objekt der Theaterkritik ist mit ihrem Namen gegeben: von hier aus müssen sich also die Funktionen der Theaterkritik der Betrachtung darbieten, nicht minder die Individualität der Wissenschaftsprovinzen, die sie fundamentieren.

Denn die Theaterkritik ist Praxis. Es kann ihre

Aufgabe nicht sein, die Normen eines Objektes zu bestimmen, das sie vielmehr in seiner Individualität interessiert. Als Kritik künstlerischer Erscheinungen entnimmt sie ihre Normen der Ästhetik; und zwar jenen Sondergebilden, die ihr Objekt, gleichsam rückwärts langend, aus dem Bereich der allgemeinen Ästhetik heraushebt.

Objekt der Theaterkritik ist das Theater. Die Dichtung, an der die szenischen Kräfte allein fruchtbar werden können, darf sie nur in dieser Isolierung interessieren wenn sie nicht über ihre konstitutiven Grenzen hinausschreiten und sich so selber aufheben will. Sie würde damit eine neue geistige Organisation der kritischen Persönlichkeit voraussetzen. Das Beisammensein beider Richtungen der Begabung — der literatur- wie der theaterkritischen — vermag den durch das Objekt geforderte Inhalt des theaterkritischen Referats nicht zu ändern. Die Dichtung hat nur soweit Anspruch auf Darstellung in der Theaterkritik, als zu einem Vergleich mit ihrer Bühnenerscheinung unbedingt erfordert wird.

Als Komponenten der szenischen Leistung erscheinen organische und mechanische Mittel. Diese gliedern sich in den Anteil der Hilfskünste, des technischen Arrangements und so weiter. Die bildende Kunst ist auf der Bühne unfrei geworden; ihre Gebundenheit weist, wie die andern mechanischen Mittel, auf eine organisierende Kraft zurück, als deren Willensausdruck sie erscheinen: auf den Regisseur. In einem ganz andern Freiheitsverhältnis stehen ihm aber die ästhetischen Persönlichkeiten der Schauspieler gegenüber, die eben — als künstlerische Individualitäten — über ihre Bedeutsamkeit als Mittel der Gesamtdarstellung ein reiches, von eigenen Zwecken erfülltes Leben zur Anschauung bringen. Die Objekte theaterkritischer Betrachtung reduzieren sich demnach auf zwei: auf den Schauspieler und den Regisseur.

Wiederum ist es nicht Aufgabe der Theaterkritik, die Eigengesetzlichkeit der Bühne zu erforschen. Die Normen ihrer Urteile werden ihr von der Ästhetik des Theaters dargeboten, deren Aufgabe es ist, die Prinzipien festzustellen, die die Synthese von Schauspieler und Rolle in der darstellerischen Leistung bewirken, und die das Drama zur szenischen Erscheinung umformen. Ich hebe diese beiden Forderungen hervor, weil sie die Normen enthalten, an der sich das Urteil über die Leistung des Schauspielers und des Regisseurs orientiert. Ein Versuch, der ersten Forderung zu genügen, liegt in einem bedeutsamen Essay von Georg Simmel vor: Zur Philosophie des Schauspielers (der am 18. Dezember 1908 im „Morgen“ erschienen ist). Der Schauspieler empfängt die Norm für die Darstellung einer Rolle weder von dieser noch von seiner Individualität, sondern von „der Beziehung seines künstlerischen Naturells zu der Rolle.“ Bei der Berührung beider Kräfte entspringt schöpferisch das darstellerische Ideal, das mit der gleichen Unabweisbarkeit vor ihn hintritt, wie die sittliche Forderung vor den ethischen Menschen. Die Variabilität des einen Faktors gestaltet die Norm in jedem Falle zu einer andern: so erklärt sich die Möglichkeit verschiedener gleichberechtigter Interpretationen der gleichen Rolle. Daß aber die schauspielerische Leistung — als eine nur aus sich resultierende — mit der gleich autonomen der dichterischen zusammenfällt, gleichwie im lyrischen Gedicht Klangwirkung und höchste Sinnsteigerung: „das ist die Harmonie zweier, ihrer Wesenheit nach gegeneinander selbständiger Prinzipien, das läßt auch hier das beglückte Gefühl eines nicht durch einen natürlichen Verlauf, sondern nur durch Kunst möglichen Zusammenfallens heterogener Seins- und Kraftreihen erwachsen.“

Die Entfesselung vom mechanisierenden Schema der Rolle und die Begrenzung subjektiver Willkür allein aus dem Rechtsgrund größter künstlerischer Freiheit charakterisiert den Philosophen Simmel nicht minder als den Schriftsteller die seit den großen idealistischen Systemen einzige Kraft, durch höchst subtile und durchsichtige Begriffsbildungen einem Gedanken die klarste und ästhetisch reizvollste Form zu geben. Vielleicht läßt die Erörterung der Natur der Schauspielkunst einen skeptischen Einwand zu, vielleicht ist — um im Beispiel zu bleiben — ein Unterschied zwischen der Substantialität der akustischen Reihe und der schauspielerischen Leistung, beide als Ergänzung des Inhaltlich-Dichterischen gedacht. Aber auch hiervon würde die Lösung des Grundproblems nicht berührt werden.

Das Interesse des Schauspielers akzentuiert einseitig die einzelne Rolle. Dem Regisseur wird die Gesamtheit des Wertes bedeutsam. Für die seelischen Verbindungen, die Werk und Leser aneinanderknüpfen, hat er die Mittel der Bühne zu substituieren. Die prinzipielle Erörterung der Mittel, welche die Bühne hierfür hergibt, reicht über die Machtsphäre der Theaterkritik hinaus. Sie orientiert sich vielmehr an dem ihr koordinierten Bezirk der wissenschaftlichen Ästhetik.

Der Regisseur hat in die Sichtbarkeit zu bringen, was bei der Lektüre das Kunstwerk von der Phantasie des Lesers erzwingt. Während der Lektüre umspannt die Phantasie des Einzelnen alle Personen: auf der Bühne tritt hierfür eine Vielzahl ein, die über ihr willkürliches Nebeneinander hinaus (das diesem seelischen Umsfassen nie kongruieren würde) eine mit den Mitteln der Bühne auszubrückende Geschlossenheit und Zusammengehörigkeit haben muß. Weit offensichtlicher, bestimmbarer ist jene seiner Tätigkeiten, die sich im Ensemble äußert: die Erfüllung der Forderung, jene im Werk nicht ausgesprochenen aber im Gefühl des Lesers sich unabweisbar produzierenden Gliederungen und Umformungen durch szenische Mittel auszudrücken. Am schwierigsten ist die oft gehörte Mit Hilfe des Regisseurs beim „Auffassen der Rolle“ zugänglich; es sei denn, daß an verschiedenen Leistungen sich eine durch eine bestimmte Richtung bewirkte Auswahl gewisser Merkmale der Rollen konstatieren läßt. Durch die Einförmigkeit der Dichtung in die Kategorien der Bühne werden eine Anzahl Kräfte in Bewegung gesetzt, deren Ordnung und Disziplinierung gemäß den Forderungen der Dichtung die Aufgabe des Regisseurs ist. Seine ästhetische Arbeit brückt sich als Stil der szenischen Erscheinung aus. Das lehrreichste Beispiel für die ästhetische Wirksamkeit des Regisseurs bot mir „Der Widerspenstigen Zähmung“ in der Reinhardt'schen Inszenierung: hier war mit extremer Freiheit und darum mit paradigmatischer Deutlichkeit zum Ausdruck gelangt, daß sich, um es in einem Wort zu fassen, der Regisseur zum Kunstwerk nicht anders verhält als der Schauspieler zur Rolle. Anders wäre auch hier der Widerspruch zwischen verschiedenen gleichberechtigten Inszenierungen derselben Dichtung nicht zu lösen. Hier steht der Ästhetik noch ein weiter Weg unverbaut offen.

Die geforderte Arbeit der Wissenschaft liegt nicht vor. Erst sie würde eine systematische Ableitung der Grundbegriffe der Theaterkritik ermöglichen. Aber wie ihre praktischen Folgen auch sein mögen: die Zahl der guten Kritiker wird sie nicht vermehren.

Denn wissenschaftliche Einsicht allein wird aus einem großen Ästhetiker nie einen guten Kritiker machen. Die Normen sind in seiner Hand unfruchtbar: er würde ihre Erfüllung in der ästhetischen Erscheinung nicht feststellen

Winnen, da hierfür ein gleich entwickeltes ästhetisches Gefühl gefordert wird. Die systematische Belehrung erfasst das ästhetische Gefühl nicht: Kant, der in der „Kritik der Urteilskraft“ die weltgeschichtliche Tat einer Begründung geleistet hat, wäre nach seinen praktischen Urteilen kaum ein guter Kritiker geworden; und Goethe, dessen kritische Befähigung nicht anzuzweifeln ist — Skeptiker mögen ein paar Seiten in „Dichtung und Wahrheit“ lesen — wäre bei der Forderung einer abstrakten Grundlegung seiner Prinzipien eilig in jene symbolische Deutung seines Weltbildes gegliedert, jenes „gegenständliche Denken“, in dem Dichtung und Philosophie sich schöpferisch verschwiferte.

Die Befähigung zum Theaterkritiker wird immer ein Geschenk sein. Die systematische Begründung kann nur erheben, in das Bewußtsein heben, was die Seele schöpferisch enthält. Auch ohne systematische Grundlage haben wir ein paar bedeutende Theaterkritiker. Jenes dunkle Gefühl, jener Bühneninstinkt signalisiert ihnen bei jedem szenischen Reiz die Norm, das Ideal — und sie tragen dieses Ideal mit nicht geringerer Wirksamkeit in sich als der junge Dichter ein geheimnisvoll gesteigertes Bild der Welt, wie es Goethe einmal sagt: „Ich schrieb meinen „Göz von Berlichingen“ als junger Mensch von zwei- und zwanzig und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich belanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntnis mannigfaltiger menschlicher Zustände durch Antizipation besitzen.“

Der praktische Mensch, der die Nützlichkeit der Zeit über alles schätzt, wird leicht zu fragen haben, was nun der Nutzen der geforderten systematischen Grundlage wäre, da sie weder zum Dasein der guten Theaterkritiker noch zur Vermehrung ihrer Zahl verhelfe. Und jede pragmatische Weltbetrachtung wird diese Frage aufweisen müssen.

Jedes Problem hat ein Recht, seine Lösung zu fordern. Zu fordern, daß es in dem Bestand unserer Weltbedeutung eingereiht wird. Und hier würde die Fruchtbarkeit keine geringe sein. Die Haltung des In-eigenen-Ideals. Es verwurzelt sich gleichsam inniger in die Geschichte seiner Gattung. Man mag die Moral dividuums ist eine unvergleichlich größere, wenn seine Tätigkeit im System der menschlichen Vernunft eingegliedert ist, wenn es sich der Notwendigkeit seiner Funktion bewußt ist und seiner Fähigkeit zur Schöpfung eines dieser Haltungen, die eben am Horizont unseres wissenschaftlichen Bewußtseins von neuem aufglimmt, in Rudolf Borchardts Gespräch über Formen nachlesen.

Aber selbst für die tägliche Praxis wird eine systematische Grundlegung der Theaterkritik, eine exakte Abgrenzung ihrer Aufgaben nicht ohne wesentliche Folge bleiben. Sie würde ein System der Werte enthalten, die die Gliederung des einzelnen Referats streng und eindeutig bestimmen würde. Und zwar eine Gliederung auf Grund der Bedeutsamkeit der einzelnen Erscheinungen für ihr Objekt, für die Kritik des Theaters. Das szenische Wertvolle würde im Mittelpunkt stehen, und es würde in den Hintergrund treten, was nur vergleichsweise herangezogen wird und seiner Struktur nach der Gerichtsbarkeit anderer Instanzen unterliegt: als welche Bemerkung sich ganz unmittelbar gegen die Ueberfüllung der Referate mit literarischen Notizen wendet. Und wenn eine Sonderung zwischen dem Kritiker der dichterischen und der szenischen Leistung außerhalb der Absichten der Zeitungen und Zeitschriften liegt, so mag wenigstens in Erinnerung gebracht sein, daß in der Theaterkritik die Literatur das fremde Element ist und nicht das Theater — wie man nach der Betrachtung unserer zeitgenössischen Theaterkritik meinen muß.

Kotoko

Das Sommerufer fällt hinab zur Seine.
Die grünen Wasser schlanke Gondeln tragen,
In denen Herren leis die Laute schlagen,
Indeß die Dame kraut des Pudels Mähne.

Der Laute Sirren, Seufzen, Schmachten, Klagen
Lockt aus dem roten Schilf hervor die Schwäne,
Und aus dem Schwarm der leichten, goldenen Kähne
Die weißen Hälse stolz wie Lilien ragen.

Am Ufer kauern auf dem gelben Boden
Der blonden Mädchen lange, bunte Ketten
In seidene Kleidern nach den letzten Moden,

Indeß sie mit Gesichtern von Grisetten
Erdichten leichte Liebesepisoden
Und ihrer Händchen weiche Felle glätten.

Ernst Balcke

Ernst Balcke ist der Freund unseres Georg Heym gewesen und mit ihm zusammen im Wannsee ertrunken . . .

Eine mysteriöse Begebenheit

Von F. von Sallet

Am Vorabend des Tages, da des Herrn Habichs erstes Söhnchen getauft werden sollte, gerade am Schluß der Bureaustunden, in demselben Augenblicke, als Herr Habichs eben aus dem Gange in die Tür der Stube trat, wo seine Frau am Theetisch auf ihn wartete, klopfte es an der andern Tür derselben Stube. Verdrießlich, weil er glaubte, jetzt noch mit Geschäften behelligt zu werden, rief Habichs sein: Herein! Und herein trat, feierlich und mutwillig stolz und lustig, gravitätisch und nachlässig, ernst und komisch zugleich, ein stattlicher Mann in hohen, plumpen Stiefeln, grobem Tuchrock, mit langem, dickem, gepudertem Haar, starkbuschigten schwarzen Augenbrauen, unter denen es wie lauterer Geistesleben hervorleuchtete und zwischen denen eine schöne Königsadler-nase sich herabwölbte. „Guten Morgen, liebe Schwester, guten Morgen, lieber Schwager!“ sprach er ganz ruhig und reichte der Frau Habichs und ihrem Gemahle die Hand, als ob gar nichts los wäre. Diese aber waren höchst befremdet und überrascht, so daß sie erst gar nicht wußten, was sie sagen sollten. Der Mann war nämlich der einzige Bruder der Frau Habichs, der in einer andern Stadt, wohl fünfzig Meilen weit, wohnte und höchstens alle fünf Jahre einmal seine Schwester zu besuchen pflegte. Auch erfuhren sie niemals durch Briefe etwas von einander, denn Herr Habichs hatte keine Zeit und Holofernes, wie alle großen Geister, keine Lust zum Brieffschreiben. Was aber Frau Habichs betrifft, so hatte sie zwar früher einmal viele schlechte Romane gelesen, das Schreiben aber, bei verwahrloster Erziehung nur sehr mangelhaft gelernt. Nichtsdestoweniger schrieb sie kurz vor ihrer Verheiratung einmal an ihren Bruder und erhielt auch von ihm folgende Antwort:

Beliebte Schwester!!!

Mit brüderlicher Freude, doch auch in zarter Behmut gepahrt, hat meine innere Sympathie Deinen so liebenswürdigen Zeilen gelauscht; und ich ergreife die Feder.

Ja wol hast Du recht, der Wert des Edleren in den speculativen Berechnungen des kalten Zeitalters erdrückt wird. In meiner Phantasie mahlt sich ganz die Empfindung eines Leidens, daß Wir die eigne Erfahrung nur Leider! — zu treu wiederpiegelnd. Alle edlen Sehnen werden — verstant und bleiben nur in dem süßen Troste gestärkt, daß sie sich gegenseitig auch in der Entfernung, über die gemeineren Naturen des Eigenen erhaben, verstehen. Bei alledem ist Herr Habichs nach den Angaben Deines Briefes eine gute Parthe, wenn Du ihm auch nicht mit der schwärmerischen Hingebung des weiblichen Gemüthes lieben kannst. Und wenn er Dir die Romanlektüre, die Sehnen von unserm Schläge zum höheren erhebt, verbothen hat — so ergib Dich der stillen Empfindung in Dir selbst Beruhigung und Beschäftigung zu finden.

Das erbetene Recépt für Leberklöße folgt anbei. Lebe wol und vergib Deinem Ewig unvergeßlichen Bruder

— — Holofernes.

Diesen Brief hielt Frau Habichs durchaus für Ernst und für erhaben, rührend und „padehdisch“ und zeigte ihn deshalb mit Stolz allen Freundinnen, bis eine von ihnen so geschickt und aufrichtig (vielleicht auch boshaft) war, einzusehen und ihr geradezu zu sagen, Holofernes habe darin nur ihren eignen Stil und ihre Rechtschreibung lächerlich machen wollen, und sie möge deshalb den Brief ja nicht weiter herum zeigen; so rieth sie ihr wohlwollend als Freundin. Der Erfolg davon war, daß Frau Habichs fortan einen geheimen Haß auf jene Freundin warf, ihren Bruder aber fortan mit unsinnigen Weiberbriefen gänzlich verschonte.

Uebrigens konnten sich Herr Habichs und Holofernes gegenseitig nicht besonders leiden, und auch Frau Habichs obgleich innerlich stolz auf das „Schenie“ ihres Bruders, hatte Vieles an ihm zu tadeln. Herr Holofernes war nämlich gelahrten und geheimen Forschungen und Künsten ganz ergeben, und weihte ihnen seine ganze Zeit, was Herrn Habichs sehr ärgerte, denn er sagte, es läme nichts dabei heraus und die erste Pflicht des Mannes sei eine regelmäßige und nützliche praktische Tätigkeit; die Frau Habichs aber ärgerte es auch, denn sie sagte: die erste Pflicht des Mannes sei ein fixes Einkommen zu haben und dann, sich eine Frau zu nehmen. Wäre dann einer nebenbei noch ein Genie, so wäre dies ein recht angenehmes, schönes Talent an ihm; aber doch nicht die Hauptsache. Auch in diesem Augenblicke war es Herrn Habichs wieder höchst ärgerlich, daß sein Schwager beim Gruß „Guten Morgen!“ sagte, da es doch augenscheinlich Abend war, denn er konnte nun einmal keinen Unsinn leiden. Indem das Ehepaar den Holofernes noch ganz verdukt anstarrte, unterbrach er die verlegene Stille mit den Worten: „Ei, was wundert ihr euch so? — Es ist doch ganz natürlich, daß ich der Taufe meines kleinen Neffen, die ihr morgen celebrieren wollt, beizuwohnen komme.“

„Woher weißt Du was vom kleinen Neffen und von der Taufe? Wir haben dir ja kein Wort davon geschrieben?“ sprach Frau Habichs erstaunt.

„Je nun,“ sagte Holofernes, „ich komme, wie einer der drei Weisen aus dem Morgenlande. Wozu hat uns denn der Herrgott Lichter am Himmel angezündet, als damit wir bei ihrem Schein mehr sehen sollen, als bei dem von Wachskerzen oder Astral- oder Studier- oder Gaslampen; der gemeinen verächtlich schmierigen Talglichter gar nicht zu gedenken? Aber laßt euch das

nicht anfechten. Kurz, ich hab's nun einmal gewußt und bin hier.“ Dabei nahm Holofernes eine geheimnisvoll verschlossene Zaubermeisterphysiognomie an; um seinen Mund aber spürte man ein leises Lächeln, so daß man sehen konnte, das Habichsche Ehepaar sah's freilich nicht, wie er im Innern sich über seine eigene Feierlichkeit lustig machte.

„Unsinn! Charlatanerie!“ brummte Herr Habichs leise für sich und schüttelte den Kopf.

Die Frau Habichs überlief ein leiser Schauer, wie Gespensterfurcht; dann regte sich die Weibereitelkeit, einen so geschiedten Bruder zu haben, dann die Hausfrage, wie er aufzunehmen und zu bewirten sei. „Mit welcher Gelegenheit bist du gekommen? Wo bist du eingekehrt? Willst du nicht bei uns übernachten und deine Sachen herbringen lassen?“ So ging's jetzt, denn die Plapperklappermühle begann zu erwachen. „Gekommen bin ich zu Fuß; eingekehrt nirgends; Sachen hab' ich nicht, und übernachten werd' ich nicht. Ich komme heut blos, um mich für morgen anzumelden und werde in dieser mond hellen Nacht, weil ich gerade in einer schönen Gegend bin, noch eine kleine Fußreise machen.“

„Sonderbares Reisen das!“ sagte Herr Habichs.

„Gar nicht sonderbar, sondern angenehm, praktisch und vernünftig. Die Leute machen sich immer tausend und abertausend unnütze Weitläufigkeiten, Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten und alle möglichen „Leiten,“ wenn sie einmal den fürchterlichen Entschluß gefaßt haben, zu reisen; gerade als ob sie mit aller Gewalt darauf hinarbeiten, wo möglich nicht vom Fled zu kommen. Ich mach's umgekehrt. Ich gehe eben fort und das Weitere findet sich. Was aber meine Nachtmärsche betrifft, so muß ich erklären, daß Niemand das Wachen der Natur verstehen kann, der nicht ihren Schlummer belauscht hat. In der Nacht, da träumt sie von Gott und lauscht seinen ewigen Worten, um sie bei Tage zu offenbaren in Sproß und Blüte. Aber jetzt zeigt mir einmal euren kleinen Jungen.“

„Er schläft,“ sprach Frau Habichs. „Vor der Hand seh' dich, trink mit uns eine Tasse Thee und isß ein Butterbrod.“

„Sehr gern, wenn ihr Rum zum Thee habt,“ sprach Holofernes und ließ sich behaglich in einen Lehnstuhl nieder. Dem Ehepaar war der Besuch peinlich und unheimlich; Holofernes aber schien davon gar nichts zu merken und sprach, heiter und unbefangen, allerlei durcheinander, wovon die beiden kein Wort verstanden. Herr Habichs hielt deshalb Alles für baren Unsinn, und Frau Habichs Alles für tiefe Weisheit. Als Holofernes sich satt gegessen hatte, fragte er seine Schwester gutmütig spöttisch, ob sie ihm wohl erlaube, eine Pfeife Tabak zu rauchen. Das konnte nun Herr Habichs nicht leiden, weil es unnütz Geld kostet und von ernster Arbeit abhält; Frau Habichs auch nicht, weil es die Gardinen gelb macht und die Kleider durchzieht. Sie konnten's aber doch nicht abschlagen und Holofernes zog ein langes Pfeifenrohr aus dem Ärmel, dann aus der Tasche einen türkischen Tonkopf und eine kuspige Bernsteinspitze; er stopfte dann mit echt türkischem Tabak, und, indem er die ersten Züge behaglich einsog und die Stube mit Wohlgeruch füllte, sprach er: „Den ganzen Apparat und diesen edlen Opferweihrauch hab' ich mir unterwegs in einem Kramladen in Konstantinopel selbst gekauft.“ Dabei lächelte er, so daß man nicht wußte, ob er blos spaße oder im Ernst weiß machen wollte, er käme zu Fuß über Konstantinopel.

Jetzt fing der kleine Junge an zu schreien. Frau Habichs wollte ihn still machen.

„Gib mir ihn, Frau Schwester! ich weiß mit dergleichen umzugehen,“ sagte Holofernes.

„Et, wo sollst du das gelernt haben?“ sprach Frau Habichs, und lächelte, denn sie merkte, daß sie unbewußt eine Rederei gesagt hatte.

„Man kann wissen, ohne gelernt zu haben. Gib den Jungen nur her!“ Sie tat es; Holofernes richtete einen hellen, liebevollen, aber durchdringenden Blick in die Augen des Kleinen und sogleich wurde der Junge still und sah den Onkel tief nachdenklich an.

„Und hast du noch immer nicht an eine Frau gedacht?“ fragte Frau Habichs den Bruder, und da er lächelnd verneinte, fuhr sie fort:

„Willst du denn wirklich nie heiraten? und warum denn nicht?“ Holofernes nahm eine komisch ernsthafte Miene an. „Aus vielen und wichtigen Gründen, liebe Schwester,“ erwiderte er, „hauptsächlich aber, weil ich noch kein Weib gefunden habe, das folgende drei Dinge begriffen hätte, nämlich:

1. Daß ein nasser Fußboden im Zimmer unangenehm und ungesund sei.
2. Daß in einer Arbeitsstube, in der Bücher und Schriften scheinbar wild durch einander liegen, eine geheime, sehr wohl berechnete Ordnung herrschen könne, und daß eine ungeweihte Hand, die sich vorwiegend vermischt, Alles darin recht hübsch zurecht zu legen, damit es, nach dem gemeinen Vorurteil, ordentlich aussehe, nichts anderes anrichten kann, als die heilloseste Konfusion.
3. Und hauptsächlich erdlich, daß ein Mensch unmöglich zum zweiten Frühstück eine Sardellensemmel essen und ein Glas Wein dazu trinken kann, ohne vom unüberwindlichsten Ekel erfaßt und geschüttelt zu werden, wenn er zufällig in einer Ecke der Stube auf einer Kommode einen Kamm, oder gar eine alte abgenutzte Zahnbürste liegen sieht.“

„O du böser Mensch!“ rief Frau Habichs, die doch ungefähr begriffen hatte, daß ihres Bruders Antwort eine Satire sei; der aber hatte sich schon wieder in das Anschauen des Kindes versenkt.

„Wahrhaftig ein hübscher Junge!“ sprach er und küßte ihn, dann fügte er leise für sich hinzu: „Wer sollte dir's ansehen, daß du von einem Geldsack und einer Kaffeekanne abstammst? Welche höhere Hand hat dich hierher geworfen, wie eine Perle unter den Rehricht, du junger Paradiesvogel im Nest des Wiedehopfs?“

Dies sprechend fing er an, die Tabakwolken etwas leidenschaftlicher zu blasen, so daß sie sich dunkel verdichteten, dann wieder lichtblau, bald wie lang gezogene Schleier, bald wie wallende Morgennebel sich leise verteilten und verzogen. Sie wölkten, ballten jagten, zogen, und bogen, streckten und reckten, zerrten und kräuselten sich, wogten und schwebten, stiegen und gaukelten — ein ewig phantastisches Wechselspiel von halbkenntlichen, flüchtig angedeuteten, rasch zerfließenden Formen und Gestalten, eine stille, wilde Jagd von lieblichen seltsamen kleinen Sputzgesichtern. Das Kind sah nach dem Tabakwolkenpiel mit größern und größern, erstauntern und erstauntern Augen. Dann belebte sich sein Gesichtlein, es lächelte die zerfließenden Rebebilder an, es begann zu lallen, als ob es sich mit ihnen unterhielte.

„Und ein kluger Junge!“ rief Holofernes ganz warm, „ein goldner, geschmeidter Junge! Seht doch: er

versteh den schönen Hergeiz und würde ihn euch gleich dramatisch erklären, wenn er sprechen könnte. So bleibt's bloß Gelall; aber ein tieffinniges Gelall, das sage, ich euch, denn ich versteh's gar wohl. Aus dem Jungen wird was, denn es kommen ihm Gedanken beim Anblick des Tabakdampfes, wie allen geistreichen Menschen. Deshalb haben wir ja in Deutschland so viel Philosophie und Tieffinn, weil wir viel Tabakrauch haben, und das französische Gouvernement ist nicht recht klug und rennt selbst in sein Verderben, da es den Tabak immer noch so schwer besteuert. Denn wo viel Tabakrauch, da sind viel Gedanken; wo viel Gedanken, da sind keine Laten, folglich auch keine Revolutionen. Das sollte das französische Gouvernement zu Herzen nehmen. Aber jetzt lebt wohl! Morgen bin ich wieder hier und ich hoffe, ihr werdet mir die Ehre nicht verweigern, bei eurem Kind Pate zu stehen. Adieu, Junge!“ — Er küßte ihn und gab ihn der Mutter; dann rauchte er wieder eifrig und immer eifriger, das Wolkenspiel wurde düsterer, schwerer massenhafter. Herr Habichs hustete, Frau Habichs leuchte und mühte sich vergebens die Worte: „Bist du verrückt, Bruder?“ hervorzubringen. Es wirbelte, schwindelte, dunkelte ihnen vor den Augen, der Rauch füllte die Stube und bedeckte selbst das Licht mit Nacht, das Ehepaar war einer Ohnmacht nahe. Da tönte es aus dem Kern der Finsternis: „Guten Morgen, auf Wiedersehen!“ Sogleich teilte sich der Dampf leise, das Licht tauchte wieder hervor, die Wölkchen sonderten sich, verschwebten und verzettelten sich hier und dort, es wurde völlig klar und rein in der Stube; aber wer nicht mehr im Lehnstuhl saß, das war der Herr Holofernes; Tür und Fenster waren fest zu gewesen und geblieben, aber wer fort und verschwunden war, das war der Herr Holofernes.

Der ehrliche Leser wird vielleicht sehr begierig sein, zu erfahren, was das Ehepaar Habichs bei dem höchst wunderbaren und plötzlichen Verschwinden ihres Bruders und respektive Schwagers sich Alles gedacht und wie sie sich darüber den Kopf zerbrochen haben. Aber sie pflegten überhaupt selten über etwas anderes zu denken, als er über Geldgeschäfte und sie über Kaffeeklatsereien, beim Romanlesen nämlich dachte sie garnichts; und was Kopfbrechen anbetrifft, so war Herr Habichs zwar ein großer Kopfrechner, aber durchaus kein Kopfbrecher, nicht einmal ein Weisenskopfbrecher, da er nicht rauchte, und die Frau Habichs hatte einen angeborenen Abscheu gegen alles Zerbrechen, sei es nun das eines Tassen-, Hauben- oder ihres eigenen Kopfes.

Im dunkelsten Afrika

Von Frana Sramek

Zwei afrikanische Völker, deren Namen einem Europäer gar leicht entfallen, beschlossen einmal, Geschichte zu machen. Den Völkern selbst fiel eigentlich nichts dergleichen ein, sie besaßen überhaupt nicht das Privileg, zu denken; aber ihre Potentaten hatten diesen großartigen Gedanken aufgegriffen.

Aus einer Menagerie, die in Europa herumgondelte, war eine in Afrika eingefangene Bestie durchgebrannt, übers Meer geschwommen, in ihr Vaterland heimgekehrt und hatte unter ganz besondern, unglaublichen Umständen einen Potentaten die europäische Art, Geschichte zu machen, verraten.

Zwei Tage und zwei Nächte lauschte der Potentat den Erzählungen der Bestie, aus welcher die europäische

Lust etwas gemacht hatte, was allem und nichts ähnlich war (am meisten etwa einem Advokaten, der sich um einen Ministerstuhl bewirbt) — nach zwei Tagen trat er aus dem Zelte und seine Augen funkelten.

Auf den Fersen folgte ihm die Bestie und ein großes Staatsgeheimnis spiegelte sich auf ihren Schenkeln.

Und das geräucherte, grofnabelige Volk lief zusammen, tanzte um sie herum und klatschte rhythmisch in die Lenden, in großem Schrecken ob der kalten Schenkel geheimnisvollem Ausdruck erschauernd.

Da rief der Potentat:

„Unser Nachbarvolk Rutsch-Rutsch hat uns beleidigt!“

Die rhythmisch klatschenden Hände erstarrten in der Luft. Volle zwei Stunden hingen sämtliche Hände unbeweglich so, wie an den Schultern aufgehängte Würstchen.

Und nach zwei Stunden rief der Potentat wiederum:

„Beleidigt . . . Beleidigt . . . dadurch, daß es uns nicht beleidigt hat. Doch das versteht mein Volk nicht, denn das ist die sogenannte . . . Diplomatie. Nur die Erzellenz hier,“ und der Potentat wies auf die Bestie, die würdevoll nickte, „nur Erzellenz weiß, was das bedeutet. Und das bedeutet Krieg . . .!“

Da gebärdeten sich die Würstchen, als ob kochendes Wasser über sie sprudelte.

Und der Potentat trat an den zunächst stehenden Untertanen heran und fragte ihn:

„Was ist das . . . Krieg?“

Volle vierzehn Tage stellte der Potentat einen nach dem andern diese Frage; niemand wußte es.

Und die Erzellenz flüsterte dem Potentaten zu:

„Desto besser, desto besser . . .“

Nach vierzehn Tagen verkündete der Potentat schließlich:

„Krieg ist: erstens das, was wir brauchen, um in die Geschichte zu kommen, zweitens ist der Krieg der Wille des Königs und die Unwissenheit der Untertanen. Den Willen hab' ich, die Unwissenheit habt ihr . . . also . . .“

Noch an demselben Tage wurde dem Nachbarstaate Rutsch-Rutschli der Krieg erklärt.

Es ist uns unbekannt, welche Erklärungen diesem Volke einleuchten ließen, was Krieg eigentlich ist.

Aber der Krieg fand statt. Und er war blutig.

Abgewaschen ward die Beleidigung, welche . . . welche . . .

Jawohl, hier hemmt uns unsere Unwissenheit als Auch-Untertanen. Denn unsere Pflicht ist, nichts zu wissen.

Bloß jener Potentat war wissend. Und die Erzellenz.

Diese riet gleich nach dem Kriege dem Potentaten, Lazarethe für die Verwundeten einzurichten. Und die Lazarethe zu besuchen und die Heldenbrust der Verwundeten mit Auszeichnungen zu schmücken; so pflege man's in Europa zu machen.

Der Potentat ging hin; tatsächlich hatte es etwas Europäisches, wie er so durchs Lazareth spazierte und die Auszeichnungen anbestete.

Es war unter einem Zelte aus Lianentankwerk, der mächtige Urwald schwihte in der heißen Windstille, die Bäche schwellen zwischen den fetten Ufern an und der warme, rötliche Schlamm der nahen Sümpfe klatschte unter Nashorntritten.

Und da lag auf dem Reiskroß ein schwarzes Soldatchen und auf seinem Körper gab's keine unverletzte Stelle, so zerbrochen war's; nur der hintere Teil war verschont geblieben.

Da steht nun der Potentat und erwägt: wo soll man dem da die Auszeichnungen anheften . . . ?

Und das schwarze Soldatchen dreht sich mit letztem Kraftaufwand um und beut die einzige unbeschädigt gebliebene Stelle seines Körpers dar . . .

Gewaltige Ergriffenheit; auch dem Potentaten rinnen die Tränen ob dieses Ueberströmens der loyalen Welle und er streckt bereits die bebende Hand aus, um die Auszeichnung an jener Stelle zu befestigen, die einem russigen Zigeunerkeffel gleicht.

Im selben Augenblick rührt sich die Erzellenz an seiner Seite, hält seine Hand fest und flüstert ihm etwas zu. — Daß dieses . . . was der schwarze Soldat soeben getan . . . nach bestimmten europäischen Gesetzen . . . wir verstehn doch?

Sie flüstern wohl eine Viertelstunde miteinander.

Endlich befiehlt der Potentat, den schwarzen Soldaten augenblicklich zu ergreifen und aufzuhängen, wegen . . . wegen.

Das ist unserm Gedächtnis wieder entschwunden.

An eins nur erinnern wir uns noch: daß jener afrikanische Potentat, als er jenen Befehl erteilte, sich rasch mit den Händen über die Augen fuhr. . .

Angst

**Ich muß den Menschen etwas sagen
Und allem, was sie an sich tragen,
Den Kleidern und den Häusern da:
Ihr seid mir alle viel zu nah.**

**Solange zwar ihr freundlich seid,
Tut diese Nähe mir nicht leid,
Doch wenn ihr mich zu schmerzen strebt,
Bleibt ihr mir peinlich angeklebt.**

**Wer rettet dann aus solcher Nähe
Des aufgetanen Herzens Wehe!
Ich fühle schon auf stillen Gängen
Mein eignes Selbst mich wild bedrängen.**

**Ihr bösen Leute, was geschah! —
Ihr seid mir viel, o viel zu nah.
O wär ich ohne Glück und Lieben
Und fremd für immer euch geblieben!**

Drag

Max Brod

Literarische Neuerscheinungen

Walther Rathenau. Zur Kritik der Zeit. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geheftet Mark 3,50, in Leinen Mark 4,50.

Walther Rathenau läßt seinen „Impressionen“ und „Reflexionen“ den weit ausgreifenden Versuch folgen, auf die wichtigsten Zeitfragen aus dem Reichtum seiner Lebens- und Welterfahrung und der Energie seines zusammenschaffenden Denkens die Antworten zu finden. Ein Versuch, der mir so gelungen scheint, daß dem Buche noch eine umfassende Kritik werden soll. Das Hauptproblem betrifft die Entstehung der neuzeitlichen Form unseres Gesellschaftskörpers und des neuzeitlichen Geistes; ein Problem, das gewöhnlich sehr einseitig in der Frage nach der Entstehung des Kapitalismus und des kapitalistischen Geistes seinen Ausdruck findet. Das bisher unerklärte Wunder ihres Ursprungs leitet Rathenau aus der Volksverdichtung und der Entgermanisierung ab, aus dem Einsichthigwerden der früher in eine Ober- und Unterschicht getrennten Volkskörper, aus dem Sieg des zweckhaften, rechnerischen, an zwangsläufige Arbeit gewöhnten, abstrahierenden und zur Organisation begabten Typus über den

naturhaften, aristokratisch wertenden Herrentypus der vorkapitalistischen Feudalzeit. Das Resultat dieses Sieges war die Mechanisierung der Welt, der Natur, der Gesellschaft, des Lebens, der Geschichte des menschlichen Geistes bis in seine verschwiegensten Winkel hinein. Dieser ungeheure Wandel wird Schritt für Schritt erklärt, seine Folge für Zivilisation, Kultur und Politik abgeleitet, seine Wirkungen im einzelnen in feinsten Analyse und mit instinktiver Psychologie geschildert, und der Verfasser vergißt dabei nicht, auf den so berechtigtsten Einwand einzugehen, warum bisher nirgends anders als im germanischen Zentrum, z. B. nicht im mandchurisch-mongolischen Zentrum größter Volksverdichtung, die Mechanisierung und der extrem neuzeitliche Geist in die Erscheinung getreten sind. — Die dem Teil des Buches sind eine Reihe interessanter Essays über brennende Zeitfragen angehängt: Ueber Massengüterbahnen, über Englands gegenwärtige Lage, über Abrüstung, über Staat und Judentum u. a. In allen offenbart sich die ungewöhnliche Fähigkeit des Verfassers, Zeitfragen aus den Tiefen der Erfahrung und Erkenntnis heraus mit Klarheit zu formulieren, mit Scharfsinn zu beantworten und so dem glühenden Wirrwarr journalistischer oder toter akademischer Behandlung zu entziehen.

Lascadio Hearn. Japan. Ein Deutungsversuch. (Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geheftet Mark 8,—, gebunden Mark 10,—.

Dies ist Hearn's letztes Werk, dessen Veröffentlichung er nicht mehr erlebte. Es ist die umfassendste und einheitlichste seiner gesamten Schriften. Es ist eine Geschichte, nein, die Geschichte der japanischen Seele. Kein anderes Buch eines Europäers lehrt uns so wie dieses begreifen, welche Mächte den japanischen Menschen und die japanische Kultur gestaltet, den unbewußten Heroismus des arbeitenden Volkes und die zauberhafte Anmut und Güte der Frauen gezüchtet haben: die religiöse und die soziale Ueberlieferung, die hier wie kaum irgendwo anders verschmilzt sind, die geheimnisvolle und doch kristallklare Welt des Ahnenkults, die „Herrschaft der Toten“; die Unsterblichkeit des Geschlechts als die lebendigste und gewaltigste Wirklichkeit im Leben des Einzelnen.

Wir möchten diesem Vermächtnis Hearn's die erste Stelle unter all den wunderbaren Büchern einräumen, die er uns geschenkt und die wir lieben.

Vornotizen

Anton Wildgans. Und hätte der Liebe nicht. Gedichte. (Agel Junker, Berlin.) Geb. Mk. 3,50.

Oskar Klein-Hattungen. Geschichte des deutschen Liberalismus. Zwei Bde. Wohlfeile Ausgabe. (Fortschritt. Buchverlag der „Hilfe“ Berlin.) Geb. Mk. 5,—.

John Henry Mackay. Gesammelte Werke in acht Bänden. (Bernh. Jacks Verlag, Treptow.)

Dr. Carl Peters. Zur Weltpolitik. (Karl Siegismund, Verlag, Berlin.) Geb. Mk. 6,—.

Prévost. Manon Lescaut. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig.)

Frank Wedekind. Sämtliche Werke. (Erscheinen bei Georg Müller in München.)

Zeitschriftenchau

Deutsche Rundschau. (Verlag Geb. Paetel, Berlin S. 5.) Im März-Heft weist der bekannte österreichische Historiker Heinrich Friedjung den Ursprung des angeblichen Ausspruchs des Fürsten Schwarzenberg: *Avilir puis démolir* — Erniedrigen, dann vernichten — nach. Wilhelm Alter setzt seine Publikationen über die auswärtige Politik der ungarischen Revolutionen von 1848/49 fort. Aus der Jugendzeit des Philosophen Eduard v. Hartmann berichtet seine Witwe in einem durch manches neues Material bereicherten Aufsatz. Eine fesselnd geschriebene, Geschichte und Sage sondernde Studie widmet Professor Hugo Grehmann der Gestalt des Moses. Die interessanten Reisebriefe „Durch Persien nach Russisch-Turkestan“ schließen. Die Belletristik ist durch Walter Harlans Novelle aus Altlandern: „Catrejus Irrfahrt“ vertreten. Neue Romane und Erzählungen (Frenssen, Paquet, Lagerlöf, v. Strauß und Torney, Huggenberger) bespricht Bruno Hake. Über die Verwendung lenkbarer Ballone im hohen Norden urteilt Dr. H. Stolberg (Straßburg) auf Grund eigener Polarforschungen.

Die Schaubühne. (Verlag Erich Reiß, Berlin.) Nr. 10 erhält durch den Aufsatz von Ferdinand Hardekopf über Bleis „Losen Vogel“ Bedeutung.

Inhalt der vorigen Nummer: Das Märchen vom Mädchenhandel. Von Franz Pfemfert. / Bei Peter Krapotkin. / Der „verdächtige Staatsbürger“. Von U. Bader. / Zuruf in Sachen Verhaeren. / „Dagegen Wedekind“. / Randbemerkung. Von Alfred Lichtenstein. / Statuette. Von Mynona. / Die Anonymen. Von Ludwig Rubiner. / Weltgeschichte. Von Max Brod. / Hysterie. Von Alexandra Ramm. / Das Pelvetkleid. Von Ferdinand Hardekopf. / Hermann Bang-Feier. / Strindberg „Christine“. Von Anselm Ruest. / Das Heimliche Theater. Von Arthur Silbergleit und Albert Ulrich. / Mitteilungen. / Erde? — Welt? Von Alfred Wolfenstein. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Hablos Frères Zigaretten haben keine Konkurrenz!!

Fabrik: Berlin W 10, Königin-Augusta-Straße 23.

Bäder, Hotels, Pensionen usw.

BEX - LES BAINS VILLARS

Arveves - CHESIERES - Les Plans

Solbäder und Luftkurorte der waadtländischen Alpen

verbunden durch eine elektrische Bahn. — Station Bex (Simplonlinie).
Illustrierte Broschüren gratis auf Verlangen durch das

Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD

Steiermark

Aerztl. Leiter: Prof. Dr. E. v. Düring. — Ganzjährig geöffnet.
4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäß. Zimmerpr.

Das billigste Hotel am Friedrichs- Berlin ist

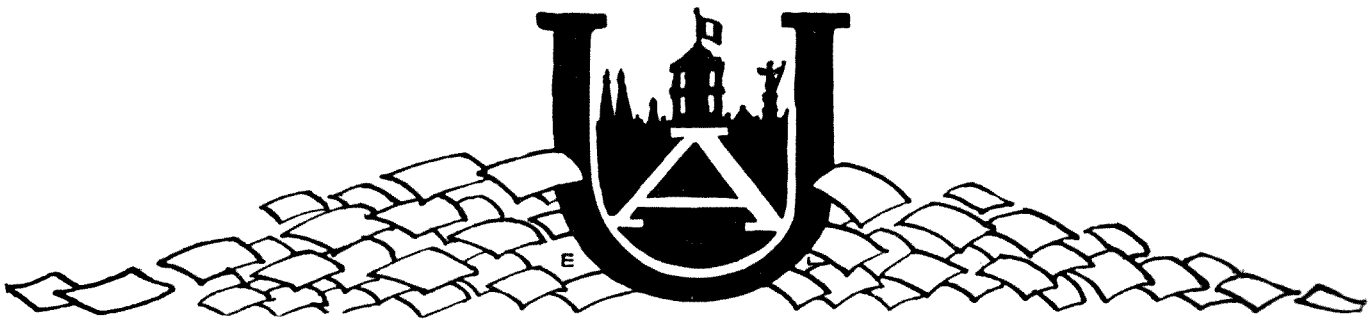
„Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätsstraße 2.

Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1,50 bis 6,— M.
Telephon Amt I, 4799. Bäder im Hause.

Central-Hôtel Restaurant Vörös Miska.

Hotel Monopol-Metropole

I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbfh.
rechts. Zimmer von M. 2,50, mit Privat-
bad von M. 5,— an. :: Auto-Garage. Frankfurt a. M.



ALBERT ULLRICH BERLIN



BUCHDRUCKEREI

HOLLMANN-STRASSE NUMMER 22

TELEPHON: AMT MORITZPLATZ 3953

BANKKONTO: COMMERZ- U. DISCONTO
BANK DEP.-KASSE O, FRIEDRICHSTR. 1



DIE BUCHDRUCKEREI DER AKTION



EMPFIEHLT SICH ZUR HERSTELLUNG
VON ZEITSCHRIFTEN, WERKEN
BROSCHÜREN, KATALOGEN
PROSPEKTEN UND ZIRKULAREN
PROGRAMMEN UND RECHNUNGEN
EXLIBRIS UND FAMILIENANZEIGEN
MERKANTIL- UND KUNSTDRUCKEN
ZWEI- UND MEHRFARBENDRUCKEN



KOSTENANSCHLÄGE, SKIZZEN UND
PROBEDRUCKE ZUR DISPOSITION

DIE BUCHDRUCKEREI DER AKTION

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freihheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 12 * 18. März

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestraße 17 zu senden :: :: ::
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Nr. 6242 :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährlich (exkl. Bestell- und Postgebühren) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf :: :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig :: :: ::
Inzerate: Durch alle Annoncen-Expeditionen und durch die Anzeigen-Verwaltung der Aktion: Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Hohlmannstr. 22.

Inhalt: Der Streik. Von Franz Pfemfert. / Auf die Märzgefallenen. Von Johannes R. Becher. / Berliner Märztage 1848. Erinnerung eines Augenzeugen. / Glossen. / Der Blick des Armen. Von Jean Richopin. / Der „Vater der Idee“. Von F. W. / Entrückung. Von Ernst Stadler. / Das Schöne und die Malerei. Von Walter Serner. / Faust's Gebet. Von Ferdinand Lassalle. / Theater. (Przybyszewski: Das goldene Vließ; Ginster: Der Mund). Von Ferdinand Hardekopf. / Zwei Welten. Von Max Brod. / Szene aus einem Trauerspiel. Von M. S. / Unsere Weibekind-Aufführung. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau.

Der Streik

Im Ruhrgebiet feiern die Bergarbeiter. Hunderttausende haben sich für Tage jenes Recht genommen, das sonst eine Minderheit der bürgerlichen Gesellschaft ein ganzes Leben lang als schönes Vorrecht genießt: sie legen die Hände in den Schoß. Die Oberflächengeister erklären den Ausstand: es ist ein Kampf um menschenwürdigeren Existenzmöglichkeiten. Die Bergarbeiter wollen das einzige Kapital, über das sie verfügen, die Arbeitskraft nicht vergeuden lassen. Sie erbaten (fügen die von sozialem Mitgefühl Erfindenden entschuldigend hinzu) von den Ausbeutern Pfennige; und wurden mit ihren kargen Wünschen schroff abgewiesen.

O über diese edlen Seelen, die sich in Leitartikeln und Parlamentsreden für die Kämpfer einsetzen! Wie niedrig ist doch dieses Gebahren! Alle Schleusen der Sentimentalität sind geöffnet, und gerührt läßt der liberale Börsenmann den Kurszettel sinken, um den Reden der Gothein und Sachse zu lauschen. Der Zeitungsmagnat, der oben in einem Winkel seines Meinungsindustriepalastes die finanzielle Not geistiger Arbeiter rigoros ausnußt, er genießt voll sittlicher Genugtuung den polternden Leitartikel, den sein Redakteur gegen die Herzlosigkeit der Grubenbarone geschrieben hat. Kurz, der Streik der Bergleute macht die Arbeiterfreundlichkeit zu einem wirkungssicheren Saisongefühl. Freilich werden die Beileidsbezeugungen nicht so ohne weiteres gratis abgegeben. Wer den Kämpfern seine platonische Teilnahme aufdrängt, der verlangt dafür von ihnen, daß sie ihn nicht etwa durch „unbillige Forderungen“ kompromittieren! Vorläufig haben die Bergherren den Bergknechten jedes Enggegenkommen rundweg abgelehnt; wenn aber, von Dividendeninteressenten gezwungen, die Grubenherren sich zu einigen Scheinkonzessionen bequemem sollten, dann haben selbstverständlich die Proletarier unverzüglich in die Löcher zu fahren. O über diese edlen Seelen! diese Agenten für Menschlichkeit! Sie sind zur Stelle,

wenn schlagende Wetter tausenden Familien den Ernährer rauben; sie sind zur Stelle, wenns gilt, soziales Gewissen zu mimen; jede Kulturbewegung werden sie uns in Mark und Pfennig umdeuten; jede Regung Selbstbewußter ist ihnen die Einleitung zu einem Handelsgeschäft.

Aber sie werden uns die sittlichen Werte des Kampfes der Bergarbeiter nicht umlügen können. Und wenn sie auch die sozialdemokratischen Führer als Kronzeugen aufrufen, und wenn der famose Herr Sachse auch hundertmal diesen Streik als reine Lohnbewegung ausruft: das gigantische Rütteln der Grubenarbeiter bedeutet in Wahrheit mehr! Ja, selbst wenn der Streik erfolglos verlaufen sollte: die Tatsache, daß Hunderttausende, gegen den Wunsch ihrer Führer, es gewagt haben, einmütig ihren Willen zu äußern, diese Tatsache ist so wunderbar sittlich erhebend, daß all das feilschende Gekumm der öffentlichen Meinungsmacher daneben possenhaft wirkt.

Herr Sachse hat den Mut aufgebracht, die streikenden Bergarbeiter gegen den „Verdacht“ zu „verteidigen“, sie hätten einen Sympathiestreik begonnen. Ist je eine ehrenvolle Tat erbärmlicher verdächtigt worden, als hier von dem berufsmäßigen Solidaritätsprogen? Gewiß kämpfen die Bergleute um bessere Daseinsbedingungen; aber wir haben es hier gleichzeitig und hauptsächlich mit einer bewußten internationalen Sympathieäußerung zu tun.

Die Regierung gibt dem Kampf den würdigen Rahmen, der Sensationslüstlingen Nervenregungen sichert: sie hat Polizei und Militär ins Streikgebiet gesandt, und sie ließ (wovon der Presse nicht berichtet wurde) leitende Personen des Justizministeriums an den Ort reisen, der eventuell „Tatort“ werden könnte. (Außerlicher Anlaß: ein Arbeiterblatt im Ruhrgebiet begrüßte die Berliner Schutzleute unfreundlich.) Wer sich nicht kontraktlich darüber zu entrüsten hat, wird durch diese Tatsache kaum überrascht worden sein . . . Franz Pfemfert

Auf die Märzgefallenen

Dunkler Traum, du kannst so trefflich morden! -
Und sie fallen, fallen Gottes treueste Kinder . . .

Seht sie fallen!

Doch aus allen allen

Lehengründen wächst ein rosenlinder

Wind dem bleichen Morgen zu . . .

Weitweit hinter

fernen dunklen Wäldern steigt die rote rote Sonne auf.

Dunkler Traum . . .

Die letzten Salven knattern.

Dunkler Traum - - -

Die letzten Fahnen flattern.

Berlin

Johannes K. Becker

Berliner Märztage 1848

(Erinnerungsblätter eines Augenzeugen.)

. . . . Es kam der Abend des 13. März. Duster lag der feuchtwarme Frühlingshimmel über den Straßen. Der Abendnebel löste sich in sanftem Regen auf. Aus den Caféhäusern erschollen die Stimmen der Vorleser, die bis jetzt nur noch berichten konnten von Louis Philippe, Lamartine, Ledru-Rollin, vom Bundestage und dessen flehentlichster Bitte, Deutschland möge doch ja nur recht vertrauensvoll zu seinem alten Freunde sein, von der neugewährten Pressfreiheit, von Robert Blums friedlicher Revolution in Sachsen. Noch wußte man nichts von Wien. Noch glaubte man an alles, nur nicht an eine Erschütterung auch des preussischen Staats

Aber das soziale Element der Pariser Umwälzung bahnte sich den Weg nicht durch die Ständekammern und Caféhäuser, sondern durch die Herbergen, von Werkstatt zu Werkstatt. Man las an den Straßenecken Aufforderungen zu Volksversammlungen. Eine solche sollte am 13. abends in den Zelten stattfinden. Eine Volksversammlung in Berlin! Welch' Aenderung des preussischen Staates! Menschen, die keine Soldaten waren, sollten sich öffentlich versammeln! Es erschien den noch immer regierenden Gewalten, Thiele, Eichhorn, Bodelschwingh, dem militärischen und höfischen Anhang des Königs noch unerhört. So wurden denn auch um sieben Uhr die Caféhausleser durch eine unruhige Bewegung in den Straßen aus ihrer friedlichen Lektüre aufgestört. Eine Schwadron Mänen sprengte an das Brandenburger Tor. Hinter ihnen her schallt in der Ferne der Geschwindschritt der zu nächstlichem Wivat und förmlichen Angriff gerüsteten Bataillone. Die Stimmung über diese Herausforderung eines Konflikts war gedrückt. Darüber waren alle einig, daß es die Zeit verkennen hieß, wenn man noch in alter Weise eine fern von der Stadt im Freien gehaltene Volksversammlung auseinandersprengen wollte . . .

Doch hatte die Truppenentwicklung die Stadt aus ihrem alten Vegetationschlaf geschreckt. Segelianer würden sagen, der Bruch war dem Philistertum gegenständlich geworden, und das Philistertum fing an, darüber zu reflektieren. Weil man keinen rechten Feind sah, . . . so verlor selbst der loyalste Bürger die Geduld über diese militärische Alarmierung der Straßen, die sich jeden Abend wiederholte und immer mehr Truppen in Tätigkeit brachte. Nun kam auch die Kunde, daß hier und da ein Stein jemand an den

Kopf geflogen, ein Säbelhieb tödlich gewesen; der ruhige Beobachter überzeugte sich bald, daß die Soldaten, dieser nächtlichen Promenaden überdrüssig, erbittert, von ihren Führern fanatisiert zu werden anfangen. Wenn einige fünf oder sechs Menschen, die sich eine neue Nachricht mitteilten, beisammenstanden, so sprengte ein Duzend Kavalleristen heran und trennte sie mit einer Festigkeit, die eine immer mehr zunehmende Kampflust dieser Leute verriet . . . so kann man sagen, daß die militärischen Evolutionen die Revolution hervorgerufen haben.

Die tägliche Aufstellung des zum Kampf bereiten Militärs . . . weckte den Nizel des Widerstandes. Man versuchte auf dem Petriplatz eine Barrikade zu errichten (so hieß es in den polizeilichen Berichten über die neuen Plänkelleien am Mittwoch und Donnerstag). Ich sah diesen unschuldigen ersten Versuch in der modernsten aller Gattungen der Baukunst! Es war eine von der Umzäunung des Petrikirchbaues abgerissene Bretterlatte, die mit ein paar Sandfarren und einigen Mauersteinen garniert war . . . Aber der Charakter der Berliner ist gelehrig. Sie zeigten am Dönhofsplatz Fortschritte in diesem Bauwesen . . .

Die Furcht vor der Revolution machte die Revolution . . .

Schon gab es Verwundungen und einige Tote, als die Nachricht von den Wiener Vorgängen und Metternichs Sturz alles elektrifizierte. Metternich gestürzt und wir können Bodelschwingh behalten! Die Massen träumten jetzt nur noch von „ordentlichen“ Barrikaden. Am 18. März kam die in ihren Anfängen dünn gestreute, dann aber gewaltige Mine zum Ausbruch. Von jenem Moment des sogenannten „Mißverständnisses“ bin ich Zeuge gewesen. Es war am Sonnabend mittag, um halb drei Uhr. Der schönste Frühlingssonnenschein lag auf dem Schloßplatz. Gerüber vom verschlossenen Königsschloß vernimmt man schon das Rufen eines r'icht übergroßen Menschenhaufens: „Militär weg! Militär weg!“ Der König hatte soeben jene bedeutenden Zugeständnisse des 18. März gegeben. Die Deputationen vom Rhein und von Breslau hatten, jene von einer Losreißung, diese von einer Republik gesprochen. Die neuen Lappen auf das alte Kleid genügten nicht mehr . . . Es waren nicht mehr als etwa zwanzig, anständig gekleidete Menschen, die den Ruf unausgesetzt wiederholten, offenbar Bürger, die diesen Wunsch aus loyaler Anhänglichkeit an die Ordnung und das königliche Haus, und zwar mit einer sich wie unglücklich fühlenden, verzweifelnden Dringlichkeit aussprachen . . . Da zog das Erscheinen einiger Magistratsmitglieder die Aufmerksamkeit der Masse, die sich zu zerstreuen anfang, hinüber nach der alten Stechbahn. Eine zu gleicher Zeit von dort herausrückende Infanteriekolonne hatte ohne Zweifel die Absicht, das Manöver einer Säuberung des Platzes und der Befreiung des Portals von Ausern auszuführen. Die Entschlossenheit dieser Bewegung, das laute Kommando, der nun schon seit acht Tagen panisch gewordene Schreck über solche Evolutionen trieb die Menschenmasse, die am zweiten Portal im allgemeinen ruhig stand und sich nur neugierig um die Magistratsherren drängte, in wilder Flucht nach der Breiten Straße hinüber. Und hier sollen jene zwei Schüsse des „Mißverständnisses“ gefallen sein . . .

. . . Wie ich Gesellen, Kleinbürger, Frauen so rennen, mit zornglühenden Mienen gen Himmel um Rache schreien hörte, wie ich sah, daß sich den Menschen das Weiße im Auge verkehrte und ihr Geschrei: „Waffen! Waffen! Man verrät uns!“ vernahm, da fühlte ich: „wenn hier ein äußeres Mißverständnis stattfand, ein inneres gab es nicht. Es sollte zusammenbrechen diese alte Herrschaft des roten Kragens, diese Bevölkerung sollte aus ihrer fäselnden und nur wipfelnden Unbedeutenheit, aus ihrer anezogenen

Arbeitskraft und Polizeifurcht sich erheben. Die alte Frau, die in der Breiten Straße den Fliehenden zurief: „Feiglinge, steht!“, der junge, glühend exaltierte Gesell, der an der Brücke bei der Neumannsgasse aus einer Trödelbude mit einem alten Säbel gerannt kam und mit bloßem Kopf durch die Straßen lief und zum Kampf aufrief, der kleine Handwerker, der vor mir her lief und mit starrem Auge wie geistesabwesend, immer mit Zähneknirschen vor sich hinsturmelte: „Nun muß Er dran!“, alle diese Menschen waren weder Emittäre noch Wähler . . . Es war das einfache verletzte Menschenrecht, das beleidigte Kleinbürgergefühl, das sie zu Politikern machte . . .

Um drei Uhr rasselte die Artillerie über die Schloßbrücke . . . Um halb fünf trachten die ersten Belontonsalben . . .

Man hat die Frage gestellt, ob eine Fortsetzung des Kampfes am Sonntag möglich gewesen wäre. Mit den schon im Gefecht gewesenen Truppen, die seit acht Tagen fast immer im Freien bivouaciert hatten, war es kaum möglich. Die Wirkung, die das Herumtragen der Leichen Gefallener hervorbrachte, steigerte die Vorbereitungen zum Widerstand bei den Bürgern. Der König durfte nichts anderes tun, als den faktischen Vorteil seiner Stellung aufgeben. Wagte er doch alles, Krone, ja Leben. Die Folgen der Bloßgebung des Schlosses sah ich selbst. Zwanzig entschlossene Männer hätten den Treppenaufgang vollständig frei gefunden, dem Könige ein Abdankungsdekret vorlegen und die Republik proklamieren können. Es hätte eine Sache der bloßen Anregung eines einzelnen sein können. Das Schloß war nur gedeckt von größtenteils schlafenden, völlig apathisch gewordenen Kriegern. Die Aristokratie war entflohen oder hielt sich verborgen. In den Stunden am Sonntag von elf Uhr vormittags bis zwei Uhr nachmittags gab es in Preußen weder Thron noch Regierung. Jede Gestaltung war möglich. An der Bahre unter den Fenstern des Schlosses hätte nur eine Anrede an die vor Wut weinenden Menschen gefehlt, ein Gedanke der Sühne oder der Rache feurig ausgesprochen werden dürfen, und „alles war vorbei.“

Glossen

Lebetrüchte

„ Es ist unter diesen Anwälten ein anerkannter Grundsatz, daß, was je zuvor getan worden ist, wieder getan werden darf; und deshalb verwenden sie ganz besondere Sorgfalt auf ein Verzeichnis all der früher wider das Recht und wider jede Vernunft der Menschen gefällten Entscheidungen. Die gelten unter dem Namen der Präzedenzfälle als Autoritäten, und sie rechtfertigen die unbilligsten Ansichten; nie wird ein Richter verfehlen, ihnen gemäß zu entscheiden . . .

Es läßt sich gleichfalls beobachten, daß diese Leute eine eigene Sprache oder einen Dialekt sprechen, den kein anderer Sterblicher verstehen kann; in dieser Sprache sind auch alle Gesetze geschrieben, und sie mühen sich emsig, sie immer mehr auszubauen. Auf diese Weise haben sie das innerste Wesen von Wahrheit und Falschheit, von Recht und Unrecht ausgewechselt, so daß sie dreißig Jahre brauchen, um zu entscheiden, ob das Feld, das mir durch sechs Generationen hin von meinen Vorfahren hinterlassen wurde, mir gehört oder einem Fremden, der um dreihundert Meilen entfernt wohnt. Bei den Prozessen wider Leute, die eines Verbrechens gegen den Staat angeklagt sind, ist das Verfahren viel kürzer und üblicher: der Richter schickt erst zu denen, die im Besitz der Macht sind, um sie zu sondieren, und dann kann

er den Verbrecher leicht unter strenger Beobachtung aller gehörigen Rechtsformen an den Galgen bringen oder retten.“

Wer wagt es, eine derartig unbotmäßige Sprache zu führen? Wer ist der vaterlandslose Geselle, der die Justiz so frech angreift? Er heißt . . . Jonathan Swift, wurde 1667 geboren und ist, da er 1745 starb, ein dem Arme des Gesetzes Entrückter. Das Citat fand ich in Gullivers Reisen . . .

Was die Gratulanten verschwiegen haben:

Oskar Blumenthal ist der Onkel Siegfried Jacobsohns.

Der Blick des Armen

Der Alte mit dem Räubergesicht,
Er sah mich an, doch sprach er nicht.

Rein demütig Bitten voll Menschlichkeit;
Rauh streckt er die Hand aus, zu nehmen bereit.

Rein leises Wort des Dankes dann,
Als mürrisch er nahm die Gabe an.

Doch seine Wolfsaugen voll Haß und Hohn,
Die zu mir sprachen, verstand ich schon.

Sie sprachen: „Du glaubst, für dies lumpige Geld
Mich dir zu beugen, wie's dir gefällt?“

Sie sprachen: „Dir selbst in Wirklichkeit
Beweisest du nur Wohltätigkeit.“

Sie sprachen: „Indem du die Gabe mir gibst,
Du nur dich selbst und dein Wohltun liebst.“

Sie sprachen zu mir: „Für solche Gaben
Magst von dir selbst nur Dank zu haben.“

Sie sprachen: „Zwei Groschen für den Alten —
Und man hat das Recht, sich für gut zu halten.“

Sie sprachen: „Wie macht es dir Vergnügen,
Deinen Nächsten zu seh'n im Staube liegen.“

Sie sprachen: „Auf diese zwei Groschen hier
Hätt' das Recht ich zu spucken, zum Danke dafür.“

Sie sprachen: „Es sei, ich nehme sie an
Doch glaub nicht, daß ich je dir verzeihen kann.“

So mit den Augen, ohne ein Wort,
Sprach schweigend zu mir der Alte dort:

Ich senkte den Blick, und auch ich sprach nicht
Zum Alten mit dem Räubergesicht.

In die Hand nahm ich and're Groschen bang
Und eilte hinweg, den Weg entlang.

Fliehend, beschämt und denkend, daß
Er nicht Unrecht gehabt mit seinem Haß!

Jean Richopin

Der Vater der Idee

Herr Heinrich Lautensack ist nicht populär genug, um eine Gelegenheit zu öffentlichen Bekundungen vorüberlassen zu dürfen. Er haßt es natürlich, Privatangelegenheiten öffentlich auszumachen. Aber sein künstlerisches Gewissen läßt ihm keine Ruhe. Wie sehr er sich auch sträubt — er muß es dem Berliner Tageblatt beichten:

„Die ganze Art und Weise, wie man sich der von mir gefaßten heimlichen Theateridee bemächtigte und sie in die Tat umzusetzen in eben diesen Tagen daran ist, findet — mein künstlerisches Gewissen gebietet es mir — meine Billigung nimmermehr, und ich halte mich jedenfalls von allem Organisationsfaktischen sowohl als etwa auch Dramaturgischen gleichermäßen fern.“

Mithin: ich trage keine Verantwortung als die der alleinigen Vaterschaft, dich ich durchaus nicht ableugnen kann, noch will.“

Diese Darstellung hält sich ein wenig zu ängstlich von der Wahrheit fern. Ich hätte nichts dagegen, wenn es nicht auf meine Kosten geschähe. Doch ich bin keinesfalls gewillt, Herrn Lautensack zu einem öffentlich bekundbaren Gewissen (auf meine Kosten wie gesagt) zu verhelfen.

Die folgenden Daten mögen — als Nebenprodukt gleichsam — einen Beitrag zur Analyse der Aussage bringen, mögen die seltsame Spiegelung von Vorgängen in einer (merkwürdig geschäftstüchtig dirigierten) künstlerischen Phantasie zeigen.

Am 15. Dezember des verflossenen Jahres teilte das Programm den Besuchern unseres Max Brod-Abends mit, der nächste Abend der „Aktion“ werde Frank Wedekind gewidmet sein. Im Laufe der Verhandlungen sandte mir Wedekind einen Brief, den ich (übrigens einem in diesem Briefe ausgedrückten Wunsche des Dichters folgend) im Wortlaut abdrucke:

Sehr geehrter Herr Pfemfert!

Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die Ehre, die Sie mir mit der Aufforderung erweisen, vor den Lesern der „Aktion“ einen Vortrag zu halten. Ihre verehrten Leser werden mir aber sicher nachfühlen können, wenn es mir widerstrebt, das Beste, was ich meiner Begabung danke, dem ich seit Jahren die beste Form zu geben suchte, die ich zu finden imstande war, inhaltlich sowohl wie künstlerisch abzuschwächen, um daraus Material zu einem Vortrag zu gewinnen. Denn alles, was mir seit dreißig Jahren erwähnenswert und gestaltungswürdig erschien, habe ich meiner einseitigen Veranlagung folgend zu dramatischen Arbeiten verwertet. Außer dem, was in diesen Dramen steht, würde ich Ihren verehrten Lesern zu meinem großen Bedauern nichts mitzuteilen haben, was meiner aufrichtigen Ueberzeugung nach der Rede werth wäre. Und der Inhalt jener Dramen gelangt schlechterdings nur von der Bühne aus wirklich zur Geltung.

Wollen Sie mir also erlauben, Ihnen folgenden Vorschlag zu unterbreiten mit der Bitte, ihn den Lesern der „Aktion“ mitzuteilen. Geben Sie als Leiter der Aktion mir Gelegenheit, eines meiner Dramen: „Der Stein der Weisen oder Laute, Armbrust und Peitsche“, „Totentanz“, „So ist das Leben“ oder „Musik“ aufzuführen, so werden Sie Ihren Lesern dadurch das künstlerisch und inhaltlich Beste vermitteln, was ich zu bieten habe. Nachher bin ich dann auch mit Freuden bereit, Ihr verehrtes Leser Publikum, wie Sie mir vorschlagen, mit meinen neuesten „Liedern zur Laute“ bekannt zu machen.

Mit den besten Empfehlungen und herzlichem Gruß

Ihr ergebener

München, 2./1. 12.

Frank Wedekind

Ich entschied mich für eine Aufführung von „Totentanz“. Nun stört aber dieses Werk bekanntlich das sittliche Empfinden des preußischen Zensors. Ich erinnerte mich, daß Karl Kraus vor ein paar Jahren mit einer Privatvorstellung der „Büchse der Pandora“ der Unterleibsperspektive der Wiener Zensur entflohen war. Damit war mir der Weg zur „Totentanz“-Aufführung gezeigt, und wir begannen unsere

Vorbereitungen zu treffen. Unerhörterweise: denn Herr Heinrich Lautensack hatte von alledem keine Ahnung, ja Herr Lautensack war noch nicht einmal Vater einer Idee, als ich ihm das erste Mal von meinen Plänen erzählte. Erst später schlug er mir als Rahmen für die Aufführung ein „Heimliches Theater“ vor. Die „Idee“ unterschied sich von der, die Karl Kraus realisiert hatte, nicht. Aber ich erkannte in dem Titel das Schlagwort, das wir brauchten.

Ich bat Herrn Lautensack, einen Aufsatz zu schreiben. Ich opferte den Leitartikel, um diesen Aufsatz zur sichtbarsten Stelle in der „Aktion“ zu verhelfen. Der Aufsatz erschien, von einem Aufruf aus meiner Feder begleitet.

Die Presse wurde mobilisiert, Notizen verfaßt, eine Umfrage eingeleitet, der „Aktion“ nahestehende Persönlichkeiten wurden interessiert. Um dem Gedanken die breiteste Öffentlichkeit zu geben, veranstaltete die „Aktion“ eine Volksversammlung. Alfred Kerr wurde zur Mitwirkung bewogen.

Alle diese Maßnahmen reizten das künstlerische Gewissen des „Vaters der Idee“ so wenig, daß er mich ruhig für die Sache arbeiten ließ. Ich sah und hörte nichts von ihm.

In der Versammlung las Herr Lautensack dann seinen Artikel nochmals vor. Und damit endete seine Tätigkeit für das „Heimliche Theater“. Er hat außerdem buchstäblich nichts getan. Bestenfalls entschloß er sich dazu, in der nächsten Zeit zu einem Theaterdirektor gehen zu wollen, um Verhandlungen über die Ueberlassung des Theaters einzuleiten. Meine Bitten, mich aufzusuchen, sich irgendwie praktisch zu betätigen, schienen die philosophische Gemächlichkeit des „Vaters der Idee“ zu stören. Ab und zu, wenn sich mir große Schwierigkeiten in den Weg stellten, war Herr Lautensack geneigt, die „Idee“ aufzugeben. Das war alles.

Nun: er hatte mit der Wedekind-Aufführung von vornherein nichts zu tun. Aber auch Betätigungen, wozu den „Vater der Idee“ sein künstlerisches Gewissen hätte veranlassen sollen, wären nur zu erhoffen gewesen, wenn sich die Affäre in dem Schnedentempo abgerollt hätte, das Herr Lautensack dafür aufbrachte.

Mit einem Wort: niemand hat sich seiner „Theateridee“ bemächtigt. Er hat mir für meine Pläne nur eine Reklameformel vorge schlagen. Und nachdem er durch Störungen die Verwirklichung des Projekts erschwerte, quatschte er mir auch durch seinen Brief an das Tageblatt in meine Arbeit. Was er als Zwang seines künstlerischen Gewissens pathetisch ausgibt: ist nichts als Aerger, daß ich mich nicht entschlossen habe, die ganze Arbeit zu leisten und ihn um seine Ratschläge bei einigen Fragen zu bitten, die ihm erlaubten, mit aller Bequemlichkeit als „Vater der Idee“ zu fungieren.

Ja, das Kapital, das Herr Lautensack in Gestalt eines reichen Freundes in das Geschäft bringen wollte, zog sich bei Nennung des Namens Wedekind mit der ausdrücklichen Erklärung zurück: „Für Lautensacks Stück: jawohl; aber nicht einen Pfennig, wenn's der Wedekind-Aufführung zugute kommt“ . . .

Die Mitwirkung des Herrn Lautensack an dem „Heimlichen Theater“ beschränkt sich also auf den glücklichen Einfall (der vor ein paar Jahrzehnten bereits unter gleichem Namen in Paris verwirklicht war). Sonst äußert sich, wie gesagt, seine Existenz mehr in den Steinen, die er unserer Arbeit in den Weg warf.

Aber das hat mich nicht gestört. Es stört mich auch nicht, wenn Herr Lautensack mit den Reflexbewegungen seines künstlerischen Gewissens in der Öffentlichkeit hausieren geht. Die Aufführung von „Totentanz“ findet am dreißigsten

März statt vor einem nach dem Rezept von Karl Kraus sehr privat eingeladenen Publikum: und die Aufführung eines Werkes von Frank Wedekind ist viel zu wichtig, um darüber das Pathos des „Vaters der Idee“ zu beachten, das deutlich genug ist, um hinter dem empörten künstlerischen Gewissen den Kerger der gekränkten Sebertwurst zu verraten.
Franz Pfemfert.

Entrückung

In Schmerzen heilig allem Leid Gesette -
Da immer schwächer die hellen Stimmen hallten
Des Tages, stumm dein Schicksal dich und hart den
[Scharen weihte
Der Hungernden, die über öde Fluren wunde
[Sehnsuchtsfinger falten -

Ist nun dein Leben Zwiesprach mit verwunschnen Dingen,
Sturm, Geist und Dunkel deiner Seele nahe und geliebt?
Ich fühle deinen Leib den Händen, die ihn klammern,
[Sich entringen
In Länder, deren Erde öder wie Zunder meinem Tritt
[entfliebt.

Nun denkt mir's durch die brennenden versehnten
Traumangen deiner Frohsinnstunden, die wie kaum
[erst flügge Vögel nur
Durstige Flügel schlagend überm schwanken Bord des
[Lebens lehnten -
Und mich bestreimt wie Herzblut deiner Marter alle
[Qual der Creatur.

Brässel Erich Stadler

Das Schöne und die Malerei

Von Walter Serner

„Das Schöne ist das, was unerzogenen Augen abscheulich, was Deiner Maitresse und Deinem Stubenmädchen gräßlich erscheint.“

Goncourt: Idées et sensations.

Vor einem Menschenalter etwa ward das behauptet und ist so herrlich unwiderlegbar, daß es nicht der bösen Zeitläufte bedurft hätte, ans Beweisen zu gehen. Daß ich das Stubenmädchen als Tautologie empfinde, ist mir dabei besonders angenehm: ich bin dadurch der Rechtfertigung, die andernfalls durch die Ausschaltung der Maitresse veranlaßt worden wäre, enthoben. Nicht aber der, die die unselbständig, nicht zuletzt dekorativ wirkende Verschönerung hinter einen unantastbaren Namen heischt. Denn diese ist selten mehr als eine literarische Angelegenheit; sie ist aber eine harte Anklage, wenn die Zeit sie zum bitteren Zwang werden läßt, zum einzig resonanzfähigem Ort für das Hört einer neuen großen Kunst. Und wahrlich, läge das scharfe Wort der beiden Goncourts jedem im Ohr, der vor ein Bild kommt, es gäbe zumindest mehr Verständige, die schweigend heim, mehr Gründliche, die an die Arbeit gingen.

Sie müßte mit der Frage beginnen, die die Sprache vor jedes Wort stellt. Denn aus Willkür und Zweck ein Lebendiges geworden: das ist die Sprache. Ihr Wort ist tot, wird sein Zweck mißkannt und seine Willkür allein lebendig. Tritt sein Zweck an Dich heran,

sinkt seine Willkür an Dir nieder: dann ist das Staunen da, Du öffnest Dich, breitest die Arme und nun muß die Erkenntnis über Dich kommen und Du hältst lebendig-warm das Wort in Dir, das buchstabenlos gewordene, den Begriff. Schön: das Staunen selber ist dieses Wort. Und dennoch ist es stündlich in aller Mund und die Unfähigkeit zum Staunen spricht es nicht einmal in der Erkenntnis, daß sie es auf den Letzten zieht. Die Schönheit eines menschlichen Körpers, einer Landschaft, eines Tieres unterliegt ebenso wenig einer Norm wie die einer Sache. Und gleichwohl ist diese Norm da; doch sie muß vom Individuum aus sich heraus geschaffen werden. Im Staunen wird sie geahnt, in der Erkenntnis empfangen und geboren. Der geistigen Mittelmäßigkeit ist diese Potenz versagt; sie adoptiert oder usurpiert und das Adoptierte wird abermals adoptiert. So führt die Masse mit dem Wort ein fremdes Kind spazieren, das bestenfalls ungehorsam ist und seinen Führer lächerlich macht. Aus dieser Komik erwächst die Tragik der guten Malerei, die allein die schöne ist. Eine verhängnisvolle Kausalität: ein Bild ist schön, weil es gut ist. Der Masse erscheint ein Bild gut, weil es schön ist: der gräßlichste Irrtum der kompakten Inferiorität. Er hat die Größe der Tragik der guten Malerei auf dem Gewissen und den Ritsch, die Erfüllung des Schönheitsrausches der Masse. Der Ritsch: unter der Sonne der guten alten Malerei vom Quattrocento aufwärts trat er als Begriffswechselbalg ins Leben, starb bis heute nicht und lebt hochbetagt, haar- und zahnlos weiter. Vor Cimabue, vor Giotto und dem ganzen Trecento, da die Malerei in den Windeln und versteckt in der Wiege lag, da man einen heißen Kampf um das Primitivste des Technischen foht, bleibt alles still; nur Kunsthistoriker vielleicht und genial Retrospektive überwinden das Hindernis der Kinderhandschrift. Und nicht anders war es damals: alles blieb still und der Erkennenden waren wenig. Aber Lionardo, Michelangelo und Rafael, die Form und Farbe, Zeichnung und Komposition sich zuwillen machten, gaben zum erstenmal dem Auge, was des Auges ist, und erfreuen sich noch heute in Europas Museen zahlloser, wengleich ein wenig allzu billiger Bewunderung: nichts ist unklar, alles augenfällig. Hier ward die Schönheit entlehnt und dann zum Zweck ausgerufen. Was die großen Maler des Quattrocento und Cinquecento wollten, das wollte und will jeder große Maler: mit seinen Ausdrucksmitteln sein Geistiges, sein Weltbild, seine Persönlichkeit reflektieren. Der schon fast wieder banale Satz: „la nature vue à travers un temperament“, er ist ewig neu und ewig wahr. Die Schönheit war und ist nie der Zweck der Kunst. Sie war und ist es nur, die das Werk des Künstlers oft aus dem Glimmen zum Flammen facht. Und das Relative in ihr macht sie vollends zum Aktidens. Rafaels sizilische Madonna ist schön. Die Menge aber meint: sie hat ein schönes Gesicht. Nun: ist die waschbärzahnige Sulbin der Kalobontreklame nicht auch schön? Das Staunen und die Erkenntnis, die dort zur Gänze fehlen, sind hier am Ende gar da. So kam die Schönheit in die Kunst, mit der sie nichts zu schaffen, in der sie nur zu schaffen hat und oft nicht einmal das.

Ein trüber Helfer war die Sehnsucht nach dem Konterfei. Sie war zu allen Zeiten da und ehemals, da es keine Photographen gab, mußte sie vorwiegend der Maler befriedigen. Entsprechend seinem Auftrag fabrizierte er meist eine Ölfarbenphotographie. Und also geschieht es noch heute und der Staat hält Akademien aus. Und nun der alte große Einwurf: ist denn ein

Lizian, ein Velasquet unähnlich? Sicherlich nicht. Eine entfernte Ähnlichkeit ist immer da; die Ähnlichkeit nämlich, die der Künstler entfernen muß, um Künstler zu sein. Velasquet, der Maler am spanischen Hof unter den Philippen, trägt in der Kunstgeschichte das Signum der Dekadenz. Steht man vor seinen Porträts, so kann man das schwerlich widerlegen. Die Wahrscheinlichkeit seiner Dekadenz oder der seiner Modelle ist aber nicht so interessant wie die Feststellung, daß von Rubens, der einige Zeit am spanischen Hof sich aufhielt, Porträts derselben Modelle in kraftstrotzender Frische und massiger Fleischlichkeit vorhanden sind. Es kann allerdings keinen wuchtigeren Beweis für die Lächerlichkeit detailtreuer Genauigkeit, für die sprechender Ähnlichkeit, die nur von ihrer künstlerischen Hinfälligkeit spricht, geben; doch: eine „schöne Person“ unähnlich gemalt? Das gibt dem Spießer den Rest und seinem Schönheitsbegriff Flügel.

Ist es da nicht sonderbar, daß der, der es wagen wollte, einen Rembrandt abscheulich zu finden, gewärtigen müßte, von einem Stubenmädchen mitleidigen Lächelns betrachtet zu werden? Der Tatsache, daß des Stubenmädchens Lächeln zu Rembrandts Lebzeiten nur geringfügiges Lächeln gefunden hätte, steht die entgegen, daß ein Stubenmädchen damals nie und nimmer gelächelt hätte; es hätte ja doch mitgejohlt. Daß Stubenmädchen, deren Verhältnis zu wahrhaft guten Bildern im Sinne der bereits entschleierte Schönheit zweifellos unverändert blieb, solch eine Wandlung zeitigen? Gemach. Ein in reinstem Sinne moderner Mensch bediente sich hier moderner, noch heute gebrauchter Ausdrucksmittel, die somit seiner Zeit (wie beispielsweise der unseren die Oskar Kokoschkas) unverständlich, ja abstrus waren. Hier gab es kein schönes Bild, das gefallen und lediglich unverstanden bleiben konnte; es gab ein Bild, das lediglich mißfiel und unverstanden blieb. Rembrandts Kulturhöhe, die sein Genie erklimm, hatte Jahrhunderte überschauen lassen und deren Sprache gebraucht. Die Fernsicht hatte nur er, das Nachsehen hatten die anderen; wie konnten sie es können? Ein Duzend kongenialer Zeitgenossen mag Rembrandts Persönlichkeit und ihr Werk erkannt haben, und die Jahre nach ihm brachten Duzend über Duzend, die in Wort und Schrift ihr Erkennen kündeten, bis ein heller Tag vor einem haushohen Botum schien. Das Stubenmädchen von einst gleicht also doch noch dem von heute. Was sich wandelt, war weder der Schönheitsbegriff des Stubenmädchens, noch sein kulturelles Niveau. Was sich wandelte, war das Botum.

Nie kam es zur rechten Zeit und es wird nie zur rechten Zeit kommen. Es ist ein steter Anachronismus für die Zeitgenossen und eine Last für die Nachzeitlichen. Das Höhnen wird zum bedingungslosen Glauben und neben diesem erhebt ein neues Höhnen sein Haupt, um in langen langen Jahren zum nachgebeteten Glauben zu werden. Der Weg von der Tradition zur Intuition ist weit und beschwerlich und führt an einer Sphinx vorbei: der Schönheit. Und doch stellt sie kein Rätsel; nur eine Frage, die sie vor ihr Wort stellt. Die Menge drückt sich um diese Frage. Gaupuin ging nach Takiti, um zu antworten und schuf das holdselige Wunder „les Cypales et le fourmi“ mit häßlichen Gesichtern und klobigen Gliedern; Toulouse-Lautrec, seine lästerliche „Reine de Joie“ und soff dazu Apéritif. Für wen es keine Antwort gibt, der kehre um und vergesse, von wo er ausging oder er suche und sollte er darüber sterben. Ihr aber, die ihr weitergeht voll Erleuchtung, laßt euch nicht anfechten. Denn sie, die nicht wissen, daß es

bereits zutal geht, daß ein altes Botum sie in seine runzeligen Arme nimmt und den Kreis schließt, sie werden immer da sein und immer johlen und speien. Die Stubenmädchen sterben nicht aus.

Faust's Gebet

Ein lyrischer Versuch von Ferdinand Lassalle

Eberne Göttin der Weltgeschichte,
Drang jemals durch dein Stahlkleid dir ans Herz
Ein brünstig Flehn, dann höre mein Gebet:
Ich gab mein Leben Dir zum Weltheopfer,
Und gab es willig; Deinen strengen Dienst
Verseh ich ohne Murren; führe mich
Wohin Du willst; führ mich ins Staatsgefängnis,
In dem ein Sonnenstrahl begehrtes Gut wird,
Und jeder Hund willkommenen Gefährte —
Ich will nicht wanken. Führe mich aufs Schlachtfeld,
Drück mir die blanke Wehre in die Hand
Und stelle mich dem Feinde gegenüber,
Ich zittre nicht; geleit mich eines Tages
Zum Hochgericht, zum grausen Scheidewege
Von Zeit und Ewigkeit — mich soll kein Auge
Erblaffen sehn; ich will mit Dir nicht markten
Um eine Spanne Zeit wie ein Phylister —
Mein brünstig Flehn gilt Einem nur, o Göttin:
O laß mich, laß mich, laß mich nicht ersticken
Im bodenlosen Sumpfe der Gemeinheit!

Zwei Welten

Von Max Brod

Aus seinem Tagebuch

Im Bette liegend, im schmal-dunklen Hotelzimmer, das von guten gesunden Fluten der Nachtluft erfüllt ist, und lauschend den sonderbar schweren, ertrinkenden, fernen Tönen, die über den See hergetragen werden, den Tönen dieses bekannten Marsches „Tiroler Solzhaderbuam“, auf Blechinstrumenten vorgetragen. Die Burschen des Ortes sind auf der Blätte hinausgerudert und blasen ihre Stück „zu Ehren der Kurgäste“, wie es heißt. Aber die Töne sind seltsam, ein wenig falsch, wie wehend, getränkt von irgend etwas, ich weiß nicht was, und fast erdrückt von den großen Bergen in der Ferne. Und die Burschen blasen langsam, Ton um Ton, ganz langsam. Draußen auf dem See geschieht das, bei dem Leuchten einiger Petroleumlampen über kleine Wellen und das rissige Holz des Schiffes, unter freiem Nachthimmel.

Ich kann nicht schlafen. Ich lausche und ich bin von Liebe erfüllt. Wie eine drängende Wolke an Stelle des Herzens fühle ich es in meiner Brust, lastend und bestrahlt und ausdehnend.

Aber morgen, wenn ich mit ihr sprechen werde, werde ich ihr doch nichts darüber sagen. Wir werden wie Tag für Tag den schmalen Weg am See entlang verfolgen bis zu den Negeln des gräßlichen Tennisplatzes, dort auf der Anhöhe werden wir uns ausruhen und einige Kleinigkeiten reden. Etwas über die augenblickliche Farbe des Seespiegels, etwas über die Blässe des Himmels, etwas über Tannenbäume.

O, aber von unserer Liebe werden wir schweigen, sanft und im Einverständnis.

Wie ungraziös wäre es doch, einander zu umarmen, zu drücken, Geständnisse zu machen, einander „anzutiefen“. „Antiefen“ . . . das ist überhaupt die Hauptsache, die wir vermeiden wollen. Von allgemeinen Menschengefühlen und Banalitäten zu reden, das überlassen wir andern, Unkomplizierteren, den Menschen des Borhofes. Wir können es getrost andern überlassen; denn wir sind ja über alles Große und Grundlegende, was etwa zu sagen wäre, einig und von selbstverständlicher Klarheit durchsogen. Andere mögen verkünden: „Es gibt keine Tugend und keine Sünde“, „Die Natur ist beseligend schön“ oder etwa „Liebe ist das höchste Glück der Welt“ oder vielleicht „Wir beide sind einander von Herzen gut“. Uns ziemt es, nachdem wir dies und vieles andere gleichsam im Elementarunterricht durchgeföhlt und erlernt haben, die verfeinerte Nachdenklichkeit auf seltsamere Dinge hinzuleiten, das Dasein zu detaillieren und überhaupt launenhaft nur unwichtig-kleine Stimmungen zu haben . . . Rippenfiguren der Seele, da wir mit dem Meublement fertig sind. Wir erzählen einander: „Denken Sie nur, meine Gnädigste, die Anilintinte ist vom amtlichen Gebrauch ausgeschlossen“ oder „Es ist mein größter Stolz, daß ich in meinem ganzen Leben noch nie einen Flaschenstößel durchgeschnitten habe“; nichts als kalte und unwesentliche Dinge . . . Andere mögen schmächten: „Ewig dein!“

Wir lieben einander so sehr, daß wir es gar nicht mehr durch Reden und Gebärden bezeugen müssen. Wir verstellen uns. O, darin ist sie eine Meisterin! Sie kann das gleichgültigste Gesicht von der Welt machen, obgleich in ihr die Glut rasen . . . Gerade das ist es ja, was ich so lange vergebens bei Frauen gesucht habe, dieses Rätselhafte, Vornehme, Ungewöhnliche. Wir haben gar nichts vereinbaren müssen, wir haben uns nicht erst verständigt; ganz von selbst ergab sich dieser mythische Verkehr, so weitab von allen landläufigen Liebesabenteuern und Sommeridyllen . . . Sie heißt Mnlema, mit dem Tone auf der ersten Silbe. Und ihr Dahinleben macht diesem orientalischen Namen seltsamen Wohlklang keine Unehre. Sie tut so vieles Zwecklose und nicht im mindesten Erklärbare. Stundenlang sieht sie neben mir dem Tennisplatz zu, obwohl es sie gar nicht interessiert. Sie ist imstande, dem Gärtner in unserer Pension hundert Gulden zu geben, damit er das wacklige Efeuflaket unter ihrem Balkon ausbessert. Oder sie rudert einmal nachts ganz allein in den See und wenn sie dann nach Hause kommt, schüttelt sie sich vor Lachen und wunderbarer Aufregung.

Noch nie hat sich ein Liebespaar so merkwürdig benommen wie wir beide, dessen bin ich ganz sicher. Wir übertreffen einander an Zurückhaltung und Verstellungskünsten. Kein Wörtchen darf verraten, was wir fühlen. Wir kämpfen um die Balme der Seltsamkeit. Und dabei ist sie mir zu meiner Freude oftmals überlegen.

Einmal spielte ich meinen Haupttrumpf aus: „Finden Sie nicht, meine Gnädigste, daß wir einen Kampf um die Balme der Seltsamkeit ausfechten. Wir sprechen eigentlich gar nicht mit einander. Und wir schweigen nicht nebeneinander. Sondern wir sprechen und schweigen gegen einander. Ist es nicht so?“

Klar und abstrakt hatte ich das herausgefunden und somit eigentlich eine Stufe gewonnen, die über diesem Kampf erhoben war.

„Ist es nicht so?“ fragte ich noch einmal.

„Nein, ich habe das noch nie bemerkt,“ sagte sie ganz einfach . . . und hatte meinen Angriff siegreich abgewehrt.

Unser Verhältnis verfeinerte sich immer mehr. Allmählich verlor es alles körperlich rohe und wurde zu einem Duft, einem Aroma.

Anfangs redeten wir noch miteinander, wenn auch nur von gleichgültigen Sachen. Dann schien uns auch dies zu banal und wir schwiegen, wenn wir uns trafen. Aber unsere flammenden Seelen waren selbst dann nicht sicher genug verhehlt. Wir durften, um vollkommen gleichgültig zu erscheinen und einander ja nicht verraten zu werden, überhaupt nicht mehr zusammenkommen. Und das führten wir auch wirklich durch, ohne es vorher zu verabreden, diesen Triumph des Raffinements.

Da komme ich eines Abends zufällig in ihr Zimmer. Wir hatten einander schon tagelang nicht gesehen und unsere Seelen mit Sehnsucht genährt. Wie ich hereintrete, erhebt sie sich von ihrem Sessel, stößt einen klangvollen leichten Schrei aus und stürzt ohne ein Wort mir um den Hals. Ich umfasse sie und drücke meine Wange in ihr Haar, sie schluchzt, ich fühle ihre zuckenden Schulterblätter an meinen Fingern. Bitternd hebt sie den Kopf, ich fühle ihre Rippen an meiner Wange, in mir singen die himmlischen Engel Dann hebt sie den Kopf ein wenig, sieht mich lange an, bestürzt, beschämt . . . Ich fühle mich schuldig, sage ich mir, ich hätte den Zauberbann nicht brechen dürfen, den wir beide so lange künstlich und sorgend zwischen uns gelegt hielten. Wenn schon ihre Kraft zu Ende war, hätte ich wenigstens widerstehen sollen. Nun ist es vorbei mit unserer Seltsamkeit, sage ich mir.

Und langsam, mit knidenden Weinen verlasse ich das Zimmer.

Aber dann fühle ich mich wieder beglückt im Bewußtsein ihrer Glut. Na natürlich war ich immer schon ihrer Liebe sicher gewesen bei allen Verstellungen und Trugs. Aber ist es nicht ein erhebendes Gefühl, daß einmal diese Liebe auch körperlich und roh vor mir steht, ohne Seltsamkeit, nichts als Liebe! . . . So paßt es wahrhaftig am besten, einmal sollte es so kommen, besser konnte ich es mir gar nicht wünschen. Ewige Verstellung — und nur einmal im ganzen Leben ein Durchbruch, ein planloser Augenblick.

Am nächsten Tage war Mnlema abgereist. Auch dieses konnte ich mir gar nicht besser wünschen. Sie kehrt wieder in ihre Vornehmheit und Reserve zurück, die Sphinx, und sie wird ewig an mich denken, sowie auch meine Liebe zu ihr niemals stirbt, niemals die Erinnerung an diesen erotischen Sommer voll Gnade und Zuerfüllung gehen geheimster Wünsche.

Ihr Brief an eine gute Freundin

Meine Süße!

Eigentlich war dieser Sommer riesig langweilig, weil ich so allein war und mein lieber Bräutigam, wie Du weißt, erst drei Wochen später nach St. Gilgen kam, es soll aber noch geheim bleiben und deshalb darf ich Dir noch nicht verraten, wie er heißt — na, etwas fürs Gefühl hatte ich doch, sogar mit einem jungen Grafen, mit dem ich nämlich immer kokettierte, wenn er Tennis spielte, und als ich ihm einmal dazu Avancen machte, kletterte er sogar über den Efeu und meinen Balkon ins Zimmer: Du brauchst aber nicht immer gleich etwas Böses dabei zu denken, indem ich natürlich vorher auf den See gerudert war und von weitem zusah, wie er da in meinen Abpartemangs herumrumschwebte, und dann war er natürlich böse auf mich und wir redeten nicht mehr zusammen — dann verehrte mich noch ein riesig komischer Mensch, der hat mir sehr viel Spaß gemacht, er muß Lintensfabrikant gewesen sein oder etwas ähnliches, vielleicht Schriftsteller,

weil er immer so dummes Zeug dahergeredet hat, bis über die Ohren verliert in mich, aber er war viel zu schüchtern, um es halbwegs geschickt zu sagen, wahrscheinlich hat er bemerkt, daß ich mir eine kolossale Sek' aus ihm gemacht habe, Du weißt, ich kann mich nicht verstellen — um Dir nur ein kleines Beispiel von seiner Verrücktheit zu geben: er nannte mich immer bei meinem Zunamen und behauptete dabei, das sei der schönste orientalische Vorname, den er jemals gehört habe — wobei doch bei Gott Mühlmann ein furchtbar ordinärer Name ist und ich froh bin, daß ich jetzt bald heirate und Rosenbaum heißen werde. — NB. Jetzt habe ich Dir also doch gesagt, wie mein Bräutigam heißt, aber nichts ausplauschen, Du Süßes, bitte, bitte. — Schließlich wurde mir aber auch das schon fad und besonders interessant war es auch eigentlich nie gewesen, besonders seit der Graf böse war, ich war daher froh, als mir mein Bräutigam schrieb, er komme mich am 15. August abholen, aber er kam erst am 16. August, weshalb ich auch den Lepp, den Tintenfabrikanten, für meinen Bräutigam nahm, als er mich gerade abends vorher besuchte; Du brauchst aber nicht immer gleich etwas Böses dabei zu denken, es war nur eine kleine harmlose Vertuschung und der dumme Kerl ging gleich wieder auf und davon. — Am nächsten Tag kam dann mein Schagi und wir machten noch eine schöne Alpentour, pyramidal stimmungsvoll, wovon näheres mündlich. — Samt vielen 100 000 000 Küffen

Deine Dich liebende

Migi.

NB. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie schön das ist, wenn mein Bräutigam „Ewig dein!“ sagt; er kann auch Tenor fingen.

Vor unserer Aufführung von Frank Wedekinds „Totentanz“

Die Vorstellung (zu der nur namentliche, vom Herausgeber der Aktion gezeichnete Einladungen ergehen) soll am letzten Wochentage des März stattfinden. Einladungswünsche sind an die Redaktion zu richten.

Völlig getrennt von der Privatvorstellung, jedoch am gleichen Tage, veranstaltet die Aktion einen öffentlichen Wedekindabend: Ferdinand Hardekopf spricht über den Dichter, Ludwig Hardt liest aus Wedekinds Werken. Näheres in der nächsten Nummer.

Theater

Von Ferdinand Hardekopf

I

Stanislaw Brzobyszewski: Das goldene Blick.

Matinée der Neuen Freien Bühne in den Kammerspielen.

Diese Tat des Herrn Karl Vogt: auf seiner Szene Brzobyszewskis Dramenzklus „Totentanz der Liebe“ aufzuführen, erfüllt mich mit tiefer Achtung und mit einer wilden Freude. Denn das Theater Brzobyszewskis, das Theater der Qualen, der Neurosen, Psychosen, der Gewissensängste, der Reue und des Todes, bietet radikal und fanatisch das, worauf es ankommt. O, es ist ein ehrliches Theater. Vom Schwindel heutiger Weltanschauungsharmonie, der „neuen Moral“, der Aufgeklärtheit, monistischen Männerstolzes und naturwissenschaftlich geblähter Tribünenpathetik bleibt es weltentfern — so fern, wie die Heiligkeit des Mittelalters von der öffentlichen Gemeinheit der Moderne entfernt ist. Deswegen heult die Presse auf, sowie man ihr Brzobyszewski zumutet. Wie wird sie so aufrichtig böse, als wenn sie, ein paar Akte lang, auf ihre Abstammung vom Affen und auf die, von Hygiene und Selbsterhaltung beanspruchte Längeweile verzichten soll. Bis heute ist's der Presse hübsch gelungen, den Deutschen das Werk Brzobyszewskis zu unter-

schlagen. Wußte sie, was dieser Dichter, 1895, in einer Vorrede zu seinem Buche: „De profundis“, über den Materialismus und alle süßen Errungenschaften geschrieben hatte, die uns zur Anbetung serviert werden, wo immer aus Abendausgabe und Morgenausgabe ein neuer Tag wird? Sie wußte es nicht — denn sie ist nicht einmal „informiert“: nicht einmal in ihren Niederungen korrekt —; nur witterte sie, mit Detektivinstinkten, in dieser Art Literatur den Feind — all das Verhaßte: den integralen Pessimismus, die hieratische Unerbittlichkeit des Katholizismus und die heilige Allmacht der Seele (deren Existenz von den Fortgeschrittenen durch Warmwasserversorgung und Aeroplane ersetzt worden ist.) Aber gemacht —: wir sind dieser Tyrannei der Toleranten, der lächerlichsten und langweiligsten Schreckensherrschaft die je aus Tintenfässern erblühte, sehr müde; und achselzuckend werden wir uns ihrer erwehren. Die Zeichen häufen sich. Unsere Vorhut hat die Seele zurückgerufen. Ein Ekel vor protoplastischer Gedunsenheit ist in allen guten und entschlossenen Büchern die heute erdacht werden. Die Presse, aufgeschreckt, wird sich an den sechzigjährigen Blumenthal klammern. Wir werden sie gar nicht mehr beachten. Sie ist erledigt. Und es wird, was in seelischen Ländern längst geschehen ist, auch in Deutschland die Zeit Dostojewskis, Brzobyszewskis und der Mystiker anbrechen, der Demut und der Empörung, die Zeit der Tiefe und des Untergangs. Am Ende wird selbst die Presse das registrieren (sie hat sich an vieles gewöhnen müssen). Aber das wird dann sehr gleichgültig sein. Wie schon heute ihr immerwährender Biß: Berästelten die Kaltwasserheilanstalt anzuraten, nur traurig wirkt und abgeschmackt. Dichter, die um Leiden wissen, heißen diesen Optimisten egoistisch und weltfremd. Den Sonnigen sei immerhin verraten, daß Brzobyszewski als Arzt begann, während der Epidemie in Hamburg Cholerafranke pflegte, und daß er dann in die Politik ging und Redakteur der „Gazeta robotnicza“ wurde, der sozialistischen polnischen Arbeiterzeitung in Berlin. Aber jene Wänste werden fortfahren, in ihren Paradiesen (unter dem Strich) Fulda zu hätscheln und Schönherr und Gardt und Rö... doch es ermüdet mich, solche Namen aufzuschreiben. Alles was erhaben ist und erlitten und jenseitig: das bleibt uns allein: uns: den Unmodernen, den Zurückgewandten, den Neurasthenikern und Defakenten.

II

Carlsten S. Ginstler: Der Mund. Ein psychologisches Kriminalstück in drei Akten. (Erstaufführung am 14. März 1912 im neuen Sanssouci-Theater zu Potsdam.)

In der hübschen, kleinen conférence, durch welche der Direktor den ersten Abend dieser neuen Bühne einleitete, sagte er: Nicht im Drama, sondern im Roman habe sich die Artistik und das Ethos unserer Zeit zum Sublimen vorgewagt; im Roman triumphiere der Heroismus, die Vollkommenheit, das jeder Anzweiflung lächelnd wehrende Priestertum der Kunst. Der Direktor warf ein paar Namen hin: Barrès, Régnier, Gide, S. Mann, Trotz alledem werde das Sanssouci Theater keine dramatisierten Romane bringen, sondern romanestke Dramen—Stücke, erwachsen aus derselben Nervenfreude an Stil und Groteske, mit der jene Zauberer, nach Erledigung des eigenen Erlebens, sich ihren großen Romanen hingegeben hätten. Leider sei bisher nur ein einziges solches Theaterstück vorhanden, eben die Darbietung dieses Abends: „Der Mund“ Schauspiel in drei Akten von Carlsten S. Ginstler... Das Parket schien ein bißchen verblüfft. Dies

Wie uns der Autor des hier besprochenen Werkes, Herr Carlsten S. Ginstler, mitteilt, hat er sein Drama auch für den Kinematographen bearbeitet. Wer sich für die Darstellung des „Mundes“ in Filmform interessiert, wird ersucht, sich mit der Redaktion der „Aktion“ in Verbindung zu setzen.

benutzte der Direktor, um zu verschwinden. Unmittelbar darauf teilte sich der Vorhang, und das Spiel begann.

Man wird der Arbeit Ginsters wirklich Qualitäten der vom Direktor gefühlten Art zusprechen dürfen. Sie ist ein psychologisches Kriminalstück, ein Experiment für solche, die schärfster Unaufbringlichkeiten bedürfen, eine Groteske, deren Sohn sich birgt unter der Epidermis eines sehr gepflegten, sehr straff gespannten Dialogs. Wir sehen, in diesem vornehmen Pensionat zu Rom, Herrn Doktor Groll, einen deutschen Arzt aus guter Bürgerfamilie. Er hat alle Literaturen und alle Gifte, auch die haltlosen Erregungen der Bohème, passiert und langweilt sich. Einstweilen kultiviert er seine latenten Möglichkeiten und sucht — in herben Szenen vor dem Spiegel — der Physiognomie seines bartlosen, dünnhäutigen, flächenreichen Hofnarrengeichtes die unfehlbare Maskensicherheit des Brummelschülers abzuwingen, mit der Inbrunst und Ausdauer des Dogmatikers, des Bedanten Zumal seinen Mund malträtiert er zu unerhörter Ausdrucksfähigkeit und Ausdruckslosigkeit. Die Lippen dieses breiten, zynischen, nur selten noch verschämt-gütigen Mauls haben die Farbe, welche Austern annehmen, wenn man Zitronensaft auf sie träufelt. Doktor Grolls Mund, dieser lange Riß zwischen Wülsten, gleicht dem des Charles Daubelaire. (Und bei diesem Auftritt: Groll allein mit seinem Spiegelbild, dachte man: Gätte nicht Hermann Blach, der dunkle Pantomime, die Rolle spielen müssen?) Groll, aus seiner seelischen Leere heraus, ist zu allem bereit, auch zum Verbrechertum. In dieser infamen Bereitschaft liegt eine tödliche und köstliche Spannung. Nun füllt sich der Saal; die Lichter werden heller, bunter, wärmer; üppige Frauen, Herren im Frack kommen zum Diner. Naive Médifance. Zwischen denen, die sich ausgeben, sitzt der stille Desperado mit der Dynamitseele. Doktor Groll hat Geist genug, Laten zu wollen, neue Bilder für sein kurzfristiges Auge, Bilder der Verschwörung, des Belauerns und des Luxus. Sein Platz an der Tafel macht ihn zum Nachbarn eines internationalen Mädchens, das mit den teuersten Rohrplattentoffern reist: Olga. Die Dame ist elegant und unbedenklich. Ihre Tante, eine häßliche, begehrliche Römerin, hat einen jungen Principe geheiratet, mit Hilfe vieler Millionen Lire. Olga ersehnt den Principe und das Geld. Doktor Groll, der ihren Leib zuden sieht, schlägt ihr die Beseitigung der Tante vor (in zweideutigen Worten, an dieser lärmenden Abendtafel), für zweihundertfünftausend Lire. Olga: „Das ist etwas zu teuer.“ Nach einer Pause, Doktor Groll: „Ich werde es ganz umsonst tun.“ Olga: „Das ist viel zu teuer.“ Denn sie wird den Arzt erst begehren, nachdem sie den Principe genossen haben wird.

Zweiter Akt. Doktor Groll, zum Hausarzt avanciert, ist um das Krankenlager der Tante bemüht. Sein Antlitz ist das eines Heiligen. Eine einzige violette Flamme durchriefelt das prunkvolle Schlafgemach. Doktor Groll hatte der Principeffa, die schon eine Weile kränkelte, Morphium-Einspritzungen appliziert. Bald gab die Dame sich selbst welche. Aber es wurde schlimmer mit ihr. Sie empfand rheumatische Schmerzen, besonders im Nacken. Massage half nicht; der Nacken wurde ganz steif. Dann ward ihr das Rauen schmerzhaft, unmöglich. Die verschiedenen Muskelgruppen verhärteten sich immer mehr, krampften sich bei intendierten Bewegungen zusammen. Schließlich steigerte sich die Temperatur zu hyperpyretischen Graden. Alonische Krämpfe führten das Ende herbei. Die Principeffa stirbt, auf den Lippen heiße Segenswünsche für Doktor Groll. Der drückt dem strengen, wüchtigen Priester schweigend die Hand. . . . (Der Arzt hatte die Nadel der Morphiumspritze, deren sich die Principeffa zu subkutanen Injektionen bediente, mit einer Kultur von Tetanos-Bazillen „beschiedt“. Diese Erreger des

Starrkrampfes sind von dem Deutschen Nikolaier und dem Japaner Kitafato entdeckt worden).

Im Schlußakt ist Olga mit dem jungen Principe verheiratet. Doktor Groll ist bei ihnen zu Gast, abends im kleinen Spiegelsalon, unter Vikoren und Zigaretten. Die Liebenden sind ermattet. Man prätendiert eine Orgie, die verkrampft wird. Wir sehen des Arztes Mund im Spiegel, voll infamer Bereitschaft. Doktor Groll wendet sich zum Principe, mit höflichen Paradoxen. Jetzt ergreift er eine der Früchte, die in der Schale liegen.

Ich habe nur die Intrigue erzählt. Man besuche die Auf- führung, um die südlische Koschastigkeit des Dialogs, die korrekte Haltung dieser Gistmischer-Komödie zu bewundern. Ein canailleskes Stück Arbeit — übrigens im Grunde für wenige, in seiner Nonchalance gegenüber den Regeln. Herr Grégor, der junge Regisseur, schien erkannt zu haben, wie dies Spiel genommen werden müsse. Aber die meisten Agierenden waren noch nicht so weit. Das Anämische, Verhaltene, Souveräne des Arztes gelang Herrn Bronski gut. Jedoch des Spielers Antlitz! Sein Mund! Seine Muskelbressuren! Das alles enthielt nichts von der Verworfenheit, zu der Doktor Groll, dieser entwurzelte, der Gemmungen beraubte Bürger, sich züchtet. Als Olga verführte Fräulein Manon Bingg das ganze Parquet zu heimlichen Lyrikern. Sie ist elegant und sehr unbedenklich. Nicht nur, daß sie in jedem Akt andre Strümpfe trug: auch, daß sie die Strumpfbänder zweimal gewechselt hatte, gelangte zu unsrer Kenntnis. Vielleicht überschritt das die Absicht des Poeten; aber es wird das erste Drama der neuen Bühne, ein literarisch wertvolles Stück zu einem Massenstück machen. Jedermann weiß, was Fräulein Manon Bingg früher, in Wien, erlebt hat: nun, sie scheint das alles nur erlebt zu haben, um es auf dem Theater öffentlich zu verraten. Es ist skandalös und tief entzündend. Den Principe spielte Herr Rhy sehr gut: dieser Aristokrat war zart, sinnlich und beschränkt. Principeffa war ein bisher unbekanntes Fräulein Densburg. Ueber ihre Leistung hat, mit Recht, die Tagespresse geschwiegen. Man bringe die Dame in eine Heilanstalt.

Das Sansfouci-Theater wird nächstens Panizzas „Diebeskonzil“ herausbringen. Aber schon der erste Abend verhalf zu einer prinzipiellen Entdeckung; er entlarbte ein bischen das Selbstbewußtsein eitlicher Spieler, die da meinen, sie müßten existieren, um empfunden und kritisiert werden zu können.

Szene aus einem Trauerspiel

Ein Krankenzimmer. Späte Nacht. Der schwarze Himmel und vereinzelte Sterne schauen durch das hohe Fenster. Das Zimmer liegt im Dunkel; nur eine Nachlampe wirft hinter einem breiten Schirm saßles Licht in den nächsten Umkreis. Im Bett eine junge bleiche Frau mit gelösten Haaren. Neben ihr ein alter Priester mit den Sterbesakramenten.

Die Frau: Beichten soll ich und bereuen?

Der Priester (fährt ihr leise über die gelösten Haare): Du warst gut, meine Tochter, du hast einen ehrbaren, christlichen Lebenswandel geführt. Du warst eine brave Mutter, eine gute Hausfrau und Gattin, deinen Gutsleuten ein Vorbild und Beispiel. Du bist an Krankenbetten geseßen, hast Kindern hundertfach Liebes getan. Deine Seele wird einziehen in das Land der Seligkeit und ruhig kannst du vor Gottes Throne stehen. Hast du noch etwas auf dem Herzen, sprich, ehe ich dich segne.

Die Frau: Vater, ich bin nicht die für die Sie mich halten, (flüstert) ich hab gesündigt nach Menschenworten und Menschen- glauben.

Der Priester: Du, Kind?

Die Frau: Vater, ist niemand hier, es flüstert leise?

Der Priester: Niemand.

Die Frau: Rührt sich nicht etwas, ich höre Stimmen.

Der Priester: Es ist der Herbstwind, der durch die Bäume streicht.

Die Frau (erhebt sich mühsam): Ich höre Schritte. Vater, lauscht niemand?

Der Priester: Wir sind allein. Es ist der Nachtwächter, der seinen Rundgang macht. Sei ruhig. Was sichts dich Menschenlärm an und Erdschwere, du hast deine Pflicht getan. Deine Seele sei Gott befohlen. Sei ruhig und bete.

Die Frau: Vater, ich kann nicht beten. Ich kann nicht beten, aber in der letzten Stunde meines Lebens will ich reden, will ich alles Schwere von der Seele wälzen. Hören Sie mich an, Vater, ob es Sünde war, ob Schicksal, ob Gotteswille, ich weiß es nicht. Ich habe gelogen, Vater, viele Monate, viele Jahre. Immer wieder gelogen. Aber jetzt im Angesicht des Todes will ich sprechen, verdammen Sie mich Vater, ich kann nicht anders als noch einmal das jauchzende Lied meiner Liebe singen. Jetzt, wo es zu Ende geht.

Der Priester: Kind, was sagst du.

Die Frau: Ich hab ihn hintergangen, den Mann, den Sie mir angetraut, den Vater meiner Kinder, der mir nur Gutes, nur Liebes getan, der für mich gesorgt, der mich gepflegt. Heimlich schlich ich zu jenem andern. Im Morgengrauen, im Abenddunkel. Und Licht ward es in seiner dunkeln Stube. Das Glück trug ich wie eine Sonne in meinen Händen in seine kahle Zelle.

Der Priester: Zelle, sagst du?

Die Frau: Ja, Vater. Vater Bernhard ist's.

Der Priester: Vater Bernhard?

Die Frau: Der Asket, nannten sie ihn. Und seine bleichen Hände, und seine dunklen suchenden Augen und die tiefen Furchen in der Stirne, die haben mich gelockt.

Der Priester: Kind, sprich nicht weiter, du redest irr.

Die Frau: Ich rede wahr, Vater, das erste Mal im Leben wahr. Ich habe sein kaltes Blut zum Klopfen gebracht und seine bleichen Hände lernten lieblosen. (Sie legt sich hin, und röchelt erschöpft.)

Der Priester: Rede meine Tochter, Gott verzeiht den Sündern, die bereuen.

Die Frau: Im Morgennebel schlich ich heim und er ging zur Messe und seine Hände zitterten von unserer Umarmung als er den Kelch zum Munde führte, seine Lippen waren heiß von meinen Küssen und er sprach warme Gottesworte, seine Finger bebten vor Erregung und er gab Hungernden, Trostsuchenden den Leib Christi.

Der Priester: Furchtbar!

Die Frau: Ich sterbe, Vater.

Der Priester: Gott sei dir gnädig, mein Kind, bereuest du?

Die Frau (schüttelt leise den Kopf): Mein letzter Atemzug ist ein Gebet für ihn. (Sie stirbt.)

Der Priester sieht einen Augenblick reglos da, dann kniet er nieder und murmelt Gebete. M. S.

Literarische Neuererscheinungen

Hermann Bang. Die Vaterlandslofen. Roman (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Beheftet 4 Mark, in Leinen 5 Mark.

In einem Winkel Ungarns, in einem Sprachen- und Rassen-gewirr merkwürdigster Zusammenfügung, wird, Sprosse eines jahrhundertalten, aber ausgestoßenen Adelsgeschlechts, der junge Graf Ujhazs geboren. Sein Schicksal ist, äußerlich, die Folge einer planlos bunten und haltlosen Erziehung. Dem Knaben auf der „Insel der Verbannten“ geben sich Kenntnisse und Sprachen wild zusammengebunden wie ein Feldblumenstrauch. Er lernt ungarisch vom Vater, dänisch von der Mutter und der Amme; von Gouvernanten und Erziehern französisch und englisch, zwischendurch deutsch, serbisch und rumänisch. Die Kakophonie der vielen Stimmen gibt ihm den ersten schmerzlichen Eindruck seiner Fremdheit und Geschiedenheit von Sprache und Land. So verarmt um einen wesentlichen Bestand der jungen Seele, verliert er mit der Muttersprache die Heimat. Das Gefühl des Heimatlosen ist die treibende Kraft seines Lebens, er durchhaftet, später als berühmter Geiger, vollen Unrast die Staaten, ein Entwurzelter, ein Internationaler wider Willen, im eigenen Gefühl verachteter als ein Paria. Dänemark, das Land seiner Mutter, ist ihm noch die letzte Hoffnung: aber der Aufenthalt eines Tages vernichtet sie gleichzeitig mit einer jäh aufquellenden Neigung. Er kehrt zur „Insel der Verbannten“ zurück, zerstört, aber anderswo neu aufgebaut und jetzt in sich die Heimat tragend: in Entschluß und Kraft eines tätigen Lebens. — Diesem Geschieh von seltsamer Konstruktion tiefere Bedeutung und breite Unter-malung, einer ungewöhnlichen Psyche Wachstum und tragische Form gegeben zu haben, würde schon an sich den hohen Wert jedes Romans ausmachen. Bangs dichterische Kraft aber trägt die Geschehnisse aus dem Bereich des nur Gestalteten an die Grenze des übersinnlichen Gesichts, in den Kreis der unwirklichen Wirklichkeiten und gibt Idee, Situation und Handlung, daß sie aus unserem Erinnern nicht mehr losgelöst werden können. E. W.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Otto Flake. Schritt für Schritt. Roman. (Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10.) Geh. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,50.

Wolff Wittmaack. Die kleine Lüge. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50.

Harry Frank. Als Vagabund um die Erde. Mit 66 Abbildungen nach Original-Aufnahmen des Autors. (Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. Mk. 8,50, geb. Mk. 10,—.

Hulda Maurenbrecher. Das Allgümeibliche. Ein Buch von neuer Erziehung und Lebensgestaltung. (Verlag Ernst Reinhardt, München.) Geh. Mk. 2,—.

Börnes Werke. 12 Bde. (Deutsches Verlagshaus Bong & Co.) Der Band geh. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Ludwig Geiger. Die deutsche Literatur und die Juden. (Georg Reimer, Verlag, Berlin.)

Zeitschriftenchau

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. (Verlag Berlin W. 35.) Das 5. Heft enthält charakteristische Angriffs-aufsätze der Erfolgspolitiker Edmund Fischer (Sozialdemokratie und Regierungsgewalt), Ludwig Duesffel (Sozialdemokratie und Monarchie) und Max Schippel (Verstöße unserer Unmöglichkeit), wären die Radikalen nicht gar so hoffnungslos feige, dann — aber sie sind doch nun einmal so jämmerlich feige. Das Heft enthält ferner: Hedwig Dohm: Die Idealisten des Antifeminismus; Heppner: Dynamit und Werkerschaften u. a. Es kostet 50 Pfg. **Das literarische Echo.** (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin.) Das zweite Märzheft enthält: Felix Poppenberg: Tolstois Nach-laf; Willy Rath: Komödien; Georg Hirschfeld: Historie von Schreiberhau; Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

Inhalt der vorigen Nummer: Gärung. Von Franz Pfemfert. / Junge Bildungspolitiker. / Heinrich Lautensacks Luftverlust. / Marodeure. / Blossen. / Probestücke aus einer neuen Passauer Reimchronik. Von Heinrich Lautensack. / Vor unserer ersten Auf-führung von Frank Wedekinds „Totentanz“. / Gérard de Nerval. Von Otto Pick. / Wappen und Embleme. Von René Schickel. / Zum Problem der Theaterkritik. Von Rudolf Kurg. / Kokoko. Von Ernst Balcke. / Eine mysteriöse Begebenheit. Von Sallet. / Im dunkelsten Afrika. Von Frana Sramek. / Angst. Von Max Brod. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen.

Hablos Frères Zigaretten haben keine !! Konkurrenz !!

Fabrik: Berlin W 10, Königin-Augusta-Straße 23.

Die Aktion

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 13 • 25. März

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Revisions-, Kauf- u. Exemplare u. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17 zu senden :: :: ::
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Nr. 6242 :: :: ::
Unserlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnements: Mk. 1.— vierteljährl. (einkl. Bestell- und Postgebühren) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen u. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf :: :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig :: :: ::
Inserate: durch die Annoncen-Expeditionen und Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Hohlmannstr. 22.

Inhalt: Deutschland. Von Alexander Herzen. / Heim und Staat. Von Marie Holzer. / Glossen. / Patriotische Erziehung in der Familie. Von Gustave Hervé. / Impressionistischer Klassizismus. Von Heinrich Eduard Jacob. / Lenaus letztes Gedicht und ein unbekanntes Lied von Byron. / Zwei Gedichte. Von Ernst Balcke. / Zu unserer Aufführung. / Beklagung der Hochzeitsförmlichkeiten. Von Jules Laforgue. Deutsch von Max Brod. / Der Leierkasten. Nach Taffi. Von Alexandra Kamm. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau. / Abonnementsrenewierung. / Inhaltsverzeichnis des ersten Quartals 1912.

Deutschland

I.

Der Deutsche ist ohne Zweifel theoretisch bedeutend entwickelter als alle anderen Völker, aber der Nutzen davon ist bis jetzt noch nicht sehr groß. Vom katholischen Fanatismus ist er zum protestantischen Pietismus der Transzendentalphilosophie und zur Poesie der Philologie übergegangen, jetzt wendet er sich allmählich der positiven Wissenschaft zu; er lernt fleißig in allen Klassen, und darin besteht seine Geschichte. Beim jüngsten Gericht wird ihm dies angerechnet werden. Das deutsche Volk, das weniger gelernt hat, hat sehr viel gelitten; es hat sich das Recht auf den Protestantismus mit dem Dreißigjährigen Kriege erkauft und das Recht auf eine unabhängige Existenz, d. h. ein unscheinbares Dasein unter dem Protektorate Rußlands, durch den Kampf mit Napoleon. Die Befreiungskriege vom Jahre 1814 und 1815 bedeuteten nichts als eine Reaktion, und als an Stelle von Jérôme Napoleon der Landesvater mit der gepuderten Perrücke und der abgenutzten, altmodischen Uniform trat und erklärte, daß morgen, sagen wir einmal die fünfundvierzigste Parade stattzufinden habe (die vierundvierzigste hatte vor der Revolution stattgefunden), da kam es all den Befreiten so vor, als ob sie plötzlich aus der neuen Zeit in ein weit zurückliegendes Zeitalter verjagt würden, und jeder befühlte seinen Kopf, ob ihm nicht über Nacht ein Popf mit einer schönen Schleife gewachsen sei. Das Volk nahm dies alles mit einer gewissen dummen Treuherzigkeit hin und sang Körnersche Lieder. Die Wissenschaft aber schritt vorwärts. In Berlin wurden griechische Tragödien aufgeführt und in Weimar dramatische Feste zu Ehren Goethes gefeiert.

II.

Selbst die radikalsten Männer unter den Deutschen bleiben in ihrem Privatleben Philister. Sie sind zwar kühn in der Logik, aber sie verzichten auf die praktischen Konse-

quenzen und verfallen so in himmelschreiende Widersprüche. Der deutsche Geist ergreift in der Revolution wie in allen anderen Dingen nur die allgemeine Idee in ihrer absoluten, d. h. unwirklichen Bedeutung und begnügt sich mit ihrer idealen Konstruktion; er glaubt, es sei schon alles getan, wenn eine Sache erkannt ist, meint, daß die Tatsachen sich den Ideen ebenso leicht fügen, wie die Bedeutung der Tatsachen dem Bewußtsein.

III.

Der Engländer und der Franzose stecken voller Vorurteile, der Deutsche besitzt gar keine, aber die ersteren sind konsequenter in ihrem Leben. Das Prinzip, dem sie sich unterwerfen, ist vielleicht dumm, aber sie erkennen es blind an. Der Deutsche erkennt nichts an, außer der Vernunft und der Logik, aber er unterwirft sich vielen Sägungen aus Berechnung, er verstellt sich und heuchelt, weil es was einbringt.

Der Franzose ist sittlich unfrei; er ist groß in der praktischen Initiative, aber sein Denken ist arm.

Er denkt in überkommenen Begriffen und Formen; er versteht es, banalen Gedanken eine moderne Fassung zu geben, und ist damit zufrieden. Das Neue will ihm schwer gelingen, und es ist vergeblich, wenn er es damit versucht. Der Franzose quält seine Familie und glaubt, das sei seine Pflicht, wie er an die Ehrenlegion und an die gerichtlichen Urteile glaubt. Der Deutsche glaubt an nichts, aber er benutzt je nach Bedarf die gesellschaftlichen Vorurteile. Er ist an eine gewisse Gemütlichkeit, ein gewisses Wohlbehagen, an die Ruhe gewöhnt und opfert, wenn er aus seinem Arbeitszimmer ins Brunkzimmer oder Schlafzimmer tritt, seinen freien Gedanken dem Schlafrod, der Ruhe oder der Küche. Der Deutsche ist ein großer Sybarit, das bemerkt man bloß nicht, weil seine kümmerliche Freiheit und sein armseliges Leben kaum der Rede wert sind; aber der Esfimo, der alles für seinen Lebertran hergibt, ist ebenso ein

Epikuräer wie Lucullus. Dazu ist der Deutsche von Natur phlegmatisch, er wird schnell schwerfällig und schlägt bald Wurzeln in einer bestimmten Lebensform; alles was ihn in seinen Gewohnheiten stört, jagt seiner philiströsen Seele einen wahren Schreck ein.

IV.

Alle deutschen Revolutionäre sind große Kosmopoliten, sie haben den Standpunkt der Nationalität überwunden und sind dennoch von einem äußerst empfindlichen und eigensinnigen Patriotismus erfüllt. Sie sind bereit, die Weltrepublik einzuführen, die Grenzen zwischen den Staaten aufzuheben, bloß unter der einen Bedingung, daß Triest und Danzig Deutschland gehören sollen. Die Wiener Studenten haben es fertig gebracht, unter Kadetys Führung nach der Lombardei zu gehen; sie haben dort sogar unter dem Oberbefehl eines Professors eine Kanone erbeutet, die sie der Stadt Innsbruck geschenkt haben.

Bei einem solchen unmaßenden und kriegerischen Patriotismus blüht Deutschland, seit der ersten Revolution bis auf den heutigen Tag, mit Schrecken nach rechts und nach links. Hier sieht es schon Frankreich mit fliegenden Fahnen den Rhein überschreiten, dort dringt Rußland über den Njemen vor; dies Volk von den vielen Millionen Menschen kommt sich ganz verwaist vor, schimpft vor Schreck, haßt vor Schreck und beweist, um sich selbst zu beruhigen, theoretisch und auf Grund eines tiefen Quellenstudiums, daß das „Sein“ Frankreichs schon ein Nichtsein und das Sein Rußlands noch kein Sein ist.

V.

Der kriegerische Konvent, der sich in der Paulskirche zu Frankfurt versammelte und aus braven und in ihrem Fache sehr ausgezeichneten Professoren, Ärzten, Theologen, Pharmazeuten und Philologen bestand, jubelte den österreichischen Soldaten in der Lombardei zu und quälte die Polen in Posen. Selbst die Schleswig-Holsteinische Frage (Stammverwandtl) berührte sie nur vom Standpunkte des Leutchtums. Das erste freie Wort, das die Vertreter des freiheitlichen Deutschlands nach einem jahrhundertlangen Schweigen sprachen, war gegen die unterdrückten und schwachen Nationen gerichtet; diese Unfähigkeit zur Freiheit, dieser ungeschickt aufgedeckte Versuch, sich den unrechtmäßig erworbenen Besitz zu erhalten, reizt zur Ironie. Der Mensch verzeiht dreiste Ansprüche nur da, wo ihnen energische Taten folgen, aber diese blieben aus.

Die Revolution von 1848 hatte überall etwas Ueberstürztes und Schwankendes, aber weder in Italien noch in Frankreich hatte sie etwas an sich, was zum Lachen herausforderte. In Deutschland, etwa mit Ausnahme von Wien, war sie von einer Romik erfüllt, die weit größer ist als die Romik des schlechten Goetheschen Schwanks „Der Bürgergeneral“.

Es gab keine Stadt und keinen Flecken in Deutschland, wo bei der Erhebung nicht der Versuch gemacht wurde, einen „Wohlfahrtsausschuß“ mit all seinen Hauptpersonen, dem kalten Jüngling St. Just, dem finsternen Terroristen und dem genialen Feldherrn, der Carnot imitierte, zu etablieren. Ich habe persönlich zwei bis drei Robespierres kennen gelernt; sie trugen immer ein reines Hemd, wuschen ihre Hände und putzten ihre Fingernägel. Dafür gab es freilich auch unbekannte Collet d'Herbois, und wenn es im Klub einen Mann gab, der das Bier noch mehr liebte als die anderen und die Stubenmädchen noch ungenierter pouffierte, so war er ein Danton, eine schwelgerische Natur!

VI.

Die Mängel und Schwächen der Franzosen verlieren sich zum Teil bei ihrem schnellen und leichten Temperament.

Bei dem Deutschen entwickeln sich dieselben Fehler so gründlich, daß sie leicht auffallen. Man muß diese deutschen Versuche selbst gesehen haben, so einen burlesken Gamin de Paris in der Politik darzustellen, um sie bewerten zu können. Mich haben sie immer an die Munterkeit einer Kuh erinnert, wenn dieses brave und ehrenwerte Tier, das die höchsten Familientugenden zieren, leichtsinnig und lustig wird, auf der Wiese herumzuspringen beginnt, mit ernster Miene mit beiden Hinterfüßen ausschlägt und seitwärts im Galopp drauf losrennt, indem es sich selbst mit dem Schwanz anspornt.

VII.

Bei den Engländern verschwindet die Robeit, wenn sie sich bis zur Höhe des Talents oder einer aristokratischen Erziehung emporheben. Dagegen werden die größten Dichter Deutschlands (mit Ausnahme von Schiller) klotzig, grob und vulgär.

Eine von den Ursachen des schlechten Tones in Deutschland rührt daher, daß es in Deutschland gar keine Erziehung in unserem Sinne gibt. Die Deutschen lernen, und lernen viel, aber sie werden nicht erzogen, selbst nicht die Aristokraten, unter denen noch immer die Sitten der Kaserne und des Junkertumes herrschen. Für die Fragen des gemeinen Lebens fehlt ihnen das ästhetische Organ.

VIII.

... Der Kadetisch und die Kaserne haben ihre Sitten verdorben. Alexander Herzen

Am 8. April 1912 (nicht am 25. März, wie deutsche Festartikler irrtümlich schreiben) ist Alexander Herzens 100. Geburtstag. Ich bringe den vorstehenden Aufsatz über Deutschland, um zu verhindern, daß deutsche Normalbürger den großen Russen durch ihr „Er war unser“ kompromittieren. F. P.

Heim und Staat

Von Marie Holzer (Prag)

Manchmal, ganz selten hört oder liest man etwas, ein Wort, eine Idee, die leuchtet wie eine Fackel im Dunkel, wie der Morgenstern im ersten Frühdämmern und hat nur einen Wunsch, nur eine Sehnsucht, daß sie von Mund zu Mund, von Herz zu Herz ginge, von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt. Daß es keinen Menschen gebe, der nicht Anteil nehme an diesem Wort, der nicht jenen Gedanken durchdenkt, ihn nicht durchflutet mit seinem Gefühl, ihm nicht einen Ehrenplatz antweist, in seinem Geistesinventar.

Ein so lichter Gedanke, ein so tiefes Erkennen, eine so wunderfame Weisheit geht durch einen Vortrag, den Selma Lagerlöf beim Internationalen Frauenstimmrechtskongreß in Stockholm am 13. Juli 1911 gehalten und der jetzt als Broschüre vorliegt.

Es ist das Beste, das einzig Wahre, das Schönste und Tieffte was je über dieses Thema gesagt worden. Wie ein Glückshauer zittert einem jedes Wort durch die Seele, wie ein Rausch erfüllt einen diese feine psychologische Lösung einer Frage, die man hundertfach als Regiekunststück einiger Berwegener betrachtet, der man zusah als Publikum oder Akteur, begeistert oder kühl aber ohne klare Diktion. Zu Tausenden müßte diese Broschüre von allen Frauenvereinen angekauft werden und ausgestreut in alle Winde. Diese wenigen Seiten sagen mehr als es oft eine ganze Bibliothek vermag.

Selma Lagerlöf stellt sich als sie vom Internationalen Kongreß eingeladen wird als Fürsprecherin für das Frauenstimmrecht einen Vortrag zu halten selbst vor die Frage. Was

berechtigt die Frau, das Stimmrecht zu verlangen. Weil sie stimmrechtsfordernde Organisationen hat denen 30 000 Frauen angehören, weil wir 14 000 Namenunterschriften bei Petitionen aufbringen, weil viele sich selbst ihr Brod verdienen, weil jetzt so manche Prüfungen und Doktorexamina ablegen? Nein, das berechtigt uns noch nicht das Stimmrecht zu verlangen. Aber haben die Frauen in den langen Jahrtausenden wo Geschlechter, wo Generationen vorübergegangen wirklich nichts, gar nichts geschaffen das all den Leistungen und Errungenschaften des Mannes gleichkäme? Und da findet sie die Antwort. Sie haben das Heim geschaffen. Und wir wissen, daß es unnötig ist, nach anderen zu forschen. Unsere Gabe an die Menschheit war das Heim, dieses und nichts anderes. Wir haben gebaut an diesem kleinen Gebäude seit unserer Mutter Eva Zeit. Wir haben unser Heim gekleidet und gepußt, wir haben seine Sitten erarbeitet, wir haben die Kunst der Erziehung geschaffen, die Häuslichkeit, die Höflichkeit, die freundliche angenehme Umgangsart.

Für das Heim sind wir groß gewesen, für das Heim waren wir auch kleinlich. Nicht viele von uns haben mit Christiana Guldenstern auf Stockholms Mauern gestanden und eine Stadt verteidigt; noch weniger sind mit Jeanne d'Arc ausgezogen, um fürs Vaterland zu kämpfen. Aber wenn der Feind dicht heran kam an die eigene Tür, dann standen wir da mit Scheuerlappen und mit Wesen, mit der scharfen Zunge und den tragenden Händen, bereit auf Heußerste zu kämpfen, um unsere Schöpfung zu verteidigen, das Heim.

Und dieses kleine Gebäude, das so manche Mühe gekostet, ist es geglückt oder mißgückt? Ist der Einsatz des Weibes für die Kultur gering oder wertvoll? Ist er geschätzt oder verachtet?

Ist sie nicht auch bewundernswert, diese kleine Freistatt? Sie empfängt uns mit Freude als winzige, hilflose, beschwerliche Kinder. Sie hat einen Ehrenplatz für uns als schwache, gebrechliche alte Leute. Sie gibt dem Manne Freude und Erquickung, wenn er zu ihr zurückkehrt, müde von des Tages Arbeit. Sie hegt und pflegt ihn mit gleicher Wärme, wenn die Welt sich ihm entgegenstellt, wie wenn sie ihn erhöht. Da gibt es keine Gesetze, nur Sitten, denen man folgt, weil sie nützlich sind und zweckmäßig. Da wird gestraft doch nicht um zu strafen, sondern um zu erziehen."

Dann fragt sie. „Während der vielen tausend Jahre, wo da Weib an seiner kleinen Schöpfung gearbeitet hat, an dem Heim, was hat da der Mann gewirkt als sein erstes und vornehmstes?

Es kann kein Jaudern geben, bei der Antwort. Der Mann hat den Staat geschaffen. Für ihn hat er gebient, für ihn hat er gelitten. Er hat ihm seine übermenschliche Arbeit gewidmet als sein Steuermann; er hat das Leben gewagt, um ihn zu reformieren. Er hat ihm seine tiefstinnigsten Gedanken geschenkt, hat sich vor die Kanonenmündung gestellt, ihn zu verteidigen. Er hat sein Gebiet zusammengefügt, seine Gesetze ausgearbeitet, die Volksklassen eingeordnet in diese unendlich kunstvolle Schöpfung, die uns alle umfaßt und uns vereinigt als Glieder eins Körpers.“ Und das kleine Heim, das in sicherer Gut die Wurzeln des Menschengeschlechtes trägt, vergleicht sie mit dem großen Staat. Wohl gibt es nicht überall Heime, dann wäre alle Reform und alle Neuerungen unnütz, dann wären wir am Ziele. Aber daß es gute Heimstätten gibt, die Kinder und Großeltern mit Wärme und Liebe umgeben, weiß jeder.

„Aber wo ist der Staat, in dem sich nicht Kinder heimatlos herumtreiben, wo nicht junges Menschenmaterial verdorben wird, sondern alle jungen erzogen werden in Freude und mit Sanftmut, wie es das Recht des Kindes ist?

Wo ist der Staat, der alle seine armen Greise ein sicheres

und geehrtes Alter genießen läßt, wie es denen gebührt, die sich des Lebens Ende nähern?

Wo ist der Staat, der nicht straft um zu rächen, sondern einzig und allein um zu erziehen und aufzubauen, wie es uns klugen und zielbewußten Menschen zukommt?

Wo ist der Staat, der jede Begabung verwerten kann? Wo der, in welchem der Unglückliche ebenso gefördert wird, wie der Erfolgreiche?

Wo ist der Staat, der nicht einen fremden Volksschlag in sich beherbergt, den er nicht glücklich machen kann? Wo der Staat, der allen Gelegenheit gibt, ihr eigenes freies Leben zu leben, solange sie nicht die Harmonie des Ganzen stören? Wo der Staat, in dem niemand seiner Mitglieder zugrunde gehen darf in Faulheit, in Trunk, in Schande?"

Und gerade jetzt, wo die Staaten wanken, wo man sie von Grund auf reformieren möchte, da lösen sich die Frauen los vom selbstgeschaffenen Heim, wie seinerzeit die Emigranten um in fremdem Land Heimstätten zu gründen und wollen teilhaben an jeglicher Arbeit. Keine ist ihnen zu schwer, keine zu schwer erreichbar. Denn die Frau weiß und fühlt sie ist im großen Staatshaushalt so nötig und unentbehrlich, wie die stille, leise Schwester mit der weichen, gütigen Hand bei Operation und Krankenpflege. Die Frau konnte das Heim nur schaffen mit des Mannes Hilfe, er wird den Staat nur neuschaffen können, die Frau zur Seite. „Das kleine Meisterwerk, das Heim, war unsere Schöpfung mit des Mannes Hilfe. Das große Meisterwerk, der gute Staat, wird durch den Mann geschaffen werden, wenn er im Ernst das Weib annimmt zu seinem Helfer.“

Ich möchte jede Frau und jeden Mann bitten, wie um die Gewähr einer großen, großen Gunst: lest dieses kleine Buch.

(Selma Lagerlöf Heim und Staat. Ein Vortrag. Stockholm Albert Bonnier Verlag. Aus dem Schwedischen von Ernst Botthoff.

Glossen

Patriotische Erziehung in der Familie

Greifen wir einen Mann heraus von mittelmäßiger Begabung, und ebenso mittelmäßiger Bildung, dem man noch niemals etwas von Religion gesagt hat.

Erzählen wir ihm, daß die Erde von einem Gott geschaffen ist, und daß dieser Gott am ersten Tag das Licht und am zweiten Tag die Sonne schuf, daß er die erste Frau aus der Rippe des ersten Mannes nahm, daß Jonas in einem Walfische lebte, daß Josua die Sonne anhielt, daß die Jungfrau Maria durch die Wirkung des heiligen Geistes empfing, daß Jesus die Toten auferweckte, und daß er selbst drei Tage nach seinem Tod auferstand, und anderes mehr.

Er wird uns ins Gesicht lachen.

Aber beeinflussen wir diesen Mann von seiner Geburt an.

Seine Mutter lehrt ihn, während sie ihn auf ihren Knien wiegt, Gebete und Vitaneien; sie erzählt ihm von der guten Jungfrau, dem guten Jesus, dem Weihnachtsfest, dem höllischen Feuer; sie erzählt ihm einmal, hundertmal, ja tausendmal davon.

Mit sieben Jahren — dem Alter, in dem nach der Ansicht der Kirche die Bernunft kommt —, gibt man ihn in die Hände eines Priesters; dieser stellt ihm den Inhalt der Bibel als erwiesene Wahrheiten hin.

Fügen wir nun noch zu allem die theatralischen Feierlichkeiten im halbdunkeln Kirchenschiff hinzu, die auch zur Träumerei und Extase beitragen; und dann noch den Weihrauchduft, der die Sinne berauscht, die verwirrende Musik

und den Kleiderpomp, den die Messe lesenden Priester treiben.

Wenn nicht zur rechten Zeit ein guter Gegeneinfluß diese glänzende Verhüllung des Seins, des Verstandes und der Sinne heilt, so ist der Patient rettungslos verfallen.

Wir können ihm alle Wunder der heiligen Bücher erzählen; selbst wenn er ein großer Gelehrter geworden ist, so bleibt doch in seinem Verstande immer ein dunkles Fleckchen, das jedem Licht der Logik unzugänglich ist. Streiten wir nicht mit ihm, es ist vergebliche Mühe. Wollte man mit ihm über Religion diskutieren, so ließe er nicht die Vernunft, sondern das Gefühl sprechen.

Dieses ist der rechte Weg, um Patriot zu werden.

Raum kann ein Kind laufen, so schenkt man ihm zu Weihnachten Bleisoldaten, Kanonen, Festungen aus Pappe, eine Trommel, eine Trompete, Gewehr und einen Säbel, der größer ist, als es selber.

Wenn die Mittel es erlauben, so wird es in eine Husaren- oder Dragoneruniform gesteckt, mit schönem Helm und Federbusch.

Am Familientisch hört es die alten Militärs von ihren Kriegserinnerungen erzählen.

Und Krieg haben dem XIX. Jahrhundert wahrhaftig nicht gemangelt.

Nach den Kriegen unter der Revolution, und den Kriegen zur Zeit des Kaiserreichs, die während zwanzig Jahren aus dem ganzen Europa, von Spanien bis Rußland, ein weites Schlachtfeld gemacht hatten, gab es in ganz Europa keine Familie, in der nicht wenigstens ein Soldat war. Alle Generationen, die in ganz Europa, seit 1815, groß wurden, sind mit Erzählungen von den Schlachten zur Zeit des Kaiserreichs, eingewiegt worden.

Wer von allen denen, die zur Zeit des zweiten Kaiserreichs groß wurden, hat nicht durch einen Onkel oder Vetter von den Heldentaten in Algier, in der Krim, in Italien und in Mexiko erzählen hören?

Und wir, die wir zur Zeit der zweiten Revolution groß geworden sind, haben wir nicht, zu beiden Seiten des Rheins, am Familientisch die Kriegserinnerungen von 1870 auffrischen hören?

Und was sind das für Erinnerungen! Erinnerungen an Raub, Notzüchtigung, Mord und Totschlag.

Natürlich ist es in den Erzählungen solcher alter Militärs stets der Feind, der Ausländer der all diese Greuel-taten verübt hat.

Das Kind hört alles dieses oft allerdings ohne es zu verstehen.

Aber seinem Geiste wird durch diese Erziehung ein unverwischbarer Stempel aufgedrückt.

Oft hat so ein grüner Junge, schon ehe er zur Schule geht, den Ausländerhaß, die nationale Eitelkeit, die Vergötterung des Säbels und die mystische Verehrung des Vaterlandes, im Blute. Er ist schon Patriot.

Gustave Hervé

Dokumente des Kulturfortschritts

... in der Theatergeschichte beinahe einzig dastehenden Erfolge die neue, schwere Prüfung summa cum laude bestanden —

... die Pracht der Kostüme, das exakte und minutös vorbereitete Zusammenspiel verfehlte das Publikum förmlich in Extase und nach dem zweiten Akt (?) begeistertem Applaus, Tusch, ungezählte Hervorrufe und ein Blumenflor, der die ganze Bühne in Anspruch nahm. Nach dem dritten Akt derselbe brausende Applaus ...

... Bedauernswert der Mensch, der über einen guten Witz nicht lachen kann — einen

möchte ich hier wenigstens kurz erwähnen. Arnold Riek wird in einer Situation gefragt, ob er den Trompeter von Säckingen nicht kenne. „Wat,“ sagt er, „ich soll den Trompeter nicht kennen? Haben Sie 'ne Ahnung: da bläst der Trompeter trara, trara, trara!“ ... Man kann sich die Wirkung vorstellen.

Alfred Schönfelds Couplets sind bekannt. Treffsicherheit, ein Schuß versöhnlicher Bonhommie und Ironie. „Versuch's doch einmal“, „Fräulein, können Sie links rum tanzen?“ mit der politischen Wendung auf den deutschen Michel und der Germania, die verständnisinnigen, stürmischen Applaus erweckt.

... Vielleicht ist einem Lieddichter kaum je ein solches Verständnis entgegengebracht worden, als gestern abend.“

Aus dem Organ für Polizeinformationen, dem Berliner Lokal-Anzeiger vom 17. März 1912. Anlaß: „Autokleichen“ von Jean Kren & Co.

Impressionistischer Klassizismus

Von Heinrich Eduard Jacob

Ein Kreis Berliner Impressionisten hat mich eingeladen, einiges über eine künstlerische Angelegenheit auszusagen, die ich bisher in Aufsätzen teils ausführlicher, teils kürzer gestreift habe, den impressionistischen Klassizismus. Der impressionistische Klassizismus ist nicht Theorie im gewöhnlichen Sinne; denn auch ich erachte es für schlimmen Wahnsinn, der Kunst futurische Straßen anzuweisen zu wollen, ihr steinere Gänge zu bauen, ehe man des Willens der Wasser gewiß ist, und auf der Karte über Erdreich zu verfügen, dessen Gefinnung gegen den Spaten man noch nicht kennt. Der impressionistische Klassizismus ist also keine Theorie, er ist in der Dingwelt als Werk, Gebildetes, dramatisch, episch, lyrisch längst existent; was hier versucht wird, ist nur: von dem bereits Vorhandenen die Idee abzulösen und sie einem kritischen Zusammenhange dienstbar zu machen.

Die Synthese zwischen Impressionismus und Klassizismus, die in der Dichtung längst besteht, unter dem Namen des impressionistischen Klassizismus endlich auch in der Kritik zu vollziehen, wird nur dem als müßiges Spiel erscheinen, der in den letzten fünf Jahren den Sagenabbath der Zeitungsschlachten nicht miterlebte. Beide Parteien, Impressionisten sowohl als Klassizisten, haben um eines Nichts willen, oder vielmehr: um die Reinerhaltung und Konservierung ihrer Fehler nach Möglichkeit durchzusetzen, eine mörderische gegenseitige Ablehnung inszeniert, bei der von einer wiehernden Straße das Hirn der Besten an die Haustüren spritzte und für immer Energieen verloren gingen, die besser hätten angewandt werden können. Warum zerfleischen sich Könner wie der Impressionist Brod und der häufig unter klassizistischen Anwandlungen handelnde Kulturkritiker Kraus, statt beispielsweise eine Liga gegen Waterfant-Romancier zu bilden? Warum töten sich Kerr und Lublinski, solange Schönherr lebt? Der Schund läßt es sich wohl sein, solange die großen Talente gegeneinander rüsten. Mehr noch, er gedeiht, bekommt Blut, er wächst; denn er wagt bereits Partei zu nehmen und sich um die überbeschäftigten Kämpfer herumzukristallisieren. So öffnet sich das Organ der Berliner Impressionisten aus Angst vor irgendwelchem Klassizismus, irgend welcher versteinerten Rundung, bereits der platteste Hamburger Amuseurschule,

und eine ganz große Facultas wie die Wilhelm Schäfers beginnt aus Grauen vor etwaigem Impressionismus, übertriebener psychologischer Nuancenspürerei, leise nach heimat-künstlerischen Einwirkungen zu tasten. Die brauchbare Linke, grimmig gegen rechts geballt, sieht nicht, daß ihr die eigentliche Gefahr von links droht, die brauchbare Rechte stürmt gegen links und vergißt, daß die ihr zunächst liegende Ritsch-Grenze sich rechts befindet.

Aber gibt es denn wirklich ein impressionistisch-klassisches Dichten? Die Unterschiede künstlerischer Weltergreifung, die zwischen dem Impressionisten und dem Klassizisten bestehen sind in der Tat so ungeheuer, daß ich zu lügen scheine. Der Impressionist, ein innerlich nicht gewandelter, aber in seinen Tastorganen auf's höchste verfeinerter Naturalist, hat sich dem Außen maßlos aufgeschlossen. Da ist nicht eine Mauer mehr, welche die wild eindringende Welt hindern könnte. Unermesslich schäumt sie heran, ein wirres Chaos mit Obergetön, Untergetön, farbenbrüllend. „Nur keinen Reiz versäumen! Nur keine Nuance vergessen! Nur nicht das Tor nach außen schließen! Wer die heulende Vielfalt am heulendsten darstellt, ist König!“ Die Kunstform: ein Automobil. „Schneller! War das nicht eben ein graues Haus? Nein, das nächste hat ein rotes Dach — das übernächste ist blau. Das vierte ist hellgelb . . . aber wir sind schon beim fünften und stopfen — süße Gleichzeitigkeit! — alle vier Farben in eine Strophe. Vorwärts, ihr hurtigen Nerven!“ Wie könnte ich hier verhehlen, daß ich den Augensinn des Naturalisten doch höher einschätze als den seines jüngeren Bruders, des Impressionisten? Der Naturalismus beschrieb seinerzeit, wenn er ein Haus beschreiben wollte, das Haus wenigstens treu und pedantisch — es war ein tiefer Aufriß zu Nutzwwecken. Der Impressionist aber beschreibt, wenn er ein Haus meint, alle Häuser der Straße mit, aber natürlich nicht ihr Typisches — das wäre ja höchst wundervoll! — sondern er bringt es über sich, die einander widerstreitenden Details sämtlicher Häuser auf jenes Haus, das an seinen eigenen Details doch schon genug zu tragen hat, noch hinaufzuhäufen. Und das — wäre Subjektivität? Sollte denn dies willenlose Untertorfen-sein unter die Dinge, oder meinetwegen: dieser Wille zum Untertorfen-sein unter die Dinge nicht vielmehr eine elephantastische Form von Objektivität bedeuten? Und umgekehrt muß es Staunen, ja Entrüstung wecken wenn der Klassizismus sich Objektivität bindizieren will. Ist es nicht ungeheuerlichster Subjektivismus, ein ganz hirngemachtes Kunstwerk für weltersfüllt zu halten, einen Körper für belebt, in den auch nie ein Schein von Leben fiel? Wenn das von den Impressionisten in hybrider Inbrunst angerufene Leben sich dadurch rächte, daß es herbeistürzend das impressionistische Gebilde entzweitwälzte, so hat es seine Vernachlässigung durch die Klassizisten in der Weise gestraft, daß es ihrer Kunst ganz fernblieb und ihre Gebilde nun in sich selbst hinstürzten wie mürber Bunder. Die Weltergreifung der Klassizisten besteht darin, daß sie überhaupt nicht besteht.

Aber es gibt einen impressionistischen Klassizismus. Und da es nicht länger ziemt Namen zu verschweigen, seien sie hier genannt: seien die Namen George, Hofmannsthal, Rilke, Wassermann, Heinrich Mann hier mit Ehrfurcht genannt. Fünffältiges Sternbild, unter einander zwar sehr verschieden leuchtend aber durch jenen einen Kunstwillen verbunden, rollen sie im Raume und durch einen Teil des Raumes, den bis heute eine sechste Erde noch nicht befährt.

Hören Sie jenes Gedicht Hofmannsthal, welches Vor Tag überschrieben ist:

Nun liegt und zuckt am fahlen Himmelrand
In sich zusammengefunken das Gewitter.
Nun denkt der Kranke: „Tag! jetzt werd ich schlafen!“
Und drückt die heißen Lider zu. Nun streckt
Die junge Kuh im Stall die starken Rüstern
Nach kühlem Frühduft. Nun im stummen Wald
Hebt der Landstreicher ungewaschen sich
Aus weichem Bett vorjährigen Laubes auf
Und wirft mit frecher Hand den nächsten Stein
Nach einer Taube, die schlaftrunken fliegt,
Und graust sich selber, wie der Stein so dumpf
Und schwer zur Erde fällt. Nun rennt das Wasser,
Als wollte es der Nacht, der fortgeschlichen, nach
Ins Dunkel stürzen, untellnehmend, wild
Und kaltes Hauches hin, indessen droben
Der Heiland und die Mutter leise, leise
Sich unterreden auf dem Brücklein: leise,
Und doch ist ihre kleine Rede ewig
Und unzerstörbar wie die Sterne droben.
Er trägt sein Kreuz und sagt nur: „Meine Mutter!“
Und sieht sie an, und: „Ach, mein lieber Sohn!“
Sagt sie. — Nun hat der Himmel mit der Erde
Ein stumm beklemmend Zwiegespräch. Dann geht
Ein Schauer durch den schweren, alten Leib:
Sie rüstet sich, den neuen Tag zu leben.
Nun steigt das geisterhafte Frühlicht. Nun
Schleicht einer ohne Schuh von einem Frauenbett
Läuft wie ein Schatten, klettert wie ein Dieb
Durchs Fenster in sein eigenes Zimmer, sieht
Sich im Wandspiegel und hat plötzlich Angst
Vor diesem blassen übernächtigen Fremden,
Als hätte dieser selbe heute nacht
Den guten Knaben, der er war, ermordet
Und käme jetzt, die Hände sich zu waschen
Im Krüglein seines Opfers wie zum Hohn,
Und darum sei der Himmel so beklommen
Und alles in der Luft so sonderbar.
Nun geht die Stalltür. Und nun ist auch Tag.

Gestatten Sie dafür, daß dies wirklich impressionistischer Klassizismus ist, eine größte Probe, so will ich zuerst einen Impressionisten vor das Gedicht stellen und ihn bitten, es auf sich wirken zu lassen. Er wird dann vielleicht die Augen schließen und sagen: „Ja . . . Es ist vollkommen! Nie hätte ich geglaubt, daß das verzitternde Morgengrau in all seinen Falten, seinen chaotischen Aufen, seinen kaum merklichen Lichtschwankungen mit dieser unwidersprechbaren Schärfe hätte festgehalten werden können. Anbetungswürdiges Nervenetz, das so meisterlich noch den irisierenden Schaum der Erscheinungen einfing! Welch vollendet impressionistisches Gebilde! Ist hier nicht alles? Die Kuh streckt ihren biden Hals — ich sehe es — wagerecht aus. Das Wasser ist kein gemaltes Wasser. Es rennt; ich fühle jede Welle anders als die andere. Und der Landstreicher! Das sich Erheben, das Ausscholen mit dem Stein — die Blickdauer eines photographischen Moments ist hier für immer festgehalten. In wie konkreten Bewegungen des Oberkörpers, des Kopfes geht uns das des Jünglings vorüber, der zwischen heute und gestern einen dunkelroten Zwischenraum von Schuld empfindet! Anarrt nicht im letzten Verse gar die Stalltür? — und wie leicht und unbekümmert ist dies Schlüsselwort hingeworfen: „Und nun ist auch Tag!“ Und umgekehrt müßte ein Klassizist, vor dieses Kunstwerk gestellt, bewundert ausrufen; sofern er nur ehrlich ist —: „Ja . . . Es ist alles! Nie hätte ich geglaubt, daß das sämmerlich gehäufte Chaos in einer großen Seele einen solchen Kosmos hätte gebären können. Daß die brüllende Erscheinungshorde durch einen übermächtigen

Wissen zu Aussonderung, Ruhe, Ordnung hätte gezwungen werden können! Schuf der Dichter hier eine beliebige Dämmerung, eine einmalige Zufälligkeit? Gewiß nicht; Es sind die Geberden jedes Morgens. Dieser Landstreicher: welch ein Wunder! Es ist nicht der Franz Soudso, der an dem oder dem Datum dies und das tat: er ist das Böse, das im Tag nicht Platz hat, das fluchend vom nächtlichen Boden springt. Und gar das Wasser! Nie hätte ich geglaubt, daß der Mensch sich zu einer Höhe erheben könnte, von der aus er es wagte, den Elementen Vorwürfe zu machen. Schilt nicht Hofmannsthal das Wasser, daß es „unteilnehmend“ sei? Er muß überhaupt irgendwie von den Göttern abstammen, denn woher käme ihm sonst das prachtvoll hochmütige Wissen, daß der Himmel die Erde allmorgendlich mittels eines Zwiesgesprächs aufforderte, den neuen Tag zu leben? Welcher Sinn erlaubt ihm, mit der schwindenden Vorfrühe so bleibende Ewige zu verknüpfen wie Jesus und Maria? An einen dermaßen vollendeten Klassizismus hätte ich nie geglaubt.“

Lächeln Sie, bitte, nicht des Jahrmartswunders! Es wäre ein Tempelwunder geworden, wenn ich es hätte im Tempel vornehmen können. Wie ich es aber erkläre? Ich kann nach Erklärung nur tasten; auch dürfen Sie, da es sich um ein Metalogisches handelt, nichts mit logischem Vermögen aufnehmen wollen. Vollends muß ich Sie bitten, zu meiner und Ihrer Erleichterung mir zu erlauben, wo ich bisher immer von impressionistischen oder klassizistischen Kunstanschauungen sprach nunmehr geradezu von impressionistischen und klassizistischen Themen zu reden; denn mit der Unsichtbarkeit der Kunstwillen arbeitet sich schlecht. In einem höheren Sinne ist ein solches Vorgehen gewiß falsch — den jedes Thema kann impressionistisch und kann klassizistisch behandelt werden — aber in einem minderen Sinn darf es durchaus für richtig gelten: es läßt sich prozentual feststellen, welche Themen auf's höchste den Impressionisten und welche anderen den Klassizisten zur Ergreifung reizen. Gänse, einen lärmenden Rollwagen über schlechtes Pflaster ziehend: sie sind unzweifelhaft ein Bild, welches das Weltgefühl eines Impressionisten zum Nachschaffen anreizt — und umgekehrt muß eine Papstwahl in ihrer schon erstarrten Symmetrie, in ihren abgerundeten palingenetischen Formen den Kunstwillen eines Klassizisten jesseln.

Es geschieht aber nun, daran glaube ich fest, kein Ding, das in sich selbst nicht den Keim seines vollendeten ästhetischen Gegenteils mitbrächte. Können Sie sich ein größeres Widerspiel denken als das zwischen einem Eisenbahnunglück und einer Gigantomachie? Und doch gibt es für den unverdorben Schauenden einen Moment, in dem der Zugzusammenstoß in einen Titanenkampf, der Titanenkampf in einen Zugzusammenstoß umbiegen zu wollen scheint. Für eine ästhetische Sekunde gleicht der flammende Felsblock, der den Händen des Japetos entfällt, dem Brennenden Dach eines getroffenen D-Zug-Wagens, und umgekehrt gleicht der Lokomotivpuffer, der wütend in eine feindliche Wand einbricht, für eine ästhetische Sekunde der Lanze eines Gefatoncheiren in Kreios' Leib. Der große Dichter nun, der nicht schafft, um die Natur nachzuahmen, sondern der, wie die vorbildlichen Aesthetiker Schiller und Wilde es wollen, die Natur vervollkommnet, gestaltet den geheimen ästhetischen Gegenpol wirklich mit: er ergänzt das Eisenbahnunglück durch die Gigantomachie und die Gigantomachie durch das Eisenbahnunglück. Der Impressionist verliebt sich, wenn er einen Zusammenstoß schildern will, in Radspitter und gibt alle Nuancen des Krachens, der Klassizist, wenn er einen Titanenkampf schildern will, versucht

Traditionell-Schemenhaftes, Nie — Selbst — Geschautes zu etwas Körperlichem zu ballen — und beides mißlingt, weil die Künstler den ästhetischen Gegenpol ihrer Themen nicht sehen und nicht mitgestalten. Der wirkliche Dichter aber, der impressionistische Klassizist, ist ein so unverdorben Schauender, daß nichts ihn hemmt, in einem dummen, arm-seligen Eisenbahnunglück die Titanenschlacht mitzuformen und dadurch groß zu werden, typisch, stoffbefreit und in keiner Weise dem Ansturm der Einzelheiten unterliegend. Andererseits aber wird er auch fähig sein, eine gleichgiltige, sagenferne Gigantomachie so darzustellen wie das herzer-reißende Ringen zweier Jüge, die sich unter seinen Fenstern ineinanderkrallen, so schemenlos, so sinnenfällig, so liebend dem Ansturm der Einzelheiten sich öffnend. Dies, ja dies ist das Formgeheimnis der George, Hofmannsthal, Rilke, Wassermann, Heinrich Mann — und so wenig es das Warum ihres Schaffens zu erklären vermöchte, so sehr erklärt es doch das Warum ihres Könnens. Weil auf jeder Seite ihrer Bücher Impressionismus und Klassizismus, vom Thema bis zum kleinsten Füllworte herab, hundertmal gegen einander abgewogen sind, haben sie Vollendetes geschaffen. Nirgends ist bei ihnen, wie in den Büchern der reinen Impressionisten, von der fortwuchernden Einzelheit die zusammenfassende Geste zu Boden gedrängt, noch, wie in den Büchern der reinen Klassizisten, das Dingliche zugunsten einer lügenerischen Abrundung beschnitten . . .

Diejenigen freilich, denen alles Rezept ist, werden vielleicht lachen und sagen, daß es leicht sei, irgendwelche Gegenpole zu finden, also impressionistisch-klassisch zu dichten, daß aber bekanntermaßen die Kunst schwer sei und — aus allem folge dies — meine Theorie das tiefere Wesen der Kunst nicht trafe. Wann aber hätte ich gesagt, daß das impressionistisch-klassische Dichten im Ausdrücken von Gegenpolen, schlechtthin: Gegenpolen, bestünde, und daß es sich nicht vielmehr um schwer auffindbare ästhetische Gegenpole, Gegenpole auf derselben ästhetischen Basis handele? Ganz gewiß ist der Gegenpol eines toten japanischen Ritters ein verredter Frosch (wie er auch eine geborstene Klingel sein könnte) — aber der ästhetische Gegenpol ist es nicht. Der tote Samurai ist — es handele sich denn um eine Bosse — unter jeder Bedingung ein Erhabenes, und der verredte Frosch kann — sofern er nicht gerade Geld eines Tiererepos ist — vermöge seines Aussehens nichts anderes sein als ein Lächerliches: die ästhetische Basis ist jedem verschieden. Auf gleichem ästhetischen Niveau aber wäre das Widerspiel des verredten Frosches vielleicht der Rasperle, dem eine Britische den dumm grinsenden Kopf zu Boden gestreckt hat. Und umgekehrt könnte der Gegenpol des östlichen Streiters, der die Wunden des Vaterlandes großmütig an seinem eigenen Leibe zur Schau trägt, sehr wohl ein tapferer Hirschkäfer sein, der entseelt auf seinem glänzenden Brustschild liegt und in dessen leise bewegtem Helmschmuck der vergangene Sturm noch nachzittert. Das Praeclare kann eben nur durch das Praeclare, das Groteske nur durch das Groteske ergänzt werden.

Hier wäre nun eigentlich schon alles gesagt, wenn nicht noch ein Zwiefaches zu sagen bliebe. Daß nämlich erstens niemand so sehr irrt, wie der, dessen impressionistischer Furor wähnt, Herakles, der Olymp und Jesus Christus seien im Werke dieser Meister nur aufgesetzte Studornamente — was sie im Werke eines Impressionisten jedenfalls wären. Und daß ferner ebenso grenzenlos der Klassizist irrt, der, sich selber warnend in's Stammbuch, meint, die ungeheuer sinnliche Weltgreifung dieser Fünf sei nur die zügellose Entgleisung nicht ganz durchgebildeter Klassizisten. Ist es nicht überhaupt schlimmste Blasphemie, in einer chemischen Ver-

bindung, die während glühender Urzeit durch die Naturkräfte selber zuwege gebracht worden ist, nur ein mechanisches Gemenge erblicken zu wollen, von experimentierenden Gän- ist dies unmöglich, weil der impressionistische Klassizismus der Großen ist geworden, „gewachsen, organisch — und nicht das Werk schlauer Berechner, die Teilchen der einen Kunst- richtung neben Teilchen der anderen legten. Schon darum ist dies unmöglich, weil der impressionistische Klassizismus früher lebte als seine Krankheiten, seine beiden Degenerationsformen, die Impressionismus und Klassizismus heißen. Denn waren nicht selbst die Göttlichsten so entfernter Läufe, waren nicht Homer, Firdusi und Shakespeare in dem Sinne impressionistische Klassizisten, daß bei ihnen weder ein Schauen um eines Ordnen noch ein Ordnen um eines Schauens willen verlegt wurde? Und so werden auch in Zukunft die großen Dichter, wenn Reiselust in der Welt ist, den leibhaftigen Hermes sehen und mitgestalten, wie er mit geflügelter Ferse sich aus der heitersten Goldlust stürzt, und werden ebenso niemals vergessen, daß auch der Himmel in den Amazonenschlachten kein anderer ist als der rote Regenhimmel, der, ein Spiegel ihrer nervösen Lichter, des Nachts über der Großstadt hängt. Hier aber will ich schweigen; denn ich fühle erschreckt, daß das Wort „Zukunft“ unversehens gefallen ist, und daß ich, allzu vollen Herzens, jene mir selbst gesetzte Grenze schon überschritten habe.

(Ernst Bläß antwortet auf diesen Auffag in der nächsten Nummer.)

Lenaus letztes Gedicht und ein unbekanntes Lied von Byron

Die nachstehenden Gedichte entdeckte (vor einiger Zeit) ein Deutscher (Jacob Fuchs) in der Handschriftensammlung eines nach New-York verschlagenen früheren angesehenen Wiener Advokaten, eines Herrn Braumüller. Lenaus Gedicht soll vom 18 Nov. 1844 datiert sein, würde also demnach Lenaus Schwanengesang darstellen.

Fatum

Das ist der Fluch:

Es möchten alle weibentstammten Wesen
Von Sorgen frei und göttgleich heiter lesen
In der Natur weit aufgeschlag'nem Buch.

Indessen treibt

Des Lebens Not die einen wie die andern,
Das Haar ergraut, die jungen Jahre wandern,
Bis nur der schnöde Rest mehr übrig bleibt.

Erstickt vom Schweiß

Der rohen Arbeit wird der Götterfunken.
So ist aus Not, kaum erdentsproßt, gesunken
So mancher Blütenfior, manch edles Reiß.

Das ist der Fluch:

Wir hasten, jagen, raffen und gewinnen
Die unruhvollen Tage, sie zerrinnen,
Und rasch bedeckt uns dann das Leichentuch.

Nikolaus Lenau

An sein Kind

Die frommen Augen schlägst du himmelan
Und betest leis.

Indessen geht dein Schicksal seine Bahn
Im alten Gleis.

Das Beste, sanftes Kind, sei dir vergönnt;
Fast wünschte ich,
Gott sei kein Traum, damit ich rufen könnt:
Gott segne dich!

Byron

In des Abends . . .

In des Abends fast verwelkte Lichter
Züngelt deine zarte Silhouette,
Und dein Körper preßt sich dicht und dichter
In den Farbentod der Wolkenkette.

Nimm von deiner Brust die gelben Rosen
Und behänge diesen Herbsteslieder.
Nacht steht er. — Doch allem lichterlosen
Gibst du Glanz und gibst du Seele wieder.

Sieh, der Abend fliebt in deinen Haaren
So als ob ein Kind dir Kränze brächte. —
Warum, Gott, wird diesem wunderbaren
Wesen auch der Tod der Herbstesnächte!

Ernst Balde

Sturm

Die Fahnen schlagen in den Abendhimmel
Und wühlen auf den Todeskampf der Farben.
Der Sturm zerreißt die kaum gebundenen Garben,
Zerstampft sie mit dem Huf der Wolkenhimmel.

Er wühlt den Duft aus brennenden Lupinen,
Springt jubelnd über eine Totenbahre,
Der Rauch und Qualm aus Schloten und Kaminen
Umfliegen toll ihn wie Mänadenhaare.

Er peitscht die Menschen ein in Haus und Türen
Und tobt als Herr auf den geleerten Gassen,
Zerschlägt die Feuer, die die wenigen blassen
Verlassenen Bettler suchten sich zu klären.

Ernst Balde

Zu unserer Aufführung von Frank Wedekinds „Totentanz“

Herr Direktor Dr. Brahm hat uns in entgegenkommender Weise für unsere Veranstaltung das Lessing-Theater zur Verfügung gestellt, die ersten Einladungen sind bereits ergangen — da werden wir durch ein Telegramm Wedekinds aus Elberfeld veranlaßt, die Vorstellung nochmals zu verlegen, um dem Dichter die Mitwirkung zu ermöglichen. Wir bitten also um Geduld: sobald Wedekinds angekündigter Brief uns erreicht, werden wir den neuen Tag der Aufführung bekanntgeben und mit dem Versenden der Einladungen fortfahren.

Bemerken muß ich wiederholt: Die Karten lauten auf den Namen des Eingeladenen und sind nicht übertragbar. Aus diesem Grunde werden Bitten Einzelner um mehrere Karten nicht berücksichtigt.

Vorbestellungen auf Karten zu unserem öffentlichen Wedekind-Abend (Ferdinand Hardekopf spricht über den Dichter; Ludwig Hardt liest aus Wedekinds Werken; Wedekind bringt Lieder zur Laute) erbitten wir umgehend. Die Karten sind zu 20, 10 und 5 Mark erhältlich. Unsere Plakate etc. werden die Verkaufsstellen nennen.

F. P.

Beklagung der Hochzeitsförmlichkeiten

Von Jules Laforgue

Er

Komm, du verkühlst dich noch.

Sie

Horch, wie das Waldhorn schallt. Nie würd ich seiner satt.

Er

Hüllst du nicht lieber in mein liebend Ich dich ein?

Sie

Du weißt es wohl; und doch . . . am Fenster ist's so rein . . .

Er

Das Ideal in deinen Augen lockte mich;
Nun will ich's, mit dem Universum meines Ich!
Sag, willst du?

Sie

Auch noch vor diesem Universum, o du weißt
Es wohl, fühl ich mich Weib. Doch sag, nahmst du nicht heute
Mit deinen Augen, ah! mich ganz, kampfslose Beute,
Beim Halleluja in der Messe Sturmgeläute.
Hast du nicht meinen Geist?

Er

Ja; doch das Urgefeß — wozu in Worten glänzen —
Will uns mit Rosen deines neuen Loses kränzen;
Sterblich sind deine Augen, doch das Schicksal schreit,
Es kam für dich der gegenseitigen Ernten Zeit,
Und ich umarme dich in unerhörten Tänzen:

O du wirst mein Palais, du wirst mein Leben sehn!
Ich habe Lexika und schöne Bilder stehn.

Und Früchte, Parfüm und Tabak,
Ich zeig sie mit vielem Geschmack,
Ich bin ein naives Gemüt,

In Zölibaten versprüht.
Ein gutes großes Tier.
Empfindlich, doch wohl verpackt,
Bewußtlos und doch vertrackt
Ästhetisch. Oh! sing mit mir
In deinem ursprünglichsten Takt.

O du wirst meine Segler, die Jongleure sehn!
Du wirst die Blumen pflegen, die aus Gondeln wehn.

Und du wirst mehr sehn, als ich jetzt verrate, Kind:
Daß Trauerveilchen meine Lieblingsfarbe sind,
Und daß mein Auge dem Gefäß der Danaiden
Vergleichbar ist, das niemals man erschöpft hienieden.

Und staunenswerte Prärien
Werden wir fern durchziehen,
Uns schaukeln in wechselnden Schatten
Sturmefeste Hängematten.

Auf ins Revier
Der Gärten hier,
Wo der Instinkt

Als Heilkraut winkt . . .

Gepanzert mit den Schwielen mancher Wissenschaft
Und an nichts glaubend als an meiner Augen Kraft,
Werden die Orgeln meiner Sinne ihre Klagen
In sternerhellte Nächte ohne Echo tragen.

Sie

Du weißt es wohl; doch alles ist so trügerisch.
Und dies hat mich so aufgeregt, es ist so frisch.
Betäube mich, erzähl dein Leben, sprich mir Possen,
Denn sieh! ich fühle mich vom Dunkel ganz umgossen
Wie eine Blume, die zur Unzeit sich erschlossen.

Er

O du wirst sehn, es ist ein Traum. Du bist erlöst,
Endlich geheilt vom Leide, so allein zu blühen,
Du feines Kind, das von Mysterien genest,
Man wird sich sorglich Tag und Nacht um dich bemühen.
Du wirst es sehn?

Sie

Du wirst es wohl. Ah! — wenn du wüßtest! Ich bin dein,
Denn deine Augen haben mich erobert, sie allein!
Nun sollen deine Augen meine Kirche sein.

Und nicht wahr, nur mit Blicken und Worten
Schließen wir dieses Gespräches Pforten?

Er

O komm und schlafe nun, schlaf ein, sterbliche Braut,
An meines Herzens Schaukel, in den Armen traut.
Nur dieser einzige Gedanke werde laut,
Daß ich der Stärkere bin, der dich ins Leben reißt.

Sie

O still, ich hör das Horn nicht mehr; dies Horn, du weißt . . .

Er

Der Engel biederer Pflicht hat ihre Stirn berührt:
Da liegt sie schon, bei meiner Lampe, halb verführt.

O Nacht

Mit deiner bösen
Schleppe von Getöfen

Gib acht!

O allgemeine Ohnmacht! Schwache Frau!
Nun wirst auch du, du Einzige, die gegenseitigen Ernten schaun!

Mannbare Lillie, wirst verlieren

Deine so einsame Nuance

Um starker Rosen Liebesglanz

Und jubilieren

Als Jose

An der Maja niedrem Hofe!

(Deutsch von Max Brod)

Der Leierkasten

Von Käffi.

Sie war eine alte ausgediente Lehrerin, bekam eine Pension von 400 Mark jährlich und überlegte außerdem aus allen möglichen Sprachen.

Eines Morgens, als sie eifrig im Wörterbuch herumstöberte, bemüht, eine eilige Arbeit zu vollenden, begann etwas unten hinter dem Fenster plötzlich zu jammern, zu schluchzen, zu tuten. Die Lehrerin konnte anfangs nicht begreifen, daß es ein Leierkasten sei und daß er den Cafewalk spielte.

Die Melodie war einfach und lustig, aber die einzelnen Töne, aus denen sie sich zusammensetzte, waren voll finsterner Verzweiflung. Es schien, als ob sich in diesem kreischenden Kasten einige Duzend alter, kranker und böser Männer, belastet mit den verschiedensten Krankheiten, verkrochen hätten, um zu sterben. Der Eine hustete, der Andere niefte, der Dritte gähnte, der Vierte stöhnte, der Fünfte fluchte, während die Uebrigen das nachahmten. Das alles zusammen bildete den Cafewalk.

Die Lehrerin erbleichte und griff nach ihrem Kopfe. In der linken Schläfe plakte ihr gleichsam etwas und begann zu kitzeln. Sie lief zum Fenster und schrie hysterisch: „Portier! Portier! Sagen Sie ihn davon! Um Gotteswillen!“

Aber der Portier hörte nicht. Aus dem Fenster gegenüber lehnte sich jedoch eine Amme heraus und sagte: „Was brüllt die so? Gönnst nicht den Leuten ein bißchen Musik zu hören. Geiziges Frauenzimmer! Schamlos!“

Der Lehrerin kam ein glücklicher Gedanke — ihm ein Geldstück hinunterzuwerfen. Da er des Geldes wegen spielt, wird er ja davon gehen, sobald er es bekommen hat.

Sie nahm ihr Portemonnaie. Es enthielt einen Groschen und einen Sechser. Sie wickelte die kleinere Münze in ein Stück Zeitungspapier und warf sie aus dem Fenster.

Ein Augenblick Stille — und dann ein neues Heulen — der Leiermann wechselte die Walzen und erschütterte die Welt durch einen wilden Galopp aus Kreischen und Quietschen. Mit einem solchen Galopp werden sicher in der Hölle die Teufel zum Frühstück zusammengerufen. Die Lehrerin schluchzte auf, nahm die noch vorhandene Münze, dachte nach, drehte sie in der Hand einige Male um, wickelte sie in Papier und warf sie aus dem Fenster.

Wieder eine Pause. Dann folgte ein Chaos wahn-sinniger, rasender Laute, als drehe man den Griff des Leierkastens in die entgegengesetzte Richtung. Das neue Stück dauerte nicht lange und hinterließ den Eindruck eines gut gezielten Peitschenhiebcs über den Schläfenknochen.

Dann wurde alles still.

Die Lehrerin nahm Valbriantropfen ein, Fenacetin, Aspirin, Antimigränin und Pyramidon. Dann legte sie sich ins Bett und versuchte, an nichts zu denken.

So verging der Tag.

Am nächsten Morgen setzte sie sich schwach und eingefallen an die Arbeit. Bis zum Frühstück gelang es ihr mit Mühe eine halbe Seite zu bewältigen. Sie arbeitete fleißig, als sie plötzlich eine böse Ahnung zwang, die Feder wegzulegen und zu lauschen. Es verging keine Sekunde als sie zitternd und keuchend aufsprang: hinter dem Fenster jammerte der Leierkasten.

Die Lehrerin borgte von ihrer Wirtin einige Pfennige und erkaufte sich das Recht, bis zum nächsten Morgen ruhig an Migräne zu leiden.

So begann eine neue Ära ihres arbeitsvollen Lebens.

Sie lieb Geld, wo sie nur konnte, bettelte jeden an. Man begann, sie mißtrauisch zu betrachten.

„Wozu brauchen Sie soviel Geld?“ Sie schwieg, und ihr Gesicht verzerrte sich. Sie schämte sich zu sagen, daß sie das Geld für den Leiermann brauche — man würde sie auslachen.

Dieser kam jeden Tag und seine Forderungen schienen zu steigen. Nachdem er eine halbe Mark erhalten hatte, ging er nicht und heulte solange, bis er noch eine Kleinigkeit bekam.

Die Lehrerin versuchte aus dem Hause zu gehen, aber das half ihr nicht. Der Leiermann hatte den Spürsinn eines Polizeihundes. Er erriet, wann sie weg war und wartete ihre Rückkehr ruhig ab.

Die Lehrerin kränkelte.

Arbeiten konnte sie nicht mehr. Ueberhaupt war es ihr nicht möglich sich mit irgend etwas zu beschäftigen, weil sie den ganzen Vormittag mit einem leisen Entsetzen ihre Musik erwartete und nachdem kämpfte sie mit dem Eindruck den ganzen Tag, den ganzen Abend und die ganze schlaflose Nacht.

Eines Morgens unterhielten sich aus den Fenstern auf dem Hofe die Köchinnen:

„Warum kommt nur der Leiermann so oft zu uns, ha? . . . Er spielt doch in anderen Häusern nicht so oft . . .“

„Na, eine alte Sachel. Da hat sich der alte Wesen aus dem vierten Stock in ihn verliebt. Gibt ihm Halbmarkstücke. He—he!“

Die Lehrerin traf aus dem Vernommenen nur ein Satz: „Er spielt in anderen Häusern nicht! . . .“

Sie entschloß sich am nächsten Morgen, zu ziehen.

Sie packte freudig ihre Sachen. Hier liegt das alte Papier zum Einwickeln der Münzen für diesen Unmenschen. Nun braucht sie das nicht mehr. Nie — nie! Jetzt wird sie wieder arbeiten und wie alle Menschen leben. Sie weiß ja, wie alle angefangen haben sie zu meiden. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, daß sie zu trinken begonnen hätte und darum so heruntergekommen sei . . . Jetzt hört das alles auf.

Sie zog um.

Zwei Tage verbrachte sie in stiller Freude, sie ruhte aus, sie lächelte, sie richtete sich in ihrem neuen Heim ein.

Am dritten ging sie an die Arbeit. Sie schrieb munter, wie früher, wie immer. Aber was ist das? Was ist?! Wankend ging sie zum Fenster. Das ist eine Halluzination. Das kann nicht sein.

Sie lehnte sich aus dem Fenster und da sie im zweiten Stock wohnte, erblickte sie gleich den Leiermann, sie erkannte ihn, obwohl sie ihn früher nie gesehen hatte.

Er sah gerade zu ihr hinauf und erhob den Hut über seiner riesigen Glaze.

„Guten Tag, gnädige Frau! Ich habe Sie gefunden!“

Er sprach, während der Leierkasten gerade auf einer unmöglichen Note stehen blieb und leise jammerte: Su—Su—Di . . .

Er begann das Spiel von neuem.

Die Lehrerin drehte sich zum Tisch um, mit der üblichen Geste ergriff sie das Portemonnaie und ein Stück Papier.

Aber im Portemonnaie war kein Geld.

Da wickelte sie hastig und irr in die Zeitung ihren Kopf und warf sich aus dem Fenster unter den Tönen des Galopps, mit dem man sicher in der Hölle die Teufel zum Frühstück versammelt.

(Deutsch von Alexandra Stamm.)

Literarische Neuerscheinungen

Hans Dankberg. Vom Wesen der Moral. Eine Physik der Sitten. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.

Auf dem Theater haben wir Präsidenten von Sittlichkeitsvereinen mitanzusehen müssen, die im Privatleben leider die Vereinstätigkeit nicht fortsetzten. Wir wissen, daß die Sitten der reichen Leute schrecklich verdorben sind und hören gerührt, daß der arme aber ehrliche Mann seine moralische Musterhaftigkeit allen Anfechtungen zum Trost unentwegt aufrecht erhält. Wir haben so wenig von Moral erlebt und so schrecklich viel von Moral gehört, daß man uns endlich damit in Ruhe lassen soll. Nun kommt ein Buch, dessen Verfasser den Mut hat, das Wort Moral trotzdem in den Titel aufzunehmen. Sympathisch ist: Dieses Buch will nicht über freie Liebe oder Verurteilung zu lebenslänglicher Ehe mit einer Frau entscheiden. Die Leser sollen nicht zu irgend einer bestimmten moralischen Moberichtung bekehrt werden unter scharfen Ausfällen gegen jeden der anders denkt. Dieses Buch spricht vielmehr von der Entstehung, der Entwicklung und dem Wachstum der Moral. Die Moral wird als gegebenes Produkt der Entwicklung angesehen und zu erläutern gesucht.

Selma Lagerlöf. Liljecronas Heimat. Roman. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark 50 Pf., in Halbfranz 7 Mark. (Verlag von Albert Langen in München.)

Selma Lagerlöfs neues Buch führt uns nach Värmland, wo auch ihr „Gösta Berling“ spielt. Gerade wie im Gösta Berling werden wir auch hier in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückverfetzt, und die Dichterin gibt uns in ihrer, aus Sagen, Traditionen und Wirklichkeit zusammengewobenen Erzählungskunst ein Bild jener Zeit — von dem Leben und Treiben in Haus und Hof, bei Hohen und Niederen, von den Sitten und Gebräuchen, von der Denkweise jener Menschen, für die unser Interesse mit jedem neuen Kapitel wächst und sich vertieft. Wie alte Kupferstiche tauchen diese Bilder vor uns auf, so bis in die kleinste Einzelheit deutlich und genau, von jenem weichen Farbenschein umflossen, mit dem Selma Lagerlöf ihre Dichtungen zu umgeben vermag.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Dr. phil. Helene Stöcker. Die Liebe und die Frauen. (J. C. C. Brunz Verlag, Minden i. W.) 2. Auflage. Geh. Mk. 2,50

Frank Wedekind. Franziska. Ein modernes Mysterium. (Georg Müller, Verlag, München 1912).

Hermann Bang. Die vier Teufel und andere Novellen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 1,—.

Frank Wedekind. Totentanz. Drei Szenen. (Georg Müller, Verlag, München.) 5. Tausend. Geh. Mk. 1,—.

Otte Soyka. Das Herbarium der Ehre. Roman. (Albert Langen, Verlag, München.) Geh. Mk. 5,50.

Zeitschriftenchau

Pan. Die neue Nummer enthält: Theodor Reik: Dichtung und Psychoanalyse; Franz Quentlin: Die Höflichen; Rudolf Leonhard: Verle; E. Waldmann: Stendhals italienisches Tagebuch u. a.

Der Zwiebelfisch. Herausgeber Hans von Weber. (Hyperion-Verlag, München.) Das Märzheft 1912 enthält: Musik und Musikverdummung; Emile Verhaeren: Die Kathedralen; Von Ereignissen und Sensationen; Die Lehre vom goldenen Aufschnitt; Von Büchern und anderen Dingen; Das Einzelheft kostet 60 Pf.

Rain. Herausgeber Erich Mühsam. Das Märzheft bringt folgende Beiträge: Die Bergarbeiter; Tagebuch; „Die M. N. N.“; Die Stimmrechts-Amazonen u. a. Das Heft kostet 30 Pf.

Inhalt der vorigen Nummer: Der Streik. Von Franz Pfemfert. / Auf die Märzgefallenen. / Berliner Märztag 1848. Erinnerungen eines Augenzeugen. / Glossen. / Der Blick des Armen. Von Jean Richpin. / Der „Vater der Idee“. Von F. B. / Entrückung. Von Ernst Stadler. / Das Schöne und die Malerei. Von Walter Serner. / Faust's Gebet. Von Ferdinand Lassalle. / Theater. Brzjbszjewski: Das goldene Vließ; Ginster: Der Mund). Von Ferdinand Hardekopf. / Zwei Welten. Von Max Brod. / Szene aus einem Trauerspiel. Von M. S. / Unsere Wedekind-Aufführung. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Das neue Vierteljahr beginnt

mit der nächsten Nummer. Falls in der Zustellung der Wochenschrift keine Unterbrechung eintreten soll, muß das Abonnement sofort erneuert werden. An unsere Freunde ergeht wiederholt die Aufforderung: agitiert für die „Aktion“!

Der Verlag

Hotel Monopol-Metropole

i. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2,50, mit Privatbad von M. 5,— an. :: Auto-Garage. **Frankfurt a. M.**

Central-Hôtel
Restaurant
Vörös Miska.

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD

Steiermark

Aerztl. Leiter: Prof. Dr. E. v. Düring. — Ganzjährig geöffnet. 4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäß. Zimmerpr.

Das billigste Hotel am Friedrichsbahnhof **Berlin** ist „Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätsstraße 2.

Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1,50 bis 6,— M. Telephone Amt 1, 4799. **Bäder im Hause.**

BEX - LES BAINS VILLARS
GRYON

Arveves - CHESIERES - Les Plans

Solbäder und Luftkurorte der waadtländischen Alpen

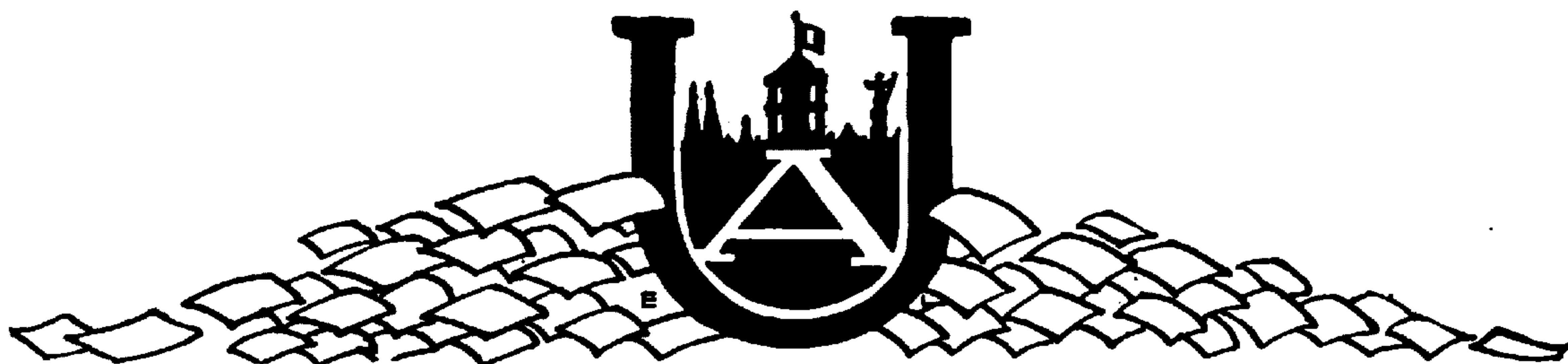
verbunden durch eine elektrische Bahn. — Station Bex (Simplonlinie). Illustrierte Broschüren gratis auf Verlangen durch das Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

Hablos Frères Zigaretten haben keine!
Konkurrenz!!

Fabrik: Berlin W 10, Königin-Augusta-Straße 23.

Inhalts-Verzeichnis des ersten Quartals 1912

Mag. Adler. Kopien	209	Erich Mühsam. Neujahr	9
Lord Bacon. Apophthegmata	108	Georg Müller. Camilla	148
Alfred Bader. Der verdächtige Staatsbürger	296	Mynona. Statuette	299
Ernst Balcke. Kokoko	334	Victor Noack. Populäre Musik	284
Zwei Gedichte	398	Kurt Pischke. Das Heimliche Theater	237
Hermann Bang. Peter Hansen	171	Franz Pfemfert. Das große Sterben	1
Johannes R. Becher. Auf die Märzgefallenen	355	Die „D. V.“	38
Berliner Märztag 1848. Von einem Augenzeugen	355	Eine halbe Stunde fürs Vaterland	65
Johannes Berndt. Diskussion zum Kirchenaustritt	101	Pressepranger (Lokal-Anzeiger)	74
Ernst Blah. Gegner	231	Aufruf zum Heimlichen Theater	100
Kristide Briand. Sind Sozialisten regierungsfähig	163	Goldene Klassiker-Bibliothek	117
Mag. Brod. Oskar Baum	9	Bilanz	131
Bei der Nichte Flauberts	43	Der legendäre Block	193
Die Blätter	271	Die Unheilbaren	225
Weltgeschichte	302	Europas Wahnsinn	257
Angst	340	Das Märchen vom Mädchenhandel	289
Zwei Welten	361	Unsere öffentliche Versammlung	310
Ogon. An sein Kind	398	Gärung	321
Arthur Drey. Der Märtyrer	42	Der Streik	353
Georg Heym, Nachruf	139	Der „Vater der Idee“	358
Ralph Waldo Emerson. Die Macht der Minoritäten	135	Otto Pich. Gérard de Nerval	328
Victor Fraenkl. Das Heimliche Theater	169	Alexandra Kamm. U. Kuprin Alles!	114
Dr. R. Friedberg. Historischer Materialismus	131	Hysterie	303
E. Friedländer. Danse sunébre	209	Der Peterkasten. Nach Täffi	401
Schlaftrunken	237	Maria Kamm. Klage	151
Friedrich der Große. Im Spiegel seiner Worte	72	Elisée Reclus. Verbrechen und Todesstrafe	227
An Maupertuis	144	Rittinghausen. Gewerksmäßiger Parlamentarismus	36
Ecrasez l'infame	161	Röhl. Junge Bildungspolitiker	323
U. Sagan. Schwester	3	Jean Richopin. Der Blick des Armen	358
E. Ginsburg. Bei Peter Krapotkin	291	Ludwig Rubiner. Die Anonymen	299
Glossen. 5, 40, 74, 102, 137, 166, 202, 230, 296, 324,	357	Anselm Ruest. Strindbergs Schletterhausen	12
Felix Goldner. Lebensgedanken	76	Von Svedenborg zu Strindberg	104
Victor Hadwiger. Rattentanz	79	Strindbergs Christine	306
Dr. jur. Halpert. Das Heimliche Theater	140	F. v. Sallet. Eine mysteriöse Begebenheit	334
Ferdinand Hardekopf. Huldigung nach Baudelaire	171	Friedrich Sch. Naturgeschichte des Philisters	67
Ein Brief	238	Peter Scher. Das Heimliche Theater	169
Das Velvetkleid	303	Boulevard des Italiens	263
Brzobyszewski: Das goldne Vließ	367	René Schickele. August Strindberg	103
Carsten S. Ginstler, Der Mund	369	Wappen und Embleme	330
Maximilian Harden. Das Heimliche Theater	143	Malter Serner. Die neue Sezession	173
Conrad Haußmann. Zum Ordensfest	137	Das Schöne und die Malerei	361
Onkawe Hervé. Was ist das Vaterland?	259	Arthur Silbergleit. Das Heimliche Theater	308
Patriotische Erziehung	390	Frána Srámek. Der letzte Tag im Jahr	14
Alexander Herzen. Deutschland	385	Im dunklen Afrika	338
Georg Heym. Zwei Gedichte	110	Ernst Stadler. Semiramis	16
An Hildegard R.	207	Fülle des Lebens	75
An S. R.	243	Reinigung	103
Marie Solzer. Lieber Baron	14	Fluß am Abend	113
Lied eines kleinen Mädchens	53	Der Morgen der Dirne	148
Altkkehr vom Hades	208	Beitörung	233
Der Wert der Untreue	233	Parzival vor der Cralsburg	271
Szene aus einem Trauerspiel	370	Entrückung	361
Heim und Staat	388	August Strindberg. Autobiographisches	268
Hans von Hülsen. Die Krise	177	Albert Ulrich. Der Brand	139
Ueber literarische Modelle	240	Das Heimliche Theater	309
Heinrich Jagenstein. Zirkus	111	Bivus. Appell ans Volk	3
H. E. Jacob. Moissi-Abend	243	Frank Wedekind. Herr von der Heudte	239
Mag. Jungnickel. Erika von Wagner	17	Ein Brief über sein Schaffen	359
R. K. Vortragsabend Refi Langer	176	Alfred Wolfenstein. Gabriell Schillings Flucht	146
Heimystik	262	Mitwelt	168
Rudolf Kayser. Klage	111	Umfrage	204
Alfred Kerr. Das Heimliche Theater	170	Hermann Bang-Feyer	306
Peter Krapotkin. Das Erwachen 1856—1862	198	Erde? — Welt? —	310
Rudolf Kury. Zum Problem der Theaterkritik	330	August Hermann Jenz. Dionysosorgie	47
A. Kuprin. Alles!	114	Cheskel Jwi. Kunsthauffe	74
Jules Laforgue. Beklagung der Hochzeitsförmlichkeiten	399	Vom jüdischen Klassenkampf	165
Ferdinand Lassalle. Faust's Gebet	364	Zeitschriftenschau. 24, 55, 88, 120, 152, 182, 213, 246, 278, 311, 342, 372	
Lautensack. Das Heimliche Theater	97	Bücher die besprochen wurden:	
Bassauer Reimchronik	326	Klein-Gattungen: Geschichte des deutschen Liberalismus 23; Lud-	
Alfred Dichtenstein. Mein Ende	177	wig Brinkmann: Erweckung der Maria Carmen 24; Hugo v. Hof-	
Fahrt nach der Irrenanstalt	203	mannsthal: Prosaschriften 54; Emil Strauß: Kreuzungen 55;	
Wilhelm Dieckmecht. Sozialdemokratie u. Parlamentarismus	37	Emil Rasmussen: Was Frauen wollen; Robert Michel: Geschichten	
Exilap. Jurisdiktionsimpression	39	von Insekten; Holländer: Das letzte Glück 87; Sigurd Jbsen:	
Camille Maucclair. Bianca Leoni	273	Menschliche Quintessenz; Emil Ludwig: Bismarck 119; Friedrich	
Grete Meißel-Hef. Offener Brief an Helene Lange	232	Huch: Geschwister; Lemonnier: Aus den Tagen von Sedan 152;	
Die phantastische Germania	75	Björnson: Briefe an seine Tochter 180; Leo Tolstoi: Chadschi	
Alfred Richard Meyer. Das Abdegrevier-Mädchen 17, 47, 79	110	Murat 212; Mell: Gedichte; Otto Rühle: Das proletarische Kind 243;	
Georg Heym	110	Ellen Key: Seelen u. Werke 277; Rathenau: Zur Kritik der Zeit 340;	
Dr. Robert Michels (Turin). Sozialismus in Italien	195	Lafcadio Hearn: Japan 341; Herman Bang: Die Vaterlandslosen 372	
Octave Mirbeau. An die Wähler	33	Dankberg: Vom Wesen der Moral; Lagerlöf: Viljenronas Heimat 401	



ALBERT ULLRICH BERLIN



BUCHDRUCKEREI



HOLLMANN-STRASSE NUMMER 22
TELEPHON: AMT MORITZPLATZ 3953
BANKKONTO: COMMERZ- U. DISCONTO
BANK DEP.-KASSE O, FRIEDRICHSTR. 1

DIE BUCHDRUCKEREI DER AKTION



EMPFIEHLT SICH ZUR HERSTELLUNG
VON ZEITSCHRIFTEN, WERKEN
BROSCHÜREN, KATALOGEN
PROSPEKTEN UND ZIRKULAREN
PROGRAMMEN UND RECHNUNGEN
EXLIBRIS UND FAMILIENANZEIGEN
MERKANTIL- UND KUNSTDRUCKEN
ZWEI- UND MEHRFARBENDRUCKEN



KOSTENANSCHLÄGE, SKIZZEN UND
PROBEDRUCKE ZUR DISPOSITION

DIE BUCHDRUCKEREI DER AKTION

Die Aktion

M.R

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Jahrgang 1912

Nr. 14 ■ 1. April

INHALT

Franz Pfemfert	Der tote Poseur Albert Träger
Alexander Herzen	Puschkin und Russland
Ernst Blaß	Impressionistischer Klassizismus
A. H. Zeiz	Aus den „Heiligen Festen“
Alfred Wolfenstein	Auf die Spitze
Ferdinand Hardekopf	Der Doktor Blei
René Schickele	Montrouge
Arnold Zweig	Erinnerung an Cristina
Grete Meisel-Heß	Die pietätvolle Firma
Glossen — Literarische Neuerscheinungen — Zeitschriftenschau — Mitteilung des Verlages — Unsere Wedekind-Aufführung	

Einzelheft **20** Pfennig

Verlag der Wochenschrift „Die Aktion“

Berlin-Wilmersdorf

DER ZWIEBELFISCH

EINE KLEINE ZEITSCHRIFT FÜR GESCHMACK IN BÜCHERN
UND ANDEREN DINGEN

ERSTER JAHRGANG

4 Hefte verschiedenen Formats M. 2.50; Mappe dazu M. 1.50

Aus dem Inhalte: Napoleons Reisebibliothek Von drei verunglückten Büchern Die Viertelsächtheit / Bayros-Bücher Wahre Geschichte Bucheinbände Ein Minnelied Wert und Gewand Ein Autographenfabrikant vor 50 Jahren Klage eines vielbeschäftigten Verlegers Bibliophilen auf Kredit u. a. m.

ZWEITER JAHRGANG

6 Hefte M. 3.—, in Pappband 5.40, in Leinenband 6.—, Luxusausgabe in Pergamentband 12.—

Aus dem Inhalte: Vom lebendigen Buche / Doublettenmacherei Doves Preß Häßlichkeitskonkurrenz Mißachtung des Buches Nachrichten über den Geschmack des Kaisers. „Aus der Gesellschaft“ Seltsamer Ausgang einer buchhändlerischen Polemik Profanierung des Erlesenen Deutsche Ledereinbände Schillerfeier in Leipzig „Schlager“ im Buchhandel. Shimbi Shoin / Gedichte von Chesterton, Verhaeren, Thomas Mann, Henri IV etc. Ein beklagenswerter Verleger Balthessersche Observanz Der fidele Postrat Der taktvolle Untertan / Dichter unter sich / Der Zierfischzüchter u. v. a. m.

DRITTER JAHRGANG

6 Hefte M. 3.—, in Pappband 5.40, in Leinenband 6.—, Luxusausgabe in Pergamentband 12.—

Aus dem Inhalte: Der moralische und der ästhetische Mensch Der Skandal im Grill Room. M. Jules Huret bei den deutschen Barbaren Vom illustrierten Buche Die Leichenwagenbremser von 1911 / Los vom Theater Pornographie und Erotik Beiträge von Matana, Ernst Schur, Carl Sonntag, Paul Mongré, W. v. Wulfen, Georg Heym, Verhaeren, Ludwig Scharf etc. Weltbildung Titel, Orden und Ehrenzeichen Seltenheit älterer Bücher Arrogante Damen von Welt / Auf der Suche nach den Münchner Dichtern Dame mit Hund Soll man Ehe brechen? / Oder soll man keusch leben? / Koje 5 / Der Unfugstifter Wohlriechende Damen. Die Berliner Staatsanwaltschaft Nervenschwache Männer Der beliebte Anarchist Der deutsche Sprachverein Bürgerpflicht zur Anhörung der Militärmusik u. v. a. m. In jedem Hefte befindet sich eine künstlerische Schriftbeilage von E. R. Weiß, Peter Behrens, W. Tiemann, Hupp, Rudolf Koch etc.

DER VIERTE JAHRGANG BEGANN ANFANG 1912

Preise wie im zweiten und dritten Jahrgang. Durch jede gute Buchhandlung, sonst direkt vom

HYPERIONVERLAG HANS VON WEBER MUENCHEN XXXI

Die Aktion

H.R.

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 14 □ 1. April

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 zu senden :: :: ::
Telephon-Anschluss: Amt Pfalzburg Nr. 6242 :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Heft 20 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband gegen Mk. 1.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische-Strasse Nr. 17 :: :: ::
Kommissionär für den Buchhandel: Gustav Brauns, Leipzig :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Der tote Poseur Albert Träger

Daß er kein Heiland der Barrikade gewesen ist, würde nichts gegen den verstorbenen Geheimrat sagen. Daß Albert Träger als rührseligsüßlicher Mutterliederfabrikant ein minder behendes Reimtalent bewies, als der durch Zurücklegung vieler Lebensjahre bekannte Lolo Leipziger, mag eine Privatangelegenheit sein und kein erschwerendes Moment. Ja, man könnte die liberalen Leichenredner unbeanstandet schwadronieren lassen, könnte die lungenkräftigen Nachrufer einfach belächeln, wenn der Fall Träger nicht gar so typisch wäre für unsere Zeitungszeit. Solange die freisinnige Sippe Familienrührung mimt, soll sie ungestört bleiben. Aber wenn man uns mit weinenden Leidartikeln belästigt, wenn man Banalitäten als Offenbarungen hinlegt und die Gefühlsduselei uns Tatsachen zu fälschen sucht, dann müssen wir rücksichtslos protestieren. Wir müssen protestieren, wenn Herr Theodor Wolff vom Berliner Tageblatt sein Amt mißbraucht, um uns einen Familienliebbling als Heros der Nation vorzuführen, wir müssen protestieren, wenn man einem zeitungsgläubigen Publikum den toten Poseur Albert Träger als toten Helden aufzuschwätzen sucht.

Wir dürfen den Fall nicht unterschätzen. Er ist typisch. Wie jetzt beim Tode des Geheimrats Albert Träger, so ist die liberale Geschäftspresse jederzeit auf dem Sprunge, der Belanglosigkeit Bedeutung nachzureden, sofern nur diese Belanglosigkeit sich irgendwie mit der fortschrittlichen Phraseologie zu drapieren weiß.

Die Papierkränze werden als Unsterblichkeitslorbeer ausgeteilt, wo nur ein Kadaver es verstand, liberale Schlagworte zu lallen. Gelehrte können dem Aufwärts der Menschheit unerhört genützt haben, können ein Lebenswerk schaffen, das Jahrhunderte überragt — solange sie nicht dem Gözen Liberalismus ihren Tribut entrichten, solange sie dem Maulheldentum die Gefolgschaft versagen, solange ist ihr Name, sind ihre Taten nichtig, nicht wert des Telegramms eines Spezialberichterstatters. Haeckel; Virchow; v. Liszt. Die Liste der liberalen Götter läßt sich beliebig ausdehnen: zwei Kennzeichen weisen alle fortschrittlichen Unsterblichkeitsattrappen auf: das würdige Alter und die Liebe zur liberalen Phrase.

Dem toten Geheimrat Albert Träger war außer diesen Merkmalen nichts, aber auch gar nichts nachzureden. Man suche doch einmal das Lebenswerk dieses letzten Giganten der freisinnigen Zeitungswelt zu betrachten. Wo ist die Tat, die er getan? Wo sind die Schlachten, die er geschlagen? die Wunden, die er als „tapferer Soldat der Freiheit“ empfing? Wo ist die Spur von seinen Erdentagen? Selbst die Nachrufer wissen uns nichts darüber zu sagen. Sie tischen uns all die geistlosen Witzen auf, die sich der schwaghafte Geheimrat je geleistet (die unsägliche Seichtheit vom Herzen, das „links“ schlägt, macht die Runde durch den gesamten Zeitungswald), aber nicht eine positive Tat, nicht den leisen Willen zur Tat können sie uns zeigen. „Er war ehrlich“, lesen wir wieder und wieder.

Ja, zum Teufel, ist es denn schon ein Verdienst, wenn man bei liberalisierenden Menschen „Ehrlichkeit“ feststellen kann? Aber dieser tote Geheimrat Albert Träger war ja sein Leben lang nicht einmal politisch ehrlich im wahren Sinne des abgegriffenen Wortes. Theodor Barth war ehrlich. Theodor Barth hat für seine Ideale Opfer gebracht. Der Geheimrat Albert Träger war der Mann der geschwellenen Phrase, war ein Poseur in Reinkultur.

Ein Mann, der Angesichts des Todes im schwierigsten Komödiantenjargon sagen kann: „Schreibe: Der sterbende Fechter gratuliert“, ein solcher Mann hat nie ernstlich der Freiheit gedient.
Franz Pfemfert.

Alexander Puschkin und Russland

Von Alexander Herzen

Kurz vor der finsternen Gewaltherrschaft, die, 1825, ihre ersten Schritte in russisches Blut setzte und in polnischem Blute fortwatete, trat der grosse Dichter P u s c h k i n auf, und wurde, sobald er aufgetreten war, der russischen Literatur unentbehrlich und notwendig. Die anderen Dichter sind gelesen und bewundert worden, Puschkin aber ist in den Händen eines jeden gebildeten Russen, der ihn sein ganzes Leben hindurch immer von neuem liest. Seine Poesie ist weder Versuch, noch Studie, noch Uebung, sie war sein Beruf, und gedieh zur reifen Kunst; der gebildete Teil des russischen Volkes fand in ihm zum ersten Mal einen Mann, dem die Gabe des poetischen Wortes verliehen war.

Puschkin ist vollkommen national und doch dem Fremden verständlich. Selten ahmt er die Sprache der russischen Lieder nach, er gibt den Gedanken so, wie derselbe in seinem Geiste auftaucht. Wie alle grossen Dichter steht er immer mit dem Leser auf gleicher Höhe, er erhebt sich, er wird düster, stürmisch und tragisch, seine Verse grollen wie das Meer, wie der vom Sturme bewegte Wald, aber er ist zugleich heiter, Funken sprühend, der Freude so wie der Rührung bedürftig. Allenthalben ist der russische Dichter wahr und natürlich, es ist nichts Kränkliches in ihm, nichts von jener künstelnden psychologischen Analyse, von jenem abstrakten christlichen Spiritualismus, dem man so oft bei deutschen Dichtern begegnet. Seine Muse ist kein bleiches, nervenschwaches, in ein

Leichtentuch gehülltes Wesen, sie ist ein feuriges, vom Glanze der Gesundheit umstrahltes Weib, zu reich an echtem Gefühl, um nach erkünsteltem zu haschen, und unglücklich genug, um jede Erfindung affektierten Schmerzes zu verschmähen. Puschkin besass die pantheistische, epikuräische Natur der griechischen Dichter, aber dabei war in seinem Geiste ein ganz modernes Element. Bei der Einkehr in sich selbst fand er in tiefem Innern den Gedanken Byrons und die beissende Ironie unseres Jahrhunderts.

Man hat Puschkin für den Nachahmer Byrons gehalten, und wirklich hat der englische Dichter einen grossen Einfluss auf den Russen ausgeübt. Man geht niemals aus dem Verkehr mit einem bedeutenden und gleichgestimmten Menschen hervor, ohne dessen Einfluss zu spüren, ohne in den Strahlen, die von ihm ausgehen, zu reifen. Wenn wir von einem von uns verehrten Genius das bestätigen hören, was in unserem Herzen lebt, so gibt uns das neuen Schwung und neue Kraft. Aber dieser natürliche Prozess ist weit von Nachahmungen entfernt. Puschkin wurde nach seinen ersten Gedichten, in denen sich der Einfluss Byrons mächtig fühlbar machte, immer mehr und mehr Original. Stets voll Bewunderung für den grossen britischen Dichter, war er weder sein Klient noch sein Parasit — „ni traduttore ni traditore.“

Am Schluss ihrer Laufbahn gehen Puschkin und Byron vollständig auseinander, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: Byron war echt englisch und Puschkin echt russisch, russisch im Sinne der Petersburger Periode. Er kannte alle Schmerzen des gebildeten Menschen, aber er besass Glauben an die Zukunft, den der Occidentale verloren hatte. Byron, die grosse, freie Individualität, der Mensch, der sich in seiner Unabhängigkeit isoliert, sich immer mehr in seinen Hochmut, in seine stolze, skeptische Philosophie einhüllt, Byron wird immer düsterer und unversöhnlicher. Er hatte keinen Glauben an die nahe Zukunft; gebeugt von bitteren Gedanken, des Lebens müde weicht er sich einem Volke slawo-hellenischer Piraten, einem Volke, das er mit den Griechen des Altertums verwechselt. Puschkin dagegen wird immer ruhiger, vertieft sich in das Studium der russischen Geschichte, sammelt Material zu einer Monographie über Pugatschew, verfasst ein historisches Drama: „Boris Godunow,“ hat einen kindlichen Glauben an die Zukunft Russlands; das Triumphgeschrei und der Siegesruf, die 1813

und 1814 das Ohr des Knaben trafen, hallten noch in seiner Seele wieder; eine Zeitlang sogar war er in einem petersburgischen Patriotismus befangen, der auf die Menge der Bajonette stolz ist und sich auf Kanonen stützt.

Diejenigen, die behaupten, dass „Onegin“, das Gedicht Puschkins, der russische „Don Juan“ sei, verstehen weder Byron noch Puschkin, sie halten sich nur an die äussere Form. „Onegin“ ist Puschkins bedeutendste Arbeit, er hat sein halbes Leben darauf verwandt.

Onegin ist kein Hamlet, kein Faust, kein Manfred, kein Obermann, kein Trenmor, kein Karl Moor. Onegin ist ein Russe, er ist nur in Russland möglich, dort ist er notwendig, und man begegnet ihm dort auf Schritt und Tritt. Onegin ist ein Müssiggänger, weil er nie Beschäftigung gehabt hat, ein Mensch, der in der Sphäre, in der er sich bewegt, überflüssig ist, und nicht genug Charakterstärke besitzt, um diese Sphäre zu verlassen. Er ist ein Mann, der das Leben ausprobiert bis an seinen Tod, und den es gelüsten konnte, den Tod auszuprobieren, um zu versuchen, ob er nicht besser sei als das Leben. Er hat alles angefangen, ohne etwas durchzuführen, er hat viel gedacht, aber um so weniger getan. Er ist ein Greis mit zwanzig Jahren, und wird verjüngt durch die Liebe, als er zu altern beginnt. Er hat immer, wie wir alle, mit Spannung auf etwas gewartet, weil er nicht töricht genug ist, an die Dauer des gegenwärtigen Zustandes in Russland zu glauben. Nichts hat sich erfüllt, und das Leben entflieht. Die Person Onegins ist so national, dass man ihr in allen Romanen und in allen Gedichten begegnet, welche in Russland einigen Anklang gefunden haben, nicht, als ob man sie hätte kopieren wollen, sondern weil man sie fortwährend um sich oder in sich findet. — —

„Der Held unserer Tage“ von Lermontow ist sein jüngerer Bruder. Auch in der Erzeugnissen zweiten Ranges erscheint Onegin wieder, vielleicht unvollständig oder karrikiert, jedoch erkennbar. Wir alle sind mehr oder weniger Onegins, wenigstens sofern wir nicht vorziehen Tchinownik (Beamte) oder Pomestschik (Eigentümer) zu sein.

Die Zivilisation verdirbt uns, sie bringt uns aus dem Gleise, sie bewirkt es, dass wir andern und uns selbst zur Last, dass wir Müssiggänger und unnütze, launenhafte Menschen sind; dass wir die Ausschweifung bis auf die Spitze treiben, dass wir unbekümmert unser Vermögen, unser Herz, unsere Jugend vergeuden,

dass wir nach Beschäftigung, nach Aufregung, nach Zerstreuung haschen, etwa wie jene Hunde zu Aachen, von denen Heine erzählt, dass sie die Vorübergehenden, wie um eine Gnade, um einen Fusstritt bitten, der ihnen die Langeweile vertreibe. Wir treiben alles: Musik, Philosophie, Liebe, Kriegskunst, Mystizismus, um uns zu zerstreuen, um die unendliche Leere zu vergessen, die uns niederdrückt.

Zivilisation und Sklaverei — es ist auch kein „Lappen“ zwischen den beiden, der es hindern könnte, dass wir von diesen zwei gewaltsam aneinander gerückten Exzemen, nicht innerlich oder äusserlich zerrieben würden! Man gibt uns eine umfassende Erziehung, man impft uns die Wünsche, die Tendenzen, die Leiden der Mitwelt ein, und ruft uns zu: „Bleibt Sklaven, bleibt stumm, bleibt passiv, oder ihr seid verloren!“ Zum Ersatz dafür lässt man uns das Recht den Bauer zu schinden, und am grünen Tisch oder im Weinhouse die von uns erhobene Steuer, woran Blut und Tränen des Bauern kleben, zu vergeuden.

Der junge Mann findet kein einziges wirkliches Interesse in dieser Welt des Servilismus und armseligen Ehrgeizes. Und doch ist er verdammt, in dieser Gesellschaft zu leben, denn das Volk steht ihm noch ferner. „Diese Welt“ besteht wenigstens aus gefallenem Wesen gleicher Art, während zwischen ihr und dem Volke keine Gemeinschaft existiert. Die Traditionen sind durch Peter I. so gründlich zerrissen, dass keine menschliche Macht, wenigstens keine der Gegenwart, imstande ist, sie zusammenzuknüpfen. Vereinzelung oder Kampf bleibt nur übrig, und wir haben weder zum ersten noch zum zweiten genügende moralische Kraft. So wird man ein Onegin, wenn man nicht in den öffentlichen Häusern oder in den Kasematten einer Festung zugrunde geht. Wir haben die Zivilisation gestohlen, und Jupiter will uns ebenso erbittert strafen, wie er den Prometheus martern liess.

(Schluss folgt.)

Glossen

a) Die pietätvolle Firma spricht:

„Der Sohn eines bedeutenden Mannes zu sein, eines Mannes, der aus nichts ein Unternehmen geschaffen hat, das, heute eine Aktiengesellschaft, den Riesenleib der Millionenstadt täglich, stündlich mit Milch versorgt und in seiner Grosszügigkeit und seinen sanitären Einrichtungen vorbildlich für alle derartigen Einrichtungen geworden ist, ohne jedoch auch nur entfernt von

einem einzigen erreicht worden zu sein, ist insofern nicht so leicht, als die Mitwelt von dem Sohne ähnliche Taten zu sehen verlangt, wie sie der Vater erreicht hat. — Hätte der Sohn seine zweiundzwanzigjährige Tätigkeit in der Meierei weiter ausgeübt, so würde es ihm eine Kleinigkeit gewesen sein, auf der vom Vater geschaffenen Basis weiter zu bauen. Um so höher ist es einzuschätzen, wenn der Sohn sich ein anderes Feld seiner Tätigkeit aussucht, und wenn er das, was der Vater auf obigem Gebiete geschaffen und erreicht hat, auf einem ganz andern Gebiet zustande bringt.

Herr Andreas Bolle, der älteste Sohn des im vergangenen Jahre verstorbenen Meiereibesitzers Geh. Kommerzienrats C. Bolle, hat in zehnjähriger zielbewusster, arbeitsreicher Tätigkeit ein Unternehmen geschaffen, welches zwar noch nicht ganz den Riesenumfang des väterlichen Betriebes hat, aber doch bereits eine direkt dominierende Stellung einnimmt. — Welcher Art ist nun das fragliche Unternehmen? Die verehrlichen Leser mögen mir auf einem Wege folgen, den keiner gern geht, und den doch jeder von uns einmal, über kurz oder lang, gehen muss, von dem niemand verschont bleibt — den Weg zum Sargmagazin und Beerdigungsinstitut.

Ein grosser Geschäftspalast . . . Es ist wohl kein Erdteil, dem nicht schon die Firma Julius Grieneisen die sterblichen Ueberreste eines seiner Landeskinder zur letzten Ruhestätte zurückgesandt hat . . . zeugt aber auch von der vornehmen pietätvollen Geschäftspraxis, welche die Firma Julius Grieneisen ausübt und die ihr das unbedingte Vertrauen der weitesten Kreise, insonderheit der Elite des Volkes, gesichert hat. Denn gerade in solchen hilflosen Situationen, wie sie Trauer und Schmerz mit sich bringen, bedarf es eines vertrauenswürdigen Beraters in den nächstliegenden Erfordernissen. Dieses entgegengebrachte Vertrauen bleibt der Geschäftsleitung ein schöner Ansporn, auf dem einmal als richtig erkannten Wege fortzufahren an dem weiteren Ausbau des Unternehmens, unbeirrt . . . in kürzester Zeit einen Vertreter der Firma herbeirufen kann, der in pietätvoller Weise den Wünschen der Auftraggeber gerecht wird, so dass man die diskrete, vornehme Teilnahme in jeder Weise warm empfindet. Jede Aufdringlichkeit ist im Hause Julius Grieneisen streng verpönt; dagegen sind die Preise äusserst niedrig auskalkuliert und streng reell. . .“

(Der „Tag“ vom 23. März)

b) Die pietätvolle Firma wirkt:

Eine wahrhaft schaurige Mär, die einen düsteren grotesken Stoff für Edgar Alland Poe abgeben würde, ging durch die Presse. Einem Schneider war seine Frau gestorben. Da diese den Wunsch geäussert hatte, dass ihre Leiche im Krematorium in Jena eingäschert werde, liess er sie von der Beerdigungsfirma Grieneisen, Inhaber Andreas Bolle (man merke sich die Firma) nach Jena überführen. Er bestellte ausser

dem Zinksarg noch einen Holzsarg. Es stellte sich aber heraus, dass der gelieferte Holzsarg nicht den Massen des Verbrennungsofens entsprach und daher nicht verwendet werden konnte. Der Besteller hatte die Masse genau angegeben und weigerte sich nun, den unverwendbaren Sarg zu bezahlen. Von den Schauerszenen, die sich vor den Verbrennungsofen der Krematorien abspielen, haben wir schon öfter gehört. Es geht da zu, wie im Bette des Prokrustes, was zu lang ist, wird kurz und klein gehackt, Tote aus den Särgen gezerrt und in den Ofen hineingepresst . . . Um den Schneider zur Bezahlung zu zwingen, beging die Beerdigungsfirma, die professionell in Pietät macht, die Ungeheuerlichkeit — die Aschenreste der Toten zu beschlagnahmen! Unter Tränen klagte der Schneidermeister seinem Anwalt, dass die Ueberreste seiner Gattin vorläufig in den — Kontorräumen der Firma Grieneisen „ruhten,“ dass sie beliebig mit anderer Asche vertauscht, beschmutzt, vernichtet werden könnten. Selbst der Mensch, der für Formalitäten sonst wenig übrig hat, wird angesichts des unermesslichen Wehes, das das Sterben eines geliebten Menschen bedeutet, angesichts dieses Abgrundes von Dunkelheit inbrünstig wünschen, dass die letzten notwendigen schaurigen Formalitäten so „glatt“ wie möglich vorbeigehen mögen; dass die Hammerschläge, die den geliebten Menschen in seiner Kiste vernageln, möglichst schnell vorüber seien, dass die Erde, die ihn aufnimmt, grün bepflanzt werde, oder dass ein reinlicher Brand uns bald jene teuere Asche überliefern möge. Niemand, der so viel Phantasie hat, sich an die Stelle jenes Mannes zu versetzen, der es erleben musste, dass ihm die Asche seiner Frau gepfändet wurde, wird dies tun können, ohne dass ihm die Haare vor Entsetzen zu Berge stehen. Jeder braucht nur zu denken, dass mit den Ueberresten seines Vaters, seiner Mutter, seines Weibes oder seines Mannes das Gleiche geschehe, und er wird sich wie von Furien geschüttelt fühlen. Das also wäre der glücklich erreichte Gipfel merkantiler Skrupellosigkeit, ein Plus darüber hinaus ist beim besten Willen nicht denkbar. Wie es bis an die innerste Wurzel des Lebens greift, einen geliebten Toten nicht zur letzten Ruhe bringen zu können, seine letzten Ueberreste geschmäht zu wissen, das hat einer der Unseren, Georg Beer-Hoffmann, in seinem Grafen von Charolais vor die Seele geführt. Auch dort pfänden unbezahlte Gläubiger seinen Leichnam. Aber jenes Stück spielt im finsternen Mittelalter, und dieses — heute. Um den Leichnam des Vaters auszulösen, um endlich zu wissen: „Er ruht!“ verpfändet der Graf sein eigenes Leben, und sei es für ewig, dem Schuldturn. In jenem Stück sind die Gläubiger selbst arme Wichte, deren einer es erleben musste, dass man seinen Vater lebend verbrannte, und der Graf war ihnen vielleicht ein kleines Vermögen schuldig. Hier aber sehen wir eine prompte Firma, die in Pietät macht, deren Beruf es sozusagen ist, die besten Formen

des Begräbniswesens dem Publikum zugänglich zu machen, die Asche einer Toten beschlagnahmt, weil der Holzsarg, der verpfuscht und unbrauchbar war, nicht bezahlt wird. Anstatt sich zu schämen, dass sie ihren Beruf so wenig kennt, dass sie nicht die vorschriftlichen Masse für das Krematorium einzuhalten vermag, begeht diese Firma eine Ungeheuerlichkeit, die zum Himmel schreit. Man merke sich ihren Namen genau, damit es einem nicht ergehen möge, wie jenem unglücklichen Manne. Das Schauerlichste aber an dieser Poe-Geschichte ist die Tatsache, dass sich in Berlin ein Richter fand, der die Klage des Mannes — zurückwies mit der Begründung, „dass wesentliche Nachteile nicht entstehen könnten!“ Erst die Berufung hatte den Erfolg, dass die Firma die Aschenreste herausgeben musste, „da die Zurückbehaltung gegen die guten Sitten verstosse.“
Grete Meisel-Hess (Steglitz).

Dokumente der Kunstentfaltung

„... Danach werden die Leiter der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft in den kommenden sechs Jahren sein: Ludwig Manzel, William Pape, Karl Langhammer, Adolf Schlabitz, F. Schwenke. Die grosse Berliner Jubiläumskunst-Ausstellung aber werden starten: Rudolf Schulte im Hofe, Leonhard Sandrock, Hermann Hosaeus, Otto H. Engel, Hans Herrmann, Konrad Kiesel und Hugo Vogel, Walter Schott, Konstantin Starck, Dr.-Ing. Otto March, Hans Meyer, Hans Looschen, Max Schlichting, Georges Morin, Max Unger, Wilhelm Brurein und Karl Kappstein.“

Das Deutsche Reich werden ermöglichen: Max Lehmann, Max Möller, Max Schultze, Otto Schultze, August Mampe etc.

Die Ehrenrettung des methodischen Mordens

Am Freitag, den 1. März, hat im preussischen Abgeordnetenhaus der sozialdemokratische Abgeordnete Hoffmann gemeint: „Der Krieg ist ein Hohn auf Gott und die Christenheit und die Menschheit.“ Darauf ist er von dem Präsidenten, dem konservativen Freiherrn v. Erffa, prompt zur Ordnung gerufen worden. Herr Hoffmann hat in seinem parlamentarischen Leben manchen Ordnungsruf eingeheimst und anscheinend nie sonderlich schwer darunter gelitten. Diesmal jedoch hat er dagegen protestiert. Und zwar auf eine Art, der man Witz und Logik nicht absprechen kann. Also nämlich schrieb er an das Bureau des Abgeordnetenhauses: „Gegen den mir in der Sitzung vom 1. März wegen angeblicher Beschimpfung des Krieges erteilten Ordnungsruf erhebe ich auf Grund des § 64 der Geschäftsordnung Einspruch, da der Krieg weder ein Mitglied des Hauses noch der Regierung ist, ebensowenig aber eine abwesende Persönlichkeit ist, die sich nicht verteidigen kann.“

Herr Hoffmann hatte bei seiner Beschwerde nur eines übersehen: dass man Proteste gegen Ordnungsrufe binnen vierundzwanzig Stunden

anmelden müsse. Damit war die Angelegenheit für das hohe Haus erledigt. Schade, bemerkt der „Türmer“ in seiner neuen Nummer: diese neukonservative Ethik scheint es wert zu sein, dass man sie ein wenig näher sich ansieht. Dürfen wir nicht mehr beten: „Bewahre uns, o Herre Gott, vor Krieg, Pestilenz und schwerer Not?“ Ist es ein Frevel wider die Ordnung der Welt und ihren Schöpfer, wenn wir den Krieg ein namenloses Unglück und eine Geißel der Menschheit nennen? Und soll in unseren preussisch-deutschen Parlamenten für das doch sehr harmlose Schwärmertum der Pazifisten durchaus kein Raum mehr sein?
R. B.

Impressionistischer Klassizismus

Von Ernst Blass

Blass hielt in Nachstehendem mündlich getane Einwände fest. Er bekämpfte nicht Einzelheiten, sondern den Kern eines Aufsatzes, der der Symptomatologie der Kunstschaffung Neues nicht hinzufügt, sondern gesicherte Prinzipien etwas äußerlich auffaßt.

Ich glaube, dass H. E. Jacobs Rede in ihren wesentlichen Punkten eine Widerrede nicht herausfordert. Ich wüsste nicht, was ich dagegen haben könnte, wenn einer mir zuriefe: „Der Impressionismus, das heisst die walillose Spiegelung sämtlicher Eindrücke ohne die regierende Absicht, eine Stimmung auszudrücken, ist keine Kunst“, oder wenn er spräche: „Der reine Klassizismus ist Ordnungsliebe — keine Kunst“. Kein Wort dagegen. Nur wundern würde ich mich, dass man so viel Kraftaufwendung nötig hat, Salten oder den Dramenverfasser Lublinski zu widerlegen.

Wenn man gleich derartig impressionistisch wäre . . . und man beschriebe bei einem Eisenbahnunglück Details und empfände nichts weiter, so wäre das ins Feuilleton gehörig. Wenn einer aber ein solcher Klassizist wäre, dass er auf der Stelle ein Eisenbahnunglück in den Widerstreit zweier Gewalten und nur Gewalten transsubstanzierte, so wäre das in die Mineralogie gehörig. Soweit ist Jacob ganz in seinem Recht. Ich glaube auch, dass Lebensgefühl, jenes Glühen, jener Hang inniger Geräumtes auszusprechen, jener Hang, heftiger zu reden, zugleich ein Empfinden des Nächsten, zugleich ein Empfinden des Fernsten ist. Der edle Jacob hat Euch gesagt, dass es ein Empfinden der „ästhetischen Gegenpole“ ist; — dass das gerade Erfasste zusammenströmt mit dem Gefühl aller Unerfahrenheiten (dass ein Gefühl für die Fa-

belhaftigkeit, zugleich Alltäglichkeit des Lebens entsteht), — jene masochistisch-religiöse Wollust, die das Glück des Kunstschaffenden ist . . . über seinem Unglück.

. . . Ich weiss mithin, dass die Kunst das Nächste und Fernste verbindet. Aber das wissen fast alle, suchen danach zu arbeiten — und gelangen zu seelenlosem Zirkus. Das macht: der **Z u s a m m e n k l a n g** ist alles. **G e f ü h l t** müssen die Gegenpole sein. Hier fangen überhaupt erst alle Fragen an. Wann dies der Fall ist, ist jedesmal *quaestio facti*.

Der Kern der Kunst ist nicht Vorhandensein des Nächsten und Fernsten, sondern das Fühlen des Nächsten und Fernsten. . . Man kann durch Zusammenstellung von Eisenbahnunglück und Gigantomachie ein Genie sein, und man kann ein Idiot sein. Der Zusammenklang ist überhaupt erst der Anfang. Da hört Jacobs Rede auf (und hilft sich kleinstädtisch mit Beispielen).

Ein mittelbarer Kunstfreund würde für Kunst halten, was Jacobs Forderungen genügt. Jedesmal, wenn er Gelegenheit hat, Nahes und Fernes zu konstatieren, könnte er sagen, hier sei die wahre Kunst. Und unser Freund soll kein Talent haben, Unwägbarkeiten zu spüren — und wäre der Reingefallene. *Re vera* geschieht dies täglich bei den Angehörigen anti-naturalistischer Richtung.

Meine sehr Geehrten! Es ist ja falsch, dass die Gigantomachie überhaupt ein Pol ist, wenn auch bezeichnend, dass man grade das gewählt hat. Man braucht räumlich Grosses, zeitlich Fernes, Eindruckmachendes — weil kein Lebensgefühl vorhanden ist und man sich künstlich aufregen will . . . Man braucht ein Zeremoniell, um sich Gefühle zu machen, die ein unmittelbar Empfindender hat. Die Fernen dieser Leute liegen immer nach aussen; draussen; Naturmächte; Zeit; Alter. Die Fernen können auch nach innen liegen; im Psychischen; im Feinen. Sehr bezeichnend, dass Jacob Max Brod und uns „Impressionismus“ nachgesagt hat, statt zu meinen „Mangel an Löwenwucht“, wenn schon nicht „Mangel an Affektiertheit“ . .

Was Jacob „impressionistischen Klassizismus“ nennt, Empfinden der Gegenpole, rational und irrational, muss natürlich durch Dinger verdeutlicht sein, die einem Kientopp-Publikum imponieren: Herakles, Titanen, Hermes. Anders merkt das Publikum nicht, dass ein Empfinden für das Fernste besteht . . . Einem Nuancen-

spürer im Psychischen merkt man die „Stimmung“ nicht so glatt an . . .

Wahr ist, dass ein Mittelbarer leicht für klassisch hält, was für ihn den geringsten Erlebniswert hat, dessen Bewunderung man sich aber suggerieren kann . . . Für einen Mittelbaren hat aber alles einen geringeren Erlebniswert als für einen Künstler, — weshalb er allen Grund hat, seinen Mangel an Himmelsglut durch Schall und Rauch zu umnebeln.

Aus den „heiligen Festen“ —

— — — — —
Wenn ich zur stillen Feier deinen blassen Leib enthülle
sollen der Wollust Stimmen auf deinen Lippen,
sollen Bitten nach Dornen und Geisselhieben in
deinen Augen sein.

Deine Blicke sind schweigsam und tief wie Cisternen,
auf ihrem Grunde aber sollen Edelsteine der Sünde
[flammen
sollen die Plattern der Liebe schillernde Kreise schlagen.

Ich will dich mit einem Mantel von Vipern kleiden,
Orchideen sollen ihre Ranken in deine Adern senken,
und bei deinem brünstigen Stöhnen will ich träumen.

Wenn aber der Abend kommt, und mit Pappur-
Zungen an dem Gemäuer leckt, dann will ich
in den Geyfir deiner Liebe tauchen und
nach deiner Seele forschen.

Danzig

August Hermann Zeiz

Auf die Spitze

Nachdem „Die Aufzeichnungen des
Malte Laurids Brigge“ gelesen waren.

Wenn du einen lichten Berg hinaufrennst,
der im Lande du hölzern brennst,
stellen Sprungs auf und aufer, bis der letzte Fuss
auf die kühle spitze Höhe muss
— : gleich wieder ruhest du dir
noch auf allzu dickem Raum,
greifst in weinender Begier
um den einsamen Baum,
— klimmst hinauf zum Wipfel,
stellst den Zeh auf diesen fernsten Erdenzipfel
und vom feinsten Druck durchbohrt
— : fort.

Charlottenburg

Alfred Wolfenstein

Der Doktor Franz Blei

Von Ferdinand Hardekopf

Dass plötzlich ein gelber Herr aus dem achtzehnten Jahrhundert (den linken Lackschuh schleppt er ein bisschen nach; und wenn er wollte, könnte er den devoten Körper sehr leicht zu Korkzieher-Spiralen ringeln) in einen Kreis Entwurzelter eintritt, dunkel lächelnd „Guten Abend“ bietet und allsogleich beginnt, durch viel Ordnung und Anordnung allerlei Seelchen nachdrücklich zu verwirren —: das hat allen Schein und Anspruch so sehr gegen sich, dass ich kaum jemanden bitten mag, zu genehmigen, es sei geschehen irgendwann. Ich selbst habe es gesehen; aber ich glaube es nicht und wünsche, alles geträumt zu haben. Erleben sagt wenig für den Erlebenden, und alles nur für das Erlebnis; der Träumende aber darf sich fast so hoch schätzen wie seinen Traum . . .

Der Doktor Franz Blei aus München entwindet sich der Finsternis und ist, von der Taille abwärts, hinter einem niedrigen Säulen-Oktogon schnell so sicher verschanzt, dass nunmehr eine Büste im Frack, aus bösem Stamme erwachsen, vor einer schwarzen Leere schwebt und wirbt. In der Geste Eines, der dem grossen Brummel Diener und Vertrauter war. Eines, der das rührende Evangelium des Dandysmus in pflichtschuldiger Pedanterie ein bisschen forciert. Da dieser Getreue den entschwundenen Vorbildlichkeiten seines Herrn melancholisch nachgrübelt, drängt sich ihm dermassen die Unzulänglichkeit aller Späteren auf, dass aus dem dünnen, blassen Kreis seines Mundes ganz zerbrechliche O — O — O!'s in die Luft puffen, kleine, mokant schillernde Seifenblasen, die nach kurzer Bahn zerplatzen und einen süsslich-irritierenden Hauch hergeben. Und nun ist keiner mehr überrascht, hinter dem grauen Dandy, auf dessen hoher Stirn die gravitatische Heraldik sechs paralleler Wellenlinien eingefurcht war, einen gelben Höfling aus „Kabale und Liebe“ wiederzuerkennen, hurtig dann auch den Doktor Coppelius, hinter riesigen Brillenscheiben versteckt, und endlich Mephisto selbst, der, wiederum lächelnd, die Maske des die Sinnlichkeit protegierenden Privatdozenten ablegt und, ein arbeitsamer Systematiker, mit seinen moralischen Anekdoten aus besserer Zeit einer sublimen Selbstgefälligkeit fröhnt. Er respektiert die Moral und distanziert sie. Darauf wird die Beschränktheit der Gottlosen geduckt. Diesem Doktor ist es nicht um die Rationalisten zu

tun. Er endet — die Wachsmaske eines allzu durchwühlten Goethekopfes — als gemessener, orphisch tönender Fatalist. Aus der Puderwolke starrt tief-tröstlich und korrekt ein Totenschädel.

Montrouge

Von René Schickele

Beim Fortgehn blieb ich noch einmal stehn; vor einem Ballet blonder Mädchen in blau und weiss. Sie standen im Hintergrund der Bühne, sechs und sechs, fünf Reihen tief, und hielten einander leicht umfasst. Als die Musik einsetzte, begannen sie schnell (und doch zurückhaltend!) nach vorn zu schaukeln, der Rampe zu. Es waren fünf, sechs Tempi . . . dann begann das rituelle Gehüpfe, das im besten Fall eine gesellschaftliche Empfehlung ist für die Kunst, auf der Bettkante zu turnen. Ich fuhr im Auto nachhause. Das „Quartier“ überfiel mich mit Geschrei und Musik. Ich war froh, so schnell hindurchzukommen.

Noch einmal war ich in die leisen Entzückungen gefallen, die vor sechs Jahren unsre Schule waren, und die uns vorwärtspeitschten, dem Ziele zu: der vollkommenen Schönheit, die nur der radikalen Seele zugänglich ist, wie die vollkommene Gerechtigkeit nur vom reinen, um keine Tradition bekümmerten Ehrgeiz aufgerichtet werden kann.

Ich sorgte mich damals wenig um die sozialen Probleme. Die proletarische Bewegung fand ich durch Individuen verdächtig, die sie zur Befriedigung ihrer kleinen Beherrschungsgelüste ausbeuteten. Ideen konnten mir durch Menschen verleidet werden, weil die sie wie Makler, oder wie Sklavenhalter vertraten. Und dann hatte ich einen unbesiegbaren Abscheu vor den Kindlichkeiten, die sich unter Freidenkertum und Aufklärung rubrizieren. Das alles schien mir ebenso bedeutend, wie die Ueberlegenheit eines Weinreisenden, der die Welt kennt.

Aber der Radikalismus bleibt sich gleich, auf welchem Gebiet er sich auch äussert. Er ist die Ehrlichkeit selber. Danach blieb mir nur noch zweierlei zu tun: diese Einsicht anzunehmen, und nach meinen Kräften (ja, diese „Banalität“ über mich zu bringen!) die „Menschheit zu verbessern“. Jenes Aesthetentum, das aus der Zerfahrenheit einer leidenden Seele entsteht, ist ein vorrevolutionärer Zustand. Das Ziel der ästhetischen Askese ist die Schönheit, das Ziel

der revolutionären Askese ist die Gerechtigkeit. Vor den dunklen Massen, die sich nachts aus den grossen Versammlungen ergossen, sah ich im Geist meine lichten Grazien schreiten: die drei Schwestern von Paris.

Ich mochte nicht länger im „Quartier“ wohnen bleiben. Die Examen hatten begonnen, jeden Abend fand ein Studentenumzug mit Lampions und Fahnen statt, immer unter demselben Gesang, immer mit demselben Abschluss: einer vollständigen Betrunktheit in der „Lorraine“, im „d'Harcourt“, im „Panthéon“. Schliesslich kam der 14. Juli. Zur Erinnerung an die Einnahme der Bastille verwandelten die Pariser ihre Stadt in eine grenzenlose Kirmess. Die Boulevards hinauf stand eine Verkaufsbude neben der andern. Wer keine vier Latten hatte aufbringen können, um damit ein Zelt zu bauen, betrieb sein Geschäft am Boden auf einem Taschentuch. Wo ein freier Platz war, drehte sich ein Karussell, an jeder Strassenecke wurde getanzt. Die Musikanten sassen auf einem trikoloren Brettergerüst und waren von der Stadt bezahlt. Omnibusse, Wagen, Autos mussten warten, bis der Tanz zu Ende war. Dann gab die Polizei den Weg frei, um ihn wieder bei der ersten Lücke im Wagenzug zu sperren, worauf die friedlichste Carmagnole der Welt von neuem begann. Ueber die Strassen spannten sich zahllose Triumphbogen mit farbigen Glühbirnen. Es war märchenhaft.

Ich zog mich nach dem Löwen von Belfort zurück in die Gegend der „Closerie des Lilas.“ Das ist ein Restaurant und Caféhaus, worin selten mehr als zehn Menschen versammelt sind. Wenn ich es zu Hause nicht aushielt, konnte ich dahin gehen und arbeiten, ohne gestört zu werden. Die paar Gäste, die sich mit mir in das Café teilten, spielten Schach oder lernten Zeitungen auswendig. Eines Abends drang ich noch weiter nach Montrouge vor. An der Ecke der Place Denfert-Rochereau fand ich ein Lokal, das ebenso leer war wie die „Closerie“; aber auf dem Trottoir gegenüber standen viele Menschen und hörten der Musik zu, die hier weltabgewandte Konzerte gab. Fünf arme Konservatoristen hatten sich dem Wirt für die Abende vermietet. Sie machten Kammermusik. Die Zuhörer, Bewohner dieses Arbeiterviertels, verbrachten den Abend mit Frau und Kindern auf der Strasse, standen schweigend da, sehr still, und viele waren blass vor Aufmerksamkeit.

Hier verlebte ich Stunden, feierlich und heiter wie der letzte Akt eines Schauspiels, wo sich zum Schluss die Kulissen (mein Paris!) auseinanderschoben und der Himmel offen stände.

Der Dichter Francis Jammes ist bereit, es zu beschwören: er hat den Tierhimmel gesehn.

Diese Vergünstigung verschaffte ihm ein alter, unansehnlicher Hase, dem er in seiner Heimat auf der staubigen Landstrasse begegnete. Weil das Tier elend war, schenkte er ihm seine ganze Liebe. In der Folge wurden sie Freunde, wie selten zwei in diesem Leben voller Selbstsucht Freunde werden.

Es ist ein rührender Beweis mehr für die verständnisvolle Dankbarkeit eines Tieres, dass der Hase den Dichter bei einem mystischen Sprung in den Himmel mitnahm.

Aber das allein hätte mich nicht sonderlich überrascht. Denn in Wirklichkeit ist der Himmel ein Weltteil, den jeder in seiner eigenen Atmosphäre entdeckt. Francis Jammes's Reise hat eine Nuance . . .

Er fand im Tierhimmel „einen Park, wo auch junge Mädchen waren, die man wegen ihrer tierhaften Anmut eingelassen hatte.“

Sie spielten eine Sonate, die sich bewegte wie ein Trupp berittener Herren und Damen, die ihre Pferde zügeln müssen, weil die Tiere Stallgeruch gewillert haben und vor Ungeduld an den Zügeln reissen. Es gab einen ernsthaften Einzug durch ein dunkles Burgtor. Der Trupp verschwand. Eine Weile tönte nach der Kontrabass, wie eine Säule.

. . . Meine christliche Seele ist nicht zufrieden damit, dass diese Mädchen, die das Schönste sind, was an Menschen wächst, keine andere Bestimmung, als nur der vornehmste der Himmel erwarten sollte.

Die Kirche lehrt, dass es Wesen gibt, die ihrer unbefleckten Reinheit wegen von Gott in seiner grossen Güte auserwählt sind, damit sie die anspruchsvolle Stümperhaftigkeit der übrigen Menschen auf sich laden. Die Kompliziertheit der grossen Gefühle lösen sich in ihrer reinen Einfachheit und gehen eine Verbindung ein, deren Produkt man Lapis coeli, den himmlischen Diamant nennt. Er ist der Preis, um den die Sünden der Menschen zurückgekauft werden.

Ich bin gewiss, meine Freundin, die ihr uns schon in diesem Leben durch euer Beispiel erbaut und von vielen albernen Gewohnheiten ge-

reinigt habt, dass ihr unter denen seid, die Gott zur immerwährenden Erlösung der Menschheit bestimmt hat. Denn wen hätte er sonst für würdig und fähig befinden sollen, sich von allen Ekelhaftigkeiten der Menschen anstecken zu lassen, wenn nicht euch und eure Schwestern, deren Schönheit in jedem Teilchen ganz und also unangreifbar, weil unzersetzbar, und insgesamt so einfach ist, dass keine Hässlichkeit, die ihr in eure Seele aufnimmt, euch verunstalten kann. . . Niemand könnte euch ersetzen, auch nicht die Kinder, weil sie zu leicht verdorben werden.

•

Es gibt keine Konzerte mehr in Montrouge. Die Musikanten sind heute ausgeblieben. Es regnet. Aber es hat oft geregnet, und sie sind doch gekommen. Ich hörte schon neulich, wie sich der Geiger beklagte, dass sie zu schlecht bezahlt würden.

Zu unserer Aufführung von Wedekinds „Totentanz“

Wir bitten die Einladungen, die für den 30. März bereits ergangen waren, zu retournieren; die neuen Einladungen ergehen in diesen Tagen.

Erinnerung an Cristina

Von Arnold Zweig

Komm hervor, kleine Cristina, lass uns sehen, was viele Monate des Vergessens von dir übrig gelassen haben. Auch du, Florindo, komm herbei, Meister gewagter Sprünge, Anstifter springender Gewagtheiten, und Ihr, Herr Kapitän, der Ihr wuchtig auftratet und zarte Worte und Handlungen hattet; aber du, drolliger Pedro, rühre dich nicht, gröblicher und verzerrender Sprecher von deines Herren feinsten Wünschen: wir haben über dich gelacht, aber jetzt bedürfen wir deiner nicht, und so rühre dich nicht, sonst wirst du geschlagen.

Als wir dich kennen lernten, Cristina, silberne Nadeln im Haar, wie naiv warst du da, und als du zuletzt vor uns standest, gegen Ende des Abends, verkündetest du uns die Moral der Geschehnisse. Woher warst du so weise? Ist dir dein Erlebnis zur Vertiefung deiner Betrachtungen gediehen. Aber du verwahrst dich ausdrücklich dagegen! Du verkündest laut, dass dieser Herr Florindo an keiner Menschen Seele rühren könne; woher also deine Erkenntnis? Auch jetzt noch verschweigst du es uns,

Dir, Don Florindo, ist es schlimm ergangen: ein Sieger erschienst du am Anfang und am Ende stehst du wortlos in der Nähe der Tür, hältst deinen Hut in der Hand, und zwei Robustere als du bereiten dir eine Demütigung, um so schmerzlicher fühlbar, als du mit ihnen wie mit Puppen zu spielen gedachtest und anfangs wirklich spieltest. Du hast Phantasie, mein Bursch, und konntest also gut mit einer Frau auskommen, mit dieser simplen Cristina, denn du würdest sie leichtlich zur Prinzess'in, zur Geliebten oder zur Dirne umdichten können — wenn du mit ihr allein auf Robinsons Insel wärest. Aber es gibt so viele Frauen, alle verschieden, und da du Fantasie hast, ahnst du in jeder das Unerhörte, und sie zieht dich an sich. Vielleicht wäre es dein Wunsch, mit Cristina deine Tage zu beschliessen; aber da kommt dir jemand in den Weg, ein Weib und wieder ein Weib, und sie reißen dich fort, sie überwältigen dich, du bist ihr Opfer, und sie können dich wohl verführen, denn du hast ja die Fantasie. Du bist ein betrauernswerter Narr, Florindo, und du würdest trefflich in eine Komödie passen; aber nicht in diese. Denn auch hier liegt das Beste zwischen den Worten, aber die Maschen dieses Wortulkes sind weit, seine Fäden dünn, und so bleibt das Beste nicht hängen, sondern wir müssen uns mühsam bücken und es hineinhängen, weil wir zu wissen glauben, dass es dem Dichter und dort hinein gehört.

Und Ihr, Kapitän? Gegen Ende des Abends wandtet Ihr uns den Rücken zu und schämte Euch fürchterlich, denn Ihr hattet Tränen in den Augen; und auch Cristina weinte, aber später und als beinahe alles wieder gut war. Aber vorher wartet Ihr sehr traurig, grosser, prächtiger Seebär mit den Moralien eines weit späteren Jahrhunderts, und wir betrachteten Euch und lächelten: „er weint.“ Doch es war nicht das rechte Lächeln. Wir hätten in uns eine heitere Traurigkeit fühlen müssen, wie Leute sie fühlen, die alles, woran Ihr leidet, an der eigenen Seele gespürt haben, vor langer Zeit, und die sich jetzt dessen erinnern: dieser Nieverständnis zwischen geliebten Personen, diese Ferne, wenn glaubt am nächsten zu sein . . . und die nun lächeln können. Statt dieser Gefühle hatten wir ein wenig Spott, ein wenig Langweile und das Bewusstsein, in der Komödie zu sitzen. Ihr erlebtet nicht eindringlich genug, Herr Kapitän, das, was es zu erleben gab — und so hatten wir nur Wohlgefallen an Euch, ein kühles

Wohlgefallen, und wir spürten nicht, dass wir in Euere Seele verzaubert waren, für die Dauer dreier Stunden und einer langen Erinnerung.

Du hast noch nicht heimgefunden, Cristina, Du wirst noch einmal wiederkommen und eine Spur Venedigs mitbringen, Deinen würdigen Oheim, den Glanz von Wachskerzen vor Spiegeln und den Klang der gedämpften Geigen. Der bitterweise Hausknecht wird über das Schuhwerk der missratenen Reisenden filosofieren, Pedro wird seine Buntheit verlieren und gezähmt werden, und am Ende wird Florindo in neue Abenteuer hineingeschleppt werden. Wir werden wieder da sein und über Dich unsere Betrachtungen anstellen, und Dein Dichter wird wiederkommen, um sich vor dem lauten Hause zu verneigen. Er kommt von den tragischen Trieben her, er hat vorher die Hingerissenen zu gestalten versucht, die von den tragischen Tränen fortgeschwemmt werden, und diesmal will er uns zeigen, dass er diese schwarzen Gewässer, die ihm wohlbekannt sind, hinter sich hat, und auf dem Wege zur Komödie begriffen ist, zu hohen Gegenden, von denen man vieles überschaut und auch jene Ströme . . . Hoffen wir, dass er sie erreicht.

Literarische Neuerscheinungen

Herman Bang. Die vier Teufel und andere Novellen. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Pappband M 1.—, in Leinen M 1.25.

Der Band enthält einige der feinen und starken Novellen von Bang, vor allem „Die vier Teufel“, eine Erzählung aus der internationalen Artistenwelt, von der Nervosität dieses romantischen Berufes zitternd, voll Spannung und Erregung. Bang kennt die Naturen dieser melancholisch-leidenschaftlichen, abseits von der bürgerlichen Gesellschaft sich bewegenden Menschen. Seine Novelle ist zugleich dichterisch fein und wahr und in der äußersten Wirkung so stark, daß sie zu einem der effektvollsten Kinematographenstücke benutzt wurde.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

PAUL BEKKER. Beethoven. (Schuster & Löffler, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.—.

FRANZ OPPENHEIMER. Theorie der reinen und politischen Oekonomie. (Georg Reimer, Berlin.) Geh. Mk. 14.—.

MORITZ HEIMANN. Der Feind und der Bruder. Tragödie. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 2,50.

JOHANNES RAFF. Mutterschaft. Drama. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

ANDREJ BJELY. Die silberne Taube. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 5.—.

JAKOB WASSERMANN. Casper Hauser oder die Trägheit des Herzens. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Neue wohlfeile Ausgabe. Geh. Mk. 3,50.

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBÜHNE. No. 12 erhält Bedeutung durch Ferdinand Hardekopf Essay: Das moralische Variété. Aus dem Inhalt der No. 13 ragen hervor: Zwei Schauspiele (Die Augen der Liebe, Agneta). Von Herman Bang. — Scarron . . . Franz Blei. Von Ferdinand Hardekopf. Die „Schaubühne“ kostet 40 Pf. die Nummer.

DAS LITERARISCHE ECHO. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9). Das 1. Aprilheft enthält: Karl Hans Strobl: Der Kampf gegen die Schundliteratur. — Karl Berger: Die neu aufgefundenen Humboldt-Briefe. — Monty Jacobs: Liliencronbriefe. — Karl Goldmann: Der alternde Casanova (Frauenbriefe an Casanova). — * * *: Aus Björnsens Briefen. — Levin L. Schücking: Zwei Bücher über Levin Schücking.

SOZIALISTISCHE MONATSFESTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Das 6. Heft enthält: Wolfgang Heine: Präsidentenwahl, Hofgang, Kaiserhoch; Bernstein: Allerhand moderner Spuk; Joseph Pointer: Der englische Bergarbeiterstreik; Wally Zeppler: Frauenbewegung u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

PAN. Zu Heft 19 schreibt Rudolf Kayser über Wedekinds Franziska, ausserdem enthält die Nummer: Franz Marc: Anti Beckmann; Hiawatha: Agrarische Psyche; E. v. Mendelssohn: Das Kloster in Tibet u. a. 50 Pfg. kostet das Heft.

Georg Heym-Feier

Der Neue Club gedenkt an seinem nächsten Abend, Mittwoch, den 3. April, Georg Heyms. Es werden ungedruckte Gedichte aus dem Nachlass des Dichters gelesen werden, Herr Gangi liest einen Essay „Georg Heym“, W. S. Ghutmann, und Fritz Kottka lesen Widmungstrophien an den Toten.

Das übrige Programm des Abends bestreiten u. a. Ferdinand Hardekopf, Jakob van Hoddis, Martin Buber, Erich Unger. Eduard Steuermann spielt 6 Klavierstücke von Arnold Schönberg.

Der Abend findet im Architektenhaus, Wilhelm-Strasse 92-93, Saal C statt. Billets à 2 Mk. (nummeriert) und 1 Mk. an der Abendkasse und im Café des Westens.

Mitteilung des Verlages

Das Einzelheft der „Aktion“ kostet nunmehr 20 Pfg. Diese Preiserhöhung ist eingetreten, ganz unabhängig von der Tatsache, dass wir auch gute Zeichnungen reproduzieren werden. Wem der bisherige Preis von 10 Pfg. nicht zu gering schien für das von der „Aktion“ Gebotene, dem wollen wir die Preissteigerung nicht begründen. . . .

Die Abonnementspreise (1,12 Mk. durch Post oder Buchhandel; 1,50 Mk. direkt vom Verlag bezogen) sind nicht erhöht worden.

Inhalt der vorigen Nummer: Deutschland. Von Alexander Herzen. / Heim und Staat. Von Marie Holzer. / Glossen. / Patriotische Erziehung in der Familie. Von Gustave Hervé. / Impressionistischer Klassizismus. Von Heinrich Eduard Jacob. / Lenaus letztes Gedicht und ein unbekanntes Lied von Byron. / Zwei Gedichte. Von Ernst Balcke. / Zu unserer Aufführung. / Beklagung der Hochzeitsförmlichkeiten. Von Jules Laforgue. Deutsch von Max Brod. / Der Leierkasten. Nach Täffi. Von Alexandra Ramm. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau. / Abonnementserneuerung. / Inhaltsverzeichnis des ersten Quartals 1912.

Hablos Frères Zigaretten haben keine Konkurrenz !!

Fabrik: Berlin W 10, Königin-Augusta-Straße 23.

Die Aktion

M/R

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Jahrgang 1912

Nummer 15

INHALT

- Franz Pfemfert Die Presse
Max Adler Robespierre
Alexander Herzen Puschkin und Russland
Arthur Segal Die neue Malerei und die Künstler
Emil Szytia Gegen Iwan Bloch und Magnus Hirschfeld
Alfred Wolfenstein Der schief verglichene Flamingo
F. von Schlegel Weise des Dichters
Rudolf Kayser Farbe eines Tages
Marie Holzer Friedhof im Frühling
Glossen — Literarische Neuerscheinungen — Zeitschriftenschau —
Mitteilung des Verlages

Das Heft 20 Pfennig

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin - Wilmersdorf

MAX GOTTLIEB BERLIN

BUCHDRUCKEREI

:: 22 BLÜCHER-STRASSE 22 ::

TELEPHON: AMT MORITZPLATZ 10284

BANK-KONTO: DEUTSCHE BANK

DEP.-KASSE O, BELLE-ALLIANCEPLATZ

DIE BUCHDRUCKEREI DER AKTION

:: EMPFIEHLT SICH ZUR HERSTELLUNG VON ::

ZEITSCHRIFTEN · WERKEN · BROSCHÜREN

KATALOGEN · PROSPEKTEN · ZIRKULAREN

PROGRAMMEN · RECHNUNGEN · EXLIBRIS

:: :: FAMILIENANZEIGEN :: ::

MERKANTIL- UND KUNSTDRUCKEN

ZWEI- U. MEHRFARBENDRUCKEN

KOSTENANSCHLÄGE ZUR DISPOSITION

DIE BUCHDRUCKEREI DER AKTION

Die Aktion

M/R

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 15 □ 10. April

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschliesslich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 zu senden :: :: ::
Telephon-Anschluss: Amt Pfalzburg Nr. 6242 :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Heft 20 Pfennig

Abonnement: Mk. 1,— vierteljährl. (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband gegen Mk. 1.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische-Strasse Nr. 17 :: :: ::
Kommissionär für den Buchhandel: Gustav Brauns, Leipzig :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Die Presse

Wir sind zu hoffnungshungrig, deuten Zufälligkeiten, Einmaligkeiten gar zu gern in bedeutungsvoll Symptomatisches um, hinter jeder starken Geste wittern wir Gestaltendes, Zukunftverheißendes, Aufbegehrendes. Wir begrüßen Taten, bevor sie vollbracht, nur weil wir ihr Geschehen erhoffen. Wir agitieren mittels der Schnellpresse; wir nennen das „kämpfen“. Kämpfen wir? Einer, der Mitkämpfer war, hat einmal diesen „Kampf“ gewürdigt: „Man verschmiert ein paar Zentner Druckerschwärze, welche in ihren eigenen Bart hineinmurmelt“. Und weiter: „In einer Zeitung hält eine gewisse Geistes- oder Gesinnungsgruppe einen Monolog mit sich selbst; das ist alles. Aber der Monolog ist unfruchtbar, fruchtbar ist nur der Dialog...“ Unser Preßbetrieb aber hat den Dialog peinlich streng ausgeschaltet. Der freisinnige Zeitungsleser wird nie erfahren, was er nach dem Rat-schluß der absolutistisch herrschenden Redaktion nicht erfahren soll. Ihm muß z. B. der Hinrichtungs-Enthusiast v. Liszt das bleiben, was die Sippe aus ihm macht. Und wenn schon „liberale“ Papiere unbequeme Aeußerungen infam erdrosseln, darf man von konservativen Organen bessere Manieren fordern?

Darum: wir sind zu hoffnungshungrig. Wir überschätzen die Agitationswerte des gedruckten Wortes, das nicht Parteiphrase ist. Da hat Heinrich Mann ein radikales, mutiges, funkelndes Manifest „Geist und Tat“ ins Land geschleudert. Wir atmen tief auf: dieses unerhörte Ereignis, „der Einbruch der Literatur in die Politik“ muß,

hoffen wir, die Geister Deutschlands aufpeitschen. Die Zeitungen werden ihrer Informationspflicht genügen müssen und ihren Lesern diesen Aufsatz übermitteln, werden (einer der Größten unter den lebenden deutschen Dichtern hatte gesprochen!) diese Tatsache nicht totschweigen können. Sie konnten es. Heinrich Manns Worte verhalten wirkungslos, da unser Blätterwald nur echot, was der Parteischablone gleicht.

Das ist so trostlos, so unsagbar trostlos; und ist so niederdrückend erbärmlich. Unsere Presse hat längst aufgehört, eine Macht zu sein. Sie ist eine Gewalt, eine Gewalttätigkeit.

Wir werden ihr nichts antun, wenn wir ihr mahnend, sanft, mit Vernunftsgründen zu begegnen suchen. Hinter ihren Inseratenwällen fühlt sie sich zu sicher. Was können, was müssen wir also tun? Wir haben nicht das Recht, Halbes, Morgenerreichbares anzustreben. Unsere Wirkung beschränkt sich auf einen kleinen Kreis; mögen es auch einige Zehntausend sein: die Parteipapiere beherrschen das Land. Laßt uns doch wenigstens den Zehntausenden unsre Sehnsucht ins Hirn hämmern! In einer Zeit, in der Berufssozialdemokraten es fertig bringen, „ein Volksheer, groß und stark an Zahl“ zu wünschen, das „bereit dem fremden Eroberer...“, in dieser Zeit ist es heilige Pflicht, die Ehre der Vaterlandslosigkeit zu verteidigen. Welches Deutschland? Das kommende Land kennt keine Pfahlgrenzen, kein „nach außen“, es empfindet die „Wehrfähigkeit“ als Schmach. Für dieses Land laßt uns arbeiten. Franz Pfemfert.

Robespierre

Von Max Adler

Seine Physiognomie wirkt beim ersten Anblick verblüffend. Wie? Ist es möglich? Diese schlaffen Züge, diese kraftlosen Augen im Gesicht eines hübschen, ein wenig verzärtelten jungen Menschen, diese korrekte Halskrause, diese ganz dürftige, peinlich-saubere Beamtenfigur, deren höchster Ehrgeiz es zu sein scheint, kein Stäubchen auf dem Jabot zu dulden — gehören sie wirklich dem blutrünstigen Verfolger des letzten Capetingers an, dem grossen Triumvirn, der nach Dantos Hinrichtung mehr als ein Jahr lang Paris und Frankreich tyraniert hat?

Robespierre ist der geborene Ordnungs- und Staatsanwalt; Anwalt freilich eines Staates, den er nach dem Diktat seines blutleeren Eklektikergehirnes selbst zu schaffen versucht und zum Teil auch geschaffen hat. Er entstammt einer gut bürgerlichen und wohlhabigen Rechtsanwaltsfamilie, in deren Adern irisches Adelsblut fliesst. Auch den jungen Maximilian Maria Isidor de Robespierre schlägt das Milieu in seinem Bann. Er entwickelt sich zu einem fleissigen, strebsamen Jungen, der vom Collège Louis-le-Grand in Paris lauter Vorzugszeugnisse heimträgt. Nur der Sinn für die Grösse des Königs, der seiner Schule den Namen gegeben hatte, bleibt ihm ewig verschlossen. Frühzeitig fallen ihm Voltaire und Rousseau in die Hände: für das wenig ursprüngliche, anlehnungsbedürftige Lerntalent eine wahre Offenbarung, eine moralische und intellektuelle Stütze für die ganze Zeit seines Lebens. Den Schriften Voltaires entnimmt er seinen kritischen Standpunkt in allen politischen und gesellschaftlichen Fragen, die kühle, nüchtern wägende Skepsis der Gefühlsarmut, die unbedingte Wertschätzung der Verstandestätigkeit und der Logik. Rousseau liefert ihm den nötigen Grundstock an positiven Ideen, so positiv sie eben in jener Zeit einer unerhörten politischen und sozialen Zerfahrenheit, in einer Zeit des Niederreisens und der primitivsten Wiederaufbauversuche zu haben waren. Die Menschen sind von Natur aus gut, sie sind gleich, frei und brüderlich gesinnt, und sie verdienen, ihrem paradiesischen Urstand wieder zugeführt zu werden — der Jurist in ihm meint: durch das Mittel der staatlichen Zwangsvollstreckung! Für dieses Ideal wurde der Menschheitsbeglucker Maximilian Robespierre zum Massenmörder.

Als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt Arras hatte Robespierre seinen Ehrgeiz und seinen Ruhm in der genauen Kenntnis der gesellschaftlichen und politischen Theorien gesucht, die damals in Frankreich aufkeimten. Die Folge davon war, dass ihn seine geistig regen Mitbürger, entzückt von so viel Gelehrsamkeit, zum Präsidenten der Akademie von Arras wählten; nicht lange darauf, 1789, schickten sie ihn als Abgeordneten in die Pariser Nationalversammlung: Das platonische Revolutionsdogma sah sich unvermittelt vor die Notwendigkeit seiner Existenz-

probegestellt. Es war die goldene Erntezeit der entwurzelten Zerebalmenschen. Theorie und Wirklichkeit führten im öffentlichen Leben Frankreichs einen tollen Wirbeltanz auf, in dem sich die verschiedenartigsten Elemente wahllos umschlangen und zu ungehemmt vorwärtsstürmenden Kräften zusammenschlossen. Der Provinzadvokat und literarische Dilettant aus Arras, der sich zu Anfang im grossen Rat der Nation ein wenig unbehaglich fühlte, erlangte seine Sicherheit wieder, als er sah, dass die Fleisch und Blut gewordene Revolutionstheorie, die er mit professoraler Gelassenheit vortrug, unter den Mitgliedern der Nationalversammlung ein verwandtes Echo weckte. Zweiunddreissig Jahre alt, wurde er Präsident des Jakobinerklubs, der am konsequentesten die Idee der „einen unteilbaren Republik“ vertrat und als man den entflohenen König im Triumph aus Varennes nach Paris zurückbrachte, und die Dinge nun ihren entscheidungsschweren Gang nahmen, da stand er bereits als dunkel dräuende Gewitterwolke über dem Haus Bourbon. Auf seinen Antrag beschloss die Nationalversammlung vor ihrer Auflösung, als Zeichen des unheilbaren Bruchs mit der Vergangenheit, dass keines ihrer Mitglieder für die folgende gesetzgebende Versammlung wählbar sein solle; Robespierre aber bereitete sich inzwischen als öffentlicher Ankläger am Kriminalhofe zu Paris auf sein kommendes Lebenswerk der Massenanklage und nationalen Massenreinigung vor. Gerne überliess er das Odium der Kriegshetze, des Tuileriensturms und der Septembermorde den Girondisten und dem Justizminister Danton. Seine Zeit kam erst, als nach der Abschaffung des Königtums, zu Ende des Jahres 1792, Ludwig XVI. vor dem Konvent stand, angeklagt des Verrats an der Freiheit der Nation. Da war es der blasse Advokat aus Arras, der mit seiner dünnen, leidenschaftslosen Stimme am hartnäckigsten das Haupt des „Bürgers“ Louis Capet forderte. Und wenige Wochen später rauchte der Platz nächst den Tuileries, der nachher der Eintrachtsplatz hiess, von dem Blute des Unglückseligen, der so gar nichts von der Logik der politischen Entwicklung verstanden hatte. . . .

Im Wohlfahrtsausschuss, diesem unheimlichsten aller Blutgerichte, das die Geschichte kennt — das ideale Institut geht interessanterweise auf die Anregung eines protestantischen Pfarrers zurück — fand dann Robespierres seinen eigentlichen Wirkungskreis. Hier, vom giftfahlen Hauch der absoluten Idee unwittert, schritt er der glorreich strahlenden Höhe entgegen, die seinem geblendeten Auge den allbereits geöffneten Todesschacht verbarg, hier begann sein Aufstieg zu unerhörten Triumphen. Er erwirkte die Hinrichtung der Königin Marie Antoinette und des doch noch nicht ganz rousseaufesten Prinzen Egalité, den Sturz und die Niedermetzlung der Girondisten, die Hinschlachtung Dantons und Desmoulins. Ueber Hekatomben hinweg geleitete er die mystische Gottheit des „höchsten Wesens,“

sein ureigenstes Geschöpf, zu den Stufen des Thrones, von dem er soeben Dantons sanguinisch-mediokre Vernunftgöttin mit einem Fusstritt herabgeschleudert hatte. In Paris allein fielen vom März 1793 bis zum Juni 1794 576, und von da ab innerhalb Monatsfrist 1285 Köpfe seinem Idol zum Opfer. Seit dem Tode Dantons und der Niederwerfung der ultrarevolutionären Hébertisten wurde Robespierre vom unerbittlichen Fatum immer tiefer in den Blutsumpf gehetzt; denn niemals mehr konnte er fortan hoffen, die schwer gereizte Opposition innerhalb der Bergpartei völlig zum Schweigen zu bringen. Ja im Schosse des Wohlfahrtsausschusses selbst kam als bald der schleichende Widerstand gegen das Triumvirat Robespierre — Saint-Just — Couthon zum offenen Ausbruch.

Es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, wenn Danton kurz vor seinem Tode den Untergang seiner Mörder vorausgesagt hatte. In den Ausschüssen wurde immer offenkundiger intrigiert. Endlich kam der grosse 9. Thermidor; die Anklage und Verhaftung Robespierres und seine vorübergehende Befreiung durch die Truppen der Kommune. Der Tag hatte gezeigt, welche grosse Liebe er noch im Volke genoss, er, der in den Zeiten seiner glänzendsten Triumphe bei einem Tischler hauste, dessen Tochter seine Geliebte war. Und noch eines bewies der 27. Juli: dass diesem Fanatiker der Theorie kein dauernder politischer Erfolg beschieden sein konnte. Als sich Barras mit der bewaffneten Macht des Konvents durch die müssig gaffenden Sansculotten, Robespierres Schutzgarde, die der ewig betrunkene Henriot befehligte, nach dem Stadthause durchgedrängt hatte, fand er das bisherige Oberhaupt der Republik gerade damit beschäftigt, einen Aufruf zu verfassen, der die Unrechtmässigkeit seiner Verhaftung nachweisen sollte. Eine Gewehrkugel zerschmetterte ihm die Kinulade und hinderte ihn am Weiterdenken; einen Halbverwesten schleppte man am nächsten Tag mit 21 seiner Gefährten nach dem Place de la concorde. . . .

Alexander Puschkin und Russland

Von Alexander Herzen

(Schluss)

Puschkin hat ein anderes Opfer des russischen Lebens in Wladimir Lenski dem Onegin als Gegenstück zur Seite gestellt. Es ist die akute Krankheit neben dem chronischen Leiden, eine jener jungfräulichen, reinen Naturen, denen es unmöglich ist, sich in einer verderbten und törichten Welt zu akklimatisieren, die das Leben empfangen haben, aber von einem unreinen Boden nichts mehr annehmen können, als den Tod. Diese jungen, bleichen, vom Verhängnis gezeichneten Jünglinge gehen als Sühnopfer wie

ein lebendiger Vorwurf, wie ein inkarnierter Gewissensbiss einher, und lassen die traurige Nacht, darinnen wir „leben und sind,“ noch schwärzer erscheinen.

Puschkin hat den Charakter Lenskis mit einer Vorliebe gezeichnet, die man für die Träume der Jugend, für die Erinnerungen aus der Zeit, wo man so hoffnungsreich, so rein, so einfältigen Herzens war, zu haben pflegt. Lenski ist der letzte Gewissensschrei des Onegin, denn er ist es selbst, er ist das Ideal seiner Jugend. Der Dichter hat eingesehen, dass ein solcher Mensch in Russland nichts zu tun hatte, er lässt ihn sterben durch Onegin, der ihn lieb hatte, der auf ihn zielte, ohne ihn treffen zu wollen. Puschkin ist selbst erschrocken über das tragische Ende, er bemüht sich den Leser dadurch zu trösten, dass er das Alltagsleben ausmalt, das des jungen Dichters wartete.

Zwischen diesen beiden Typen, zwischen dem hingebenden Enthusiasten, dem Dichter einerseits und andererseits dem lebensmüden, zu nichts nützen, verbitterten Manne, zwischen dem Grabe Lenskis und der Langeweile Onegins schleicht der tiefe und schlammige Strom des zivilisierten Russlands, mit seinen Aristokraten, Bürokraten, Offizieren, Gendarmen, Grossfürsten und dem Kaiser, eine chaotische und in Gemeinheit, Knechtssinn, Roheit und Neid verstummende Masse, welche alles in ihren Abgrund reißt und verschlingt, — „in diesen Abgrund,“ wie Puschkin sagt, „worin wir, teurer Leser, mit dir uns baden.“

Puschkin trat zuerst mit sehr schönen, revolutionären Gedichten auf. Alexander hatte ihn aus Petersburg an die Südgrenze des Reichs verbannt, ein zweiter Ovid lebte er von 1819 bis 1825 im Taurischen Chersonnes. Getrennt von seinen Freunden, fern von der politischen Bewegung, inmitten einer prächtigen aber wilden Natur, konzentrierte sich Puschkin, der vor allem Dichter war, in seiner Lyrik. Seine lyrischen Produkte sind die Abschnitte seines Lebens, die Biographie seiner Seele, man findet darin die Spuren alles dessen, was diesen Feuergeist bewegte, die Wahrheit und den Irrtum und die tiefen, unauslöschlichen Sympathien.

Nikolaus rief Puschkin einige Tage nachher, als er die Helden des 14. Dezembers hatte hängen lassen, zurück. Durch seine Gunst wollte er ihn in der öffentlichen Meinung vernichten, durch seine Gnade herabwürdigen.

Puschkin kehrte zurück, aber die Gesellschaft Moskaus und Petersburg kannte er nicht

wieder. Seine Freunde fand er nicht mehr, man wagte sogar nicht einmal ihre Namen zu nennen, man sprach nur von Verhaftungen, von Haussuchungen, von Verbannung; alles war niedergeschlagen und erschrocken. Er hatte eine flüchtige Begegnung mit Mickiewicz, dem bekannten andern slawischen Dichter; sie reichten sich die Hand wie auf einem Kirchhofe. Der Orkan brauste über ihren Häuptern: Puschkin kehrte aus dem Exil zurück, Mickiewicz war auf dem Wege dahin; ihr Zusammentreffen war ein trauriges, sie verstanden sich nicht. Die Laufbahn des Mickiewicz am Collège de France hat den Zwiespalt, der zwischen ihnen obwaltete, an den Tag gebracht: die Zeit war noch nicht gekommen, wo ein Pole und ein Russe sich verstehen konnten.

Nikolaus spielte die Komödie weiter und ernannte Puschkin zum Kammerherrn: Dieser fing den Pfeil auf und erschien nicht bei Hofe. Man stellte ihm alsdann die Alternative, sich entweder an den Kaukasus zu begeben oder das Hofkleid anzulegen. Er war bereits mit einer Frau verheiratet, welche nachher Schuld an seinem Verderben war, ein zweites Exil erschien ihm härter als das erste — er entschied sich für den Hof. In diesem Mangel an Stolz und Widerstandskraft, in dieser zweideutigen Fügsamkeit erkennt man die böse Seite des russischen Charakters.

Als der Grossfürst-Thronfolger ihm eines Tages zu seiner Ernennung gratulierte, antwortete ihm Puschkin: „Hoheit, Sie sind der erste, der mir dazu Glück wünscht.“

1837 wurde Puschkin in einem Duell von einem jener fremden Raufbolde getötet, die wie die Söldner des Mittelalters, oder wie die Schweizer heutzutage, einem jeden Despoten ihr Schwert zur Verfügung stellen. Er fiel in der Fülle seiner Kraft, ohne seine Lieder vollendet, ohne gesagt zu haben, was er zu sagen hatte.

Ganz Petersburg, mit Ausnahme des Hofes und dessen, was daran hängt, vergoss Tränen; nun erst sah man, welche Popularität er genoss. Als er im Todeskampfe lag, drängte sich eine dichte Menge um seine Wohnung, um nach seinem Befinden zu fragen. Da das Haus nur wenige Schritte vom Winterpalast entfernt war, konnte der Kaiser aus seinen Fenstern die Menge beobachten; er ward eifersüchtig darüber und entzog dem Volke das feierliche Begräbnis der Leiche des Dichters: in einer eisigen Nacht trug man den Körper Puschkins, von Gendarmen und Polizeianten umgeben, eilig in eine

ganz andere als in die zu seiner Pfarre gehörige Kirche; eilig las hier ein Priester die Totenmesse; und ein Schlitten führte dann den Leichnam des Dichters in ein Kloster des Gouvernements Pskow, wo seine Güter lagen. Als die so getäuschte Menge sich in die Kirche begab, wo man den Verstorbenen hingebracht hatte, war jede Spur des Leichenzuges bereits vom Schnee überdeckt.

Ein schreckliches und düsteres Los ist bei uns jedem bereitet, der es wagt, sein Haupt über die von dem kaiserlichen Zepter verzeichnete Schranke zu erheben; jeden, sei er Dichter, Staatsbürger oder Denker stösst ein unerbittliches Verhängnis ins Grab. Die Geschichte unserer Literatur ist ein Verzeichnis von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen. Diejenigen, die von der Regierung verschont bleiben, sterben, wenn sie sich kaum entfaltet haben, als Knospen, die sich gleichsam beeilen, das Leben zu verlassen.

Rylejew wurde auf Nikolaus Befehl erhängt.

Puschkin ward in einem Alter von achtunddreissig Jahren in einem Duell getötet.

Gribojedoff ist in Teheran ermordet worden.

Lermontow fiel, dreissig Jahre alt, in einem Duell am Kaukasus.

Wenewitinow ging mit zweiundzwanzig Jahren durch die Gesellschaft zu grunde.

Koltzow wurde von seinen nächsten Verwandten zu Tode geärgert und starb dreiunddreissig Jahre alt.

Belinsky kam mit fünfunddreissig Jahren in Hunger und Elend um.

Polejaew starb im Militärhospital, nachdem er gezwungen gewesen, acht Jahre im Kaukasus zu dienen.

Baratinsky starb in der Verbannung, nachdem dieselbe zwölf Jahre gedauert hatte.

Bestuschew erlag, noch ganz jung, im Kaukasus, nach vorausgegangener Zwangsarbeit in Sibirien.

„Wehe den Völkern,“ sagt die Schrift, „die ihre Propheten steinigen!“ aber das russische Volk hat diesen Fluch nicht zu fürchten, zu seinem Wehe lässt sich nichts mehr hinzutun.

Glossen

Sexualwissenschaft und Sexualbluff

Vor Jahren geschah es hier in Zürich, dass ein gewisser Blazek zu einigen Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Als er in Untersuchungshaft war, schrieb er eine grössere Skizze mit dem Titel: „Aus Golgathas Philosophie.“ In dieser Skizze be-

trachtete er das Seelenleben der Revolutionäre vom sexuellen Standpunkt aus. Und er zeichnete einen grossen Revolutionär, der nicht aus Liebe zum Vo'k, nicht aus schwärmerischer Ekstase, sondern aus sexuell-sadistischen Gefühlen die Autokraten tötete.

Dies war in einer autobiographischen Form geschrieben, und er sandte es an den homosexuellen Verteidiger Dr. Magnus Hirschfeld, bekam aber während der ganzen Zeit seiner Gefängnishaft keine Antwort. Nach seiner Verurteilung durfte er im Gefängnisse nicht mehr Briefe schreiben. Als er dann nach Jahren das Gefängnis wieder verliess, wandte er sich wegen des Verbleibes seiner Arbeit sofort an Hirschfeld. Dieser aber schwieg, auf mehrmalige Anfragen. Wie gross war aber sein Erstaunen, als ihm einmal unverhofft das berühmte Buch von Dr. Iwan Bloch: „Das Sexualleben unserer Zeit und die moderne Kultur“ in die Hände fiel, und er dort seine Skizze, die nur eine Phantasie war, wörtlich abgedruckt fand als ein wissenschaftliches Dokument, als das Selbstbekenntnis eines Revolutionärs, das der Verfasser aus Russland erhalten haben wollte. —

Tatsache ist es, dass dieses falsche Dokument, das Dr. Iwan Bloch von seinem Kompagnon Dr. Magnus Hirschfeld erhalten hatte, das Buch erst berühmt gemacht hat, und dass die Presse es in verschiedene Sprachen übersetzte!

Blazek schrieb damals sofort an Dr. Hirschfeld und an Dr. Bloch und bat um Aufklärung. Diese schrieben ihm zurück, dass sie geglaubt hätten, der Brief, der das Manuskript enthielt, wäre aus Russland angekommen. —

Waren die Herren wirklich so naiv, dass sie nicht einmal das Couvert anschauen von einem Ding, das für sie einen so berühmten, wertvoll scheinenden Inhalt hatte?! — Haben diese Herren wirklich nicht gelesen, dass der Brief aus dem Gefängnis von Zürich kam? — Und haben sie wirklich ebenso wenig dem skizzenmässig klingenden Titelblatt, das die Arbeit ja deutlich als Phantasie kennzeichnete, die so nötig gewesene Beachtung beigemessen?!

Blazek sagte mir, dass er das Tun dieser Herren ganz gut verstehe. Das Gericht in Zürich glaubte damals, dass er Russe sei. Als solchen hätte man ihn auf Verlangen Russlands ausgeliefert. Und auf das rechneten diese humanen Herren! Niemand hätte dann von ihrem wissenschaftlichen Betrüge was erfahren. — Was ist für diese Herren ein Blazekleben? Die Hauptsache ist, dass man wissenschaftliche Dokumente aus seinen Ideen machen kann!

Aber Blazek war kein Russe, blieb also hier in Zürich, und so bot sich ihm Gelegenheit, nach Verlassen des Gefängnisses das Tun und Treiben dieser Herren zu durchschauen. —

Und wenn die Skizze schon abgedruckt wurde, weswegen haben diese Herren von dem Augenblicke an, wo der Autor seine Urheberschaft geltend machte, in den neueren Auflagen der Wahrheit immer noch nicht die Ehre gegeben und die Phantasie auch fernerhin als wissenschaftliches Dokument behandelt?!

Uebrigens: die als anständig geltenden Journale! Kein Blatt wollte Blazeks Erklärung über diese Sache aufnehmen, die natürlich für die Wissenschaft recht blamabel ist. Sogar Hardens „Zukunft“ und Kraus' „Fackel“ wiesen Blazeks Flucht in die Oeffentlichkeit mit den Worten „tut mir leid“ zurück. — —

Und wenn ich, ein Bekannter Blazeks, die Sache jetzt zur Sprache bringe, dann tue ich es in der Absicht, um seinem Schrei nach Gehör und nach Recht und Gerechtigkeit endlich Geltung zu verschaffen.

Zürich.

Emil Szytia.

Der schief verglichene Flamingo

In den Blättern des Deutschen Theaters wurde dieser Tage ein symbolisierender Vergleich gezogen. Nur einer der Verglichenen wurde mit Namen genannt: Das barocke Schmuckstück Flamingo, welches den zwecklichen Kern, das Tintenfass umschönt, versteckt, erstickt . . .

Verfasser hat da ein falsches . . . und sehr unvorsichtiges Bild gebraucht.

Wer ist denn der Flamingo, das verschämte Tintenfass? Etwa jener Kritiker, der sich in voller, brennender, gänzlich unverschämter Nacktheit ans Fenster stellt, — wenn Andere ihre funkel-nagelalten Kleider oder Nikolaischlafröcke zeigen? Seine Haut, die unentbehrliche Haut, die mit dem Inhalt zusammenist, nehmen Edle, so nicht hinsehen wollen, für Aufputz . . .

Oder ist es etwa ein ganz Anderer? Ich glaube wirklich!

„Wir haben wieder das Theater als Theater.“ Was ist: „Das Theater“? und was ist es „als Theater“? Ist es das ganz von Mimen Erfüllte, — ideal also dann, wenn Mimen direkt aus ihren Mimenköpfen heraus etwas recht Mimisches improvisierten? Oder hat auch der Dichter noch ein wenig Macht in diesem Kunstraum? — Ah, der Dichter denke schon beim Dichten an unser theatrigstes Theater, lieber an Küchen als an Psychen; — und dann kommt über ihn — Er, der das Stück bepinselt und beklebt und bestuckt und mit abgestuften Schreien, verbrämten Getümmel, mit nie gedichteter Maschinerie, mit Kunstgewerbe fleiss, mit Pappe und Pflanzen und dem Glanz von Sonne, Mond und Sternen — rings herum bepackt, — — bis der Flamingo fertig ist und die Tinte unter dem ausschweifenden Prunk kaum noch gehnt wird . . . !

Dort, wo die Darstellung der Komödie von alt und jung mit virtuosem Kullern erschöpft wird, und wo in der Tragödie uns Sorge plagt, diese gezwungenen Spielgesichter könnten plötzlich losplatzen, — dort „sieht man unser Heiligstes in wilden, blitzenden Gebilden aufsteigen“??

Nein; der Flamingo ist ein sitzendes Gebilde, und der Tintenbehälter, auf den es ankommt, leidet sehr unter ihm, eingesperrt und überplustert.

Welch ein unvorsichtiger Vergleich . . . in den Blättern des Deutschen Theaters . . .

Alfred Wolfenstein.

Max Halbe

hat ein neues Stück geschrieben, das Residenztheater in München hat es (vollendet) zur Aufführung gebracht und die zünftige deutsche Theaterkritik riss Mund und Augen auf, — aber nicht vor Staunen, sondern vor Verständnislosigkeit. Diese Tatsache an sich wäre nicht neu genug, Federn dagegen in Bewegung zu setzen; denn wer erwartet von unserer Theaterkritik noch Verständnis? Man hätte darüber getrost zur Tagesordnung übergehen können.

Bedenklich wurde die Sache erst, als auch feiner organisierte Leute sich ähnlich verhielten, wie die Theaterkritik. Georg Hirschfeld (der „einzige ernsthaft Mitstrebende!“) in der Absicht, etwas Freundliches zu sagen, brachte nur ein hilf- und rückgratloses Geschwätz zustande, — warum? Weil er nicht begriffen hatte: das Verständnis findet andere Worte. Und die Situation war auf dem Höhepunkt, als ein so feiner Beobachter der neuen Literatur wie Kurt Martens in einem vielgelesenen, wenngleich literarisch bedeutungslosen Journal bitre und spöttische Dinge sagte über etwas, was er allem Anscheine nach nicht begriffen hatte. Es handelt sich hier weniger um das Stück; es handelt sich vielmehr darum, dass seit einer Reihe von Jahren Halbe Unrecht geschieht, weil die deutsche Kritik sich eigensinnig gegen die Gesichtspunkte sperrt, von denen allein aus Halbe und jedes seiner Werke aus dem letzten Jahrzehnt zu beurteilen ist. Man redet über Halbe, wie man über Schnitzler, Hofmannsthal oder gar Sudermann redet. Man tadelt seinen Mangel an Psychologie, an Stil, seinen Mangel an Theaterschmiss. Gewiss, diese Eigenarten sind vorhanden, und wenn man Halbe durchaus uns ausschliesslich für die Bühne reklamiert (wozu nicht der mindeste Grund vorliegt) so mag man sie sogar Mängel nennen. Aber ist denn noch keinem von den Herren, die Urteile über deutsche Literatur vor sich geben, der Gedanke gekommen, dass Halbe ein Romantiker ist? — Ein Romantiker — und subtile Psychologie? Und Theaterschmiss? — Geht mir! Es ist eine falsche Kritik, die das sucht, was, dem deutlich erkennbaren Wesen nach, nicht vorhanden sein kann; es ist eine richtige und gerechte Kritik, die das Wesen erkennt und bewertet. Geschieht das bei Halbe? Weiss man, dass man es hier mit einem letzten Romantiker zu tun hat? Martens scheint, und das würde mich gar nicht wundern, so etwas gespürt zu haben, denn er wünscht diesem Stück mit billiger Ironie den Untertitel „Ein Sang aus dem Frankenlande“ und denkt sogar an Julius Wolf. Aber Halbe ist was der Butzenscheibenlyriker nur zu sein vorgab: ein Romantiker. Und dies letzte Werk ist durchaus ein romantisches Werk: deutlich genug hat das der Dichter ausgesprochen, indem er es „Ein Spiel“ nannte. Romantisch ist der ganze Ton; Mariens nennt ihn „neckisch,“ aber das trifft nicht die Nuance. Er ist romantisch, und hindurch klingt immer etwas Zartes, Volksliedmässiges, ganz, ganz leise. Wenn man die Augen zumacht, hört man es.

Zweimal in der Entwicklung der neueren Literatur hat sich unsere Kritik schmäählich geirrt: als

sie Sudermann, auf Grund der „Ehre,“ einen Dichter, und als sie Halbe, auf Grund der „Jugend,“ einen „modernen Dramatiker“ nannte. Halbe — ein moderner Dramatiker! Welch ein verhängnisvoller Irrtum! Zugegeben, dass jene Erstlinge: „Freie Liebe,“ „Eisgang“ und „Jugend“ über seine Natur täuschen konnten, — vielleicht hat er sich damals selbst über sich getäuscht; aber heute sollte sich die Kritik nicht mehr darüber täuschen, dass sie es mit einem Romantiker zu tun hat, — wie auch Halbe sich nicht mehr darüber täuscht. Seit einem Jahrzehnt und länger schreibt er mit liebenswerter Konsequenz, trotz alles Missverstehens bei Kritik und Publikum, Werke romantischen Charakters (auch der Strom ist eins . . . wieviel mehr erst die „Insel der Seligen,“ „Blaue Berge“ und „Das wahre Gesicht?“) Wann hätte er eine ernste brennende Gegenwartsfrage aufgegriffen? Niemals. Aber Menschheitsfragen, die hat er auf seine romantische Weise gestaltet, Fragen, die jedes Menschen Brust bewegen, und deren Rätsel die Dichter lösen.

In diesem Werk handelt es sich um den Glauben eines Mannes an sich selbst, und er symbolisiert sich in dem Besitz eines Wunderringes. Das ist bezeichnend für Halbe. Er ist kein Gedankendichter wie Ibsen. — Er ist ein Romantiker, er geht von der Fabel, von der Freude an der Fabel aus, Nie ist ihm das Geistige, die Idee das Primäre bei seiner Produktion gewesen: er umkleidet nicht einen nackten Gedanken mit einer Fabel, sondern findet die Fabel und erhöht sie zum Symbol — und da kommen denn die Herren Kritiker und versichern mit ironisch gefalteter Miene, dass Halbes Stück „auch einen Grundgedanken“ habe. Geht mir!

Man muss doch gerecht sein! Man darf doch die Gesichtspunkte nicht verschieben! Man kann einen Romantiker nicht mit Sudermanns Massstäben messen!

Hans von Hülsen.

Weise des Dichters

Von F. von Schlegel

Wie tief im Waldesdunkel Winde rauschen,
Ihr Lied dazwischen Nachtigallen schlagen,
Der muntre Vogel singt in Frühlingstagen,
Dass wir dem fernen Ruf bezaubert lauschen:

So seht ihr hier jedwede Weise tauschen:
Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
Der Scherze Lust, der Liebe kühnes Wagen,
Und was den Seher göttlich mag berauschen.

Anklänge aus der Sehnsucht alten Reichen
Sind es, die bald sich spielend offenbaren,
Und ihr Geheimnis bald mit Ernst verkünden;

Sinnbilder, leise, des gefühlten Wahren,
Des nahen Frühlings stille Hoffnungszeichen,
Die schon in helle Flammen sich entzünden.

Die neue Malerei und die Künstler

Von Arthur Segal

Arthur Segal ist aus der Neuen Sektion, der er Führer und Zierde war, ausgeschlossen.

Ich muss an die Geschichte des Malers denken, der durchaus berühmt werden wollte, in die modernste Ausstellung ging, sehr viel abguckte, dann zu Hause sich einschloss, um ganz moderne Bilder zu malen. Kaum ist er damit fertig, mit Ungeduld auf die Wirkung seiner neuen Bilder wartend, eilt er zur eben eröffneten Ausstellung — da wird zu seiner Enttäuschung schon wieder anders gemalt; er ist noch immer der Unmoderne. Wieder guckt er ab, ändert seine Malweise: mit der nächsten Ausstellung wiederholt sich das Spiel.

Wir leben tatsächlich in einer Zeit, in der jeder Maler, welcher modern empfindet, der Held dieser Anekdote sein könnte. Blitzschnell folgt Entwicklung auf Entwicklung. Gauguin, Matisse sind längst „überwunden“. Kaum beginnt der Cubismus sich bemerkbar zu machen, ist schon der Futurismus da. Jetzt wird Berlin die Futuristen sehen; die jungen Künstler, die nach der neuesten Sensation ausschauen, werden sich darauf stürzen, und siegesfroh wird jeder seine Beute heimbringen, um sie dem überraschten (und entsetzten) Publikum zu zeigen.

Die Sucht nach unglaublich Neuen jagt wie eine Krankheit die Künstler. Die Angst, „akademisch“ zu werden, ist zur Todesangst geworden. Akademisch sein, ist entwürdigend, ist ein Beweis der Talentlosigkeit, ist Beleidigung. Man zuckt die Achseln: Hm! Cezanne. Mitleidslächeln: Gauguin'schüler. Jedoch Cubismus, Futurismus, ja, bei diesen Gedanken lacht noch das Herz.

Jeden Tag neue Künstler, jeden Tag neue Namen. Kein Auskennen, kein Zurechtfinden mehr! Und das Publikum, wie soll sich das kaufende Publikum verhalten? Die Kunsthistoriker haben alle Hände voll zu tun. Wie leicht wird da der und jener Künstler überschätzt, missverstanden, unterschätzt! Nur der feinste Beobachter ist imstande, Begabung von Bluff zu unterscheiden.

Noch nie war die Kunstbewegung derart lebhaft. Täglich rufen uns neue Vereinigungen, neue Richtungen, neue Ziele. Innerhalb der Gruppe gärt und brodel't. Gewiss spielen bei den Zersplitterungen oft auch rein persönliche Motive mit; doch in der Hauptsache sind es künstlerische Verschiedenheiten.

Und trotzdem (oder und deshalb): wir leben in einer Zeit von unbegrenzten Möglichkeiten. Diese neue Künstlergeneration muss mit einem neuen Masse gemessen, muss mit unbefangenen Augen betrachtet werden. Der Maler, der täglich seine Richtung ändert, um modern zu bleiben, gibt damit allein noch nicht den Beweis seiner kleinen Persönlichkeit, die nichts Eigenes hat und sich darum von Rechts und Links beeinflussen lässt: er hat nichts von komischer Wirkung mehr an sich!

Ehemals, als z. B. der Impressionismus Jahrzehnte brauchte, um sich nur einigermaßen den Weg zu bahnen, war es der Begabung leichter gemacht, die Anregung des Genies zu verarbeiten, ruhig seine Eigenart zu entfalten, ohne nach aussen den Eindruck zu erwecken, als wechsele er seine Kunst wie sein Hemd. Der Gang der Entwicklung war langsamer, übersichtlicher und nicht sprunghaft. Expressionismus, Cubismus, Futurismus leben dagegen zu gleicher Zeit, sind innerhalb einiger Jahre entstanden. Die Gegensätze sind darum schärfer, ausgeprägter, obwohl sie Beziehungen zueinander haben. Der Künstler, der gestern Expressionist war, heute Cubist ist und morgen Futurist, macht nur rascher die Entwicklung durch. Stellt man einen frühen Monet neben einen späten, so wird der Unterschied klar und die Entwicklung sichtbar. Denkt man an die alten, in der Farbe schmutzigen van Googhs, und stellt daneben seine letzten, farbig brennenden Bilder, dann wird der Unterschied deutlich, und der Weg zwischen den beiden Bildern erscheint weiter als der vom Expressionismus zum Futurismus!

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass wir demnächst in Berlin eine Ausstellung der Futuristen haben werden, die augenblicklich in Paris Aufsehen erregen. Eine Kostprobe, einen Vorgeschmack davon gibt uns Kandinski, der jetzt in Berlin seine „Impression Moskau“ sehen lässt. Die rein abstrakte, geistige Kunst Kandinski bedeutet die letzte Konsequenz, zu der das Reindekorative gelangen musste. Hier will es mir scheinen, als ob der Futurismus schon ein Zurück bedeutet, ein Zurück zum Konkreten, zum Gegenständlichen. Diese „Impression Moskau“, ein scheinbar willkürliches Zusammenwürfeln und Nebeneinanderhäufen von Häusern, Wagen, Menschen, Farben und anderen Dingen, verbunden zu einem seltsam harmonischen Gefüge, geht zurück zu der Idee des Gegenstandes. Nicht wie bisher: der Gegenstand als Ding an sich, sondern als ein Teil des Ganzen, der Allgemeinheit. Eine Kunst, die fast sozial denkt im Gegensatz zu der rein geistigen oder rein dekorativen Kunst. Hier ist eine neue Wiedergabe der Bewegung der Dinge, ist der Strom des Lebens, ist die pulsierende, hastige Bewegung der Stadt. Das geistige Auge erfasst alles als ein harmonisches Ganzes in seinen ineinandergreifenden, ineinanderfließenden Einzelheiten, die nur angedeutet sind. Hier ist der Kopf eines Menschen, an den der Teil eines Hauses stösst, an den ein Omnibus anrumpelt, an den der Bruchteil eines anderen Menschen anklingt, und so fort. Die Stadt wird als ein Ganzes, als eine Welt für sich angenommen: „Impression Kosmos“ wäre das Umfassendste: Bruchteile von Städten, Bergen, Seen, Wäldern; Sterne, Sonnen und Monde in ein harmonisches Gefüge zusammengebracht: das Universum!

Wir leben in einer interessanten, lebendigen Kunstepoche.

Farbe eines Tages

Von Rudolf Kayser

Alle meine Erlebnisse liegen beschlossen in den Möglichkeiten meines Seins, schlanken, bunten Bänden einer grossen Bibliothek. Wie ein Buch nehme ich sie aus dem Regal und erlebe eine Erdendrehung lang ihren Rhythmus. Irgend ein verschämtes Sehnen zwingt uns, heute Schopenhauer, morgen Laforgue oder Verlaine zu lesen. Drängt uns nicht aber auch ein leisestes Vibrieren, die Blässe eines bürgerlichen Tages durch ein seltsames Abweichen vom Tage (sei es ein Besuch, ein Spaziergang, eine neue Zigarettenmarke) in unverlöschbare Tinten zu tauchen? Hängen wir nicht einem jeden Tag ein eigenes blutgewirktes Mäntelchen um die Schulter und malen ihn mit einer eigenen Farbe? Luftwandelnd in den verschlungenen Gängen der Stimmungen, die erst das Licht dem Meere entreissen, stelle ich das Spektroskop, um die Farbe zu suchen, die meine Heute erfüllt. Irgendwo regt sie sich, als breiter Fluss oder ängstliches Rinnseln. Vielleicht als fauler Funke auf einem graumürben Stein an einer Chaussee oder als das Entzücken einer opiumgetränkten Zigarette im Literaturcafé. Welche Farbe winkt mir nun heute?

Ich stehe vom Schreibtisch auf und trete ans Fenster. Das frische Grau des Schnees verleugnet die Trostlosigkeit des engen Hofes. Stierend suche ich in ihm meine Farbe wie meinen Gegner. Dort kommt mein Freund schmal durch das Tor, der knabenblonde Schriftsteller. Er trägt seine Farbe in der Jugend, die ihn nährt. Ich muss sie weiter und tiefer suchen. Irgendwo zwischen Bergen und Quellen. Meine Hand stellt zitternd das Spektroskop. Ich blicke lange hindurch. Wir fahren nach Schleissheim, sage ich, und verlasse mit dem Freunde das Zimmer.

Dichte Nebel hüllen den Zug ein und zeichnen Landschaften und Menschen bleicher als den Tod. Im Nachbarwagen befindet sich ein Gefangenentransport. Ich höre das Schicksal der Armen rasseln wie die Ketten an ihren Händen. Fürchterlich klingt es, wie von Narrenschellen, die Kirchenglocken sind. Die Gespräche um mich über Wahlen und Teuerung hämmern zum Boden hinab wie das Stampfen der Maschine. Wie oft litt ich doch die Freude von Eisenbahnfahrten, kurzer und ewigkeitslanger Anfang und Ende waren immer fiebrig: Das Einstellen des Denkens auf eine Stunde oder zwei Tage Bewegung und dann die Erwartung des Hafens, der voller Erlebnisse, voller Farben in uns träumt. Heute spüre ich weniger davon als sonst. Woher kommt das?

Der kleine Ort schmiegt sich ängstlich in den Boden hinein. Manche Häuser stehen ganz einzelt am Wege wie kleine Kinder und sehen fragend die Fremden an. Alles duckt sich unter einer verwirrenden Bescheidenheit: Wir sind nur armselige Wegweiser an eurer Bahn. Gehet dort hinauf, von wo es weiss herüberleuchtet; es winkt euch ein freudensüßes Ziel.

Ganz ruhig ist es. Wie durch Leichenhaare weht der Wind in nackten Baumkronen. Schweigend gehen wir auf holprigen Strassen. Ueber einen trüben Kanal spannt sich eine breite stolzgeschwungene Brücke. Wir müssen ganz nahe am Schlosse sein. Noch eine Wegbiegung — nun steht es, sich breit reckend, vor uns. In der Fassade kämpft mit feinsten Waffen der Kampf zweier Zeiten: Barock und Rokoko. Der heitere Duft des Münchens von 1700 spielt in der freien Landschaft. Canaletto lächelt aus Fenstern und Nischen.

Dieses Schloss, das sich wollüstig so ungeheuer breitet, ist jetzt unter geschickter Markierung des früheren Zweckes eine einzige grosse Gemäldegalerie. Halbverblasste Erinnerungen heben den Finger und erzählen, dass diese Räume einst der Verbannungsort eines kurfürstlichen Herrn waren. Jetzt dehnen sich in ihnen die Flöten- und Trommetenklänge jahrhundertlangen malerischen Schaffens, ein alles Höfische überrauschendes Blüten stärker oder schwächer pochender Künstlerherzen. Wir wundern uns, dass diese neue Musik nicht die Mauern durchklingt, die ängstlich noch das alte Leben zu umspannen sich mühen, das doch seit langem ins Dunkle entschwand.

Eine wohl selten von fremden Eindringlingen aufgescheuchte Ruhe umspielt das Schloss. Mit Mühe dringen wir bis in die Wohnung des Kastellans vor, der sich mit höflichen Worten und Geberden, die doch ein stiller Zorn über die Störer durchzuckt, bereit erklärt, uns zu führen. Wir treten mit ihm in ein weites marmorwandiges Vestibül und steigen dann über fröhlichkeitssüchtige Treppen zum oberen Stockwerk empor. Wie kommt es aber, dass nicht bunte Livreen die Stufen flankieren? Huschen nicht zierliche Schritte unter Spitzengewandungen hinauf und herab? Woher diese Ruhe? Schlummert man noch, ermüdet von dem gestrigen Fest, das Max Emanuel dem Pariser Gesandten gab und bei welchem der Zwerg Cuvillié mit heissen Blicken und Worten von dem lachenden München sprach, das seine Kunst erschaffen würde? Ein schweres Türknarren ruft mich ins Heute zurück. Wir betreten fröstelnd die durchkalteten Säle. Mit eintöniger Stimme streut unser Führer Namen und Daten umher. Das Glühen und Zurückweichen unserer Augen lehrt ihn, dass unser Sehnen nach anderen Dingen fahdet. Leise unsere Eindrücke austauschend und sie durch Kenntnisse erhöhend, treten wir von Werk zu Werk. Eine Ueberraschung bietet ein mir aus Kopieen längst nahestehender Rubens: Johannes und der Christusknabe. Auf diesem Bilde ist nichts von der wilden Bewegungsgewalt und Zentaurenkraft dem farbenpeitschenden Sinnesgenuss des flandrischen Riesen zu spüren. Keusch schliessen sich die weichen Kinderkörper zu einem Kreise zusammen. Merkwürdig, wie in diesem runden Knabengesicht bereits die Gottheit leuchtet, vor der sich der Spielgefährte so rein und nahe beugt. Und doch zittert in all der kindlichen Frömmigkeit ein gieriges Fluten und Ergreifen der Erdenströme. Ja, es ist vom Rubens, dem Peter Paul aus Siegen.

Ob von ihm aus Brücken zu Hans von Marées führen? Fast glaube ich es, wenn ich den bewussten Farbwillen beider betrachte. Welche Einsamkeit die Bilder dieses deutschen Römers umtanzt! Wie reine Schicksale sich widerspiegeln in einer Gestaltung, die kein Vor und Nach hat und über alle Konventionen, Schlagworte und Schulbegriffe hinwegspringt. (Das Marées keine Schüler haben konnte, beweisen in Schleissheim die Werke seines Jüngers Pidoll.)

Von einem schmalen, hohen Fenster des Galeriesaales, von dessen Wänden die Porträts von Fürsten und Königen wie weissgepuderte Schemen leuchten, blicke ich auf den weiten Park herab. Der Geist von Le Nôtre schuf diese schnurgraden Wege, die grossen Rasen und Wasserbecken. Doch das gemächliche München mildert die Starrheit. Leise schwingt sich die Dämmerung über die Wipfel und ballt vor meinem Auge schwarze und helle Flecken. Zwischen ihnen senkt sich langsam die Farbe dieses Tages zur Ruhe, die ich am Morgen im Spektroskop erblickte. Die Verlassenheit dieser kleinen Welt, die bestimmt war, von lautem Frohsinn durchrauscht zu werden, hat etwas Grauses. Mit kleinen Kerzen möchte ich Rokoko-fröhlichkeit an den Wegen und Bassins, auf den Terrassen und Fenstersimsen entzünden. Mit abschiednehmenden Blicken tasten wir langsam über den Garten hinweg und sehen, wie das Hell sich mit dem grossen Dunkel vermählt. „Dunkel ist das Leben, ist der Tod“ klingt es zu mir herauf: Verse des übermütigen Trinkers und grossen Dichters Li-Tai-Po, von dem die Sage erzählt, dass er, auf dem Rücken eines Delphins sitzend, von zwei himmlischen Geistern begleitet, unter dem Klingen einer unsichtbaren Musik in die Ewigkeit zog. —

Als ich durch die holzgeschnitzte Tür das Schloss verlassen will, überreicht mir mein Führer den Prospekt zu Meier-Gräfes Marées-Werk. Lächelnd nehme ich ihn entgegen und werfe von den Galerien umschatteter Vergangenheiten meiner lachend blutenden, zukunftsgebärenden, jauchzenden Zeit den Rettungsanker entgegen.

Friedhof im Frühling

Von Marie Holzer (Prag)

Es ist früh am Morgen. Ganz, ganz früh. Unheimlich früh fast. Alles schläft noch, Mensch und Tier und die kleinen Käfer und die Blumen und die Toten träumen. Leise stosse ich die kleine eiserne Pforte auf, die ins Innere des jungen Friedhofes führt und klinge sie leise, leise zu, um ja niemand zu stören, denn Weihestimmung webt in der lichten linden Frühlingsluft und hier wohnt der Frieden. Still ist es. Wundersam still. Ein weicher weisser Dunst umspielt wie ein duftiges Brautkleid kosend die Kronen der Bäume und steigt langsam, langsam wie zögernd in schönere Fernen.

Am Rande der fein ausgeharkten Wege stehen hohe Bäume, deren Wipfel sich zueinanderneigen, sich schliessen wie ein Hallengang; und von weitem leuchten glitzernde Kugeln, rot und blau und grün durch das dunkle Gezweig und goldene Sonnen-

strahlen brechen sich daran und sie leuchten und sprühen und glänzen wie kleine Sonnen fast. Spielende Schatten huschen über den Kies. Die Grashalme beben und die Blumen zittern leise, bei jedem kleinsten Windhauch, der sie umschmeichelt, und ihnen flüsternd kleine Märchen erzählt von der Allmacht des Lebens, dem sie entgegenblühen. und da — da kommt ein Schmetterling mit lautlos behendem Flügelschlag und trinkt des Lebens Süsse aus den Blumen der Toten . . .

Und rechts und links stehen die Grabsteine in Reih und Glied, dichtbeieinander in stiller unwandelbarer Eintracht. Der eine aus dunkel-mattem Marmor, da ein Kreuz aus lichtem Granit; drüben eine Figur, eine junge Frau, die hinunterschaut in die Tiefe, Trauer in den Zügen. Dort auf hohem rohgehauenen Sockel ohne Uebergang, wie aus dem Gestein herausgewachsen ein Mann, der warmen Blickes in die Ferne schaut, in die Höhe. Unweit davon ein kleiner knieender Engel mit gefalteten Händchen, der für des Kindes Heil betet, das so früh fort musste aus dem lachenden sonnigen Frühling des Lebens . . . Und da eine aufgeschlagene Bibel, mit dem Vers, der Bibelstelle wohl, aus der der Lebende immer neue, immer junge Hoffnungen herausgelesen, in Stunden der Einsamkeit, in Stunden der Wehmut.

Alle liegen sie friedlich beieinander, gross und klein, hoch und niedrig, abseits von Neid und Hass, abseits von Liebe und Missmut, abseits von Freundschaft und Fehde, ohne Wünsche, ohne Hoffnung . . . Und die weissen Blättchen der Baublüten fallen langsam, langsam zur Erde; noch ein kleines Weilchen drehen sie sich tanzend im Winde, dann sinken sie müde nieder auf die kalten Steine und rechts und links, um am Wege zu sterben. . . Summende Käfer, surrende Insekten umkreisen die Bäume ringsum, die Blumen auf den Gräbern. Und hoch oben das lockende Lied einer Nachtigall, der jauchzende Ruf einer Lerche.

„Anima non moritur“ steht auf jener dunklen Gruft in leuchtenden Goldbuchstaben eingraviert, die Wind und Wetter trotzen sollen, für alle Zeit. Ein Spruch der Jahrtausende gelebt und weiter leben soll in alle Ewigkeit. Ein wundersames Zeichen unveränderlichen Glaubens und die Bereitschaft allezeit den höchsten Richterspruch zu empfangen. Und der Glaube daran hat ein Hoffnungslächeln auf sterbende Lippen gelockt und ihnen den Abschied leicht gemacht. . .

Und das Frühjahr kommt, und die Bäume ringsum knospen und blühen. Die Trauerweiden senken müde, schwerbeladen ihre Zweige. Die Kastanienriesen streben gen Himmel, der Lebensbaum steht reglos, unentwegt auf seinem Posten. . Der Duft vereinzelter Fliedersträucher durchzieht lind und süss die köstlich reine Morgenluft. Die Gräber sind alle im Frühlings schmuck, dort langstielige bleiche Vergissmeinnicht auf dem Grabe eines Kindes, hier weisse fragende Orakelblumen, deren Blätterzahl geheime Antwort gibt auf manche bange Frage. Dann wieder Blattpflanzen kalt und wertvoll. Auf einem Marmorblock ein Strauss weisser Narzissen und roter Tulpen achtlos hin-

geworfen oder einer zitternden Hand entfallen. Ein Gruss eines Trauernden, der stille Zwiesprache gehalten mit dem geliebten Toten.

Und in der Luft zwischen Bäumen und Blumen webt das Leben unaufhörlich immer neue Fäden. Trotzdem jeder Tote ein Stück des Herzens der ihn Ueberlebenden fortnimmt, manchmal das beste Teil, manchmal alles Glück, alle Lebensfreude, alle, alle Hoffnungen . . . Und jetzt im Frühjahr, wo die Erde uns tausend Liebeszeichen sendet, und täglich von neuem das geheimnisvolle Band, das zwischen ihrem dunklen Schoss und dem Leben bestedt, offenbart, jetzt wo sie tief aus der Erde Innern Herolde sendet, um ihre Kraft täglich neu zu verkünden, begreifen wir den dunklen Zusammenhang und die gewaltige Grösse der schönen Legende von der Auferstehung.

Denn trotz all dem Leid, trotz all der Schmerzen, trotz all des Unrechts, trotz all dem Weh, das uns entgegenstarrt aus tausend verzweifelten Augen, aus Millionen Menschenschicksalen, trotz all der Tränenströme, die gewaltiger sind als Meere, trotz all dem Jammer, all der Klagen, die widerhallen wie grollende Donnerschläge in den Bergen, glauben wir und wünschen wir eine Auferstehung. Weil die Hoffnung mutiger ist und lebensfähiger und gewaltiger als alles Leid, das vorüberzieht, langsam, allmählich und vergeht, während sie uns jeden Morgen wachküst mit ihrem strahlenden Blick und ihrem verführerischsten Lächeln. Das Gedachte trägt immer von neuem den Sieg davon über das Reale und doch nur, um im ewigen Kreislauf den Wirklichkeiten des Lebens immer von neuem nachzujagen.

Und all die Träumer, und all die Denker wollen doch auch nur die Auferstehung eines neuen, schöneren, besseren Menschengeschlechts; glauben, dass dereinst ein neuer Frühling kommen wird, warm und leuchtend und unvergänglich. Und auf jeder schlaftrunkenen Blume, die sich erst im Tautropfen bespiegelt auf jeder scheu erwachten Blüte an Grabesrand, liegt ein seltsam ahnungsvolles Zauberlächeln. . . .

Literarische Neuerscheinungen

Adolf Wittmaack. Die kleine Lüge. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50.

Gott will wachsen — — —

Die Zahl der Suchenden nimmt zu — jener Suchenden, die gute Menschen und schlechte Lügner sind. „Helden“, „Sonderlinge“ oder „Narren“.

Zu ihnen gehörte Uwe Jans, der ausgezogen war, die ganze große Wirklichkeit zu fassen und als er hinsah, eine kleine Wollustlüge in den Händen hielt.

Der Dichter hält das bunte Stückchen Leben fest, durch das diesen Uwe Jans die Sehnsucht führt und geht den Pfaden seines Schicksals nach, soweit die gemeinsamen Grundlagen menschlichen Erlebens ihn die Fahrte finden lassen.

Die Fahrte führt durch Wetter, Wind und Wagemut; durch rauschenden Regen auf der Heide und brausenden Sturm am Meer; durch ungebrochen heidnische Natur, in deren Mittelpunkt der Wohldhof, seine Heimat, steht. Sie führt durch Heuchelei und echtes Christentum im Heidedorf, durch Kastengeist und Kleinstadtwesen. Sie führt durch London, Hamburg und Paris, durch neue wissenschaftliche Weltbetrachtung, durch Phasen der politischen Entwicklung, durch das Erwerbaleben und durch die Konflikte der Ergänzungsehnsucht in Mann und Weib.

Sie führt zum Tode für die Verwirklichung einer Idee — — — Denn Uwe Jans soll ein „Held“ sein, ein „Sonderling“ oder ein „Narr“.

So wollte ihn, so gestaltete ihn sein Dichter, den eine starke, tapfere, geistreiche, aus Gefühl und Witz knappe Kunst des Erzählens auszeichnet.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

CARL HAUPTMANN. Nächts. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig.)

Geh. Mk. 3.—

AUGUST HERMANN ZEIZ. Im Spiegel. Gedichte. (Max Speddig, Danzig.)

IRENE FORBES-MOSSE. Der kleine Tod. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 3.—

OTTO ALSCHER. Gogan und das Tier. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

ALBERT STEFFEN. Die Bestimmung der Robeit. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.

RUDOLF EUCKEN. Der Sinn und Wert des Lebens. (Leipzig, Quelle & Meyer.)

Zeitschriftenschau

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Das Heft No. 20 enthält: Gerhard Hauptmann: Aus einem unvollendeten Drama; Richard Dehmel: Gedicht; Max Liebermann: Zeichnung; Hermann Wendel: Parlamentarismus; Alfred Kerr: Welches Deutschland? u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

DIE SCHAUBÜHNE, Wochenschrift. Nummer 14 enthält: Moritz Heimann. Von Julius Bab. — Possart. Von S. J. — Die Sternbraut. Von Max Brod. — Revanche. Von Albert Ehrenstein u. a.

DAS LITERARISCHE ECHO, Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W9). Das 2. Aprilheft ist eben mit folgendem Inhalt erschienen: Karl von Felner: Die tragische Lüge. — Walter von Molo: Max Burckhard. — Max Burckhard: Autobiographisches. — Max Mell: Vier Gedichte. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

Mitteilung des Verlages

Das Einzelheft der „Aktion“ kostet nunmehr 20 Pfg. Diese Preiserhöhung ist eingetreten, ganz unabhängig von der Tatsache, dass wir auch gute Zeichnungen reproduzieren werden. Wem der bisherige Preis von 10 Pfg. nicht zu gering schien für das von der „Aktion“ Gebotene, dem wollen wir die Preissteigerung nicht begründen. . . .

Die Abonnementspreise (1,12 Mk. durch Post oder Buchhandel; 1,50 Mk. direkt vom Verlag bezogen) sind nicht erhöht worden.

Inhalt der vorigen Nummer: Der tote Poseur Albert Träger. Von Franz Pfemfert. / Puschkin und Russland. Von Alexander Herzen. Impressionistischer Klassizismus. Von Ernst Bläß. / Aus den „Heiligen Festen“. Von A. H. Zeiz. / Auf die Spitze. Von Alfred Wolfenstein. / Der Doktor Blei. Von Ferdinand Hardekopf. / Montrouge. Von René Schickele. / Erinnerung an Cristina. Von Arnold Zweig. Die pietätvolle Firma. Von Grete Meisel-Heß. / Glossen. / Literarische Neuerscheinungen. / Zeitschriftenschau. / Mitteilung des Verlages. Unsere Wedekind-Aufführung.

Hablos Frères Zigaretten haben keine !! Konkurrenz !!

Fabrik: Berlin W 10, Königin-Augusta-Straße 23.

Die Aktion

H.R.

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Jahrgang 1912

Nummer 16

INHALT

***	Jesuiten und Fürstenmord
Gustave Hervé	Die ersten Soldaten der Welt
Otto Pick	Der „Faust“ der Philister
Cheskel Zwi	Sombart und die „fünf Frankfurter“
Franz Blei	Briefe von Félicien Rops
Karl Kraus	Aphorismen
„Sind wir noch Menschen?“ — Literarische Neuerscheinungen — Vornotizen	
Zeitschriftenschau	

Das Heft 20 Pfennig

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

DIE SCHÖNSTEN HEILIGENLEGENDEN IN WORT UND BILD

MIT DEN NAMENSBILDERN VON FRANZ POCCI

HERAUSGEGEBEN VON
DR. P. EXPEDITUS SCHMIDT, O. F. M.

UNTER MITWIRKUNG VON ENRICA VON HANDEL-MAZZETTI,
ANNETTE KOLB, ANNA FREIIN VON KRANE,
KURT MARTENS, FRANZ FREIHERRN
VON LOBKOWITZ, FRANZ
POCCI U. V. A. M.

☐—————☐ BAND I ERSCHIEN SOEBEN ☐—————☐

BROSCHIERT M. 4.50, PAPPBAND 5.50, LEINENBAND 6.—

DIESE AUSGABE DER HEILIGENLEGENDEN WENDET SICH AN DIE GEBILDETEN ALLER KREISE. ES GEHÖRT ZUR BILDUNG AUCH DER NICHT DER KATHOLISCHEN KIRCHE ANGEHÖRIGEN, SIE ZU KENNEN. ES FEHLTE BISHER AN EINER SAMMLUNG, DIE DAS ERMÖGLICHTE. DIE HERAUSGEBER DIESER SAMMLUNG WOLLEN DEN SCHATZ TIEFER POESIE UND MENSCHLICHKEIT, DIE IN DEN LEGENDEN SCHLUMMERT, HEBEN, SO WIE EINST DIE GEBRÜDER GRIMM DIE DEUTSCHEN MÄRCHEN WIEDER AUFERWECKTEN. DIE DICHTERISCH EDLE FORM, IN DER HIER DIE WUNDERVOLLEN ERZÄHLUNGEN VON MÄRTYRERLEBEN UND DEN KÄMPFEN FROMMER ÜBERZEUGUNG ZUM HERZEN ALLER REIN EMPFINDENDEN MENSCHEN SPRECHEN, WIRD DEN SCHÖNEN BÄNDEN MIT DEN LIEBEN BILDERN POCCI'S FREUNDE IN ALLEN LAGERN WERBEN

PROSPEKTE MIT PROBE BILD GRATIS

IN ALLEN GUTEN BUCHHANDLUNGEN ZU HABEN, SONST VOM

HYPERIONVERLAGE HANS VON WEBER, MÜNCHEN 31.

Die Aktion

M R

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 16 - 17. April

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 zu senden
Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6942
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Heft 20 Pfg.

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (exkl. Be-
stellgeld) b allen Postanstalten,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
1,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

JESUITEN UND FÜRSTENMORD

Als die Reformation anfang, standen die Ketzler auf Seite der Fürsten und die Jesuiten auf Seite der Völker! Die Ketzler predigten Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, und die Jesuiten lehrten Fürstenmord und Volkssouveränität!

Kluge Herren! Superfeine Klugheit! Scharf, nur leider scharf! Und wer ein Beispiel sehen will, wie der Pfeil auf den Schützen zurückfliegt, wie man in die Grube fällt, die man andern gegraben, wie man den Teufel austreibt mit Beelzebub, dem Obersten der Teufel, der studiere dieses Kapitel der Jesuiten, welche den Fürstenmord gepredigt und stets mit den Fürsten gerichtet werden, welche die Volkssouveränität gelehrt, und von jedem Volke, das souverän wird, stets als die ersten zum Lande hinausgejagt werden. Kluge Herren, superkluge Herren!

Im Jahre 1599 erschien ein merkwürdiges Buch, vielleicht das merkwürdigste, welches je die Presse verlassen hat. Dieses Buch war einem Könige dediziert und lehrte — dass man Könige totschiagen dürfe! Es bedauerte, dass sie nur allzuwenig totgeschlagen würden, und dass der Heldenmut eines Harmodius und Aristoteles (welche den Pisistratiden Hipparchos, den Tyrannen von Athen, umgebracht) in unseren schalen und unschmackhaften Zeiten leider gar so vereinzelt sei. Es war das berühmte Buch: „Ueber König und Königtum“ von dem berühmten Jesuiten Mariana, in Toledo aufgelegt, von den Oberen des Jesuiten-Ordens mit Approbation versehen, und dediziert Sr. Majestät dem allerkatholischsten König von Spanien, Philipp III.

Der angebliche Zweck dieses einzigen Buches war freilich, sitliche Vorschriften für die Souveräne zusammenzustellen, der weitaus wichtigste Teil aber hat die Untersuchung der Volksrechte gegenüber den Herrschern zum Gegenstande. Der Hauptpunkt, um welchen diese Un-

tersuchung sich dreht, ist der scholastische, dem Aristoteles entlehnte Unterschied zwischen einem König und einem Tyrannen. Es wird aber gesagt, dass der Tyrann, nicht wie bei den Alten, just ein Usurpator sein müsse, sondern jeder, auch der rechtmässigste Herrscher sei ein Tyrann, sobald das Prinzip seiner Regierung die Selbstsucht sei mit ihrem Stolz und ihren Lüsten. (Siehe Isabella von Spanien. Sie ist vertrieben und — die Jesuiten mit ihr!) Solche Herrscher — lehrt Mariana — sind das schlimmste der Uebel, die Feinde des menschlichen Geschlechts. Sie sind von den Alten unter dem Bilde von Antäus, der Hydra und der Chimära darges'elit worden, und die grössten Heldentaten des Altertums bestanden in ihrer Vernichtung.

Nach dieser Prämisse folgte die wichtige Frage, ob es demnach gesetzlich sei, einen Tyrannen zu töten. Damit über die Natur der Frage keine Zweideutigkeit herrsche, legt Mariana seiner Beantwortung die kürzliche Ermordung Heinrichs III. von Frankreich durch Clement zugrunde. Er erzählt in einem Tone augenscheinlicher Bewunderung, wie dieser junge Dominikaner, getrieben von religiöser Begeisterung und durch die Sakramente der Kirche gestärkt, sich an den König gedrängt, mit einem vergifteten Messer ihn erstochen habe und sodann unter den Schwertern der Wachen gefallen sei. Also starb Clement — wie viele meinen, sagt der Jesuit vorsichtig — zur ewigen Ehre Frankreichs, ein Jüngling von nur 24 Jahren, schlicht im Geist und schwach von Körper, aber eine höhere Macht stärkte sowohl seinen Mut als auch seine Kraft.

Unter diesen Umständen war es soweit gekommen — nicht den Fürstenmord zu verteidigen, denn es geschah ja soeben — sondern Gründe für's Gegenteil anzuführen, d. h. be-

weisen zu müssen, dass man Fürsten nicht morden dürfe. Diese Nichtmörder sagten in ihren Schriften, dass es ungesetzlich sei, wenn ein einzelner unbefugter Mensch den geheiligten Herrscher eines Volkes ums Leben bringe; dass auch David es nicht gewagt habe, seinen bittersten Feind, weil er ein Gesalbter des Herrn war, zu töten; dass unter allen Verfolgungen der ersten christlichen Kirche kein einziger Christ seine Hand gegen den Cäsar erhoben, dass politische Meuchelmorde mehr schaden als nützen, denn sei das Gewissen einmal darüber hinaus, so müsse jede Ehrfurcht vor einem Oberhaupte verschwinden und allgemeine Anarchie das schliessliche Ende sein. Aber diesen matten engherzigen Seelen bäumte sich das „Streitross“ Mariana, wie Greuter sagen würde, mit allen Vieren entgegen. Das sind die Gründe derer, antwortete der Jesuit, welche die Sache der Tyrannen verteidigen, aber die Vertreter des Volkes können andere geltend machen, die nicht weniger zahlreich und nicht weniger schlaue seien. Und nun fährt er fort in einem Tone, der über seine Herzensmeinung keine Zweifel lässt, die Gründe für den Tyrannenmord aufzuzählen. Das Volk habe ein gewisses Mass der Gewalt seinem Herrscher zugestanden, aber nicht in der Weise, dass es sich selbst nicht noch grössere Autorität vorbehalten hätte, und nicht zu jeder Zeit, was es gegeben, widerrufen könne. Die allgemeine Stimmung der Menschheit habe die grossen Tyrannenmörder der Vergangenheit unter die Besten und Edelsten gezählt. Wer tadelte wohl jemals den Heldenmut eines Harmodius und Aristogeiton oder Brutus und Cassius oder derer, die ihr Land von der Tyrannei eines Domitian, Caracalla oder Heliogabalus befreiten? Und was sei denn dieses Gemeingefühl Anders als die Stimme der Natur in uns, die uns das Recht vom Unrecht unterscheiden lehrt? Wenn ein wildes Tier über das Land losgelassen wäre und alles um sich her verwüstete, wer würde wohl zögern, dem Mann Beifall zu zollen, der mit der Gefahr des eigenen Lebens es zu töten wagte? Sehr freundlich! Es muss dem König Philipp dieser Vergleich der Könige mit wilden Bestien, welche man jagen, hetzen und totschiagen soll, ganz besonders geschmeichelt haben.

Man sage nun aber nicht, das sei die Ausschreitung eines einzelnen, wofür das Ganze, der Orden und sein Prinzip, nicht verantwortlich zu machen. Mariana war kein einzelner; er hat Vorfahren und Nachfolger gehabt. Franciscus Toletus, Emanuel Sa und der berühmte Molina, alle drei Jesuiten, haben mehrere Jahre vor Mariana ähnliche Grundsätze ausgesprochen. Franz von Toledo, 1583 zum Kardinal ernannt, rechtfertigte zwar nur den Mord in bezug auf usurpierte Tyrannei; er liess aber durchblicken, dass das Volk auch einen rechtmässigen Herrscher absetzen und töten könne. Sa und Molina sprechen dasselbe mit noch grösserem Nachdrucke aus und Balthasar Ayala, der berühmteste spanische Rechtsgelehrte seiner Zeit, schrieb

gleichfalls in diesem Sinne. Und das alles war nicht Theorie und Doktrin, sondern Praxis, nicht moderne „G e s i n n u n g s t ü c h t i g k e i t“, sondern furchtbarer Taten ernst. Der Dominikaner Clement ermordete seinen König Heinrich III. und die Katholiken der Ligue nahmen diese Nachricht mit lautem Frohlocken auf. In vielen Kirchen wurde das Bild des Mörders zur öffentlichen Verehrung auf dem Altare Gottes ausgestellt. Der Papst erklärte offiziell, die Tat des Mörders sei einer Judith würdig und habe nur unter dem Beistand der Vorsehung vollbracht werden können; ja er verglich sie gottesslästerlich mit der Menschwerdung und Auferstehung. Und doch war Heinrichs Verbrechen kein anderes, als dass er im Königreich Frankreich eine Gleichberechtigung zwischen Katholiken und Protestanten für möglich gehalten.

Von den Nachfolgern Marianas sind die berühmtesten und einflussreichsten der Kardinal Bellarmin in seinem Buche: „Von der Suprematie des höchsten Bischofs in weltlichen Angelegenheiten“ und der Jesuit Suarez in seiner „Verteidigung des Glaubens“. Beide verteidigten den Widerstand gegen Fürsten, der bis zum Mord gehen dürfe, mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Das Parlament von Paris liess das erste Buch 1610, das zweite 1614 verbrennen.

Aber wie kommt es, wird der Leser fragen, dass das uralte Einverständnis zwischen „Thron und Altar“ von dem einen Teile plötzlich so tolldreist zerrissen und verleugnet werden konnte? Was gewann der Altar-Teil dabei?

Alles, oder wenigstens wie er sich einbildete, alles! Es war, wie gesagt, in der Reformation, als die Jesuiten den Fürstenmord predigten. Die Fürsten aber, wie man weiss, kamen der Reformation teils persönlich entgegen, teils liessen sie von ihrem Strome sich treiben. Unter diesen Umständen besannen die Jesuiten sich keinen Augenblick, das Tau zwischen Thron und Altar zu zerhauen. Die schlechteste Schusterbank war ihnen jetzt lieber als alle Throne der Christenheit. Was sollte ihnen ein Thron, wenn er bloss christlich-evangelisch war? Fort mit ihm!

In der Tat trug die Doktrin die Frucht, dass einige ihnen missliebige Fürsten wirklich ermordet wurden, wie Heinrich III., Heinrich IV., Wilhelm von Oranien. Namentlich der letztere Mord war ganz unschätzbar, denn er ist mit höchster Wahrscheinlichkeit der Grund, dass Belgien noch heute katholisch ist. Zweitens war in der Lehre vom erlaubten Fürstenmord ein Damoklesschwert geschmiedet, welches über den Häuptern der Fürsten hing, wie die Guillotine Robespierres über den Häuptern der Franzosen. Weit mehr als die wirklichen an Fürsten verübten Mordtaten nützte diese permanente Drohung des Mordes. Alle katholischen Bevölkerungen Europas waren durch die Jesuiten-Theorie vom Fürstenmorde gleichsam in eine grosse elektrische Gewitterwolke verwandelt, in welcher die Fürsten hindurch gingen, keinen Augenblick sicher, dass nicht der Blitz eines

Dolchstosses durch ihre Brust fahre. Die Bomben Orsinis und die Höllenmaschinen Fieschis lagen sozusagen allgegenwärtig in der Luft. Ein scheussliches, nur von Teufeln zu erfindendes System des Terrorismus, aber — ein praktisches! Ein rohes, nur Menschenfressern würdiges Mittel, die Gemüter bei der Furcht für das Leben zu packen, aber bis zu diesem Grade einmal die Menschheit ausgezogen, muss man den Jesuiten nachsagen, dass sie schwache und schwankende Seelen nicht kräftiger zwingen konnten, ihnen Ordre zu parieren. Endlich war die mit der Lehre vom erlaubten Fürstenmord verbundene Lehre von der Volkssouveränität gleichsam die Licht- zu der Nachtseite, freilich ein Licht von einem gefährlichen Feuer, aber die Jesuiten standen nicht an, mit diesem Feuer zu spielen, weil sie des Spieles Herr zu sein hofften. Sie hatten erkannt, dass die Apostel der Reformation, welche den mystisch-dumpfen Zeremoniendienst der lateinischen Kirche mit der menschlichen Sprache, mit den herz- und geist-öffnenden Worten des verdeutschten Evangeliums vertauschten, die beneidenswerten Entdecker und Besitzer eines Prinzips geworden, dessen Popularität vielleicht so unermesslich, so welterobernd war, wie vor fünfzehnhundert Jahren in der römisch-hellenischen Welt das Evangelium selbst. Dieser Bewegung gegenüber — das fühlten sie wohl — waren Aristoteles, die Scholastik, der Papst, seine Dekretalien, war der ganze Apparat des alten Autoritätsglaubens so ohnmächtig, wie die römischen Kaiser gegen die Fischer von Galiläa ohnmächtig geblieben. Es galt ihnen, etwas Glänzendes, Belebendes, Aufregendes, kurz etwas Revolutionäres zu erfinden, welches die Fähigkeit einer gleichen, vielleicht noch grösseren Popularität als die Reformation entwickeln, derselben Konkurrenz und Konterbalance bieten konnte. Wenn es plump und dumm ist, eine Revolution direkt und mit Schwertstössen umzubringen, dagegen fein und erfolgreich, sie durch Ueberbietung ihrer selbst und mit geistigen Blendwerken zugrunde zu richten, so sind die Jesuiten die ersten Lehrer dieser modernen politischen Kunst. Es gelang ihnen wirklich, dem grossen Prinzip der Reformation ein noch grösseres entgegenzustellen: sie erfanden den modernen Radikalismus, das Prinzip der Volkssouveränität.

Aber es gelang ihnen nicht, die Früchte desselben zu ernten. Wie man sieht, war das demokratische und populär sein sollende Prinzip der Jesuiten schon an der Quelle vergiftet durch den Hintergedanken: Haltet nur die Fürsten nieder, diese schrecklichen Menschen, welche das Schwert haben; mit euch selbst und eurer Volkssouveränität werden wir schon fertig werden, wenn ihr nur erst ein paar Generationen lang in unsere Schulen gegangen seid! Mit diesem Frevelgedanken setzten sie das Rad der modernen Weltgeschichte in Schwung, liessen es rollen und — liegen jetzt selbst unter dem Rade. Das liberale Prinzip der Volkssouveränität haben wir nicht von den Jesuiten, wie

sie sich einbildeten, sondern von den Protestanten handhaben gelernt; in den romanisch-katholischen Ländern dagegen nahm es gleich von Haus aus, vom Hause der Jesuiten aus, einen parteisüchtigen, verschwörerartigen, zerstörenden, krebs- und geschwürähnlichen Gang ins Innere der Staatskörper, verschwand auch alsobald von der sonnigen Oberfläche, welche schnell und grausig die Nacht bedeckte, in verdächtige unterirdische Höhlen, wo es sich brütend und böseartig einwühlte, bis es genau zweihundert Jahre nach der Brandschrift des Jesuiten Mariana auf jenem erkatholischen Boden, welcher das Blut der Bartholomäusnacht getrunken, in jener fürchterlichen französischen Revolution zum Ausbruche kam, deren kannibalisches Programm bekanntlich in dem Liede abgesungen wurde: den letzten König zu henken — an den Gedärmen des letzten Priesters!

Glossen

Die ersten Soldaten der Welt

Jedes Land hat seinen Teil politischer Vorurteile.

Das französische Volk leistet darin besonders Grosses.

Es glaubt zum Beispiel, dass die französischen Soldaten die ersten Soldaten der Welt sind.

Wenn man die militärische Geschichte des französischen Volkes kennt, so kann man sich überzeugen, dass es in Europa keine zweite Nation gibt, die zu ihren Taten so viele erinnerungswerte Niederlagen in alter und neuer Zeit zählen kann.

Mit einer Hand voll römischer Soldaten machte Julius Cäsar der grossen Armee dieser schreckenerregenden Gallier ein Ende, die ihrer Prahlerei nach nichts anderes fürchteten, als den Einsturz des Himmels; und eine spottschlechte römische Besatzung genügte, um diese Blitze des Krieges in Respekt zu halten.

Vier Jahre nach dieser römischen Eroberung fiel eine, wie es scheint, noch weniger zahlreiche Schar von Barbaren in das römische Gallien ein, und setzte sich mitten unter dieser sanften und friedlichen, römisch-gallischen Bevölkerung wie zu Hause fest.

Vier Jahre nach dem Einfall der ungeschliffenen Barbaren machten Scharen von Plünderern, die Normannen — ebenfalls Germanen — einen Einfall in das Land der römischen Gallier! Sie waren tapferer als die Franzosen, da sie viel roher waren. Auf ihren Barken fuhren sie den Lauf der Seine, der Loire und Garonne entlang: die Eindringlinge sind nur eine Hand voll Leute, aber die Eingesessenen laufen so schnell sie können vor ihnen weg und verschanzen sich hinter den Mauern befestigter Schlösser; um Frieden zu haben, gab der Oberste der Gallo-Romanen dem Anführer der Schar die Erlaubnis, sich mit seiner Schar als

Herren in der Provinz anzusiedeln, die von da an die Normandie heisst.

Zur Zeit des hundertjährigen Krieges wurde das Land der Tapferen ein Jahrhundert lang von englischen Rotten verheert; bei Crécy im Jahre 1340 schlug eine Hand voll Engländer eine Armee von 40 000 Franzosen in die Flucht; bei Poitiers, zehn Jahre später, schlugen 10 000 Engländer 50 000 Franzosen, von denen 20 000 als Gefangene in den Händen der Engländer blieben; bei Azincourt, ein halbes Jahrhundert später, schlugen 20 000 Engländer die doppelte Zahl Franzosen so vollkommen zu Boden, dass nicht viel daran fehlte, so wäre ganz Frankreich englisch geworden.

Während des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts hat'en die Könige, deren Untertanen die ersten Soldaten der Welt waren, es nötig, in ihre Armee ganze Truppen von Ausländern, Ungarn, Schweizern, Deutschen und Jrländern einzustellen, Kerntruppen, die man angreifen liess, wenn die übrigen ermattet waren, oder wenn es eine Entscheidungsschlacht galt.

Die Revolutionskriege und die ersten Kriege zur Zeit des Kaiserreichs brachten während einiger Jahre militärische Eigenschaften zutage, die man sonst nicht an den Franzosen kannte; sind nun diese speziell militärischen Tugenden gute Tugenden? Meist ist es der blinde Mut der unbewussten Roheit, der sich über alle Hindernisse hinwegsetzt, die tierische Wildheit, durch die der Instinkt des Jägers bis zum Paroxismus gesteigert wird, der Mut der menschlichen Dummheit, der kopflos gemacht ist durch die Furcht, oder benebelt durch Alkohol und Pulver, der passive und resignierte Widerstand einer Truppe, die aus Furcht vor der Disziplin nicht zu fliehen wagt.

Ist das, was sie anfeuert, nicht vielleicht das Bewusstsein, um eine neue Gesellschaftsform zu kämpfen, die weit über allen Formen der benachbarten Länder steht; die Begeisterung der Revolutionäre, die ein sterbendes Ideal verteidigen?

In jedem Falle wird es ein Strohflecken sein.

Die Freudigkeit und die Begeisterung würden rasch ins Gegenteil umschlagen, wenn ein neues Unglück zu der Reihe der nationalen Niederlagen hinzukäme.

Die napoleonische Epoche ging, wie die französischen Patrioten sagen, auf grosse kriegerische Unternehmungen und Eroberungen aus; die ersten Soldaten der Welt wurden mit Fusstritten aus allen von ihnen überschwemmten Ländern herausgetrieben.

Der spanische Krieg begann mit der Kapitulation zu Baylen, auf plattem Lande, und das ganze Armeekorps der ersten Soldaten der Welt liess sich allmählich vom Süden Spaniens bis nach Toulon zurückdrängen.

Der Feldzug nach Russland endete mit einer gänzlichen Auflösung.

Während des Feldzuges von 1813 kapitulierte ein ganzes Armeekorps mit dem General Vandamme; und an der Katzbach überliess die

Armee des Marschalls Macdonald ihre ganze Artillerie dem Feinde und der grosse Kaiser reitete sich mit Mühe und Not nach Leipzig.

Bei Waterloo wurden die ersten Soldaten der Welt von einer solchen Angst ergriffen, dass sie erst 150 Kilometer von dem Orte gesammelt werden konnten, an dem Cambronne das rettete, was die Chinesen den Kopf und wir die Ehre nennen.

Sebastopol, Magenta und Solferino haben die Erinnerung an die doppelten Einfälle von 1814 und 1815 schon fast ausgelöscht, und ebenso fehlt die Erinnerung an den zweimaligen Einzug der Engländer und Deutschen in Paris, bei welcher Gelegenheit die ersten Soldaten der Welt die Heldentaten ihrer Vorfahren noch übertrafen:

Kapitulation der 80 000 Mann zu Sedan auf fast plattem Lande.

Kapitulation der 180 000 zu Metz in einer uneinnehmbaren Festung; davor eine kaum zahlreichere feindliche Armee.

Kapitulation zu Paris; 500 000 Mann ergaben sich einer viel weniger grossen, siegreichen Armee.

Die ungeordnete Flucht der Ostarmee in die Schweiz.

Seit Menschendedenken kann keine Nation solche militärische Katastrophen aufweisen.

Die Franzosen haben 1870 jede Gelegenheit benutzt, um an der Spitze der Kapitulation zu sein, aber trotzdem halten sie sich für Kriegsblicke, wie ihre tapferen gallischen Vorfahren.

Wenn sie zu einer besseren Erkenntnis ihrer militärischen Tüchtigkeit und ihrer Kriegsgeschichte gekommen sein werden, so bleibt ihnen doch immer noch ein Trost; nämlich der, dass alle Völker in ihren Annalen merkliche Trachten von Prügelein zu verzeichnen haben, die bezeugen dass kein Volk ein ausschliesslicheres Recht auf militärische, als auf andere Tugenden hat.

Gustave Hervé.

Werner Sombart und – die „fünf Frankfurter“

Den Verdacht, ich selbst könne diese Ideenverbindung geprägt haben, weise ich ab. Ein Rabbiner in einer kleinen Stadt mit historisch klingendem Namen hatte Zeit und Freude an Paradoxen genug, dieses Gemisch zu brauen; in der nichts weniger als verhüllten Absicht, Sombart durch die „Frankfurter“ und diese durch Sombart anrühlich zu machen.

Sombart hat ein Buch geschrieben „Die Juden und das Wirtschaftsleben“, und das hat (meint der Rabbiner) einmal so recht gezeigt, dass er ein ganz gefährlicher Antisemit ist. Denn er hat sozusagen eine neue Ritualmordlüge erfunden, und sie lautet: „Die Juden haben — den Kapitalismus erfunden, die Religion der Juden — ist das Geld!“ Und dieses Buch des Soziologen hat der „Dichter“ Rössler illustriert durch seine „Fünf Frankfurter“, der „Dichter“, der, — der Herr Rabbiner hat das Wort: „seine Geisteskinder so leicht und erfolgreich in

klingende Münze wandelt, weil er diese Kinder knietief in all dem moralischen Schmutz waten lässt, den seine Feder auf die Juden auszuspritzen versteht“.

Gott, wie sagt Salomon, der weise — Frankfurter so schön: „Das soll die Konkurrenz einmal nachmachen!“ Herr Rabbiner, das kann sie einfach nicht! Das ist wieder einmal ein trauriges Kabinettstückchen jüdischer Gegenwart. Die Aufregung über Sombart, — und das eben Gebotene ist nur die kurioseste Blüte am Baume derartiger Erkenntnisse, — kennzeichnet so recht den Ghettogeist unserer Zeit, mag sie sich nun in Beifall oder Missfallen äussern. Denn im Grunde genommen, geht uns Sombart gar nichts an. Denn:

1. haben die Juden den Kapitalismus wirklich erfunden, so ändert das Toben nichts, gar nichts, — und man läd sich selbst das Odium einer unsinnigen Schuld auf, ganz abgesehen von dem Segen des Kapitalismus, der dann zu unseren Kreditoren zählte;
2. haben die Juden den Kapitalismus nicht erfunden, so werden jüdische Gelehrte ihn seines Irrtums bald überführen.

Hat Sombart endlich unrichtige Angaben über die jüdische Religion gemacht, so fällt das auf seine Kappe, er wird bald genug aufgeklärt und korrigiert werden, und dabei sicherlich nicht dem Rabbiner am meisten folgen, der ihn am wütendsten anklafft.

Sicherlich aber hat Sombart mehr Grund, nach unserem Urteil über sein Buch zu fragen, als wir nach dem Urteil über uns in Sombarts Buch. Und damit wird für den Juden, der sich zu dem Standpunkt durchgerungen hat, dass fremdes Urteil uns nur sehr wenig tangieren kann, wenn wir nur vor uns selbst frei und stark dastehen, der ganze Streit um Sombart schal und abgeschmackt.

Cheskel Zwi.

„Sind wir noch Menschen?“

Das „Hamburger Fremdenblatt“, jenes geschäftsliberale Papier, das hier schon abgestraft worden ist, hatte die Lüge von dem satten Wohlleben der Hafenarbeiter weiterverbreitet. Bei einer monatlichen Tätigkeit von 22,7 Tagen verdiene ein Scheuermann jährlich 2000 M., schrieb das Blatt. Folgender Brief eines Arbeiters ist die Antwort. Es ist die Anklage eines Enterbten, ist ein revolutionär wirkender Aufschrei.

„Seit März 1911 bin ich Kontraktshauerermann, gehöre also einer angeblich bevorzugten Kategorie an. Vermittelt meiner wohlaufbewahrten Lohnzettel habe ich den Verdienst des vergangenen Jahres berechnet. Der Gesamtverdienst beträgt hiernach: 2168,30 M.; ausgezahlt erhielt ich nach Abzug der Krankenkasse, Invalidität und Sparkasse 1984,71 M.; das ist schon ein bedeutender Unterschied.

Von den differierenden 183,59 M. befinden sich 125 M. (vorläufig unverzinst) auf der so viel gerühmten Sparkasse des Hafenbetriebsvereins (E. V.).

Hierzu bemerke ich: Um diesen Verdienst zu erlangen, habe ich ununterbrochen, und nicht etwa 23 Tage im Monat, gearbeitet. Vielleicht vier ganze Tage im Jahr musste ich der Arbeit aus irgendwelchen zwingenden Gründen fernbleiben, sonst aber ging es tagtäglich morgens um fünf Uhr aus dem Hause fort, und erst abends um zehn Uhr war ich wieder daheim! Ich frage Sie: Kann man sich bei solcher Arbeitszeit noch als Mensch fühlen? — Ich habe das Pfingstfest bei ununterbrochen 24stündiger Arbeit in Stade gefeiert, ich musste Himmelfahrt arbeiten; ich habe keinen ordentlichen heiligen Abend gehabt und keinen zweiten Weihnachtsfeiertag; für uns gab's kein Silvester und kein Neujahr! Sind wir noch Menschen? Wir arbeiten von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends für 5,20 Mark, da: macht in der Woche 31,20 Mk., im Jahre 1622,40 Mark, d. h., wenn ein Kontraktshauerermann keinen Tag im ganzen Jahr fehlt und keine Ueberstunden macht, so verdient er ungefähr 1600 Mk., nicht aber in 23 Monatstagen, sondern in allen Arbeitstagen, die es gibt.

Aber wir müssen ja mehr verdienen, denn unsere Kinder wollen sich sattessen; also immer hin: Sonn- und Feiertags und abends bis neun und nachts bis morgens um halb sechs, aber bleiben wir Menschen dabei?

Wenn man so wochenlang um zehn Uhr nach Hause kommt, ist man zu müde, um ein freundliches Wort mit seiner Frau zu sprechen, zu apathisch, um die Zeitung zu lesen, nur schnell waschen, essen und ins Bett. Und da die meisten weit ab von der Arbeit wohnen, kommen sie selten vor elf Uhr ins Bett und müssen doch um halb fünf schon wieder aufstehen; das sind 42 Stunden in der Woche im Hause, davon 33 für den Schlaf. Ich frage Sie, bleibt man da noch Mensch? ... Dies ganze Jahr hindurch gab ich meiner fleissigen und sparsamen Frau mein ganzes Wochengeld, und wir haben dennoch nichts sparen können, und ich bin der Ueberzeugung, dass ein Mensch, der seine ganze Zeit bis in die Nacht hinein für nicht leichte, nicht ungefährliche Arbeit hingibt, wohl so viel Verdienst beanspruchen kann, dass es ihm möglich ist, jede Woche etwas fürs Alter zu sparen, und für die Kinder.

Es wird in den Paragraphen 2—4 unseres Kontraktes dem Arbeiter ein Mindestverdienst von 30 Mk., neuerdings 31,20 Mk. garantiert, d. h. wenn, wie es 1911 war, der heilige Abend auf einen Sonntag fällt, so sollte der Arbeiter pro Montag und Dienstag je 5,20 Mk. erhalten, auch wenn er nicht arbeitet. „Das ist ja grossartig,“ ruft der Nichteingeweihte. Gestatten Sie, dass ich eine kleine Bremse ansetze. Wenn zufällig Montag oder Dienstag gearbeitet werden soll, so wird jede Stunde mit 1 Mark vergütet. Der Reeder muss also dem Kontraktshauerermann 5,20 Mark zahlen, gleichviel, ob der Mann solchen Tag frei hat oder ob er fünf Stunden arbeitet; folglich hat der Reeder ein dringendes Interesse daran, immer „rein zufällig“ notwendig

arbeiten lassen zu müssen, und zwar besonders an den hohen und so lange ersehnten Feiertagen, und das in einer Zeit der sozialpolitischen Bestrebungen, wo alles dahin strebt, Sonn- und Festtagsarbeit zu verhindern.

Logisch wäre es, wenn im Arbeitsfalle ausser den fünf Mark der Ueberstundenlohn bezahlt würde, dann würde der Reeder die teure Festtagsarbeit scheuen, und bedauerlich ist es, dass der polizeiliche Konsens so ohne Prüfung gegeben wird.

Nicht nur Geld wollen wir verdienen, sondern wir besitzen die grosse Unverschämtheit, dass wir gern als Menschen leben möchten.

K o n t r a k t s c h a u e r m a n n.
der H.-A. P.-A.-G.“

Nachschrift: Vielleicht entschliessen sich die Feuilleton-Redaktionen demokratischer Blätter, diesen Brief als Plauderei abzudrucken.

Der „Faust“ der Philister

Von Otto Pick

Dies ist das Bild, als welches Flauberts posthumes Werk in meinem Geiste haften wird: Eine tausendbändige Bücherpyramide, dahinter die Hünengestalt des Einsamen von Croisset, mit verächtlicher Hand den Wissenswust vom Schreibtisch fegend — dann, mitten in der Geste, sich besinnend: „Mir scheint, das Beste ist, diese Dinge, die einen erbittern, ganz einfach zu malen. Sezieren ist eine Rache.“ Und er schreibt das seltsamste Buch der Literatur, den Roman der mittelmässigen Intelligenzen, die Tragikomödie des Spiessers, den ein faustähnlicher Drang nach der Erkenntnis der Dinge in die Abgründe menschlichen Wissens tauchen lässt

Zwei fünfzigjährige Schreiberseelen, in später Freundschaft verbunden, werden reich. Was beginnen? Sie fassen den üblichen Entschluss, sich ein Heim nach eigenem Gefallen zu schaffen. Die ersten Verbesserungen, die sie auf dem erworbenen Landgut einführen wollen, treiben sie dem Studium des Ackerbaus und der Gartenpflege in die Arme. Ihr Leben wird eine Kette von Enttäuschungen, Aufräffungen zu fieberhafter Tätigkeit — jeder Misserfolg jagt sie in Experimente und Schnüffeleien in allen möglichen Wissensgebieten: Chemie, Medizin, Geschichte, Literatur, Astronomie und alles, woran ihre Nasen stossen, versuchen die beiden regsamten Alten zu ergründen: Selbst die Regungen ihrer späten Sinnlichkeit werden mit wissenschaftlichem Eifer erwogen und führen zu vernichtenden Resultaten. In dilettantischem Hochmut stürmen die beiden Don Quichottes gegen die trügerischen Windmühlen menschlichen Wissens, stocken auf halbem Wege, weil der Nebel ihrer eigenen Mittelmässigkeit das Ziel verschwimmen macht, werfen einander Beweise, die das Gegenteil beweisen, an den Kopf und traben mit verhängten Zügeln neuen Wissenszonen zu, die Erkenntnis bringen sollen . . .

Immer wieder ist das Ergebnis, dass ihr Laienverstand „über die Menschen und Tatsachen dieser Zeit keine einzige feststehende Anschauung“ mehr hat. Und nun geschieht das Seltsame, dass der Stoff den Autor die den Beiden zugewiesenen Rollen fast vergessen lässt. „Bouvard und Pécuchet füllen mich bis zu einem Grade, dass ich sie geworden bin!“ schreibt Flaubert 1877. — Eine unsägliche Erschlaffung bemächtigt sich der beiden. Ihre Umgebung, deren Platttheit sie immerhin weit überlegen, ekelt sie an. Ihr Abscheu vor der Dummheit ist identisch mit der Galle, die Flaubert in diesem Werke ausspeien wollte, um nicht zu ersticken. Durch diese Verdoppelung der aufs äusserste getriebenen Idee wirken die bezüglichen Stellen des Romans zermalmend. Nach all dem heissen Bemühen bleiben Bouvard und Pécuchet so mittelmässig wie zuvor. Alles ist nichtig. Sie wollen sterben. Da ertönen Weihnachtsglocken und geben sie dem Leben wieder, das mit einem Streifzug in das Gebiet der Religion würdig eröffnet wird. Dann folgen Erziehungsversuche an Kleinen und Grossen. Das Fragment bricht ab.

Aus dem klaren Plan, der den Band abschliesst, ersieht man das Ende: Alles scheidet in ihren Händen. Ihre Arbeitslust erstirbt, der Rest ihres Lebens ist in ödes Grau gehüllt. Da kommt ihnen der ursprüngliche Zweck ihres Daseins in den Sinn: die Beschäftigung der früheren Jahre, das selbstzufriedene Bemaalen glatten Papiers mit wohlgeformten Buchstaben, das geruhige Schreiberleben. Die Entdeckungsreisenden der Wissenschaft kaufen einen Doppelschreibtisch; alle Fragen, die die Welt bewegen, tauchen unter in der Flut von weissem Papier. . . Tiefer betrachtet, birgt der Roman dieser mittelmässigen Intelligenzen in seinem Abschluss eine furchtbare Erkenntnis, in deren Bann wohl alle grossen Schaffenden gestöhnt haben, am heftigsten Flaubert, der gigantische Baumeister der Prosa, dem das Formen harmonischer Sätze beinahe zum Endzweck aller Kunst geworden ist.

Bouvard und Pécuchet, ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Dr. E. W. Fischer. J. C. C. Brunns Verlag, Minden i. W.

Aphorismen

Vor Karl Kraus

Er hatte ein paar Stunden zugebracht, um einen guten Gedanken über die chinesische Mauer zu haben, und war zu dem Ende die Sache physisch, moralisch und metaphysisch durchgegangen.

Ihr Unterrock war rot und blau sehr breit gestreift und sah aus, als wenn er aus einem Theatervorhang gemacht wäre. Ich hätte für den ersten Platz viel gegeben, aber es wurde nicht gespielt.

Von dem Einfalle, den ein Witziger hat, gehört mehr als die Hälfte dem Dummkopf zu, den er traf.

Es gibt Leute, die können alles glauben, was sie wollen.

In meinem Kopfe leben noch Eindrücke längst abgeschiedener Ursachen.

Sie meinen gleich, Verdriesslichkeit in meinem Gesicht ginge auf sie, so wie der Pöbel die Kometen auf sich deutet.

Wenn sich mein Geist erhebt, fällt der Leib auf die Knie.

In der Sprache von Otaheiti heisst Erai die Sonne, erai der Himmel und Erao das weibliche Glied.

Die schönen Weiber werden heutzutage mit unter die Talente ihrer Männer gerechnet.

Unter die grössten Entdeckungen, auf die der menschliche Verstand in den neuesten Zeiten gefallen ist, gehört meiner Meinung nach wohl die Kunst, Bücher zu beurteilen, ohne sie gelesen zu haben.

Wenn auch einmal einer lebendig begraben wird, so bleiben dafür hundert andere über der Erde hängen, die tot sind.

Mancher unserer mittelmässigen Gelehrten hätte ein grösserer Mann werden können, wenn er nicht soviel gelesen hätte.

„Die Wälder werden immer kleiner, das Holz nimmt ab, was wollen wir anfangen?“ O wenn die Wälder ausgehauen sind, können wir sicherlich so lange Bücher brennen, bis neuer Vorrat angewachsen ist.

Wenn man nur die Kinder dahin erziehen könnte, dass ihnen alles Undeutliche völlig unverständlich wäre.

Nichts kann mehr zu einer Seelenruhe beitragen, als wenn man gar keine Meinung hat.

Sehr viele und vielleicht die meisten Menschen müssen, um etwas zu finden, erst wissen, dass es da ist.

Briefe von Félicien Rops

Deutsch von Franz Blei

März 1872.

... Seit zwei Monaten sucht mich Ihr Brief auf allen Dünen Seelands und erwischt mich endlich hier in diesem verlorenen Weiler der vlamischen Küste. Der Brief muss schon die Nase eines Jagdhundes gehabt haben, um mich in Knocke zu finden, wohin seit zwanzig Jahren kein Briefträger den Fuss gesetzt hat. —

Ich freue mich aufrichtig, dass Ihnen das „Waltonische Begräbnis“ gefallen hat, und so ist Ihr gütiger Brief für mich eine wohlthuende Ermunterung, wie es mir immer sehr schmeichelhaft ist, wenn mich Leute loben, deren Talent und Gesicht mir sympathisch sind. Ich glaube, die wirklichen Künstler arbeiten wie die wirklichen Schriftsteller nur um Beifall und Zustimmung der paar Leute, mit denen sie sich in einer Art geistiger Gemeinschaft fühlen. Ich kann Ihnen versichern, dass in dem „Begräbnis“ gar nichts chargiert ist. Eher bin ich unter der lügübrnen Wahrheit der Sache geblieben. Ich kann übrigens nur nach der Natur arbeiten, versuche ganz blöde und simpel das zu geben, was ich mit meinen Nerven fühle und mit meinen Augen sehe — das ist meine ganze Aesthetik, die ich zu praktizieren versuche, und ich finde das schon verflucht schwierig für mich.

Talent hab ich noch keines, bekomme es vielleicht aber mit der Kraft des Willens und der Geduld. — Etwas anderes habe ich mir noch in den Kopf gesetzt: Szenen und Typen dieses Jahrhunderts zu malen, das ich sehr merkwürdig und interessant finde; seine Frauen sind so schön wie zu irgendeiner Zeit, und die Männer sind ja immer die gleichen: die Perücke Louis XIV. macht nicht die Molièreschen Komödien. Zudem hat die Liebe brutaler Genüsse, die Geldwut und die gemeinen Interessen auf die Gesichter der meisten unserer Zeitgenossen eine höchst eigentümliche Maske gelegt, auf der man den „Instinkt der Perversität“, von dem Poe spricht, in Majuskeln liest. Das alles scheint mir amüsant und charakteristisch genug, dass die Künstler ehrlich versuchen sollten, die Physiognomie ihrer Zeit festzuhalten.

Sie fragen mich, wo man meine besseren Sachen finden könne. Ich habe ja wahrhaftig eine Menge gezeichnet, lithographiert und radiert, aber weiss Gott, wo meine armen Blätter sind, an denen übrigens die belgischen und holländischen Verleger, die den traurigen Einfall hatten, mich zu publizieren, wenig genug verdienten. Daher auch mein Entschluss, in Paris um meine künstlerische Adoptierung einzukommen. Aber glauben Sie nicht, dass ich über meine geringen Erfolge jammere — mein Stolz giesst Balsam auf die Wunden meiner Eigenliebe.

Wenn Sie einmal in Brügge gelebt haben, diesem alten nordischen Venedig, das nur mehr ein herrliches Grabmahl ist, wo die gotischen Paläste traurig auf die Wasserrosen im Hafen schauen, in dem einmal hundert Schiffe gleichzeitig vor Anker gehen konnten, wo nun alte Weiber, hässliche gelbe Memlingsgesichter wie Klagefrauen der grossen Vergangenheit an den verlassenem Kais kauern, da werden Sie das tiefe Erstaunen begreifen, das mich erfasste, als ich mich zum erstenmal diesem höchst sonderbaren Produkt gegenüber fand, das sich „die Pariserin“ nennt. Herr Prudhomme, der an einer Strassenecke auf die Hottentottenvenus im Nationalkostüm stösst, wird weniger weg sein

als ich es vor diesem unglaublichen Composé von Seide, Nerven und Puder war. Und wie ich sie liebe! Zwei, drei Blätter, die ich aus meinem Buche reisse, zeigen Ihnen, dass ich in Paris meine Zeit nicht verloren habe. Ich habe etwa hundert so Rosières de diable, die ich in diesem Winter herausgeben will, und von hier nehme ich an die zweihundert vlamische und holländische Studien mit. Mit der gleichen glücklichen Freude zeichne ich die grossgeschminkten Augen der Pariserin wie das gesegnete und üppige Fleisch meiner flandrischen Schwestern. Aus dieser Verbindung Spanien—Flandern, dieser Heirat von Schnee und Sonne, ist eines der schönsten Menschengeschöpfe entstanden. Rubens wusste das! Schön sind sie und einfach und voll Glut; sie haben eine Simplizität der Bewegung von epischer Grösse; Barbey d'Aurevilly fällt einem ein: „Das Erotische ist möglich in jedem Gegenstand, ob es nun die Prügeleien eines Ochsentreibers in einer Schenke zeigt oder ein Waschweib, das am Bachufer seine Wäsche klopft — dazu braucht der Ochsentreiber nicht Bob-Roy, das Waschweib nicht Homers Nausikaa zu sein. Man muss nur den vom Abwasser des Lebens besudelten Stein richtig zu schlagen verstehen, dass der Poesie heiliges Feuer herauspringt. Aber zu diesem Zauberschlag bedarf es der göttlichen Sicherheit des Instinkts, was man Genie nennt, oder jene Sicherheit zweiten Grades, die die Uebung gibt und die man Talent heisst.“

Kann man schon nicht das Genie haben, dann probieren wir es mit dem andern; aber wieviele Sachen muss man da zeichnen, radieren, malen, lithographieren — grosse Götter!

Auf Wiedersehen diesen Winter in Paris, wo ich meinen künstlerischen Kreuzweg beginnen will. Dass ich nicht öfter als dreimal falle!
F. R.

Oktober 1872.

Ich bin acht Tage in Acooz geblieben, habe alles porträtiert, was mir unter die Sinne kam, von den alten Eichen bis auf die jungen Hunde und den Gärtner. Samstag bin ich in Brüssel. Aber ich kann an diesem Samstag nicht ausgehen, ich bin nicht frei: es ist eine kleine Dame da, blond wie ein neuer Taler, die nach meiner Meinung über die Runde ihres Knies verlangt. Man kann solche Dinge nicht abschlagen, wenn man ein Künstler männlichen Geschlechts ist — man muss die Höflichkeit seines Geschlechts und seiner Kunst haben.

Ich traf sie in einer römischen Villa, die ich unlängst entdeckte. Ich hatte ganz kolossalisch und zuviel Romanée 1858 getrunken: ich sah die Pappeln über ihren Wipfeln, die Türme über ihren Wetterhähnen. Sang mir unbekannte reizende Sachen in einem aus den Umständen geborenen Dialekt, und kam solchermassen zu den Ruinen, in denen ich irgendeinen Archäologen oder Historiker vermutete, der da Trümmer pflückt, fand aber ein blondes und blaues Fräulein, das mich lächelnd fragte:

„Sie sind der Herr Octave, nicht wahr?“

„Ich bin es, war es und werde es sein, Madame,“ antwortete ich unter dem Eindruck von Romanée 58. „Aber für den Augenblick heisse ich Quintus Flavius und bin Centurio, römischer Offizier, damit beauftragt, blonden Fräuleins die Ceinture zu lösen.“

„Ich trage niemals eine Ceinture, mein Herr!“

„Genau wie ich! Vereinen wir unsere Herzen. Ach, wenn wir uns verstünden, diese Ruinen wieder zu bevölkern!“

Wir verstanden uns. Sie ist eine Erzieherin en rupture de bancs, die eine Stelle sucht und aus dem dörflichen Schloss kommt. Ich sah ihr rundes Kniee, wie es im Lied heisst, und werde es in Brüssel wiedersehen. Sie ist hübsch wie ein Fragonard und hat Grübchen auch auf dem Rücken. Achtzehn Jahre! Was will man mehr von den Göttern?
Fély.

Verbrachte den ganzen gestrigen Tag mit ihr und bin von Blondheit ganz trunken. Es kommt mir vor, als küsste ich alle Printemps. O der Tag voll Sonne und wie war sie ganz ertränkt in ihrem Haar. Ich machte eine hübsche Skizze davon, für meine alten Tage. —

Impressionen aus einer wallonischen Schenke:

1. Eine Katze; philosophisches Tier, scheint mir den denkenden Teil des Hauses zu repräsentieren. Zweifelt daran, dass ich sie den Menschen vorziehe, dass ich um ihren Wert und ihre moralische Superiorität weiss; und fragt mich mit ihrem runden Auge: „Worüber machst du Dich da lustig, Du?“

2. Eine bizarre eingerahmte Sache. Farbigkeit, die an die Marqueasinseln erinnert. Es ist gestickt und stellt dar: ein Fräulein, das einer Dame ein paar rote Pantoffeln mit gelben Klatschrosen überreicht. Die Dame streckt die Arme nach den Pantoffeln aus, mit einer Emotion, deren Widergabe dem Autor wohl gelungen ist. Die Szene hat ihre dramatische Pointe in einer monströsen Katze, viel grösser und hübscher als die Dame; und diese Katze betrachtet die Familienszene mit Augen aus roten Perlen, Augen, die unsern alten Baudelaire zu Freudenstränen gerührt hätten. Und darunter: Aus Freundschaft. Etwas tiefer: Gemacht von mir: Céline Gauguin 1818.

3. Ein Porträt von Luise Marie, Königin der Belgier, lithographiert von Bourguet. Kleines, rührendes Porträt; sentimental bis dorthin in der altmodischen Toilette. Gute kleine honnette Frau, die sich schon was geödet haben muss bei dem alten Koburger. Man muss an den Hof Louis Philipps in Neuilly denken, wo Musset auf den Barren turnte, mit ihr und der kleinen Prinzessin Marie, die Jeanne d'Arcs modellierte.

4. Die Tochter des Hauses. Hohe und üppige Hüften. Lächelnde stolze Augen, die Brust am rechten Ort, und muss sich nicht übel machen im Korn, wenn die Julisonne brennt und man an seine Geliebte mit dem

rosafarbenen Näschen denkt. Sie serviert mir eine Halbe Wein und hat die Geste gross wie in der Bibel.

F. R.

1874.

Ich habe ein grosses Blatt für die Vie Parisienne gemacht: „Zwei Tage in Monaco.“ Unglücklicherweise hat Robida, der es auf den Stein zeichnen musste, die Hälfte von sich hineingebracht und den ganzen Charakter genommen. Was für eine intelligente Büffelherde diese Zeichenjournalisten! Zum Tollwerden. Glücklicherweise habe ich nicht erlaubt, dass man meinen Namen daruntersetzt. Die Frau rechts unten in der Zeichnung, die ihren Gatten zum letzten Zug begleitet, die mit einem weissen Fächer, das ist sie, mein Freund, Sie, SIE! oder sollte es vielmehr sein und war es, bevor der Robida aus dem Ganzen einen schlechten Ropsida gemacht. SIE ist wirklich herrlich, kaum schön, aber herrlich!!! Gross wie ich, brandrot, wollüstig, kühn — zu reich, was mich teuer kostet — dreissig Jahre! Ich, der ich die jungen Mädchen anbete, es ist unerhört! Ich bin ganz verrückt. Sie hat eine Art nach der Villa Bella zu kommen, die von einer anbetungswürdigen Unvorsichtigkeit ist! Sie kommt mit ihrer Tochter (elf Jahre und zu schön, zu sehr idealisch). Ich sehe sie von weitem kommen, im scharfen Trab ihrer beiden Fuchse; der Wagen hält mit einem Ruck in dem weissen Staub, das Gitter ist schon offen, ich hinter dem Vorhang. Ein mächtiges Frou-Frou auf der Treppe. Ein Duft von Veilchen, sie ist da, beisst mich und weg ist sie! Der Wagen verschwindet wie Aschenbrödels goldene Karosse. Ach, diese Frau! Eine rotblonde Madame Stevens, aber mehr Kind, mehr Eigensinn und jünger, heftiger, ein Teufelsweib! Sie gleicht nichts als sich selber, und das ist das entzückende.

Ich habe unter den blauen Augen der keuschen Diana, Lächeln auf den Lippen und Violettes de Parme im Knopfloch, ein Dach überschritten, ein 75 Grad geneigtes Dach. 23 Meter über dem Niveau des Mittelländischen, ein Dach ohne Dachrinnen!!! — Ohne Dachrinnen, verstehst Du? Das sieht wie nichts aus: ohne Dachrinnen, aber bitte probieren! Welches Dach mich von einer schönen Dame trennte, der ich einfach den heiligen Berg küssen musste — „Grande Venus, ton mont sacré!“ — Sie sagte mir unlängst, dass die grands amoureux tot seien, dass heutzutage die Männer Angst haben, Schaden zu nehmen, wenn sie irgendwas riskieren, und dass, wagte es ein Verliebter um 11 Uhr nachts in ihr Zimmer zu kommen, sie ihm sie zu küssen erlaubte, wo er nur will.

Ainsi cela fut fait!

Et il le fit ainsi —

Schade, sie ist ein bisschen zu sehr verheiratet.

Diese Frau hat eine Charme, unwiderstehbar und triumphierend! Ich habe Angst vor

diesem Verhältnis. Die k'eine Auré wird mich aus diesen unsinnigen und gefährlichen Trunkenheiten retten! Wenn sie nicht von hier fortgeht, geh ich. Ich habe Angst, denn sie übersiedelt nach Paris. Die Sache hat ganz verrückte Dimensionen bekommen. Sie schläft mit meinen Veilchen, meinen Stiften, meinem Album. Sie hatte ein hübsches Wort: „Vor Dir hat mein Herz gesprochen, aber es hat nie gesungen.“ Was für ein Unterschied gegen die Prinzessin Stella! Diese grosse Dedaigneuse, verliebt bloss zu ihren Stunden und so kalt schön. Aber man darf seine Erinnerungen nicht anu'ken, und die Olivenbäume vom Kap Martin erinnern mich an Schönes.

Ich gehe von hier nach Paris. Die kleine Auré wird mich in ihre schönen Arme nehmen. Ihre frischen Kleinmädchenlippen werden diese Mittagsträume von allzuviel heisser Sonne verscheuchen. Sie schreibt mir jeden Tag, die teure Abwesende, jeden Morgen kommen ihre lieben kleinen süssen Briefe. Ich bin ihrer nicht wert, wahrhaftig. Wir sind alle Tollhäusler, Künstler, Dichter und Idioten, die wir sind. Das sag ich so, aber wenn ich morgen den Trab der Fuchse höre, so trabt mein Herz mit. Sie heisst Marie, das ist — der schönste Name der Welt! Natürlich! Fély.

Februar 1877.

Paris, das ist doch die beste Stadt der Welt, darin zu leben und zu sterben. Seit dem Kriege stand da eine ganze junge Generation von Künstlern und Dichtern auf, Leute, die während der Belagerung fünfzehn alt waren, und den Teufel und die Teufelin im Leib haben. Das alles ist lustig, amüsan, voll Bewegung, und die Frauen sind hier hübscher als je... Man lebt hier vielleicht zu viel mit dem Kopf, aber anderswo zu viel mit Bauch und Unterleib. —

Jänner 1879.

Ich habe zwei wilde Sachen gemacht, die eine wirst Du in Brüssel sehen. Manet sagte darüber zu Codart, die Studie sei „de toute première force“, und von Manet freut einen so etwas, denn der flattert nicht. — In Paris — coups de Paris! — hatte ich Ge'egenheit, die schwarzen, rotgeblühten Seidenstrümpfe eines schönen Mädchens zu sehen, deren Geliebter in Monaco ist. Ich habe sie nackt gemalt wie eine Göttin, zog lange schwarze Handschuhe über diese schönen schmalen Hände, die ich seit drei Jahren küsse, coiffierte sie mit einem dieser grossen Gainsboroughs in schwarzem, goldgeschmückten Samt, die den Mädchen unserer Zeit diese träge Würde der Frauen aus dem 17. Jahrhundert geben — und meine „Pornocratie“ war fertig. Ich bin ganz weg von dieser Zeichnung. Sie hat fast die gleichen Dimensionen wie die „Versuchung“, und ich machte sie in vier Tagen in einem überhitzten Salon blauer Satin, voller Parfüms, wo mir das Oppopanax und das Zyklamen ein für die Arbeit heilsames kleines Fieber gaben. Ob das

jemand kauft? Aber das ist mir sehr egal. Ich bin glücklich, dass Dir die „Versuchung“ gefällt. Ich glaube, es ist eine gute Zeichnung, und ich versichere Dir, ich hatte keine andere Ambition damit, als meinen Enkeln ein Souvenir von dem schönen strahlenden Körper meiner kleinen Lebensgefährtin zu hinterlassen, der teuren Kleinen, die meine Geliebteste war und bleiben wird.

P. S. Bemerke, dass ich Oppoponax und nicht wie alle guten Literaten Opoponax schreibe. Oppoponax Pastinacea (Ombelliferen!). Die Botanik ist doch zu etwas gut. Dieser Wohlgeruch aus einer — Dolde! Wenn die Dichter das wüssten!
F. R.

1892.

... Die Liebe der Frauen hält wie die Büchse der Pandora alle Schmerzen des Lebens, aber sie wird eingehüllt in goldene Blätter und sind so voller Farben und Düfte, dass man nie klagen darf, die Büchse geöffnet zu haben. Die Düfte halten das Alter fern und bewahren noch in ihrem letzten die eingeborene Kraft. Jedes Glück macht sich bezahlt, und ich sterbe ein bisschen an diesen süssen und feinen Düften, die der schlimmen Büchse entsteigen, und trotzdem findet meine Hand, die das Alter schon zitternd macht, noch die Kraft, verbotene Schlüssel zu drehen. Was ist Leben, Ruhm, Kunst! Ich gebe alles für die benedieten Stunden, die mein Kopf in Sommernächten auf Brüsten lag, geformt unter dem Becher des Königs von Thule, nun wie dieser dahin und verschwunden . . .

April 1894.

— Die jungen Dichter, die guten Kinder, legen goldene Aureolen um die Köpfe der lieben kleinen Fräulein, was die dann sehr beim Frisieren geniert. Aber wir haben das alle gemacht! Haben wir doch die kleinen Gänschen damit geödet, dass wir von ihnen verlangten, sie sollen uns ganz grosse Dinge verrichten lassen! Wir hätten sie lieber bei den Brüstchen nehmen sollen als bei den Gefühlen, runder wäre das auch gewesen. Der junge Dumas hat die wahre Formel für diese moralischen Krankheiten gefunden, die unsere Generation bedrückt und geschwächt haben: die Frauen inspirieren grosse Dinge und hindern uns, sie auszuführen. Die erste Qualität einer Frau ist die Güte. Die Güte kann schöne Hüften haben. Gott hat sie selber so geschaffen. Diese gesunden Aphorismen sollten in goldenen Lettern bei allen Künstlern glänzen und was sie schaffen, wird sich besser dabei befinden. Flaubert hat selbst diese Education sentimentale geschrieben und beschrieben. Er hat auch Briefe an ein Frauenzimmer hinterlassen, das damit blödsinnig protzte. Er hatte dafür nur die eine Entschuldigung, dass nämlich die Dame ein hübsches und leichtes Bein hatte und dass sie alle bis in die Schwarzbeize hinein betrog, die ihr schöne Literatur machten, wie das auch so kommen muss.

Juli 1895.

— Ich habe einen Horror vor aller Popularität und die Küsse der grossen Fama, die den Lippen der „Ohnètes Gens“ so süss sind, verursachen mir nur Ekel. — Meine Kunst ist nicht, existiert nicht. Ich sehe da nichts sonst als eine leichte Geistreicheit und diese Art Kunst geht mir gegen den Strich. Ich liebe meine Obskurität. Ich stelle nicht aus, um mich nicht einer ehrenden Erwähnung durch Herren auszusetzen, die oft nicht genug Ehre für ihre ganz persönlichen Angelegenheiten haben, und weil ich niemandem das Recht zugestehe, mich zu „ehren“, welche Anerkennung mir die äusserste Erniedrigung erscheint. Ich weiss nicht, ob ich etwas mache, das mir gefällt; und was das Gefallen der andern betrifft, ist es mir so gleichgültig wie die Handschuhe vom letzten Jahre. Ich befinde mich, kommt mir vor, in dem Falle jener Frauen, die von Dämonen mit merkwürdigen Wesen geschwängert wurden, Wesen erschreckend, vielleicht auch nu wasserköpfig, die aber nicht auf dem normalen Wege zur Welt kommen können. Müsste ich mir aber wie ein Japaner den Bauch aufschlitzen, dieser Gedanke muss aus mir heraus ans Leben, und die Welt, die sich von den heterogensten Rassen mit Blut versehen in mir regt, muss ans Licht. Und wenn es auch nichts weiter als eine Maus ist — es wird nicht jedermanns Maus sein: non hic mus omnium, wie wir zu einer Zeit sagten, da ich in Sprachen, nicht tote aber sterbende verliebt, für meine Freude den liebenswürdigen Bischof Sidonius Apollinaris übersetzte. Ich habe nur eine Qualität: ein vom Publikum verachtetes Ideal, und manche meiner Blätter sind nichts sonst als der Versuch, meinen Hintern auf das Gesichtsniveau des Publikums zu bringen. „Und als man ihn fragte, weshalb er sich um eine Kunst mühe, die kaum einer kenne, sagte er: J'en ai besoin de peu, j'en ai besoin d'un, j'en ai besoin de pas un.“ Das ist von Montaigne. Und wenn's zufällig passiert, dass ich mir was einbilde, dann sehe ich mir die „Melancholie“ oder „Ritter, Tod und Teufel“, das Hundertguldenblatt oder den alten Höllenbreughel an und fühle sofort, wie affenhaft und gering unsere Kunst ist. Aber im Grunde: das ist alles nicht das Lied der Lerche im frühen Morgen wert oder die weissen Blütensträusse, die die verliebten Schneeballranken an mein Fenstersims werfen.

Literarische Neuerscheinungen

JAKOB WASSERMANN, Faustina. Ein Gespräch über die Liebe. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Gch. 2 M, Pappbd. 3 M.

Vor Jahren hat Jakob Wassermann ein Gespräch über die Liebe unter dem Titel „Faustina“ veröffentlicht und läßt es jetzt als Buch erscheinen. Ein Gespräch, das bei einem Dichter wie Wassermann natürlich viel von einer Dichtung hat, zum Teil wie eine Novelle anmutet und erregt. Die beiden Unterredenden sprechen nicht nur von Liebe, sondern man spürt Bekenntnisse hinter ihren Versuchen, theoretisch das zu formulieren, was das feinste Lebensgefühl ausmacht indem ein Mann und eine Frau sprechen, tu

sich ein prinzipieller Gegensatz natürlicherweise auf, und er würde unvereinbar sein, wenn in jedem der beiden Menschen nicht ein Feuer brennte, das das allzu Persönliche aufzehrt: ein hochsinnig ethischer Stolz in ihr und das Künstlertum in ihm. Aus beiden kommt ein Weltgefühl, das die Nöte und Leidenschaften des einzelnen zwar nicht aufhebt, aber doch verklärt, und in einer solchen, wiewohl nicht von Melancholie freien Verklärung klingt das Gespräch aus.
A. W.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

OTTO PICK, Freundliches Erleben. Gedichte (Axel Junker, Verlag, Charlottenburg.)

OTTO STOESSL, Morgenrot Roman. (Albert Langen, Verlag, München)

GEORG CHR. LICHTENBERG'S SCHRIFTEN. 2 Bände. Herausgegeben von Wilhelm Herzog. (Eugen Diederichs Verlag in Jena.) Geh. M. 6,—, geb. M. 8,—.

DIE SCHÖNSTEN HEILIGEN-LEGENDEN IN WORT UND BILD. (Verlag bei Hans von Weber, Hyperion-Verlag in München)

ALFONS PAQUET, Held Namenlos. Neun Gedichte. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.)

NESTROYS WERKE. Auswahl in zwei Teilen. (Richard Bong & Co., Berlin.)

LEO TOLSTOI, Und das Licht scheint in der Finsternis, Drama. (J. Ladyschnikow-Verlag.) Geh. M. 2,—.

Zeitschriftenschau

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Die Nummer 21 enthält: Herbert Eulenburg: Johann Christian Günther; Siegmund Freud: Die Inzestscheu der Wilden; Alfred Kerr: Vaterländisches und anderes. 50 Pfg. kostet das Heft.

DIE WERKE FRANK WEDEKINDS

DIE JUNGE WELT

KOMÖDIE IN DREI AUFZÜGEN. 2. AUFL. - GEH. 2 M / OB. 3 M

FRÜHLINGS ERWACHEN

EINE KINDERTRAGÖDIE. 23. U. 24. AUFL. - GEH. 2 M / OB. 3 M

DER LIEBESTRANK

SCHWANK IN DREI AUFZÜGEN. 2. AUFL. - GEH. 2 M / OB. 3 M

ERDGEIST (LULU I. TEIL)

EINE TRAGÖDIE. 7. AUFL. - GEH. 2.50 M / OB. 3.50 M

DIE VIER JAHRESZEITEN

GEDICHTE. 4. AUFL. - GEHEFTET 3. M / GEBD. 4 M

FEUERWERK

ERZÄHLUNGEN. 3. AUFL. - GEHEFT. 3. M / GEBD. 4 M

VIERTE VERMEHRTE UND VERBESSERTE AUFLAGE. MIT EINER EINLEITUNG ÜBER EROTIK (EIN STARK GEKÜRZTER AUSZUG DIESER EINLEITUNG BILDET DEN HAUPTINHALT DIESER PROSPEKTES). GEH. 3 M / OB. 4 M

DER KAMMERSÄNGER

DREI SZENEN. 4. AUFL. - GEH. 1.50 M / GEBD. 2.50 M

DER MARQUIS VON KEITH

SCHAUSPIEL IN FÜNF AUFZÜGEN. 2. AUFL. - GEH. 2.50 M
GEBUNDEN 3.50 M

DIE BÜCHSE DER PANDORA

(LULU II. TEIL)

TRAGÖDIE IN DREI AUFZÜGEN. — NEU BEARBEITET UND MIT EINEM VORWORT VERSEHEN. 5. UND 6. AUFL. GEH. 3 M / GEBD. 4 M. SIEBTE AUFL. BÜHNENAUSG. MIT EINEM PROL. GEH. 2 M / GEB. 3 M

SO IST DAS LEBEN

SCHAUSPIEL IN FÜNF AKTEN. 2. AUFL. - GEH. 2 M
GEBUNDEN 3 M

KARL HETMANN, DER ZWERGRIESE

(HIDALLA). FÜNFTE AUFLAGE. GEH. 2 M / GEBD. 3 M

TOD UND TEUFEL

DREI SZENEN. 3. UND 4. AUFL. - GEH. 1.50 M / GEB. 2.50 M

MUSIK

SITTENGEMÄLDE IN VIER BILDERN. 4. AUFL. - GEH. 2 M
GEBUNDEN 3 M

DIE ZENSUR

THEODIZEE IN EINEM AKT. GEH. 2.20 M / GEB. 3.20 M

OAHA

SCHAUSPIEL IN FÜNF AUFZÜGEN. 2. AUFL. - GEH. 3 M
GEBUNDEN 4 M

SCHAUSPIELKUNST

EIN GLOSSARIUM. GEHEFTET 1 M

IN ALLEN SÄTTELN GERECHT

KOMÖDIE IN EINEM AUFZUG. GEH. 1.50 M / GEB. 2.50 M

MIT ALLEN HUNDEN GEHETZT

SCHAUSPIEL IN EINEM AUFZUG. GEH. 1.50 M / GEB. 2.50 M

IN ALLEN WASSERN GEWASCHEN

TRAGÖDIE IN EINEM AUFZUG. GEH. 1.50 M / GEB. 2.50 M

Georg Müller, Verlag, München, Josepl. 7.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Die Presse / Max Adler: Robespierre / Alexander Herzen: Puschkin und Russland / Arthur Segal: Die neue Malerei und die Künstler. / Emil Szytia: Gegen Iwan Bloch und Magnus Hirschfeld Alfred Wolfenstein: Der schief verglichene Flamingo / F. von Schlegel: Weise des Dichters / Rudolf Kayser: Farbe eines Tages / Marie Holzer: Friedhof im Frühling / Glossen / Literarische Neuerscheinungen / Zeitschriftenschau / Mitteilung des Verlages.

Autoren!

Moderner Verlag bietet jungen Talenten würdige Publikationsmöglichkeit

ANFRAGEN UNTER „BUCHVERLAG“ BEFÖRDERT DIE EXPEDITION DIESER ZEITSCHRIFT

JANVS

MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT FÜR LITERATUR, KULTUR UND KRITIK

BEGRÜNDER
 DR. HANS BIBBER
 DR. HANS FRIEDRICH
 DR. WILHELM HAGEN
 GOTTHILF HAIST
 HANS LUDWIG HELD

DER JANVS kostet durch die Geschäftsstelle, Buchhandlung oder Post bezogen:

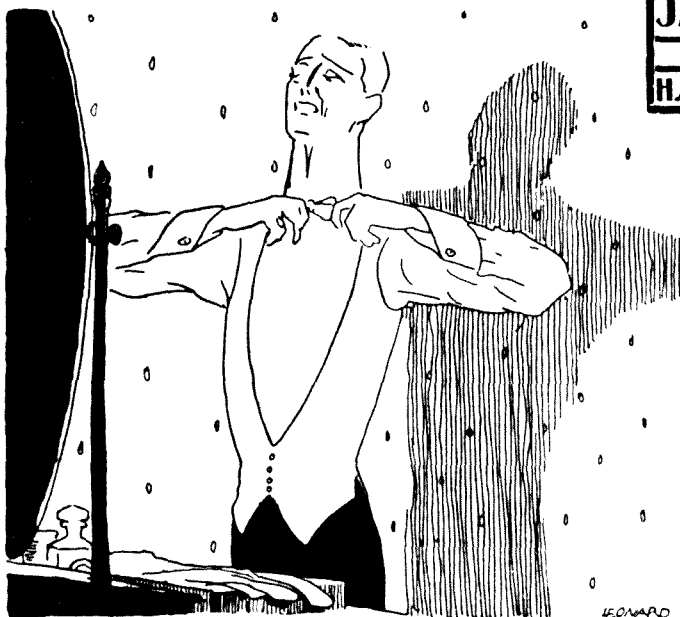
für ein Vierteljahr M. 2,75
 für ein Halbjahr M. 5,75
 für das ganze Jahr M. 10,—
 Einzelhefte M. 0,50

Probenummern durch jede Buchhandlung sowie durch d. Verlag

JANVS-VERLAG G. M. B. H. MÜNCHEN

VERTRIEBSSTELLE:

HANS SACHS-VERLAG MÜNCHEN, KAISERSTR. 37



Grosser

Elegante Herren-Ausstattungen
 Wäsche · Cravatten etc.

Charlotten Str. 65
 a. d. Leipziger Str. — Amt. I. 7799.

Wenn
 Sie krank sind, gehen Sie zum Arzt.

Wenn
 Sie klagen wollen, gehen Sie zum Rechtsanwalt.

Warum
 wenden Sie sich nicht an einen Reklame-Anwalt wenn Sie Reklame machen wollen?

Jch
 übernehme Ausarbeitung und Vergebung Ihrer Annoncen-Drucksachen

W^m Baron-Verlag
 Berlin W-15
 Meinecke str. 7 · Tel: Chbg. 9861

Inseraten-Vertretung der „Aktion“

Die Aktion

M/R

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Jahrgang 1912

Nummer 17

INHALT

Franz Pfemfert	Was ist zu tun?
Kurt Reber	Das liebe „Gute“
R. Reigel	Das Sterben
Frána Srámek	Ada, Minka, Marta
Arnold Zweig	Tragoedia adriaca
Willy Küsters	Der Föhn
Rudolf Kayser	Theater
Maxim Gorki	Die Uhr
Literarische Neuerscheinungen — Zeitschriften- schau — Vornotizen	

Das Heft 20 Pfennig

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin - Wilmersdorf

DER ZWIEBELFISCH

EINE KLEINE ZEITSCHRIFT FÜR GESCHMACK IN BÜCHERN
UND ANDEREN DINGEN

ERSTER JAHRGANG

4 Hefte verschiedenen Formats M. 2.50; Mappe dazu M. 1.50

Aus dem Inhalte: Napoleons Reisebibliothek / Von drei verunglückten Büchern / Die Viertelsächtheit / Bayros-Bücher / Wahre Geschichte / Bucheinbände / Ein Minnelied / Wert und Gewand / Ein Autographenfabrikant vor 50 Jahren / Klage eines vielbeschäftigten Verlegers / Bibliophilen auf Kredit u. a. m.

ZWEITER JAHRGANG

6 Hefte M. 3.—, in Pappband 5.40, in Leinenband 6.—, Luxusausgabe in Pergamentband 12.—

Aus dem Inhalte: Vom lebendigen Buche / Doublettenmacherei / Doves Preß / Häßlichkeitskonkurrenz / Mißachtung des Buches / Nachrichten über den Geschmack des Kaisers. „Aus der Gesellschaft“ / Seltsamer Ausgang einer buchhändlerischen Polemik / Profanierung des Erlesenen / Deutsche Ledereinbände / Schillerfeier in Leipzig / „Schlager“ im Buchhandel. Shimbi Shoin / Gedichte von Chesterton, Verhaeren, Thomas Mann, Henri IV etc. / Ein beklagenswerter Verleger / Balthessersche Observanz / Der fidele Postrat / Der taktvolle Untertan / Dichter unter sich / Der Zierfischzüchter u. v. a. m.

DRITTER JAHRGANG

6 Hefte M. 3.—, in Pappband 5.40, in Leinenband 6.—, Luxusausgabe in Pergamentband 12.—

Aus dem Inhalte: Der moralische und der ästhetische Mensch / Der Skandal im Grill Room. M. Jules Huret bei den deutschen Barbaren / Vom illustrierten Buche / Die Leichenwagenbremser von 1911 / Los vom Theater / Pornographie und Erotik / Beiträge von Matana, Ernst Schur, Carl Sonntag, Paul Mongré, W. v. Wulfen, Georg Heym, Verhaeren, Ludwig Scharf etc. Weltbildung / Titel, Orden und Ehrenzeichen / Seltenheit älterer Bücher / Arrogante Damen von Welt / Auf der Suche nach den Münchner Dichtern Dame mit Hund / Soll man Ehe brechen? / Oder soll man keusch leben? / Koje 5 / Der Unfugstifter / Wohlriechende Damen. Die Berliner Staatsanwaltschaft / Nervenschwache Männer / Der beliebte Anarchist / Der deutsche Sprachverein / Bürgerpflicht zur Anhörung der Militärmusik / u. v. a. m. / In jedem Hefte befindet sich eine künstlerische Schriftbeilage von E. R. Weiß, Peter Behrens, W. Tiemann, Hupp, Rudolf Koch etc.

DER VIERTE JAHRGANG BEGANN ANFANG 1912

Preise wie im zweiten und dritten Jahrgang. Durch jede gute Buchhandlung, sonst direkt vom

HYPERIONVERLAG HANS VON WEBER MUENCHEN XXXI

Die Aktion

M/R

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 17 □ 24. April

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschliesslich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 zu senden :: :: ::
Telephon-Anschluss: Amt Pfalzburg Nr. 6242 :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Heft 20 Pfennig

Abonnement. Mk. 1.— vierteljährl. (exkl. Be- stellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband gegen Mk. 1.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische-Strasse Nr. 17 :: :: ::
Kommissionär für den Buchhandel: Gustav Brauns, Leipzig :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Was ist zu tun?

Wir haben die Ehre der Vaterlandslosigkeit zu wahren! Diese Erklärung, die ich vor vierzehn Tagen hier abgab, hat biedere Meinungsfabrikanten natürlich entsetzt. Provinzjournale, denen das Totschweigen unbequemer Gegner noch nicht so geläufig ist, haben ihr nationales Empfinden strapaziert, um das Verwerfliche meiner Worte im hellsten Lichte ihrer Kritik zu zeigen. Irgendein Trottel stotterte gar Paragraphen des Strafgesetzbuches.

Es wird also nötig sein, meine Erklärung zu unterstreichen; zu sagen, daß es dumm, niedrig, feig, borniert, infam ist, die Ehre der Vaterlandslosigkeit anzutasten; daß alles Große, Edle, Gewaltige, daß alles Anbetungswürdige nur groß, edel, gewaltig, anbetungswürdig ist, wenn es vaterlandslos ist. Was sich da als „nationales Empfinden“ aufspielt, ist, selbst wenn es sich hinter der Phrase „völkerbefreiend“ versteckt, selbst wenn es ein Eventual-Empfinden darstellt, vorzeitgemäß, rückschrittlich, schädlich.

Wir haben die Ehre der Vaterlandslosigkeit zu wahren. Das erfordert: wir haben Front zu nehmen gegen Nationalgefühle und -gefühlchen, das ergibt: wir haben den Staub, den Rost der Jahrhunderte gegen uns. Die Ehre der Vaterlandslosigkeit schließt alles in sich: Menschheitsfrieden, Menschheitsglück, Kultur.

Was ist zu tun? Laßt uns wirken, Autoritäten zu entlarven! Es gibt nichts Wichtigeres. Die Vergangenheit ist zu überwinden.

Autoritäten sind das Bleigewicht jeder Entwicklung. Wer für den Fortschritt ist, hat mitzuwirken, dass ihre Stellung erschüttert wird. Feigheit, Trägheit und Irrtum, diese drei, bilden die Throne aller verwitterten Autoritäten. Wir, die wir aufräumen wollen mit dem alten Wust von Vorurteilen, die wir die Gläubigkeit als Abergläubigkeit, die Ehrfurcht als Furcht entlarven wollen, wir haben die Pflicht, die Götzen von gestern von ihren Sesseln zu reißen.

Autoritäten ringsum. Bis zur Mütze des Unteroffiziers, ja, bis unter die Räder der Hofkalesche dehnt sich der Autoritätsdusel des Bürgers.

Autoritäten. Das Wort allein genügt dem braven Philister, um andächtig aufzuhorchen. Seine Vernunft, sein gesunder Menschenverstand ist ausgeschaltet, wenn dieses Wort an sein Ohr klingt. Autoritäten. In tausenden Gestalten marschieren sie auf. Als Thron und Altar. Als Staat und Familie. Als Alter. Als Titel. Als Tradition. Als Presse. Der gute Bürger wird sich nie zu der Frage hinreißen lassen: Warum sollen mir das Autoritäten sein? Er fragt nur: Wer ist Autorität. Das eine Warum? würde die Autoritäten ins Wanken bringen. Es würde zum Forschen, zum Prüfen führen. Das eine Warum? wird nicht gefragt. Wir wollen die Zeitgenossen rütteln, wollen die Denkapparate revolutionieren, bis das Warum ersteht.

Ohne Pathos: Wir haben die Ehre der Vaterlandslosigkeit zu wahren.

Franz Pfemfert.

Das alte, liebe „Gute“

„Die höchste menschliche Tugend ist das Gutsein“, sagte einmal eine Pastorenfrau zu mir, als ich ihr auf einer frostigen Wagenfahrt meinen Mantel nicht zur Verfügung stellen wollte, da sie schon mehrere Decken hatte. Ich bestritt dies mit dem Hinweis auf die Gefahr der Ueberproduktion an Edelmut bei steuerfreier Einfuhr des „Guten“ und allzu teurer Schaumweinbanderole. Die Dame besah entrüstet ihre wollenen Pulswärmer, ein Geschenk des fürsorgenden Gatten, und schwieg. Das war vielleicht ihre beste Eigenschaft.

Jedenfalls gab mir dieses kurze Gespräch zu denken. Schon oft habe ich gläubige Menschen sagen hören: „Unser Gott ist die Personifikation des Guten“, und ebenso oft habe ich mich über den dementsprechenden Augenaufschlag amüsiert. Das Komische dieses Glaubens oder dieser Redensart — beides kann nah verwandt sein — liegt nämlich in der kindlichen Naivität seiner Aktionäre. Dem lieben Gott wird auf diese Weise ein Passepartout für die sündige Welt gegeben, denn das „Gute“ hat eine merkwürdige Macht auf das menschliche Gemüt, wie ein Gardeleutnant auf ein Jungfrauenherz. Vielleicht suchen Schwächlinge nach dem berühmten Satz: Quae volumus, libenter credimus, irgend einen Ersatz für die Missetaten der irdischen Lust, d. h. auch ihrer eigenen, (wenn sie infolge Heißhungers sich den Magen verdorben haben), vielleicht hoffen sonst tröfliche Christen mit Hilfe dieser abgeklapperten Phrase der bedrohten Existenz ihres Vaters im Himmel eine konsistente Unterlage zu geben, indem sie ihn ethisch erklären. Ethik aber ist Theorie, und der liebe Gott darf nicht theoretisch sein, sonst werden auch die letzten einfältigen Schäflein seiner Gemeinde zu Sündenböcken.

Die Tatsache aber bleibt merkwürdig, daß der Glaube an die Gesamtausgabe des „Guten“ in menschlicher oder sonst einer Gestalt den Bewohnern dieses Jammertales recht sympathisch ist. Wenn man sich auch gewöhnlich nicht so ganz klar über den lebensfähigen Begriff des Guten ist, das „Gute“ an und für sich braucht kein Reklameluftschiff um bekannt zu werden.

Es hat nämlich die immerhin bemerkenswerte Eigenschaft, zugleich das Nützliche zu sein. Menschen, die gut sind, stehlen sicher niemals in ihrem Leben silberne Löffel, wenn sie nicht gerade Klemptomane haben. Sie sind also zugleich nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, und darauf kommt es an. Ein bärtiger Mann Gottes würde sich aber sicherlich zu Tode schämen, ehe er den Egoismus von der Kanzel predigte, denn das Nutzbringende dem Schutze des Publikums anzuempfehlen hieße nichts anderes. Dieser selbstverständliche und darum so sympathische Gedanke muß daher in gefällige, gottgefällige Form gebracht werden, an der selbst die allerfrömmste Exzellenz keinen Anstoß nehmen kann. Gegen das „Gute“ wird natürlich niemand opponieren, denn sein Heiligen-

schein hat sich mittlerweile so fest angeklammert, daß wir ihn schon sitzen lassen müssen. Wir nehmen ja auch keinem Generalmajor, und wäre er sogar aus Venezuela, die Kotilionorden. Warum auch? Er tut ja niemandem etwas zu Leide und so'n bißchen Gottesgnadentum lassen wir uns schon gefallen. Bloß darf er nicht mehr verlangen als die Hochachtung vor seiner (eigenen) Majestät.

Diese ganze Maskerade ist jetzt schon uralt, darum aber nicht weniger schlaue. Sie verrät einen alten Lebenstechniker, der seine lieben Mitmenschen gut genug kennt, ihnen (natürlich klein geschrieben) die gesündeste aller Medizin kaschiert vorzulegen. Es gibt Kinder, die mit wahrer Leidenschaft Medizin trinken, weil sie nach Himbeer schmeckt.

Das Nützliche ist in der Weihrauch duftenden Gestalt des Guten ganz genial versteckt und das offizielle Protektorat der Kirche stärkt wunderbar sein Ansehn. Der Südseeinsulaner weiß nichts davon, sieht keinerlei Notwendigkeit, dem lieben Nächsten oder auch nur dem lieben Gott zu Liebe sich Unbequemlichkeiten zu machen. Darum frißt er auch seelenruhig seine angetraute Liebste auf — vorausgesetzt: sie ist fett — und heiratet eine andre junge Dame, mit der er seine Kinder zum Hochzeitsschmaus verzehrt. Ob dies grade sehr gesund ist — ich meine nicht, ob er sich den Magen daran verdirbt — weiß ich nicht, jedenfalls sind die Nahrungsmittel einer an das „Gute“ glaubenden Gesellschaft vielleicht weniger wohlschmeckend aber trichinenfrei, denn dafür sorgt der Staat.

Die größten Denker aller Zeiten haben sich nun mit der Abfassung eines Lebensexerzier-Reglements beschäftigt, nach dem gelebt und gelitten wird, denn das Leiden ist der Begleiter des Lebens, der Cousin des Glückes; an dem Leiden anderer kann man sein eigenes Glück begreifen.

Wo man von Kultur hört, da hört man auch von Gesetzen, und wo man von Gesetzen hört, auch von dem höchsten Ideal aller im Lahmannhemd „Porös“ müllernden Menschen, der Sittlichkeit. Die Gesetzgeber haben natürlich nur das Volkswohl im Auge, hin und wieder auch ein Monocle, wenn sie nicht grade romantische Tyrannen sind. Das Volkswohl aber verlangt als erstes und Hauptgesetz den Gehorsam. Ohne ihn wird das Gesetzbuch zum mehr oder minder brauchbaren Feuerzeug. Der Gehorsam ist der Vermittler zwischen Bürger und Gesetz.

Wer also die Gesetze befolgt — er muß es zwar, sonst wird er, sagen wir mal . . geköpft — gilt als gut. Gott- und fürstbegeisterte Sänger priesen mit der ganzen Kraft ihrer Hofsängerstimme — denn Hofsänger waren sie alle — den braven Mann, der die Gesetze ehrt. Auf diese immerhin nicht allzu teure Methode läßt sich hübsch ein interessanter Wettkampf arrangieren, wer am besten die Gesetze halten kann, wer infolgedessen der beste, wer seinen Mitmenschen gegenüber der selbstloseste ist, wer ihnen am meisten nützt. Das Christentum han-

delt ja schließlich, wenn man nicht grade Skeptiker ist, von nichts anderm als vom „Gut“ sein. Man braucht aber ebensowenig ein starklinsiger Optiker zu sein, um die Prämierung mit dem ewigen Leben zu finden, durch die das „Gute“ ganz gehörig von seiner sonst sehr respektablen Größe verliert. Für einen biedern, noch unverdorbenen Christen ist es sicher ein Hochgefühl und Chek auf die Ewigkeit, wenn ein ebenso biederer Pfarrer vom Lande von ihm sagt: „Sehet, dies ist fürwahr ein frommer Knecht des Herrn, denn er geht alle Sonntage zur Predigt und gibt den Armen reichlich von seinem Gut...“.

Die Gesellschaft kann nur durch Gesetze existieren, d. h. durch Einrichtungen, die den einzelnen zwingen, sich persönlich dem Allgemeinwohl unterzuordnen. Der „Ideal“mensch übertreibt die gestellten Forderungen noch, so daß er schon auf einige Entfernung nach seinem Moralin duftet. Der weltberühmte „Trieb zum Guten“ wird so zum Selbsterhaltungstrieb, denn die Gesetze darf man nicht, sondern muß man halten. Der Wohltätigkeit sind aber keinerlei Schranken gesetzt, auch über die Mindestforderungen hinauszugehen. Das nennt man dann „edel“ und es kommt den weniger Guten zu Nutze.

Jeder Vorstand eines urdeutschen Gesangsvereins wird ein noch so geschätztes Mitglied ausschließen, wenn es sich nicht den Statuten unterwirft; um wieviel mehr ein Staat, — allerdings in etwas anderer Form — der Macht über Leben und Tod hat!

Das „Gute“ hat also eine doppelt zwingende Macht auf den Menschen: einmal, um selbst mit andern leben zu können, und das andre Mal, um sich nicht . . . unmöglich zu machen, d. h. sich nicht der angenehmen Lebensweise in einer Gesellschaft zu berauben.

Der Glaube an das „Gute“ hat daher unbedingt Anspruch auf einen Logenplatz an der Sonne, aber man sollte doch nicht sagen: Das „Gute“! Der Superlativ ist viel besser, denn das „Gute“ in Glaubenssachen ist durch die Bemühungen unsrer größten Denker sicherlich dazu geworden; und wenn auch nicht . . . der Glaube an das „Beste“ ist doch lohnender. Man wählt doch lieber zwanzig Mark als zehn Mark, wenn man in der angenehmen Lage ist, wählen zu können.

Kurt Reber

Das Sterben

Von R. Reitzel

Wisst Ihr, lieber Leser, wann der Mensch am Unverschämtesten lügt? Wann er den kläglichen Versuch macht, sich über sich selber hinauszuhoben? Das ist, wann er sich und andern weiss machen will, er fürchte den Tod nicht.

Ist es ein frommer Christ, der sein Lebtag im Tode nur einen Uebergang erblickt hat zu besserem Sein — ich sage er lügt, wenn er betet: o Herr nimm mich zu dir in dein Reich. Ist es

ein Freidenker, ich sage er lügt, wenn er sich mit Freuden bereit erklärt, das Bewusstsein mit der anorganischen Welt zu vertauschen; denn beide hängen mit allen Fasern am Dasein, am Ich, an der Form. Jedes Lebewesen, jede Form überhaupt, wehrt sich gegen die Auflösung, und wenn es die geistige Fähigkeit hat, sich zu fürchten, so fürchtet es sich nicht so sehr vor Schrecknissen, welche uns das Dasein bereiten kann, als vor dem Nichtsein.

Ich stand an zwei Sterbebetten, auf dem einen lag ein frommer und guter Mann, in den letzten Zügen, auf dem andern ein Mann, für den die Kirche nicht existiert hatte, der viel gesündigt hatte und doch ein guter Mensch gewesen war, bei Beiden war es nicht ein sanftes Auflösen, sondern ein Kampf: der furchtbare Kampf um das Leben. Beide liessen ihrer Verzweiflung freien Lauf, protestierten gegen den Tod und flehten in herzerreissenden Tönen um Hilfe, nur dass der eine seinen Herrgott und seinen Arzt anrief, der andere seinen Arzt und seine Freunde: „Helft mir doch! haltet mich! ich will ja nicht sterben.“ Aber der Herrgott, die Aerzte, die Freunde waren machtlos gegen die hereinbrechenden Schatten, daraus uns Gesichter entgegenstarrten voll Angst und Wut und grässlicher Verzweiflung. Wenn aber ein Zuschauer an diesen Sterbebetten gesagt hätte, er fürchte den Tod nicht, ich hätte ihn einen Lügner genannt.

Von allen denen, die ich auf dem Sterbelager oder in Todesgefahr gesehen, schienen mir die zwei, welche ich eben angeführt, am ehrlichsten sich benommen zu haben; ja ich gehe noch weiter: sie müssen beide sehr starke Naturen gewesen sein, denn nur die geben ohne Kampf sich selber nicht auf, ist aber eine Natur von Haus aus schwach, oder ist sie durch Entwürdigung, Elend, Enttäuschung, Krankheit schwach geworden, so wird ihr Protest immer milder, um schliesslich in willensloser Ergebung zu enden.

Die Starken unter diesen Schwachen sind die Selbstmörder, welche, die Willenlosigkeit voraussehend, den letzten Rest ihrer Stärke dazu benutzen, jene Tat zu begehen, die unter Umständen eine höchst ehrenhafte sein kann.

Oder sollte mir wirklich alles Verständnis abgehen für jene erhabene Sterbeszenen, bei denen menschliche Geisteskraft selbst die Schrecken des Todes zu überwinden scheint? Ist nicht Epaminondas, wenn er, nach empfangener Siegesnachricht, mit einem Seufzer der Befriedigung den Speer aus der Brust zieht, um des Lebens Quell verrinnen zu lassen, eine grossartige Gestalt? Sind nicht die grossen Männer der Wissenschaft, welche mit einer letzten Beteuerung der Wahrheit, die sie geliebt, den ewigen Todesschlaf antraten, oder die christlichen Märtyrer, welche auf dem Scheiterhaufen ihre Loblieder zu Ehren Gottes anstimmten, für die jeweiligen Bekenner ihrer Richtungen bewunderungs- und nachahmungswürdige Beispiele? Bewunderungswürdig? gewiss, selbst für den Fall, dass es sich nur um vorzügliche und ehrenvolle Schauspielerei handeln sollte, selbst wenn nur die Eitelkeit die

Triebkraft zu der übermenschlichen Anstrengung gewesen wäre. Nachahmungswert? Nein, denn ein solcher Tod muss sich bei Allen von selbst ergeben, denen „über das Leben noch die Ehre geht,“ die sich als Träger einer ewigen Idee fühlen, die in ihrem Geistesleben die Forderungen der Menschheitsrechte anerkannt und geliebt haben und die Gerechtigkeit derselben gleichsam mit ihrem Tode besiegeln. Nur soll mir niemand sagen, dass jene Herren des Sterbens, dass wir selber, wenn wir mit Anstand unser letztes Stündlein verleben, den Tod nicht gefürchtet haben, nicht fürchten werden!

Man kann etwas fürchten, ohne sich darum zum Sklaven dieses Etwas zu machen, ohne da runter zum Feigling zu werden. Wenn das Kind vor dem dunkeln Raum, vor dem Friedhof bei Nacht mit dem intensivsten Grauen erfüllt wird und dennoch sich zwingt, dieselben zu betreten, so ist es gerade so tapfer wie der Soldat, dem die Knie schlottern und das Herz bebt, der aber dennoch noch nicht flieht, sondern dem tausendfältigen Tode entgegen marschiert. Nur wer die Furcht kennt, ist wahrhaft tapfer, und nur ein solcher erhebt sich bis zu der erhabenen Schauspielkunst der Ruhe in Todesnot. Daher die Feigheit des Tiermenschen, dessen gesunder Körper ihm jede Todesahnung fernhält und der vor der plötzlich vor ihm hintretenden gewaltsamen Auflösung um so erbärmlicher um Gnade winselt.

Je mehr wir uns vom Tierischen entfernen, desto ungesunder wird unser Körper, das ist leider eine Tatsache, welche durch unsere moderne Zivilisation am deutlichsten bestätigt wird, desto mehr haben wir zu kämpfen mit der Furcht vor Störung und Zerstörung unserer Lebensform. Während der Jüngling in der Vollkraft des Daseins die Todesfurcht fast gar nicht kennt, und er fähig ist, für eine Bagatelle oder Person, in welcher er sich die Liebe oder die Freiheit verkörpert, sein Leben wegzuwerfen, ist der Mann ein eifersüchtiger Verteidiger seines Ich, er fragt sich mehr als einmal: ist es der Mühe wert? ehe er sein Leben in die Schanze schlägt . . . Nur der Mann kennt jene Minuten der unsäglichen Todesfurcht — so erzittert der Baum bis in die höchste Krone, wenn der erste Axthieb seine Rinde durchschneidet — es krampft uns das Herz zusammen, als ob es jetzt zu schlagen aufhören wolle, der Schweiß dringt plötzlich aus allen Poren, die Kehle schnürt sich langsam, sicher, ein entsetzliches Gefühl der Verlassenheit füllt unsere ganze Seele aus, und ob wir einen Gott haben oder die Lehre vom naturgemässen Aufhören jedes Individuums, jetzt können wir nicht daran denken, jetzt beherrscht uns nur die Angst vor dem Nichtsein, die Furcht vor dem Tode.

„Das Leben ist der schwüle Tag,
Der Tod das ist die kühle Nacht,
Es dämmt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müde gemacht.“

Heinrich Heine hat jenes „müde“ Lied in der Blütezeit seines Lebens geschrieben, als er die Schrecken der Matratzengruft noch nicht hatte kennen lernen. Ganz andere Töne erklingen in seinen

letzten Liedern. Zu der schwächlichen Todesehnsucht um der körperlichen Leiden willen konnte dieser starke Geist, der auch frisch blieb bis ans Ende, nie ganz gebrochen werden. Wohl meint er, wenn er in der Morphine (dieser letzten und treuesten Geliebten des modernen Denkers und Dichters) den Schlaf besingt: „der Tod ist besser,“ aber überall macht sich in verzweifelnden Aufschreien und in ironischen Seufzern der Horror Vacui geltend.

„Unjung und doch nicht mehr ganz gesund,
Wie ich es bin zu dieser Stund,
Möcht ich noch einmal lieben, schwärmen,
Und glücklich sein, — doch ohne Lärmen.“

oder:

„Das ist der böse Thanatos!
Er kommt auf einem fahlen Ross;
Ich hör den Hufschlag, hör den Trab,
Der dunkle Reiter holt mich ab --
Er reisst mich fort, Mathilden soll ich lassen
O den Gedanken mag mein Herz nicht fassen!“

Summa: Liebe Freunde und Freundinnen! Lasst uns ehrlich gestehen, dass wir den Tod fürchten — sonst wären wir auch wahrlich des Lebens nicht wert — um so höher wird es uns anzurechnen sein, und um so schönere Saat wird es bei dem kommenden Geschlecht erzeugen, wenn wir auch im Sterben Zeugnis ablegen für die Wahrheit, der wir unser Leben geweiht!

Ada, Minka, Marta

Von Frána Srámek

„Ada, Minka, Marta — haben Hunger“
(Geschrieben auf der Türe der Zelle
Nr. 15 der Prager Polizeidirektion).

Blutiger Tau auf gelblichen Blüten,
es krümmt sich der Weg, drei Mädchen nahn,
barfüßige Mädchen, die Wangen erglühten,
der Tau beleckt sie, der Tau spritzt sie an,
das Herz in den Händen, der Rock fliegt im Winde,
wie liefen wir alle drei so geschwinde
Ada und Minka und Marta.

Mütterchen weinte und kämmte die Haare,
Mütterchen weinte so gern.
Wo schwandet ihr hin, meine jungen Jahre —
Mütterchen sang so gern;
wie sich die Welt dreht, schaut, Mädchen, euch um,
nichts werden genießen, wenn sie so dumm
Ada und Minka und Marta.

Wegrüche blau am Straßenrand klagen,
wie von purpurnen Bannern ist die Stadt dunst-
umschienen,
O laßt euch, Mädchen, lasset euch tragen,
die Weisen berauschen sich, gehn wir mit ihnen —

deme des Demetrius Poliorketes,“ und wenn man die Lehrmeinungen der tafelnden Priester hört, hat man ein ziemlich vollständiges Verzeichnis aller Ketzereien, die wider den Vater, den Sohn, den Heiligen Geist und die Jungfrau geäußert werden können. Nichts daran überrascht; wohl aber ist es sonderbar zu sehen, wie simpel und gradlinig bei aller Dunkelheit die Personen aufgebaut sind, wie lückenhaft diese Tragödie dasteht, die nur vier Bilder bietet, in denen je ein lärmendes Ereignis geschieht, während das Fortschreiten und innere Entwickeln des Geschickes einfach fehlt, fortgelassen ist, in unmöglichem Masse der bauenden Phantasie des Lesers zugeschoben wird; sonderbar, wie unorganisiert und weitschweifig jeder dieser Akte sich ausbreitet, im Zuständlichen von ermüdender Weite (den Anfang des letzten und den Schluss des ersten etwa ausgenommen, die etwas straffer zusammengefasst sind); sonderbar endlich, wie unverlierbar wichtig die Regiebemerkungen, der verbindende, erläuternde, gestaltende Text zwischen den Szenen oder Worten der Menschen steht, wie sehr er alles Psychologische und alle Stimmung des Werkes in seinen schöngeformten Sätzen enthält: dieses Drama gleitet unaufhörlich ins Epische über (wie die wunderschöne Novelle „Fiorenza,“ wenn's erlaubt ist, unaufhörlich ins Dramatische übergleitet).

Ist so auf der einen Seite das Epische nahe, so lockt auf der anderen die Oper, ist vielmehr von Anfang an Siegerin. Nicht allein, dass ständig drei oder vier lateinische Chöre einander ablösen, dass ein Komponist in jeder Szene die liturgischen Tonarten für die Stimmen von Knaben, Frauen oder Männern anwenden könnte, nicht allein, dass alle Wirkungen Opernwirkungen sind, unvorbereitet, wunderbar, und alle seelischen Vorgänge laut und wenig kompliziert, zu triebhaften Aeusserungen von Wut, Wollust, Besorgnis oder Leidenschaft führend, dass symbolische Tänze getanzt werden, und dass diese Menschen dem Charakter nach höhnische Bässe oder strenge Alti, unglückliche Tenöre, siegende Baritons und dämonisch lustvolle Mezzosopranen sind — die Stimmung des ganzen Werkes vielmehr, das was gleichmässig durch alle Akte wirkt, ist die akustische Umwelt, ist Geräusch und Klang, ist musikalisch und nur im Roman oder durch ein Orchester zu geben: das Brausen der Flüsse im Frühjahr, die übergewaltig in die Lagunen stürzen, das Rauschen des Meeres, des Sturmwindes und der Klang ferner Schlachttrompeten und schliesslich und vor allem der Lärm der wirklichen Verrichtungen einer Volksmenge, die beständig da ist — stets müssen sich die Stimmen der Menschen von einem Strom von Lauten aufschwingen, um gehört zu werden.

Die Nation — sie ist das Bemerkenswerte an dieser Tragödie, die dennoch das Werk eines Künstlers ist. Das Lebendige und Bewegende in ihr ist das Volk der Flüchtlinge, das daran ist, sich auf Schiffen und Inseln eine neue Heimat für die von Barbaren verbrannte alte zu schaffen, die freie Nation, die ihr Geschick dem launischen Rücken des geliebten Adriatischen Meeres anvertraut: „das Vaterland liegt auf den Schiffen;“ und

deren Atem und Aeusserungen das Drama so sehr dehnen und erfüllen. Ihre Besorgnisse und Hoffnungen, die Mühen ihrer Existenz, die sie beständig dem Meere abringt, der Kampf der Parteien und die Einigkeit bei Abwehr eines Feindes, ihre Unterwerfung unter Gott, die Wankelmütigkeit gegen einst Geliebte und ihre Begeisterung für den Führer geben dieser oft so brüchigen Tragödie Würde und Schönheit. Damit tritt etwas Neues in d'Annunzios Werk. Der Künstler, der bisher das Ich um seiner Besonderheit willen suchte und liebte, wendet sich mit Nachdruck den Typen zu, der Menge, die er sonst mied und die er jetzt reden lässt, dem Volke, das er vom Pöbel scheiden gelernt hat.

Und wie er tut Marco Gratico, der Brudermörder, der Abtrünnige, den Basiliolas furchtbare Schönheit einer Pflicht und seinen heimischen Zielen abwendig machen und zu Träumen ferner Macht und Herrschaft verführen konnte: auch er kehrt sich wieder der Heimat zu. Sein Volk ist es, und seinem Meere ist es verbunden. — Daher wird das grosse Schiff das Symbol der Zukunft, Totus Mundus, das die Adria durchstreifen soll, uns die slawischen Seeräuber zu vernichten, damit es die Gebeine San Marcos den Venetern zurückbringe, das heimatliche Meer in Freiheit beherrsche, auf ihm Handel treibe und dem Volk ein grosses Vaterland bereite: Venedig. Im Wirken für das Wohl des freien Staates findet manches Verbrechen seine Sühne — das ist der Ausklang des Werkes, das dennoch eine Dichtung ist, durch die leidenschaftliche Intensität, mit der die Taten und das Walten des Volkes gesagt, gestaltet werden, durch die Wucht und das Tempo der Rhetorik, die Stärke der Bilder und die Rhythmik des Stils; und so entlässt man dennoch mit Teilnahme das grosse Schiff, an dem das ganze Volk gebaut hat, wenn es durch das geliebte und noch nicht freie Meer zieht, „das Kreuz am Heck, am Bug das Evangelium und die heilige Jungfrau am hohen Mast.“

Der Föhn

O, daß Ihr tändelnd nur an Arabesken denkt.

Ich möchte eine lohe Fackel Euch entzünden,

Daß Ihr im Uebermaße glorioser Sünden

Das Weltenbild aus seinem alten Rahmen sprengt.

Ein heißer Geiser will, daß er brutal vernichte!

Wohl uns, daß eine Zeit der reifen Ruhe wird.

Der Dichter, der im Kosmos taumelnd irrt,

Verginge sonst, vor dieser Fülle der Geschichte.

Konstanz

Willy Küsters.

Theater

Moritz Heimann. Der Feind und der Bruder

Moritz Heimann ist einer der Stillen im Lande. Nicht ein Parteigänger derer, die in bacchantischer Freude sich von den Stürmen des Zeitgeistes anfallen und als zitternde Saite erklingen lassen. Auch keiner von denen, die, trunken von Leid und Erleben, die eigenen Wirren hinausstoßen und ihre Sehnsüchte dem zeitgebundenen Körper voraussenden. Kein Gast in Tag und Traumesdusel (seligem Gehetztsein egocentrischer Not). Kein Journalist und kein Dichter, sondern der Schriftsteller in seiner ethischen Gebundenheit: einer, der seines Geistes Weg kennt und berechnet, das Wort als Ausdruck dem Gedanken voranstellt und sich erreicht im Maße seiner intellektuellen Fruchtbarkeit. Kein Büsser und Wanderprediger, sondern der schweigsame Mönch im Schatten der Klostermauern und seiner Inbrunst. So schrieb Heimann die meisterliche Komödie „Joachim von Brandt“ als den Weg des gehemmtten Preussenjunkers, als die fiebrige Bahn des aktivitätsbeschränkten „gehinderten Deutschen.“ So schrieb er seine klugen Essays, aus dem Drange, Probleme zu stellen, Fragen zu errichten, um so den Antworten die Richtung zu weisen.

In der Tragödie „Der Feind und der Bruder“*) stellt er durch die Zeitbestimmung, Menschen in einen Raum, der ihr eigenstes Wesen umschließt und dessen Wände mit den Farben ihres Erlebens bekleidet sind. In diesem Raum klingt das Bangen der Herzen zusammen mit der Leidenschaftlichkeit des sich vom Dogma lösenden Geistes, der in theoretischem, zweckbefreiten Suchen Gott neu gebiert. Die Heimann'schen Menschen sind Träger von Gefühlen, nicht ihre Erreger, Flötenstimmen und Gesang, nicht Bläser und Sänger. Sie halten Worte und Begriffe in den Händen, die sie nicht schufen, sondern deren Geschöpfe sie sind, Gefühle, die nicht als Blut, Eiter oder zitterndes Lachen ihrem Sein entquellen, sondern die sie als Weltengesetz durchfließen und an denen sie sich erkennen. Und so steuert das ganze Denken der Renaissance: In sich die Welt zu begreifen, die Dinge wahrzunehmen durch die Zustände, in die sie uns versetzen, das Gesetz zu erkennen in den Gefühlen, die es durch unsere Adern treibt. Darum steht in den Schriften des Campanella für Wahrnehmung immer sentire und alles Wissen ist ihm ein Fühlen.

Aus den Münden aller Glieder der blutschänderischen Familie Badoèr klingen diese Gefühle, die sich überschneiden und durchhetzen, die das Ich enthalten nicht desjenigen, aus dem sie sprechen, sondern des Hörenden des Empfangenden, der in ihnen sich und die Welt liest. So schlürfen diese Menschen ihre weissen Aengste, ihren Trotz, ihren Zorn, ihre Trunkenheit, die glutenden Farben ihrer Erlebnisse, die tanzenden Kurven ihres Schicksals. Sie lassen sich ihre

Träume deuten und graben nach sich, der Welt und Gott: „denn ich sehe ihn niemals dann in seiner Herrlichkeit, weil ich ihn nicht in seinem Menschen sehe.“ Und Pallas Badoèr kann sprechen: „Ich weine, weil ich weiss, dass ich Pallas bin, weil ich ein so überwältigend Alles fühle, wenn ich mich fühle. Und weil ich den leisen Tritt aller Kreaturen in meinem Herzen spüre.“

Die Bewegungen und Geschehnisse dieses Dramas müssten sich bis zum letzten Rande mit der Trunkenheit seiner Gefühle so sättigen, dass sie von ihnen nicht mehr zu trennen wären und als ihre Objektivierungen die Handlung durchfluten. Bis zu diesem Punkte ist der Dramatiker Moritz Heimann nicht gekommen. Von dem aus schwingenden Toledoklingen errichteten Bau seiner Gedankenarbeit fällt die farbenreiche Novelle herunter, wie sie in hunderten Büchern der italischen Prosaiker lebt. Und mit ihr die in Tiefe und Bildkraft getränkte Sprache. Die agierenden Menschen stellen sich zwischen sich und uns. Und ängstlich blickt aus den zerrissenen Falten der hohl-äugige Konflikt zwischen Geist und Stoff.

Die lieblose Aufführung Felix Holländers erhöhte noch die Verständnisarmut von Kritik und Publikum. Aus all der lallenden Kläglichkeit der Darstellung ragten nur in der Gerichtsszene die hohe, vom wilden Sturm der Mütterlichkeit gebogene Flamme hervor, die Mary Dietrich bot, und der macchiavellische Greisenhass von Eduard Rothauser.

Rudolf Kayser.

Die Uhr

Von Maxim Gorki

I.

Tick—tack, tick—tack!

Nachts, wenn es still und einsam ist, flösst uns die leidenschaftliche Beredsamkeit des Uhrpendels ein Bangigkeitsgefühl ein: die monotonen und mathematisch regelmässigen Laute verzeichnen immer und immer dasselbe — die rastlose Bewegung des Lebens. Dunkelheit und Schlaf umfassen die Erde — alles schweigt — nur die Uhr zeigt laut und kalt das Entschwinden der Sekunden an. Der Pendel tickt und mit jedem Laut verkürzt sich das Leben um eine Sekunde, um einen ganz kleinen Teil der Zeit, die jedem von uns gegeben ist. Um eine Sekunde, die nie wiederkehren wird für uns. Woher kommen diese Sekunden und wohin entschwinden sie? Niemand kann darauf antworten. . . . Und es gibt noch viele, viele Fragen, auf die keine Antwort gegeben werden kann, wichtige Fragen, von deren Lösung unser Glück abhängt. Wie soll man leben, um sich brauchbar für das Leben zu erweisen, wie soll man leben, ohne den Glauben und den Willen zu verlieren? Wie soll man leben, dass keine Sekunde vergeht, ohne die Seele und den Geist zu erregen? Wird die Uhr in ihrer ewigen Bewegung jemals auf all das eine Antwort geben?

*) Bei S. Fischer, Berlin, erschienen.

II.

Tick—tack, tick—tack!

Es gibt nichts in der Welt, das so leidenschaftslos wäre wie die Uhr. Immer tickt sie regemässig: im Moment unserer Geburt, wie zur Zeit, wenn wir die Blumen unserer Jugendträume gierig pflücken. Vom Augenblicke seiner Geburt an nähert sich der Mensch mit jedem Tage dem Tode. Und auch im Moment unseres Sterbens wird die Uhr ruhig und trocken die Sekunden verzeichnen. Hört: in dem kalten Rechnen tönt das Allwissen. Und die Müdigkeit, die dieses Wissen mit sich bringt. Nichts erregt die Uhr und nichts hat für sie Wert. Sie ist gleichgültig. Und wir müssen, wenn wir leben wollen, uns eine andere Uhr anschaffen, eine, die voll Empfindungen und Gedanken, voll Tätigkeit ist anstelle unserer langweiligen, eintönigen, see'entötenden, vorwurfsvollen und kaltstimmigen Uhr.

III.

Tick—tack, tick—tack!

In der rastlosen Bewegung der Uhr gibt es keinen Ruhepunkt. Kaum ist eine Sekunde geboren, so kommt die zweite und stösst die erste in den Abgrund des Ungekannten.

Tick—tack! Und wir sind glücklich. Tick—tack! In unser Herz tropft das brennende Gift des Leidens, und das Leiden kann lebenslang bei uns verweilen, kann für immer bleiben, wenn wir uns nicht bemühen, jede Sekunde unseres Lebens mit neuem und lebendigem Inhalt zu erfüllen. Am interessantesten und vollsten aber ist das Leben dann, wenn der Mensch gegen das kämpft, was seinen Lebensgang stört. Im Kampf vergehen unmerkbar die langweiligen und die sehnsuchtsvollen Stunden.

IV.

Tick—tack, tick—tack!

Das Leben des Menschen ist lächerlich kurz. Wie soll man leben? Die einen wenden sich hartnäckig vom Leben ab, die anderen widmen sich ihm ganz und gar. Die ersteren werden an ihrem Lebensabend arm an Geist und Erinnerungen; die anderen bereichern sich sowohl an Geist als an Erinnerungen. Die einen wie die anderen werden sterben, und von jenen, die weder ihren Geist noch ihr Herz uneigennützig dem Leben gewidmet haben, wird nichts übrig bleiben. Und wenn wir sterben werden, wird die Uhr leidenschaftslos die Gedanken unserer letzten Stunde verzeichnen — tick—tack! Und in diesen Sekunden werden neue Menschen in die Welt kommen, wir aber sind dann nicht mehr da! Und nichts wird von uns zurückbleiben als unser Körper, der übel riechen wird. Sollte er nicht unseren Protest hervorrufen, dieser automatische Schaffensdrang, der uns ins Leben geworfen hat, um uns dann wieder hinwegzuraffen? Aber ist das alles? Nein; aufzwingen sollen wir dem Leben die Erinnerungen an uns, wenn wir stolz genug sind, beleidigt zu sein, dass wir uns den geheimen Ab-

sichten der Zeit unterwerfen müssen. Denken wir nur an unsere Rolle im Leben: ein Ziegelstein wurde gemacht und dann lag er unbeweglich in einem Gebäude, schliesslich verwitterte er und verschwand. Es ist langweilig und widerlich, ein Ziegelstein zu sein — nicht wahr? Niemand von uns will doch einem Ziegelstein gleichen. Wir besitzen Geist und Seele, und so wollen wir nach einem Leben voller Gedanken und Empfindungen, voll stürmischer Stunden streben.

V.

Tick—tack, tick—tack!

Wenn wir nachdenken, was wir in der grenzenlosen Bewegung der Stunden bedeuten, werden wir vom Bewusstsein unserer Nichtigkeit niedergedrückt. Möge doch dieses Bewusstsein uns als Beleidigung erscheinen! Möge es doch in uns den Stolz wecken, so dass wir Feindseligkeit gegen das Leben, das uns erniedrigt, empfinden und es zum Kampf herausfordern. In wessen Namen? Als die Natur den Menschen der Fähigkeiten, auf allen Vieren zu kriechen, beraubt hatte, gab sie ihm als Wanderstab — das Ideal! Seit dieser Zeit strebt er unbewusst, instinktiv zum Besseren — immer höher! Machen wir doch dieses Streben zu einem bewussten, lehren wir die Menschen zu verstehen, dass nur im bewussten Streben zum Besseren das wahre Glück ruht! Klagen wir nicht über unsere Kraftlosigkeit! Alle Menschen sind gleich unglücklich, der Unglücklichste aber ist jener, der von seinem Unglück Aufhebens macht. Diese Menschen dürsten am meisten nach Beachtung — und sind am wenigsten wert. Das Streben nach vorwärts, das ist das Ziel des Lebens. Wenn das ganze Leben durch dieses Streben ausgefüllt wird, dann wird es reich an herrlich schönen Stunden sein.

VI.

Tick—tack, tick—tack!

„Wozu hast du dem Menschen Licht gegeben, wenn du ihm den Weg versperrt hast und ihn mit Dunkelheit umringst?“ So fragte der alte Hiob Gott. Jetzt gibt es keine solche mutige Menschen mehr, die wie Hiob mit Gott redeten, weil sie sich für Kinder Gottes hielten, nach seinem Bilde geschaffen waren. Billig bewerten sich jetzt die Menschen. Sie lieben das Leben zu wenig und selbst ihre Liebe zu sich ist ungeschickt. Und zugleich fürchten sie den Tod, obwohl bekanntlich niemand ihm entgehen kann. Was unvermeidlich ist — ist gesetzmässig. Der Mensch stirbt vom Momente an, wo er auf die Erde gekommen ist, und daran müsste man sich schon gewöhnen; es wäre Zeit. Das Bewusstsein der erfüllten Aufgaben müsste die Todesfurcht verscheuchen. Wenn wir ehrlich durch das Leben gegangen sind, muss unser Ende Ruhe bedeuten! . . . Vom Menschen bleiben nur seine Taten zurück. Und seine Stunden hören zugleich mit seinen Wünschen auf, und es treten andere Stunden ein —

Stunden der Abrechnung mit dem Leben, ernste Stunden.

VII.

Tick—tack, tick—tack!

Eigentlich ist alles ziemlich einfach in dieser Welt, die so voll Widerspruch, Lüge und Hass ist. Und sie wäre noch viel einfacher, wenn die Menschen einander genau ansehen würden und jeder einen Freund hinter sich hätte.

Der Einzelne, und ist er auch noch so gross, ist klein. Es ist notwendig, dass man einander versteht. Denn alle reden wir dunkler und schlechter als wir denken. Dem Menschen fehlen häufig Worte, um anderen sein Herz zu eröffnen. Es gehen viele bedeutsame und wichtige Gedanken verloren, weil man nicht rechtzeitig die nötige Ausdrucksform für sie gefunden hat. Ein Gedanke entsteht, der aufrichtige Wunsch, ihn in klare Worte zu kleiden, ist vorhanden, aber die Worte — sind nicht da!

VIII.

Tick—tack, tick—tack!

Es lebe der Mensch mit starker, tapferer Seele — der Mensch, der der Wahrheit, der Schönheit, der Gerechtigkeit dient! Wir erkennen solche Menschen nicht, weil sie stolz sind und keinen Lohn verlangen. Wir sehen nicht, wie freudig sich ihre Herzen verbrennen. Indem sie das Leben hell erleuchten, zwingen sie selbst die Blinden, zu sehen. Es ist notwendig, dass die Blinden sehend werden, die vielen Blinden. Es ist notwendig, dass alle Menschen mit Grauen und Ekel sehen, wie brutal, ungerecht und hässlich ihr Leben ist. Es lebe der Mensch, der Herr seiner Wünsche ist! Die ganze Welt — ist in seinem Herzen. Aller Schmerz der Welt, al'e Leiden der Menschen sind in seiner Seele. Das Böse und der Schmutz des Lebens, seine Lüge und Brutalität sind seine Feinde. Alle seine Stunden widmet er dem Kampf, und sein Leben ist voll ausgelassener Freuden, schönen Zornes, stolzen Trotzes voll. . . . Schone dich nicht — das ist die stolzeste, die schönste Weisheit auf der Erde. Es lebe der Mensch, der sich nicht schont! Es gibt nur zwei Formen des Lebens — verwesen oder verbrennen. Die Feigen und Geizigen wählen das erstere, die Tapferen und Freigebigen das andere. Jedem, der die Schönheit liebt, ist klar, welches Leben erhabener ist.

Die Stunden unseres Lebens sind langweilige, leere Stunden. Lasst sie uns darum, ohne uns zu schonen, mit Heldentaten ausfüllen. Dann werden wir wunderschöne Stunden erleben, voll freudiger Erregung, voll heissen Stolzes. Es lebe der Mensch, der sich nicht schonen will!

Deutsch von Nadja Strasser.

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nummer 16: Eulenberg. Von Kurt Wolff. — George Dandin. Von S. J. — Lenz. Von Robert Walser u. a. Die Schaubühne kostet: 40 Pf.

DER ZWIEBELFISCH, die bekannte, von Hans von Weber geleitete kleine Zeitschrift für Geschmack in Büchern und anderen Dingen tritt mit dem eben erschienenen neuen Heft (München, Hyperion-Verlag, Preis sechzig Pfennig) in den vierten Jahrgang ihres Bestehens. Wie alle Jahre, so hat auch diesmal Umschlag und Schrift gewechselt. Aber der Geist, der die früheren Jahrgänge erfüllte, ist erfreulicherweise der alte geblieben. — das lehrt schon ein flüchtiger Blick in das vorliegende Heft 1. Der jedem Zwiebelleser wohlbekannte und längst liebgewordene Anonymus der Leitungsreihe redet diesmal über das aktuelle Thema „Musik und Musikverdummung“ und geißelt die „gedankenlose Musikschwärmerie unseres Zeitalters“; ferner bringt das Heft zum erstenmale das Verhaerensche Gedicht „Die Kathedralen“, verdeutscht von Ludwig Scharf, ein wundervoll inbrünstiges und rhetorisch vollendetes, tapfer modernes Gedicht, das dem belgischen Dichter zahlreiche neue Verehrer gewinnen dürfte. Besonders reich ist diesmal der Teil „Von Büchern und anderen Dingen“. Beim Zwiebelleser ist der Inseratenteil nicht ein nebensächliches Appendix des redaktionellen; er ist mit ihm verwachsen, und derselbe Geist des strengen Stiles, der in jenem herrscht, wacht auch über der stilvollen Anordnung und Ausstattung der Inserate. Dies Heft, mit seinen zahlreichen Schriftbeilagen, ist wohl gelungen, und wenn die folgenden ebenso gut werden, so kommt ein Jahrgang zustande, der sich den früheren ebenbürtig an die Seite stellen kann.

Hans von Hülsen.

Literarische Neuerscheinungen

Otto Soyka. Das Herbarium der Ehre, Roman. Geheftet 4 Mark, gebunden in Leinen 5,50 Mk., in Halbfranz 7 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

In Soykas Roman bildet den Rahmen der Ereignisse die Geschichte einer Rache, die ein in seinem vornehmsten Empfinden verletzter Mensch an der Gesellschaft seiner Zeit nimmt. Krank an der Wunde, die in der Jugend seinem Glauben an Liebe und Ehre geschlagen wurde, geht er als Mann an das Werk der Vergeltung. Wie er das tut, wie er zum Verführer wird für den einen, für die vielen, für die ganze Stadt, das kann im einzelnen nicht nacherzählt werden. Er kennt die Zugänge zur menschlichen Rechtschaffenheit, er versteht es, alle verborgene Niedrigkeit und Schwäche in seinen Dienst zu nehmen. Er wird Gründer betrügerischer Unternehmungen, er verlockt mit der Verheißung hohen Gewinns, er spinnt aus der Gier nach dem Golde den Faden seiner Schlinge, mit der er die hohlen, wurmstichigen Ehrlichkeiten der Menschen um ihn her erdrosselt. Aber die innere Wärme des Buches quillt aus der Erkenntnis, daß es kein Schachspieler mit Menschen ist, der hier handelt, daß nicht die kühle Berechnung eines öden Menschenhassers hier ihre Tricks vollführt, daß da in Wirklichkeit einer ist, der nichts sehnlicher wünscht, als achten und lieben zu dürfen, und der sich selbst verurteilt hat, immer wieder den Beweis zu führen, daß niemand seiner Achtung würdig ist. — Doch das Buch ist auch noch mehr als die Geschichte einer Rache. Hier ist der Konflikt zwischen jugendlich idealem Glauben an das Leben und der sogenannten praktischen Weltanschauung, die im Golde ihren Götzen sieht, künstlerisch gestaltet. —

Die Nervosität der Zeit, die neue Menschen schafft, Menschen mit neuen Zielen, spricht aus diesem Werk. Man würde diesen Menschen Soykas zu viel und zu wenig zugehen, wollte man sie lebenswahr nennen. Sie sind unwahr wie alle Kunst, sie sind aber deshalb auch wahrer als das Leben.

Eberhard Buchner. Das Neueste von gestern. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Erster Band: Das 16. und 17. Jahrhundert. Geheftet 4 Mark 50 Pf., gebunden 6 Mark. Band 2—4 werden im Frühjahr 1912 erscheinen. Verlag von Albert Langen in München.

Dieses Sammelwerk alter, kulturhistorisch interessanter Zeitungsnachrichten ist von besonderem Interesse und Wert. Jedes künstlerische oder literarische Werk gibt in gewissem Sinne ein Bild der

Zeit, in der es entstanden ist, die Zeitung aber gibt das unmittelbare, das unretuschierteste, und das ist ihre Physiognomie. Sie ist die subjektivste Äußerung des Zeitgeistes, die wir kennen. Daraus ergibt sich die interessante Eigenart und der Wert dieser mit ganz besonderem Geschick und Urteil und mit so großer Mühe hergestellten Sammlung alter deutscher Zeitungsberichte. Spezialwerke über die hier behandelten Epochen (das Werk soll mit dem vierten Band bis zum Ende der französischen Revolution reichen) orientieren gewiß genauer und sicherer über die Folge der Ereignisse jener Jahre, aber es gibt kein Werk, das den Hintergrund zu diesen Ereignissen farbiger, überraschender, echter bieten könnte: hier spricht die Zeit selbst, ganz direkt, ganz unmittelbar. Man sieht, wie sie auf jeden Reiz reagiert, man hört ihren Puls, und darüber lernt man sie verstehen. Man findet hier charakteristische Nachrichten über Krieg, Politik, höfisches und Volkleben, über Hexen und Mißgeburten, seltsame Galgen- und Spukgeschichten, liest über die Wiedertäufer, die Waldenser, die Gegenreformation; man sieht, was damals wichtig genommen wurde, wie z. B. der Aberglaube auch die einfachsten Himmelserscheinungen als Strafe und Schrecken kündende göttliche Vorzeichen durchweg noch auffaßte, und so weiter. Und sind nicht alle Berichte stofflich gleich interessant, so sind sie es doch in ihrer Form, in der Art, wie diese Dinge den Zeitgenossen mitgeteilt wurden. Mit einem Wort, Eberhard Buchner zeigt uns in seinem Werk ein unverfälschtes Bild jener alten Zeit, von dem sie beherrschenden Geist selbst gezeichnet. Freilich könnten Reporter durch diese Sammlung zum Größenwahn angeregt werden: sie mögen beachten: nur wo sie der Zeit das Wort geben, wo sie selbst schweigen, da beginnen die Werte dieses Buches, das ich das objektivste Geschichtswerk nennen möchte.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

MAX STIRNER. Das unwahre Prinzip unserer Erziehung. (John Henry Mackay, Charlottenburg.) Geb. Mk. 5.—.

ALBERT EHRENSTEIN. Tubutsch. Mit Zeichnungen von Kokoschka. (Verlag Jahoda & Siegel, Wien).

GOETHE. Italienische Reise. Mit Zeichnungen Goethes. (Insel-Verlag, Leipzig) Geb. Mk. 40.—.

S. FRIEDLAENDER. Friedrich Nietzsche. Eine intellektuelle Biographie (G. J. Göschensche, Verlagsbuchhandlung, Leipzig)

WILHELM MICHEL. Max Oppenheimer. (Georg Müller, Verlag, München) Geb. Mk. 3.—.

Mitteilung des Verlages

Das Einzelheft der „Aktion“ kostet nunmehr 20 Pfg. Diese Preiserhöhung ist eingetreten, ganz unabhängig von der Tatsache, dass wir auch gute Zeichnungen reproduzieren werden. Wem der bisherige Preis von 10 Pfg. nicht zu gering schien für das von der „Aktion“ Gebotene, dem wollen wir die Preissteigerung nicht begründen. . . .

Die Abonnementspreise (1,12 Mk. durch Post oder Buchhandel; 1,50 Mk. direkt vom Verlag bezogen) sind nicht erhöht worden.

Inhalt der vorigen Nummer: * * * Jesuiten und Fürstenmord / Gustave Hervé. Die ersten Soldaten der Welt / Otto Pick. Der „Faust“ der Philister Cheskel Zwi. Sombart und die „fünf Frankfurter“ / Franz Blei. Briefe von Félicien Rops / Lichtenbergs. Aphorismen / „Sind wir noch Menschen?“ / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau.

Hablos Frères Zigaretten haben keine !! Konkurrenz !!

Fabrik: Berlin W 10, Königin-Augusta-Straße 23.



Bildschön

ist ein zartes, reines
Gesicht mit rosigem, jugendfrischen
Aussehen, weißer, sammetweich. Haut u. blendend
schönem Teint! Alles dies erzeugt die echte:

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Dresden-Radebeul
allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Elektrischer Parkettbohrer

anzuschließen an jede Stechdose & Glühbirne!

Hygienische Reinigung ohne Stahlspähne
Große Zeit und Geld Ersparnis.

Auskunft erteilt Generalvertreter
O T T O P F I T Z N E R
NEUCÖLLN · Schönstedtstr. 16.
Prospekte & Vorführung kostenlos.

Die Aktion

M.R.

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 18

INHALT

Franz Pfemfert	Die Haaseaten
Gustave Hervé (Paris)	Die sozialdemokratischen Eventual-Patrioten
Otto Pick (Prag)	Baudelaire
Georg Heym	Seufzer
Rudolf Kayser	Wedekind als Vorleser
Willy Küsters	Die Jungfrauen; Feuchtwarmer Abend
Alfred Wolfenstein	Francis Jammes
Mynona	Der Schutzmannshelm als Mausefalle
Für die Jesuiten — Die Aphorismen „vor“ Karl Kraus — Die Fried . . .	
Friedensfreunde — Literarische Neuerscheinungen — Zeitschriftenschau —	
	Vornotizen

Das Heft 20 Pfennig

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

DIE SCHÖNSTEN HEILIGENLEGENDEN IN WORT UND BILD

MIT DEN NAMENSBILDERN VON FRANZ POCCI

HERAUSGEGEBEN VON
DR. P. EXPEDITUS SCHMIDT, O. F. M.

UNTER MITWIRKUNG VON ENRICA VON HANDEL-MAZZETTI,
ANNETTE KOLB, ANNA FREIIN VON KRANE,
KURT MARTENS, FRANZ FREIHERRN
VON LOBKOWITZ, FRANZ
POCCI U. V. A. M.

☐—————☐ BAND I ERSCHIEN SOEBEN ☐—————☐

BROSCHIERT M. 4.50, PAPPBAND 5.50, LEINENBAND 6.—

DIESE AUSGABE DER HEILIGENLEGENDEN WENDET SICH AN DIE GEBILDETEN ALLER KREISE. ES GEHÖRT ZUR BILDUNG AUCH DER NICHT DER KATHOLISCHEN KIRCHE ANGEHÖRIGEN, SIE ZU KENNEN. ES FEHLTE BISHER AN EINER SAMMLUNG, DIE DAS ERMÖGLICHTE. DIE HERAUSGEBER DIESER SAMMLUNG WOLLEN DEN SCHATZ TIEFER POESIE UND MENSCHLICHKEIT, DIE IN DEN LEGENDEN SCHLUMMERT, HEBEN, SO WIE EINST DIE GEBRÜDER GRIMM DIE DEUTSCHEN MÄRCHEN WIEDER AUFERWECKTEN. DIE DICHTERISCH EDLE FORM, IN DER HIER DIE WUNDERVOLLEN ERZÄHLUNGEN VON MÄRTYRERLEBEN UND DEN KÄMPFEN FROMMER ÜBERZEUGUNG ZUM HERZEN ALLER REIN EMPFINDENDEN MENSCHEN SPRECHEN, WIRD DEN SCHÖNEN BÄNDEN MIT DEN LIEBEN BILDERN POCCI'S FREUNDE IN ALLEN LAGERN WERBEN

PROSPEKTE MIT PROBEbild GRATIS

IN ALLEN GUTEN BUCHHANDLUNGEN ZU HABEN, SONST VOM

HYPERIONVERLAGE HANS VON WEBER, MÜNCHEN 31.

Die Aktion

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 18 · 1. Mai

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 zu senden
Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Heft 20 Pfg.

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (exkl. Be-
stellgeld) b allen Postanstalten,
Buchhandlungen etc. oder durch Kreuzband gegen Mk.
1,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr 17 :: Kommissionär Gust. Brauns, Leipzig

DIE HAASEATEN

I.

Der sozialdemokratische Parlamentsredner Haase ist unter den Radikalisten seiner Partei ungefähr der Gipfel. Kein Bebel; kein hinreissender, selbständiger Geist; keine aufragende Persönlichkeit; eher ein Temperament aus politischer Unklarheit; eher ein Charakter aus Eigensinn. Innerhalb der Fortschrittlichen Volkspartei hätte dieser Königsberger Advokat vielleicht mühelos den Radikalismus eines Müller-Meinigen produzieren können; zum sozialistischen Revolutionär, den er jetzt agiert, fehlt ihm beinahe alles. Man muss Herrn Haase erlebt haben, wenn er auf Parteitag die starre Unentwegtheit marxistischer Orthodoxie gegen revisionistische Diplomatenkünste verteidigte, wenn er mit stotternden Gesten und schriller Stimme dem revolutionären Prinzip beisprang, wenn er dem gefährlicheren (weil intelligenteren) Doktor Frank entgegentrat! Nie hat eine gute Sache einen schlechteren Vertreter gehabt. Rosa Luxemburg hat in Jena einem Haufen böswilliger Anderswoller gegenüber sich Gehör zu verschaffen gewusst: das Gelächter derer um Kolb verkroch sich unbeholfen, als diese Frau, die auf dem Podium ganz Leidenschaft, ganz Idealismus, ganz Feuer ist, als diese Sozialistin ihre Worte in den Saal schüttete.

Herr Haase ist auch in den Momenten bewegtester Hände der Advokat vor der Zivilkammer.

II.

Immerhin: wir haben in Haase den Repräsentanten des radikalen Flügels zu sehen und nicht in Rosa Luxemburg. Gewiss ist der Feuergeist Wendel uns Trost und Hoffnung. Aber die Haaseaten beherrschen die Partei. Gewiss ist die Leipziger Volkszeitung (neben der Bremer Bürgerzeitung) das einzige acht-

bare Blatt der deutschen Sozialdemokratie. Aber der „Vorwärts“ ist das gewalthabende Zentralorgan.

III.

Wenn es noch der Beweise bedurft hat, dass der Niedergang der Sozialdemokratie unaufhaltsam ist, seit den letzten Reichstagsverhandlungen besitzen wir sie. Kläglich, hilfloser, unwürdiger hat sich nie eine Partei benommen, als diesmal die sogenannte Völkerbefreier. Wir sind vom Freisinn manches Stück gewöhnt, aber so jämmerlich hat er sich nie gebärdet. Es galt Wehrvorlagen der Regierung zu bewilligen. Dass die Mehrheit der bürgerlichen Parteien vom ersten Augenblick an dazu bereit war, dass keine sozialdemokratische Ueberredungskunst diese Bereitwilligkeit der Mehrheit schwankend machen konnte, wusste wohl selbst die Redaktion des „Vorwärts“. Reichstagswahlen stehen nicht vor der Tür — also konnten die Sozialdemokraten aufstehen und mit rücksichtsloser Ehrlichkeit ihren internationalen Sozialismus propagieren. Sie waren zu bodenlos feige zu dieser Handlung. Die Partei, die sich auf allen internationalen Sozialistenkongressen antimilitaristisch aufspielt, diese Partei hatte jetzt die Pflicht, offen vor der ganzen Welt ihr Bekenntnis abzulegen. Die Haaseaten fanden nicht den Mut. In einem Augenblick, da der Militarismus seine Orgien feiert, in einem Augenblick, da selbst Liberale vom Luftflottenirrsinn erfasst sind, in einem solchen Augenblick stammelte Herr Haase ein Sprüchlein, dessen Kraftlosigkeit beschämend ist.

IV.

Nein, die deutsche Sozialdemokratie ist keine Garantie des Weltfriedens.

Franz Pfemfert.

Die sozialdemokratischen Eventual-Patrioten

Von Gustave Hervé (Paris)

Die Haaseaten, dachte ich, werden sich durch eine Kritik von bürgerlicher Seite in ihrem Tun nicht beirren lassen. Ich gebe deshalb dem (auch vom »Vorwärts« anerkannten) französischen Sozialisten Gustave Hervé das Wort, und bin neugierig, ob die sozialdemokratische Presse auch diese Kritik totschweigen wird.

Im Monat August 1904 tagte in Amsterdam ein internationaler, sozialistischer Kongress, der Repräsentanten der sozialistischen Partei der ganzen Welt vereinigte.

Die Debatte betraf die leidenschaftliche Streitfrage über die beiderseitigen Vorzüge der reformistischen und revolutionären Methode. Die revolutionären französischen Sozialisten, deren Chef Guesde war, beschuldigten die französischen Reformisten, an deren Spitze Jaurès stand, der Abweichungen und Schwankungen, durch welche Frankreich kompromittiert und die Zukunft des Sozialismus in Frage gestellt würde.

Ohne Jaurès und die reformistischen französischen Sozialisten aus der grossen Familie der Sozialisten auszuschliessen, stimmte der Kongress über den im vorhergehenden Jahr auf dem Kongress deutscher Sozialisten zu Dresden eingebrachten Antrag ab, dem man, um niemand zu verletzen, eine etwas veränderte Fassung gab und der seitdem von den Sozialisten als Mittelweg anerkannt ist unter dem Namen: „Der Antrag von Amsterdam.“ Es heisst da:

„Der Kongress stimmt auf das energischste der Notwendigkeit zu, unsere im Klassenkampf bewährte und erfolgreiche Taktik uneingeschränkt fortzuführen und ihren politischen Einfluss im ehrenvollen Kampf gegen die Bourgeoisie nicht durch schwächliche Nachgiebigkeit der herrschenden Gewalt preiszugeben. Diese revisionistische Taktik würde mit möglicher Schnelligkeit eine sozialistische Partei, revolutionär im besten Sinne des Wortes, in eine bürgerliche umwandeln.

„Im Gegensatz zu den bestehenden revisionistischen Bestrebungen erklärt der Kongress, dass die Klassengegensätze, weit entfernt, sich zu verringern, sich verschärfen. . . .

„Der Kongress verdammt jeden Versuch, den immer wachsenden Klassengegensatz zu verschleiern, in der Absicht, eine Annäherung mit den bürgerlichen Parteien zu erleichtern.

„Der Kongress rechnet darauf, dass die parlamentarisch-sozialistische Gruppe sich ihrer durch die vermehrte Zahl ihrer Mitglieder und dem daraus folgenden beträchtlichen Anwachsen der Wählermasse erweiterten Macht bedienen, das letzte Ziel des Sozialismus unserem Programm entsprechend in ihre Propaganda aufnehmen wird, unbeschränkt die wichtigsten Interessen der Arbeiterklasse zu verteidigen, die Ausdehnung und Befestigung politischer Frei-

heiten, um gleiches Recht für alle zu erlangen, um mit grösserer Energie wie jemals den Kampf gegen den Militarismus, die Kolonial- und imperialistische Politik, gegen jede Art Ungerechtigkeit, Dienstbarkeit und Ausbeutung fortzusetzen und endlich sich energisch für die Vervollkommnung der sozialen Gesetzgebung zu verwenden, um der Arbeiterklasse die Erfüllung ihrer politischen und zivilisatorischen Mission zu ermöglichen.“

Entsprechend der formellen und dringenden Aufforderung des internationalen Kongresses ernannten die verschiedenen französischen sozialistischen Organisationen eine vereinigte Kommission, die den Auftrag erhielt, einen Plan zur Veröffentlichung feststehender Statuten auszuarbeiten.

Artikel 1 der Deklaration, der von allen vereinigten Organisationen angenommen und unterzeichnet wurde, ist so abgefasst:

Die sozialistische Partei ist eine Klassenpartei, die den Zweck verfolgt, die Produktions- und Tauschmittel zu verallgemeinern; das heisst die kapitalistische in eine kollektivistische oder kommunistische Sozietät umzuwandeln durch das Mittel der ökonomischen und politischen Organisation des Proletariats. Durch ihr Ziel, durch ihr Ideal, durch die Mittel, die die sozialistische Partei zur unmittelbaren Verwirklichung der für die Arbeiterklasse zu erringenden Reformen anwendet, ist sie nicht eine Reformpartei, sondern eine Partei des Klassenkampfes und der Revolution.

Das bedeutet: Auf dem internationalen Kongress von Amsterdam 1904 wird darüber verhandelt, ob die auf dem Pariser Kongress von 1900 vereinigten Sozialisten eine Reform- oder Revolutionspartei darstellten.

Was heisst nun aber eigentlich „patriotisch sein?“

Wenn Worte noch einen Sinn haben, bedeutet „patriotisch sein“ sein Vaterland lieben; nicht das ideale, sozialistische Vaterland, wie es alle Sozialisten im Kopfe und im Herzen tragen, sondern das gegenwärtige Vaterland. Die Führer der parlamentarischen Sozialisten lieben das Vaterland, wie es sich augenblicklich darstellt, trotz Fehler und Mängel; sie würden, falls man es angriffe, ihr Leben dafür hingeben.

Sie geben zu, dass der im Schoss jeden Landes herrschende, schreckliche Klassenkampf abscheulich ist, trotzdem sind sie bereit, dafür zu sterben, nicht im Kampf: Klasse gegen Klasse, sondern Seite an Seite mit feindlichen Klassen, gegen die verbundenen Klassen der benachbarten Länder, sind sie bereit, ihren Führern auf das Schlachtfeld zu folgen.

Sie sind Internationalisten, aber sobald die deutsche Regierung Frankreich, oder umgekehrt die französische Deutschland angreift, fahren sich deutsche und französische Proletarier an die Gurgel, um ihr respektives Vaterland zu verteidigen.

Nach dem Schluss eines internationalen Kongresses, auf dem die sozialistische Partei

sich zu Internationalismus und Klassenkampf bekannt hat, würden sich trotzdem französische Kapitalisten und Proletarier gemeinschaftlich auf die deutschen Heere, die gleichfalls aus Kapitalisten und Proletariern zusammengesetzt sind, stürzen.

Bebel auf der einen Seite, Jaurès auf der anderen, jeder mit einer Flinte sterbend, der eine für das deutsche, der andere für das französische Vaterland!

Seht, wie wunderschön der Internationalismus der patriotischen Sozialisten beschaffen ist.

Es gehört in Wahrheit ein gewandter Redekünstler dazu, das Unvereinbare zu verbinden; Internationalismus und Patriotismus; Klassenkampf und die Vereinigung der Klassen zu einem gemeinsamen Vaterland.

Wenn diese Theorie nur an einem logischen Fehler krankte — theoretische und gelehrte Diskussionen verhindern nicht immer gemeinsames Handeln — könnte man darüber schweigen.

Unglücklicherweise ist sie gerade sehr gefährlich für die Praxis.

Deutsche und französische Sozialisten sagen:

Wir werden unser Vaterland verteidigen, wenn man es angreift, ohne jemals gewagt zu haben, sich darüber klar zu werden: werden wir uns dazu hergeben, wenn es selbst angreift? Statt ehrlich zu sagen, wir werden auf alle Fälle verteidigen, auch wenn es selbst der Angreifer ist, versteckt man sich hinter: „wenn man es angreift“.

Und warum?

Weil es fast unmöglich ist, im Augenblick eines ausbrechenden Konfliktes den Angreifer mit Bestimmtheit zu erkennen und festzustellen.

Im Jahre 1870 erklärte die französische Regierung den Krieg; wenn es aber wahr ist, dass Bismarck, wie er sich gerühmt hat, den Wortlaut der berüchtigten Emser Depesche entstellt hat, muss man zugeben, dass die deutsche Regierung zur Hälfte wenigstens die Verantwortlichkeit für die Kriegserklärung mitträgt.

In dem englischen Burenkriege fingen die Buren an, aber wer hatte ihn in Wirklichkeit unvermeidlich gemacht? Die Buren oder die Engländer?

In dem russisch-japanischen Kriege eröffneten die Japaner die Feindseligkeiten, aber verdienten die Russen darum weniger die Bezeichnung „Angreifer“?

Wenn die japanische Regierung morgen oder in zehn Jahren, um sich für das treulose Verhalten, das der russischen Flotte die französischen Häfen von Madagaskar und l'Indo-Chine überliess, zu rächen, die Kapitalisten und ihre Soldaten aus Tonkin herauswirft, wen darf man mit gutem Recht als Angreifer bezeichnen?

Man sagt, dass man sein Vaterland im Angriffsfall verteidigen würde. Man überlässt es der kapitalistischen Presse beider Länder, den Fall festzustellen. Die französische Presse wird sich bemühen, der patriotisch gebliebenen Masse des französischen Volkes zu beweisen, dass die

Deutschen angefangen haben; während die deutsche Presse sich beeilen wird, der patriotisch gebliebenen Volksmasse klar zu machen, dass die Franzosen einzig und allein im Unrecht sind.

Ohne zu bedenken, dass die Regierung, welche den Krieg wünscht, noch in letzter Stunde mit Hilfe des Telegraphen den Glauben, dass sie angegriffen sei, durch die lügenhafte Behauptung, ein feindliches Korps habe die die Grenze überschritten, zu erwecken vermag.

„Die Grenzen“, sagt mit Recht einer unserer Gegner, „sind Brutstätten für Vorwände. Mit einem Wildmeister, einem behängten Pfahl und zwei Strolchen setzt jede entschlossene Regierung einen Krieg durch.“

Wenn die Sozialisten ferner ihre zweideutige Haltung beibehalten, besitzen sie kein Mittel, einen Krieg zu verhindern.

Glossen

Die Fried... Friedensfreunde

stellen periodisch neue „friedensrechtliche Fortschritte“ fest. Dass diese Papierkalkulationen nicht imstande sind, irgendwie ernsthaft die Gefahr des Militarismus zu beseitigen, beweisen die Vorgänge auf der Weltbühne tagtäglich. Aber die Fried... Friedenswärter sind bescheiden. Wenn ihrem platonischen Geschwätz, das keine Regierung stört und das deshalb auch von allen Kriegsherren gutnützig belächelt wird, wenn dem platonischen Geschwätz nur kein Widerstand begegnet, dann sind die „Zwischenstaatler“ glücklich. Ein anderer Sportverein, der seine Mitglieder rudern, radeln, rodeln, turnen oder kegeln lässt, wirkt mindestens gesundheitsfördernd; das Salongeschmuss der Suttnerherrschaften jedoch ist nicht nur lächerlich banal, es verekelt auch ernsten Antimilitaristen die Arbeit. Man muss es gehört haben, wenn Frau von Suttner beim Anblick einer Kompagnie Soldaten flötet: „Zu denken, dass diese blühenden Menschen . . .“ um die Süßlichkeit monatelang im Halse zu verspüren. Nein, diese Friedfertigen sind nicht harmlos zu betrachten: sie kompromittieren die wichtigste Kulturbewegung!

Die Aphorismen „vor“ Karl Kraus

waren selbstverständlich Aphorismen von Lichtenberg. Die Wiedergabe bewies Seltsames: Das „Vor“ wurde als Druckfehler hingenommen — doch die Tiefe der Gedanken stimmte die Kraus-Jünger nachdenklich. Die Absicht, den Imitator durch das Original zu erledigen, indem das Original als Imitator vorgeführt ward, gelang. Fürderhin werden die Fackelleser bei jedem guten Aphorismus, der ihnen von Karl Kraus serviert wird, an eine Mystifikation denken.

Für die Jesuiten

In der Nummer 16 veröffentlichte ich historische Betrachtungen von — Ferdinand Kürnberger. Leser, die immer noch nicht begreifen wollen, dass die Aktion kein „Richtungsblatt“ ist, haben die Tendenz der Publikation gelobt, haben mir für die „Aufklärung über den verderblichen Charakter der Jesuitenmoral“ gedankt. Ich muss diese Enthusiasten enttäuschen; die Absichten, die man mir zuschreibt, sind nicht vorhanden. Nichts lag mir ferner, als etwa den Antijesuiten helfend beizuspringen — wie ich, wenn ich Lieblichkeiten des „B. T.“ aufspiesse, nicht für Bruhn tätig bin. Ich kann durchaus nicht finden, dass moralische Wertunterschiede bestehen zwischen Antisemitismus und Antijesuitismus. Ich weiss, welche „Gefahren“ die Erneuerung der jesuitischen Macht darstellt. Ich kenne den „völkermordenden und völkerverhetzenden Charakter der Jesuitenmoral“ wohl auch so gut, wie unsere Ritter von der Presse ihn kennen. Aber ich begreife die Agitation nicht, die (auch von sogenannten Liberalen) betrieben wird, um das Ausnahmegesetz gegen die Jesuiten zu stützen. Ich bin natürlich für die Zulassung der Jesuiten. Ich finde das Verhalten unserer liberalen Politiker in dieser Frage erbärmlich reaktionär und unsäglich feige! Was droht denn dem Volke von den Jesuiten? Nicht Schlimmeres, als wir ohnehin durch die Gewalt der Kirche erleiden. Ich bin für die Jesuiten. Einem Ausnahmegesetz kann ein anständiger Mensch nur zustimmen, wenn es gegen die Presstyranen gerichtet ist. Man befreie uns von der Presse und gebe uns die Jesuiten.

F. Pfem.

Seufzer

O Jesu, wollest Du Dich uns'rer erbarmen!
Denn in Rostock sofften wir wie die Ortsarmen,
Und in der Bahnhöfe blauer Stille
Erhoben wir unser furchtbares Schafsgebrülle.

Mitternacht kam; und die Nachtwächter be-
gannen zu lärmern,
Die Cascaden des Schnapses brausten in unseren
Därmen,
Aber die Tonne des Mondes lag auf den Wol-
ken schwer,
Und die Sterne sassen herum, wie die Türken
am Meer.

Betet für uns ein Ave Maria! Denn wir
Flogen im Bogen vorbei an der Bahnhofstür.
Und an unseren Nasen nagten die Gossenratten
Bis in den Mittag hinein bei 38 Grad Celsius
im Schatten,

Georg Heym.

Baudelaire

Von Otto Pick

In seinen Briefen (die als Ergänzungsband der Gesamtausgabe seiner Prosaschriften bei J. C. C. Bruns in Minden erschienen sind) berichtet Baudelaire seinem verehrten Freunde Flaubert einmal den Ausspruch des Schriftstellers Saudeau: „Schreibt denn Herr Baudelaire auch Prosa?“ — Gewiss, die „Blumen des Bösen“ sind Baudelaires Meisterwerk; aber es gilt zu erweisen, dass dieser Lyriker zugleich ein Meister der Prosa, glänzender Novellist und einer der heftigsten Grübler über das Wesen und die Form der künstlerischen Darstellung war.

Wer in den erschütternden Briefen des Dichters die Geschichte seines ewigen Kampfes mit der Geld- und Lebensnot gelesen hat, wird begreifen, warum Baudelaire — ausser den „Blumen des Bösen,“ die mehr als eine Gedichtsammlung: eine abgeschlossene Dichtung, ein Programm und dessen erschöpfendste Erfüllung sind, — keine Bücher geschrieben hat. Ihm fehlte die Ruhe, die Sammlung, er vermochte nur zwischen zwei Erschlaffungskrisen sich zu einem ästhetischen Essay aufzuraffen oder einige Gedichte in Prosa zu dichten . . . und von den Romanen und Dramen, die er plante, sind nur Ueberschriften zu Papier gebracht worden. Dazu kommt die zermalmende Wirkung, welche Edgar Allan Poe's Kunst auf Baudelaire ausübte. Wie oft entdeckte er in den Werken seines Meisters Novellen und Gedichte, die er selbst seit Jahren zu schreiben geplant hatte. Tatsache ist, dass er nach seiner ausgezeichneten Poe-Uebersetzung wenig Eigenes mehr geschaffen, sondern sich immer wieder mit den Problemen der Aesthetik und des künstlerischen Schaffens beschäftigt hat. Das letzte Werk, das er geplant hat, waren die bissigen Aufzeichnungen über Belgien, dieses Land, das ihm statt der ersehnten Wiederherstellung seines dichterischen Ruhmes und der Regelung seiner Vermögensverhältnisse nur Enttäuschungen, Hohn und dummes Missverständnis entgegenbrachte.

Gautier nannte ihn einen „dandy égaré dans la littérature.“ In der Tat, Baudelaire war nicht der „Dichter“ im geläufigen Sinne, er war ein „Literat“ in des Wortes bester, fast verkannter Bedeutung: Einer, dem die Kunst alles war, der beständig Eindrücke sammelte, Notizen machte, der nicht belehren, sondern die Schönheit der Kunst verkünden wollte. Der Literat Samuel Cramer, der Held von Baudelaires Novelle „Die Fanfarlo“ ist in jeder Hinsicht das Ebenbild des Dichters, nur durch die leicht verzerrende Brille zärtlicher Ironie gesehen. Wenn er von ihm sagt: „Gern hätte er den Himmel und die Bäume noch übertüncht, und hätte Gott ihm seinen Schöpfungsplan vertraut, er würde ihn vielleicht verpfuscht haben . . .“ so entspricht das vollkommen den ästhetischen Anschauungen des Dichters, der in seinem ganzen Schaffen keine einzige „Naturschilderung“ im üblichen Sinne bringt, ausgenommen viel-

leicht die zauberhafte Wiedergabe einer Landschaft an einem Sommertage vor der Stadt, in dem herrlichen Prosagedicht „der Schiessplatz und der Friedhof.“ Aber selbst hier spricht er von Blumen, „die von der Nährkraft der Verwesung strotzen.“ Er liebte die seltsamen Düfte, den Geruch der Katzen, die Schminke auf Dirnenwangen, er liebte den Traum und die Schauer der Todesgedanken. Das Weib hat er nie geliebt. Die beiden Frauen, die sein Leben beherrschten, Jeanne Duval, die braune Dirne und Madame Sabatier, der weisse Engel seiner zartesten Gedichte, waren ihm stets etwas anderes als Weib an sich. In Jeanne, der Geissel seines Lebens, liebte er die Erinnerung an die wunderbaren Reize der tropischen Länder, er brauchte nur den Duft ihres Haares einzusatmen, um Landschaften von exotischer Pracht erstehen zu lassen. Madame Sabatier war das Idealbild seiner keuschen Träume, die Freundin im Geiste, der Engel, dem er es nur schwer verzeihen konnte, dass er ihn an irdische Sinnenlust erinnert hatte. So musste er eigentlich einsam durch sein schweres Leben gehen, festgekettet an ein vampirhaftes Weib, das ihn nicht verstehen konnte, im Glauben an die himmlische Reinheit der andern bitter enttäuscht, ohne die glückliche Fähigkeit auf jedes Weib die idealen Züge der Einzigen zu übertragen und in jeder immer wieder die Verlorene anzubeten — wie sein unglücklicher Freund Nerval, der unstete Träumer, dem die entschwundene Adrienne zur Göttin seines erdabgewandten Daseins geworden war.

Baudelaire starb als Sechsvierzigjähriger, die wichtigsten seiner Prosaschriften liegen nun in deutscher, sorgfältiger Uebersetzung vor: Zwei Novellen, die Dichtungen in Prosa, die „künstlichen Paradiese,“ diese oft missverständene Schrift, die nicht den Opiumgenuss preist, sondern davor warnt, die „Aesthetik der Malerei und der bildenden Kunst,“ und die Aufsätze über Richard Wagner, Poe, Flauberts „Madame Bovary“ und Victor Hugo. — Das Resultat eines aufreibenden Lebens voll wechselnder Schaffenslust, krankhafter Hemmungen, Verzweiflung und gewaltsamer Anstrengungen: regelmässig zu schaffen, fleissig zu sein, wie Flaubert und originell wie Poe.

Gleich Flaubert träumte er „das Wunder einer poetischen Prosa, die musikalisch wäre ohne Reim und Rhythmus.“ Und er erreichte sein Ziel in den wunderbaren „Dichtungen in Prosa,“ in welchen er uns durch die Welt seiner Träume und Sehnsucht führt, gleichzeitig aber an den Abgründen der Triebe vorbei, dann wieder an die Orte der Elends und des Prunkes: in die Strassen der Welt Paris.

In den ästhetischen Aufsätzen offenbart sich eine Kunstanschauung, die charakteristisch für Baudelaires Schaffen ist. Er ist der grimmigste Feind des Lehrhaften in der Poesie, er verachtet das, was man den „Fortschritt“ zu nennen pflegt, er schilt die Naturalisten, diese Kopisten der Natur. Getreu dem Ausspruch Robert

Schumanns: Die Aesthetik der einen Kunst ist die der andern; nur das Material ist verschieden, leitet er aus Wahrnehmungen an Werken der Malerei auch für Poesie geltende Regeln ab. Er verurteilt die — heute noch übliche — Spezialisierung der Kunstgebiete, spottet über die Landschafts-, Tier-, Miniaturmalerei und erinnert daran, dass ein echter Künstler alles zu schildern verstehen muss. Der Sinn der Poesie ist universell. Der Dichter muss fähig sein, „alles wiederzugeben, vom Sichtbaren bis zum Unsichtbaren, vom Himmel bis zur Hölle,“ ein Spezialist ist ein gewandter Handwerker, aber kein Künstler. Und Baudelaire widmet der Imagination, der „Königin der Fähigkeiten“ eines der schönsten Kapitel des Werkes. Der nicht erlernbare Fähigkeit, das Schöne zu erfassen und es zu schildern, nicht wie der und jener es sieht, sondern wie es geschildert werden muss, auf dass es seinen göttlichen Glanz bewahre.

Es ist interessant, wie mancher Satz, dessen paradoxe Ursprünglichkeit man an Oscar Wildes ästhetischen Grundsätzen bewundert, auf Baudelaires Abhandlungen zurückzuführen ist. Baudelaires Methode aber ist gründlicher, wissenschaftlicher als Wildes scharfgeschliffene Sentenzen. In seiner „Rede über die englische Kunst-Renaissance“ sagte Wilde: „Man sollte nie von einem moralischen oder unmoralischen Gedicht sprechen — Gedichte sind entweder gut oder schlecht geschrieben, weiter nichts.“ Dieser kategorische Satz hätte aber nie genügt, die vielen Missversther der „Blumen des Bösen“ zum Schweigen oder gar zur Anerkennung zu zwingen. — Der Dichter gilt heute noch vielen als unmoralisch, als Satanist und Prophet des Opiumrausches. Sie alle, die Missversther und die Gehässigen, mögen doch aus den Briefen des Dichters sein Leben erkennen, sein Dasein als edler, gütiger, ringender Mensch, dem nichts Menschliches fremd geblieben ist. Sie werden erfahren, wie innig dieser „unmoralische“ Dichter seine Mutter geliebt hat, wie er in Sehnsucht nach dem Schönen, dem wahren Guten lebte. In seinem Tagebuch „Mon coeur mis à nu“ werden sie das Meer seiner guten Vorsätze und innigen Gebete auf und ab wogen sehen und erkennen, dass Baudelaire einer der unglücklichsten und grössten Dichter des vorigen Jahrhunderts gewesen ist.

Zwei Gedichte

Feuchtwarmer Abend

Der schönste Tag geht einmal doch zu Ende
Und hinterlässt im Raume keine Spuren;
Schon löschen schleierhafte Nebelhände
Des Tages scharfgezeichnete Konturen.

Der Abend hat mit laulichwarmem Wehen
Gefühle in den Menschen ausgelöst;
Nur einen Oberlehrer sieht man sich ergehen
Am Strande, der der Nacht entgegendöst.

Konstanz.

Willy Küsters.

Die Jungfrauen

Wir fühlen unsre Füße kaum beim Schreiten
 Und wissen nicht, ob Dornen oder Blumen
 Den ahnungsvollen Weg bereiten.
 Oh, unsre Seelen fühlen sich wie hinter Gittern,
 Ein grelles Licht lässt unsern Leib erzittern,
 Der uns verwirrt in süsse Aengste bringt.
 Wir möchten sehrend weisse Lilien fassen
 Und brechen!? —
 Doch da geht ein jäh Erblassen
 Durch unsre Seelen, die wie Kinderstimmen leis
 im Schlafe sprechen.

Konstanz.

Willy Küsters.

Wedekind als Vorleser

Von Rudolf Kayser (München).

Dass der Darsteller Frank Wedekind vor dem Hintergrunde des eigenen Blutes seine Gestalten steil ihre Tänge agieren lässt, ihre Rhythmen und Bewegungen aus dem Glühen eines neuschöpferischen Erlebens leitet und mit jedem Wort auf die Verwirrung der Gefühle zu zielen droht: all das muss ein Publikum empören, das nach den Funktionen eines in seiner Farbe wenig wechselnden Tages mit neugierigen Gliedern die Schauspielhäuser betritt.

Wie mit Sünden dunkel beladen müssen ihm fieberische Phantasmen erscheinen, da sie ja als Realitäten die so wundervoll wirklichen, gemächlich sich dehnenden Daseinsformen guter Bürger sprengen müssten.

Dieses Publikum streckte auch in bleicher Angst die Hände gegen den Komödianten Jean Baptiste Poquelin, als er mit schäumendem Munde den Tartuff spielte, um dann auf der Szene sterbend umzusinken.

Der vorlesende Dichter wirkt (so hofft man) nicht so quälerisch, da er als Sprechender die Gestalten doch nicht aus seinem Ich und dessen einheitlicher Gefühlswirkung herausstellen kann, und wie den mystischen Abgrund des Wagnerischen Theaters zwischen einer imaginären Bühne und den Zuhörern den Illusionszwang setzt.

Frank Wedekind betritt das Podium. Der grauhaarige Kopf scheint unter drei Schicksalsreifen zu glühen: als eines Klerikers, Bonapartes und eines an innerer Auszehrung sterbenden Mimen. Aus seinen Blicken klingt ein Märtyrergestus, von blutstriemigen Armen getragen, während der schmale, festgeschlossene Mund als weiter Käfig eine Kette fiebernder Seelen birgt. Ein mokantes Lächeln verrät die Lust, sie auf weissen Segeln in die Welt zu treiben.

Glockenrein, knabenhell und wundervoll ertönt seine Stimme. Sie hüllt den sprechenden Körper in ein unsichtbar machendes Gewand und lässt dann langsam und glühend die bunten Menschen hervortreten: wie die Herolde auf dem Münchener Rathausturm bei den Gesängen

des Glockenspiels. Und nun umgleitet diese Stimme, wie aus buntgewirkten Teppichen aufsteigend, milde und tastend die wilden Ritter des Geistes und Herzens. So stellt der Dichter vorsichtig die Gestalten aus dem eigenen Erlebnis heraus. — Doch kaum sind sie auf wehen Füßen drei Schritte gegangen, so stürzt er ihnen nach. Panterhaft, in wildem Leuchten reißt er ein jedes Körperchen noch einmal an sich und füllt es bis in die letzten Ecken und Winkel so mit dem glühenden Metall seiner Stimme, dass es als erzener Kämpfer schwer und dunkel in das Leben zieht.

Drunten sitzt in schwarz umrahmten Hemdbrüsten und in dem falben Leuchten seidener Stoffe ein Parkett schlotternder Menschen.

So hörte ich die „Franziska.“

Ein Abend bei Dr. Kutscher. Um den jungen Universitätslehrer (der sich kühn mit den Augen eines schöpferischen Heute in Vergangenheit und Gegenwart umtut) sitzen seine Studierenden. Junge Leute, deren Kraft in ihrem Glauben liegt. Unter der zwangsfreien Leitung ihres Meisters tauchen sie kritisch (doch von keiner engen Poetik beschwert) in die vielfältigen Farben zeitgenössischer Dichtung. Mitten unter ihnen — und doch so abseitig: Wedekind. Neben ihm glänzt das trauersüsse Lächeln des prärafaelitisch anmutenden Gesichtes von Frau Tilly (das einst einen bleichen Sekundaner in dunkelste Verwirrung trieb)

Leiser und behutsamer gehen heute die Gespräche einher wie eines Touristen Schritte am Eingang des im Abend leuchtenden Tals. Bis ein leises Wort die verschüchterten Reden völlig zurücktreibt.

Mit stahlharten Zügen nimmt Wedekind die ihm gereichte Laute. Während die Hände die ersten Akkorde greifen, krampfen sich seine Augen seitlich in die Wand ein. So singt er von den Reizen der jungen Galathea und lässt mit den wilden Sprüngen Shakespearescher Lustspiele die Aventiuren einer mit einem Knebelbart gezierten Jungfrau, deren Hund aus Verzweiflung Rundreiseregisseur wurde aufsteigen.

Während das junge fröhliche Lachen ihn noch umkränzt, senken sich seine Blicke zurück in die atmenden Wirrnisse fremder und eigener Welten. In totenbleicher Maske, aus weiter Ferne kommend, stellt sich sein Abschiedsgruss vor uns auf.

Kurze Zeit bleiben wir noch im ängstlichen Schweigen beisammen.

Francis Jammes

Von Alfred Wolfenstein

Francis Jammes, das ist unter den Advokaten, Augenrollern, Protokollführern, Volksversammlern, Unsterblichen des lebenden Frankreich ein Dichter.

Seine Gedichte sind angefüllt mit ruhenden Gedanken, und ihre Form ist oft rührend un-

geschickt; so steht er dem parnassischen Dogma gegenüber vom schöneren Klang einer Form, die keinen Inhalt hat, — „lorsque la coupe est vide, elle en est plus sonore.“ —

Francis Jammes wohnt nicht in der Grossstadt, sondern auf dem Lande; und doch gehört sein Kopf zu uns. Er ist nicht wie Paris, aber wie der Sonnendunst über Paris, wie diese angehauchte Silberluft.

Fr a n z ö s i s c h e . . . U n k l a r h e i t i s t i n seinen Gedichten. Und eine zarte wartende Haltung.

Dieser Mann nimmt die Welt in seine Arme; aber er besitzt sie nicht, fühlt sie nur.

Dieser Dichter ist stolz und ein Mann und will das Leben . . . und kann doch sagen: „. . . Je, passe sur la route comme un âne chargé dont rient les enfants et qui baisse la tête. . . .“ Er ist fromm, französisch fromm.

Ich gebe hier die Uebertragung des Gedichtes

I l v a n e i g e r

In wenig Tagen wird es wohl schnei'n.
Ich denke ans Vorjahr, da sass ich trist
Beim Feuer. Und hätt' man gefragt: Was ist?
Erwidert hätte ich: Garnichts. Lasst mich sein.

Ich dachte sehr angestrengt nach, im vorigen
Jahr.
Ueber nichts. Ich sass im Winkel; hier wo ich
sitze.

Ich rauchte aus dieser Pfeife mit Ambraspitze.
Da draussen schwankte Schnee wie schweres
Haar.

Meine alte Kommode riecht i m m e r sehr
gut, nach Eichen.
Doch ich war verstimmt, weil die S a c h e n
sich nicht
Verändern, und weil unser wechselndes Herz
und Gesicht
Die Sachen verjagen will, welche wir kennen,
wie Leichen.

Weshalb denn denken wir? — Seltsam! —
Weshalb denn sprechen wir?
Die Tränen können nicht sprechen, die Küsse,
Und dennoch verstehen wir sie, und die Füsse
Des Freundes treten viel süsser als Worte zu mir.

Man hat die Gestirne benannt, und nicht
überlegt,
Dass die unsre Namen nicht brauchen. Die
Zahlen
Erweisen, wenn in den Himmel strahlen
Die schönen Kometen, doch haben sie keinen
bewegt.

Und schliesslich — heute — wohin denn
bist
Du, Traurigkeit vorigen Jahrs? — Kaum fällst
Du mir ein.
— Ich spräche: — Garnichts. Lasst mich sein!
Wenn einer hereinkäm und fragte: Was ist?

Der Schutzmansshelm als Mausefalle

Von Mynona

Was ein Kolibri ist, werden so ziemlich alle gebildeten, ungebildeten und halbgebildeten Vernunftsbesitzer wissen: ein schönes Vögelchen mit einem sehr langen graziösen Schwanz, der beim Fluge wie ein gefiederter bunter Blitz durch die Luft sirrt. Hä, wie gemein ist diese gezierte Ausdrucksweise! Aber wirklich, der Kolibri ist ein so allerliebste niedliches Tierchen, von der Natur so konfitürenmässig entzückend ausersonnen, dass alle Literatur ihm einfach übel nachhinkt — nein, die Literatur ist kein Kolibri; sie ist weit, weit eher eine Art Verbalinjurie, an der ganzen lieben Welt begangen. Unser Kolibri schillerte magisch in Grün, Blau und Purpur, war klein wie das Auge eines Wasserköpfchens, hiess Pilili, gehörte Herrn Heinrich Bröhle (vorm. Zweischurz & Schwabbe), war der Liebling von Jung und Alt. Ja, das war einmal eine reiche Familie! Können Sie sich vielleicht einen Kolibri halten, teure Mynona? Können Sie sich überhaupt etwas halten? — nicht einmal eine Zeitung. Bröhles hielten sich alles, alles, dass man irgend so hält: 54 Diener; 21½ Köche (1 Jungen!); 13 Hausmädchen; 5 Weisszeugnäherinnen; 8 Schuhputzer etc., etc., Zweischurz hatte schön spekuliert, Schwabbe brachte eigenes Geld hinzu; bis dann Bröhle auf den Gipfel der haute finance kraxelte. Oben befanden sich ausser Pilili noch Bröhle Mutter, Bella; seine Frau, Molla (Amalie); und acht Kinder von 5, 7, 7, 7, 9, 9, 9 und 22 Jahren; wie man bei sorgfältiger Lektüre zwischen den Zahlen liest, hatte Molla zweimal Drillinge gew — geboren. Die lebten nun alle in feierlicher Vergnügtheit auf einem Schloss: einen Teil des Parkes hatten sie überglassdacht und in einen tropischen Urwald verwandelt; und hier sirrte, wehte, schnellte, zuckte, duftete der Pilili von Baum zu Baum. Gott, so ein lieber Vogel! Und doch einen Feind hatte er im ältesten Bröhle, Odoard. Gordon, Chlodwig, Seibolt sowohl wie Hulda, Tolla, Tixa und Finette vergötterten das Tierchen, küssten es, umarmten es, befreiten es vom Ungeziefer, erzogen es, machten es zahm, rein, fromm, kinderlieb und bieder. „Pilili!“ riefen sie, und so wippte es schon herbei, strich ihnen leicht wie eine Puderquaste mit seinem Schwanz über ihre sieben Bröhlenäschen und pickte von Tixas Nase was just vorhanden war. So würden ohne Odoard Personen und Pilili ein Leben geführt haben, wie es im Paradies vor dem Sündenfall einfach en vogue gewesen ist. Gibt es denn gar kein Paradies ohne eine dauernde, drohende Katastrophe?

Zwischen Pilili und Odoard war von Anfang an eine Spannung. Das ist so zu erklären. Es gibt schamhaft verkrochene Seelen die beim Anblick im Erleben eines Feinsten, Leisesten,

Zartesten sofort gern trotzig tun, ja rüpelhaft werden. Sobald Odoard unsers Pilileins gewahrte, zuckte es schon nach einem Wurfgeschoss in seinen Fingern; hat er sich doch zum Entsetzen seiner Geschwister Tage lang trainiert, um den fliegenden Pilili mit einem Speichelspritzerchen zu treffen. Bella bekam Zustände, als sie es hörte; Molla warf sich längelang auf eine Causeuse und hauchte: „Oh, Wen oder Was gebiert man manches Mal mit Schmerzen?!“ Bröhle sen. hatte mit Odoard eine längere Unterredung, in deren Verlauf er ihm den Schlüssel zum Urwald abnahm. Odoard geriet in eine masslose Wut auf Pilili: dass ein solches . . . ! ein solches . . . ! ein solches „Tintenwisch-Aspirantchen,“ so ein „Zeppelin des Ungeziefers,“ „Riesenfloh mit Flügeln,“ „Luft-Aussatz,“ „Erbschleicher“ etc., etc. imstande war, einen Odoard Bröhle um den Genuss eines ganzen Urwaldes zu bringen. Racheschnaubend strich er durch den offenen Park. Also natürlich: Sommerluft, impertinent blauer Himmel mit einem Aroma Abend, Baumrauschen, phlegmatisches Rasengrün, Vogelsingen, Vogelsingen — der ganze faule Naturzauber, unerträglich harm — und ahnungslos, unmenschlich gleichgiltig. Aber wenn Gedanken töten könnten, wäre der Pilili bereits in Fäulnis übergegangen. Der Gedanke, die Theorie ist leider lahm ohne die Praxis, der sehende Lahme leitet den pelenken Blinden.

Odoards Rachedanke wurde folgendermassen praktisch. Er piff dem Kater Mucki und beide begaben sich auf die Mäusejagd in den Pferdestall. Dort stand ein Reitbursche in munterem Gespräch mit einem Schutzmann, der nicht interessanter aussah als die meisten Schutzleute. Seinen Helm hatte er abgenommen, an einen Haken getan, stand seelenruhig barhäuptig da und plauderte allerliebste — von einem blossen Schutzmann gewiss alles Mögliche!! Aber was geschah? Etwas, das kein Schutzmann philosophisch hinnimmt: Mucki stöberte eine Maus auf, und die gehetzte, geängstigte Maus fuhr hoch und in den Helm hinein, der Helm fiel vom Haken, kollerte würdelos hin und her und überdeckte die etwas unbedenkliche Maus, die, sowie sie darunter zu entwischen versuchte, sofort von Mucki zurückgeschreit wurde. Odoard, Schutzmann und Bursche standen 2 Sekunden starr vor Ueberraschung, dann schrie der Schutzmann wütend auf: uniformierte Beamte verbinden religiöse Assoziationen mit ihren Kleidungsstücken, empfinden leicht ihre anderweitige Verwendung als Profanation. So wenig man den Säbel eines Soldaten als Radier- oder Rasiermesser gebrauchen darf, so wenig ist der Schutzmannshelm ein buen retiro für Nagetiere. Im lebhaftem Gefühl dieses Axioms wollte der Bursche gleich zuspringen um dem Helm zu Hilfe zu kommen; und der Schutzmann erhob schon den Schuhabsatz in entschieden mauserreterischer Absicht — aber Odoard sagte wie die angebliche Jungfrau v. O.:

„Mein ist der Helm und mir gehört er zu.“

„Sie werden,“ sagte er zum Schutzmann, „doch keinen Helm mehr aufsetzen, den eine Maus jedenfalls schon verunsäubert hat! Hier sind 60 Mark, nehmen Sie einen neuen.“ Der Schutzmann errötete bescheiden und kommt in dieser Geschichte gar nicht mehr vor. Desto mehr dagegen sein Helm.

Der Bursche musste ein Stück Pferdedecke unter dem Helm wegschieben und fest herumschnüren, so dass die Maus im Helm gefangen war; eine Arbeit, bei der ihm Mucki die Finger arg zerkratzte. Nun muss man wissen, dass selbstverständlich Katzen und Mäuse vom Aufenthalt im Urwald ausgeschlossen waren. Odoardo hatte vorgehabt, ein Mäuslein dort hineinzupraktizieren, um so der Katze eine Gelegenheit zu verschaffen — denn war erst der Kater zum Urwaldtier geworden, dann war eine gewisse zärtliche Verständigung zwischen ihm und Pilili nur noch eine Frage der kürzesten Zeit. Mucki, der mit der lebhaftesten Verständnisinnigkeit um Odoards rasch dahinschreitende Füsse schlich, schielte schlau nach dem Helm, den dieser mit der Spitze nach unten in seinen Mörderhänden trug. Alles war im besten Gange, da — es mochte das um den Helm gewickelte Tuch schadhafte gewesen sein? — entschlüpfte hurtig die Maus, der Kater hinterdrein; Odoard stiess einen Fluch aus, warf den Helm zur Erde und zerknackte ihn mit einem Fusstritt. Er schlenderte durch den Park, den Helm vor sich her stossend, mit ungeheuerlich antipilileken Gedanken. Es ist eine melancholische Sache um einen zerbeulten Schutzmannshelm! Ueberhaupt malträtierte Uniformstücke verstehen es, auf eine so intensive Weise zum Himmel zu schreien, dass Kain, wäre Abel uniformiert gewesen, den Tod lieber nicht erfunden haben würde. Odoardo, in seinen über Vogelmord brütenden Gedanken, hatte gar nicht bemerkt, dass seine Helmschändung beobachtet worden war und zwar fataler Weise just von seinem Vater selbst. Wie sollte sich dieser gute Mann, der ans kaufmännische Kombinieren gewöhnt war, das wunderliche Benehmen Odoards erklären? Eines Sohnes Zorn, an Schutzmannshelmen ausgelassen, wirkt nicht immer beruhigend auf einen wohlmeinenden Vater. Bröhle sen. kombinierte: „Hat was ausfressen wollen. Schutzmann in Nähe ihn gesehen. Schutzmann ihn notieren wollen. Er Schutzmann Helm vom Kopf gehauen. Schutzmann ausser sich! Verfolgung. Er mit Helm im Vorsprung. Hier sich an Helm brutal betätigt. Heillos dummer Junge! Unseliger Vater! Muss einschreiten. Muss verhüten, vermitteln. Sonst Unheil.“

Und richtig, in der Ferne sah er auch schon einen barhäuptigen Schutzmann auftauchen, den selben, der in dieser Geschichte nicht mehr vorkommt. Bröhle sen. rannte ihm spornstreichs nach — aber bevor er ihn noch eingeholt hatte, zwang ihn ein abenteuerlicherer Vorfall inne zu halten und umzukehren; auch Bröhle jun. horchte auf: es erscholl vom Ur-

wald her ein einziger Notschrei aus vielen Familienkehlen.

Ach, was ist der Mensch! Wie oft misslingen die besten Absichten, so nahe sie schon der Erfüllung schienen; dagegen böse Pläne mühelos zuletzt gelingen, so dicht sie bereits am Scheitern waren.

Die Maus, dem Schutzmansshelm entronnen, schlug sofort den Weg nach den Urwald ein, wo selbst sie ein Familienidyll vorfand, gegen das die gesamte Gartenlaubherrlichkeit sich geradezu dämonisch und dekadent ausgenommen hätte. Sie lagen in Hängematten. Kein störender Hauch. Der Pilili säuselte um sie her, über sie hin. Die Maus schnellte drauf los, erschrak, wollte zurück — aber fauchend fuhr der Kater auf sie los, er hatte sich durchgequetscht, er biss sie, spielte mit ihr. Die Hängematten pendelten wild, nach allen Gesetzen Galiläis. Der Kolibri drückte sich mit ziemlich ungesitteten Anzeichen der Angst regungslos gegen einen Baumstamm. Der Kater — ihn sehen, anspringen, fassen, zerfetzen, dass die sanften langen Federn die Familie überwirbelten, das war Eins. Die recht unorganen Leichen von Maus und Kolibri in der Schnauze wollte Mucki das Weite suchen; allein durch den grässlichen Aufschrei der Familienmitglieder herbeibeschworen, erschienen jetzt Vater mit Sohn. Welche Pantomime! Welche stumme Szene! Hier versagen alle Ausdrucksmittel der Poesie! Es hagelte nur so von Stöhnern, Ohnmachten, Pathetik, Resignation. Lassen wir die Familie, lassen wir den ergriffenen Vater: uns interessiert allein der Seelenaufbruch Odoards. Odoard griff mit der einen Hand nach Mucki, mit der anderen nach Pilili. Er verschwand aus den Urwald in die Tiefen des Parks. Dasselbst erwürgte er sofort den Kater mit grösster Sorgfalt. Uebrigens lernt man daraus leicht erkennen, dass die Ueberlegenheit des Katers über Pilili unecht war. Und überhaupt siegte Pilili auf der ganzen Linie mit erstaunlicher Konsequenz. Odoard verfiel in heillosem Trübsinn. Man fand ihn, wie er die kleine Leiche mit seinen Tränen marinierte. Ihm war gar nicht mehr aufzuhelfen. Den Pilili, den alle liebten, hatte Odoard mit jener überschraubten Liebe geliebt, welche ihren Gegenstand quälen muss. Diese Liebe hatte sich auf ein Seelchen geworfen, das viel zu fein, zu leicht, zu leicht zerstörbar war. Daraus folgte einer der Hauptsätze aus der gesamten Hygiene für Liebende: liebt, bitte, dauerhaft und Dauerhaftes! Grosse Trauer kann sonst auch schwer reiche Familien befallen. Liebt niemals einen Kolibri! Das schützt euch vor Melancholie.

Literarische Neuerscheinungen

CHINESISCHE GEISTER- UND LIEBESGESCHICHTEN (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). In Seide geb. M 650.

Diese Geschichten sind aus einer Sammlung des 17. Jahrhunderts übertragen, gehen aber zumeist auf ältere Ueberlieferungen zurück. Sie erzählen fast durchweg von der Liebe zwischen Geistern und Menschen. Aber die Art, wie sie davon erzählen, hat nichts gemein mit den Gespenstergeschichten des Abendlandes. Kein Grauen, keine Unheimlichkeit; der Liebesverkehr der Geister wird in einer köstlich unbefangenen Weise wie etwas Natürliches und Selbstverständliches geschildert. Es sind Vogelgeister, Blumengeister darunter; und es geht ein tiefes Gefühl der Einheit alles Seins durch die Erzählungen, in denen sie sich den Menschenkindern vermählen. Nicht allein das, was wir das Lebendige nennen, ist hier den Menschen nah und ihrer Liebe geöffnet; es gibt nichts, was nicht dem Liebenden lebendig würde. Er tritt in ein Wandbild ein und umarmt ein darauf gemaltes Mädchen; er verliebt sich in einen Traum — und der Traum ist Wahrheit. Und wie die Grenzen der Gattung verschwinden, so schmelzen Raum und Zeit vor der allgewaltigen Liebe zusammen. Ein Geist geht in einen neuen Körper ein und wird darin erkannt und neu geliebt; ein anderer steigt von den Sternen nieder, um Liebe zu erfahren. Das alles aber wird nicht wie ein Wunder erzählt; ohne Staunen und ohne Ueberschwang berichten die Erzählungen ihre Vorgänge und wollen nichts verschweigen. Die entzückende Naivität dieses Berichts, die schlichte, kristallklare Darstellung der Wesen und ihrer seltsamen Beziehungen zueinander setzen diese Geschichten neben die schönsten Novellen der Welt.

Zeitschriftenschau

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nr. 23 enthält: Alfred Kerr: Die Flugspende; Otto Loerke: Von einem Berliner Kirchhof; Max Pechstein: Was ist mit dem Picasso? Werthauer: Zu Hilfe u. a. 50 Pf. kostet das Heft.

SOZIALISTISCHE MONATSFEPTE. Herausgeb. Dr. J. Bloch. Das 8. Heft enthält; Dr. Quessel: Zerstörung der linken Mehrheit? Johannes Schlaf: Die Lebendigen; Dr. Hausenstein: Vorfragen der Aesthetik; Lisbeth Stern: Bildende Kunst; Kaspar Schmidt: Wahlabkommen in Bayern u. a. Preis 50 Pf.

DER LOSE VOGEL. Eine Monatschrift, herausgegeben von Franz Blei. (Demeter Verlag, Leipzig.) Die Nr. 3 dieser von Ludwig Rubiner in der »Aktion« gewürdigten Zeitschrift ist erschienen. Inhalt: Statisten und Männer; Mendelsohn und die Musik von heute; Mahnung; Paradoxe des Gemeinplatzes u. a. Das Heft ist zum Preise von M 1.— beim Buchhändler zu haben.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der »Aktion«

JAKOB SCHAFFNER: Die Irrfahrten des Jonathan Bregger. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. M 1.—.

IRENE FORBES-MOSSE: Der kleine Tod. Novellen. (Ebenda.) Geh. M 3.—, geb. M 4.—.

WILHELM MICHEL: Friedrich Hölderlin. (Verlag Piper & Co., München.)

WILHELM WEIGAND: Stendhal, Balzac. Zwei Essays. (Insel-Verlag, Leipzig.)

CHODERLOS DE LACLOS. Gefährliche Liebschaften. (Hyperion-Verlag Hans v. Weber, München.) Zwei Bde. M 20.—.

Die nächste Nummer enthält: Alfred Kerrs Politik. Von Ludwig Rubiner und F. P.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Was ist zu tun? / Kurt Reber: Das liebe „Gute“ / R. Reitzel: Das Sterben / Frána Srámek: Ada, Minka, Marta / Arnold Zweig: Tragoedia adriaca / Willy Küsters: Der Pöhn / Rudolf Kayser: Theater / Maxim Gorki: Die Uhr / Literarische Neuerscheinungen / Zeitschriftenschau / Vornotizen.

DIE WERKE FRANK WEDEKINDS

DIE JUNGE WELT

KOMÖDIE IN DREI AUFZÜGEN. 2. AUFL. - GEH. 2 M / OB. 3 M

FRÜHLINGS ERWACHEN

EINE KINDERTRAGÖDIE. 23. U. 24. AUFL. - GEH. 2 M / OB. 3 M

DER LIEBESTRANK

SCHWANK IN DREI AUFZÜGEN. 2. AUFL. - GEH. 2 M, OB. 3 M

ERDGEIST (LULU I. TEIL)

EINE TRAGÖDIE. 7. AUFL. - GEH. 2.50 M / OEB. 3.50 M

DIE VIER JAHRESZEITEN

GEDICHTE. 4. AUFL. - GEHEFTET 3. M / OEBD. 4 M

FEUERWERK

ERZÄHLUNGEN. 3. AUFL. - GEHEFT. 3. M / OEBD. 4 M
VIERTE VERMEHRTE UND VERBESSERTE AUFLAGE.
MIT EINER EINLEITUNG ÜBER EROTIK. GEH. 3 M / OB. 4 M

DER KAMMERSÄNGER

DREI SZENEN. 4. AUFL. - GEH. 1.50 M / OEBD. 2.50 M

DER MARQUIS VON KEITH

SCHAUSPIEL IN FÜNF AUFZÜGEN. 2. AUFL. - GEH. 2.50 M
GEBUNDEN 3.50 M

DIE BÜCHSE DER PANDORA

(LULU II. TEIL)

TRAGÖDIE IN DREI AUFZÜGEN. — NEU BEARBEITET
UND MIT EINEM VORWORT VERSEHEN. 5. UND 6. AUFL.
GEH. 3 M / OEBD. 4 M. SIEBTE AUFL. BÜHNENAUSG.
MIT EINEM PROL. GEH. 2 M / OEB. 3 M

SO IST DAS LEBEN

SCHAUSPIEL IN FÜNF AKTEN. 2. AUFL. - GEH. 2 M
GEBUNDEN 3 M

KARL HETMANN, DER ZWERGRIESE

(HIDALLA). FÜNFTE AUFLAGE. GEH. 2 M / OEBD. 3 M

TOD UND TEUFEL

DREI SZENEN. 3. UND 4. AUFL. - GEH. 1.50 M / OEB. 2.50 M

MUSIK

SITTENBILDER IN VIER BILDERN. 4. AUFL. - GEH. 2 M
GEBUNDEN 3 M

DIE ZENSUR

THEODIZEE IN EINEM AKT. GEH. 2.20 M / OEB. 3.20 M

OAHA

SCHAUSPIEL IN FÜNF AUFZÜG. 2. AUFL. - GEH. 3 M
GEBUNDEN 4 M

SCHAUSPIELKUNST

EIN GLOSSARIUM. GEHEFTET 1 M

IN ALLEN SÄTTELN GERECHT

KOMÖDIE IN EINEM AUFZUG. GEH. 1.50 M / OEB. 2.50 M

MIT ALLEN HUNDEN GEHETZT

SCHAUSPIEL IN EINEM AUFZUG. GEH. 1.50 M / OEB. 2.50 M

IN ALLEN WASSERN GEWASCHEN

TRAGÖDIE IN EINEM AUFZUG. GEH. 1.50 M, OEB. 2.50 M

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR UND KUNST

Jahrgang 1912 Herausgegeben von Franz Pfemfert Nummer 19

INHALT

Charles Péguy	Republikanisches Heldentum
Victor Noack	Wohnung und Sittlichkeit
Ernst Stadler	Trübe Stunde; Entsöhnung
Willi Nowak	Die „Brücke“ nach Bimini
Ernst Blass	Strand
Paul Orenz	Die vielgeliebte Eva
Arthur Silbergleit	Das Bild
Willy Küsters	Büffeln am Katermontag
Ernst Balke	Gedicht
Die AKTION und Professor Gurlitt — Fritze Stahl — Falsch adressiert — Der sozialdemokratische Dr. Gradnauer — Literarische Neuerscheinungen	

Heft 20 Pfg.

VERLAG DER ZEITSCHRIFT DIE AKTION BERLIN-WILMERSDORF

Wenn
Sie krank sind, gehen Sie
zum Arzt.

Wenn
Sie klagen wollen, gehen Sie
zum Rechtsanwalt.

Warum
wenden Sie sich nicht an
einen Reklame-Anwalt
wenn Sie Reklame machen
wollen.

?

Jch
übernehme Ausarbeitung
und Vergebung Ihrer
Annoncen-Druckfächer

W^m Baron-Verlag
Berlin W-15
Meineckestr. 7 · Tel: Chbg. 9861

Inseratenannahme der Aktion

hen von Hougomont endete. Uebrigens hat sie geendet wie jeder politische Handel endet, mit einer Art von Kompromiss, einer schlecht repartierten Besteuerung der beiden anwesenden Parteien.

Diese Wahlen sind jämmerlich. Aber das Heldentum und die Heiligkeit, durch die, kraft derer man zu diesen jämmerlichen Erfolgen gekommen ist, sind das Grösste, das Heiligste, was auf der Welt besteht. Es gibt nichts Herrlicheres. Ihr haltet uns den heutigen Verfall dieser Erfolge, unserer Erfolge, vor. Schaut euch selber an. Schaut eure eigenen Erfolge an. Ihr sprecht nur immer vom Verfall der Republik. Ist nicht der Verfall der Mystik zur Politik ein allgemeines Gesetz?

Ihr redet vom republikanischen Verfall, das heisst genau gesprochen, vom Verfall der republikanischen Mystik zu einer republikanischen Politik. Gab es nicht, gibt es nicht andere Arten des Verfalls? Alles beginnt in Mystik und endet in Politik. Alles beginnt in der Mystik, in einer bestimmten Mystik, in seiner (besonderen) Mystik, und alles endet in Politik. Die Frage, die entscheidende Frage, ist nicht — es ist wichtig, es ist von Belang —, aber das Entscheidende, das, worauf es ankommt, ist nicht, ob diese Politik über die und die andere siege, und wer am Schluss über alle Politiken siegen werde. Das Wichtige, das, worauf es ankommt, das Wesentliche, ist, dass in jeder Ordnung der Dinge, in jedem System die Mystik nicht verschlungen werde von der Politik, der sie zum Leben verholfen hat.

Das Wesentliche, das Entscheidende, das, worauf es ankommt, ist nicht, dass die oder jene Politik triumphiere, sondern dass in jeder Ordnung die Dinge, in jedem System die Mystik nicht verschlungen werde von der Politik, die aus ihr hervorgegangen ist.

(Berechtigte Uebertragung von Ernst Stadler, Brüssel)

Wohnung und Sittlichkeit

Von Victor Noack

I.

Wohnung und Sittlichkeit stehen in engstem Abhängigkeitsverhältnisse zueinander; — nicht nur Sittlichkeit der sexuellen Lebensart, sondern Sittlichkeit im allgemeinen Sinne von individueller und sozialer Ethik:

Die Wohnung — der engste Rahmen der individuellen Lebensführung. Das häusliche Heim — die von fremder Kontrolle freieste soziale Lebenssphäre. Denken, man sei zu Hause, gleichbedeutend mit Abstreifen jeglichen sozialen (gesellschaftlichen) Zwanges. Das Individuum daheim zeigt sein wahres Gesicht. (Es gibt da wieder in anderer Beziehung vielerlei Einschränkungen.) Der Zwang der Zivilisation erlahmt; die geistige Kultur des Menschen soll sich bewähren.

Zugegeben, dass die ethische Bildung eines Menschen nicht ursächlich abhängig ist von seinen äusseren sozialen Verhältnissen, vielmehr in einem, bis dato immer noch nur metaphysisch erklärlich denkbaren Fundus wurzelt, — ist doch unbestreitbar die Tatsache, dass nur ausnahmsweise dieser Fundus so fruchtbar trägt, dass soziale Notjahre die Ernte nicht beeinträchtigten, — ist doch unbestreitbar, dass geistige Kultur, die nur bei materiellem Besitz gedeiht (mindestens aber Freiheit von sozialer Not, allermindest jedoch ihre Erträglichkeit erfordert), die Ernte segnet.

Wird also den „armen“ Menschen, dem Proletariat, ein ethisches Manko nicht als ruchbare Defraudation von moralischen Werten anzurechnen sein — vergeudet in unmoralischen Genüssen, sondern als naturgemässe Missernte von dürrem Felde.

Ueble soziale Verhältnisse beeinträchtigen die Sittlichkeit um so stärker, durchdringender, je unmittelbarer sie auf das intime Leben des Individuums einwirken. Ueble Wohnungsverhältnisse stehen deswegen unter den antiethischen Bildung- oder ethischen Rückbildungsfaktoren ihrer sozialen Bedeutung nach an erster Stelle.

Ich beschränke mich im Folgenden auf die Darstellung nur eines der mancherlei Leiden unserer Wohnungsverhältnisse, eines Uebels aber, wovon nicht nur das Proletariat, sondern — vielleicht noch böser — der Kleinbürgerstand, ja auch das „besser situiert“ genannte Bürgertum gequält wird, — des „Abvermietungs-systems“, des „Schlafstelle- und Chambregarnie-Unwesens“.

Nach der vom Statistischen Amt der Stadt Berlin im Februar 1910 herausgegebenen Grundstücks- und Wohnungsstatistik für Berlin und 29 Vororte wurden bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 in Berlin allein ermittelt 41 738 Haushaltungen, in deren Wohngemeinschaft „Zimmerabmieter“ —, 63 425 Haushaltungen, in deren Wohngemeinschaft „Schlafleute“ einbezogen waren. In 2532 von diesen Haushaltungen lebten beide Kategorien von Abmietern mit dem Haushaltsvorstande bzw. seiner Familie in Wohngemeinschaft. 63 291 von den hier aufgeführten 102 631 Haushaltungen gehörten Familien mit Kindern unter 15 Jahren. —

In Berlin wurden ermittelt an „Zimmerabmietern“: 52 035 männliche und 12 767 weibliche mit 206 männlichen und 161 weiblichen Kindern unter 15 Jahren; an „Schlafleuten“: 81 106 männliche und 22 424 weibliche mit 286 männlichen und 265 weiblichen Kindern. Dieses Heer von „Abmietern“ verteilt sich auf eine überhaupt anwesende Haushaltungsbevölkerung von 940 445 männlichen und 1 031 518 weiblichen Personen.

Der Volkswirtschaftler und Sozialpolitiker muss ausgerüstet sein mit dem Seherblicke und Intuitionsvermögen des Künstlers, um soziale, insbesondere sozial-sexuelle Probleme solcher Art, in ihrer ganzen Eigentümlichkeit erkennen

zu können. Emile Zola hat das Wort geprägt: „Der Bauch von Paris“ und damit in genialer Weise unser Problem greifbar plastisch hingestellt. Die Statistik zeigt die Tausenden, die, fasciniert von den leuchtenden Augen des Ungetüms „Berlin“, fasciniert von der gleissenden Pracht seines Schuppenpanzers, hineinspaziert sind in den weit aufgesperrten Rachen, — die Tausenden, die das dampfende Dunkel des Rachens lockte, die die Geheimnisse der Tiefe reizten, die in den Abgründen Schätze zu heben hofften, und die es sich zutrauten, durch gefährliche Abenteuer hindurch zu den glänzenden Höhen der Welt des Reichtums zu gelangen. Die Statistik zeigt die Tausende wieder auf der Reise zu den fernen Zielen ihrer Hoffnungen, zeigt sie auf der Wanderung durch den „Bauch von Berlin“, zeigt, wie sich die enttäuschten Armen stossen und drängen, durch- und übereinanderdrücken, sich im Kampf um's tägliche Brot umklammern und zerren, dabei in schwitzender Leibesgemeinschaft immer weiter hinabgleiten, hinabgewürgt werden, immer dichter umschlossen von der Atmosphäre der moralischen Zersetzung, und wie sie sich dabei doch vermehren, ähnlich den Bazillen und Würmern in einem hinsiechenden Riesenkörper. Die Fata Morgana, die die Unglücklichen auf den Irrweg lotste, macht ihre Hoffnungen nach jeder Enttäuschung neu aufleben. Die „Jagd nach dem Glück“ — ich denke an das berühmte Gemälde von Spangenberg — wird immer wilder. Die Verzweifelnden werden brutal. Man schlägt den Vordermann einfach nieder. Krankenhäuser, Fürsorge-Erziehungshäuser, Arbeitshäuser, Gefängnisse und Zuchthäuser werden Etappenstationen des Massenzuges. Wie viele sinken nicht erschöpft nieder in die Morasttümpel, wo Verbrechen und Prostitution sich ansiedeln!

Wie die zitierte Statistik des Berliner statistischen Amtes mitteilt, sind in 1500 Berliner Wohnungen, die aus einem einzigen Wohnraum bestehen, in Wohngemeinschaft mit den Haushaltungsvorständen und ev. deren Familien „Schlafleute“ ermittelt (!) worden. Der Fall, dass von Inhabern einer einräumigen Wohnung gleichzeitig „Schlafleute“ und „Zimmerabmieter“ gehalten werden, steht in der Statistik allerdings vereinzelt da. An Hand des bereits zitierten Falles zeigt die Statistik, wie eine solche kaum denkbare Ausnutzung des einzigen Wohnraumes möglich ist: Haushaltungsvorstand: 1 einzelner Mann. Mit ihm benutzten den einzigen Raum 1 Tochter (unter 15 Jahren), 1 „Wirtschafterin“ (als „Schlafstellenvermieterin“) und 1 „Zimmerabmieter“. — In der Statistik steht dieser Fall vereinzelt da. Das schliesst nicht aus, dass es in Berlin viele derartige Verhältnisse gibt, die von den „Volkszählern“ nur nicht „ermittelt“ werden konnten. Gescheiterte Menschen sind Fremden gegenüber sehr zugeknöpft. Da sie die soziale Ungesundheit ihrer Verhältnisse fühlen, sind sie Leuten gegenüber, die mit einem grossen amtlichen

Fragebogen angerückt kommen, ganz besonders misstrauisch und ängstlich verschlossen. Die dunkelsten Schattenexistenzen werden demnach von einer amtlichen Enquete nicht erfasst. Deswegen sind gerade die Zahlen der Statistik, die das bitterste Elend quasi in nuce in sich tragen, nicht als vollkommene Angaben zu bewerten.

Glossen

Der sozialdemokratische Dr. Gradnauer

hat in der Reichstagssitzung vom 24. April 1912 — nachmittags gegen 1/22 Uhr — folgende Sätze gesprochen, ohne schamrot zu werden:

„Gegen die Sozialdemokratie wird von den Konservativen der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit erhoben. Kannes wohl eine schwerere Beleidigung und Beschimpfung geben?“

Haaseaten, Kinder, Haaseaten! Der nämliche Sozialdemokrat hat bei der nämlichen Gelegenheit noch folgende Leistung vollbracht (ich zitiere nach dem „Vorwärts“!):

„Am 16. Februar hat der Reichskanzler bei seiner ersten Rede vor dem neuen Reichstag gesagt, weite Schichten unseres Volkes hätten eine tiefe Sehnsucht nach der Erfüllung grosser idealer Aufgaben. Wir wollen ihm solche grossen idealen Aufgaben zeigen, nach denen in der Tat eine grosse Sehnsucht im Volke vorhanden ist. Als Minimalforderung stellen wir die Einführung der zweijährigen Dienstzeit für Kavallerie und reitende Feldartillerie auf. . . . Unser eigentliches Ziel geht allerdings weiter auf die Durchführung jenes grossen Scharnhorstschen Gedankens der Wehrhaftmachung des ganzen wehrfähigen Volkes. (Vom Zentralorgan der antimilitaristischen Völkerbefreier fett gedruckt!) Natürlich verstehen wir unter Miliz nicht eine improvisierte militärisch unbrauchbare Masse. . . . Eine sehr aktuelle Forderung aber ist für uns die Herabsetzung der zweijährigen Dienstzeit der Infanterie auf ein Jahr. Unsere ganze Bevölkerung ist in ihrer Intelligenz so bedeutend gestiegen, dass die Durchführung dieser Forderung . . . sehr wohl möglich ist, ohne die eigentliche militärische Ausbildung zu gefährden. Die Waffentechnik ist immer vollkommener geworden, und die Verbesserung der Waffen bedeutet auch eine Erleichterung, ihre Führung zu lernen. . . .“

Frau Rosa Luxemburg, eine bürgerliche Zeitschrift gratuliert Ihnen hiermit zu diesem Parteigenossen. Sie Schwärmerin erregen sich über unsittliche Stichwahlabkommen der Sozialdemokratie? Eine Partei, die solche Gradnauer als Führer duldet, eine Partei, die so infam heruntergekommen ist, dass ihr jedes sozialistische Ehrgefühl verloren ging, einer solchen

Gruppe von Kompromisswirtschaftlern ist nicht mehr zu helfen, sagt Ihnen, tapfere Frau, ein bürgerliches Blatt.

Falsch adressiert

Im „Türmer“ beklagt sich ein Lehrer über die deutschen Buchverläge:

„Wenn wir Schulmeister nicht in noch viel höherem Grade, als es bisher geschieht, die Lektüre neuerer Dichter in den Klassen betreiben, dann liegt die Schuld vielfach nicht an unserm üblen Willen oder, wie die „Köln. Ztg.“ so geschmackvoll sagt, an unserer „bedauerlichen Unkenntnis und Urteilslosigkeit“, sondern an — den Herren Verlegern der aufgeführten Dichter! Die „Köln. Ztg.“ sollte ihren Mahnruf zuerst an diese Adresse richten: „Ihr Herren Verleger, gebt den allzu krassen Standpunkt Eures Vorteils auf, den Euch ein in seinen Konsequenzen selbstmörderisches Eigentumsgesetz gibt. Enthaltet die Meisterwerke unserer neueren Literatur nicht der Schuljugend (und auch der Masse der gebildeten Erwachsenen) dadurch vor, dass Ihr Euch z. B. eine kurze Meyersche Novelle mit 3 bis 4 M. bezahlen lasst und kein neueres Drama unter 3 bis 5 M. zu haben ist!“ Die Beispiele liessen sich fast ins Unendliche vermehren. Wenn ich z. B. „Ingo“ und „Die Quitzows“ erst im Schuljahr 1911-12 lesen konnte, so lag das einfach daran, dass erst in diesem Jahre für die Schüler erschwingliche Schulausgaben dieser Dichtungen erschienen. Hier ist meiner Ansicht nach vor allem der Hebel anzusetzen. Wir wollen die Novellen C. F. Meyers z. B. nicht erst 30 Jahre nach seinem Tode haben, wir brauchen sie jetzt für unsere Schuljugend, für unser bildungstrebendes Volk!“

Auf den ersten Blick könnten diese Ausführungen richtig erscheinen. Sie sind es aber nicht. Wenn unsere Verleger die Preise (die sie ja nicht aus Habgier willkürlich fordern) noch niedriger festsetzen wollten, dann würden deutsche Dichter noch grössere Entbehrungen erdulden müssen. Der Schulmann nehme doch ein Buch, das 3 M. kostet, und lasse sich bei einem Drucker die Herstellungskosten sagen. Er rechne Reklame- und Vertriebskosten hinzu. Und er bedenke, dass durchschnittlich von jedem guten Werk (oft im Laufe von Jahren!) 2—500 Exemplare verkauft werden. Er wird sich dann bedanken, Verleger guter Dichter-Erzeugnisse zu werden. Aber das Problem ist ja viel einfacher zu lösen: man zwingt den Staat, seine kulturwidrigen Heeresspesen um ein Zehntel zu reduzieren und dieses Zehntel den Schulen zwecks Ankauf der Werke lebender Dichter zu überweisen. Nicht wahr, Herr Schulmann, das ist Ihnen zu radikal, he? Die Dichter darben zu lassen, ist einfacher und gesinnungstüchtiger, als dem Militarismus einen Pfennig abzunehmen.

Erklärung: Professor Gurlitt

Die AKTION legt Wert darauf, auszusprechen, dass sie mit Herrn Professor Dr. Ludwig Gurlitt nicht mehr in Zusammenhang gebracht zu werden wünscht. Meine Motive, die in dem ungewöhnlich nichtanständigen Verhalten des Menschen und Journalisten Gurlitt liegen, entziehen sich aus Gründen des üblichen Redaktionsgeheimnisses der öffentlichen Erläuterung. F. Pfem.

Stahl

Fritze, der Alte —
Gott uns erhalte
Vorzeitenrest.
Gegen die wüsten,
Die Futuristen,
Schlug er Protest.

Ohne Besinnen
Lobt er Herrn Vinnen
Im Morgenblatt.
Was über Auslandsschmach
Der als Broschüre brach,
Ist ihm ein Bad.
(Oh! ein Stahlbad.)

Treulich Autorität,
Der Kunst im Wege steht
Stahl allemal.
Wer ihm doch gliche,
Unter dem Striche!
Fritze Stahl.

Bronu

Die „Brücke“ nach Bimini

Von Willi Nowak

Ein Maler, den meine Leser aus den Secessionen kennen, spricht hier.

Vor seinem geliebten Berge Fuji, der ihm Symbol alles irdisch Schönen war, sass vor etwa 150 Jahren Hokusai und malte. Hoch oben am Rande seines weissen Blattes machte er einen tiefblauen Streifen, der plötzlich, heller werdend, nach unten verlief. Das war der Himmel. Zuvor hatte er mit Zirkel und Lineal wichtige Punkte und Proportionen bestimmt. Ueber das Ganze eine Kegelspitze gezeichnet. Diese schnitt er mit einer rhythmischen Linie ab, die er weiter unten wiederholte. Weiss blieb der schneebedeckte Gipfel, ebenso die Wölkchen, die kleine Flecken waren. Der Fuss ward rötlich braun, gelbgrün die Gräser, die emporkrochen: Der Fuji bei schönstem Wetter.

Dieses Blatt sah ein junger deutscher Maler. Welch grosses Kunstwerk! Welch Offenbarung von Schönheit! rief er. Harmonie dreier wunderbarer Farben, ohne Modellierung, ohne Licht, ohne Schatten. Ein paar Flächen reinsten Farbe, unendlichen Raum, glühendes Leben geben sie. Eisig, leblos sind dagegen die Bilder unserer berühmten Vorgänger, derentwegen

so viel Tinte fliesst. Von da an sah er keine Galerien mehr, dagegen ethnographische Sammlungen. Rasch entdeckte er Inder, Perser, Mexikaner und die Negerplastiken mit ihren wilden Proportionen. Eine neue Welt ward ihm erschlossen. Er tobte. Nieder mit den Galerien! Nieder mit der Modelliererei in schmutzigen Farben, dem Valeur, dem Licht. So wurde ihm Rembrand ein besserer Kitschmaler, die Impressionisten Poussin, Delacroix, Corot, Manet süssliche Akademiker. Bloss Giotto und einige Primitive blieben ihm. Er sah van Gogh, Gauguin und dann gar Henri Matisse. Er sagte: diese Malerei ist ein Wille unserer Zeit. Wir müssen eine Kunst haben, die dieser Epoche entspricht. In den Tagen des raschen Verkehrs, der Elektrizität, der Automobile, der Luftschiffe mangelt es an Zeit, komplizierte Bilder zu malen. Unser Sprechen geschieht auch nicht mehr mit der pathetischen Geste des Renaissance-Menschen. Wir sind nervöser, flüchtiger geworden. Durch Zivilisation überfeinert, ist uns eine primitive Dekoration Bedürfnis. In die Südsee, nach Tahiti will ich, zu den Wilden, zur Kultur.

So ungefähr entstand ein Typus deutscher Maler, die jung waren und Ideale hatten. Seither hat er sich verändert. Statt mit falsch verstandenen Begriffen zu operieren, hätte er sich der Natur erinnern müssen. Die nicht eines Tages den Baum seiner grünen Blätter entkleidet, um sie durch neue zu ersetzen. Sondern erst, wenn sie gelb und mürbe geworden, fallen im Winde die schwächeren früher, die stärkeren später. Er wollte, die mühsam erworbene Kultur von den Instinkten des Sehens ertöten, um von neuem anzufangen. Er hatte vergessen, dass, um „so neu anzufangen“, man erst dekadent, simpel, geworden sein müsste, um die Welt primitiv zu sehen. Dann erst könnte ein Genie (wie einst Giotto) gesetzmässig primitiv sehen.

Sowohl der einfach, als auch der kompliziert sehende Künstler darf nicht ein Stück Natur nachahmen wollen, sondern die Natur. Nicht das Fragment der einen grossen Form, sondern die Form. Um aus einem Fragment der Natur die Form werden zu lassen, braucht man ein System. Dieses System der Schönheit, Einheit zu gestalten, beruht auf Harmonie der Proportionen. Das Genie hat diese in sich, es braucht sich nur zu äussern. Wir können sie bei einem solchen in jedem Detail seines Bildes finden. Die Gesetzmässigkeit z. B. eines von Goya gemalten Auges ist dieselbe wie die des ganzen Bildes. Der Beschauer kann sagen: Die Art dieser Einheit, das System der Harmonie von Proportionen, ist entweder primitiv, klassisch, barock oder impressionistisch. (Mit diesen Bezeichnungen sind nicht die Kunstepochen, sondern das System gemeint.) Das grosse Kunstwerk ist nichts anderes als die Aussprache eines grossen Künstlers. Die des Malers niemals literarisch, sondern intuitiv,

räumlich, sinnlich. Welches System das modernere ist, braucht nicht entschieden zu werden. Würde man das Dekorative eines Bildes abstrahieren, es bliebe dessen zeitliche Unbestimmbarkeit. Der heute entbrannte, unglaublich dumme Streit der Maler über die Frage, ob Linie, ob Fläche mit reinen Farben, ob Licht, ist ein Streit des Handwerkes, ebenso der über Primitivismus, Barock, Impressionismus. Ob ein Kunstwerk auf der Höhe seiner Zeit steht, hängt lediglich von der Art der Persönlichkeit ab, die es geschaffen. Das Genie hat vielleicht das Recht, ungebildet zu sein. Doch wird es sich dann für ein Genie halten? Wird es nicht vielmehr in steter Qual leben, sein Ideal, seine Form nie zu finden? Wird es sich nicht vielmehr für schlecht, für unbeholfen halten und nur zögernd sein Werk der Oeffentlichkeit zeigen? Der Synthetiker und Dekorateur hat die Pflicht, gebildet, intellektuell zu sein. Es geht ihm sonst wie dem Falter, der im Frühling bunte Flügel entfaltet, an denen wir uns freuen, um im Herbst ungeachtet zu sterben. Sein Wirken ist von kurzer Dauer, wenn er nicht objektiv sein kann.

Jeder, der ästhetische Kultur hat, wird Freude an der Kunst primitiver Völker haben. Was er aber an ihr bewundert, ist doch nur die schöne Oberfläche, ist, für uns wenigstens, Dekoration.

Wir freuen uns an den Harmonien der Dekorationen. Reine Kunstwerke erleben wir. Wohl jenem, der in den Bildern Goghs nicht nur die Oberfläche, Farben und Linien, das Handwerk, sondern auch das Elementare Goghs sieht, der sich bloss dieser Farben und Linien bediente. Braucht man doch nur das Bild eines Goghepigonens danebenzuhalten. Die Oberfläche wird bei beiden gleich sein. Doch während van Goghs Werk uns diese Formen und Farben miterleben lässt, lässt uns das andere kalt und gleichgültig. Es ist im besten Fall eine Dekoration.

Dekorationen sind der Mode unterworfen. Wie vor hundertfünfzig Jahren der chinesische Einfluss zu uns kam, so wäre nach manchem Maler heute der der Neger hier. Es ist gleichgültig, ob wir Akte, Strassen mit Automobilen, Kokotten, biblische Bilder oder, falls wir unter Negern sind, Neger malen. Diese Begriffe existieren dem Künstler nicht. Sie sind bewegliche Fragmente der einen Form. Er wird das malen, von dem sein Leben durchdrungen ist, das seiner Form entspricht. Die Analogie mit dem Zeitalter des raschen Verkehrs stimmt nicht. Ein Ingenieur sitzt jahrelang in seiner Stube und sinnt über ein neues Verkehrsmittel nach, mit welchem man in einer Minute vom Leipziger Platz am Zoo sein könnte. Dem Erfinder gleicht der Künstler, dem Passagier der Betrachter.

Nicht bloss von bildender Kunst, auch von Literatur wird die Dekoration beeinflusst, so wie mancher Untergymnasiast, der Karl May

liest, ein Lausbub wird, und mancher Ober-gymnasiast, der auf Zarathustra schwört, sich eine Hundepeitsche kauft.

Die Maler der „Brücke“ haben dekoratives Talent (am wenigsten Otto Mueller, er hat dafür etwas Besseres). Allen fehlt es aber an Sinnlichkeit. Der Sinnlichkeit des Malers, der der Form, der des Raumes, Ihre Sinnlichkeit ist eine literarische, begriffliche. Nicht die Bewegung zwischen Mann und Weib, Leben und Tod ist das Problem des Malers, sondern die zwischen Licht und Finsternis, weiss und schwarz. Um die grossen Dekorateure der Zeit zu sein, müssen sie, statt lyrisch, episch werden. Statt Empfindungen in farbigen Flächen und Linien zu malen, objektiv werden. Statt intim, monumental. Mit einem reinen Kunstwerk setzt sich der Beschauer allein auseinander. Es ist ihm eine Privatangelegenheit. Er wird jenes am meisten lieben, wo er sein Formideal wiederfindet. Es ist damit nicht gesagt, dass ein solches Kunstwerk nicht auch dekorativ ist. Aber die blosser Dekoration ist für die Allgemeinheit. Die Masse interessiert nicht die subjektive Impression eines Malers. Das Niggerhafte sowie ihre deutsche Kraftmeierei wirkt grotesk. Sie könnten ebensogut auch Biedermeierfiguren mit weiten Krinolinen malen. Es wäre doch ganz dasselbe.

Sie sind schlau und sind noch impressionistisch. Wären sie das nicht, müssten wir uns nach dem Zweck solcher Bilder fragen. Der Synthetiker muss exakt sein. Ihre Kunst hat daher nichts mit der synthetischen Kunstform der Kubisten zu tun, die in Frankreich entstand, und auch zur blossen Dekoration oder zur vollständigen Entmaterialisierung in eine Sackgasse führt.

Es ist etwas Merkwürdiges um die reine Farbe. Sie berauscht. Aber sie wirkt zeitig wie Musik. Hat man sich an die starken Harmonien gewöhnt, so verklingen sie. In diesem Rausche sind noch die Maler der Brücke. Wenn man sie ernst als raumbildende Künstler nehmen würde, beginge man ein Verbrechen an jeder Kultur des Raumes, an allen mühsam erworbenen, aufgespeicherten Erfahrungen und grossen Künstlern.

Man darf sich durch Argumente der Dekadenz nicht einschüchtern lassen.

Es entstanden in der letzten Zeit Gruppen von Dekorateuren (so wie ehemals), die alle eine eigene Religion, eine eigene Terminologie haben. Mit diesem Nimbus aus frisch geprägten Schlagwörtern, die oft auf falsch verstandenen Begriffen beruhen, wird das sensationslustige Publikum gefangen und solange festgehalten, bis es eine neue Sensation hat. Von solchen enthusiastischen Malern mit ihren Anhängern wird gewöhnlich neben mancher brauchbaren Idee ein unglaublicher Schwefel und Unsinn losgelassen, der gewöhnlich auf haltlosen Hypothesen und literarischen Ideen beruht. Mit Temperament und lächerlichen Kraftausdrücken

trachten sie gewöhnlich das zu verbergen, woran es ihnen fehlt. Sie schädigen so nur das ernste, wirkliche Talent, das dadurch nicht aufkommen kann. Sie glauben, sie stritten um Kunst und gegen Kitsch. Es ist aber bloss ein Streit, der entweder auf literarische Gedanken zurückzuführen und so gleich verwerflich ist, oder des Handwerks, der für das Publikum nur wenig Interesse hat.

Strand

Wir fühlen Sand und Sommer und die Wellen,
Die nachmittags an unsre Träume spülen,
Und sehen in dem Duft von frischen Kühlen
Sehr sichere Segler hell vorüberschnellen.

Und während wir die leichtbeladnen Stunden
Halb spielend und halb fliehend übergleiten,
Steht still in unsern Blicken, ohne Wunden,
Altkluge Trauer und der Glanz der Weiten.

Ernst Blass

(Gedicht aus einer Lyrik-Anthologie, „Der Kondor“, die nächstens bei Weissbach, Heidelberg, erscheint und Beiträge von Blass, Brod, Drey, Friedlaender, Hardekopf, Heym, Else Lasker-Schüler, Rubiner, Schickele, Hiller und anderen enthält.)

Trübe Stunde

Im sinkenden Abend, wenn die Fischer in
den Meerhäfen ihre Kähne rüsten,
In der austreibenden Flut, die braunen Masten
zitternd vor dem Wind —
O meine Seele, hängst du heimlich dich ins
Segel, gierig nach entlegnen Küsten,
Dahin die scheuen Wunder deiner Nächte dir
entglitten sind?

Oder bist du wehrlos deiner Sterne Zwang
verfallen,
Dass dich ein irrer Wille nur ins Ferne, Ufer-
lose drängt —
Auf wilden Wassern schweifend, wenn die Stürme
sich in deines Schiffes Rippen krallen,
Und Nacht und Wolke endlos graues Meer und
grauen Himmel mengt?

Und wütest du im Dunkel gegen Dein Ge-
liebtes und erwachst mit strömend tie-
fen Wunden,
Das Auge matt, dein Blut verbrannt und deiner
Sehnsucht Schwingen schlaff und leer,
Und siehst, mit stierem Blick, und unbewegt an
deines Schicksals Mast gebunden
Den Morgen kalt und glanzlos schauern über
ödem Meer?

Brüssel

Ernst Stadler

stellen sich Gedanken an Stendhal und Julien Sorel ein (ohne dass man ausdenken will wieso). Geistigere Kubinismen walten.

Ich halte unmässig viel von Bewusstheit. Ich mache auch, Gott soll hüten, nicht den Einwand „übergrosser“ Bewusstheit . . . Doch ich hätte manchmal statt des Romanhaften in niger Gewachsenes gewünscht. Oefter Stellen wie die, wo Eva von einem Liebhaber verstoßen wird: „Menschen, die es gehabt wie wir, sollten gut gegeneinander sein bis an den Tod. Ich hasse Sie.“ Mehr solcher Stellen . . .

IV.

Ich sehe eine Menschenangelegenheit in der Bewusstheit, Geschwächtheit, Sehnsucht . . .

Aber ich wünschte eine Gestaltung auf durchweg psychischer Basis (nicht auf zu einem Teil erzählerischer).

Paul Grenz

(Der Roman ist im Verlage von Axel Junker, Berlin, erschienen.)

Büffeln am Katermontag

Endlos erbreitet sich vor mir ein grämlich
graues Theorienfeld,
Daraus ragt eine Hand, die tiefsymbolisch einen
Hering hält.
Die öde Leere will vor Langerweile in sich
selbst verrecken,
Ein angesäuert Nilpferd etabliert sich hinter Dor-
nenhecken,
Doch eine Menge rosaroter Purpurschnecken
Will hierin einen tiefen Sinn entdecken.
Mich ängstigt ein Geräusch aus geist'gen Metro-
polen:
Aus meiner Grosshirnrinde pappt ein Dämon
Stiefelsohlen.

Konstanz

Willy Küsters

Das Bild

Von Arthur Silbergleit

O-dschu-fu, die kleine Japanerin mit den Sternenaugen, den Mondstrahlenfingern und dem schmalen Mandolinleib, hatte eine eigene Art, die Nähe ihres fernen Geliebten und die Verschwiegenheit gemeinsam durchlebter, süsser Stunden auszukosten. Wenn sie in den atemscheuen, ewig zur Ozeanfahrt bereiten Inselgärten sass und zum Spiel sonnendurchglitzerter Springquellen ihren geschmeidereichen Nacken bog, des Pavillons Goldfasanen mit klugergebenen Blicken grüssten und der Pfau ihr zu Ehren in seinem Rade alle Farben des Regenbogens ausglutete, während das Meer um die verträumten Inseln, die grünen Töchter des Himmels, ein

unwandelbares Liebeslied sang, fühlte sie aller Seligkeiten Süsse. Dann liess sie des Fächers ziere Tändelei, spannte ihren winzigen Sonnenschirm aus, dessen goldene, himmelanstrebende Spitze so klein war, dass er sich in die Achse des Sternenzuges fügsam hineinschmiegte und alle Sprossen des Siebengestirns zu leichterem Umlauf beflügeln konnte. O-dschu-fu bestickte diesen Schirm mit allen Köstlichkeiten ihrer Blicke, liess ihre Gedanken oft um seinen runden Rand tänzeln, überstülpte manchmal, spielerisch wie eine Geisha, seinen kleinen, hohen Goldknopf mit ihrem silbernen, dünn geschliffenen Fingerhut, aus dem die Elfen hätten Tau trinken können, senkte ihn zuweilen auf ihren Schoss, streichelte seine Hüllen liebevoll und lächelnd und zollte auf den Wogen uferloser Träumerei seiner Schönheit manches zitternde Lied. Sie sang es bald laut, bald leise wie das Meer, mochte das Mondlicht die dünnen Striche an den schaukelnden Papierlaternen verstärken, mochten sich alle bunten Kugeln auf den hohen Gartenstangen und -Staketen im Dämmerduft und der ersten Feuchte der Nacht zuletzt gegenseitig mit den gleichen, schwesterlichen, blauen Augen ansehen. Oder wenn die Sonne, die liebliche Himmelsgeisha, aus ihrem grossen Wolkenteelhaus, wo man aus Sternkelchen Trunkenheiten schlürft, neckisch herniederblinzelte und ihre irdische Freundin unter dem kleinen Schirm behend einhertrippelte, freute sich O-dschu-fu schalkhaft ihrer leichten Handwehr. Dieser Schirm nämlich war ihr Schutz.

Es hatte mit ihm eine eigene Bewandnis. Seine Seide bildete sein Dach, und in das unterste Gewebe, keinem fremden Auge erfassbar, hatte O-dschu-fu das Bild ihres Geliebten mit bunten Fäden eingesponnen. So fühlte sie den Ureinigen immer um, bei und über sich; nur Sonne und Mond machten seines Antlitzes Geheimnis ihr durchsichtig, und wenn sie des Seidendaches Pfeiler, den dünnen Stab aus Bast, in dem der Saft verlorener Wälder auf- und niederstieg, in ihren Händen hielt, zitterten ihre Finger wie vor des schönen Jünglings Atem, Liebes-Ebbe und -Flut. Jede Mondnacht und jeder strahlende Tag sahen sie daher nie ohne diesen Schirm und jedesmal wenn sie ihn trug, begleiteten auch alle seine Lieblingstiere wie von unsichtbaren Fäden, dem Gewebe liegengeliebener Seide gezogen, O-dschu-fu zu den dunklen Weihern mit den weissen Wasserrosen, und der Geliebte selbst lächelte beglückt aus dem Gewirk, weil er seine seidene Seele in einem entsprechenden Gewande wusste. O-dschu-fu aber war nicht ohne Neidgefühle; manchmal wollte sie gar Sonne und Mond das heimliche Bild ihres fernen Geliebten nicht gönnen.

Einmal indes, durch einen Zufall, zerriss das Gewebe. Wollte der Geliebte nicht mehr verhüllt, sondern ganz rein und nackt vor sie treten? O-dschu-fu war sehr unselig, spielte einige Tage nicht mit den Pfauen, und ihr Lächeln wurde ein wenig müde und krank. Nun aber fasste sie sich und sann. Kann man

ein zerrissenes Herz wieder zusammennähen? Erst wollte sie seine Lieblingsblumen suchen gehen und sie in die heilige Seide sticken. Eine Weile dachte sie daran, das feine Gewebe um das Gebetbuch seiner Mutter zu breiten. Zuletzt fand sie das ihr Gemäse. Sie nahm sanft die Seide und trug sie fortan über den drängenden Knospen ihrer Brüste. Kein Auge sah sie mehr mit dem Sonnenschirm in Mond- und Tagesglanz wandeln. Aber wenn ein heimischer oder fremder Jüngling seinen Augen an ihrer schlanken Schönheit ein Fest gab und ihres schwellenden Frühlings Geschwisterhügel voll Kirschblütenschnee mit Blicken liebte, errötete sie mild in der Scham einer zweiten Morgenröte, und aus ihrem Herzen schlug es laut, als wollte ihr Geliebter unter der Seide um seinen alten Platz kämpfen.

Land der Toten

Dies ist das Land, das keine Tränen kennt,
Doch auch kein Lachen. Sonne nicht, nicht
Wetter,
Kein Tier, das flüchtig durch die Landschaft
rennt,
Nicht Winter, Lenz und Sommer. Nur der
Blätter
Lautloses Sinken herrscht in diesem Reich.
Ein lehmiger Himmel hängt ob all der Stille,
Und färbt die starren Schläfer grau, und bleich.
So liegen sie, bis von der Blätter Fülle,
Der toten, sie verschüttet sind, so dass
Der schmutzige Geier, der am Himmel zieht,
Die Flügel zornig schlägt und weit das Nass
Des gelben Nebels aus den Federn sprüht.

Ernst Balcke

Zeitschriftenschau

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nr. 24 enthält: Franz Blei: Die Jesuiten; Hans Kyser: Titus und die Jüdin; Wachholder: Wie wird man Sanitätsrat? Emil Faktor: Fortgeschrittene Lyrik; Max Oppenheimer: Futuristen; Rudolf Kurtz: Katastrophenmoral; Alfred Kerr: Der künftige Kriegsminister, Szene.

DAS LITERARISCHE ECHO (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin.) Das 1. Maiheft enthält: Arthur Eloesser: Die Nacht des Dr. Herzfeld; H. Thummerer: Audition colorée; Denecke: Goethe und Plautus; Hugo Greinz: Berggeschichten u. a.

Literarische Neuerscheinungen

ALBERT STEFFEN, Die Bestimmung der Roheit. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 3,50, in Leinen Mk. 4,50.

Ein junges Mädchen, wie es unsere oder die nächste Generation hervorbringen mag, frauenhaft und dennoch selbständig, gibt sich einem Manne hin, der ihrer nicht wert ist. Sie erkennt ihn, sie flieht ihn und aus Scham, daß sie sich wegwarf, die ganze Welt. Sie versagt sich, um sich zu strafen, Verbindungen mit hohen Menschen, die ihr begegnen, und ist zuletzt daran, sich in unfruchtbarer Selbstqual zu zerstören. Nun aber bringt sie das Schicksal mit Menschen zusammen, die ähnliches erlebt haben. Sie lernt die Roheit in allen Formen, vom Verbrechen bis zum Scherz, der wehtut, kennen. Sie sieht, wie sie zerstörend wirkt. Sie sieht aber auch, wie sie gewaltige Gegenkräfte ins Dasein ruft. Da versucht sie nun, die Schicksale der Menschen zu verstehen, mitzuempfinden und helfend in sie einzugreifen, und gelangt zuletzt zu jener geistigen Stufe, wo die Wirkung der Roheit nicht mehr hinreicht, wo aber auch die Reue über begangene Roheiten ihre Macht verliert, wo weder Klage, noch Selbstanklage herrscht.

So merkwürdig wie dieses Thema ist auch die Form des Buches. Steffen, als Schweizer, hat die offenen Augen für die Realität, für die Einfachheit der Sprache und Geradheit der Empfindung, in gewissem Sinne für das Volkstümliche, das seine Landsleute auszeichnet; aber zugleich offenbart sich in ihm eine Zartheit und Empfindlichkeit des Gewissens, eine mysteriöse Liebe zum Menschen und zur Kreatur, so daß wir aus unserer Zeit nur die russischen Dichter zum Vergleich heranziehen könnten.

A. W.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherschreibungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion.“

OTTO GOYKA. Die Söhne der Nacht. Roman. (Albert Langen, Verlag, München.) Geh. Mk. 3.—.

ROBERT MUSIL. Vereinigungen. Zwei Erzählungen (bei Georg Müller in München.) Geh. Mk. 3.—.

ERICH SCHMIDT. Charakteristiken. (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.) Geh. Mk. 7.—.

EGON FRIEDEL. Ecce poeta. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 4.—.

KARL HAUPTMANN. Nächte. Roman. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig.)

ROBERT SCHEU. Der letzte Abend. Ein Akt. (Albert Langen, Verlag, München.)

Die nächste Nummer enthält:

Alfred Kerrs Politik. Von Ludwig Rubiner und F. P. Beiträge von Franz Blei, Ferdinand Hardekopf, René Schickele, Peter Baum, Ernst Stadler, Mynona.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Die Haaseaten / Gustave Hervé (Paris): Die sozialdemokratischen Eventual-Patrioten / Otto Pick (Prag): Baudelaire / Georg Heym: Seufzer / Rudolf Kayser: Wedekind als Vorleser / Willy Klüsters: Die Jungfrauen; Feuchtwarmer Abend / Alfred Wolfenstein: Francis Jammes / Mynona: Der Schutzmanshelm als Mausefalle / Für die Jesuiten / Die Aphorismen „vor“ Karl Kraus / Die Fried . . . Friedensfreunde / Literarische Neuerscheinungen / Zeitschriftenschau / Vornotizen.

Die Denkwürdigkeiten des größten Lebens- und Liebes-Künstlers!

Die Memoiren Casanovas

Zwei Bände, 1300 Seiten, mit 6 französischen Kupfern sind für 8 Mark soeben erschienen im Pan-Verlag, Berlin W. 15

JANVS

MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT FÜR LITERATUR, KULTUR UND KRITIK

BEGRÜNDER
 DR. HANS BIEBER
 DR. HANS FRIEDRICH
 DR. WILHELM HAGEN
 GOTTHILF HAIST
 HANS LUDWIG HELD

DER JANVS kostet durch die Geschäftsstelle, Buchhandlung oder Post bezogen:

für ein Vierteljahr M. 2,75
 für ein Halbjahr M. 5,75
 für das ganze Jahr M. 10,—
 Einzelhefte M. 0,50

Probenummern durch jede Buchhandlung sowie durch d. Verlag

JANVS-VERLAG G. M. B. H. MÜNCHEN

VERTRIEBSSTELLE:

HANS SACHS-VERLAG MÜNCHEN, KAISERSTR. 37

M.K. Fischers Bibliothek M.K.
 zeitgenössischer Romane



Moderne Romane erster Autoren

Jeden Monat ein Band geb. für 1 Mark
 in Leinen: 1,25 M. in besser Ausstattung
 in allen Buchhandlungen zu haben

Gratis einen Monat lang

erhalten Sie die vom Reichstagsabgeordneten
 Dr. Friedrich Naumann herausgegebene

„Hilfe“

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK
 LITERATUR UND KUNST

Bei einem Umfang von 16 Seiten orientiert jede Nummer in prägnanten kernigen Artikeln aus der Feder unserer hervorragendsten Parlamentarier und Politiker über alles politisch und kulturell Bedeutsame und bietet Ihnen in ihrem Unterhaltungsteile Beiträge unserer besten Autoren auf dem Gebiete der Literatur, Kunst und Musik. Vierteljährlicher Bezugspreis nur 2 Mark.

Bitte, verlangen Sie zur Probe kostenfreies Monatsabonnement vom

Verlag der „HILFE“, G. m. b. H.
 Berlin-Schöneberg.

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR UND KUNST

Jahrgang 1912 Herausgegeben von Franz Pfemfert Nummer 20

INHALT

Franz Pfemfert	Entwertetes Pathos
Heinrich Ilgenstein	Jenseits von Gesetz u. Recht
Victor Noack	Wohnung und Sittlichkeit
Cheskel Zwi	„Deutsch-jüdischer Parnass“
Franz Blei	Lenz
Peter Baum	Die Uhr
Ernst Stadler	Der junge Mönch
Rudolf Kaiser	Ein Sonett von Shakespeare
Paul Grenz	Mai
Otto Pick	Otto Soykas neuer Roman
Für das Frauenstimmrecht — Herr Professor Gurlitt — Inquisition und Sadismus — Literarische Neuerscheinungen	

Heft 20 Pfg.

VERLAG DER ZEITSCHRIFT DIE AKTION BERLIN-WILMERSDORF



Die Aktion

H/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR UND KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 20 : 15. Mai

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden. : : Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestellgeld) b. allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 1.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17 :: Kommissionär G. Brauns, Leipzig

ENTWERTETES PATHOS

Nach der Demaskierung des Landtags:

„Vergewaltigung der Volksvertreter! Der Gewaltreich des Herrn von Erffa! Die Flucht der Reaktion hinter die Polizeifaust. Die letzte Rettung der Dreiklassenmänner. Der flagranteste Rechts- und Gesetzesbruch! Die Diktatur des Polizeisäbels. Die Skrupellosigkeit der Willkür. Ein schwarzer Tag für das Junkerpreussen, für unsere Reaktion! Es war das Signal der Volksempörung, des — — — erneuten, unwiderstehlichen Ansturms gegen die unerträgliche Dreiklassenschmach! Arbeiter! Parteigenossen! Wir fordern das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht. Ihm gilt unser Kampf.“

Deutschlands parlamentarische Sozialdemokratie weiss auch den wundervollsten revolutionären Zündstoff zu entwerten; sie verdirbt die besten Beispiele durch ihre böse Sitte, jedwedes Geschehen ausschliesslich wahlpolitisch auszunutzen. Sie würde ihren Ruf als staatsgefährliche Partei längst eingebüsst haben, sie würde heute bravbürgerlich als die gesetzesfürchtige Reformpartei vegetieren, die sie ihrem Wirken nach ist, wäre nicht das sinkende Junkertum so borniert kurzsichtig, ihr immer wieder den Nimbus revolutionären Wollens zu erneuern. Die sozialdemokratischen Staatsmänner versäumen kaum eine Gelegenheit, ihre politische Harmlosigkeit an den Tag zu bringen. Die Frank, Gradnauer, Heine, Haase kompromittieren die Internationale nach bestem Wissen und Gewissen. Immer wieder findet sich ein täppischer von Erffa und rettet den äusseren Schein. Aber es hilft schliesslich alles nichts. Die deutsche Arbeiterpartei ist derartig auf die Phrase gekommen, dass keine Umkehr zu erwarten ist.

Was ist jetzt geschehen? Das Schauhaus für preussischen Absolutismus hat der Welt die Illustration gegeben zu dem Satze: „Das Recht ist ein Sparren, diktiert von einem Spuk.“ Der

edle von Erffa liess einen der sechs Abgeordneten, die in diesem Gebäude die Ohnmacht und die Willenlosigkeit des Volkes vertreten, durch Polizisten aus dem Sitzungssaal schleppen. Unerhörter Rechts- und Gesetzesbruch? Die reaktionären Gewaltshaber stehen solange über Gesetz und Recht, als sie die Macht besitzen. Vergewaltigung der Volksvertreter? Die Unparlamentarier, die im preussischen Redezirkus Verfassungsstaat mimen, haben nie Zweifel gelassen darüber, dass sie sich nicht als Repräsentanten des Volkes fühlen.

Die Sozialdemokratie benutzt den Fall, um für das allgemeine usw. zu agitieren. Ist wirklich der deutsche Reichstag eine Garantie gegen die „Skrupellosigkeit der Willkür“? Kann es nicht auch dort geschehen, dass die Reaktion (der Junker aus Januscha malte das Gespenst bereits an die Wand) von ihren Machtmitteln Gebrauch macht, wenn ihr die Opposition hinderlich werden sollte? Ach, die sozialdemokratischen Führer wissen recht gut, dass auch der deutsche Reichstag keine entschlossene Volksregierung ermöglicht. Sie wissen, dass der gewaltsam hinausgeworfene Borchardt der Macht wich, die auch den Reichstag gefügig machen kann. Aber es passt der Sozialdemokratie nicht, ihre Wächler das Fadenscheinige unserer parlamentarischen Herrlichkeiten an dem krassen Beispiel vor Augen zu führen: die „unerträgliche Dreiklassenschmach“ wird für die Infamie des feudalen Präsidenten verantwortlich gemacht. Dass die Schutzmannsäbel stündlich dem Rufe eines Erffa gewärtig sind, dass kein allgemeines, gleiches usw. Wahlrecht diese Gefahr bannt, das darf dem sozialdemokratischen Parteigänger nicht klar werden. Er würde sonst den Wahlrechtsrummel nicht mitmachen. Er würde sich auf sich selbst besinnen . . .

Jenseits von Recht und Gesetz

Von Heinrich Ilgenstein

Eltern Preussens, überlegt es euch dreifach, ehe ihr eure Söhne Offiziere werden lasst!

Nicht, weil ein Krieg immer mehr ins Bereich der Möglichkeit rückt. Was ein Zukunftskrieg auf Grund der vorwärtsschreitenden Kultur an immer fürchterlicherer Menschenverstümmelung beut, ist im Ernstfall für alle kampffähigen Söhne des Volkes gleich unentrinnbares Schicksal.

Etwas anderes ist es, was denkende Väter zur Ueberlegung stimmen sollte. Der Offizier ist verpflichtet, sich auch im Frieden jederzeit totschiessen zu lassen.

Es bedarf nur eines Standesgenossen, der ihn mit einem nichtachtenden Wort beleidigt. Und wenn der Beleidigte erwiesenermassen noch so schuldlos ist . . . Es hilft nichts. Mächtiger als alle persönliche Ehrenhaftigkeit, zwingender als selbst die richterliche Bestrafung des Beleidigers ist die Pflege des Standeskults. Und diese gebietet: Wer von irgendeinem mal *élevé* an seiner Ehre gekränkt ward, hat bei gleichzeitiger Chance, auch den Beleidiger zu töten, ohne weiteres Federlesen dem Beleidiger auch sein eigenes Leben zur zielsicheren Verwendung zur Verfügung zu stellen.

Die Logik sagt: Das ist heller Wahnsinn! Die Religion, zu der sich der Offizier bekennen muss, verbietet es unter allen Umständen. Aber was ist der gesunde Menschenverstand, was der sonst in diesen Kreisen so heilig gehaltenen Kirche Gebote, was eines blühenden Menschenwesens Anrecht auf sein einziges, nur einmal zu verlierendes Dasein — wenn nur die Fahne der exklusiven Standesehre hochgehalten wird. Der Standesehre, die mitten in einem sonst bis aufs kleinste geregelten Rechtsstaat sich selbst ihre Gesetze schreibt!

Die Reparatur verletzten Ehrgefühls dem blinden Zufallslauf einer Pistolenkugel anvertrauen . . . Es gilt. Gilt noch immer. Wir wissen von Kabinettsordern, die den Zweikampf unter Strafe stellen. Wissen, dass Wilhelm II. diese Strafbestimmungen verschärfte. „Der Offizier muss es als Unrecht erkennen, die Ehre eines andern anzutasten. Hat er hingegen in Uebereilung oder Erregung gefehlt, so handelt er ritterlich, wenn er an seinem Unrecht nicht festhält, sondern zu gütlichem Ausgleich die Hand bietet.“ Eine kaiserliche Kabinettsorder vom 1. Januar 1897.

Hat da ein Stabsarzt Dr. Sambeth von einem andern Stabsarzt einen beleidigenden Brief bekommen. Dr. Sambeth unterbreitet ihn dem Ehrenamt des Aerztevereins. Dieser erteilt dem Beleidiger die höchste zulässige Strafe, einen Verweis. Aber Dr. Sambeth weiss, wie sehr ein Mann in seiner Stellung auf seine Ehre halten muss. Er strengt (eigentlich schon überflüssig) ausserdem noch Privatklage beim Amts-

gericht an. Das Gericht kommt ebenfalls zur Verurteilung des Beleidigers und hebt es ausdrücklich hervor, dass den Beleidigten auch nicht der Schatten irgendwie unehrenhafter Gesinnung treffe.

Genügt es? Nein! Der Beleidigte ist ja Offizier. Jetzt ist es an der Zeit — so fordert es die „Standesehre“ —, über den Beleidigten zu Gericht zu sitzen.

Ein Stabsoffizier, der sich damit zufrieden gibt, dass ihm Aerztekammer und ordentliches Gericht seine Ehrenhaftigkeit bescheinigen und dessen Beleidiger verdiente Strafe traf, ist kein — Ehrenmann mehr.

„Du sollst nicht töten! . . .“ Der christliche Offizier beruft sich auf das fünfte Gebot. Du hast zu töten! Oder du bist nicht wert, in seiner Majestät allerchristlichstem Heere noch ferner Offizier zu sein.

Aus dem Spruch des Ehrenrats: „Da der Oberarzt Dr. Sambeth, weil er für eine schwere Beleidigung, die ihm im Zwist mit einem Berufsgenossen widerfahren ist, ausreichende und standesgemässe Genugtuung herbeizuführen unterlassen hat, ist er der Verletzung der Standesehre für schuldig zu erachten. Es wird Entlassung mit schlichtem Abschied beantragt.“

Die Sache kommt vor den König von Preussen. Vor ihn, der selbst als *summus episcopus* nie müde ward, den Respekt vor den Geboten der christlichen Religion zu predigen. Wie lautet dieses Königs Bescheid? . . . „Ich will indes in Rücksicht darauf, dass nach den stattgehabten Ermittlungen der Oberarzt Dr. Sambeth keinen begründeten Anlass zu der ihm widerfahrenen Beleidigung gegeben hat, hierdurch aus Gnade genehmigen, dass er unverzüglich seine Verabschiedung nachsucht.“

Also der König bestätigt es: Dieser Dr. Sambeth ist ein Ehrenmann. Aber er will sich von seinem Beleidiger nicht noch seine gesunden Glieder verstümmeln lassen, — also er ist doch kein Ehrenmann.

Das ordentliche Gericht, das den von Dr. Sambeth angestregten Beleidigungsprozess führte, erklärt: „Im Namen des Königs! Dr. Sambeth ist ein Ehrenmann. Als Strafe für die ihm zugefügte Beleidigung wird hiermit dem Beleidiger eine Geldstrafe von hundert Mark auferlegt. Die Sache ist damit gesühnt und erledigt.“

Der Sinn der den Streit zum Abschluss bringenden Kabinettsorder sagt: „Im Namen des Königs! Die Sache ist damit durchaus nicht gesühnt und erledigt. Es fehlte noch der einzig standesgemässe Richter. Es fehlte die — Pistole.“

Respekt vor dem Urteilspruch des Gerichts . . . Für wen ist er Anstandsgebot? Für die *misera plebs* im Bürgerkittel. Wer steht in seinen Rechtshändeln jenseits von Gesetz und Recht? Seiner Majestät Offizierkorps.

„Du sollst nicht töten!“ . . . Was ist erhabener als dies primitivste aller Menschengebote? Seiner Majestät Offizierkorps!

Wenn einen Offizier der Zufall einer Wortkränkung traf, so hat er, auch wenn der Fall schon längst von Gerichte wegen gesühnt, noch mit seinem Beleidiger um die Palme des Tot-schlags zu ringen. Ist er zu kultiviert oder zu christlich dazu, so hat er es noch als „Gnade“ zu betrachten, dass ihm sein König die Einreichung des „erbetenen“ Abschieds gestattet.

Wohnung und Sittlichkeit

II.

Ohne Zweifel sind die sittlichen Gefahren des „Abvermietens“ für den Vermieter sowohl als auch für den Abmieter um so grösser, je enger und damit zugleich auch intimer die Wohngemeinschaft ist. In einräumigen Wohnungen ist die moralische Korruption beider Parteien unumgänglich. Bei der Volkszählung im Dezember 1905 wurden 555 männliche und 1159 weibliche „Schlafleute“ und 41 männliche und 81 weibliche „Zimmerabmieter“ ermittelt, die mit den „Vermietern“: 140 Ehepaaren, 1241 einzelnen Frauen und 224 einzelnen Männern nebst den zugehörigen Kindern in einem Räume gemeinsam schliefen. Selbst wenn diese Menschen auf einer höheren ethischen und ästhetischen Bildungsstufe stünden, müsste diese Schlafzimmeregemeinschaft in ein widerliches Konkubinat ausarten; widerlich darum, weil es nicht freier Willensneigung, sondern allein oder doch im wesentlichen der räumlichen, wirtschaftlichen Verhältnissen entspringt. Eine wahllose, rein tierische Annäherung; mit dem Unterschiede allerdings, dass Tiere sich blind dem Geschlechtsdrange fügen, während bei den Menschen letzten Endes der wirtschaftliche Zwang entscheidet. Von einer einräumigen Wohnung einen Raum abvermieten, heisst für den Vermieter, sich selbst des Wohnrechts innerhalb seiner vier Pfähle zugunsten des Abmieters zu begeben. Der Vermieter gerät mit seiner Familie in ein Gnaden-Verhältnis zum Abmieter; er ist samt den Seinigen in seiner eigenen Wohnung nur noch geduldet. Da derartige Verhältnisse sich oft nur unter dem grimmigsten Zwange der Nahrungssorge entwickeln, so werden dem Abmieter die weitestgehenden Freiheiten zugebilligt. Not korrumpiert. Der moralische Widerstand desperater Menschen kann nicht sehr stark sein, wenn der Hunger und vielleicht die Obdachlosigkeit der Tugend als Lohn winken, und wenn das Unrecht den einzigen modus vivendi darstellt. Der Hausherr (Vermieter, Ehemann) wird zum Wirtshausbruder. Weder sein Ehefrau, noch die Kinder (Töchter) werden vor Uebergriffen des Abmieters geschützt sein.

Von den zu unterst gelagerten Schichten bis in die „bessersituierte“ Schicht des Bürgertums hinauf durchsetzt dieses „System des Abvermietens“ die intime Wohngemeinschaft der Familie mit familienfremden Elementen, mit

Menschen, über deren moralische und physische Qualität der Haushaltungsvorstand, das Familienhaupt, nicht im mindesten orientiert ist. Dennoch tritt der Fremde, der Abmieter, mit der Familie des Vermieters in eine Wohngemeinschaft, die sich in beschränkten Verhältnissen sogar auf die Benutzung desselben Schlafraumes, derselben Wasch- und sonstigen Geräte, vielleicht gar desselben Handtuches, derselben Seife, derselben Trinkgefässe usw. erstreckt. Dass sich eine so weitgehende Wohngemeinschaft, die einer „Lebensgemeinschaft“ fast gleicht, nicht etwa nur in seltenen Ausnahmefällen aus dem „Vermieten“ ergibt, beweist die Statistik des Berliner Statistischen Amtes.

Die „Familienfremden“, die als „Schlafleute“ und „Chambregarnisten“ in die Wohngemeinschaft eindringen, sind zumeist „Ledige“ und als solche erwiesenermassen — das ergibt sich naturgemäss aus dem Unverheiratetsein — durch Haut- und ähnliche Krankheiten ganz besonders bedroht. Entbehren sie doch des schützenden Haltes, den das Familien- und Eheleben gerade in dieser Hinsicht gewährt. Der Ledige entbehrt weiter in der Regel der regelmässigen Ernährungsweise. Er wechselt häufig den billigen Mittagstisch in irgend einem Restaurant, ohne durch den Wechsel eine bessere Qualität seines Essens zu erreichen. Das Restaurationsleben zwingt ihn zu einem gewissen Konsum von Alkohol, reizt zu alkoholischen und sexuellen Exzessen. Die Unstände seines Daseins, die minderwertige Ernährung, der Umgang mit Seinesgleichen usw., schwächen nicht nur seine physische Widerstandskraft gegen Erkrankungen, sondern auch seine moralische gegen die „gefährlichen Gelegenheiten“, die „erotischen Situationen“, die sich für den „Abmieter“ in der intimen Wohngemeinschaft mit der Familie des Vermieters auftun. Er geniesst die Freiheiten eines Wohngefährten ohne ihre natürliche Einschränkung durch die Blutsverwandtschaft; im Gegenteil, durch das Bewusstsein seiner wirtschaftlichen Bedeutung für den Vermieter zu einer Ausnutzung jeder *A v a n t a g e* geneigt.

Die „Situation“ begünstigt Ehebruch, Verführung und Schändung; und der „Schlafbursche“ und „Chambregarnist“ ist prädisponiert dafür.

Die Ehe — so wenig ich auch den idealen Wert der konventionellen Ehe anerkenne, so jäh sie auch oft die erotischen Hoffnungen erfrieren lässt — sie bewirkt doch eine Konsolidation, Festigung, Fundamentierung der rein animalischen Existenz, des sozialen und ökonomischen Gebäudes, — wirkt gesundheitsfördernd und züchtet den Sinn für bürgerliche Reputation.

Den Ledigen fehlt der Segen dieser Ehezucht und, so gewiss nicht alle ledigen Zimmer- und Schlafstellenabmieter ausnahmslos als Schädlinge der gesitteten Familie zu betrachten sind, die gleich Wölfen in den Frieden der Familie des Logiagebers einbrechen, die Unschuld der

Töchter, die Ehre der Frau vernichten, — so gewiss nicht jeder ledige „Abmieter“ mit einer gefährlichen Seuche behaftet, und nicht jeder kranke „Abmieter“ gleich die Familie des Vermieters infiziert, — so gewiss ist doch, dass der Familie all diese Heimsuchungen von jedem fremden Menschen, der in ihre Wohngemeinschaft eintritt, drohen; dass jede Familie mit der Möglichkeit der Gefahr zu rechnen hat.

Unter den im Jahre 1904 wegen Unzucht mit Gewalt an Kindern usw., also wegen der schwersten Sittlichkeitsverbrechen, verurteilten 5384 Personen befanden sich Ledige, Verwitwete, Geschiedene im Alter von 21 bis 40 Jahren: 1364; Verheiratete dagegen nur 990.) „Nimmt man die Ziffern der ledigen, verwitweten und geschiedenen im Gegensatz zu den verheirateten Verurteilten und rechnet sie auf die Verhältniszahlen der Ledigen usw. und Verheirateten in den bestimmten Altersklassen überhaupt um, so kann nicht bezweifelt werden, dass die Ehe, wie nicht anders zu erwarten ist, von Verübung der schwersten Sittlichkeitsverbrechen im allgemeinen abhält.“^o Dass aus den Ledigen (Verwitweten, Geschiedenen) sich das Hauptkontingent der „Einlogierer“ (Abmieter) zusammensetzt, steht ausser Frage.

In den Wohnungen mit nur einem oder zwei Wohnräumen, die im Dezember 1905 in Berlin von den Volkszählern bearbeitet worden sind, wo ausser den Familien der Haushaltsvorstände auch „Schlaflente“ oder „Zimmerabmieter“ bzw. beide Arten von „Abmietern“ zugleich wohnten, sind 12 925 Knaben und 13 783 Mädchen, insgesamt also 27 708 Kinder von unter 15 Lebensjahren ermittelt worden. Nicht eingeschlossen sind in diese Summe die Kinder von Mitmietern, Verwandten usw. und Pflegekindern.

Die Gefährdung der Kinder durch die „Abmieter“ bildet für sich ein Kapitel der Kriminalgeschichte.

Zur gerichtlichen Anzeige gelangen die wenigsten der Verbrechen, die unter dem Mantel der familiären Diskretion an Kindern begangen werden. Die Scham, die Scheu vor dem Skandal, vor der Blossstellung all der ungesunden Verhältnisse, in denen die betroffene Familie lebt, schreckt die zunächst zur Anzeige Berufenen davon zurück, die Schänder ihrer Kinder dem Strafrichter auszuliefern. Trotzdem berichtet die Presse fast täglich, dass hier und dort ein „Schlafbursche“ usw. verurteilt worden ist, der sich an dem Kinde seines „Wirtes“ vergangen hat.

Die Tagespresse sollte niemals solche Gelegenheit ungenützt lassen, auf den wesentlichen Zusammenhang zwischen dem Verbrechen und den ungesunden Wohnungsverhältnissen hinzuweisen: Die Uebervölkerung der Wohnungen, die Wohngemeinschaft von „Abmietern“ und Familiengliedern des Vermieters, ohne Rücksicht

auf Geschlecht und Alter begünstigt, ja verleitet zu Sexualvergehen und Verbrechen: Ehebruch, Verführung, Schändung Minderjähriger, Blutschande, Kuppelei usw.

Glossen

„Deutsch-jüdischer Parnass“

Das erste Märzheft des „Kunstwart“ brachte als ersten Beitrag unter dieser Ueberschrift einen langen Artikel. Gezeichnet war dieser Artikel lediglich mit dem Namen Rudolf Goldstein, und nur eine gelegentliche Bemerkung im Verlauf der Arbeit lässt annehmen, dass der Verfasser Literaturprofessor an einer deutschen Universität ist. Aber was uns dieser Kenner der deutschen Literatur zu sagen hat, das ist so bemerkenswert anders geartet als das schablonenhaft landläufige Dogma, dass man hoffen durfte, eine allseitige, leidenschaftliche Debatte würde nunmehr wochenlang das literarisch gebildete Deutschland in Aufregung halten. Hatte doch der Jude Goldstein sich erküht, zu behaupten, dass fast das gesamte geistige Besitztum des deutschen Volkes von jüdischen Geistern verwaltet werde, und hatte er doch diese Behauptung durch mehr denn eine schwerwiegende Tatsache zu erhärten versucht.

Allein, im deutschen Blätterwald, in dem man sonst so oft — und das mit Fug und Recht — dem Kunstwart Lob zu spenden bereit ist, schwieg diesmal jede Stimme. Lediglich die gute Staatsbürgerzeitung zitierte jenen erwähnten Passus und erkannte ihn stillschweigend an, indem sie alle „Deutschen“ zum Abonnement auf die Staatsbürgerin aufforderte.

Sonst war's still — ganz still! Das Aprilheft des Kunstwarts brachte zwei weitere Beiträge zur Frage, einen aus der Feder eines Assimilanten, einen von einem Zionisten. Die spezifisch jüdischen Blätter kommentierten jede von ihrem Standpunkt aus, und von dieser Seite muss es Herrn Goldstein genügen, dass Achad Haam, einer unserer Besten, ihm eindrucksvolle Zeilen widmete. (Aprilheft „Ost und West“.) Aber die „deutsche“ Presse, die blieb totentstill! Warum? Des Rätsels Lösung ist einfach!

Goldstein hatte geschrieben, er setze diese Zeilen nur mit Widerstreben in den „Kunstwart“, aber da jede jüdische Oeffentlichkeit fehle, da es kein anderes Mittel gebe, zur Gesamtheit der deutschen Juden zu sprechen, und nicht nur zu bestimmten Teilen, so müsse er notgedrungen als Jude auch vor Nichtjuden „schmutzige Wäsche“ waschen. Diesen Mangel an einer „jüdischen Oeffentlichkeit“ aber widerrief er selbst in gewissem Sinne dadurch, dass er mit anerkennenswerter Kühnheit gegen die Vertuschungsversuche wettete, die das Vorhandensein einer „von Juden für Juden geschriebenen jüdischen Presse“ aus der Welt disputieren

wolle. Denn in dieser „jüdischen Presse“, zu der heute fast ausnahmslos alle bedeutenden deutschen Zeitungen zu zählen sind, ist ja eigentlich eine „jüdische Oeffentlichkeit“ gegeben.

Und doch hat Goldstein recht! Denn diese sogenannte „jüdische Presse“ befasst sich mit allen öffentlichen Angelegenheiten und löst alle offenen Fragen, nur mit jüdischen Angelegenheiten und mit der jüdischen Frage will sie nichts zu tun haben. Da heisst es: „Oeffentlichkeit ausgeschlossen!“

Dass das nicht nur einen Schaden für uns Juden, sondern auch ein solcher für die nicht-jüdischen Leser unserer Presse bedeuten kann, das zeigt gerade unser „Kunstwart-Fall“, der in gleichem Masse Deutsche wie Juden tangieren muss. Eine wirklich deutsche Presse hätte hier niemals versagen dürfen, wie die wirklich jüdische Presse nicht versagt hat. Aber unsere unjüdische und undeutsche Presse, unser journalistisches Luftmenschentum (im geistigen Sinne), das musste versagen. Weh ihm, wenn es zugab, „Jüdische Presse“ zu sein, Hass auf nicht-jüdischer, Spott auf jüdischer Seite wäre sein Teil gewesen. Mit Goldstein aber anzutreten und seine Hiebe zu parieren, dazu fühlen sich diese Herren dem aufrechten jüdischen Kämpfen gegenüber doch wohl nicht — deutsch genug. Und darum wählte man das Klügste und Feigste: Man schwieg! Aber auch das wird nichts nützen, man wird diese Feigheit „jüdisch“ nennen.

Vielleicht setzt nun ein Philantrop einen Preis auf die Lösung der Frage:

„Wenn eine Presse in Deutschland nicht deutsch und nicht jüdisch ist, was ist sie dann?“

Cheskel Zwi (Saloniki)

Für das Frauenstimmrecht

werden nun auch jene Kreise einzutreten haben, die gegen schlimme Verse sind. Anita Augspurg hat eine „National - Hymne der Frauen“ und einen „Weckruf zum Frauenstimmrecht“ gedichtet, „die — so entschuldigt sie sich — die ausserordentlich eindrucksvolle Wirkung von spontan in Versammlungen . . . intoniertem Gesang auf die Stimmung und Empfänglichkeit (!) der Menge, . . . veranlasste die Verfasserin . . .“ Empfänglichkeit und Stimmung sollen wie folgt erpresst werden:

Heran! Ihr Schwestern allumher,
Der neuen Botschaft freudig lauscht.
Fühlt als Rechtlose euch nicht mehr,
Unsrer Freiheit Banner rauscht,
Unsrer Freiheit Banner rauscht!

Gleiches Recht für uns wie für euch,
So tönt unser siegender Ruf.

Der Gott, der die Menschen erschuf,
Der wollte sie aufrecht und gleich.

Die Frau — will werden frei!

Die Frau — soll werden frei.

Voll Mut voran, die Stirne hoch,
Zerschellt das alte Joch!

Voran! trotz Spott und Widerstand,
Wir kämpfen kühn, wir kämpfen heiss.

Tochterrecht im Vaterland,

Bürgerrecht ist unser Preis,

Bürgerrecht ist unser Preis!

Stehet fest im mutigen Ringen,

Steht treu und einig geschart;

Wir lassen von Macht uns nicht zwingen,

Wir sind nicht von minderer Art.

Und so lieblich weiter. Anita Augspurg wird diese Verse nicht eher von der Tagesordnung . . . bis.

Inquisition und Sadismus

„Die heutige Verhandlung begann wieder unter enormem Andrang des Publikums. Abermals hatten die Neugierigen schon in früher Morgenstunde vor dem Eingang zum Zuhörer-raum des Schwurgerichtssaales Queue gebildet. . . . Man musste sogleich daran zweifeln, ob dieser zusammengebrochene, sich mühselig dahinschleppende Mensch die Verhandlung werde mitmachen können. (Die Zuhörer lauschen gespannt.) Medizinalrat Hoffmann: Trenkler hat am Freitag und Sonnabend bereits kleine Blutstürze gehabt. Gestern wurde die Verhandlung abgebrochen, weil ein kleinerer Blutsturz erfolgte. Nachmittags ist nun ein schwerer Blutsturz gekommen. (Die Wangen der Zuhörer glühen.) Dr. Strauch: Bei Trenkler sei eine vorgeschrittene Lungenschwindsucht festzustellen. . . Im Augenblick, wo der dritte Sachverständige Medizinalrat Störmer zu sprechen anfängt, erleidet Trenkler einen heftigen Hustenanfall und drückt das Tuch vor den Mund. Ein Arzt begibt sich zu ihm, der durch eine einfache Gestikulation anzeigt, dass abermals ein Blutsturz folgt. (Die Zuhörer keuchen vor Erregung.) . . . Die Verhandlung wurde auf morgen früh vertagt. Morgen werden zunächst die Aerzte den Angeklagten im Lazarett des Untersuchungsgefängnisses aufsuchen, und dem Gerichtshof Bericht darüber erstatten, ob Trenkler verhandlungsfähig ist. Dazu ist jedoch sehr wenig Aussicht vorhanden, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Prozess vertagt werden müssen. Ob dann Trenkler noch jemals vor seinen irdischen Richtern wird erscheinen können . . .“

Das enorm andrängende Publikum (die Namen der besseren Damen, die um Einlasskarten sich rauften, stehen Interessenten zur Verfügung) wird sich also anderweitig Nervenkitzel suchen müssen.

Bedrohung der Schriftsteller

Professor Gurlitt

propagiert beruflich (in Volksversammlungen und in Büchern und in Aufsätzen) das soziale Verantwortlichkeitsgefühl. Spezialneigung: er kämpft (in aller Öffentlichkeit) für die sozialen Fortschritte und Rechte des Schriftstellers. Eigens zu diesem Zwecke ist er Mitglied, führendes Mitglied des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller. Mehr noch: Professor Dr. Ludwig Gurlitt ist hervorragendes Komiteemitglied der Kleiststiftung (notleidende, ringende Schriftsteller blicken hoffnungsvoll auf diese Institution). Dr. Ludwig Gurlitt, der Schriftschutzherr, bringt folgende Tat fertig: Ein junger Schriftsteller stellt sich schützend vor Gurlitt, begibt sich für den Freiheitskämpfer (freiwillig unfreiwillig) in Gefahr — und sieht sich in einem kritischen Augenblick nach dem Mitkämpfer um: Die Munition fehlt in dem Moment, da sie gebraucht wird. (Lies: der Schriftsteller braucht in Strafsachen Gurlitt Geld.) Wer anders als G. soll aushelfen? Aber —

Aber der Professor Dr. Ludwig Gurlitt ist nicht nur Vorkämpfer der Kleiststiftung, er weiss auch Schuldscheine zu diktieren.

Als später der Schriftsteller die in Sachen Gurlitt verausgabte Summe von 100 M. nicht begleichen kann, lässt der Professor . . . das Handwerkszeug, die Bücher des Schriftstellers, pfänden. . . Der Gerichtsvollzieher war nicht aus Eigenem dazu bereit, da selbst nach seiner Ansicht Bücher (Klassiker waren es vorwiegend) das Handwerkszeug des Schriftstellers darstellen und demnach unpfändbar sind. Der Gerichtsvollzieher erhielt darauf von Professor Gurlitt (und zwar durch den Schwager und Rechtsanwalt . . . und Schutzverband angehörigen Dr. Paul Schüler) die Weisung, dennoch zur Pfändung zu schreiten!

Es wird in dieser Sache Prinzipielles (von Juristen) zu sagen sein, da Prinzipielles in Frage steht: Professor Gurlitt und Rechtsanwalt Dr. Paul Schüler haben (als Mitglieder des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller) folgenden Präzedenzfall geschaffen: In Sachen Gurlitt hat das Landgericht festgestellt, dass das Handwerkszeug dem Schriftsteller nicht unentbehrlich ist. Dieses Erkenntnis ist für die gesamte Schriftstellerwelt von infamer Bedeutung. Aber mich interessiert augenblicklich etwas anderes: Was denkt der Schutzverband deutscher Schriftsteller gegen Mitglieder zu unternehmen, die nachweislich die Schriftstellerinteressen (der um sein Handwerkszeug gekommene Schriftsteller ist gleichfalls Mitglied des Verbandes) gefährden? Ich habe heute formell den Antrag gestellt, die Herren Dr. Paul Schüler und Professor Dr. Ludwig Gurlitt aufzufordern, aus dem Verband,

dessen Mitglied ich bin, auszutreten. Ich warte die Entscheidung ab. Sollte der Verband meinen Antrag ablehnen, so würde er sich Bedrohungsverband gegen Schriftsteller zu nennen haben.
F. Pfem.

Mai

Sonne . . . Wo im Vormittag
Sämtliche Geräusche feiern,
Atmet man den Wellenschlag,
Der vom See kommt. Lang und bleiern,

Tief und selig und solid
Schnarcht im Grunewald ein Schläfer.
Machte ihn der Mai so müd?
War's ein Band von Wilhelm Schäfer?

. . . Bleibt dies auch dahingestellt:
Himmel wärmt und Sonne blaut;
Lüfte, Düfte, Wehen, Welt
Fühle ich auf meiner Haut. . .

Paul Grenz.

Lenz

Von Franz Blei

Wollte man es in einen Begriff fassen, was die Generation verlangte, die um 1770 in Deutschland sich auf den Plan stellte und das Wort erhob, so könnte man wohl keinen besseren finden als: Freiheit der Persönlichkeit. Die Undeutlichkeit des Begriffes entspricht der Undeutlichkeit dessen, was man dachte, tat und wollte. Diese Jugend aus dem Bürgertume fühlte eine neue Welt in sich und musste als Lehrer und Hofmeister, Schreiber und Elenderes noch in eine andere, alte Welt sich schicken, deren Brauch und Regel sie als schweren Zwang um so mehr empfand, weil kein starker Staat daraus sein Gesetz machte. Das Pathos dieser Jünglinge einer noch rechtlosen Klasse ging wie ein Sturm über die beschnittenen Ziergärten einer höfischen, im Wesen barbarischen deutschen Gesellschaft und wandelte sie in eine wunderliche Wildnis, insofern da und dort ein zierliches Boskett standgehalten, hier aber weiter nichts sonst als natürliches Wachstum blieb. Da man sich vom Leben dieser Gesellschaft ausgeschlossen sah, ihm nur geduldet oder als ein Paria zugehörte, verwarf man mit diesem Leben leidenschaftlich auch dessen Formen nicht nur, sondern die Form überhaupt. Denn was diese Schar Neugekommener als ihren Inhalt besass — das Gefühl — das war ungeformt weil ungesprochen gewesen bisher, und die Formlosigkeit schien ihnen, die ein Chaos in der Seele trugen, gerade die rechte Form zu sein. Wobei man, da sich, das Gesetz der Trägheit

wohl erkennend, Neues oder vermeintlich Neues — was dasselbe ist — um Ahnen stets als Beweisung und Stütze müht, Bildsäulen der Verehrung jenen aufstellte, die der neuen Generation als Götter und Schutzherren ihrer neuen Güter tauglich schienen. Und man formte das Neue nach dem Bilde des venerierten Alten, wie man dies verstand und konnte, und man war von allem Vorbild und aller Regel nur dort frei, wo die wiedergefundene und entzückte deutsche Sprache alles gab, den Zustand spontan auszudrücken: im lyrischen Gedicht.

Man weiss es und es ist dargestellt worden, was die Engländer und Rousseau der deutschen Jugend jener Zeit bedeuteten: die Entfesselung des Gefühlsausdrucks aus dem Zwange eines ausgelebten Formellen, was auch auf die deutsche Sprache wirkte. Und doch wäre es zu nichts gekommen und alles Stürmen und Drängen geblieben, hätten in diesen jungen Deutschen nicht gleiche Vorbedingungen eine Bereitschaft geschaffen, die jenen Beifall gab, die was man ahndete in Worte brachten und diese erlösenden Worte von der Natur zuerst aussprachen — welche Natur und welchen Gefühlsausdruck wir mit unserem geschärften historischen und Wirklichkeitssinn noch immer reichlich im Rokoko wissen, wenn wir sie in den Künsten jener Zeit in die Erscheinung treten sehen. Was wir heute Empfindung nennen, ist bei aller Kompliziertheit ein Einfacheres als was man damals darunter verstand, und die Natur hat sich uns anders erschlossen als es damals geschah mit dem utopisch harmonischen Wilden als Idealmenschen und mit englisch geänderten französischen Gartenkünsten als Landschaft. Doch muss man gleich die Einschränkung machen: wir determinieren die Empfindung wohl stärker, ohne ihr einen nur uns eigentümlichen Ausdruck geben zu können, der ein formaler wäre, und unser Idealmensch ist uns kein Wilder, aber Utopie wie jener; und die Landschaft hat nur in der Malerei einen formalen Wert bekommen, der ganz unserer Zeit gehört.

Nichts Geistiges geht den Weg in Sprüngen, und wenn es der genialische Ueberschwang auch so vermeint, so ist das die nötige Selbsttäuschung mächtiger individueller Energien, die solchen bergeversetzenden Glauben brauchen zu ihrer eigenen Entfaltung. Rückschauend wird das Schritt für Schritt des Weges deutlich und dass man in der Zeit gegangen war, wo man Zeiten zu überfliegen meinte.

Welche Namen die Geschehnisse auch zeitlich haben mögen, das Wesentliche war dies: die Formen, die sich eine Gesellschaft gab, waren erschöpft, da das moralische Mittel, das sie belebte, keine neue Variation der Form mehr hergab. Die Form lief leer wie Mühlsteine, zwischen die kein Korn mehr fällt; das Geräusch und die Bewegung waren noch da, aber ihr Sinn fehlte. Da man wohl die Form sieht und sie zuerst, nicht aber und zuletzt ihr bewegendes Mittel, verwarf man mit der alten

Form die Form überhaupt; ihre historische Zufälligkeit nahm man für ihr Wesen, ihr Gewordenes für ihr Sein vom Anbeginn. Aber wichtiger war das andere: man schüttete neues Korn auf. Man gab aus der Fülle eines anderen und, in den Künsten, neuen Lebens ein neues Mittel: die neuen ethischen Werte einer Klasse, des Bürgertums, das zu seiner Freiheit wollte, wobei es sich wie alle Stände, die hinauf wollten, mit der Menschheit identifizierte. Im einzelnen drückt sich dies aus als: Befreiung von der Last der Traditionen, Entfaltung der eigenen Kräfte, Erfüllung des Daseins, das persönliche Erlebnis.

Die Form kann nicht aufhören, sie ändert sich nur — oft und im Anfang eines neuen Variationsmittels bis zur Unform, aber sie hört nicht auf, denn damit hörte das Leben auf, das unausgesetzt das ethische Variationsmittel produzieren muss, um zu bestehen. Denn die ethischen Werte sind dazu da, die Form zu speisen, ihre Variabilität zu erhalten, das Spiel des Lebens zu behaupten. Alle Formänderungen treten revolutionär auf, denn sie haben das Pathos eines neuen, stark betonten ethischen Wertes nötig, weil Leben auf Absterben stösst, Neues auf Gewöhnung, Erregung auf Müdigkeit. Von diesem Lenz will ein Stück nichts als die Nachteile der Privaterziehung, ein anderes die Notwendigkeit bestimmter Soldatenehen beweisen, ein drittes den Irrungen gesellschaftlichen Lebens die Harmonie der Natur gegenüberstellen, und so fort — die Kunst scheint ganz in den Dienst des praktischen Lebens gestellt, dessen Erneuerung vor allem wichtig ist. Das Ethos des Inhaltes wird allein betont, mögen die Formen darüber zerbrechen. Die artistische Kunst der klassischen Franzosen, die Gemessenheit einer von einem Hofe bestimmten Haltung, gilt diesen jungen Leuten mehr noch als Lessing, dessen Grösse sie übrigens nicht ahnen konnten, nichts als personifizierter Gemeinplatz und eitle Ergötzung durch eine Handlung, eine Fabel, wo es allein auf die Individuen ankomme, d. h. auf die Leidenschaft gewordene Idee. Die Regeln des „Herrn Aristoteles“, des „kalten Unmenschen“ sind „poetische Reitkunst“, die Grundpfeiler seines ästhetischen „Brettergerüsts“ „vermodert.“ Man weiss aber keine andere Technik, wie hier die Form heisst, entgegensetzen als die eines verwilderten Shakespeare — wie sich dieser verwilderte Shakespeare noch ein paarmal in der deutschen Literatur wiederholen wird, wenn die Variation der dramatischen Form durch ein neues Ethos nötig wird.

Bevor es dem Goetheschen Genie gelang, im Erlebnis die Elemente dieser Zeit zu einer dichterischen Einheit zu bringen, führen sie in den Dichtern, die seiner Jugend Gefährten sind, ein nur willkürlich zum Werke geformtes Dasein, fallen in dieses immer wieder zurück. Die Leidenschaft, die diese Jünglinge in ihr Werk geben wollen, ist eine abstrakte Tugend, für die

sie glühen, ist „Ungenauigkeit des Herzens,“ die sich für Lavaters, Bodmers und Klopstocks religiöse Empfinderei entscheidet und die Lessing nicht denken kann, von dessen Kraft die Jünglinge stärker leben als sie wissen. Denn von Lessing haben sie zuerst und am stärksten dieses Wesentliche der Aufklärung erfahren: den Realismus in der Menschenauffassung, wie ihn die englischen Romane übten.

Lenz hat seine grösste Bedeutung in Goethe, dem er mit dem Fragment seines Lebens und seines Werkes zu Einsichten in Kunst und Leben mit verhalf in den ersten Weimarer Tagen. Ihm, dem alles dienend werden musste, weil er sich in den Dienst des Ganzen zu stellen bereitete, ihm gehörte auch das Opfer dieses Jünglings, der sich zu Ende raste im Sturm und Drang und die Möglichkeiten und die Grenzen an seinem Beispiel deutlicher machte als irgend einer aus der Schar, denn ihm war das Genialische im besten und schlimmsten eigen.

„Ich werde untergehen und verlöschen in Rauch und Dampf“ — dass es gerade bei Lenz, der dieses von sich sagte, Wahrheit wurde, ist fast nur ein Zufall, denn dieses Wort des Ueberschwanges hatte die Generation auf den Lippen, und es war dieses Gefühl des Unerhörten ihr stärkster Impuls, eine Parole der Jugend gegen die alte Zeit, die sich so zäh ans Leben hing.

Es ist ein Brauch, diesem Dichter das Talent zuzuerkennen, da ihm Goethe das Genie nicht absprach, und es dahin einzuschränken, dass ihm Mass und Sammlung, Durchbildung und Reife gefehlt haben. Was gleiches man wohl auch von Goethe sagen könnte, wäre nichts sonst von ihm als was er bis 1776 geschaffen hat, in welchem Jahre Lenz seine dreijährige dichterische Laufbahn im Wahnsinn schliesst. Das Gefäss war je zu schwach gewesen. Ein kranker Leib lebt und dichtet im Fieber. Es ist kein Ziel abzusehen in diesem überschnellen Schaffen, das den Dichter nach allen Seiten reisst. Er steht auf dem Schnittpunkte aller Richtlinien seiner Zeit und kann besonnene Kunde davon nicht geben. In seinen Lebensäusserungen zu Frauen und Freunden hin wird er immer missverstanden. Mangelnde Liebe isoliert ihn, der nicht allein sein kann, Wahrheit und Dichtung eines Lebens verwirren sich ihm, und dem Enthusiasmus des Augenblicks, der einzigen hochaufspringenden Flamme folgt immer gleich die Dämmerung des Zweifels. Er hatte keine Schale für sein Feuer, musste es in den Händen tragen und verbrannte sie. Der Sinn des Lebens schwand ihm, als er, von allen auf sich selbst zurückgeworfen, nur mehr sein eigenes Erlebnis wurde, das ihn peinigte, bis er es in dem Wahnsinn tötete.

Der junge Mönch

Vermasst ihr euch zu lieben, die ihr sündig
nur begehrt,
Mit Tat und Willen trüb die Reine eurer Träume
schändet?
Oh, lernet tiefe Wollust: Wartend stehn und
unbewehrt,
Bis heilige Fracht die Welle euern Ufern landet.

Ihr glüht und ringt. Ich fühle euer Herz
von Sturm und Gier bewegt,
Euch girren alle Stimmen hell ins Ohr, die euer
Blut verführen —
Ich bin ein Halm, den meines Gottes Odem
regt,
Ich bin ein Saitenspiel, das meines Gottes Fin-
ger rühren.

Ich bin ein durstig aufgerissen Ackerland.
In meiner nackten Scholle kreist die Frucht.
Der Regen
Geht darüber hin, Schauer des Frühlings, Frost
und Sturm und Sonnenbrand,
Und glühend reift und schwillt ihr trächtiger
Schoss dem Licht entgegen.
Brüssel Ernst Stadler

Die Uhr

Von Peter Baum

Betäubende Düfte von Lebensbäumen und
Tuberosen. Sie zittern und züngeln über den
Kränzen, umflackert von den weissen Kerzen der
schwarzen Kandelaber zu Häupten des Sarges.

Sein Kopf ist weit nach vorne gebeugt. Die
Wände teilen sich vor seinen dämmernden
Blicken. Ueber dem sich hochdehnenden Walde
steht die Sonne: eine weisse Scheibe mit abge-
brochenem Zeiger.

Diese Schläge der Uhr, wie sie ihn wieder
aufschrecken, immer wenn er träumt.

Die schwarz verhangene Uhr im Saale ist
stumm.

All diese mit Flor verhüllten Bilder und
Spiegel, wie sie hinter den schwarzen Verhängen
hervorglimmen, als ob sie geheime Dinge flüstern
möchten.

Wenn doch die Uhr im Saale tickte!

Dann und wann zuckt er zusammen. Und
diese vielen pilzweichen Hände, die sich ihm ge-
rührt entgegenstrecken. Ah, diese Trauermienen,
hinter denen gespenstisch feistes Behagen knurrt.

Das Schluchzen der am Sorge knienden Ge-
stalten saugen seine Ohren wie eine beruhigende
Musik in sich ein.

Diese Furcht!

Die tote Frau im Sarge. Dies durchfurchte
Gesicht. Sie erinnerte ihn an eine alte Kirchen-
tür mit fratzenhaften Schnörkeln. Wie sie beim
Singen alter Busslieder auf- und niederächzte.

Wenn er doch fort könnte. Aber diese
traurig andächtige Mauer.

Die Zeit, wie sie mit ausgebreiteten, regungslosen Schwingen die Erde entlang gleitet — weiter, weiter!

Die Uhr soll gehen, denkt er, tick! tick! tick! Schritt für Schritt! Nur nicht dieses Fliegen.

Was war das? Hatte er laut gedacht?

„In einer dieser Stunden mußt du sterben!“

Diese warme betäubende von Blumen und Verwesungsrauch durchschwängerte Luft, diese heisse Angst!

Endlich der Prediger. Feine Hände aus schwarzem Talar. Eine gutmütige, feste Stimme. Wenn er nur wieder aufhörte.

Ja, von ihr spricht er — von ihrer Frömmigkeit und Wohltätigkeit.

Was ist das? — Er fährt zusammen. — Schwebt dort nicht ihre Gestalt über dem Sarg. An der Taille ist sie abgesägt.

Diese welken Hände, wie sie sich verdichten. Blaue, hervorquellende Adern. Und dann das Nicken des Kopfes bei den Worten des Predigers. — Ah, fort!

Die Zeit! Wenn doch die Uhr tickte!

Da ist die Alte wieder. Aber jetzt schwebt die Hand eine Spanne unter dem Aermel, in kühlen Verwesungsfarben schillernd. — Sie weht hin und her, wie ein totes Blatt in der Hand des Windes.

Jetzt verändert sich das durchsichtige Gespenst. Die Ohren bekommen Verwesungsfarben. — Ah fort!

Die Rede des Priesters — gleichförmig salbungsvoll.

Und dann dies hin und her schwankende Gespenst.

Er sieht fest auf seine Hand, sich zu vergewissern, dass sie noch lebt.

Nun gibt er sich einen Ruck.

Sie nickt noch einmal und fällt auseinander.

Er atmet auf. Der Prediger hebt die Arme segnend über den Sarg.

Die Träger, schwarze, schwerfällige Gestalten mit plumper Feierlichkeit!

Ein Poltern. Der Sarg hebt sich. Erneutes heftiges Schuchzen. Alle folgen ihm.

Da packt ihn ein irrer Gedanke. Er springt auf einen Stuhl. Ein Ruck. —

Die Uhr fängt wieder an zu ticken.

— — — — —
Er ist auf dem Heimwege. Vor ihm steht der abendliche Wald — in ein blaues Feuermeer steigend.

Er fühlt sich so glücklich, tief eingetaucht in die Natur.

Dort das schwarzumflorte Haus, voll von Verwesungsrauch.

Er aber will fort — tief in die Wälder, wo ihn die Natur aus dunkeltiefen, schilfbewimperten Teichen anschaut.

Und er selbst — ist er nicht eins der vielen Augen!

Er träumt tief in sich hinein.

Liegt es nicht vor ihm, wie viele, viele Ewigkeiten.

Er hat viel, unendlich viel Zeit

Ein Sonett von Shakespeare

Mein Lieben ist ein Fieber, lüstend wild
Nach allem, was mein Leiden noch vermehrt.
Es saugt am Boden, dem mein Weh entquillt,
Der siechen Sehnsucht, die sich selbst verzehrt.
Vernunft, der Arzt am Lager meiner Liebe,
Erzürnt, dass jeder Rat starrt unberührt,
Lässt mich allein. Ich sehe Todestrieb
Als letzten Wunsch, den keine Weisheit führt.
Sehr krank bin ich. Mein Denken sorgt nicht
mehr.

Und Wahnsinn gelbt in wilder Glut empor.
Mein Wort und mein Verstand sind sinnesleer.
Ein Zufall nur stellt sie als Wahrheit vor.
Ich schwor ja, dass du rein und sternenklar.
Du — die nachtschwarz und höllendunkel war.

Deutsch von Rudolf Kayser, München

Otto Soykas neuer Roman

Das Interesse an den kleinen Kämpfen der Leidenschaft, die durch soziale und Gefühlsrück-sichten in ihrer Bedingtheit eigentlich erbärmlich erscheinen müssen, ist Soyka stets fremd gewesen. Diese Herrennatur ersehnt Zeitläufte, die ein schrankenloses Spielenlassen der Leidenschaften ermöglichen, Menschen, die über dem Durchschnittstreiben des Alltags stehend, ihre Triebe stolz entfalten dürfen. Erst wenn durch grenzenlosen Reichtum die üblichen Wünsche der Einzelnen ausser Betracht gesetzt sind, vermag der Mensch — so etwa plant Soyka — Geist gegen Geist, Energie gegen Energie ausspielen zu lassen. So gibt der Autor seinen Helden Geld und wieder Geld, schaltet die Triebfeder der üblichen Romanverwicklungen aus und schildert die gleichsam im luftleeren Raum sich vollziehenden Vergnügungen der Mächtigsten dieser Erde, der Milliardäre Amerikas, der Halbgötter, die sich ein Spiel mit Menschenschicksalen leisten können. Unter den Voraussetzungen des höchsten Reichtums, der Beherrschung eines förmlichen Hofstaates intelligentester Menschen und unter Dienstbarmachung der unglaublichsten technischen Errungenschaften ereignen sich die erregenden Abenteuer der Helden Soykas, dieser fischblütigen Zukunftsmenschen, deren Erfolge stets nur durch die Reste wärmerer Gefühle (aus unsrer Zeit stammend) beeinträchtigt werden. Zweifler werden die Einbeziehung all der neuzeitlichen Fortschrittsbedingungen als unkünstlerisch zu bezeichnen versuchen. Aber wie erstaunt werden sie sein, wenn ihnen nach

Wegdenkung dieser äusserlichen Bedingungen aus dem unheimlichen Wirbel von abenteuerlichen Intrigen das Antlitz berühmter Romanhelden entgegenblickt: Ist Tavera, der geheimnisvolle Lenker von Menschenschicksalen nicht der leibhaftige Urenkel Valmonts aus den „Liaisons dangereuses“, das Zukunftsbild eines Typus der auch in Wassermanns „Masken Erwin Reiners“ angedeutet und in Soykas eigenem Roman „Der Fremdling“ als Sprössling unserer Zeit gezeichnet wurde? Und hat nicht Alfred Kubin den unheimlichen Beherrscher seines Traumstatts Patera gleichsam als phantastischen Vorläufer Taveras geschildert? Ungeachtet der Berechtigung dieser Vermutungen muss man gestehn, dass Werken, die sich nach Entkleidung aller äusserlichen Zutaten noch als so gewaltig und an erhabene Erinnerungen rührend erweisen, ein Ehrenplatz in der neuern deutschen Prosaliteratur gebührt. Denn durch alle Konstruktionen hindurch sieht man hinter Soykas Werken (vielleicht wider seinen Wunsch) den zeitlosen Kunstwillen hervorschimmern.

Otto Pick.

Otto Soykas Roman „Die Söhne der Macht“ ist im Verlage von Albert Langen, München, erschienen.

Literarische Neuerscheinungen

JAKOB WASSERMANN, Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens. Roman. Neue wohlfeile Ausgabe. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geheftet 3,50 Mk., in Leinen 4,50 Mk.

Wenn man den Untertitel des Romans ansieht „Die Trägheit des Herzens“, so findet man, daß nach dieser Richtung seit der wunderbaren Erscheinung Hausers in Nürnberg bis zum heutigen Tage sich nichts gebessert, sondern eher verschlechtert hat. Es ist kaum wahrscheinlich, daß wir heute so viel Erregung aufbringen würden, wie die Zeitgenossen Hausers, den man das Kind Europas nannte. Bekanntlich hat sich aus der Gestalt und der vermutlichen Herkunft Hausers ein heftiger Streit erhoben, der auch heute noch nicht offiziell geschlichtet ist. Es ist selbstverständlich, daß Wassermann Hauser nicht als einen Betrüger darstellt; aber es muß betont werden, daß Wassermann nicht etwa nur aus Gründen seiner dichterischen Absicht sich für Hauser entschieden hat. Er hat das ganze Material, so weit es zu erlangen war, durchgeprüft und dazu, im einzelnen mit dichterischer Freiheit, im ganzen getreu der menschlichen Ergriffenheit und Wahrheit seines Gefühls, das Bild des rätselhaften und unglücklichen Fremdlings entworfen. Das Buch ist voller wunderbar scharf und lebensstark geschauten Gestalten. Alle die Menschen, in denen das Interesse für Hauser entbrannte und dann von der Trägheit des Herzens an der letzten Treue, an der unbedingten Tatkraft behindert wurden, sind meisterhafte Porträte: der Hafisdichter Daumer vor allem, dann der Präsident Feuerbach, dazu

von besonders fliegendem Reiz Frau von Kannawurf und der einzige unbedingte Treue, der Soldat Schildknecht. Auch in der Zeichnung der Feinde Hausers bewundern wir Wassermanns unbefangene poetische Kraft, die sich nicht scheut, Bösewichter als Bösewichter zu zeichnen. Gerade diese entschiedene ethische Teilnahme muß dazu beitragen, das Buch zu einem Volksbuch zu machen.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheunungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion.“

MAX BROD. Arnold Beer. Das Schicksal eines Juden. (Verlag: Axel Junker, Berlin-Charlottenburg). Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

EOON FRIEDEL. Ecce poeta (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

C. J. SÖRENSEN. Die Fahrt der Jomburg. (Erich Reiss, Verlag, Berlin). Geh. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk.

EDOUARD ROD. Das entfesselte Schicksal. Roman. (Ebenda.) Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

PHILIPPE MONNIER. Blaise, der Gymnasist. Erzählung. (Verlag Albert Langen, München).

Zeitschriftenschau

DIE NEUE RUNDSCHAU (S. Fischer, Verlag, Berlin). Das Maiheft bringt einen Artikel des berühmten englischen Schriftstellerpaares Sidney und Beatrice Webb über „Armut und Rassenschönheit“, worin diese beiden großen Probleme des sozialen und hygienischen Lebens ausgeglichen werden. In demselben Heft schreibt Felix Salten einen Jubiläumsartikel über Arthur Schnitzler zu seinem 50. Geburtstage; Hermann Bahr plaudert über den Betrieb, die Hast und Nervosität der Großstadt; Arthur Holitscher setzt seine Kanada-Reise fort; Siegmund Feldmann spricht über die interessanten eben erschienenen Briefe von Gentz; der Roman von Emil Strauß „Der Nackte Mann“ wird fortgesetzt, und eine Novelle des jungen Wiener Schriftstellers Gustav Biberich „Das Henkersmahl“ beginnt. Kleinere Artikel von Ricardo über das Kapital, von Saenger über neue Werke, die Bismarck und Disraeli behandeln, von Schaffner über neue Romane, die politische Chronik von Junius und allerlei kleinere Anmerkungen füllen das Heft, das 2,50 Mk. kostet.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber: Dr. J. Bloch. Das 9. Heft enthält: Wolfgang Heine: Autodafé; Eduard Bernstein: Politische Schwarzmalerei; Herr Schippel: Radikales Durcheinander; Hiltgart Vielhaber: Hermann Baug, u. a. 50 Pf. kostet das Heft.

In der nächsten Nummer

beginnen die bereits angekündigten Aufsätze zum Thema: PATHOSLOSE POLITIK mit den Äusserungen von Ludwig Rubiner und F. Pfm. Gegenäusserungen (gegen die noch nicht erschienenen Aufsätze) sind bereits angekündigt. Die Veröffentlichung halten wir heute aus taktischen Gründen zurück.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Charles Péguy: Republikanisches Heldentum / Victor Noack: Wohnung und Sittlichkeit / Ernst Stadler: Trübe Stunde; Entsöhnung / Willi Nowak: Die „Brücke“ nach Bimini / Ernst Blass: Strand Paul Grenz: Die vielgeliebte Eva / Arthur Silbergleit: Das Bild / Willy Küsters: Büffeln am Katermontag / Erns Balke: Gedicht / Die AKTION und Professor Gurlitt / Fritze Stahl / Falsch adressiert / Der sozialdemokratische Dr. Gradnauer / Literarische Neuerscheinungen / Zeitschriftenschau / Vornotizen

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR UND KUNST

Jahrgang 1912 Herausgegeben von Franz Pfemfert Nummer 21

INHALT

Ludwig Rubiner	Der Dichter greift in die Politik
René Schickele	August Strindberg
August Strindberg	Die Kunst zu sterben
Gustave Hervé.	Parlamentarismus
Ernst Blass	Freundschaft
Ernst Stadler	Zwei elsässische Bücher
Willy Küsters	Ekel
A. H. Zeiz	Denk an den Tag
Margarethe Meerbach.	Füsse

Haberlandtreiben — Die Rache des Reporters — Literarische Neuerscheinungen — Zeitschriftenschau — Vornotizen

August Strindberg. Zeichnung für die Aktion von Max Oppenheimer.

Heft 20 Pfg.

VERLAG DER ZEITSCHRIFT DIE AKTION BERLIN-WILMERSDORF



MOPP

AUGUST STRINDBERG

Für die AKTION gezeichnet von Max Oppenheimer

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR UND KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 21 : 22. Mai

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden . . . : Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestellgeld) b. allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 1.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommissionär O. Brauns, Leipzig

DER DICHTER GREIFT IN DIE POLITIK

Von Ludwig Rubiner

Die Legende ist der erste Schritt zur Wahrheit. Dostojewski

Ein kritischer Dichter griff in die Politik, ein Literat. Viele wollen mich belehren, dass dies gleichgültig sei, dass der Fall überschätzt werde. Ich kann es nicht finden. Es ist zu bedenken, dass hier ein Mann Politik lehrt, der das Kunstdenken einer Generation erzogen hat. Wenn sein Psychologenblatt in einiger Zeit die Öffentlichkeit gewinnt (was nur eine Frage der Beharrlichkeit ist), so wird diese Politik auch wirken.

Gar nicht erst einlassen kann ich mich mit andern Leuten, Schweinen einer skeptischen Naivtuerei, die fragen: Wozu überhaupt man denn Politik treibe — und das Leben — und es komme doch alles von allein . . .

Politik ist die Veröffentlichung unserer sittlichen Absichten. Und wenn es irgendwo eine Wahrheit gäbe, die beweisen liesse, dass unsere sittliche Absicht keine sittliche Pflicht ist — so sind noch hunderttausend Menschen da und bereit, sie für eine sittliche Pflicht zu halten. Das ist ausschlaggebend.

Ich weiss Einiges, über das zu diskutieren ich nicht mehr bereit bin. Ich weiss, dass es nur ein sittliches Lebensziel gibt: Intensität, Feuerschweife der Intensität, ihr Bersten, Aufsplittern, ihre Sprengungen. Ihr Hinausstieben, ihr Morden und ihr Zeugen von ewiger Unvergessenheit in einer Sekunde. Ich kenne die Kannonaden der Erdkruste, Staub zerfliegt, alte

Dreckschalen werden durchschlagen, heraus siedet das Feuerzischen des Geistes. Ich weiss, dass es keine Entwicklung gibt. Ich weiss, dass das Anhäufen von Massen nicht die Motive dieses Anhäufens (im Menschen) ändert. Dass aus Quantitäten nie durch Addition Qualitäten werden (Entwicklungslehre). Sondern dass nur unsere Civilisation fortschreitet (ohne Hohn!). Wobei zu sagen wäre, dass Civilisation die Technik ist, unsere Ermüdungen abzulenken. Dass Civilisation weder zu bekämpfen noch zu erstreben ist, sondern etwas Vorhandenes, Welches uns umfängt, uns verbindlich macht, uns gefangen hält — aber nie beherrscht. Genau zu sprechen: der Fortschritt (unserer) Civilisation wird uns immer mehr verhindern, unserm Tischnachbar ein paar Ohrfeigen runterzuhauen, aber er wird uns nie verhindern, dies zu wollen.

Ich weiss, dass es nur Katastrophen gibt. Feuersbrünste, Explosionen, Absprünge von hohen Türmen, Licht, Umsichschlagen, Amokschreien. Diese alle sind unsere tausendmal gesiebten Erinnerungen daran, dass aus dem fletschenden Schlund einer Katastrophe der Geist bricht. Nur ein sittliches Lebensziel gibt es: von diesen Erinnerungen die neuen sanften Süßigkeiten der kurz vergangenen Zeiten herabzuhauen. Den Fortschritt der Civilisation aufzuhalten; herauszustossen die Selbstverständlichkeit und Sicherheit des Getragenwerdens von der Umwelt. Einen schnellen Augenblick die Inten-

sität ins Menschenleben zu bringen: Unter Erschütterungen, Schrecknissen, Bedrohungen das Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen in der Gemeinschaft bewusst machen!

Es gibt Helden, und noch wenn sie krepieren, drohen sie Bewegungen des Schreckens an. Die Scharen der Civilisation, dröhnende Legionen von Gemüsehändlern, Portiers, Journalisten, Bankbeamten, Premierenbesuchern, unglücklichen Lotteriespielern und patriotischen Hurenwirten treten ihre Leichen mit den Stiefelabsätzen zu Brei.

„Wir?“

Nein. Ich bin nicht allein.

Obzwar dies kein Beweis ist. Aber eine Freude.

Wer sind Wir?

Wer sind die Kameraden? Prostituierte, Dichter, Zuhälter, Sammler von verlorenen Gegenständen, Gelegenheitsdiebe, Nichtstuer, Liebespaare inmitten der Umarmung, religiös Irrsinnige, Säufer, Kettenraucher, Arbeitslose, Vielfrasse, Pennbrüder, Einbrecher, Erpresser, Kritiker, Schläfsüchtige. Gesindel. Und für Momente alle Frauen der Welt. Wir sind Auswurf, der Abhub, die Verachtung. Wir sind die Arbeitslosen, die Arbeitsunfähigen, die Arbeitsunwilligen.

Wir wollen nicht arbeiten, weil das zu langsam geht. Wir sind unbelehrbar über den Fortschritt, der ist für uns nicht da. Wir glauben an das Wunder, an das Abtun alles Fließenden in uns, daran, dass unsere Körper plötzlich vom feurigen Geist brennend gefressen werden, an eine ewige Sättigung in einem einzigen Moment. Wir suchen Feuerscheine aus unserem Gedächtnis das ganze Leben lang, stürzen hinter jeder Farbe her, wollen in fremde Räume hinein, hinein mit uns in fremde Körper; verwandeln wir uns in Orgelstimmen, ins Schwingen von Instrumenten, schlüpfen wir durch alle Zellklumpen der Musik, heraus und wieder drinnen, wie Blitze.

Wir zünden eine Zigarette an, wir passen uns in einen neuen Rock, wir trinken Schnaps; Frauen lassen sich mit zuen Augen und wirren Armen ins Wasser fallen (auch sind anbetungswürdige brandstiftende Frauen da). Wir stürzen uns, mit vier Armen, grinsend verkrümmt auf lächerliche Chaiselongues, über Gebirge von Rücken hinweg dringen wir ineinander; es ist für unser Wunder. Und wir tun das alles immer wieder, weil wir nie bis ans Ende enttäuscht sind.

Unsere Hoffnung ist unermesslich, dass die übermässige Pressung der Seligkeit das tägliche Leben der Civilisation in Trümmer sprengt.

Wer sind wir? Wir sind die Menschen aus den grossen Städten. Herausgetrieben in die Luft gepeilte Silhouetten zwischen Jahrhunderten. Wir sind die, denen ein Aufenthalt auf der Haut schmerzt; Sekunden der Enttäuschung würden unvergesslich brennende Wunden der Langeweile fürs Leben. Es muss alles so schnell vorüber, dass die Vergangenheit zischend wie ein Staubschweif hinter Motoren in die Luft fährt. Um uns die Luft muss zittern. Niemals warten! Hindurch durch die schnellen Freundschaften und die Wutausbrüche Russlands, die gelbgoldenen Trompeten-Sermone Frankreichs, unter italienisches Misstrauen, blitzschnelles Aufdecken zwischen Conventionen, Hingegebenheit, stechende Worte, Sympathien, Ueberfälle — hindurch durch Englands Docks, morgens um fünf, unter einem stinkenden Berg von Menschen, die auf Arbeit warten, bereit vorzuspringen und den Nebemann niederzutreten; hindurch durch den heulenden grauen Staub von Whitechapel . . . Wir wollen nicht länger warten. Wir können es nicht länger aushalten.

Wir lieben diesen politischen Dichter so, weil er es nicht aushalten kann. Wir waren noch Schuljungen, da hat uns dieser Europäer gelehrt, dass man nicht zu warten braucht. Und dass „Geduld, alles wird sich schon entwickeln“, eine Stammtischparole ist. Der Mann, Deutschland von Gnaden geschenkt, war immer eine lebendige Katastrophe. Sein Leben ist ein schon mythenhaftes Beispiel unseres Nicht-Warten-Könnens. Er kam immer mit Sprengungen in eine deutsche Oeffentlichkeit, die gewöhnt ist, Schweinereien solange entrüstet zu bemurmeln, bis sie sich einkalken. Sein Leben wäre klar, wenn man sich diese folgerecht gebaute Spirale ausdenken könnte: Er beseitigt in der grossen Stadt Tschikähgo Existenzen; einen herrschenden Kritiker, der von Kritisierten bar Geld und Victualien erpresst. Einen herrschenden Dichtersmann, dessen Fett die Beef-Fabrikanten zum applaudieren bringt. Einen Polizeiregenten, einen Boss, den überhaupt niemand mehr erträgt. Folgerecht ist dies Leben! Wie, und nur, weil dieses Wirken in der fernen Stadt Tschikähgo abläuft, durch die Ferne exotisch umhaucht ist, sollt es uns mehr angehen, als, sagen wir, in Berlin? Wär in Berlin nicht dieser Weg viel Unsriger: vom Kritiker Tappert,

dem gesellschaftlichen Fall; über den Dichter Sudermann, dem öffentlichen Fall; zum Dirigenten Jagow, dem politischen Fall?

Ich muss immer lachen, wenn ein Synthesängster: Destruktion. Uns macht nur die (einzig!) sittliche Kraft der Destruktiven glücklich. Beweis: Dieser politische Dichter hat jedesmal die deutsche Sprache bereichert. Er hat Rüdigkeiten gelehrt, die im deutschen Bereich noch keiner ausgedacht hatte. Immer, wenn er auffliegen liess, wurden einzig unzerstörbare Geistigkeiten freigelegt; Beziehungen unserer (sorgfältig versteckt gehaltenen) täglichen Erfahrungen zu, ja, zu Seelischem.

Gewöhnung, Konservierung, Einpökelung, Abwendung, Schwindel ist es, wenn man den Fall dieses Europäers aus der Stadt erledigen will: „Er hat Mut, zugegeben!“ Schwindel. Mut ist ein Sympton. Mut hat jeder Literat, wenn er dreimal um den Schreibtisch läuft. Es kommt darauf an, den Mut (oder den Unmut) zu wollen. Ich schrieb, vor etwa einem Jahr, und davon werde ich nichts zurücknehmen können.

„Dieser Mann, der Eindrücke empfangen und geben kann, wie die Dichter, opfert selbst und bewusst das eilende, helle Leben; er mordet seine Lust. Mit einer ungeheuren Konzentration von Energie wandelt er Gefühlsformen völlig zu Zielen um, macht alle seligen Gleichgewichtsgenüsse seines Relativismus zu nicht; und dieser von der Natur Eingesetzte, dieser herrliche ethische Jude — blond mit blauen Augen, ihr Rasantrottel — gibt Werte!“

Es kommt auf die Umwandlung der Energie an. Sittlich ist es, dass Bewegung herrscht. Intensität, die unser Leben erst aus gallertiger Monadigkeit löst, entsteht nur bei der Befreiung psychischer Kräfte. Umsetzung von Innenbildern in öffentliche Fakta. Kraftlinien brechen hervor, Kulissen werden umgeschmissen, Räume werden sichtbar, Platz, neue Aufenthaltsorte des Denkens; bis zur nächsten Katastrophe. Wir leben erst aus unsern Katastrophen Störer ist ein privater Ehrentitel, Zerstörer ein religiöser Begriff. Und darum ist es gut, dass die Literatur in die Politik sprengt.

Jedoch:

In Deutschland hält man einen Universitätsprofessor für einen Genius, wenn er irgendwie auf das Jahr 1912 Bezug nimmt. Soviel Mensch-

lichkeit traut diesem Gewerbe niemand zu. In Deutschland hält man einen Reichstagsabgeordneten für eine Individualität, weil er seit zehn Jahren immer dasselbe Buch von Anatole France citiert. Soviel Intelligenz hat niemand von einem Parlamentarier erwartet. In Deutschland hält man einen Revisionisten für den künftigen Leiter der Geschicke, weil er in Frisur und studierter Haltung Lassalle ähnlich sieht. Soviel Impetuososo hat man von einem Sozialdemokraten nie erwartet.

Die bescheidenste Oeffentlichkeit imponiert in Deutschland so ungeheuer, weil man sie zunächst, insgeheim, von Geburt aus für minderwertig erachtet. Die Möglichkeit, dass einer unter Umständen gezwungen sein könnte, sich unverhalten zu benehmen, gilt schon als die (durchaus vollendete) Tatsache der Unverhaltenheit. Darauf fallen wir alle in Deutschland rein; immer wieder. Alle. Als, nur eins vieler Beispiele, Hermann Wendel, ein wertvoller Publizist Deutscher Sprache, in den Reichstag kam, haben wir uns alle gefreut. Wir trauten ihm zu, damals, dass er das Ungeschäftsmässige, den gutgeschriebenen Satz, Ahnungen vom Blut und die präcis tötende Glosse der Polemik in die Politik bringe. Wir haben uns natürlich getäuscht. Aus Gedankenlosigkeit; wir hatten den ersten Hauptsatz zur Politik vergessen: Verhaltenheit ist unsympathisch, aber die Atmosphäre der Oeffentlichkeit macht in Deutschland die Leute dämlich.

Die Geschichte ist lächerlich. Wer in Deutschland die Oeffentlichkeit besteigt, wird „fortschrittlich.“ Er fühlt nicht mehr die Verpflichtung zu helfen, sondern hat die Unverschämtheit erziehen zu wollen. Hier sagt, in der Oeffentlichkeit politischer Läufe, kein Mensch mehr, wie er sich die Dinge denkt, sondern wie er . . . wünscht . . . dass man verstehen soll . . . wohin eine Vorbereitung zielt . . . die bewirkt . . . dass man einmal verstehen wird . . . was er jetzt verschwiegen hat. Fortschritt.

Politiker, die auch anständige Menschen sind, halten oft das Gelächter über ihre Politik für Symptom verstandloser Indifferenz. Indifferenz für Gemeinheit. Sie irren. Es ist nur Ablehnung einer Unterschätzung; Verachtung dessen, der einen unterschätzt. Nicht billige Ueberlegenheit, sondern eine, die uns trauert, und die wir sehr wegwünschten. Beispiele wären: Ein Musiker hat den Ruf des gewaltigsten Contrapunktikers, und man kennt nur Metropolliedchen von

ihm. Ein Dichter heisst genial, und hat etwa nur Karl-May-Romane veröffentlicht; und ein geheimnisvoll schaffender grosser Maler hat beide mit Illustrationen versorgt.

Wir wünschen, uns mit unsern Politikern zu unterreden; nicht, von ihnen erzogen zu werden. Wir verwehren dem deutschen Politiker den Zutritt zu unserer Gesellschaft. Er schreibt zu schlecht. Er verwechselt Verständlichkeit (die ist Anrühren von Dingen, als welche von Geburt an in uns allen liegen) mit Unwichtigkeit. Und er ist sehr anständig, wenn er unter Parenthesen durchscheinen lässt, dass diese unwichtigen, weitmaschig gestrickten Reden, nicht seine Angelegenheiten sind. In Momenten der Bewusstheit. Dies ist die Atmosphäre der deutschen Politiker. Währenddem in Frankreich die Politik den Menschen hebt, einen kaufmännischen Angestellten zu einem europäischen Schriftsteller macht, die (ewig erstrebenswerte) Kunst der Concentration in die Menge bringt (Man denke an die Scene: Herr Clémenceau, niemals ein Genie doch ein Vertreter, deutet in einem höflichen Sätzchen von fünf Worten auf einen Quidam. In den Gängen laufen die Leute umher; ein Minister ist gestürzt. Und hinter diesem Mot stand nur ein Fragezeichen, wonach eine geformte Rede weiterging). Herr Bürger Cochon, ein Obdachloser, sieht aus seiner Wohnungslosigkeit das „Syndikat der Von — Hauswirten — vor — die — Tür — Gesetzten“ erstehen, er gedenkt nunmehr Stadtrat zu werden. Er redet gut, und witzig zum brüllen. Dabei ist kein Zweifel, dass dieser Mann, der jetzt bewegliche Phantasie und Handlungsfähigkeit übt, einmal mit der berühmten „Rente“ sehr zufrieden sein wird; kein Zweifel, dass Clémenceau ein Gauner ist. Allein in diesen Grenzen der französischen Sprache ist das Schöne, dass die Politiker an ihren Leuten nicht Pädagogik treiben, sondern Injektionen machen. Sie steigern. Sie haben ihre gegenwärtigsten Privatwünsche im Herzen (gleichviel ob aus Schurkismus oder Notlage) und ihre Intensität steckt die Luft in Brand.

Da möchte ich etwas Herrliches von Robert Musil hersetzen. Und ein Satz, moralisch und undeutsch wie schöne Brückenbogen. Lehrhaft wie von einem Encyklopädisten, psychologisch wie von einem Jesuiten; tatsächlich und als runde Erkenntnis gesprochen wie von einem Visionär. Er sagt — in dem unschätzbaren, menschenfreundlichen, darum unermesslich lie-

benswerten Novellenbuch „Vereinigungen“ — er sagt: „Es kommt ja nur darauf an, dass man wie das Geschehen ist und nicht wie die Person, die handelt.“

(Die nächste Nummer bringt den zweiten Teil [Schluss] dieses Aufsatzes und den Aufsatz von F. P.)

Parlamentarismus

Von Gustav Hervé

Wert und Unwert des Parlamentarismus lässt der Pan durch Parlamentarier feststellen.

Ich schlage vor: Berliner Bauspekulanten äussern sich über Wert und Unwert reichshauptstädtischer Architektur.

Oder: Sudermänner urteilen über Wert und Unwert zeitgenössischer Dramendichtung.

Hervé hat die denkbar vollkommendste Form des Parlamentarismus vor Augen: also wirkt das (idealste) Vertretungssystem auf Freiheitsbewegungen.
F. P.

Die sozialistische Partei in Frankreich wie in Deutschland — und sonst noch wo — gleitet nach und nach zum reinen Parlamentarismus über.

Sie ist durch und durch eine Wahlpartei geworden.

Die Hauptsache ist für sie, die Zahl der sozialistischen Wähler zu vermehren und besonders die Zahl der gewählten Sozialisten.

Die Propaganda des Kollektivismus und Kommunismus kommt später, wenn man Zeit hat.

Ehemals, zu den heroischen Zeiten, war man gewissenhafter.

Aber es ist leichter und einträglicher, Wähler anzuwerben.

Den revolutionären Sozialismus predigen, patriotische und andere Vorurteile der ungerechten und einfältigen Gesellschaft, die wir dulden, untergraben: dabei riskiert man Prügel, Jahre der Gefangenschaft, Elend.

Um Wähler zu bearbeiten, braucht man nur ins Hotel der Stadt, ins Palais Bourbon oder irgend welchen anderen Versammlungssaal zu gehen.

Die Parlamentssozialisten suchen ihre grösste Ehre darin, Kandidaten mit allen Mitteln durchzubringen.

Sie sind Antipatrioten!

Pst! Das braucht man nicht so laut zu sagen. Gestehen wir es unter uns, wenn Sie wollen, dass das sogenannte Vaterland eine gemeine Bestie ist und man froh sein könnte, keines zu besitzen, aber man schreit es nicht von den Dächern, der Kandidat könnte dadurch Sitz und Stimmen verlieren.

Selbst wenn die radikalen Wähler sich kühnlich zu dem Beiwort „sozialistisch“ bekennen, was jetzt mehr und mehr Mode wird und

was der Sozialismus sich zu Nutze macht, sind sie doch vollkommene Patrioten.

Sie haben in Frankreich (wie in Deutschland) von der Familie die patriotische Belastung ererbt; das patriotische Lied, die „guten“ Handbücher der Geschichte und die bürgerliche Belehrung der Schule haben Patrioten gezüchtet; Menschen, die überzeugt sind, dass ihr Vaterland das beste, das freieste, das grösste sei.

Der militärische Pomp hat auf ihre Nerven gewirkt; den innersten Kern ihres Selbst bildet, wie bei den Nationalisten, tiefste patriotische Ergebenheit.

An einem so eingewurzelten Vorurteil rühren zu wollen, bedeutet, das Heer der Wähler in Masse den bürgerlichen Parteien zutreiben!

Indem man dieses Vorurteil auf beiden Seiten der Grenze schont, lässt man ein allzuleicht zu beeinflussendes Gefühl anwachsen und sich für die geringste internationale Krise begeistern.

Was tuts, dass dieses patriotische Gefühl, das in den Herzen der Massen wie Feuer unter der Asche glüht, sich morgen auf beiden Seiten des Rheins entflammt und zwei Völker sich gegenseitig an die Gurgeln springen lässt um Interessen, die nicht die ihrigen sind.

Ist es nicht die Hauptsache, sozialdemokratische Abgeordnete durchzubringen? Das übrige kommt nicht in Betracht gegenüber der Rücksicht auf „höchsten Befehl.“

Die sozialistische Partei ist durch die Mandatspolitik total heruntergekommen, ist derartig von reformistischem und parlamentarischem Geist vergiftet und besessen, dass sie über ihren kleinen Wahlerfolgen die Sorge für die revolutionäre Propaganda vergessen hat.

Man kann übrigens die heftige Auf- und Erregung der gewählten Sozialisten, die eine Verringerung der Aussichten für ihre Wiederwahl befürchten, entschuldigen, wenn man die missliche Situation der Arbeiter und Handarbeiter bedenkt.

Wenn sie, wie in Frankreich so in Deutschland vom Staat bezahlt werden, erhebt die Wahl sie aus dem gemeinen Haufen; durch ihre Lebensführung, mehr noch durch ihr erhöhtes Einkommen, werden sie Bürger, wenigstens Kleinbürger. Ebenso wie ihre materielle, wird ihre moralische Stellung von Grund aus verändert. Gestern leibeigen, einer Maschine gleich; heute plötzlich eine wichtige Persönlichkeit. Minister, Präfekten, Polizisten und Aufseher behandeln sie mit Rücksicht, die sie nicht gewöhnt sind.

Glossen

Haberlandtreiben

Die Hausbesitzer hatten ihren 34. Verbandstag. Die Hertschau der Nationalliberalen war nicht so witzig. Einer, der als Generalsekretär des Hausbesitzerbundes sicher eine vorschriftsmässige Anschauung vertritt, stellte fest:

„Der Hausbesitzerstand ist der Wall gegen die rote Flut, ist die Kerntruppe, um die es sich im Kampf gegen alles dreht, was dem Gesamtinteresse schädlich ist. Wenn dem aber so ist, dann muss man sich hüten, durch Uebertreibung der steuerlichen Belastung und durch Missachtung dem Hausbesitzer seine Existenz zu erschweren. Man sollte sich vielmehr mit vollem Bewusstsein auf ihn stützen bei der Förderung aller staaterhaltenden Aufgaben.“

Der Generalsekretär hätte noch weiter gehen und behaupten können, die Hausbesitzer seien bestrebt, die im Volke grassierende sozialdemokratische Gesinnung in möglichst enge, luft- und lichtarme Winkel zu sperren. Für seine Halbheit entschädigte uns Herr Haberland, dessen Wirken im neuen Berliner Westen hinlänglich gewürdigt worden ist — u. a. von dem Schöneberger Stadtverordneten Zobel. Jeder Redner sprach zu einem bestimmten Thema. — Worüber äusserte Herr Haberland sich? Zum Thema Bauschwindel. Er sprach also:

„Den Bauschwindel können wir bekämpfen auch ohne gesetzliche Massnahmen. Er wird von selbst aufhören, wie jede Krankheit am Körper des Wirtschaftslebens von selbst ausheilt. Der Hausbesitz und die Terrainunternehmungen (!!) haben beide ein Interesse am Kampf gegen die Faktoren, die gegen das Privateigentum sind und die Bedeutung des Haus- und Grundbesitzes verkennen. Der Kreis dieser Leute ist viel grösser als man glaubt. Die Wissenschaftler gehören meist den Kathedersozialisten an und wollen das Privateigentum abschaffen. Sie predigen auf den Kathedern die Lehren der Bodenreformer. Wir haben auch sehen müssen, dass der bodenreformerische Geist seinen Einzug gehalten hat bei den Polizeiverwaltungen und bei den Ministerien. Auch in den gesetzgebenden Körperschaften sehen wir alle diese Tendenz. Wer war denn der Berater der Regierung bei der Wertzuwachssteuer? Der Bodenreformer Boldt aus Dortmund! Dieser Geist geht durch alle Massnahmen der Regierung. . . .“

Soll man . . . soll man ein Wort zu diesem Haberlandstreiben sagen? Die Wirkung würde abgeschwächt werden.

Die Rache des Reporters

Die Oeffentlichkeit konnte mit einer Sensation gefüttert werden: „Der Apache Garnier in Berlin verhaftet.“ Natürlich war ers nicht -

Und nun wendet sich die Wut des Reporters gegen den Garnier, der die Frechheit besass, es nicht zu sein:

„Die Ermittlungen der Berliner Kriminalpolizei haben ergeben, dass der verhaftete junge Mann mit dem bisher vergeblich gesuchten Pariser Apachen Garnier nicht identisch ist. Der fälschlich Verdächtige wurde daher wieder aus der Haft entlassen. Es handelt sich, wie festgestellt wurde, um einen 20 Jahre alten Handlungsgehilfen, der angeblich für auswärtige Weinfirmen reist. In Berlin selbst weilt er erst seit einigen Wochen, doch konnte er hier noch keine Geschäftsverbindungen nachweisen. In seiner Begleitung befindet sich eine Französin, die angeblich seine Braut ist. Auch mit anderen Damen steht er, wie sich im Verlauf der Untersuchung herausstellte, in Verbindung.“

Dieses geile Betasten des Privatlebens eines Menschen gehört zu der angeblichen Kulturarbeit der Presse.

Ekel

Ein schwälend Grün versucht, sich in mein
Inneres zu fressen
Und schlingt Polypenarme in ein welkes Brüten,
Umflucht den Schädel mit mir speichelfeuchten
Brunnenkressen
Und wälzt sich in ein Meer von Plattitüden.

Verwittert fällt mein Fleisch auf ekle Stellen,
Wo wüste Maden gleichgesinnte Käfer fanden.
Ein unverdienter Strahl will mir den Grund
erhellen:

Vielleicht schreibt irgendwo ein Journalist in
deutschen Landen.

Konstanz. Willy Küsters.

In Sachen Gurlitt

erhalte ich vom Vorstand des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller folgende Zeilen, die ich gern abdrucke:

Im Auftrage des Vorstandes des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller bitte ich, die Aufklärung zu dem Aufsatz „Bedrohung der Schriftsteller“ in Nr. 20 der „Aktion“ zur Kenntnis zu nehmen und Ihren Lesern auch zur Kenntnis zu bringen:

1. daß dem Schutzverband bzw. dessen Vorstand von der Klage und der Bücherbeschlagnahme, von der Sie sprachen, bis zum 12. 5., an dem Tage, an dem Ihr Antrag sowie die Nr. 20 der „Aktion“ in unserer Geschäftsstelle einlief, nichts bekannt war;

2. daß wir also keinerlei Möglichkeit hatten, zu dieser Rechtssache, die, wie wir hervorheben,

weder vom Schutzverband noch von dessen Syndikus geführt wurde, irgendwie Stellung zu nehmen;

3. daß ich, im laufenden Monat mit der Führung der Geschäfte betraut, unmittelbar nachdem ich Ihre Mitteilung erhielt, veranlaßt habe, daß die Besprechung der Angelegenheit, die Prüfung des Materials, das ich von allen Parteien in gleicher Weise entgegenzunehmen bereit bin, sowie die Beschlußfassung über die Anträge auf die Tagesordnung der nächsten Vorstandssitzung gesetzt wird.

Mit Rücksicht auf das hier mitgeteilte, besonders die Tatsache, daß der Schutzverband, bzw. der Vorstand Ihre Mitteilung über die Bücherpfändung erst gleichzeitig mit der Veröffentlichung erhielt und die nächste Vorstandssitzung sich mit der Sache beschäftigen wird, halten wir uns natürlich für verpflichtet, von weiteren öffentlichen Diskussionen dieser Angelegenheit vor der Beschlußfassung des Vorstandes abzusehen.

Hochachtungsvoll

I. A.: W. Fred.

August Strindberg

Von René Schickele (Strassburg)

Für uns ist Strindberg das Erkennungswort Gestern noch hat man Ibsen als Befreier gefeiert. Als Befreier, warum?

Verstockte Laienpriester, die sich Kulturträger nannten, haben für eine Generation nach der andern die Bündel seelischer Sensationen gefesselt und zur Höhe von Systemen und Kenntnissen aufgestapelt.

Ibsen nahm von ihnen, lockerte sie — und stellte sie als tragische Wahrzeichen einer korrupten Moral an ihren alten Platz zurück. Mit resignierter Geste. Diese „korrupte Moral“ war für Ibsen: Experimentierobjekt; bei der Zergliederung der Puppe lief ihm oft Blut über die Hände — aber wie er dabei, ein Sonderling, von kritischen Blitzen umleuchtet im Kreise herumging, um, nachdem der Kreis beendet war, in einer Falltür zu verschwinden, mochte einigen, die den Kopf frei hatten, ein komisches Beginnen scheinen. Ein fahles, bedrückendes Licht blieb überm Schauplatz hängen. Wars Befreiung? Eher das Gegenteil. Ein Erkennen und Verzichten; immer ein verflucht christliches Gewissen, das bedrückt ist und sich mit einem entschiedenen Ruck befreien möchte — das Gewissen eines Sektierers bleibt.

August Strindbergs Leben war ein Kulturkampf. Dieser Kosmos, der Strindberg heisst, hat unter Ausbrüchen von Vulkanen in seinen Bahnen gekracht — und immer weitere Kreise geschwungen. In dem einen Leben ward mehr

denn eine Kultur geschaffen. Alle Bündel wurden gelöst, jeder Stab zersplitterte im Licht, es wurde ein irres, wunderirres Blitzen der Ströme, in denen Sonnen fließen, es wurde das schäumende Stürzen der Katarakte.

Ibsen ist ein geistreicher, scharfsichtiger Pfaffe, der gereizt wurde und unter bedingter Verantwortlichkeit Enthüllungen veröffentlicht.

Strindberg: der gottfreie Mensch mit dem vielfältigst-organisierten Gehirn unter den Genies aller Zeiten.

Es ist nur an eins zu glauben: an die Wahrheit und Natürlichkeit der Metarmophosen des Irdischen — und alles ändern. Darum können wir August Strindbergs Schöpfungstagen nie genug nachdenken. Wir sollen seinen ganzen Reichtum erleben.

Die Kunst zu Sterben

Von August Strindberg

Der Wille zur Macht sei eine Grundbedingung für die Existenz des Selbst; ohne den würde der Mensch untergehen, da er dem Druck der anderen nicht widerstehen könne. So lernten wir von den Irrgeistern unserer Jugend. Swedenborg aber sagt, Machtgier stammt aus der Hölle; und Balzac spricht von den Galeerensklaven des Ehrgeizes, die nie zur Ruhe kommen. Dante hat eine schöne Strophe über das Schicksal der grossen Maler: der eine muss abtreten, um dem anderen Platz zu machen, kommt in den Schatten und wird vergessen.

Auch wenn es ungerecht sein mag, wie es oft der Fall ist, muss man die Zurücksetzung vorziehen, denn die Menschen werden des besten überdrüssig und verlangen nach Abwechslung. Ein grosser Name bedrückt auch, wird als eine Gewalt empfunden, ist ein Hindernis für andere, auch grosse Namen zu werden. Napoleon und Bismarck war die Sache klar, denn beide sagten voraus, die Welt würde einen Seufzer der Erleichterung ausstossen, wenn sie von hinnen gingen.

Um aber gutwillig abtreten zu können, ist religiöse Resignation nötig, vollständiger, unwiderruflicher Abschied von der Welt. So machte es Karl V., als er sich in einem Kloster begrub. Sich das Abschiedsbenefiz geben lassen und dann doch wieder auftreten, das geht nicht gut. Betrachtet man sich dagegen als tot für die Welt, nimmt keine Notiz von ihr, dann beginnt ein neues Leben, aber auf der andern Seite; das ist viel ruhiger, denn es ist die Auferstehung von den Toten, bereits hier!

Beethoven grämte sich, dass die Wiener undankbar und vergesslich waren, als Rossini kam und die italienische Oper wieder in Mode brachte, zu deren Ausrodung Beethoven sein

Leben angewandt. Beethoven war jedoch ein harter, selbstüchtiger und recht hochmütiger Mann, der darum aus dem Leben buchstäblich herausgequält wurde, im Grossen wie im Kleinen. Zunehmende Taubheit, unangenehmer Prozess, ein wahnwitziger junger Verwandter, häuslicher Spektakel, Krankheiten peinigten seine letzten Jahre, sogar unverdientem Spott Untergebener musste er sich aussetzen, so kehrte er, wohl bereitet, dem Leben den Rücken und schied von allem, ohne etwas zu vermissen.

So soll es sein! Auf dass nichts einen bindet, weder mit einer Sehnsucht noch einer Hoffnung; damit man auf der anderen Seite des Flusses nicht zurücksieht, sondern geradeaus geht.

Die Bitterkeiten des Alters sind dazu da, um das Konto auszugleichen, unerledigte Geschäfte abzumachen, den Betrug zu durchschauen, des Unvollkommenen überdrüssig zu werden, damit kein Rückverlangen einem die Ruhe des Grabes stören kann.

(Autorisierte Uebersetzung von Emil Schering)

Denk an den Tag

Denk an den Tag, da alles aus sein wird,
Da ernste Frau'n mit fahlen Händen kommen
Dir von der Stirn den kalten Tau zu wischen,
Des Lebens letzten Kuss, als hastig es
Entfloh, des Todes schwarze Geier fürchtend.
Da man die starren Augen dir verschliesst,
Den Mund, der Süsses sprach, und der jetzt
gähnt,

Als war er müd' des längst entflohen Lebens.
Da hört die Liebe auf,

es lischt die Glut,
Verglimmt gleich einer umgestürzten Fackel,
Und graue Ahnung frisst sich in die Seele
Zernagt das Herz, peitscht Tränen in die Augen.
Da hört die Liebe auf

wir schliessen unsere Augen
In Angst und unsere Stimmen werden zitternd.
Dich aber küsst Verwesung auf den Mund
Und legt dir Blüten auf die weisse Brust. —
Sie ist die Einzige, die dich wahrhaft liebt,
Die dich geleitet in das dunkle Nichts.

Danzig

August Hermann Zeiz.

Zwei elsässische Bücher

Von Ernst Stadler (Brüssel)

Weder Flakes Roman noch Schickeles Novelle tragen ersichtlich elsässische Zeichen. Dennoch spürt der Kundige ihr geheimes Elsässer-

tum an dem besonderen und näheren Grenzverhältnis zum Gallischen. Schickele war niemals so romanisch wie in dieser Geschichte von der kleinen Pariser Schauspielerin, die ihre Gunst mit der raschen Unbedenklichkeit eines Triebwesens verschenkt, dem moralistische Hemmungen so fremd sind wie die Bindung sentimentaler Verpflichtungen. Und auch Flakes schwereres deutsches Wesen zeigt eine bestimmte und eigentümliche gallische Färbung. Nicht bloss, dass er im Technischen von den Franzosen gelernt hat, dass der ruhige epische Fluss seines Vortrags, die gleichzeitig gesättigte Farbigkeit seines Stils, deutlich die Schulung an den grossen romanischen Mustern zeigt. Sein ganzes Wesen tendiert gleichsam nach dieser Seite. Er sucht das Gallische als eine Ergänzung, als Erlösung von der eigenen Schwere und Gedankenhaftigkeit, an der er leidet, ohne sie freilich aus dem Blut treiben zu können. Dieser Widerspruch ergibt geradezu die seelischen Konflikte seiner Geschichten. Seine Menschen suchen sehnsüchtig den leichteren Rhythmus eines rein gefühlsmässig orientierten Lebens, der ihrem langsameren Blute versagt ist. Sie werden gleichsam auf eine Zeit von dem rascheren Tempo eines ihnen fremden Lebens fortgerissen, in dem es ihnen doch nicht recht geheuer zu Mute ist und aus dem sie freiwillig und unfehlbar zur eigenen Art zurückkehren. Seine Menschen lieben die frühe Bindung durch selbstgewählte Schranken, aus denen sie doch lüstern nach der Unbekümmertheit der Triebhaften hinüberblinzeln. Manchmal brechen sie aus, stets endet ihre Entdeckungsfahrt ins Reich der Unbedenklichen mit einem Hymnus auf die freiwillige Unterordnung und das Glück der moralischen Beschränkung. Der sie schuf, ist ein Moralist mit dem romantischen Drange nach Ungebundenheit und ungeschmälertem Sichausleben. Ein Sesshafter mit der Sehnsucht nach Ausbreitung. Seine Geschöpfe preisen die Treue als den tiefsten Gedanken der Menschheit und spielen doch unaufhörlich mit der Vorstellung der tausendfältig lockenden Möglichkeiten dieses Lebens. In einer früheren Novelle richtet ein junger Mann den „unbedachten Wunsch“ an sein Schicksal, die Liebe zu seiner Braut auf eine äusserste Probe zu stellen: „Türme Hindernisse auf, die mir Lona wertvoller machen, schicke Versuchungen, die mich prüfen, lass mich Opfer bringen, auf dass sie mich belohne.“ Aber diesen Fanatischen der Treue bewahrt nur ein Zufall davor, zu unterliegen. Denn bei aller Beschwerung mit Reflexion und Moral sind Flakes Menschen von einer Sinnlichkeit, die vor den Versuchungen des Lebens auf die Dauer keine Widerstände gelten lässt. Die Versuchungen des Lebens aber sind für Flake immer die Versuchungen des Blutes. Die Sinnlichkeit ist das magische Zentrum, um das sein ganzes Wesen in unaufhörlicher Bewegung kreist. Mit zwanzig Jahren schrieb er einmal den Aphorismus: „das ganze Geheimnis des Lebens laufe darauf hinaus, ein rechtes Verhältnis zur Sinn-

lichkeit zu finden“. Man kann das Thema seiner Produktion nicht besser umschreiben.

Der Roman „Schritt für Schritt“ handelt von dem Liebeserlebnis zweier Menschen, die, durch das rätselhafte Gesetz der sexuellen Affinität zusammengeführt, in schmerzhaften Erschütterungen ihres ganzen Wesens nach jenem höheren Einklang suchen, den die Ungleichheit ihrer geistigen und seelischen Entwicklung, die Zwiespältigkeit dessen, was ein jedes von der Liebe fordert und in ihr findet, ihnen lange versagt. Noch in der Entrückung der Liebeshunde bleiben sie sich fern, und es bedarf langer Erlebnisse, Entfremdungen, Wandlungen, ehe sich ihre Seelen in echter Gemeinschaft erschliessen. Der Weg dahin führt von der Unsicherheit einer bloss triebhaften Anziehung zu der gefestigten Bewusstheit einer in Prüfungen erstarkten Erkenntnis. Dabei ist das volle Gewicht auf die seelische Entwicklung des Mannes gelegt, und nur in der Spiegelung dieses Prozesses erscheinen die Wandlungen, die das Mädchen durchzumachen hat, um jener höheren Vereinigung entgegenzureifen. Man fühlt: worauf es Flake ankam, war die psychische Entfaltung dieses Mannes, dessen Erfahrung, Intelligenz und Wahrheitstrieb sich nicht zufriedenfindet mit dem, was die Masse der heute Lebenden mit dem Wort „Liebe“ deckt, und dessen selbstquälerisches und unerbittliches Ringen, Suchen, Zweifeln, gleichsam die Richtlinien hergibt für eine neue fortgeschrittene sexuelle Moral.

Anspruchsvoll, geniesserisch und raffiniert, mit einem Begriff vom Weibe, der zugleich verfeinert ist und elementar, fordert Ralph von der Geliebten sowohl die seelische Entwickeltheit einer späten Epoche wie die ungebrochene Ganzheit ursprünglicher Triebe. Misstrauisch gegen sein eigenes Gefühl, unaufhörlich reflektierend und erbittert gegen die sentimentalen Rührungen und Verlogenheiten der bürgerlichen Erotik, stellt er in einem akuten Ehrlichkeitsfieber, dessen zweiflerische Selbstpeinigung zuweilen hart an Pedanterie grenzt, die Bilder und Forderungen seines Liebesbegriffes neben das, was der Verkehr mit Ilse seiner Seele an Stimmungen und Sensationen schenkt. An der eigenen Liebe irre in der Vorstellung, dass Ilses Hingabe jene leidenschaftliche Beschwingtheit fehle, die ihm zur Befuerung und Steigerung des eigenen Lebensgefühls unerlässlich scheint, gequält und enttäuscht durch ihre Unfähigkeit, ihm mit ihrem ganzen Sein dahin zu folgen, wo sein herrischer Wille sie sich wünscht, sagt er sich von der Geliebten los und wirft sich in neue erotische Abenteuer, die ihm nach langem Irren endlich Klarheit über die eigenen Triebe und sein Gefühl für Ilse schenken. Es ist psychologisch fein und wirkungsvoll, dass seine vergrabene Liebe in dem Augenblick wieder hervorbricht, als er aus den Schwankungen eines stürmischen erotischen Abenteuers empor-tauchend, sich zu höherer Sicherheit über sein eigenes Wesen läutert. Die Erfahrung dieses

Erlebnisses, das eine Zeitlang alles zu geben versprach, was er in Iles Liebe vermisst hatte: entrückte Leidenschaftlichkeit, Erhöhung, Hinausführung über die Grenzen der Alltäglichkeit, und das ihn doch am Ende unbefriedigt entlässt, wird nun zum Mass für sein künftiges Lebensziel: „zwischen Täglichem und Gesteigertem musste man einen Ausgleich finden, nicht das eine verwerfen und dem anderen nachjagen“. Aber es ist bezeichnend für diesen jeder impulsiven Bewegung, jedem raschen Gefühl Misstrauenden, dass er immer noch zögert, wartet, verschiebt und die Einsamkeit, die Distanz von seinen letzten Erlebnissen herbeiruft, um noch einmal für sich die Fundamente seines Lebens und seiner Liebe zu überprüfen. Denn was ihn wertvoll macht: die unbedingte Ehrlichkeit, der fragende und ungenügsame Wahrheitsdrang, der sich eher selber Wunden schlägt als eine bequeme Ruhe mit dem geringsten Schein von Lüge zu erkaufen, das weist sich auf der anderen Seite als die Schranke seines Wesens: Langsamkeit des Temperamentes, Mangel an Unbedenklichkeit, Unfähigkeit, sich frei und unbefangen dem Augenblick zu überlassen.

Nichts kann der schwerblütig-reflektorischen Art dieses Charakters entgegengesetzter sein als die unbekümmerte Leichtigkeit, mit der die Heldin von René Schickeles Pariser Novelle durch diese mit einer entzückenden Grazie vorgetragene Geschichte wandelt. Für Lo, die Pariserin, gibt es keine Problematik der Liebe. Ihre Ehrlichkeit ist nicht geringer als die Ralphs, aber sie versteht es, ohne selbstquälerisches Gewissenverhör auszukommen. Sie traut einem sicheren Zeichen: der nie versagenden Wahrhaftigkeit ihres Gefühls. Sie ist ganz Triebwesen, ganz erfüllt von der Lust des Augenblicks und ohne Sorgen um das, was werden mag. Zuweilen ist sie wie ein sanftes und lebhaftes Tier, und wie das eines Tieres folgt ihr Leben der untrüglichen Stimme ihres Instinktes. Sie denkt nicht viel, aber sie besitzt die immer gegenwärtige Intelligenz ihres Gefühls. Mit jenem Begriff der Treue freilich, den Flakes Held als der Liebesweisheit letzten Schluss entdeckt, wüsste sie nichts anzufangen. So tief und rückhaltlos die Hingabe ihres Wesens ist, solange sie liebt: das Festhalten, Ausharren bei einem Gefühl, dessen köstlicher Zauber seine Vergänglichkeit ist, liegt nicht in der Temperamentsphäre dieses hellen und raschen, tiefen und innigen Geschöpfes. Von ihrer Liebe geht die Legende, dass sie niemals länger währe als drei Monde. Ein Carmentypus ohne die Dämonik südlicher Leidenschaft und mit den seelischeren Rührungen einer hingebenden Innerlichkeit.

Ihr Herzenerlebnis mit einem deutschen Dichter steht in der Mitte dieser mit beinahe musikalischem Schwung ablaufenden Geschichte. Es hebt an mit dem kurzen und leise ironischen Abgesang, der Ablösung von einer alten Liebe, jener ungeduldigen und geladenen Wartezeit, wo das Herz scheinbar noch in den alten Banden gefangen ist, während schon insgeheim

die Erregungen einer neuen Liebe locken. Los' Liebesmonde mit dem deutschen Dichter, der das glückliche Erbe ihres Herzens angetreten hat, bildet das breite Hauptthema. Es ist mit aller verweilenden Liebe durchgeführt, mit allen Verzierungen, Verrankungen, Variationen, aus deren harmonischer Gesamtheit sich Los zarter und heisser Herzgesang erhebt. Ein Liebesidyll an den Ufern der Seine, eine Entrückung aus dem Alltag in die Verzauberung der Hügel und Gärten von Meudon, aber immer mit dem immerwachen Bewusstsein der umgebenden Wirklichkeit, der Nähe der grossen Stadt, die im Kranze ihrer Millionen Lichter wartet und in ihrem Schosse schon das neue Abenteuer birgt, das bestimmt ist, das Liebesglück eines kurzen Sommers abzulösen. Ganz wenig Personen treten auf: Variot, der abgedankte Liebhaber in dem übrigens nicht mit gleichmässiger Standhaftigkeit durchgeführten elegischen Heroismus seiner Entsagung, der mit wenigen humorhaften Zügen eminent lebendig hingestellte Regisseur Bertrand, dessen frühere Beziehungen zu Lo nicht ganz aufgeklärt sind, und der talentvolle junge Politiker Cunin, der die Nachfolgerschaft in Los Liebe anzutreten berufen ist. Sie geben die diskret abgestimmte Begleitung zu dem hellen und zarten Gesang der Liebenden. Kaum, dass etwas geschieht, da im Grunde nur die seelischen Schwingungen, Stufungen interessieren. Eine sommerliche Vollmondnacht auf der Terrasse von Meudon mit Champagner, Gesprächen und der Trunkenheit hingerissener Worte, lässt das Liebesmotiv zu höchster Klarheit und Innigkeit aufschwellen, und wie als gälte es zu zeigen, dass über diesen Rausch hinaus keine Steigerung, aber in ihm auch kein Verweilen möglich sei, meldet sich unmittelbar danach, zum ersten Male deutlich vernehmbar, der neue fremde Ton. Lo und ihr Freund sind, wie sie sich's vorher versprochen hatten, nach kurzem Verweilen aus der Gesellschaft geflüchtet. Sie sind fortgelaufen wie Kinder, nach Hause, in ihr Liebesnest, und sie sind fröhlich wie Kinder über den gelungenen Streich:

Lo stellte sich mitten in mein Arbeitszimmer und klatschte in die Hände: „Jetzt mach ich Tee, jetzt schwatzen wir, was uns einfällt.“ Aber wir hatten noch nicht die erste Tasse getrunken, da rief sie nach einem Stillschweigen, das mich mit schmerzhaften Ahnungen erfüllte:

„Ich möchte eigentlich noch einmal zu den andern auf die Terrasse.“

Ich fragte:

„Warum bist du dann fortgegangen?“

Sie gab mir recht. „Ja. . . Aber sie waren alle so enttäuscht, dass wir sie schon verliessen.“

Und es folgt die Zeit der sachten Loslösung, wo beide Teile fühlen, dass ihr Erlebnis zu Ende ist, und doch die Wahrheit sich nicht zu gestehen wagen: „Wir gingen jeder auf der entgegengesetzten Seite des Weges nebeneinander her und führten zwischen uns ein Lämm-

chen mit Glöckchen und einem roten Samtband, unsre gemeinsame Liebenswürdigkeit.“ Dem entlassenen Liebhaber umkleidet das Bewusstsein des Endes noch einmal jedes Wort mit den Farben verlangender Sehnsucht. Und Lo, die kleine Lo, die den Freund leiden sieht und ihm doch nicht helfen kann, ist nahe daran, auf Augenblicke die sichere Unbefangenheit ihres Wesens zu verlieren. Sie fängt gar an zu theoretisieren und hält eine ordentliche Standrede über die Verwerflichkeit der Treue, eine Ermunterungsrede für sich selbst, in der ihr tapferes kleines Herz sich selber ausschilt, dass es nicht den Mut seiner Gefühle besitze. Und dann kommt der Tag, wo sie Abschied nimmt von dem alten Freund, um mit dem neuen Freund übers Meer davonzufahren. Als sie fortgegangen ist, versammeln sich in dem Zimmer, das so viele ihrer Liebkosungen mit angesehen hat, und über das nun die Dämmerung hereinfällt, die drei Zurückgebliebenen:

„Lo,“ jubelte Variot, „vergisst ihre Freunde nicht. Bald besitzt sie ein Privathotel und ein Automobil, die wir ihr leider nie geschenkt hätten; aber wir werden uns noch lange, an ihrer Tafel um sie trauernd, in der Tiefe des Gemüts an ihr erfreuen können. . . Sie ist eine kurzfristige Geliebte, aber eine ewige Freundin.“

Bertrand sang in die Nacht hinaus:

„Die du dich dort hinter den vielen Lichtern in erster Klasse Schlafwagen entfernst — unsere liebe Frau von der Freundschaft, sei uns gnädig!“

Ich musste daran denken, mit welchem erschütterndem Herzgesang Lo sich hingab, als habe sie einem schon immer ganz gehört.

Mit so reinem und einfachem Ausklang schliesst diese Geschichte, die erzählt ist mit einer Leichtigkeit und Sachlichkeit, die man Virtuosität zu nennen versucht wäre, wenn diesem Wort nicht der üble Begriff des mühsam Erlerntes anhaftete. Sie ist kühn und zart, ironisch und fröhlich und ganz eingetaucht in eine verhaltene Innigkeit, die niemals ins Pathetische, nie ins Sentimentale fällt. Sie hinterlässt im Blut einen leisen Rausch wie der Kang einer alten Geige oder der Duft von feuchten Wiesen im Frühling.

Freundschaft

Ach wie ist es schön zu gehen
Unter viel Kastanienbäumen,
Die die Wunderkronen blähen,
Wonne duften, Süsse träumen.

Ferne fließt der Freundin Grete
Seele, die ich tief ersehnte,
Sanft erlöst zu guten Kitschern . . .

Vögel zwitschern. Vögel zwitschern
Berlin Ernst Blass

Füsse

Von Margarete Meerbach.

Tänzelnde Füsse . . . tänzelnde Füsse . . . sie tänzeln, seltsam hüpfend, in der Finsternis: die Füsse heben sich auf die Zehen — wiegen sich, die Fussflächen senken sich — gleiten — heben sich, wiegen sich, senken sich — gleiten — immer weiter — immer weiter in der Finsternis. Eine verklungene Melodie, die der Körper einst empfunden, scheint ihre Bewegungen zu bestimmen. Da: der eine Fuss versinkt, der andere zuckt, schnell auf — verschwindet tief hinab in die Finsternis — — —

Schwarz — schwarz —; nichts durchbildert die Finsternis . . . tänzelnde Füsse — tänzelnde Füsse? . . .

Brausen erstickt das Geräusch ihres eigenen Atems. Sie liegt in Bewegungslosigkeit gebannt. Dann: . . . die Starre weicht — sie lächelt sich verstört hinüber in die Bewusstlosigkeit des Schlafes. — —

Tänzelnde Füsse . . . tänzelnde Füsse? —

Sie erhebt sich langsam vom Lager, schwankt, bewegt sich vorwärts — mit geschlossenen Augen, mit hängenden Armen, — und die Füsse tänzeln . . . durch den finsternen Flur — über die Steinfliesen — über die harte Erde der Landstrasse —

Die weite Nacht atmet tief —. Die Blätter klopfen und rascheln leise und hastig aneinander. Das Gras steht bleich und gebeugt. Gesträuche ballen sich zusammen. Die Tiere rühren sich nicht — .

Das Mädchen hebt den Kopf — scheint zu lauschen — lächelt — und die Füsse tänzeln weiter — —

Schwarz und glucksend wälzt sich ein Fluss durch die Erdspalte —

Tänzelnde Füsse — tänzelnde Füsse — ; sie tänzeln, seltsam hüpfend, in der Finsternis: die Füsse heben sich auf die Zehen, wiegen sich die Fussflächen senken sich — gleiten — da: der eine Fuss versinkt, der andere zuckt, schnell auf, verschwindet —

Eine verklungene Melodie, die der Körper einst empfunden, schien ihre Bewegungen zu bestimmen.

. . . . Brausendes Wasser erstickt den gurgelnden Atem.

Literarische Neuerscheinungen

CHARLES DICKENS, Die Pickwickier. Roman in zwei Bänden. Deutsch von Gustav Meyrink. Geheftet 6 Mk., in zwei Pappbänden 8 Mk., in zwei Halbfranzbänden 12 Mk. Verlag von Albert Langen in München. —

Die mannigfachen Wanderungen und oft seltsamen Erlebnisse des originellen Pickwick-Klubs erleben in dieser neuen, überaus echten Uebersetzung eine fast originale Schilderung. Meyrink, dessen Kunst der Uebersetzung anlässlich des Erscheinens der früheren Bände dieser neuen Dickens-Ausgabe mit nahezu bewunderndem Lob anerkannt wurde, hat auch hier wieder Gutes geleistet.

Zeitschriftenschau

KAIN. Zeitschrift für Menschlichkeit. Erich Mühsam, Herausgeber. (Kain-Verlag, München.) Das Maiheft erfreut mit folgenden Beiträgen: Politisches Variété. Der rührige Zensor. „Titanic“. Die Jesuiten, u. a. Preis der Nummer 30 Pf.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nummer 26 bringt folgende Beiträge: Alfred Kerr: Auferstehung der Polizei; Reinhard Sorge: Des Dichters Aug'; Henriette Geerling: Goethes Faust Epilog; Th. Reick: Dichter und Apotheker. Das Heft kostet 50 Pf.

DIE SCHAUBÜHNE enthält in der Nummer 20: Zu Schnitzlers fünfzigsten Geburtstag. Von Willi Dünwald. — Kitsch und Kulissenware. Von S. J. — Der Mode-

beirat. Von Elsa Herzog. — Fanny. Von Robert Walser. — Zur Kino-Frage. Von Max Marx, u. a. Die „Schaubühne“ kostet 40 Pf. die Nummer.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinnungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion.“

HULDA MAURENBRECHER. Das Allzuweibliche. Ein Buch von neuer Erziehung und Lebensgestaltung. (Verlag: Ernst Reinhardt, München). Geh. 2 Mk.

OSKAR BAUM. Die Memoiren der Frau Marianne Rollberg. Roman. (Axel Junker Verlag, Charlottenburg.) Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

HEINRICH LILIENFEIN. Die große Stille. Roman. (C. G. Cotta, Stuttgart.) Geh. 4,50 Mk.

FRIEDRICH SCHULZ. Tolstoi. (Xenien-Verlag, Leipzig.)

DAS JÜNGSTE DEUTSCHLAND. Verse der kommenden Generation. (Säkulum-Verlag, Berlin.) 180 Seiten, Geb. 3 Mk.

Die nächste Nummer enthält:

Alfred Kerrs Politik II, Beiträge von Max Brod, Marie Holzer, René Schickele. Ernst Stadler, Marie Ramm, Ferdinand Hardekopf u. a.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Entwertetes Pathos / Heinrich Ilgenstein: Jenseits von Gesetz und Recht / Victor Noack: Wohnung und Sittlichkeit / Cheskel Zwi: „Deutsch-jüdischer Parnass“ / Franz Blei: Lenz / Peter Baum: Die Uhr / Ernst Stadler: Der junge Mönch / Rudolf Kaiser: Ein Sonett von Shakespeare / Paul Grenz: Mai / Otto Pick: Otto Soykas neuer Roman / Für das Frauenstimmrecht / Herr Professor Gurlitt / Inquisition und Sadismus / Literarische Neuerscheinungen



• Mit dem
Zeitmahnner
in der
Westentasche

vergessen Sie nichts mehr,
halten Sie Ihre Verabredungen,
kommen Sie nicht mehr zu spät,
brechen Sie rechtzeitig auf,
denn er erinnert Sie pünktlich an
jedes wichtige Vorhaben durch
diskretes Mahnen in der Tasche

Der Zeitmahnner ist eine Taschenuhr, bei der man mit einfachem Handgriff ohne Öffnen der Uhr einen Läutemechanismus stellen kann, der zu einem beliebigen gewünschten Zeitpunkt in der Tasche in Funktion tritt und diskret mahnt.

Preise: In Stahl: Nr. 1: 20,- M Nr. 2: 26,- M Nr. 3: 30,- M
In Silber: Nr. 4: 30,- M Nr. 5: 36,- M Nr. 6: 40,- M

Mit nachtsleuchtendem Zifferblatt erhöhen sich die Preise um 5,- M / Versand nur gegen Voreinforderung oder Nachnahme / 8 Tage zur Ansicht, wenn nicht konvenierend, Betrag zurück / 2jähr. Garantiefchein / Martin Aronhold, Berlin-Südende 3-

JANVS

▽ MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT ▽
▽ FÜR LITERATUR, KULTUR UND KRITIK ▽

BEGRRÜNDER
DR. HANS BIBBER
DR. HANS FRIEDRICH
DR. WILHELM HAGEN
GOTTHILF HAIST
HANS LUDWIG HELD

DER JANVS

kostet durch die Geschäftsstelle,
Buchhandlung oder Post bezogen:

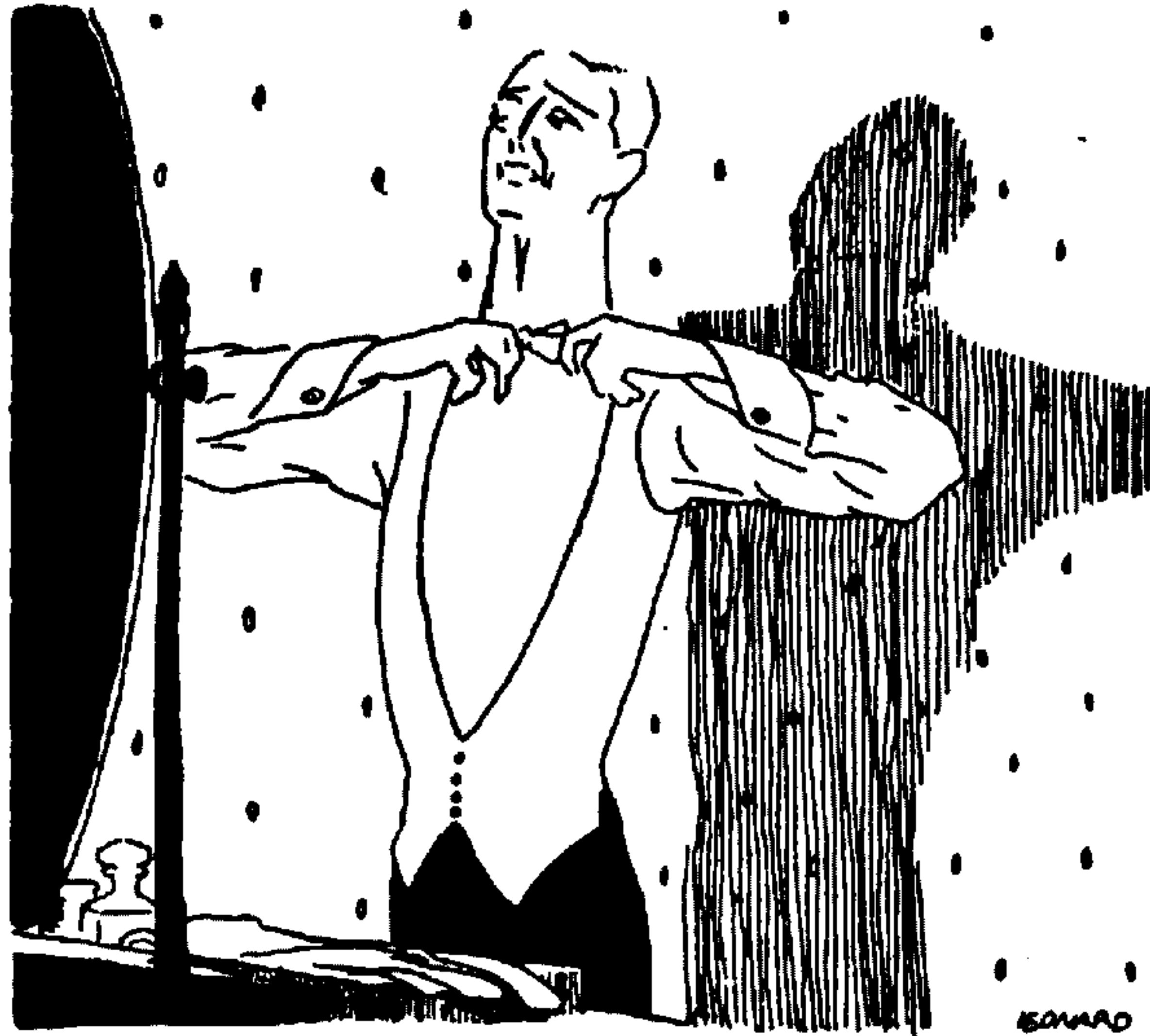
für ein Vierteljahr M. 2,75
für ein Halbjahr M. 5,75
für das ganze Jahr M. 10,-
Einzelhefte M. 0,50

Probenummern durch jede Buchhandlung sowie durch d. Verlag.

JANVS-VERLAG G. M. B. H. MÜNCHEN

VERTRIEBSSTELLE:

HANS SACHS-VERLAG MÜNCHEN, KAISERSTR. 37



Grosser

*Elegante Herren-
Ausstattungen
Wäsche • Cravatten
etc.*

Charlotten Str. 65
a. d. Leipzigerstr. — Amt: I. 7799.

Die Aktion

M.R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR UND KUNST

Jahrgang 1912 Herausgegeben von Franz Pfemfert Nummer 22

INHALT

- Franz Blei Die Andern und der Einzelne
Marie Holzer Schutzzölle
Franz Pfemfert Herr Hildebrand, der neue Giordano Bruno
Walter Serner Das Ornament
René Schickele Ein Gedanke und sein Echo
Alfred Wolfenstein Eisenbahnfahrt
Oskar Baum Für einen Nachmittag geladen
Alfred Lichtenstein Der Türke
Paul Grenz „Freundliches Erleben“
Fünf Minuten Herrenhaus — Der liberale Reporter steht vor Rätseln
Literarische Neuerscheinungen — Vornotizen — Zeitschriftenschau

Heft 20 Pfg.

VERLAG DER ZEITSCHRIFT DIE AKTION BERLIN-WILMERSDORF

1 MK. Fischers Bibliothek **1** MK.
zeitgenössischer Romane



Moderne Romane erster Autoren

Jeden Monat ein Band geb. für **1** Mark
in Leinen: **1,25** M. in besserer Ausstattung
in allen Buchhandlungen zu haben

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR UND KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 22 : 29. Mai

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu
senden Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (exkl. Be-
stellgeld) b. allen Postanstalten,
Buchhandl. etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 1.50
durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommissionär G. Brauns, Leipzig

DIE ANDERN UND DER EINZELNE

Von Franz Blei

Zu meiner Anmerkung über die Jesuiten im PAN No. 24 vom 2. Mai hat Kerr in einer Fussnote sich ablehnend geäußert. Die folgende Erwiderung wie Kerr wünschte, auf die Hälfte zu kürzen, war mir nicht möglich. Ich bitte daher um das Gastrecht in der AKTION. F. B.

Wer sein Leben nicht so führt, dass das Leben der Andern davon sichtbare Förderung im erhaltenden Sinne erfährt, der muss sich für solche Eigentümlichkeit und Feindschaft mit grossen Rechten und Titeln ausweisen d. h. beweisen. Dann wird aber sein Anspruch von den Andern noch immer bestritten, und es passiert, dass er verachtet, ausgehungert, eingesperrt, hingerichtet wird. Bedingungslos hat sich noch keine Menschheit vor einem solchen Einzelnen gebeugt, weder vor Cäsar, noch vor Goethe, weder vor Napoleon, noch vor Bismarck. Und die hatten doch grösste Rechte und eingeborene Titel. Auch irgend ein kleiner Mörder hat sie und übt sie aus, bis man ihn fängt und umbringt.

Was soll uns aber so Ausnahmehaftes? Nicht einmal zum Beispiel taugt es. Das Beispiel eines guten Tänzers nützte mir, wäre ich einbeinig, gar nichts. Wollte ich ihm nachleben, würde ich in barer Untätigkeit verzweifeln. Es hat gar nicht weder Sinn noch irgend Zweck, die Ausnahme des Einzelnen gegen die Regel der Andern auszuspielen. Die Andern sind das rechte Leben, der Einzelne ist eine gele-

gentliche beunruhigende Glosse dazu, die in den meisten Fällen ganz dunkel orphisch und Sprache einer andern Welt bleibt, der unsern unbekannt.

Was gäbe mir, einem Menschen wie alle Andern auch, das Recht und den Titel darauf, diese meine Menschgefährten dahin zu werten, ob sie meinem von Kerr angezeigten ästhetischen Herzen ein Gefallen sind? Wenn ich mich zusammenrechne: mir fallen nachgerade die Haare vom Haupt, meine Kurzsichtigkeit macht eine grosse Brille deutlich, meine Zähne sind in der Mehrzahl plombiert — kurz ich bin kein sehr schöner Anblick. Was ich schreibend verrichte, zeichnet nichts aus, was ich nicht mit vielen meiner schreibenden Zeitgenossen im Guten wie im Schlimmen teile — ich bin also weit davon, es als einzeln anzusehn und mir daraus falsche Eigenrechte zu bilden. Schreiben sieht nur so eigenwillig aus, hebt aber nicht hervor, sondern ordnet, im Gegenteil, ein. Nur den grossen Dichter ordnet es über. Ich bin aber vor Gott, mit dem allein ich mich darüber unterhalte, nicht einmal ein kleiner Dichter. Zum dritten stellt mich mein sonstiges Leben mit nichten auf die Seite der blonden Bestien, so dass ich deren und mein Leben als das rechte zu behaupten und zu billigen hätte. (Ich habe übrigens noch nie eins dieser blonden Raubtiere getroffen, das nicht in einem europäischen Käfig zur Welt gekommen wäre und sich da immer von der Wüstenparade heimlich und

gern erholte.) Summa der Rechnung: ich erinnere mich nicht, anderswo als in Dingen der ästhetischen Kompetenz ästhetisches Herz geäussert zu haben, eine an sich völlig gleichgültige Konstatierung einer Selbstverständlichkeit, wenn ich hier persönlich als ein Einzelner spräche; aber ich spreche als einer von den Andern, der ich durchaus bin, — in jeder Isolation würde ich frieren wie ein Hund, der in einer Winternacht die Haussperre verpasst hat, und ich bin so sehr Anderer, dass ich den Wahn nicht aufbrächte, mir meine Hundekälte als herrliche Wärme einzureden. Jede Isolierung würde mir nach meinen Forderungen Verpflichtungen auferlegen, die ich nicht erfüllen kann. Ich befinde mich in allen Dingen des Lebens genau im Falle meiner Mitmenschen, denn ich bin genau wie sie. Und will darum auch in meinem Denken nicht über sie hinausdenken, denn das würde mir mein Tun vor mir selber lächerlich machen oder mich zu Nichtun bringen, zu stumpfsinnigstem Zuschaun. Darum kann ich im Leben und in Politicis keinem belastenden „Eigenkerl“ das Wort reden, einmal weil er es weder verstehen könnte, dass ein Einbeiniger ihm, dem Zweibein, das Tanzen beibringen will, noch weil er solche Lehre nötig hätte, und dann, weil dieser Einzelne ja der Gegner der Andern, also auch mein Gegner ist, der auf meine, unsere Kosten leben will. Ich entzücke mich nicht über den begabten Hoteldieb (nicht einmal im Theater kann ich's), denn meine Gewöhnlichkeit weist mich darauf an, im Hotel nicht bestohlen zu werden. Ich kann nicht gleichzeitig entzückt sein und zur Polizei melden gehen, dass ich bestohlen wurde. Das Leben hat nie ästhetische Momente, das hab ich mir in meinen kühnsten Dichterjahren nicht einmal von mir selber einreden lassen.

Ich weiss, es gibt eine Handvoll Leute im Lande, die billig geniesserisch in die Kirche gehen, weil sie „die Schönheit der katholischen Religion usw.“, oder in eine Massenversammlung streikender Arbeiter, weil sie „die Schönheit der Masse usw.“ Ich weiss von dieser Handvoll Leute, die an der ehrlichen Arbeit jedes Commis und jedes Bauernknechtes parasitieren, ich weiss von ihnen, Kerr und noch ein paar wissen davon, was mit unserm Beruf zusammenhängt. Was zählen diese paar Dutzend? Was, wo, für wen bedeuten sie? Den Luxus solcher paar Leute können wir uns ohne nennenswerten Verlust an Nationalvermögen leisten. Sie, wie Kerr will, zu bekehren, brächte

keinen Gewinn — er möge sie die Unzahl bedeutender Männer, die wir heute besitzen, vermehren lassen (in dichten Scharen fliegen diese Adler).

Aber zum praktischen Fall. Das andauernd platonische Verhältnis, das die nationalliberale Partei mit der Freiheit unterhält, ist wie aller Platonismus in der Liebe ruinös. Er macht impotent. Zeugt keine Kinder, sondern gestikuliert nur so. In dem „schwammigsten Liberalen aus dem Bezirksverein“ sehe ich nur den Besessenen eines Wahnes, des Grössenwahnes der Normalität. Für die Freiheit sein und es alle Augenblicke mit der Angst vor dieser Freiheit kriegeln, das ist menschlich und politisch, schlecht. Eine saubere linke Hand und eine schmutzige rechte Hand haben, das endet immer damit, dass schliesslich beide Hände schmutzig sind. Der Liberalismus überhebt sich in seiner Ideologie — das tut jede Partei und jeder Mensch und es ist gut so, aber die liberale Ideologie ist schon blanke Deklamation geworden, vom Tage nicht bestimmt, sondern von der Stunde... Da wird immer Parade geschlagen, wenn der Gegner nicht am Platze ist (drum will er die Jesuiten nicht am Platze haben). Gewiss: in der freiheitlichen Phrase stimmt immer alles. Keine Partei, die etwas gegen die Freiheit getan hätte. Alles wird immer im Namen Gottes angefangen, wenn's auch beim Teufel endet.

Wir haben eine liberale Partei in Deutschland. Sie nennt sich die sozialdemokratische. Sie wird sich das schon abgewöhnen. Es sind zu viele Aufgaben da, die zu lösen der alte bürgerliche Liberalismus weder Zeit noch Fähigkeit hat. Denn Worte tun es da nicht. Die Sozialdemokraten mausern sich keineswegs ins Liberale, sondern sie werden gemausert. Sie müssen die liberale Erbschaft aufarbeiten, ob sie wollen oder nicht. Sie müssen die liberale Politik machen, zu der die Liberalen nichts mehr als das Vocabularium aufbringen.

Nicht als ob unter Mauserung das zu verstehen wäre, was man liberalerseits den Sozialdemokraten wohlmeinend zuredet: ihr Zukunftsprogramm aufzugeben. Im Gegenteil! Gerade dieses ethisch ausserordentlich hochstehende Zukunftsprogramm: die Beseitigung der Besitzungleichheit, ohne die alle Demokratie problematisch ist, wird es der Sozialdemokratie leicht machen, liberal zu sein: das ethische Ideal wird ihr für die Forderungen des Tages den unbedingten Elan geben, der nötig ist, um mehr als

stumpfsinnigste Erfolgspolitik zu treiben. „Nichts ist erfolgloser als der Erfolg.“ Die nichtsozialistische amerikanische Arbeiterpartei erschöpft ihr Programm in Lohnfragen: sie ist politisch machtlos, feil wie alle amerikanische Politik, ein Geschäft für dem politischen Boss. In allen wirklichen Dingen des Lebens steht die Idee voran, nicht eine Mark und zwanzig. Die beiden Parteien, die bei uns im Volke mächten, das Zentrum und die Sozialdemokratie, danken diese Macht ihrer Idee, wie sie aus irdischer und himmlischer Not erwachsen ist. Das Programm, aus 1 M. 20 2 M. 40 zu machen, hat keinen Gedanken, schämt sich dessen, will es verbergen, borgt sich Gedanken und beschwätzt sie. Solche Parteien sind wie die französischen Radikalen Bankerotteure vom Anfang an.

Hatte bei uns wirklich eine Sonderung der sogenannten Aestheten vom politischen Leben statt und ist sie wirklich nennenswert, so war das Ueberdruss und dunkler Widerwille der Söhne gegen die sich Kulturträger dünkenden nationalliberalen Väter, deren zwiespältig in Phrase und gemeines Tuen verstricktes Leben den jungen Leuten bei solcher Familiennähe zu durchschauen nicht schwer wurde. Aus einer Art Verzweiflung am Leben wie sie es sahen, sanken diese jungen Leute in eine dichterische Anschauung der Welt, denn ihre Augen wurden sichtig in den letzten 70er und den 80er Jahren, als sich der geschäftliche Amerikanismus bei uns etablierte und die Luft widertönte von den grossartigsten Vokabeln der Menschheit: die sie sprachen und tollste Bereicherungspolitik trieben waren dieselben. Die moderne deutsche Bürgerlichkeit produziert mit dem Kapitalvermögen in der dritten Generation einen „Dichter,“ einen irgendwie Unfähigen, Parasitären, Ueberzähligen, mit dem aber erst dieses Gründerbürgertum komplett ist. Wofür diese jungen Leute schwärmen, ist von allergeringster Bedeutung -- wer sie als „Aestheten“ wichtig nimmt, gibt ihnen mit dem Wort eine Form, die sie schmerzlich entbehren, aber er deformiert das Wort. Jedoch: die bezirksliberalen Nachfahren der Gründer als „Förderer“ der Freiheitlichkeit gegen die eigene Brut aufrufen, gegen die sie schon aus Familiengründen nicht sein kann, das hiesse, glaube ich, nur den Dünkel dieser Kulturträger vermehren und ihnen Wirtschaftsrechte dort geben, wo sie nie und nimmer zu wirtschaften haben. Wir haben genug von dem, was diese Herrschaften uns als die deutsche

Kunst, die deutsche Bildung, den deutschen Geist einreden wollten, genug von Sudermann und Böcklin und Frenssen und Paulsen und Haeckel und Zeppelin. Hier ist nicht das Rhodus, wo uns das nationale deutsche Bürgertum zum Springen einladen darf -- nicht einmal die deutschen „Aestheten“ brauchen sich das gefallen zu lassen. Bei diesen „Förderern“ ist weder Volk noch Freiheit, weder Würde noch Bescheidung, weder Bildung noch Gedanke, sondern nur der Dünkel von alldem und der ist schlimmer als der vollkommene Mangel aller dieser Dinge. Die paar hundert Knaben und Mädchen, die in Berliner, Wiener und Münchener Caféhäusern sich neue Bedingungen des Lebens aus ihrem Zigarettenrauch schaffen, die mag man gewähren lassen, wir füttern sie durch, weil sie invalid sind. Sie zu verbrennen, um die „Förderer“ zu fördern, hiesse eine harmlose Verlogenheit zugunsten einer gefährlichen vernichten. Gott und an seiner statt die Jesuiten mögen uns vor der Freiheit des freiheitlichen Bierwirtes schützen!

Schutzzölle

Von Marie Holzer (Prag)

Das Gesetz strebt den Idealbegriff der Gerechtigkeit an. Zu seinen Zielen gehört es, unbeeinflusst von den lockenden Stimmen der Empfindung Recht zu sprechen auf der Grundlage der Einsicht, der Billigkeit, der objektiven Geistigkeit. Seine Masstäbe sind abhängig vom Kulturniveau, vom Bildungsgrad des Schuldigen und sollen imprägniert sein gegen alle persönlichen Regungen. Die klugen Rechtssprüche des Kadi früherer Zeiten, dessen Spruchweisheit nicht von Formen eingeengt war, denen man sich willig und überzeugt gebeugt, denn höchste menschliche Weisheit eines Auserwählten hat sie geboren, hat man, seitdem menschliche Einsicht und Erkenntnis Allgemeingut geworden, seitdem man sie in Büchern aufgestapelt, auf Flaschen gezogen, in allen Lehranstalten verzapft, in Paragraphen niedergelegt, und ihre Verwaltung und Ausübung in die Hände vieler, wohl nicht Auserwählter, aber bis zu einem gewissen Grad geeigneter gelegt, deren Aufgabe es ist, die objektive Erkenntnis dem subjektiven Falle möglichst sachlich anzupassen.

Dass uns oft Rechtssprüche verblüffen, dass sie uns zu streng oder zu milde scheinen, ist eine zweite Sache. Dem Ideal der Gerechtigkeit

keit streben wir zu, das die wechselnde Erkenntnis lenkt, die dem schwerfälligen Gefühl die Wege weist

Viel anders ist es mit der Sitte. Gesetz und Recht sind in langsamem aber stetem Wandel. Die Sitte scheint unwandelbar. Und selten erhellt ein Licht der Erkenntnis ihre undurchdringliche Finsternis, die im Elementaren wurzelt.

Nicht das Gesetz (vor dem beide gleich sind), die Sitte verurteilt die Frau, die sich dem Manne schenkt, die Frau, die die Ehe gebrochen, weit schwerer als den Mann. Bei ihr hat es den Entzug aller Ehrenrechte zur Folge; bei ihm gar nichts. Sie trifft der gesellschaftliche Boykott; sein Ruhm wächst. Für sie bedeutet das ein Verspielen aller Lebenschancen; für ihn nichts als Gewinn. Er kann, da ihre wirtschaftliche Existenz an die seine geknüpft ist, sie ruhig verhungern lassen; seine wirtschaftliche Lage erleidet naturgemäss keine Einbusse. Und beide haben denselben Vertrag gebrochen. Beide haben aus Leidenschaft oder Leichtsinne den andern Teil hintergangen, haben gesündigt gegen den heiligen Geist einer Gemeinschaft, die uns die grösste Kulturerrungenschaft genannt wird. Haben sich nicht laut aufgelehnt, haben nicht kraftvoll ein unerträglich Band zerrissen, haben nicht mutig Fesseln gesprengt, sondern sind heimlich aus Rücksicht oder Güte, aus Berechnung oder Feigheit jenem lachenden, lockenden Glück entgegengetaumelt, das nicht auf ihrem geraden Wege zu liegen schien.

Ein Irrtum, der unser Denken jahrhundertlang in Bann hielt und ganz bestimmt viel zu dem Bau dieser Sitte, dieses Schutzzolles für Manneseitelkeit, die sich langsam durch die geheiligte Tradition zur Mannesehre entwickelt beigetragen, ist die Mär von der Passivität der Frau. Hier und überall. Jahrtausendlang hielten wir die Frau hier und überall für den empfangenden Teil, der schweigend wie die Erde den Samen aufnimmt und schweigend Blüten treibt. (Als ob das Blütentreiben nicht intensivste elementargewaltigste Aktivität wäre.)

Die Mär von der Passivität lebt fort — trotzdem Frauen tausendfach bewiesen, dass sie einer grossen Liebe halber alle Gesellschaftsdämme, alle Vorurteile zerbrochen, dass sie Leid und Schande, Spott und Hohn auf sich genommen, da ihr Gefühl mächtiger war als alle künstlichen Schranken. Frauen, die für ihre Liebe gelitten, für ihre Liebe geblutet, für ihre

Liebe zur Verbrecherin geworden gab es zu allen Zeiten, gibt es auf allen Wegen.

Trotzdem ist die Frau, die widerstrebend dem Manne folgt, die die Augen verschämt niederschlägt, das Ideal, das ein grosser Teil der Manneswelt im Herzen trägt. Als das einzig wahre weibliche proklamiert. Es scheint ihm der richtige einzig vernünftige Gegensatz zu der brutal schamlosen Frechheit jener Frauen, die ihm das Geheimnis der Liebe verzerrten und entweihten. Und die sich wehrende Passivität gibt er als Normaltyp aus, immer von der heimlich uneingestanden Furcht verfolgt, dass nur solange seine Herrschaft unumschränkt ist, als jene wirksame Anschauung der sicherste Wächter der bequemen Schutzzölle seines Lebens ist.

Erst langsam, langsam bei wenigen Einsichtigen, Feinfühligen, Feinnervigen, Wachen ringt sich der neue Gedanke durch, dass die Keuschheit des Gefühles in seiner schrankenlosen Wahrheit besteht, in seiner leidenschaftlichen Offenheit, in einem restlosen Sichverschenken, in einer aktiv-bewussten Hingabe, die nicht ein Gewähren, die ein völliges Sichverlieren bedeutet, ein Aufgehen im Geliebten und ein Ihn-in-sich-aufnehmen. Ein Vertauschen der Seelen und ein Ineinanderklingen der Körper. Ein jubelnder Akkord bei dem alle Töne in beider Herzen gleich laut, gleich warm, gleich voll klingen. Hell und rein wie ein Triumphgesang, wie ein Gebet

Wo alle Schranken fallen da und dort. Wo einmal sich zwei Menschen gegenüberstehen in völligem Erkennen, in völligem Verstehen. Und aller Glanz und aller Sinn des Lebens liegt entschleiert vor ihnen und füllt ihre Herzen mit Wärme für alle Zeit.

Und eine solche Offenbarung kann uns nur jenseits der Normalschranken, jenseits der Schutzzölle, jenseits der alten Ideale werden.

Wie manche Frau, deren einziges Lebensziel, deren einzige Karte im Leben die Liebe bedeutet sieht stumm und leidvoll zu, wie ihres Mannes Herz sich einer anderen zuwendet und sie hält das schwankende Gebäude der Ehe aufrecht mit zitternden Händen, mit blutendem Herzen um ihren Kindern nicht den Boden unter den Füßen zu rauben. Aber der Mann zertrümmert die Ehe, wenn seine Eitelkeit verletzt wurde. Was schert mich Weib, was schert mich Kind, meine „Mannesehre“ hat gelitten. Ich bin verraten. Strafe muss sein. Und das Haus, das sie beide mühsam aufgebaut, das jahrelang gestanden, zerschmettert er brutal. —

Auch wenn ihm kein Kuckucksei ins Nest gelegt wurde. Und niemand, niemand gibt ihm Unrecht. Zum Leiden sind die Frauen auf Erden.

Die Natur gab der Frau das schwerere Teil zu tragen. Aber liegt es nicht im Wesen aller Kultur, den Schwachen zu schützen?

Das Leid werden wir nie aus der Welt schaffen. Es ist ein Teil des Lebens wie das Glück. Die Aversseite des Glückes vielleicht. Es trifft heute den und morgen jenen, denn ein starkes Gefühl lässt sich nicht unter den Willen beugen. Hier muss der Gewaltige die Waffen strecken.

Aber die Sitte, die den einen Teil schützt, den andern stürzt müsste fallen.

In einer Novelle von Schnitzler „Die Frau des Weisen“ lässt der Dichter den Mann, der zufällig die Tür öffnet und einen andern knieend vor seiner Frau findet, leise die Türe schließen. Er trägt seinen Schmerz hinaus in den versinkenden Abend, und schweigend trägt er sein Los

Kellermann lässt in seinem sonnig-warmen Roman „Ingeborg“ den Fürsten Axel seiner Frau sagen, als er fühlt, dass sie seinen Freund, den Dichter, liebt, dass er niemanden halten könne, der davonfliegen möchte, wie er dem Vögelchen, das sehnsüchtig in den Frühling schaut, die Türe des Bauers öffnet. Er geleitet sie zum Wagen, als es sie mit tausend Armen in die Ferne lockt, dem Geliebten nach, Frohmüt auf den Lippen und den Tod im Herzen. Den dunklen, kalten Tod, an dem er langsam zugrunde geht. So hoch bewertet er den Glanz jenes heiligen Gefühles, das nur jenseits der Konvention und vermeintlich eherner Pflichten warm und süß sein kann, erst in schlackenloser, unbeeinflusster Freiheit wahrhaft göttlich wird.

Auch Hermann Bahr streift in seinem Roman „Die Rahl“ das gleiche Thema und lässt den Grafen den Mann der Schauspielerin Rahl allerhand kluge, warme Dinge sagen, dass körperliche „Reinheit“ nicht das wirklich Wichtigste ist. Körper und Seele leben nur scheinbar in so enger Gemeinschaft, und auch hier beginnen wir erst langsam zu begreifen, dass die Seele das wertvollere Teil ist, und dass sie fortfliegen kann, weit, weit fort, und kein Stacheldraht, und kein Gesetz, und kein Wall sie zu halten vermag. Und dass der Körper, in dem keine Liebe wohnt und keine Sehnsucht, ein hohles Gefäß ist, das uns wenig zu geben

vermag, das bei der Frau grundlos ist, weil von ihr nicht die Gebärde der Aktivität verlangt wird. Und eine erzwungene Treue gibt uns nie, was wir erhoffen.

Goethe zeigt uns in den Wahlverwandtschaften, wie des Kindes Seele, des Kindes Augen Farbe und Tönung des Geliebten und nicht des Vaters trägt. Der Geist triumphiert über den Körper. Trotzdem oder weil wir Jahrhunderte vor diesen Körper Wachtposten aufgestellt: es wuchsen der Seele Flügel. —

In gütiger, weitschauender Menschen Herzen regt sich die Einsicht, dass jener Schutzzoll fallen, dass jeder das Leid seines Lebens allein tragen und mit seiner Schuld fertig werden muss auf seine Art. Nicht dass dasselbe hier ein Spiel und dort ein Drama bedeutet . . .

Glossen

Fünf Minuten Herrenhaus

Staatsminister a. D. v. Studt: „Ich würde mich freuen, wenn uns heute ein gesetzliches Verbot des Waffentragens zugesagt werden könnte. Gegen die Schundliteratur ist polizeilich viel getan. Aber vom Ziel sind wir noch weit entfernt, und der schnöde Gelderwerb lehnt es nicht ab, die Seele unserer Jugend . . . Das Schankstättenkonzessionswesen hat gegen Animierkneipen und Kaschemmen noch keine entscheidenden Massnahmen gesehen. Die Polizei sollte . . . Die Wohnungsfrage liegt . . . Das Hufeisensystem der Wohngebäude ist . . . Es sind viele Dinge auf die lange Bank geschoben worden. Diese lange Bank hat sich allmählich zu einer Seeschlange entwickelt . . .

v. Puttkammer geht auf die letzten Vorgänge im Reichstage ein. Herr Scheidemann reicht zwar — nicht an das Mass von Verachtung heran, das wir ihm hier entgegenbringen. Aber ich muss mein Bedauern darüber aussprechen, dass die Schmähungen des Herrn Scheidemann nicht rechtzeitig . . . Weiter möchte ich die Regierung fragen, wie sie den Kampf gegen das perverse Treiben der Nacktlogen führt. Verwundert hat mich der Widerstand gegen die Verordnung, die sich gegen das Tragen von Damenhüten in den Theatern richtet.

v. Kleist: Ich bitte um Entschuldigung, wenn sich meine Ausführungen zum Teil in derselben Richtung bewegen, wie die des Herrn v.

Puttkamer. Aber über ernste Dinge darf man auch zweimal sprechen. Gegenüber dem immer ärgeren Treiben der Sozialdemokratie müssen wir . . . Da entfalte die Regierung die Fahne: Mit Gott, für Christentum und Kaisertum! Kleist würde uns wieder zurufen . .

Graf v. Hoensbroech lenkt die Erörterung auf die Verunreinigung der Niers, die geradezu zum Himmel stinke.

Der liberale Reporter vor Rätseln

Wie die Könige in Märchen von Andersen ist der Dänenkönig in Hamburg gestorben. Romantik. Aber die Presse ist für derartige Wunderzeichen nicht zu haben. Sie entsendet ihren Reporter, der den Märchenduft zu zerstreuen hat. Der „B. T.“-Korrespondent ist besonders genau: er sucht den Fall vom byzantinisch-demokratischen Standpunkt aus zu beleuchten. Erst stellt er den Hergang des Todes „einwandsfrei“ fest:

„Der König ist vom „Hamburger Hof“ nach dem „Café Opera am Gänsemarkt“ gegangen, hat sich dort einen Whisky Soda und eine Ansichtskarte geben lassen, hat den ersteren getrunken, die letztere beschrieben, beide bezahlt, und ist mit der Karte zu dem Briefkasten an der nächsten Strassenecke gegangen. Dann hat ihm der Tod die Hand auf die Schulter gelegt und ihn auf die Freitreppe eines Hauses niedergezwungen, von der ihn der Schutzmann zu der ominösen Fahrt ins Hafens Krankenhaus geleitete. . .“

Soweit der „Tatsachenbericht“, nun kommt das liberale Gemüt zum Ausbruch:

„Die Fahrt ins Hafens Krankenhaus aber ist der weit heiklere Punkt in der Todesstunde des Dänenkönigs. (Das erste Rätsel erhebt sich:) Wie konnte es kommen, dass der König unerkannt ins Hafens Krankenhaus und dort in eine schon mit Leichen belegte Totenkammer gebracht wurde? Im ersten Augenblick nahm man die Erklärung: „es kannte ihn eben keiner,“ hin und war zufrieden. Allmählich aber konnte man sich doch nicht des Eindrucks erwehren, dass damit eigentlich gar keine Erklärung, sondern das Eingeständnis von Unzulänglichkeiten gegeben sei. Gewiss, der König war inkognito hier. Aber es ist doch überall Sitte, dass die Sicherheitsbehörden eines Landes auch inkognito reisenden Fürstlichkeiten ihre Fürsorge widmen. . . Die hamburgische politische Polizei

scheint sich aber tatsächlich gar nicht mit dem König beschäftigt zu haben, denn sonst hätte einer ihrer Beamten hilfsbereit in der Nähe sein müssen, als der König krank auf der Freitreppe am Gänsemarkt zusammenbrach. (Das zweite Rätsel grinst den liberalen Reporter an:) Ein anderes Rätsel ist, dass der Schutzmann, der den König dann zu dem Auto geleitet, ihn nicht erkannte.“

(Aber der Reporter ist doch allgegenwärtig; konnte er den Tod nicht informieren? oder wenigstens den Schutzmann? Doch gehen wir zum peinlichsten Rätsel:)

„Am peinlichsten ist nun aber, dass ganz bestimmt behauptet wird, dem Schutzmann, der den sterbenden König fand, sei als Wohnung des Unbekannten der „Hamburger Hof“ angegeben worden, und ein bei der Abfahrt des Autos hinzugekommener Polizeiwachtmeister habe trotzdem angeordnet, dass der Erkrankte nach dem Hafens Krankenhaus zu fahren sei. . .“

Der neue Giordano Bruno

Der nationalliberale Schriftsteller Gerhard Hildebrand war als nationalsoziale Kraft von bemerkenswerter Belanglosigkeit. Da weder seine politischen Anschauungen noch sein Rednertalent das (recht gute) Niveau seiner Parteigesellschaft erreichten, blieb er stets einer unter vielen. Aber wo ist die Persönlichkeit, die nicht aufwärts strebt? Die nicht Primadonnenneigungen im Busen fühlt? Herr Gerhard Hildebrand muss einen Rahmen gesucht haben, aus dem er hervortreten konnte, — anders lässt sich sein Uebertritt zur Sozialdemokratie (von der ihn alles trennte) nicht erklären.

Herr Hildebrand ging zur Sozialdemokratie, nicht, um als Sozialist zu wirken. Er trieb dort seine nationalsoziale Politik weiter.

Er ist nun aufgefallen; aufgefallen ist die politische Dreistigkeit, mit der er seine an sich belanglosen Geistesprodukte als sozialdemokratische Weisheit ausgegeben hat; aufgefallen ist der Mut, mit dem der Kuckuck nationalliberale Eier ins sozialdemokratische Nest zu legen wagte.

Die Geduld der Arbeiterpartei war überflüssig lang; aber schliesslich tat die Sozialdemokratie denn doch, wozu sich Herr Hildebrand von seinem politischen Reinlichkeitsbedürfnis nicht bewegen liess: sie vollzog die Scheidung.

Der Ausschluss hat (natürlich) unsere bürgerliche Kollegen zu manchem Leitartikel Stoff

gegeben: „Ketzergericht“ plapperte das „B. T.“, „moderne Inquisition“ faselten andere Papiere. Ist's nicht bewusste Heuchelei, so ist es unheilbare Dummheit, was sich da über den „Fall Hildebrand“ entrüstete. Es ist einfach irrsinnig, die gerechte Antwort einer Partei auf systematische Provokationen auf die Formel zu bringen: „Knebelung der wissenschaftlichen Forschung.“ Wie? Wenn ein Freikonservativer so raffiniert wäre, der Fortschrittlichen Volkspartei beizutreten, um sie von innen heraus zu bekämpfen? Müsste man untersuchen, ob nicht die konservative Weltanschauung eine Fortentwicklung des liberalen Gedankens darstellt? Wieviel politische Verlogenheit ist doch nötig, um simple Dinge zu verzerren!

F. Pfem.

Eisenbahnfahrt

Langsame Stadt! . . .

Durch die breite Fenster des D-Zugs umstürzt mich die Erde mit Bildern,
— Kaum kann ich, was ich seh,
Dem Bewusstsein schildern,
Das links und rechts treibt.
. . . Dieser dicke Berg bleibt
Wohl noch Sekunden.
— Verschwunden — in weite Teiche.
— Doch das Dorf, wie eine Leirhe
Weiss, liegt schon in Wiesen grün.
— Schon muss ein Tunnel Hügel durchdunkeln.
— Und weltberühmte Schornsteine glühn
Zum Himmel starr. — Die Fichten schunkeln
Im riesenkurzen Wald. — Ueber knatternde
Brücken.

(Das war ein deutscher Fluss)

— Andrer Zug dicht vorbei wie ein Kuss.
— Tausend Wegestücken
Von meinem Blick begangen.
Tausend Menschen, mit ohnmächtigen Mienen,
Von mir abgefangen
Hunderttausend Telegraphenstangen.
Weltlange Schienen. . .

Wenn ich vom Fenster der Stadt
Die volle Strasse besah,
Die tretend, blickend, klingelnd vorübergeschah,
Sichtbar im Drehn wie ein Droschkenrad —:
Langsame Stadt!

Kurzichtig von der Verwandtschaft geehrt,
Unplanetenhafte Stadt
— Nur der Zug ist die rasende Erde wert.

Sieh in die Fahrt hinein!

— Regen, der irgendwo noch Regen ist,
Aber mir jetzt Sonnenschein.
Was, wo ich war, gelegen ist,
Mag liegenden etwas sein,
Hütten bauenden, Vergangenheit schichtenden,
— Nicht dem, der gleich verloren sein will
Und begierig bis über die Ohren sein will.

Räder, euch Gegenwart vernichtenden,
Euch wird geglaubt,
O Räder über Eisen unter meinem Fleisch und
Haupt!

München.

Alfred Wolfenstein.

Ein Gedanke und sein Echo

O Hass und Mitleid
für und gegen Erpresser!
Ihr seid Zerstreuungen der Ewigkeit.
Besiegtenschwäche, Siegerstärke
ihr seid Feuerwerke der Dunkelheit.
Gut ist das Mitleid,
das vor dem Dunkel sein ewiges Licht
(verzehrt,
und das Recht,
das der Starke wie ein Schwert vom
(Boden hebt.

+

Gepriesen seien die Kämpfe dieser Zeit!
Das harte Recht ist besser,
weil es die starke Hoffnung mit dem Stolz
bewährt,
das reine Mitleid blutend auf die Schanze
(hebt
der Hass wird selbst vergessen und zum
(Glück bereit.
Strassburg René Schickele.

Das Ornament

Von Walter Serner

Das Ornament begann in Zeiten äusserster Primitivität zu keimen und überwucherte alles in Zeiten ärgster Ueberkultur. Hier ist es ohne sonderliche Ganglienaktivität als raffiniertes Verfallsprodukt, als stimuliertes Stimulans zu nehmen und abzutun wie der verschmierte Griechenstil, des Rom der Cäsaren oder der Bauwust des Rokoko; dort als reinsten Spieltrieb kindlicher Natur, die aus Lust am Schmücken und wohl nicht zuletzt aus Langeweile sich bebing und beklepte. Dass Gepflogenheiten von

Unkulturen — auch Ueberkultur ist Unkultur — Kulturen die Berechtigung, ihnen nachzuhängen, einräumen sollen, ist allerdings nicht so widersinnig, als dass es nicht geschehen wäre. Der Kampf, der in unseren Tagen gegen das Ornament losbrach, ist aber nicht darum allein berechtigt: er ist die unausweichliche Konsequenz der Erkenntnistheorie, die von je die einzig fruchtbaren Ergebnisse menschlichen Denkens umschloss; deren jüngstes ist der Darwinismus. Sein philosophischer, rein menschlicher Gehalt: die Akkomodation des Organismus an seine jeweiligen Lebensbedingungen wird von der Natur durch eine weise Auslese des Zweckmässigsten besorgt; da diese die folgenden Differenzierungsstufen stets von neuem beherrscht, ist die Hinaufentwicklung, die Intensitätssteigerung der Lebensformen gegeben. Die positive Entwicklung der Menschheit ist nun ebensowenig zu leugnen wie der Umstand, dass unsere Zeit fast sämtliche Ornamente aller Jahrhunderte verwendet; andererseits ist die Unzweckmässigkeit des Ornaments an sich unbestritten gleich der Tatsache, dass ein grosser Teil aller Ornamentik von der Zweckmässigkeit herkam.

Je vollständiger die Abhängigkeit des Gesamtkomplexes der äusseren Lebensverhältnisse einer Zeit von der Zweckmässigkeit ist, desto grösser ist die Kultur. Der Baustil, der diese Abhängigkeit von je am schärfsten kundtat, ist deshalb der untrüglichste Gradmesser einer Kultur. Kultur: vorbehaltlos kann sie nur der griechischen Antike, deren Baustil noch heute unüberholt ist, zugesprochen werden; denn diese allein war dem Naturgesetz der Zweckmässigkeit zur Gänze untertan. Dass auch hier überflüssige Zutaten erschienen, spricht dafür; die dekorative Plastik der Griechen trat mit Ausnahme derjenigen, hinter der ein dezidierter Zweck stand, erst zur Zeit des beginnenden Niedergangs auf. Solange sie zweckbewusst blieb — selbstredend: als architektonischer Bestandteil — in den Götterbildern der Tempel und Altäre, wurde das dekorative Element lediglich nachträglich hineinprojiziert. Doch schon die Akropolis in ihrer zwecklosen, freilich immer noch mass- und zielvollen Relief- und Akanthus-Ornamentik kennzeichnet den Niedergang; wie entfernt ist sie von der bezwingenden Ruhe, der kraftvollen Geschlossenheit der alten dorischen Tempel: die reine Säule, das reine Kapitäl sind von unerreichter ornamentaler Wirkung, da sie aus der edelsten Zweckmässigkeit fliessen. Fast gleiche Straffheit und Einheitlichkeit zeigen die Bauten des alten Rom; doch seine Einseitigkeit, die es trotz seiner allgemeinen Zweck-sicherheit nie aus der res publica in eine res libera gelangen liess, musste letzten Endes verhindern, was in Griechenland gelungen war. Der Niedergang brach rapid herein: Athen, das seine Verfallsymptome wenigstens selbst sich geschaffen hatte, wurde von Rom in ebendiesen Verfallsymptomen kopiert. Das übernommene Ornament, das wesensfremden Zwecken dienst-

bar gemacht wurde, ist denn auch für die Kulturlosigkeit aller folgenden Jahrhunderte typisch geworden; anstatt für die veränderten Lebensverhältnisse den kongruenten Ausdruck zu suchen oder doch mit dem reinen Kulturergebnis der griechischen Antike sich zu begnügen, klebte man träg und impotent zwecklose Schnörkel an die Wand. So bedeutet die Renaissance tiefe Kulturlosigkeit: war schon die Uebernahme des Baustils der Antike nicht zu billigen, da er neuen Lebensbedingungen angeschraubt werden musste, um wie viel mehr musste die Verwendung des Baustils der antiken Dekadenz verworfen werden. Die Verlogenheit und das Schmarotzertum der Renaissance brauchten nicht überliefert zu sein; diese Bauten sind Denkmäler. Oder man fabrizierte, selbstverständlich unter Zugrundelegung der antiken Grundbautendenzen, ein gewissermassen geordnetes Brimborium; das „krausborstige Ungeheuer“, zu dessen Widerruf Goethe gütig sich herbeiliess, bildet ein würdiges Gegenüber zu dem verderbten Rokoko. Was dort der teilweise sogar selbstständige Ausdruck heuchlerischer oder kranker Frömmigkeit war, trat hier als das Vielzuviel abgestumpfter, überreizter Sinne hervor. Manche Bauarten, besonders die romanische und der Biedermaierstil, nähern sich wieder den Zweckforderungen ihrer Zeit; so sei die schöpferisch-schöne Tat des Rundbogens nicht vergessen: um so weniger als seine technische, also zweckentsprechende Lösung, die in den abgeschrägten, verschiedenartig zubehauenen Bogensteinen eine starke ornamentale Wirkung erzielte, den eklatantesten Beweis dafür erbringt, dass die Zweckmässigkeit das Ornament nicht ausschaltet, vielmehr es bedingt. Der Rückschluss, den die Ornamentik einer Zeit auf deren Kultur zulässt, kann deshalb nie trügen und erlaubt die Behauptung: jede Zeit hat den ihr zukommenden Formausdruck, dessen Abhängigkeit vom Gesetz der Zweckmässigkeit das Vorhandensein einer Kultur, dessen Unabhängigkeit von ihm deren Abhandensein involviert.

Obwohl hiermit einwandfrei nachgewiesen wird, dass alle wahrhafte Ornamentik von der Zweckmässigkeit ausgehen muss, empfiehlt es sich doch, um den Schluss vielleicht noch zwingender zu ziehen, die Unmöglichkeit des Ornaments an sich aufzuzeigen. Nun denn: Ornament ist künstlicher Schmuck. Schon diese Uebersetzung, die unanfechtbar ist, lässt in ihrer üblen Begriffsverschiebung — ornamentum war den Römern z. B. eine lebendige Blume im Haar — klar erkennen, was zu erkennen ist. Die Frage: was ist künstlicher Schmuck? ist deshalb im Grunde bereits überflüssig. Gleichwohl sei jedem, dem es mit dieser Frage noch ernst sein kann, geraten, langsam und laut ein dutzendmal sie vor sich hinzusprechen. Wer ehrlich mit sich verfuhr, wird langsam und laut zu lachen anheben. Ein anderer mag eine Definition von sich lassen: er möge sie an seinen Rasierspiegel heften; eines Tages, so sei's für

ihn gehofft, wird er sich geschnitten haben. Und sollte er die Uebersetzung jener Herren liefern, für die das Ornament künstlerischen Schmuck bedeutet, so sei ihm geantwortet, dass es niemals eine dekorative Kunst gab. Jede Kunst, die dekorative Ambitionen hegt, verwirkt diese Bezeichnung. Besonders die Malerei und die Plastik, deren Wesen das Dekorative nur allzu häufig in die Nähe legte, haben von jeher davor sich gehütet, dekorative Absichten zu verfolgen. Taten sie das nicht, so waren sie keine künstlerischen, sondern künstliche Produkte, Ornamente an sich. Der hierher gehörende Einwurf der sixtinischen Deckengemälde und der guten kirchlichen Plastik ist von selbst hinfällig und enthebt als Schulbeispiel jeder weiteren Aufzählung: einerseits fehlt hier jede ornamentale Absicht im Werk, da seine Gebundenheit an einen bestimmten Ort, einen bestimmten Raum die Tatsache, dass sein Schöpfer ein Künstler war, nicht umzustossen vermag; und andererseits ist das Verfolgen eines bestimmten Zwecks, das hier selbstredend nur eine ornamentale Scheinwirkung zeitigen kann, beim Besteller der künstlerischen Arbeit, nicht aber bei deren Schöpfer anzunehmen. Und ebenso wie dekorative Kunst, ist auch ihr weitverzweigtes Synonym zu verwerfen: angewandte Kunst, Kunstgewerbe; nur dass hier die Unzweckmässigkeit geradezu mit Zwerchfellerschütterungen auftritt. Holzreliefs auf Stühlen: wer möchte wohl, selbst mit Hintansetzung gewisser unangenehmer Eindrücke, auf einem Gedanken sitzen? Könnte wohl jemand beim Ergreifen eines Glases angenehmerweise bemerken, dass sein Daumen auf einem Mädchenantlitz ruht? Wer sucht in einem Amboss, auf dem ein Amor zwei Herzen zusammenhämert, ein Tintenfass? Wer im Hals eines Löwen eine Puderquaste, unter seinem Schwanz einen Schminktift? Und weiter: allerdings, Kleopatra trug einen eigrossen, zeisigrünen Pistazit am Finger, Nero eine von Gold und Purpur umbräunte Toga, und Frau Professor Owiegern führt die Posamente ihres Rocksaums maeandrisch verschlungen bis unter den Busen. Aber ist es nicht schon allzu blamabel, von der Unmöglichkeit künstlichen oder gar künstlerischen Schmucks zu reden, sei es auch bloss par comparation?

Während man ehemals immerhin noch mit einer gewissen Selbständigkeit verfuhr, wird heute fast alles entweder völlig nachgeäfft und untereinandergemengt oder — und das durfte beileibe nicht ausbleiben! — Ornament um Ornament erfunden. Darum hat Berlin mit Ausnahme seiner City, deren Merkantilismus selbsttätig fast ganz seine entsprechende Zweckform sich errang, das entsetzlichste Stadtbild aller Grossstädte; wer den Kurfürstendamm ersah, kann getrost nach Hause wandeln: kein Land, kein Kontinent kann Aergeres bieten. Fassaden, die ein irres Konglomerat aus Renaissance, Barock, Empire und Zopf, eventuell nach den Etagen effektuiert, vorstellen, sind aber dennoch angenehmer als die, allwo eines Architekten Phanta-

sie in wüster Ornamentik Preise halten durfte. Jede Vorstellung wird unterboten. Paris ist trotz seinen hässlichen öffentlichen Gebäuden, Wien trotz seinen bitterbösen Ringstrassenbauten nicht so tief gelandet; nicht allein, dass die bei weitem grössere Zahl alter Häuser hier gleichsam annullierend wirkt: die neuen schmiegen ihre Form an die der alten und sind im übrigen von rühriger Lässigkeit, ohne alle Ambition. Das Gleiche gilt vom Innenraum: auch hier leistet Berlin das Letzte. Von den Privatwohnungen, die mit fast tödlicher Sicherheit zwischen Knallprotzentum und Tombak pendeln — selbst die gute alte Stube ist hier ausgestorben —, sei geschwiegen; das öffentliche Lokal aber bietet in Absehung derjenigen, die in den Pendelschlag der Wohnungen fallen, Bemerkenswertes. Da ist ein Mann namens Lucian Bernhard, der um die Rettung des deutschen Plakats aus trüber Klexerei in saubere Sachlichkeit sich verdient gemacht hat, ansonsten aber in einer etwas gewaltsampersönlichen Note reist. Das wäre nicht weiter zu erwähnen, käme dadurch nicht eine peinliche Tangente zuwege: Herr Bernhard richtet auch Kaffeehäuser ein. An dem von ihm entworfenen „Café Kurfürstendamm“ fällt neben der bereits überwiesenen Phantastik die Unverfrorenheit auf, mit der ahnungslose Besucher in eine seltsam-sinnliche Atmosphäre versetzt werden; ohne die übelriechende Reizbarkeit, die diesem Raum nächstens zukommt, des Näheren zu erläutern: auch tagsüber übt er einen Stimmungszwang aus, der für ein „Konzert-Café“ ohne ausgesprochene Tendenz schlankweg anmassend und weniger zielbewusst ist als vielmehr Widerwillen erweckend. Das Gegenstück wäre das „Café Museum“ in Wien; wer dieses Lokal betritt, wird von der gänzlichen Indifferenz, der erstaunlichen Sachlichkeit überrascht sein, falls er überhaupt zu dieser Beobachtung kommt. Denn so soll ein öffentlicher, allgemeiner Raum wirken: zweckentsprechend, indifferent, unaufdringlich, behaglich. Eine ähnliche, freilich mehr zufällige Wirkung geht von dem „Café des Westens“ aus; ein Umbau à la Bernhard müsste es mit einem Schlag leeren. Denn was es so anziehend macht, seine wohltuende Anspruchslosigkeit — die bösen Stuckornamente und Beleuchtungskörper verschwinden völlig —, ginge dadurch verloren; der Konkurrenz des „Prinzess - Café“ wird es sich eher zu freuen haben. Der Architekt, der die Einrichtung des „Café Museum“ entwarf, fände in Berlin vielleicht trotz allem gedeihlicheren Boden als in Wien, wo seinem heissumtobten Haus auf dem Michaelerplatz, das als Geschäftshaus in strenger, gleichwohl nicht schmuckloser Einfachheit auch äusserlich einem solchen gleicht und lediglich den Fehler beging, gegenüber der ornamentbespickten Hofburg zu stehen, auf Befehl des Wiener Magistrats Blumenständer aus Bronze aufgepickt werden müssen. Das dekredierte Ornament: eine Errungenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts, dessen technische Entwicklung allein schon die

Grundsätze birgt, die seine Architekten leiten müssen. Gleich der Antike, deren Bauten nichts als die zweckentsprechenden Ergebnisse ihrer technischen Fertigkeiten waren, darf die Architektur von heute ohne irgendwelche Einbusse mit ihrem gewaltigen tektonischen Fundus sich begnügen. Und mit dem, dessen Zweckmässigkeit von je am schönsten und besten zum wahrhaften Schmuck ward: Material und Farbe.

Der Kampf gegen das Ornament will nicht deren Tod — sonderbare Gegner wollen ihm das insinuieren —, er bedient sich ihrer vielmehr als einziger und darum nicht weniger kräftiger Waffe. Und der seit einem Jahrzehnt etwa allgemein merkbare Trieb zur Einfachheit, Sachlichkeit, Zweckmässigkeit rechtfertigt diesen Kampf, der beweist, dass die mannigfachen Propheten einer Ueberkultur nur noch mühsam bedingt im Recht sind: an die gegenwärtige Gestalt des Kurfürstendamms glaube ich nur noch zehn Jahre. Vielleicht verspricht gerade die Grausamkeit dieses Uebergangsstadiums eine zweite Kultur. Der Anfang ist jedenfalls getan: es gibt wieder Sessel, auf denen man ungestört sitzen, Gläser, aus denen man sorglos trinken kann; Tintenfässer und Puderquastenbehälter aus einfachem, gutem Material ohne Vexieransprüche; und das Beispiel der äusseren Erscheinung des Herrn George Clemenceau und der Yvette Guilbert, das nicht ohne Folgen blieb, beruhigt wohl auch den Ungläubigsten, den der *gommeux* und die deutsche Dame schon hatten verzweifeln lassen.

„Freundliches Erleben“

Otto Pick schrieb tücht'gen Geistes
Manchen kritischen Versuch.
Nun gab er ein Lyrik-Buch.
„Freundliches Erleben“ heisst es.

Trübt der Titel? Manches Trübe
Hat der Autor nicht vertuscht.
Niemals hat in Leid und Liebe
Er sich süsslich hingekusch.

Nicht durch rosarote Gläser
Sieht er dennoch sanft die Welt.
Mancher Eindruck, den der Leser
Im Gedächtnis schlicht behält.

Selten vor Zigarrenkisten
Oeffnet Pick die Arme weit.
Unter Prager Optimisten
Wartet eine Menschlichkeit. . .

Auch in Budapest und Wien
Ist der Dichter gut bekannt.
(Bei A. Juncker in Berlin
Kam heraus sein Lyrikband.)

Paul Grenz.

Für einen Nachmittag geladen

Von Oskar Baum

„O, spielen sie doch Harmonium!“ bat mich die mit den grossen märchenhaften Kinder-
augen. Lächelnd erfüllte ich ihren Wunsch, obgleich er meiner Stimmung widerstand. Kaum aber griff ich die ersten Akkorde, da merkte ich schon, dass ein versteckter Wunsch hinter ihrer Bitte war, denn sogleich brach eine hastige, gelächterreiche Unterhaltung unter den Anwesenden aus; es waren ausser mir nur Mädchen da. Ich verstand wohl selten ein paar Worte, aber einen Satz hörte ich immer wiederkehren. „Wir sind ja unter uns!“ Diesen schamlosesten aller Sätze, wer ihn ausspricht, der sagi damit: „Ich bin ein Sklave und habe auch keine anderen Ambitionen. Ich unterordne mich dem moralischen Bedürfnis eines jeden, der ein solches hat. Ich wage nur zu sein, wie ich bin, wenn niemand da ist, für den es sich lohnt, sich zu übertünchen und auszustaffieren, kurz, ich bin ein duckmäusiger Schulknabe, der die Rute der Gesellschaft küsst.“ Diesen Satz hörte ich und hie und da abgerissene Worte, die zu ihm passten. „Seien Sie doch diskret und spielen Sie lauter! ja!“ rief plötzlich eine mit leidenschaftlichem Lachen. Dies Lachen kannte ich; es war mühsam zurückgehaltene Erregung. Ich kannte es aus Kreisen, wo dies Lachen eine Umgangsformel ist, eine Münze, deren Prägung keiner mehr beachtet, weil ihr Wert immer und bei allen der gleiche ist. Und nun wusste ich, wo ich war: unter Familienmädchen, die von der Neugierde demoralisiert waren. O, dieses tiefe Interesse! Es genügte ihnen nicht, das ich das *grand jeu* zog und dem Blasebalg Fuss-
tritte von unerlaubter Kraft versetzte. Sie gingen in das anstossende Zimmer, um mein Spiel stimmungsvoller zu geniessen, glaubte ich. Eine volle Stunde überliessen sie mich nun dem Harmonium. So bezauberte die Wohlerzogenen dieses Thema. Aber mein modernes Ich begann zu erwachen: Ich schämte mich zu verachten und sah nicht mehr auf die Uhr. — Nachher begleitete ich eine nach Hause. Da man sprechen musste, sprach ich vom Abend, vom Harmonium und von der nächsten Woche, aber sie war klüger. Sie sprach, — o, nur im allgemeinen — von sittlicher Fäulnis und redet sich immer mehr in Zorn. Als wir am Ziel waren, schwieg sie einen Augenblick. „Und Sie!“ fuhr ihr dann heraus, „Sie hätten mich ja von diesem abscheulichen Gespräch erlösen können, sehr

einfach, indem Sie zu spielen aufgehört hätten. Aber nein! Ihnen war es natürlich ein Vergnügen, mich da drin zappeln zu lassen.“ Und sie reichte mir nicht die Hand. Ein ungnädiges Kopfnicken, dann huschte sie davon. Bewundernd blickte ich noch eine Weile in das offene Haustor.

Der Türke

Ein ganz und gar perverser Türke kaufte sich
Aus Trauer über den erst jüngst erfolgten Tod
Der fetten Fatme, seines Lieblingsweibes,
Bei seinem Mädchenhändler zwei noch ziemlich
guf erhaltne —

Man kann fast sagen: beinah nagelneue —
Und eben frisch aus Frankreich importierte,
Ehemal'ge Mannequins.

Als er sie hatte, sang er, sich zur Feier:

Setzt euch doch auf meine Schenkel.

Fasset mich um meine Lenden.

Streichelt mit den süßen Zungen

Mir die weinerlichen Wangen.

Ach, ihr habt so schön geschmückte

Augen und so helle Hände,

Müdeste von meinen Frauen,

Und so lange, laue Beine.

Morgen kauf ich sechs Paar neue

Strümpfe euch aus dünnster Seide

Und dazu ganz kleine schwarze

Sammetschuhchen.

Und am Abend sollt ihr tanzen

Ganz verlog'ne, weiche Tänze

In den kleinen Sammetschuhchen

Und den neuen seidnen Strümpfen.

In dem Garten. Vor der Sonne.

Dicht am Wasser.

Doch zur Nacht lass ich euch peitschen

Von vier lächelnden Eunuchen.

Wilmersdorf.

Alfred Lichtenstein.

Literarische Neuerscheinungen

OTTO ALSCHER, Gogan und das Tier. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 3 Mk., in Leinen 4 Mk.

Von Otto Alscher haben wir schon ein paar ausgezeichnete Bücher, in denen das Leben der Zigeuner geschildert wird. Sein neuer Roman hängt mit diesem Thema zusammen und zeigt zugleich, worum es Ascher zu tun ist, wenn er Zigeuner zu Helden seiner Erzählun-

gen nimmt: nicht um das Milieu, so eindringlich und pittoresk er es auch hinstellt; sondern der Zigeuner ist ihm der Typ für alles Triebhafte, Tierhafte, Ungebrochene in der menschlichen Seele. Gogan ist der Sohn eines solchen Triebmenschen und einer Komtesse. Er wird bei Förstersleuten aufgezogen, ohne seine Abstammung zu kennen. Doch nur das Bürgerliche dieser Abstammung bleibt im Dunkel, das Physiologische aber regt sich früh, als etwas Triebhaftes, als ein unwillkürliches Ausarten seines Naturells. Er kämpft dagegen, leidet darunter, und leidet vielfach, als er seine Mutter und danach das Geheimnis seiner Geburt kennen lernt; dieses alles so sehr, daß die Verwirrung seiner Gedanken es ihm als eine mögliche Erlösung aus seinem Zwiespalt vortäuscht, wenn er seinen Vater, den Zigeuner, aus der Welt schafft. Dann aber, schon dicht vor der Tat, sieht er, daß auch dieser Zigeuner kein Entarteter, sondern ein Stück Natur ist, und daß auch der Zigeuner in ihm, Gogan, nicht ausgebrannt werden dürfe, sondern im Gegenteil als Kraft frei gemacht werden müsse für alles Edle und Höherstrebende, das er gleichfalls in sich weiß. Dieser Stoff ist materiell und ideell ein guter Griff. Der Stil ist knapp, die Erzählung in spannenden, starken, fest umrissenen Geschehnissen ausgeformt.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheunungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion.“

HEINRICH EDUARD JACOB. Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria. Novellen. (Erich Reiss, Verlag, Berlin.) Geh. 3 Mk., geb. 4,50 Mk.

F. T. CSOKOR. Die Gewalten. Balladen. (Axel Junker Verlag, Berlin.) Geh. 2 Mk.

AUGUST STRINDBERGS sämtliche Werke in deutscher Sprache. Unter Mitwirkung von Strindberg, herausgegeben von Emil Schering (Georg Müller, Verlag, Jeder Band ist einzeln zu haben.

Zeitschriftenschau

DAS LITERARISCHE ECHO. Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9). Das 2. Maiheft enthält: O. E. Lessing: Das amerikanische Drama. — G. Ransohoff: Voiture und die Anfänge des Hotel de Rambouillet. — Ernst Lissauer: Verse. — Friedrich Rosenthal: Die erste Bühnenausgabe von Freytags „Journalisten“, u. a.

Die nächste Nummer enthält:

Der Dichter greift in die Politik II, von Ludwig Rubiner, Alfred Kerrs Politik, von F. Pfm. Beiträge von Max Brod, Heinrich Mann, Ernst Stadler, Edward Carpenter (Syndikalismus) u. a.

Von Max Oppenheimers Zeichnung

AUGUST STRINDBERG

sind Sonderdrucke auf Kupferdruckpapier
à Mk. 1.— durch den Verlag zu beziehen

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Ludwig Rubiner: Der Dichter greift in die Politik / René Schickele: August Strindberg / August Strindberg: Die Kunst zu sterben / Gustave Hervé: Parlamentarismus / Ernst Blass: Freundschaft Ernst Stadler: Zwei elsässische Bücher / Willy Küsters: Ekel / A. H. Zeiz: Denk an den Tag / Margarethe Meerbach: Füsse / Haberlandtreiben / Die Rache des Reporters / Literarische Neuerscheinungen / Zeitschriftenschau / Vornotizen



Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR UND KUNST

Jahrgang 1912 Herausgegeben von Franz Pfemfert Nummer 23

INHALT

- Ludwig Rubiner Der Dichter greift in die Politik
Edward Carpenter Syndikalismus
Kurt Hiller Offenherziger Brief an das Berliner Tageblatt
Hans Zeeck Runge und die Romantik
Ernst Stadler Glück
Willy Küsters Begräbnis
Otto Henning An die Winde
Ravien Siurlai Emmy Hennings
Wassily W. Signan Ein Herr; mein Vater
Die deutschen Anarchisten — Naumann über den deutschen
Liberalismus — Pastor Nithack-Stahn — Zeitschriftenschau

Heft 20 Pfg.

VERLAG DER ZEITSCHRIFT DIE AKTION BERLIN-WILMERSDORF

DIE SCHÖNSTEN HEILIGENLEGENDEN IN WORT UND BILD

MIT DEN NAMENSBIKDERN VON FRANZ POCCI

HERAUSGEGEBEN VON
DR. P. EXPEDITUS SCHMIDT, O. F. M.

UNTER MITWIRKUNG VON ENRIKA VON HANDEI-MAZETTI,
ANNETTE KOLB, ANNA FREIIN VON KRANE,
KURT MARTENS. FRANZ FREIHERRN
VON LOBKOWITZ, FRANZ
POCCI U. V. A. M.

==== BAND I ERSCHIEN SOEBEN ====

BROSCHIERT M. 4.50, PAPPBAND 5.50, LEINENBAND 6.—

DIESE AUSGABE DER HEILIGENLEGENDEN WENDET SICH AN DIE GEBILDETEN ALLER KREISE. ES GEHÖRT ZUR BILDUNG AUCH DER NICHT DER KATHOLISCHEN KIRCHE ANGEHÖRIGEN, SIE ZU KENNEN. ES FEHLTE BISHER AN EINER SAMMLUUG, DIE DAS ERMÖGLICHTE. DIE HERAUSGEBER DIESER SAMMLUNG WOLLEN DEN SCHATZ TIEFER POESIE UND MENSCHLICHKEIT, DIE IN DEN LEGENDEN SCHLUMMERTE, HEBEN, SO WIE EINST DIE GEBRÜDER GRIMM DIE DEUTSCHEN MÄRCHEN WIEDER AUPERWECKTEN. DIE DICHTERISCH EDLE FORM, IN DER HIER DIE WUNDERVOLLEN ERZÄHLUNGEN VON MÄRTYRERLEBEN UND DEN KÄMPFEN FROMMER ÜBERZEUGUNG ZUM HERZEN ALLER REIN EMPFINDENDEN MENSCHEN SPRECHEN, WIRD DEN SCHÖNEN BÄNDEN MIT DEN LIEBEN BILDERN POCCI'S FREUNDE IN ALLEN LAGERN WERBEN

PROSPEKTE MIT PROBEbild GRATIS

==== IN ALLEN GUTEN BUCHHANDLUNGEN ZU HABEN, SONST VOM ====
HYPERIONVERLAGE HANS VON WEBER, MÜNCHEN 31.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR UND KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 23 : 5. Juni

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu
senden. Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 1 — vierteljährl. (exkl. Be-
stelligeld) b. allen Postanstalten,
Buchhandl. etc. oder durch Kreuzband gegen Mk. 1.50
durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommissionär G. Brauns, Leipzig

DER DICHTER GREIFT IN DIE POLITIK

Von Ludwig Rubiner

II.

Es ist zu fragen: Wie kann ein Mann un-
seres Verstandes den Entwicklungsschwindel
stützen? (Man antwortet sich selbst: aus Güte
versickernd in geduldetes Missverständnis!)

Aber wo ist die berühmte „Entwicklung“
und — wo nicht?

Entwicklung — Jargon des 19. Jahr-
hunderts; gleich = Steigerung von Fähigkeiten
aus einer Summierung von Mengen. (Quali-
täten aus Quantitäten. Die Nuance als Stufe.)
Wirkt *re vera* nur bei dem, was man, physika-
lisch gesprochen, „Masse“ nennt. Also in der Zi-
vilisation. Alles Technische steht unter der Ent-
wicklung; die beliebten Fabrikschornsteine (in den
netten Beleuchtungen populärer Maler die Eisen-
bahnen („das gewaltige Schienennetz“) die Tele-
phone, die Rekorde der *Titanics*, die Drahtlosig-
keiten, Seifen, Setzmaschinen, Kunstweine, die
Gummiartikel, Photographien, Polizeiverwaltun-
gen, die Kanonen, Luftschiffe, Konservenfabriken,
Füllfederhalter, Mittagsblätter, die Anweisungen
zu hypnotisieren, die gut imitierten Teppiche, Ak-
kumulatoren, Gartentische, Gipsabdrücke, Rotati-
onsdruck, Volksheere, Harrod, Duval, Aschinger
und Sir Thomas Lipton — alle können sich ent-
wickeln. Oder ist dies ein ungenaues Wort? Etwa
so: alle können sich verfeinern und vermännigfalti-
gen; fortschreiten — Atome umlagern unter
Druck und Widerdruck. Nur kann sich nicht
entwickeln, was die Entwicklung macht; der —
entschuldigen Sie — Geist. Einer kann Groschen-

semeln an eilige Gäste verkaufen, um zwanzig
Jahre später die Wirtschaft des pleitegegangenen
Ausstellungsparks zu übernehmen.*) Das ist eine
Entwicklung. Der Weg vom Wurschtbrötchen
bis zur neuen Millionpleite ist kontinuierlich,
ein Fortschritt.

Aber Ideen kriechen nicht so auseinander
heraus. Zwischen der Idee, nun, des Luftschiffes
und der Idee des Aeroplans gibt es weder eine Ent-
wicklung noch einen Fortschritt. Sie sind ganz
unabhängig voneinander. Ideen sind immer
da, und immer neu. Und jede Idee ist eine
Katastrophe, wie jeder neue Mensch, den man
kennen lernt.

Einmal, als der kritische Dichter seine Wut
bekam (in der er instinktiv zum Geist gegen die
Zivilisation hält), brauchte er auf den
typischen Zivilisationsdichter dieses Wort: „In
Deutschland nennt man jeden, der das Messer
nicht in den Rachen stopft, einen Aestheten“. Man
kann die (begreifliche, doch komische)
Absicht der Zivilisationsrepräsentanten: ihre Ent-
wicklungswelle für die der Welt zu halten, nicht
stärken, witziger: sittlicher bescheinwerfen.

Zivilisation kann man lernen. Essen, sich
in Grenzen aussprechen, unanstößig sein: Ge-

*) Und selbst wenn Armeen von modern funk-
tionierenden Lokalreportern begeistert mir beistimmen,
ich darfs nicht unterdrücken: Mein Entzücken über das
Wahrheitsdrängeln der dreitausend Bilderbolde, Profes-
seurs, Regierungsräte, die ihr sogenanntes Schaffen als
Aschingerkunst zu enthüllen gewillt waren.

schmack. Alles zu lernen. Dies vom Geist zu sagen, wirkt sofort komisch. Nicht vielleicht aus mangelnder Gewohnheit.

Sondern aus sicherster Ueberlegenheit vor dem rein Quantitativen, Zusammenklebenden, Massigen, naturkundlich geredet, dem Beharrensvermögen der Zivilisation.

Man sieht, es gilt hier nicht, gegen die Zivilisation zu sein. Dies wäre ein entsetzlicher Unsinn. Ebensogut könnte man gegen „Quantität“ oder gegen „Materie“ sein wollen. Verse, geseumet von der Farbe Rousseauscher Prismatik „seht, wir Wilden sind doch . . .“ oder „wir Kokotten sind doch bessere Menschen“ oder „seht, wir Künstler . . .“ sind Quatsch. Die Zivilisation ist etwas Vorhandenes. Aber dies Vorhandene ist eine sehr partielle Angelegenheit der Welt. Im Uebrigen gibt es noch den Geist, den Geist, den Geist.

Der gute Dichter dichtet nicht von den Fabriken, den Telefunkenstationen, den Automobilen, sondern von den Kraftlinien, die aus diesen Dingen im Raume umherlaufen. Das Ding ist für Menschen da. Wir sind keine Idylliker. — Nun, nachdem das Maulaufreissen vor der Technik vorbei ist, weil man sie als etwas Selbstverständliches eingeordnet hat; nun ist kein prinzipieller Unterschied mehr zwischen der Ilias und H. Manns „Kleiner Stadt“. Kein prinzipieller. Was die Ilias näherrückt! — Kraftlinien bauen eine Dichtung. (Und nur solange man glauben konnte, dass Zivilisation die ganze Welt vollfüllt, und dass nicht ein Marconisender der blosse Ausdruck einer Idee, sondern ein Ding für sich ist; und solange man diesen Niggerglauben hatte, war Homer „veraltet“. Indessen: bloss die Marconisender veralten!)

Ein Telephon ist angenehm, aber es muss manchmal zerstört werden.

Die Zivilisation ist wohltuend, aber sie trägt zu viel Zinsen. Wenn's nach der Zivilisation ginge, würde der grösste Bauch prämiert; doch scheint sich dagegen etwas im Menschen zu wehren.

Denn wenn nicht mal die ganze Kiste klafft, und alle Leute einen Todesschreck kriegen, dann ist das Leben langweilig. Ich zitiere den Dichter: „Immer Salamiwurst . . .“

Wir freuen uns über jeden Kerl, der einen Moment lang die ganze Entwicklungssituation

der Zivilisation zum Gerinnen bringt. Einfältige etwa schwindeln „Weil die Geste schön ist“. Nein — weil er Bewegung in Zusammenhängendes bringt. Herrlich, wer die Kontinuität stört. Höhnungen gegen Gewöhnungen. Krater gegen Demokrater.

Unwürdig ist es des politischen Literaten, des Störers, des Geistigen, des Grundgestaltweisenden, unwürdig ist es seiner, zu glauben, für uns müsse er unter sein Können herab. Der marxistische (Evolutions-)Nachweis, dass die Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts einmal allen verfügbar sein muss — ist eine Ueberschätzung dieser Zivilisation.

Wir wollen, dass der Dichter hineinstösst in die kommerziellen Gleise, diese Eckchen voll Augenzwinkern, diese Pressfedern voll geschwindelter Aufregung, diese Geheimnis'chen, wo alles längst klar ist, dieses Verschleppen von Krisen. In die Sordinen dieser Immerruhig-Blut-Taktik nebst diätarisch bezahlter Aufregung auf Wochen, Tage und Stunden. In diese Bergwerks-, Eisenbahnen-, Petroleum-Interessenschübe. Hinein soll er in die Pathetophon-Vorstellung so man Politik nennt. Und selbst, wenn Hemmungen sich vorschieben; wenn er seinem eigenen Leben nicht recht glauben will, sein Wüten nicht sieht, seine Katastrophen nicht erkennt; nicht mehr weiss, dass er um sich geschlagen hat, dass ihn der Wirbel seiner Aktionen auf Spiralen mitriss (und nicht auf sanften Ebenen) Selbst wenn ihm Naturwissenschaften imponieren, wenn er Sonntags in die Entwicklungskirche geht; wenn er an die Marxisme glaubt, gehäufte Zivilisationen gäben gehäuften Geist. Selbst wenn er sich einer fixen Idee von himmlischen Hinaufstufungen der Umwelt mehr verpflichtet fühlte, als den Zeichen seines eigenen Lebens: so tut er Unermessliches, dieweil er in die Politik greift.

Man hat russische Revolutionäre angegriffen, die in fernen Dörfern sagten: Heraus, der Zar hat befohlen, dass ihr Revolution macht! — Man hat denen vorgeworfen, sie stützten das absolutistische Prinzip. Falsch, falsch, Rederei! Sie haben gut getan. (Wertvoll ist doch in diesem Spass: Durch Stützen Stürzen!) Es kommt darauf an, Erschütterungen zu erzeugen.

Wenn der Dichter, der Erschütterer, zur Politik kommt, — bei diesem Umwandeln der

Selbstgenüsse und Selbstzerfleischungen in Ekel des Handelns, beim tiefen seligen Auskosten der Schweinerei: Volksmann zu sein; beim unermesslichen Glücksgefühl, wehrlos, im Wind eine Stimme für andere zu sein (wenn man bis dahin seine eigene war); — bei dieser unschätzbaren Selbstaufgabe, die nur für den konzentriertesten Mann da ist, und also von neuem: bei dieser Umwandlung der Kräfte wird Unmessbares an sittlicher Energie frei. Dies strahlt in den Raum, fährt mit Brisanzeffekt unter die Stühle von Literaten, Genießern, Politikern. So und soviel Stuben sind plötzlich, in denen man merkt, dass es in der Welt klafft. Man nennt das die moralische Wirkung.

Darf ich reden, wie sie einmal zu spüren war, als in einer verängstigten Volksversammlung — weil nur zwei dünne Bogenlampen mit vielen Schatten grünlich flammten — der Politerat zu uns sprach. Wie er plötzlich uns kannte, als es um die Sache ging, wie er die ängstlichen Bedürfnisse einer Masse nach Pathos, Würde, Abwehr durchschaute. Mit unerwartet tiefer Stimme, sinnlicher Vergeistung, tiefe schwingende Metallzungen hinter blauen Samtvorhängen: pfefferte er eine Bombe voll Assoziationen unter uns. So konnt er auf einmal zitieren, sagen wir, einen Philipp II.; wir erinnern uns unter erschrecklichem Lächeln an Klassenzimmer, Wut, Ekel. Und wir greifen Wut und Ekel in unser Gefühl auf, um sie gegen jene Institution zu kehren, die von der Versammlung bekämpft wurde. Nun musste er nur noch Deutungen bestimmen. Nennen, wie von einem Transparent herab, die „moralische Wirkung“. Und sie stand wahrhaft da.

Aber nur Der erzielt das, der von dem geistigen, freien Schweben freiwillig sich herabschleudern lässt auf die Platt-Form des Volksmanns. Der Geistige, der zum Volksmann wird, gibt von dem Geist ab. Er fühlt, er „schraubt sich herab.“ Aber in Wahrheit setzt er das Verlorene um. Der Dichter wirkt tausendmal stärker als der Politiker, der im Moment vielleicht fetter effektuiert. Der Dichter ist der einzige, der hat, was uns erschüttert, Intensität.

Doch muss man ihn bitten, nicht schon das Herabschrauben allein für erschütternd zu halten. Er soll wissen, dass er ein Erzieher ist, auch ohne die Umstände eines solchen zu machen. Und er wird erinnert, dass es seiner

unwürdig ist, etwa einen Justizrat Dr. Spiesser vom Hamsterbund für einen Lebensmenschen zu halten, menschlicher und leeblicher als er selber sei. Wir wissen, auch er überschaut beispielsweise, dass die Leute, welche in Abendtoilette Volksstimmung markieren, dieweil sie mit den Stiefelabsätzen sterbende Aufrührer zu Brei treten, von ein paar (demokratischen) Bankiers gemietet sind. Gemietet sind Empörung zu produzieren. Er weiss, dass diese öffentliche Meinung, diese Matins, Figaros, Petits Journaux, gekauft sind von Bänkern, die ihre allgemeine Existenz bedroht fühlen.

Das alles weiss er. Und — welche Pietät kann ihn verpflichten, das Leben in die Länge zu ziehen? Seinen Geist seine Katastrophen, sein Nicht-mehr-aushalten-können pädagogig aufzuwenden in milderer Marxismen für das wählerische, doch indifferente Bürgertum?

Diese Horde, die ihn füttert, gewöhnt; verbraucht —: Nieder mit den Demokraten!

Er weiss, Dichter, Politer, Mann der Stadt, weiss, wie dankbar wir ihm für seine Exisrenz sind. Dass unsere Willen geneigt sind, in seinen Schwingungen zu stossen. Doch er höre uns. Er glaube uns. Er wisse, dass ihn sein Körper nicht täuscht; dass sein Leben recht hatte, wenn es ihn über Katastrophen, Ermüdungen, Wutausbrüche, und über Ungeduld die tötete, geführt hat. Dies alles braucht er heute nicht mehr umzuschalten. Wir sind da, zu denen er direkt sprechen kann, ohne Umwege über Bequemlichkeiten und Wissenschaften. Er spreche auch zu denen, die nicht warten können — wie er nie warten konnte. Zu denen, die an ihm die Unbedingtheit lieben, die in ihm Zerstörerisches fanden, Intensität. Zu seinen Brüdern, den Ungeduligen. Den Sittlichen. Er verhalte nicht seine heisse Haut hinter den Verteidigungstheorien der Civilisation (Evolutionismythen mit nunmehr kirchlichem Klimbim). Er spreche von den Katastrophen, die er zu sehen uns gelehrt hat. Er glaube uns, dass wir nicht Umschweife über Versprechungen hören müssen, um überhaupt hören zu können. Wir sind so ungeduldig wie er. Drum sprech er von sich, wir werden angerührt.

Der Fall liegt so: Verknotung von Wissen um Menschen mit Pflichten für Menschen. (Ein Augenblick der Verlegenheit.) Aber schon von der Möglichkeit dieser Kreuzung steigt sittliche Kraft aus dem Dichter. Doch welche Wirkung müsst es haben, wenn unter dem Druck

der politischen Pflicht auch das Gewusste ganz gesagt wird!

•

Für einen politischen Fall der politischen Versprechungen, der Vertröstung auf Kommen- des; der Herabstufung von lebendigem Dasein in Entwicklungskonfessionelles — für diesen Fall setzt ich die Formel Dostojewskis hin. (Eines Aufrührers, der sein Ich auf Jahrhunderte ins Volk gesprengt hat.)

•

Die Legende. Nichtisoliertsein. Gemeinsames suchen. Umhergreifen. Dabei hinfassen, wo die Luft bebt, hinein ins Geäder der Kraftstrahlen. Zusammenballen zur Form der Idee, aus der sie springen: Gestalten.

Und sei dies auch Erfundenes, Unmessbares. So ist es doch das Brennen, in dem gewisslich wir leben. (Brennen, Feuer, Wunden, Abenteuer. Intensität statt bibbernder Zukunft. Denn Altwerden ist Schwindel oder Gemeinheit!)

Aber wie aus Illusionen Realismen springen, so steht drüben, auf der andern Seite, unglaublich schwebend aus der Legende die Wahrheit als himmlisches Jerusalem.

•

„Die Legende ist der erste Schritt zur Wahrheit.“

Doch täuschungslos gesprochen: sie macht nie den zweiten Schritt.

Der politische Dichter glaube an sein Leben, an seinen Körper, an seine Bewegung. Der Dichter greift in die Politik, dieses heisst: er reißt auf, er legt bloss. Er glaube an seine Intensität, an seine Sprengungskraft. Es geht ja weder um unsere Zivilisation, noch um ihre Entwicklung. Der politische Dichter soll nicht seine Situation in Erkenntnissen aufbrauchen, sondern er soll Hemmungen wegschieben. In Deutschland, wo meine Brüder sich verfluchten, als diese Zeilen noch nicht geschrieben waren (und wo man mit manchem, den man liebt, verkracht, da sie geschrieben wurden), in diesem Lande der Verdammnis und der Geisselungen geht es jetzt nicht drum, von unserer Legende zu irgend einer Wahrheit zu kommen. Es gilt nur, dass wir s c h r e i t e n. Es gilt jetzt die Bewegung. Die Intensität, und den Willen zur Katastrophe.

Syndikalismus

Von Edward Carpenter

Das rasche Wachstum der syndikalistischen Bewegung ist wahrlich ein ermutigendes Zeichen der Zeit, und wir können die Arbeiter dazu beglückwünschen. Wir beginnen endlich einen Ausweg aus dem alten Wirrsal des Kommerzialisismus zu sehen — ein Licht in der Ferne durch das Dickicht scheinend. Der Sozialismus hat uns zweifellos ein gutes Stück Wegs in der richtigen Richtung vorgebracht. Er hat uns gelehrt, dass das wirtschaftliche Leben der Nation in Zukunft gemeinschaftlich für das Wohl der Volksmassen und nicht für den habsüchtigen Profit einiger Weniger geführt werden muss. Aber wir fangen jetzt an zu sehen, dass dieser Pfad in Gefahr ist, sich durch hässliche Sümpfe von Bürokratie, Beamtenherrschaft und dem Ueberwuchern des Regierens zu winden, und dass es schwer fallen mag, auf diesem Weg ungefährdet durchzukommen. So zweigen die Syndikalisten in einer neuen Richtung ab. Sie nehmen das durchaus vernünftige System an, die Arbeiter in jedem Industriezweig zu veranlassen, diesen Industriezweig und seine Arbeitsbedingungen für sich selbst zu organisieren. Welches andere System — kann man fragen — könnte vernünftigerweise angenommen werden? Wer kann so befähigt sein, einen Industriezweig zu leiten, als Jene, die darin arbeiten und seine Arbeitsverhältnisse auswendig kennen — und warum, in aller Welt, sollten sie die Leitung davon an ein paar Unternehmer abtreten, damit ihn diese für ihren eigenen Gewinn ausbeuten?

Das Prachtvolle an der jetzigen Bewegung ist, wie rasch die Arbeiter selbst auf die neue Idee verfallen. Der Streik der englischen Bergarbeiter, und die Art, in welcher die grosse Masse derselben ihre eigenen Arbeitsbedingungen bestimmten und vorschrieben, ist vielversprechend; und ähnliche Bewegungen in den andern Gewerben, verbunden mit dem Erfolg und der Verbreitung der „Schiesset nicht!“-Propaganda unter dem Militär, öffnen den Weg zu einem neuen Abschnitt in unserem wirtschaftlichen Leben.

Freilich, unsere Gegner behaupten dass, wenn ein jedes Gewerbe seinen Industriezweig für seinen eigenen Vorteil organisieren, und seine eigenen Produkte zu einem Monopolpreis gegen die Uebrigen zurückhalten würde, wir nur die Ausbeutung in ihrem jetzigen Massstab austauschen und die kleinliche Konkurrenz

der Kapitalisten aufgeben würden für einen viel ernsteren Kampf zwischen den verschiedenen Gewerkschaftsvereinigungen. Aber solche Leute sprechen nur aus ihrer kleinen Erfahrung und ihren eigenen Lebensidealen. Niemand, der die Masse der Arbeiter, oder die jetzige Tendenz der Gewerkschaftsvereinigungen kennt, könnte einen so törichten Irrtum begehen, als anzunehmen, dass dies wirklich die Richtung ist, in welcher dieselben vorgehen oder vorzugehen wünschen. Im Gegenteil, die ungeheuer grossen und stets wachsenden Föderationen der Gewerkschaften und die fortwährenden Konferenzen und Kongresse der verschiedenen Industriezweige lassen aufs Bestimmteste auf die endliche harmonische Vereinigung der verschiedenen Interessen in ein grosses System schliessen.

Wie schon gesagt, viele Leute waren bisher voller Entsetzen über die Aussicht auf die Möglichkeit einer Regierung von starrem bürokratischen Sozialismus. Es liegt jetzt an Jenen, das Herannahen eines regierungsfeindlichen Syndikalismus und eines freien und freiwilligen Zusammenwirkens der Arbeiter herzlich willkommen zu heissen, (aller Arbeiter natürlich, ob manuell, geistig, künstlerisch oder was immer) in zahllosen Gilden, selbstbestimmend in bezug auf ihre eigenen Arbeitsbedingungen, aber zusammen verbündet in ein grosses Ganzes für den vernünftigen Austausch ihrer Arbeitsprodukte.

Seit vielen Jahren hat man darauf hingewiesen, welch prachtvolle Arbeit die alten Gewerkschaftsgilden getan haben — wie sie die Arbeiter jener Zeitperiode organisiert haben, und ihnen feste Stellung und verhältnismässigen Wohlstand verschaffen, trotz der Tyrannei der grossen Grundbesitzer und Barone; wie sie die Grundlage zu aller wirtschaftlichen Grösse legten; was für schöne und künstlerische Dinge sie erzeugten — was für Metallarbeit, Holzarbeit, Architektur usw. — aus ihren freien und selbstbestimmenden Organisationen. Aber heute ist der Syndikalismus im Begriff, gerade diese Gilden, in einer den heutigen Verhältnissen angepassten Form, wiederherzustellen; und Jeder, der das, was man wirkliche Kultur nennt, schätzt, und die Wiederherstellung von Schönheit und Freude im täglichen Leben ersehnt, muss sicherlich diese Bewegung willkommen heissen und ihr, soweit er es vermag, eine helfende Hand reichen.

Es ist wahr, dass diese Bewegung endlich dem jämmerlichen und nutzlosen Gesellschafts-

leben der dividendenbeziehenden Klassen ein Ende machen wird. Sie wird diesem unreinen Fass den Boden ausschlagen. Und das ist auch gut! Je mehr man von jenem Leben sieht, desto mehr sieht man seine Nutzlosigkeit und durchgreifende Erbärmlichkeit, und desto weniger sieht man, was wert ist, von ihm erhalten zu werden. Sogar für diese Klassen kann man aufrichtig sagen: **Lang lebe der Syndikalismus!**

Glossen

Naumann über den deutschen Liberalismus

„ . . . Wenn heute der deutsche Liberalismus arm erscheint an geistiger Lebendigkeit, so fehlt es eben am Tiefsten und Innersten: der Glaube an die Pflicht, für Volk, Menschheit und Fortschritt sich ganz und gar einzusetzen, ist nicht verbreitet genug. Es besteht Blutarmut des geistigen Lebens. Das kann durch blosses Agitieren nie ersetzt werden. Es fehlt der Drang, der von selber die Jugend ergreift und die Alten noch in Feuer geraten lässt.“

Wann Friedrich Naumann dieses Todesurteil fällte? **Pfingsten 1912!**

Pastor Nithack-Stahn

von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin ist ein weisser Rabe unter seinen Berufsgenossen. In einem Aufsatz, den er in der von René Schickele geleiteten „Strassburger Neuen Zeitung“ als Leitartikel veröffentlicht, lese ich:

„Neuer Glaube wird nimmermehr „gestiftet“. Nachdem er eine Zeitlang in der Luft gelegen, in der Geistesatmosphäre der Menschheitsgeschichte, bricht er in einer Explosion hervor, so wie Revolutionen und Reformationen kommen. Nicht von den Höhen der Bildung, sondern aus der Tiefe unverbildeter Gemüter. An seiner Wiege steht unreflektierte Begeisterung . . .

Darum sind ebenso wie die Religionsmacher, die etwas Neues über Gott und Welt ausdenken wollen, im Irrtum die Religionshüter, die in ihr nur etwas Altes und Ehrwürdiges schützen wollen. Begeisterung kann niemals von der Vergangenheit zehren, sie strahlt auf durch den Kontakt mit etwas Gegenwärtigem . . .

Oder haben die Vernünftigen recht, dass Begeisterung bestenfalls nur ein beträchtliches Feuerwerk sei? Auch das widerlegt die Geschichte. Aller grossen Taten Mutter ist jener

„heilige Wahnsinn“. Ein Häuflein christusbegeisterter kleiner Leute wandert in die kultursatte Welt, stürzen alte Götter, schreiten über zertrümmerte Tempel der Kunst hinweg, schliessen die Hochschulen tiefsinniger Weltweisheit, zerschlagen die grösste Reichsorganisation und Militärmacht aller Zeiten. — Verfolgt, gekreuzigt, verbrannt, zeugen sie noch im Sterben neue Begeisterte, zwingen Kunst und Wissenschaft, Kronen und Schwerter in den Dienst ihres Glaubens und schaffen eine Welt, in der wir noch heute, bewusst oder unbewusst, leben. Und selbst die Verfälschungen und Verhärtungen dieser Religion, alles Krankheitsgift, das sie ausscheidet, nahm ihre Triebkraft nicht.“

Die deutschen Anarchisten

scheinen unter einem bösen Stern geboren zu sein. Die Zeiten sind dahin, da sie Führer besaßen wie Gustav Landauer, Albert Weidner, Paul Kampffmeyer, Stefan Grossmann, Wilhelm Spohr, Bruno Wille, Führer, die schreibend oder redend wirken konnten, die der Sozialdemokratie manch harten Kampf lieferten und die Massen für Ideale zu begeistern wussten. Ein Teil jener Kämpfer ist überhaupt stumm geworden; Herr Stefan Grossmann ist heute organisierter Sozialdemokrat und wohlbezahlter Wiener Repräsentant des Berliner Tageblatt; Albert Weidner vertrottelte politisch in der Redaktion der Welt am Montag; Kampffmeyer ist nationalgesinnter Sozialdemokrat geworden. Gustav Landauer, der einzige, der nicht nach fetten Bissen griff, ist jetzt als Führer des „Sozialistischen Bundes“ auf ein Gleis geraten, wo er der Bewegung verloren ist. Zu dem Führerverlust kam der ständige Gewinn an Polizelspitzeln, kam nun, als tödlichster Schlag, — die Sympathie der journalistischen Begleiterscheinung Steinthal. Das ist das Ende. Führer könnte der Nachwuchs bringen; Spitzel liessen sich noch hinwegphotographieren; von der Sympathie dieses — ich wähle das schärfste unparlamentarische Wort — dieses Walter Steinthal wird sich der deutsche Anarchismus nie wieder erholen. F. Pfem.

An die Winde

Winde, ihr seid so laut!
Ach, ihr knickt meine Seele wie eine Braut.
Trägt mich doch in den Morgen hinein,
Wo Sonne in glühendem Wein
Badet und sich erhebt . . .

Nie noch hab' ich Gold erlebt —

Tragt mich auch über die Meere!

Jagt mir Blüten in das schwere,
Dunkele, starre Haar,
Das immer so einsam war.

Aber zerreisst mich nicht!
Seht doch die Angst in meinem Gesicht!

Otto Henning.

Offenherziger Brief

an des Berliner Tageblatts verantwortlichen
Feuilletonchef

Von Kurt Hiller

Ich gebe diesem Brief wegen seiner prinzipiellen Anregungen Raum. Ich sehe mich umso mehr dazu veranlasst, als eine Zeitschrift, die bisher stürmisch Polemik gegen das „B. T.“ betrieben hat, nunmehr brieflich solche Polemik für unzweckmässig erklärt.

Das „B. T.“ ist also einem neuen Bundesgenossen verpflichtet. F. Pf.

Sehr geehrter Herr Paul Block!

I.

Als Sie Mitte Januar die Freundlichkeit hatten, unter mancherlei Komplimenten „Psychologie — ein Unfug?“ von mir anzunehmen, wussten Sie so gut wie ich, dass ich zuvor wiederholt meiner Empörung Ausdruck verliehen hatte über . . . nicht über das „Berliner Tageblatt“ (vor dem, als vor einer lapidaren Organisiertheit, ich alle Achtung habe), sondern über tolle Missstände im „Kulturteil“ ieser Zeitung. Ihnen war bekannt, dass ich mehrfach versucht hatte (und nichtmal ganz ohne Erfolg), gewisse Mitarbeiter, die mir privatim schnuppe, aber objektiv widerlich sind, durch höchst befugte Streichelungen zag zu diskreditieren. (Dass ich zum Beispiel nachgewiesen hatte, weshalb die, im wesentlichen von Tageblattfeuilletonisten gemanagte „Kleiststiftung“ folgendes sei: „eine Schweinerei, der unter allen Schwindeln die Krone gebührt, und auf die in einem Kulturstaat Zuchthaus stünde.“) In derartig hohem Grade war Ihnen das alles bekannt, dass Sie, während unsrer Unterredungen damals, drei- bis viermal (wenn nicht fünfmal) beteuerten, unermesslich läge Ihnen der Gedanke fern, mich durch Annahme meines Manuskripts von

künftigem Kampf gegen tageblättische Uebelkeiten etwa gar abhalten zu wollen.

Ich gestehe, dass diese Gesinnung, der nichts peinlicher war als: der Bestechungslust verdächtigt zu werden, viel Sympathie in mir wachrief, und dass ich beschloss, mich Ihres Vertrauens würdig zu zeigen. Wie konnte dies besser geschehen als dadurch, dass ich bei der nächsten Gelegenheit den Schädlingen in Ihrem Bau von neuem scharf zuleibe rücken würde? — Bis zum zwanzigsten Februar bot sich mir die Gelegenheit nicht. Am zwanzigsten Februar, aber, schrieben Sie mir: „. . . Es würde mich ausserordentlich freuen, gelegentlich einmal einen Aufsatz von Ihnen bringen zu können . . .“ Da dachte ich folgerichtig: Wenn der Block bei Annahme von „Psychologie — ein Unfug?“ die Hypothese, es könne sich um ein Mundstopfungsmanöver handeln, im vorhinein leidenschaftlich zurückgewiesen hat, so würde erst recht bei Aufforderung zu neuer Mitarbeit dergleichen Vermutung einem Insult ähneln. Und ich verharrte, umso fester, bei meinem Beschluss. Unter anderem kam es ja am Ende auch darauf an, Ihnen zu beweisen, dass genau so gering wie Ihre Lust, mich zu bestechen, meine Lust, mich bestechen zu lassen, war. Ich wartete also weiter auf die Gelegenheit. Ende April hatten sich die ungesühnten Sünden Ihres Kollegen Fritz Stahl wiederum derart aufgehäuft, dass es — schien mir's — sich lohnte, sie zu erklimmen und auf der Kuppe des Hügels eine Glosse zu hissen. Ich dichtete den Artikel „Fritz Stahl“ und versandte ihn, mit der Bitte um Abdruck, an eine Redaktion. Hinterher verfasste ich, um Ihrem Februarwunsche nun nachzukommen, einen längeren Essay (kunstphilosophischen Inhalts). Vielleicht, Herr Block, ist Ihnen aufgefallen, dass dieses Essays/Manuskriptum just am Erscheinungstage der Stahlglosse in der Jerusalemerstrasse einlief! Vielleicht indes ist es Ihnen auch nicht aufgefallen. Wie dem auch sei — ich erhielt am 15. Mai folgende Epistel von Ihnen:

Sehr geehrter Herr Doktor,

Sie haben es mir durch Ihren Artikel über Stahl . . . unmöglich gemacht, Ihre Arbeit zu bringen. Das tut mir leid, denn die Arbeit ist gut. Können Sie aber wirklich annehmen, dass im Berliner Tageblatt das Feuilleton (!) eines Verfassers erscheint, der gegen zwei verdiente Mitarbeiter in dieser Weise vorgeht? „Stinktief“ ist nach meiner Ansicht keine

Polemik; ich hoffe, Sie werden mit der Zeit auch zu dieser Ueberzeugung kommen.

Für den Augenblick aber muss ich verzichten. Mit bestem Gruss

Ihr hochachtungsvoll ergebener
Paul Block.

Ach, schwerlich ahnen Sie, wie mich dieser Brief enttäuscht hat! Nicht etwa wegen der Refüsierung des Manuskripts: darauf war ich gefasst. Sondern wegen des Beweggrunds der Refüsierung. Hätten Sie mir geschrieben: „Ihre Sätze sind zwar profund und präzis, aber Lesern, deren Intellekt an Zobelitz, Felix Philippi und dem Freiherrn von Schlicht geschult ist, unbedingt unverständlich“ — ich hätte mich gar nicht gewundert. Hätten Sie gedrahtet: „Reverenz; aber ich kann den Herrschaften, die bei mir unter den Strich gehen, es nicht antun, dass einer sooo von ihnen absticht“ — ich wäre im geringsten befremdet nicht gewesen. Jedoch, nach jenen Versicherungen und Beschwörungen damals, zu mir zu äussern: „Signore, nicht darauf kommt es mir an, dass jemand etwas Wertvolles geschrieben, sondern darauf, dass er den Stahl ungeschliffen gelassen hat; . . . ich lud Sie natürlich nur unter der stillschweigenden Voraussetzung ein, dass die — Attacken fortab unterbleiben würden; . . . Sie haben die Hauptbedingung der Mitarbeit an unserm Blatte gröblich verletzt“ — dies, nach jenen Beschwörungen, zu mir jetzt zu äussern: welch ein Schlag! welch ein Fiasco meines kindlichen Glaubens! In tiefster Niedergeschlagenheit darüber, dass ich mich, zum soundsovielten Male nun, in der Seele eines Menschen getäuscht habe, stelle ich fest: Sie haben mich zwar niemals bestechen wollen; aber hätte ich mich von Ihnen bestechen lassen, — mein Essay (kunstphilosophischen Inhalts) wäre im Tageblatt erschienen. Sie haben zwar nimmermehr vorgehabt, den Mund mir zu stopfen; hätte ich aber heruntergeschluckt, was ich gegen den ehren-, doch beseitigungswerten Herrn Stahl auf dem Herzen hatte, — für das Herunterschlucken wären mir, durch Ihre gütige Vermittlung, aus der Kasse der Firma Rudolf Mosse etliche Louisdors glatt ausbezahlt worden.

In tiefster Niedergeschlagenheit stelle ich die kaltlächelnd fest.

II.

Keine bourgeoisen Einwendungen, bitte! Wenn Sie's für unangängig hielten, nach dem Vorfall Stahlen und Hillern auf ein und dasselbe Papier zu drucken, so blieb Ihnen der

höchst passable Ausweg, Hillern zu drucken und Stahlen die Tür zu weisen. Dieser Rat, mein verehrter Herr Block, ist nichts weniger als eine Frechheit. Denn das Kriterium, letzten Endes, muss doch die . . . Güte der Leistung bleiben. Mein Essay, wie Sie selbst mir freundlichst bestätigt haben, war eine gute Arbeit; und Fritz Stahls Referate sind, wie Deutschlands schaffende Jugend einstimmig votieren wird, durchschnittlich keinen Schuss Pulver wert. Auch war es ja das ausgesprochene Ziel meines Angriffs gewesen, Herrn Sial zu verjagen; wie denn überhaupt eines meiner Ideale lautet: aus dem Feuilleton des Berliner Tageblattes ein Kulturphänomen zu machen. Noch heute, ganz im Stillen, rechne ich bei diesem Plan auf Ihre Unterstützung.

Dies das. Was aber das „Stinktief“ anlangt, so begreife ich Sie nicht. Stahl ist von mir, wie er's verdient, als Gentleman behandelt worden. Er ist ein ebenso aufrechter wie kunstferner Mann. Er hat den (ohne jede Ironie gesagt) beneidenswerten Mut besessen, gegen van Gogh zu schreiben. Er würde, falls er etwa eine Wochenbeilage „Malgeist“ redigierte, keineswegs die Dreckigkeit begehen, graphische Arbeiten eines starken Neuerer; ohne Grund erst abzulehnen, um wenige Monate darauf, nach des Neuerers lokalreporterisch bemerkenswertem Heimgang, die Erben mit dem Ersuchen zu überfallen, ihm eine Zeichnung des Verbliebenen für den „Malgeist“ zur Verfügung zu stellen. Nein, solcher hundsfüßlichen Lumperei wäre Stahl nie fähig. Und am allerwenigsten dann, wenn er eine, sagen wir, Rembrandtstiftung ins Leben gerufen und dabei wieder und wieder mit Emphase die Notwendigkeit betont hätte, sich um ringende Talente schon zu ihren Lebzeiten zu kümmern. Nimmermehr käme als Ausüßer einer so pudelsäuisch-kottriefenden Knallhalunkigkeit (mir gehen die Worte aus!) Fritz Stahl in Betracht. Dies zu bekunden, habe ich ihn in meiner Glosse mit aller Energie gegen seinen sittlichen Gegensatz abgegrenzt — als welchem ich die freundliche Bezeichnung „Stinktief“ gab. Dass „Stinktief“ keine Polemik ist, zu dieser Ueberzeugung, geehrter Herr Block, werde ich nicht erst „mit der Zeit“ zu „kommen“ brauchen; diese Ueberzeugung wohnt mir bereits solange inne, als mein (heiliger) Schädel die Begriffe „Stinktief“ und „Polemik“ fasst. „Stinktief“ gegen einen widerwärtigen Menschen wäre natürlich ebensowenig Polemik wie, beispielweise, „Hebammenpoesie“ gegen ein ausge-

zeichnetes Gedicht. Glauben Sie, ich würde es jemals über mich gewinnen, gegen ein Stinktief zu polemisieren? Polemisieren heisst Kriegführen: womit soll man, bitte, die Waffe anpacken, wenn man sich mit beiden Händen die Nase zuhalten muss?

Ich habe also mit „Stinktief“ den moralischen Gegensatztyp zu Fritz Stahl bezeichnen wollen; weiter nichts. Mich nimmt es daher wunder, dass Ihr Brief behauptet, ich sei gegen zwei „verdiente Mitarbeiter“ vorgegangen. Zählt denn das Berliner Tageblatt unter seinen verdienten Mitarbeitern auch ein Stinktief? So etwas anzunehmen, widerstrebt mir durchaus. Sollte aber ein verdienter Mitarbeiter (was ich, nach der Stelle Ihres Briefes, fast befürchten muss) sich durch meine sehr generellen Aeusserungen über das Stinktiefleben getroffen gefühlt haben —: parbleu so ist das nicht meine Schuld.

III.

In unterirdischem Zusammenhang mit dieser Affäre lassen Sie mich, sehr geehrter Herr Block, nun bitte noch eine Frage tun.

Wir, in Malerei, Musik, Philosophie, Dichtung, — von Euch da . . . werden wir verhöhnt oder verschwiegen. Auf unsere Kosten werden Personen gelobt und gefördert, die wir im ehrlichsten Winkel unseres Gemüts für Schafsköpfe halten. Lassen wir nun quietistisch den Dingen ihren Lauf, so ändert sich der Zustand frühestens zu einer Zeit, wo wir (lebende oder tote) Mumien sind. Treten wir aber aus unserer Passivität heraus, wehren wir uns gegen Hohn und Schweigen, — so giessen sich Hohn und Schweigen nur stärker noch über uns aus. Ein circulus vitiosissimus. Schlagen Sie uns, vielgereister Mann, eine dritte Methode vor! — Dass zum Beispiel der Name Max Steiner, den ein Kenner mit Recht neben Schopenhauers Namen rangiert hat, im Berliner Tageblatt bis zum heutigen Tage noch nicht zu lesen war (während jeder zahme Idiot sein Besprechungen geträufelt kriegt) —: an dieser Schande ist wahrhaftig keine Polemik schuld, in der sich Steiner über die Totschweigetaktilik des Berliner Tageblatts beschwert hätte. Aber nun ich, der eingesetzte Sachwalter seiner Ideen, diese (wahrhaftig begründete) Beschwerde vorgebracht habe, wird eine Abhilfe, das schwöre ich, erst recht nicht erfolgen. Auch meine Schrift „Das Recht über sich selbst“, eine der am meisten liberalistischen innerhalb der neueren politischen Philosophie, hat der Liberalismus nicht beachtet;

und wie man dem „Kondor,“ welcher zweifellos die wertvollsten deutschen Gedichte seit Rilke enthält, im Berliner Tageblatt mitspielen wird, — das schwant mir bereits gewaltig.

Wir — vor Gott, der Kultur und unserm Gewissen — haben das Recht; Ihr da, Ihr habt die Macht; schlagen Sie uns, vielgereister Mann, eine . . . dritte Methode vor.

In ausgezeichneter Hochachtung:
Kurt Hiller.

Glück

Nun sind vor meinem Glückes Stimme alle
Sehnsuchtsvögel weggeflogen.
Ich schaue still den Wolken zu, die über
meinem Fenster in die Bläue jagen,
Sie locken nicht mehr, mich zu bunten Küsten
fortzutragen
Wie einst, da Sterne, Wind und Sonne wehrlos
mich ins Weite zogen.
In deine Liebe bin ich wie in einen Mantel
eingeschlagen.
Ich fühle deines Herzens Schlag, der über
meinem Herzen zuckt.
Ich steige selig in die Kammern meines Glückes
nieder,
Ganz tief in mir, so wie ein Vogel, der ins
flaumige Gefieder
Zu sommerdunkeln Traum das Köpfchen
niederduckt.

Brüssel. Ernst Stadler.

Das Begräbnis

Der Himmel zeigt ein fahles, bleigetöntes
Angesicht
Und will mein Herz in todesmüde Schrecken
jagen;
Verzagt lass ich den Blick auf hohe, feuchte
Dächer gehen,
Die heute mehr als sonst nach tristen Dingen
fragen.

Ich mische mich in Haufen ungewohnter
Leute,
Die hoffen, ein Begräbnis wohlgenut vom Bürg-
steig zu erschauen.
Bald steh ich beengt und eingeschlossen in dem
dichten Knäuel
Von unbefleckten und mehr deflorierten Frauen.

Schon knarrt der Leichenwagen schwarz ver-
mummt an uns vorbei,
Umwölkt von Kränzen und rührsel'gem Musi-
kantenblasen.
Ergriffen folgt ein alter Krieger mit dem Atlas-
ordenkissen,

Und weiche Frauen putzen heimlich tiefgerührt
die Nasen.

Doch mich durchglüht ein hohes Lustgefühl
von Leben, Sieg,
Da sich ein schwarzes Mädchen an mich drängt
in dem Gewühle,
Und glühend heisse Wünsche ihres sehrend
schlanken Körpers ich
Durch ihre angespannten, lilafarbenen Kleider
fühle.

Konstanz Willy Küsters

Emmy Hennings

Von Ravien Siurlai

Aber zwischen devot verstaubtem Lächeln der Chansonniers tritt, das Gesicht wächsern umschnürt, die gelben Haare pagenhaft gekürzt, mit starr getürmter Spitzenkrause und dem Dunklen des schwächtigen Samtkleides von jeder Menschlichkeit getrennt, auf das Varieté der umgekippten Verzweiflung, das Varieté der Herren, die sich selbst auf den Kopf steigen, das Varieté des Jakob von Hoddis vierjährig und verwüstet Frau Emmy Hennings. Oh, zwischen den Verruchten, die die Idee ihres Publikums plagierend, mühelos zum Ideal diese Publikums wurden (und so schuf man in gegenseitiger Hochachtung vor sich selbst die idealisierte Gesundheit), zeigte Emmy Hennings, Protektion der Fieber und des magischen Todes, auch nicht die moralischen Hemmungen, die den Genuss der Ehebruchshymnen ermöglichen. Kaum hatte die Unachtsamkeit Maskierte missverstanden und beklatscht: Claire Waldoff, die Kabarettorgien parodierend, und, in Frankfurt, den konvulsivisch zuckenden Ballettrock der Sidi Riha — oh Meer und Schaum zu Tüllgeriesel süß erstarrt — eine Frau hat Unendlichkeiten, meine Herren. Aber man muss Erotik nicht unbedingt mit Prostitution verwechseln. (An der Erotik ist nichts verloren; aber die Prostitution hat immerhin die Syphilis für sich.) Da enthüllte, nicht höflich genug, um sich zu maskieren, Frau Emmy Hennings dem Kavalier, dass er das Aphrodisiacum des Zuhälters ist. Und wieder verriet Beifall, dass die Vorsicht schief. Man nehme es nicht leicht. Denn wer kann dieses Mädchen, das die Hysterie, die Gereiztheit und die Hirn zerreißende Intensität der Literaten besitzt, hindern, zu einer Lawine anschwellend, sich auch gegen den Parlamentarismus zu wälzen, die einzige Institution, wo Verzweiflung und Zerstörungswut der Unterdrückten verpuffen können, gefahrlos, ohne Spuren zu

hinterlassen und die Geschäfte fördern. Man nehme es nicht leicht. Durch zweideutige Ueberlegenheit, Strohalm der Literaten vis-à-vis dem Tode, durch Explosion unausdenkbarer Gehirne, durch Vorführung seelischer Komplikationen in rotem und grünem Feuer erschüttert, unterminiert, in Zweifel an ihrer Existenzberechtigung gepeitscht, gerade die Berechtigteren trauen sich nicht mehr zu ihren Ausbrüchen und Katastrophen. Gut denn, befreien wir das Publikum, das gehemmt ist, die Dinge ernst zu nehmen; bringen wir ihm Achtung bei vor sich selbst, (vor seinen Reaktionen), vor der bürgerlichen Ordnung . .

Emmy Hennings braucht einen Sketch, in dessen von amerikanischen Lichtreklamen knallenden Perspektiven Kriminaltragödien Witze werden und wo man sich, als die Szene einstürzt, aus Gleichgültigkeit gegenseitig umbringt. Und während Emmy Hennings, sehr geschminkt, von den erbrechenden Blicken der Gestorbenen hypnotisiert, von Morphium und Absynth und den blutigen Flammen der elektrischen Glorie zerrissen, in äusserster Verbiegung der Gotik gefrieren wird, wird ihre Stimme über den Leichen hüpfen und sie wie ein gelber Kanarienvogel seelenvoll trällernd verhöhnen.

Emmy Hennings tritt im Lindenkabarett zu Berlin auf.

Ein Herr; mein Vater

Von Wassily W. Signan

Kurz vor dem Nachtmahl legte er sich ins Bett: ihm sei unwohl. „Bleib auf,“ bat sie. Doch schnitt er ein so feindliches Gesicht, dass sie froh war ihn loszuwerden. Er hatte Schmerzen in der Schläfe und eine undeutliche Vorstellung von roten, bengalisch beleuchteten, Wasserfällen. Die Dunkelheit, in der er lag, flatterte an den Wänden. Die Dinge des Zimmers traten aus ihrer Gewohnheit. Die Uhr klopfte auf seinen Schädel. Doch stellte er sie nicht ab. Am Eingang wurde geklingelt. Die Vettern, die zum Abendbrot kamen: Aerzte. Unter der Bettdecke traf ihn der Luftzug von der Strasse. Sie kamen an die Tür seines Zimmers; er rührte sich nicht. Auf dem Hofe flüsterten Dienstboten; die Stimmen flammten an seinen Gelenken. Später trug das Hausmädchen Speisen durch sein Zimmer (der Korridor war unbequem). Die Frau kam, fragte, ob er nicht essen wolle. Ihre Stimme war verrostet. Warum hatte sie ihn geheiratet? Die Sorgen für die

Familie eigneten sich nicht für ihn. Mochten sie essen, während er starb; aber er starb durchaus nicht. Nur die Dunkelheit wurde dick. Die Gegenstände hinten stahlen sich weg. Das Klima war hier ungesund. Die Hand, die er unter den Leib stiess, sprang zurück: wie eine Leiche war er kalt. Er fand sich kindlich. Er erinnerte sich, an Paris. Gewiss, man hatte Lachs in Bingen gegessen, und eine Art überzuckerter Törtchen. Der Mond machte eine schöne Stimmung. Manche stürzen sich dann in den Rhein; auch von den Brücken. Aber Paris. Er sah eine Landschaft roter Flecken, aus der wulstig und rund Türme ragten. Der Graf Montechristo schoss Herzen aus Spielkarten. Da unten am Meer: gewiss, er würde sich wieder erwärmen. Sein Bein fiel unter der Decke hervor; er wartete; erstreckte sich weit und breit bis zu den fern drohenden Plumeaux, schluckte die Dunkelheit in sich. Die Frau schlich durch das Zimmer, schrie an den blutigen Schränken: „Man soll die Trauben abwaschen.“ Ein Arzt kicherte: „Die Maden krabbeln.“ — Die Bettdecke begann, ihn zu erwürgen. Er weinte. Da dämmerte rosig ein Strahl: „Wie werden sie erschrecken, aber ich weiss es.“

Runge und die Romantik

Von Hans von Zeeck

Frühromantik, was war sie nicht alles: höchste Steigerung des Daseins, Ideenfülle und unendliche Empfänglichkeit, Denken und Erleben, Dichten und Bilden, ein Gestalten auf Grund der Rechte des Genies, Umwertung und Sichverlieren in Unendliches. Wie mit einem Schleier deckte das Chaos, aus dem die neue Kunst hervorragte, jede Ordnung der Form. Blühen war wahre Reife und dieser ganzen Zeit gemeinsam ein Niefertigwerden, überreiches fragmentales Schaffen, frühverstorbene oder verschwärzte Künstler. Sie endete in Trieben oder im Zuviel, mehr im Werden als im Sein, und nur einmal vermochte sie vollkommensten Ausdruck zu finden, in Beethovens Instrumentalmusik.

Es war kein Wunder, dass sich in dieser gewaltigen Regeneration auch die starren Formen der Malerei auflösten. Hemsterhuis und nach ihm A. W. Schlegel in seiner Kunstlehre stellten dem antiken Ideal des Plastischen die Neigung der neuen Kunst zum Pittoresken gegenüber. In die Landschaft wurde das Unend-

liche hineingelegt, Unbestimmtheiten wie Licht und Luft fanden Gestaltung, die weiten Fernen verfliessen, Farbe und Form durchdrangen sich und wurden eins. Blieb diese romantische Malerei auch entgegen der herrschenden akademischen Richtung mehr ein nicht zu voller Blüte gediehener Seitentrieb, ihre Hingabe an die Natur und deren tiefe Beseelung, ihre symbolische Ornamentik ergreifen noch heute wie mit einem Zauber. Nicht mehr die vornehme Einheit, die schlichte Gesinnungstüchtigkeit der Aufklärungszeit spricht aus diesen Werken, etwas Revolutionäres ist in dem Besitznehmen der neuen Ausdrucksmittel, welche nun in den weiten Ebenen, den Menschen und Stimmungen, die dargestellt werden, angewandt sind, und die noch den einfachsten Motiven etwas Neues und zugleich Unmittelbares geben, als wären sie nie vorher gemalt worden.

Philipp Otto Runge, das Auge der Frühromantik, wie Aubert ihn in seinem schönen Buch*) nennt, ist neben Kaspar Friedrich ein echte Kind dieser Zeit. Uns umgibt, wenden wir uns von den Arbeiten und Interessen etwa eines Graff oder Tischbein seinem Leben und Schaffen zu, eine andere Welt. Und war sein Leben nur kurz und sein Schaffen dazu verurteilt, Bruchstück zu bleiben, seine Persönlichkeit, wie wir sie nun kennen, weckt unendliche Sehnsucht, und die Frage drängt sich auf, welchen Weg hätte er, welchen die deutsche Kunst genommen, wäre er nicht vor der Reife gestorben.

Runges zentrale Stellung in der Frühromantik ist bedingt durch das vollständige Lossagen von der Tradition, ein Bruch, wie er in der deutschen Malerei einzig dasteht. Aber es lag wiederum vieles in der glänzenden be rauschenden Atmosphäre, in der er lebte, deren Ideen jeder Luftzug zu ihm trug, was der Entwicklung seiner Kunst nicht günstig war.

Dass er trotzdem einen Weg fand, der ihn aus diesen verschlungenen Irrgärten herausführen musste, macht seine Grösse aus, hat er das Neuland, das uns die Früchte seines kurzen Schaffens verhies, auch nicht betreten. Aber schon ein Bild wie der „Morgen,“ das Fragment eines letzten Entwurfs, der auf seinen Wunsch nach seinem Tode von dem Bruder zerschnitten wurde, lässt ahnen, was wir in ihm verloren haben.

*) Andreas Aubert: Runge und die Romantik. Verlag Paul Cassirer, Berlin.

In der Mitte seines Schaffens stehen die vier „Tageszeiten“, Morgen, Abend, Tag und Nacht, wie er sie nennt: eine abstrakte malerische phantastisch-musikalische Dichtung mit Chören, eine Komposition für alle drei Künste zusammen, wofür die Baukunst ein ganz eigenes Gebäude aufführen sollte. Ist es nicht, als wäre hier die Idee von Wagners Gesamtkunstwerk vorweggenommen! Und doch reichen die Anfänge dieser Symbolik zurück bis auf die Mystik Jakob Böhmes. Es ist noch ganz tiefe Verworrenheit des Fühlens in den ersten Entwürfen zu den „Tageszeiten,“ überströmende Empfindungen einer Seele, die gerade ihres Reichtums bewusst wurde. Doch überwuchert auch der Denker noch den Künstler, schon reden die Wunder der Farbe und des Lichts eine neue Sprache, und langsam von Entwurf zu Entwurf vorschreitend, klärte sich dann der Ueberschwang ab, bis der Tod all diese Ansätze zerschneidet. Dem Hauptwerk nebenher gehen Menschendarstellungen: ein grosses Bild seiner Eltern, das Gruppenbild „Wir drei,“ das ihn mit der Braut und dem Bruder Daniel zeigt, ein Porträt seines ältesten Sohnes, Selbstbildnisse voll fast unheimlicher Eindringlichkeit, das Bild der im Garten in voller Sonne spielenden Hülsenbeckschen Kinder, die Lehrstunde der Nachtigall und unzählige andere Entwürfe, die nur zum Teil auf uns gekommen sind. Sie lassen erkennen, wie er nach vorübergehenden Zweifeln und manchen Umwegen fortgeschritten ist, und dass er die Kraft gehabt hätte, die Mängel, die in der Zeit lagen, zu überwinden und seine Theorien, wie sie in den hinterlassenen Schriften niedergelegt sind, zu verwirklichen.

Weil Runge jung starb, war es der Frühromantik nur in der Musik gegeben, sich ganz zu erlösen und goldene Bogen in den hellen Sternenraum zu schlagen. Es war ein Inhalt in dieser Zeit, der fast zu gross für den Rahmen nur einer Kunst war. Diesen Reichtum konnte nur ein langes, volles, aufsteigendes Künstlerleben erschöpfen. So musste Runges Werk, um ein vorahnendes Wort von ihm selbst zu brauchen, bleiben wie ein Akkord in einer grossen Musik, der gerade dann abgebrochen wird, wenn er am lautesten aufjauchzt.

Aber die Frühromantik steigt nun in diesem Buche auf, die romantischen Genossen, mit denen er lebte, wie Tieck, und die, die ihn liebten und nie sahen, wie Clemens Brentano. Worte und Briefe machen längst versunkene Stunden lebendig, in denen das Blut so rasch floss. Tiefen

des Erlebens werden blossgelegt, die fast noch reizvoller anmuten als die reinkünstlerischen Werte, die diese wundervolle Epoche auslöste. Es war doch ein Zusammenhang in der ganzen überreichen Bewegung, und Runge steht darin als ihr Maler und nicht nur ihr Maler. Geboren wurde er 1777 in Wolgast. Gestorben ist er 1810 in Hamburg, Lichtwerk hat ihn, den Halbvergessenen, der Nachwelt erhalten. Seine Bilder hängen in der Kunsthalle zu Hamburg.

Zeitschriftenschau

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nr. 28 enthält: Alfred Kerr: Parlament; v. Reitzenstein: Ein Schülerelbstmord; Ernst Theodor: Alsatica; Vindex: Konjunktur und Börse, u. a.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Redigiert von Dr. J. Bloch. Aus dem 10. Heft: Kurt Eisner: Fichte; Wilhelm Hausenstein: Leben und Kunstform; Karl Leuthner: Wozu — wohin?; Schröder: Ein schwankender Boden, u. a.

DAS LITERARISCHE ECHO bringt im 1. Juniheft: Kurt Münzer: Mereschkowski; Guilbeaux: Ueber Charles Péguy (mit dem die AKTION Nr. 20 zum ersten Male deutsche Leser bekannt machen konnte); Böckel: Frauenwerke, u. a.

Vornotizen


Nur wichtige Bucherscheinnungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion.“

HERMANN HESSE. Umwege. Erzählungen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.

W. FRED. Der letzte Wunsch und anderes. (Georg Müller, Verlag, München.)

MAX LUDWIG. Der Kaiser. Roman. (Albert Langen, München.)

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Blei: Die Andern und der Einzelne / Marie Holzer: Schutzzölle / Franz Pfemfert: Herr Hildebrand, der neue Giordano Bruno / Walter Serner: Das Ornament / René Schickele: Ein Gedanke und sein Echo / Alfred Wolfenstein: Eisenbahnfahrt / Oskar Baum: Für einen Nachmittag geladen / Alfred Lichtenstein: Der Türke / Paul Grenz: „Freundliches Erleben“ / Fünf Minuten Herrenhaus / Der liberale Reporter steht vor Rätseln / Literarische Neuerscheinungen / Zeitschriftenschau / Vornotizen



• Mit dem
Zeitmahner
in der
Westentasche

vergessen Sie nichts mehr,
halten Sie Ihre Verabredungen,
kommen Sie nicht mehr zu spät,
brechen Sie rechtzeitig auf,
denn er erinnert Sie pünktlich an
jedes wichtige Vorhaben durch
diskretes Mahnen in der Tasche

Der Zeitmahner ist eine Taschenuhr, bei der man mit einfachem Handgriff ohne Öffnen der Uhr einen Läutemechanismus stellen kann, der zu einem beliebigen gewünschten Zeitpunkt in der Tasche in Funktion tritt und diskret mahnt.

Preise: In Stahl: Nr. 1: 20,- M Nr. 2: 26,- M Nr. 3: 30,- M
In Silber: Nr. 4: 30,- M Nr. 5: 36,- M Nr. 6: 40,- M

Mit nachleuchtendem Zifferblatt erhöhen sich die Preise um 5,- M / Versand nur gegen Voreinlösung oder Nachnahme / 6 Tage zur Ansicht; wenn nicht konvenierend, Betrag zurück / 2 Jähr. Garantiechein / Martin Aronhold, Berlin-Südende 3.

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 24

INHALT

Anatole Leroy-Beaulieu	Die parlamentarische Korruption
Hans Landsberg	Offiziere im Strafanstaltsdienst
Cheskel Zwi	Jüdische Sorgen
August Strindberg	Balzac, Goethe, Schiller
Max Brod	Mein Tod
Alfred Lichtenstein	Bei Tag
Ernst Stadler	Zwiegespräch
Hans v. Hülsen	Versbücher
Oskar Baum	Die Selbstherrlichen
Adelsrechte und Volksrechte — Der Lyriker geringeren Grades — In Sachen Gurlitt und Schüler — Zeitschriftenschau — Mitarbeiterliste der AKTION	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

Buchverleger

**sparen viel Geld,
wenn sie sich vor
Vergebung ihrer
Aufträge eine Kal-
kulation von uns
einfordern!**

**Die Aktions-Druckerei
liefert als Spezialität**

Werkdrucke

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 24 :: 12. Juni

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17
zu senden :: Telephone Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalten,
Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50
durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

DIE PARLAMENTARISCHE KORRUPTION

Von Anatole Leroy-Beaulieu

Je mehr der Kreis, aus dem die Politiker und Beamten aller Art sich rekrutierten, sich erweiterte, um so mehr scheint ihr intellektuelles Niveau gesunken zu sein. Hinsichtlich der Moral ist diese Verschlechterung des Regierungspersonals noch häufiger und noch schlagender geworden. Statt immer lauterer zu werden, hat die Politik aufs neue das Streben gezeigt, sich zu korrumpieren, sich zu erniedrigen, die Hände, die sich daran beteiligen, und die Männer, die davon leben, zu besudeln. Die Kämpfe sind zu rauh und zu rüde geworden, um nicht durch ihre Gewalttätigkeiten oder ihre Kunstgriffe den erhabensten und geradesten Naturen widerlich zu sein. Weit davon entfernt, sich immer mehr angezogen zu fühlen, ist die Elite der Nation, schon bei mehr als einem Volke, offenbar geneigt, sich davon zu entfernen.

Die Politik wird nach und nach zu einem Handwerk, auf das diejenigen Leute sich einlassen, die nicht imstande sind, in anderen emporzukommen, oder die Abenteurer, welche schnell ihr Glück machen wollen. Es ist eine Industrie, in welcher man, um Erfolg zu haben, weniger Intelligenz oder Kenntnisse braucht als Intrige und Dreistigkeit. Deswegen ist sie auch schon in gewissen Staaten eine der berühmtesten aller Laufbahnen. Den

meisten von denen, die sich mit der Politik befassen, ist diese nichts anderes als die Kunst, auf Kosten der Öffentlichkeit Geschäfte zu machen.

Ein ebenso scharfsinniger wie geistreicher Schriftsteller hat bemerkt, dass die Parteien Ausbeutungsgesellschaften seien, denen die Nation genötigt sei, die Führung des Staates zu überlassen. Das ist wahr, und je weiter der Umkreis des politischen Lebens sich erstreckt, desto niedriger wird die Schicht, aus der sich das Personal der Parteien rekrutiert, und um so schamloser zeigt sich ihre Ausbeutung.

Mit der wachsenden Ueberschwemmung der politischen Bühne durch Geschäftsmacher läuft Europa Gefahr, die meisten der Missbräuche, welche der Liberalismus für immer abgeschafft zu haben sich schmeichelte, zurückkehren zu sehen. Man riskiert unter dem Deckmantel der Demokratie und der Freiheit die ärgsten Fehler des alten Regimes wiederaufleben zu sehen, die Günstlingswirtschaft, den Nepotismus, die Bestechlichkeit, den Börsenwucher, die offizielle Bettelei, die Plünderung des Staatsvermögens, den Verkauf von Aemtern und Vergünstigungen, kurz das ganze widerwärtige Anhängsel der absoluten Monarchien. Der grosse Unterschied ist

der, dass die Missbräuche nicht mehr antichambrierende Aristokratien ernähren, sondern Plebejerbegierden sättigen und die Höflinge des Volkes mästen.

Offiziere im Strafanstaltsdienst

Von Hans Landsberg, Sektionsl. am Krim. Seminar

Der „Spezialkorrespondent“ Herr O. von Gottberg glaubt, die Leser der Scherlpressen ausser mit Reiseberichten noch mit scherzhaften Beiträgen zu ernsten Problemen von Zeit zu Zeit unterhalten zu müssen. Dass der Spezialkorrespondent sich ausgerechnet die Kriminalpolitik zum Felde seiner witzboldigen Betätigung aussucht, kann ernsthafte Rechtspolitiker solange kalt lassen, als sein Treiben ungefährlich bleibt. Darum hat sich auch kürzlich alle Welt über sein niedliches Rezept, Landesverräter — bei lebenslänglicher Einsperrung — allwöchentlich zweimal auf öffentlicher Strasse auspeitschen zu lassen, nur amüsiert. Wo der Mann aber anfängt, gefährlich zu wirken, da ist es höchste Zeit, sich gegen ihn zu wenden. Denn dieser Spezialkorrespondent weiss nur zu gut, weshalb er gerade in dem in höfischen Kreisen gern gelesenen Blatte den Versuch unternimmt, gegen zwei preussische Ministerien, das des Innern und das der Justiz, Stimmung zu machen, weil diese (in vernünftiger Weise) immer mehr dazu übergehen, die Strafanstaltsstellen mit Akademikern zu besetzen, anstatt verabschiedeten Offizieren diese Stellen vorzubehalten.

Schon heute steht fest, dass die Mehrzahl der durch die Reichsversicherungsordnung neu geschaffenen Stellen der Versicherungsamtämter mit Offizieren besetzt werden wird. Wenn also preussische Behörden trotz der oft über das erlaubte Mass hinausgehenden Bevorzugung dieser Beamtenkategorie für diese ausnahmsweise eine bestimmte Laufbahn sperren, so tun sie es doch wohl in der Ueberzeugung von der mangelnden Befähigung dieser Leute zu einem solchen Dienst.

Zwei Momente sind es, mit denen Herr v. G. die Befähigung verabschiedeter Offiziere beweisen zu können glaubt.

Seine These, dass gerade der Stand, „dessen Beruf die Leitung, Führung und Erziehung von Menschen, ja des Volkes ist,“ für den Strafanstaltsdienst besonders tauglich sei, basiert auf der falschen — einer Widerlegung nicht bedürf-

tigen — Voraussetzung, dass die Erziehungsmethoden für Soldaten und Sträflinge sich decken.

Als zweites und „ausschlaggebendes“ Argument nennt der Herr v. G. die — nur dem ehemaligen Soldaten eigene — Strenge, mit der der Strafvollzug durchgeführt werden müsse. Er befürchtet, „dass durch die Gemüthlichkeit in Gefängnissen bei noch Unbestraften die Scheu oder Furcht, hineinzukommen, verloren gehe.“ Er erklärt also als den einzigen Zweck der Strafe, die durch die Strafdrohung und den Strafvollzug zu erzielende Abschreckung der Gesamtheit der Rechtsgenossen. Mit der darin liegenden Ablehnung einer modernen Kriminalpolitik, die in der Einwirkung auf den Verbrecher selbst, in der Spezialprävention, die Hauptaufgabe der Strafe erblickt, berührt er die Kernfrage des gesamten Strafrechts: das Problem des Zwecks der Strafe.

Von einer Anpassung des Strafvollzuges an die Person des Täters, von einer Individualisierung im Strafvollzuge will der Scherlmann nichts wissen. Instinktiv stellt er sich auf den schon längst überwundenen Standpunkt einer reinen Generalprävention, wobei er nicht bedenkt, dass seine Abschreckungstheorie dazu führen müsste, den Strafvollzug möglichst grausam und unerträglich zu gestalten — eine Praxis, die, ganz abgesehen davon, dass sie modernem Rechtsempfinden nicht entspricht, sich noch stets als zwecklos erwiesen hat. Herr v. G. hätte nur einen Blick in das erste beste Strafrechtskompendium zu tun brauchen, um zu erfahren, dass der Streit der genannten beiden Strafrechtstheorien überhaupt nicht mehr um die ausschliessliche Herrschaft, sondern nur noch um die Vorherrschaft der einen oder der anderen Theorie geführt wird. Wenn die moderne Richtung es auch ablehnt, einen Verbrecher zu bestrafen, damit andere Menschen in Zukunft kein Verbrechen begehen, so leugnet sie dennoch nicht die abschreckende Wirkung des Strafvollzuges auf die Gesamtheit der Rechtsgenossen. Das Schwergewicht aber legt sie auf die spezialprävenierende Wirkung des Strafvollzuges — einen Zweck, der auch von den Anhängern der Generalprävention nicht in Abrede gestellt wird, den aber diese erst in zweiter Linie berücksichtigt wissen wollen. Allein um das Verhältnis zwischen der Generalprävention und der Spezialprävention dreht sich der Streit. Von der siegreichen Vorherrschaft einer dieser beiden Theorien werden selbst-

verständlich auch die kriminalpolitischen Forderungen sowie die Ausgestaltung des Strafvollzuges abhängig sein. So will die unter der Führung v. Liszts stehende soziologische Schule die Strafe nach der Intensität der antisozialen Gesinnung des Verbrechers bemessen, sowie den Strafvollzug vor allem im Sinne der Besserung des Sträflings gestalten, um diesen wieder zu einem sozial brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Ein solches Unterfangen setzt aber eine gute psychologische Bildung, sowie eine genaue Kenntnis der wirtschaftlichen Ursachen des Verbrechers, des Einflusses sozialer Umstände auf die Kriminalität eines Volkes voraus. Herr v. G. hätte sich gegen die soziologische Schule, deren Tendenzen er eingeständenermaßen gar nicht kennt, um so weniger wenden dürfen, als er wissen mußte, dass heute eine jede Wissenschaft versucht, die Erscheinungen des Lebens kausal zu erklären. In der Uebertragung des gleichen Verfahrens auf das Gebiet der Kriminalität liegt das Verdienst der soziologischen Schule.

Aus dem engen Zusammenhange, der zwischen theoretischem Strafrecht und praktischem Strafvollzuge besteht, geht mit Evidenz hervor, dass für den Strafanstaltsdienst nur diejenigen tauglich sind, die mit den Lehren der dogmatischen Strafrechts vertraut resp. die fähig sind, sich auf Grund einer akademischen Bildung die erforderlichen Kenntnisse anzueignen. Mit der durch Handhabung einer strengen Disziplin leicht erreichbaren Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb der Strafanstalten ist noch nichts Wesentliches getan; diese kann nur Vorbedingung, niemals aber Zweck eines vernünftigen Strafvollzuges sein. Nur auf Grund einer ausreichenden Kenntnis der psychologischen und soziologischen Faktoren des Verbrechens wird es möglich sein, den Charakter des Sträflings zu beeinflussen, erschütterte Hemmungsvorstellungen zu kräftigen, die vorhandenen sozial betonten Momente in solchem Masse zu stärken, dass diese für alle Zukunft ein Uebergewicht über die unsozialen Empfindungen gewinnen. Die ebenso schwierige Aufgabe, „Verstocktheit“ von verminderter Zurechnungsfähigkeit zu scheiden, kann gleichfalls nur auf Grund einer geeigneten Vorbildung gelöst werden.

Wenn Herr v. G. den zur Zeit vorliegenden deutschen Vorentwurf, der den Strafvollzug noch eingehender und differenzierter regelt als das geltende Recht, kennen würde, dürfte vielleicht auch ihm (?) allmählich die Einsicht kommen,

dass man auf die zukünftige Verwendung verabschiedeter Offiziere im Strafanstaltsdienst im Interesse der Sache verzichten müsse. Denn während dieser Herr die ganze Frage nur als eine — die verabschiedeten Offiziere angehende — Ernährungsfrage betrachtet, handelt es sich für uns um das für die kulturelle Entwicklung des deutschen Volkes ungleich wichtigere Problem der Eindämmung unserer heutigen Kriminalität.

Glossen

Der Lyriker geringeren Grades

Aus einem Vortrage von Adolf Bartels:

„Ich sprach neulich mit Gustav Falke, der ja selbst den Aufruf für das Hamburger Heinedenkmal unterschrieben hat. Er gab mir zu: Heine steht einem nie so nahe wie ein deutscher Lyriker geringeren Grades.“

Herr Hamburger Lyriker Falke hat allen Grund, sich selbst am nächsten zu stehen.

In Sachen Gurlitt und Schüler

hat die deutsche Presse Urteile gefällt, die diesen beiden Mitgliedern des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller nicht gerade Entzücken bereiten können. Der Vorstand des Verbandes, dem ich die ungeheuerliche Massnahme seiner Mitglieder mitteilte, verbreitete eine Kundgebung, in der es heisst:

„Der Schutzverband deutscher Schriftsteller erklärt, dass jeder Versuch, einem Schriftsteller Bücher zu enteignen, den Berufs- und Standesinteressen sowie dem sozialen Gefühl widerspricht, und protestiert deshalb gegen solches Vorgehen.“

Dem Einwand, Schriftsteller brauchten keine Bibliothek, begegnet der „Tag“ mit folgenden Worten:

„... Sehr schmeichelhaft für die Schriftsteller. Indes, wer Märchen schreibt, mag die Bibliothek wohl entbehren, wer ein Epigramm „dichtet“ — sagen wir — etwa über die sogenannte Welt- und Lebensfremdheit so manchen Richters, braucht kein Buch zum Nachschlagen. Es genügt völlig, wenn er gewisse Entscheidungen liest. Ja selbst wer ein modernes Drama schreibt, kann z. B. auf sämtliche Werke von Leibniz und Kant verzichten. Leider — oder Gott sei Dank — sind die Schriftsteller, aber nicht alle geniale Poeten und Menschen, die nur der Phantasie bedürfen, um ein Werk zu schaffen. Schon dem Dichter eines Römer-

dramas muss man gestatten, sich durch Nachschlagen in seinem Quellenwerk, den Geschichtstabellen von Plötz, über das Todesjahr irgendeines Quintus Lucilius zu unterrichten. Und die andern Schriftsteller alle, die nichts von phantastischen Dingen wissen, die keine Genies sind! Ihnen die Bücher zu nehmen heisst: sie brotlos machen, sie vernichten und zerschmettern. Wer unsere Literatur auch nur einigermaßen kennt, der weiss, dass man bei vielen die Werke in ihrer Bibliothek, bei den meisten aber die Bibliothek in ihren Werken findet.“

Adelsrechte und Volksrechte

Es ist wahr, Ritter vom goldenen Vliess, der du nichts weiter bist als das, es ist wahr, und niemand leugnet es dir ab, dass es für dich sehr unbequem sein würde, wenn die Achtung für deine hohe Geburt, für deine Titel und für deine Orden sich plötzlich aus der Welt verlöre, und du auf einmal bloss nach deinem persönlichen Werte geehrt werden solltest; wenn alles von deinen Gütern, dessen Besitz sich auf un gerechte Rechte gründet, dir abgenommen werden sollte; es ist wahr, dass du der verachtete und ärmste unter den Menschen werden, dass du in das tiefste Elend versinken würdest: aber verzeihe, — die Frage war auch gar nicht von deinem Elende oder Nichtelende; sie war von u n s e r e m Rechte!

Was dich elend macht, kann nie recht sein, meinst du. Aber siehe hier deine bisher von dir unterdrückten Sklaven; es würde sie wahrhaftig sehr glücklich machen, selbst dasjenige wenige deiner Schätze, was du mit Recht besitzt, unter sich zu teilen; dich zu ihrem Sklaven zu machen, wie sie bisher die deinigen waren; deine Söhne und Töchter zu knechten und Mägden zu nehmen, wie du bisher die ihrigen dazu nahmst; dich vor sich her das Wild treiben zu lassen, wie sie es bisher vor dir trieben; sie rufen uns zu: „der Reiche, der Begünstigte gehört nicht zum Volke; er hat keinen Anteil an den allgemeinen Menschenrechten.“ Das ist ihr Interesse. Ihre Schlüsse sind so gründlich, wie die deinigen! Was sie glücklich macht, könne nie unrecht sein, meinen sie.

Sollen wir sie nicht hören?

Nun so erlaube, dass wir auch dich nicht hören. . . . Fichte.

Auch eine „Affenkomödie“

Mindestens für jeden einigermaßen anständigen Juden muss sie es sein, die unvermeidliche Frage des „jüdischen Leutnants“ beim Etat des Kriegsministers. Immer dasselbe widerliche Schauspiel. Klageführung irgend eines Abgeordneten, — meistens Nichtjude — dass die Parität beim Militär aufhöre, dass die jüdischen Einjährigen doch kein Leutnantspatent bekommen und regelmässige Antwort des betr. Kriegsministers: „Mein Name ist Hase, i weiss von nix. Konfessionelle Unterschiede kennen wir Oberbonzen in S. M. Heer nicht ausserdem — das Offizierskorps ergänzt sich selbst, — will nur mal keine Juden haben, — bedauerlich aber — aeh — unvermeidlich — und — aeh — auch bischen verständlich — Jude nicht grade geborener Soldat, — gemeine Mann hegt Vorurteil gegen orientalische Nase — können uns von Manasse und Co. nicht Heeresdisziplin untergraben lassen — Jude ja sonst Gelegenheit sich nützlich zu machen“

Wie gesagt, die Komödie ist unvermeidlich. Die Klage muss geführt werden, denn man ist ja auf der Linken auch Vertreter jüdischer Ansprüche. (Auf der Rechten nur Verteidiger eigener Interessen.) Und der Kriegsminister muss antworten. Er ist's ja auch gewohnt, beide Teile wissen genau, wie die Sache ausgeht und langweilen sich. Und die jüdische Presse stellt wiederum fest, der Herr Kriegsminister habe sich mal wieder sehr „diplomatisch“ ausgedrückt. Und der „Zentralverein“ hat wieder einige Berechtigung, denn es gibt immer noch keinen „Leutnant Cohn.“ Und der „Kampf zur Abwehr des Antisemitismus“ geht weiter.

Gegen Notwendigkeiten soll man nicht ankämpfen. Ein preussischer Kriegsminister muss — mindestens als Kriegsminister — antisemitisch sein, — so will's die Naturgeschichte. Und ein preussisches Offizierskorps darf keinen unter sich haben, dessen Ahnen in Asien gewachsen sind. Ein „Leutnant Cohn“ — das wäre das Ende des preussischen Heeres. Krumme Nasen sind nur erträglich, wenn sie mit Taufwasser parfümiert sind. Das wolte der Herr so, da er Preussen schuf. Wozu also den Herrn belästigen. Warum diese „Affenkomödie?“

Machen wir ihr ein Ende! Ihr, und einer anderen: Mögen die Herren jüdischen Einjäh-

rigen einmal selbst protestieren. Mögen sie es ablehnen „Offiziersaspiranten“ zu werden. Mögen sie die „Courage“ haben, ihrem Hauptmann zu erklären, sie hätten keine Lust, am Offiziersaspirantenunterricht teilzunehmen. Denn auch das wäre eine „Affenkomödie.“ Wozu alle Arten und Unarten eines preussischen Leutnants lernen, wenn man's doch nicht wird.

Cheskel Zwi (Saloniki)

Bei Tag

Im Sonnenlicht zerreißen Aerzte eine Frau
Hell klafft der offene rote Leib. Und schweres

Blut
Fließt, dunkler Wein, in einen weissen Napf.

Recht gut
Sieht man die rosarote Gyste. Bleiern grau

Hängt tief herab der schlaffe Kopf. Der hohle
Mund

Wirft Röcheln aus. Hoch ragt das gelblich
spitze Kinn.

Der Saal glänzt kühl und freundlich. Eine
Pflegerin

Geniesst sehr innig zu viel Wurst im Hinter-
grund.

Mit einem Kleinen hopst ein alter froher Hund.
Die Strassenbäume tänzeln in der frischen Brise.
Selbst ein nervöser falscher Dichter schläft nicht
mehr.

In Kneipen und in Restaurants ist viel Verkehr.
Der blaue Himmel steht auf einer grünen Wiese.
Ein Jüngling geht mit einer Jungfrau hin und her.

Wilmersdorf.

Alfred Lichtenstein.

Mein Tod

Von Max Brod

Von allen Tatsachen des Seins, die man zu szenischer und dichterischer Behandlung in Anspruch genommen hat, scheint sich der Tod als die unfruchtbarste erwiesen zu haben. Die Idee des Todes dient dazu, um die Romane oder Trauerspiele abzuschliessen, abzuschneiden nur in manchen Fällen, sie soll schrecken und erhabene oder auch wohl groteske Ausblicke gewähren („Der Tod ist in der Welt“ — Byrons „Kain“) oder bestenfalls wie im „Hamlet“ dazu dienen, die philosophischen Spielereien eines Grüblers zu veranschaulichen. Wo der Tod auftritt, zeigt er sich in einer dieser drei Gestalten.

Einfach und banal. Das richtige Nichts, über das auch nichts zu sagen ist. Was jedoch nicht ausschliesst, dass er bei Publikum und Kritik in beinahe ebenso hohem Ansehen steht wie andre banale und leere „grosse Ideen,“ zum Beispiel: der Pantheismus. Braucht es doch heutzutage nur des leisesten Verdachtes, dass ein Dichter „Pantheist“ ist und den grossen Zusammenhang der Natur fühlt, die Natur in sich, sich in der Natur, und wie alle die bereitstehenden Floskeln heissen, um ihm sofort den Ruf eines grossen Tiefsinns und göttlichen Ernsts zu verschaffen.

Stellen wir also fest: man hat den Tod trotz aller Pflege bisher vernachlässigt. Man ist von ihm zu sehr geblendet, lässt sich zu sehr imponieren. Immer nur Tod als etwas Grosses, Abschliessendes, Langweiliges, . . . das kann doch nicht alles sein. — Doch nun fällt mir der Uebergang schwer. Soll ich sagen, dass ich um dem dringenden Bedürfnis einer detaillierteren ruhigeren Dichterbehandlung des Todes abzuweichen, auf die nachfolgenden Dinge verfallen bin? Wie unrichtig wäre das! Fasse man vielmehr das Bisherige als ungeschickte Einleitung auf, zu der mich die innere Erregung über das Nachfolgende, das mich natürlich zunächst beschäftigt, verlockt hat. Ich habe da wirklich Merkwürdiges zu berichten; man kann mit der Idee des Todes ganz familiär werden, das ist's, oder noch besser: sie ist ebenso aller Abschattierungen vom Traurigsten zum Süssesten und Gleichgiltigsten fähig wie alle menschlichen Dinge.

Da lese ich, an einer Strassenecke wartend, ganz zerstreut, nur durch das farbige Bild angezogen, folgenden Witz (das tschechische Witzblatt, das ihn enthält, hängt aufgeschlagen hinter der Glasscheibe eines Buchhändlers):

Ballerine: Du, und was sagt denn dein Vater eigentlich zu unserem Verhältnis?

Junger Herr: Er weiss doch nichts davon.

Ballerine: So, wird denn bei euch keine Bilanz gemacht? . . .

Das habe ich gelesen und starre nun in die Luft, den Passanten entgegen. Es ist schwer zu beschreiben, was da in mir vorgeht . . . Ich suche diesen Witz zu begreifen, denn ich verstehe ihn nicht. Ich suche, indem ich mein Hirn umwühle, irgend einen Standpunkt zu finden, von dem aus mir das eben Gelesene irgendwie auffallend, bemerkenswert, stark, wertvoll oder amüsanter erschiene. Es muss doch

etwas daran sein, sage ich mir, sonst würde man es nicht drucken, illustrieren, in der Hauptstrasse ausstellen. Aber trotz aller Anstrengungen verschwimmt es mir, erscheint matt und von einer krankhaften Farblosigkeit. Wäre es ein Mädchen, ich müsste es als „krankhaft-interessant“ oder so ungefähr bezeichnen. So zart und bloss steht es (ich meine: der Sinn und die Gesamtheit dieser Worte) im Hintergrunde meiner Gedanken, opernhaft bescheidene und doch jedenfalls temperamentvolle Mignon! Ich empfinde eine krankhafte Wollust, so an der äussersten Peripherie meiner Denkfläche gekitzelt zu sein, dort wo mein Verständnis aufhört und nur noch unscharfe Bilder liefert. Mit wissenschaftlichem Interesse förmlich verfolge ich das Erlahmen meines Denkmechanismus, wie etwa der Experimentalpsychologe die geheimnisvollen Vorgänge am Rande des Sehfeldes prüft. Ich beobachte, wie mein Verstand dieses ihm Dargebotene, das zu weit abliegt von den Dingen, mit denen er sich sonst befasst, nicht mehr fassen kann, es mit andern Dingen verwechselt, daran herumarbeitet, schliesslich kraftlos es in den allgemeinen Trubel der Welt, aus dem er es für einen Augenblick hervorgezogen hat, zurückfallen lässt. Und ganz deutlich mischt sich in das Gefühl der Schwäche und Ermüdung nun eine Art von humoristischer und doch wehmütiger Todesahnung, die ich eben beschreiben will . . . Doch auf diesem Wege komme ich ihr nicht näher. Vielleicht anders.

Manchmal, wenn ich so recht müde bin, in der Nacht — in einem Kaffeehaus ist man schon ohne Erfolg und ohne Lust gesessen, jetzt freut man sich auf das kühle Bett zu Hause, aber wieder fällt es zum Unglück einem Kameraden ein, ein anderes Lokal vorzuschlagen und aus Mattigkeit kann man nicht „nein“ sagen, lässt sich wieder aus der reinen Nachtluft in lärmenden Rauch verschleppen — in solcher, tieftrauriger und wohl auch erbitterter Abgeschlagenheit, wenn die Augen beissen, die Lippen weh tun, erscheint jenes Todesgefühl wieder. Und wieder in der Form, dass ich mein Vermögen, Dinge aufzufassen, schwinden fühle. Ich kann zum Beispiel nicht mehr feststellen, ob der schwarze Fleck auf der Sessellehne jenseits des Tisches ein Ornament dieser Lehne ist oder etwa ein Teil des dunklen Anzugs meines Freundes oder vielleicht etwa ganz weit hinten im Saal, ein Stückchen Klavier, das perspektivisch über die Sessellehne ragt. Ich kann das nicht feststellen, weil ich keine Lust, keine Be-

rufung dazu fühle. Lasse lieber einen unanalytierten, unreinlichen Komplex in meinem Gehirn. Man reicht eine komplizierte, glänzende Schüssel auf den Tisch, allerlei Farbenflecken sind auf ihr, vielleicht Backwerk und ein dumpfer Lärm brandet um sie her, aus ihr heraus, sollte sie ein Musikinstrument sein? Ich kann sie nicht mehr auflösen, ich bitte einen neben mir, das Zweckdienlichste in bezug auf diese Schüssel oder was es sonst ist, zu unternehmen, nur mich in Ruhe zu lassen. Es ist der tiefste Punkt der Erschlaffung. Der ganze Körper ist eine einzige, müde, wunde Fusssohle . . . Und da denke ich mir nun: „Max, jetzt bist Du tot. Vielmehr, du warst tot und bist jetzt soeben wieder zum Leben aufgeweckt worden. Da bist du jetzt natürlich ganz ungeübt, unbeholfen, elementar. Nur die einfachsten Dinge des Lebens sind dir im Gedächtnis geblieben, nur solche, die dir im Leben das Wichtigste waren. Fragte man dich beispielsweise jetzt nach Flaubert, da würdest du noch etwas wissen, wenn auch nicht so viel wie in deiner Blüte. Auch Worte wie: Geliebte, Vaterland, Mutter — wären dir zur Not verständlich, gäben dir etwas zu fühlen. Aber diese Weinstube? Waren dir jemals in deinem früheren Leben Weinstuben wesentlich, zentral? Nun ist aber nur der Mittelpunkt deines Ich erst erwacht, auf das andere sollst du dich erst allmählich besinnen, und da kommen solche barocke, willkürliche Einrichtungen wie eine Bar mit hohen Sesseln noch lange nicht an die Reihe. Dies, Max, die Erklärung deines gegenwärtigen Zustandes. Du hast dich zu nebensächlichen Eindrücken noch nicht zu entwickeln Zeit gehabt. Also schlafe, schlafe nur ruhig . . .“

Ich habe auf diese Art im höchsten Grade die Eigenschaft, mich geistig tot zu stellen und so zu vereinfachen . . . Plötzlich mitten in meinem Treiben findet sich mir die Frage ein: Was würde ich zu dieser Sache sagen, wenn ich soeben aus dem Grabe entstieg? Oder noch verschärft: Was würde jemand zu dieser Sache sagen, der nur für einige Augenblicke aus der tiefen Ruhe des Jenseits hierherversetzt würde und gleich wieder wegmüsste? Hierher, zum Beispiel vor die Oper in Paris? welchen verworrenen Eindruck, welchen falschen, müsste er sich von diesen Dingen machen? . . . Oder noch anders: ich liege halbschlafend nachmittags auf dem Kanapee, da weckt mich leise falsch gespielte Salonmusik, die mir nie das Geringste bedeuten kann. Und doch, wie dank-

bar wäre ich für diesen leeren Fetzen Realität — ein Jahr nach meinem Tode, wenn ich plötzlich erwachend nichts als eben dieses Stück hören könnte, diese Erinnerung an meine ehemalige Existenz. Und wie würde sich diese Musik in einem solchen Moment meiner Seele ausmalen? Ich könnte mir vielleicht im Augenblick nicht herauskonstruieren, was das „leise“ „falsch gespielte“ „Salonmusik“, was das überhaupt bedeuten soll „Schallwellen“. . . . Es ist köstlich, für einen Moment mit Hilfe dieses Tricks (ich bin tot, soeben wieder erwacht) alle die komplizierten Erfahrungen, die man hat, preiszugeben, sich selbst gleichsam in einen Urzustand zu versetzen und nun zwischen den fein ausgebildeten Lebensdingen ratlos umherzutappen wie in einem ungeheuerlichen Chaos, in einer ganz sinnlosen Rumpelkammer . . . Wir üben jetzt ein Quintett „Noch einmal drei Takte vor M“ schreit einer wütend, weil es nicht klappt. Ich weiss sofort, was er meint. So eingefahren bin ich in diese, von mir doch so wenig notwendig erlebte Konstellation. Was würde von all dem Herumsitzen, Stimmen, Plaudern, Sich-Anstrengen übrigbleiben in meinem posthumen Gedächtnis? So zieht man ein Schema seines Daseins, um dann mit doppelter Lust vorläufig noch das Unschematische weiterzugenießen.

Das Thema dieses „posthumen Gedächtnisses“ hat noch einen Ausläufer. Ich habe nämlich schon zu Lebzeiten ein teilweise posthumes Gedächtnis . . . Zur Erklärung: Die Symphonien Beethovens, die Königsdramen Shakespeares, die Violinsonaten von Bach, Brahms und Reger gehören doch zu meinem essentiellen geistigen Besitzstande, glaub ich. Näher geprüft, ergibt sich, dass ich sie nur deshalb zu besitzen meine, weil ich sie periodisch immer wieder durchnehme. Aber jedesmal bin ich doch wieder von ihnen überrascht, entdecke neue, schon halbvergessene Schönheiten. An den Percy Hotspur hatte ich schon beinahe ganz vergessen, da ist er wieder, willkommen, mein Held, denkst du noch an unsere letzte Begegnung vor drei Jahren, in drei Jahren also auf Wiedersehn! . . . Aber mein Glauben, dass ich alle diese Dinge und noch einige andere, mir unentbehrliche zu jeder Zeit im Kopf habe, ist doch nur Fiktion. Dadurch entstanden, dass ich sie jeden Augenblick wieder auffrischen kann . . . Wenn ich aber nun sterbe, dann ist doch diese Hoffnung auf weitere Periodizität zu Ende. Dann kann ich nichts

mehr auffrischen. In diesem Moment weiss ich nur das, was mir gerade aktuell (nicht nur potentiell) im Kopfe ist. Und ein grosser Teil, ja der grösste der Dinge, die ich liebe, wird also schon lange vor mir gestorben sein; — zu jener Zeit, da ich eben nichts ahnend zum letztenmal die Percyszenen gelesen habe und ihre Details vergesse, sterben sie. Diesmal ist es ein Vergessen für die Ewigkeit . . . Mit einem Satze: ich kann nicht in einem Moment meiner vollsten Ausbreitung sterben. Ich sterbe allein, ohne meine liebsten Lebensbegleiter. Sie haben sich schon längst, zu verschiedenen Zeiten von mir verabschiedet, allmählich, einer nach dem andern, ohne dass ich es bemerkt habe . . . Diesen Zustand immer vor Augen, ist es da ein Wunder, dass ich den Erlebnissen meines Daseins mit einer überzärtlichen Hingabe entgegenkommen möchte, dass ich sie immer, wenn sie wieder auftauchen — z. B. der Einsatz der Geigen in der Zweiten Brahms-symphonie, Napoleon von Lautrec usf., — wie Freunde begrüsse, die noch einmal zu sehn ich kaum erhofft habe . . . Ja, es hat neben den komischen auch seine rührenden Seiten, wenn man mit dem Tode sich auf guten Fuss stellt, per du mit ihm ist wie ich.

Zwiegespräch

Mein Gott, ich suche dich. Sieh mich vor
deiner Schwelle knien
Und Einlass betteln. Sieh, ich bin verirrt. Mich
reissen tausend Wege fort ins Blinde,
Und keiner trägt mich heim. Lass mich in
deiner Gärten Obdach fliehn,
Dass sich in ihrer Mittagsstille mein versprengtes
Leben wiederfinde.
Ich bin nur stets den bunten Lichtern nach-
gerannt,
Nach Wundern gierend, bis mir Leben, Wunsch
und Ziel in Nacht verschwunden.
Nun graut der Tag. Nun fragt mein Herz, in
seiner Taten Kerker eingespannt,
Voll Angst den Sinn der wirren und ver-
brausten Stunden.
Und keine Antwort kommt. Ich fühle, was mein
Bord an letzten Frachten trägt,
In Wetterstürmen ziellos durch die Meere
schwanken,
Und das im Morgen kühn und fahrtentfroh sich
wiegte, meines Lebens Schiff zerschlägt
An dem Magnetberg eines irren Schicksals
seine Planken. —

Still, Seele! Kennst du deine eigne Heimat
 nicht?
 Sieh doch: Du bist in dir. Das ungewisse Licht,
 Das dich verwirrte, war die ewig Lampe, die
 vor deines Lebens Altar brennt.
 Was zitterst du im Dunkel? Bist du selber nicht
 das Instrument,
 Darin der Aufruhr aller Töne sich zu hochzeit-
 lichem Reigen schlingt?
 Hörst du die Kinderstimme nicht, die aus der
 Tiefe leise dir entgegen singt?
 Fühlst nicht das reine Auge, das sich über
 deiner Nächte wildste beugt—
 O Brunnen, der aus gleichen Eutern trüb' und
 klare Quellen säugt,
 Windrose deines Schicksals, Sturm, Gewitter-
 nacht und sanftes Meer,
 Dir selber alles: Fegefeuer, Himmelfahrt und
 ewige Wiederkehr —
 Sieh doch, dein letzter Wunsch, nach dem dein
 Leben heisse Hände ausgereckt,
 Stand schimmernd schon am Himmel deiner
 frühesten Sehnsucht aufgesteckt
 Dein Schmerz und deine Lust lag immer schon
 in dir verschlossen, wie in einem Schrein,
 Und nichts, was jemals war und wird, das
 nicht schon immer dein.
 Brüssel. Ernst Stadler.

Balzac, Goethe, Schiller

Aus Strindbergs Autobiographie „Einsam“

Mein Umgang beschränkt sich nunmehr auf den unpersönlichen durch die Bücher. Balzac, dessen fünfzig Bände meine Lektüre während der letzten zehn Jahre gewesen sind, ist mir ein persönlicher Freund geworden, dessen ich niemals müde werde. Er hat allerdings nie etwas geschaffen, was man Kunstwerk nennt, jetzt besonders, wo man Kunst mit Literatur verwechselt. Alles bei ihm ist kunstlos; man sieht nie die Komposition, und ich habe nie seinen Stil bemerkt. Er spielt nicht mit Worten, figuriert niemals mit unnötigen Bildern, die übrigens der Poesie angehören, aber er hat dagegen ein so sicheres Formgefühl, dass der Inhalt immer den klaren Ausdruck bekommt, der genau vom Worte gedeckt wird. Allen Putz verschmäh't er und wirkt direkt, unmittelbar, wie ein Erzähler in einer Gesellschaft, der bald ein Ereignis referiert, bald die Personen sprechend einführt, bald kommentiert und erklärt. Und alles ist für ihn Geschichte, seine Gegenwartsgeschichte; jede kleine Person zeigt sich in der

Beleuchtung ihrer Zeit, und hat daneben ihre Entstehungsgeschichte und macht ihre Entwicklung unter der und der Regierungsform durch, was den Gesichtskreis erweitert und einen Hintergrund hinter jede Figur stellt.

Wenn ich an all das Unverständliche denke, das über Balzac von seinen Zeitgenossen geschrieben worden ist, so bin ich bestürzt. Dieser gläubige, gutmütige, duldsame Mann wurde in den Lehrbüchern meiner Jugend ein unbarmherziger Physiologe, Materialist und dergleichen genannt. Aber noch paradoxer ist doch, dass der Physiologe Zo'la Balzac als seinen grossen Lehrer und Meister begrüßte. Wer kann das begreifen?

Dasselbe aber ist der Fall mit meinem andern literarischen Freunde, mit Goethe, der in letzter Zeit zu allen möglichen Zwecken benutzt worden ist, am meisten zu der albernen Ausgrabung des Heidentums. Goethe hat ja viele Stadien auf dem Wege des Lebens durchlaufen; über Rousseau, Kant, Schelling, Spinoza gelangt er zu einem eignen Standpunkte, der der des Philosophen der Aufklärung genannt werden könnte. Er hat alle Fragen gelöst; alles ist so einfach und klar, dass ein Kind es begreifen kann. Dann aber kommt ein Zeitpunkt, wo die pantheistischen Erklärungen des Unerklärlichen versagen. Alles erscheint dem Siebzigjährigen so eigentümlich merkwürdig unbegreiflich. Da ist es, wo die Mystik hervortritt und selbst Swedenborg in Anspruch genommen wird. Aber nichts hilft; sondern der Faust des zweiten Teils beugt sich vor der Allmacht, versöhnt sich mit dem Leben, wird Philantrop (und Mooranbauer), halber Sozialist und wird mit allen Apparaten der katholischen Kirche von der Lehre der letzten Dinge apotheosiert.

Der Faust des ersten Teils, der aus dem Ringen mit Gott als ein siegender Saulus hervorgegangen ist, wird im zweiten Teile ein geschlagener Paulus. Das ist mein Goethe! Aber obwohl jeder seinen Goethe hat, kann ich nicht verstehn, wo man den Heiden findet, wenn nicht in einigen unartigen Versstücken, wo er nach den Pfaffen schlägt; oder ob es im Prometheus sein soll, wo der gefesselte Göttersohn ebenso gut den Gekreuzigten bedeuten kann, der die Ohnmacht des abgesetzten Zeus verhöhnt? Nein, es ist das ganze Leben und die darauf gegründete Dichtung Goethes, die mich anspricht. Es war ein älterer Freund des Dichters, der ihm in seiner Jugend den Schlüssel zu seiner Schriftstellerei gab: „Dein Bestreben, deine unablenk-

bare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative, zu verwirklichen, aber das gibt nichts wie dummes Zeug.“ So erzählt Goethe in „Aus meinem Leben“ an einer Stelle; an einer andern sagt er selbst: „Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschliessen, um sowohl meine Begriffe von den äusseren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extrem in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer grossen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein (Aus meinem Leben) ein gewagter Versuch ist.“

Der Reiz, Goethe zu lesen, liegt für mich in der leichten Hand, womit er alles anfasst. Es ist, als könne er das Leben nicht ganz ernst nehmen, ob es nun keine feste Wirklichkeit hat, oder unsern Gram und unsre Tränen nicht verdient. Ferner seine Unerschrockenheit, mit der er sich den göttlichen Mächten nähert, denen er sich verwandt fühlt; seine Verachtung von Formen und Konventionen; sein Mangel an fertigen Ansichten; sein stets Wachsen und Sichverjüngen, wodurch er immer der Jüngste ist, immer an der Spitze, seiner Zeit voraus.

Man hat immer und stellt noch Goethe im Gegensatz zu Schiller und hat aus den beiden ein entweder — oder geschaffen, wie man mit Rousseau und Voltaire getan hat. Ich kann diese Alternative nicht teilen, sondern habe Platz für beide, weil sie sich ergänzen; ich kann nicht mit Worten den Unterschied zwischen ihnen angeben, nicht einmal formell, denn Schiller hat mehr Formgefühl, besonders im Drama, und er hebt die Schwingen ebenso hoch wie Goethe. Beider Entwicklung ist ein Zusammenarbeiten, und sie übten Einfluss aufeinander. Darum hat der eine Sockel in Weimar Platz für beide, und wenn sie einander die Hand reichen, kann ich keine Veranlassung finden, sie zu trennen.

(Das Buch erscheint bei Georg Müller, München)

Die Selbstherrlichen

Von Oskar Baum

Vor der ganzen Gesellschaft reichten sich die Beiden zarte Worte über den Tisch, zarte,

aber undurchsichtige Worte; und jeder liebte die des andern innig und aufmerksam, bis er sie durchsah. Sie fühlten bald, wie schön es ist, einander so klar zu sein und nun war ihnen das Glück sicher. Aber es war ihnen vorerst nicht mehr als ein Bewusstsein, wie Kindern ein Wort, das sie lange verstehen, ehe sie es nachsprechen können. Alle Welt sah und niemand dachte oder verdachte etwas. — —

Zu ihr kam wohl manchmal die Sehnsucht nach einsamer Seligkeit zwischen blinden Mauern. Aber er wusste ihr diese Sehnsucht verächtlich zu machen, so gründlich, so meisterhaft, dass es nachher einer tiefen und schweren Kunst bedurfte, ehe er ihr die Verachtung verächtlich machte. Als nämlich später — nicht viel später — jene Sehnsucht zu ihm kam.

•

Wir wechselten innige Reden. Heimlich wuchs die Macht unserer Worte über uns. Jedes freute sich, wenn es aufhörte, weil dann das andere begann. Ja — wir hatten uns in derselben Stimmung getroffen.

Da polterte ein Wagen voll Eisengerät an den Fenstern vorbei. Es dröhnte wie eine ganze Schlacht. Das Mädchen aber schien es gar nicht zu hören. Sie sagte etwas.

Ihre Augen fragten gespannt nach einer Antwort.

Ich lächelte verlegen und als der Wagen sich zu entfernen anfang — es währte lange — da wollte ich nicht mehr fragen. Es müsste sich im Weitersprechen aufklären, dachte ich.

Aber ihr Blick frug immer ängstlicher, erschreckter und war bald voll Tränen.

Sie erhob sich: „So grob hätten Sie mir das nicht sagen müssen!“

„Aber was denn?!“

„Sie verstehen am Ende gar nicht, wie grob das war?“

„Sie werden doch nicht glauben, dass ich —“

Ihre Lippen zuckten ungeduldig: „Gehen Sie! Wenn man so herzlos ist, auf solche Fragen zu schweigen . . . !“

„Aber ich verstand ja nicht, ich hörte nicht. Der Wagen . . .“

Zornig und verächtlich blitzte sie mich an: „Denken Sie, raffinierte Ausflüchte wären zu hoch für mich?“

Und ich musste gehen, ohne je im Leben zu erfahren, was ich überhört hatte.

Versbücher

Von Hans v. Hülse

Das ist alle Jahre so: wenn der Frühling kommt, muss man sich durch einen Berg von Gedichtsbüchern hindurcharbeiten. Meist macht das nur geringes Vergnügen, selten wird die Last zur Lust. Aber diesmal sind doch einige Sachen da, über die man mit Behagen und innerer Befriedigung reden kann.

Eine junge Münchner Dichterin, Annie Harrar, debütiert recht glücklich mit einem dünnen Büchlein „Die Kette“ (Hans Sachs-Verlag, München.). Ihr Mut und Ihre Sehnsucht trügen sie hoch hinauf: nichts anderes, als ein Lied des Weibes wollte sie geben — und man kann nicht sagen, dass ihr die Schwingen matt geworden sind. Die fünfundvierzig stahlharten, festgefügt und doch mit dem weichen, milden Glanz zarter Stimmung übergossenen Sonette dieses Bändchens sind wirklich so etwas wie das Lied des Weibes. Annie Harrar zeichnet mit breitem Pinsel erotische Bilder aus Jahrtausenden. Mit einem sinnvollen Gedanken Platos (aus dem „Symposion“) hebt sie an: dass einstmals die männlichen und weiblichen Seelen eng verwandt, im gleichen Leibe Wohnung fanden. Und dann schildert sie in den dazu prachtvoll geeigneten Strophen des Sonetts, wie das Verhältnis des Weibes zum Mann sich ausbildete, wie es im Laufe des Jahrhunderts schwankte und wechselte. Eine ganz ausserordentliche Sprachgewalt lebt in diesen Sonettenpaaren, die Urkraft einer Dichterin, die zu erleben versteht und die mit dieser Fähigkeit auch ein reiches Wissen vereint. Denn ohne ein solches wäre das Büchlein nicht zustande gekommen. Zweifellos ein interessantes Buch, dessen neuartig-kühne Absicht Respekt einflösst und dessen saubere, taktvolle Technik eine in gewissem Sinne reife und fertige Künstlerin verrät.

Gustav Schüler hat einen neuen Gedichtband erscheinen lassen — „Mitten in der Brandung“, Fritz Eckardt, Verlag, Leipzig, der wohl nötig, zu Schüler und der Art von Poesie, die er heute in Deutschland repräsentiert, Stellung zu nehmen. Neuartig-kühne Absichten kann man diesem Dichter nicht nachsagen, denn er wurzelt ganz in der Konvention, — wenn auch in keiner schlechten. Aber der Kreis seines Erlebens ist zu eng, um seine Kunst zur grossen Kunst reifen zu lassen. — Der neue Band fügt dem Bilde Gustav Schülers keine we-

sentlichen Züge hinzu, verstärkt aber in seiner schlichten Weise die alten, guten Eindrücke.

Der junge, begabte Lyriker August Hermann Zeiz hat eine Auswahl von Versen unter dem Titel „Im Spiegel“ (Max Spändig, Verlag, Danzig-Langfuhr.) zu einem schmalen Bändchen vereinigt. Diese Gedichte zeugen von einem schönen Talent, und wenn ihnen im allgemeinen noch die klare Physiognomie, die persönliche Note mangelt, so liegt das an der Jugend des Dichters und wird sich wohl bald verlieren. Eine Gefahr liegt bei A. H. Zeiz sehr nahe, nämlich, dass er sich in formale Spielereien verliert und ins Artistentum gerät. Oder erklärt sich diese Befürchtung daraus, dass in diesem Bande das innere Erlebnis mit der erstaunlich schnellen Entwicklung der Form nicht gleichen Schritt zu halten vermochte? Jedenfalls sollte Zeiz in dieser Beziehung sehr auf sich achten und strenge Selbstkritik üben, ehe er ein neues Buch veröffentlicht, das dann hoffentlich die alte formale Sicherheit mit neuen Gluten und Fluten reicher Menschlichkeit verbindet.

Das Buch „Die Gnade eines Frühlings“ (Heinrich F. S. Bachmair, Verlag, Berlin.) von Johannes R. Becher ist bei weitem das bedeutendste von allen hier besprochenen und eine Erscheinung, mit der sich abzufinden Zeit und Geduld kostet. Einerseits erfreut es durch echte, dunkle Töne; andererseits stösst es ab durch geschmacklose Ausflüge ins Reich der Trottelhaftigkeit; aber im ganzen hat man doch den Eindruck, dass alles dies irgendwie notwendig zusammengehört und nicht mit drei ungerechten Worten abzutun ist. Ohne Zweifel ist Becher ein Suchender, einer, der sich nicht zufrieden gibt mit der Konvention in unserer „modernen Lyrik“, wie sie Dehmel, Stefan George und Mombert geschaffen; einer, der darüber hinaus möchte, der über die „reine Form“ Stefan Georges zur „inneren Form“ strebt. Auf diesem Wege liegt Mombert — und vielleicht ist er Bechers grösstes Erlebnis geworden. Er hat ihm manches glücklich — und manches auch recht unglücklich abgesehen. Viel schöne Melodie lebt in seinen Versen; und daneben peitschen grelle Disharmonien unser erschrecktes Ohr. Mancherlei Gesuchtheit — nicht so sehr in der Empfindung, als vor allem im Ausdruck der verletzt: man denke nur an das Wort „himmelundwolkenglühendniedertreibenden“ —: das ist denn doch zu viel des Guten! Und sehr be-

zeichnend bleibt es, dass die schlichtesten Töne Bechers am besten gelingen:

„All' das Gute,
Das Du mir getan,
Ich verblute,
Ich sterbe dran . . .“

Seine Entwicklung — auch er ist noch jung, wie A. H. Zeiz — wird im wesentlichen davon abhängen, ob er es versteht, aus dem Gestrüpp von Geziertheit und Trottelhaftigkeit herauszugelangen; innerlich scheint er von erstaunlichem dichterischem Reichtum zu sein: ein echter Lyriker, der all den stummen Dingen in Welt und Leben die Zunge löst und ausspricht, was wir nicht auszusprechen vermögen.

Heinrich Bachmair (derselbe Verlag) bewegt sich in ähnlichen Bahnen, wengleich weniger präntiös. Seine kleine, schwächliche Gedichtsammlung „Der reine Tor“ trägt ebenfalls die Merkmale einer schönen und Gutes verheissenden Gegabung, hält sich auch von Bechers Manier im ganzen fern. Hier kommt mehr der geistige Gehalt zum Wort und Erlebnisse, die vielleicht im banalsten Alltag wurzeln, werden zur Kunst geadelt. Bachmairs Kreis ist unzweifelhaft enger gezogen, als Bechers; dafür aber ist Bachmair auch schon fertiger: sein Buch verrät Reife, wo Bechers Tasten zeigt. Ob er noch grosse Entwicklungsmöglichkeiten vor sich hat? Das kann das nächste Werk zeigen. Becher ist ein Ringender — nicht ohne Grund hat er in einer schönen Hymne Kleists Maske vorgenommen —; er aber ist ein mimosenhaft zarter Träumer, ganz und gar ein Innerlicher. Er kann es darin zur Meisterschaft bringen; aber immer wird man von ihm sagen, was eine geistreiche Frau einmal von einer Schauspielerin sagte: „Sie ist gross in ihrem Genre, aber ihr Genre ist klein.“

Zeitschriftenschau

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Heft 29 enthält: Max Deri: Die Futuristen; Solomonic: Im Schosse der Familie; Enzian: Grand Hotels des Wagons-Lits, Ltd.; Alfred Kerr: Schreibtafel, u. a.

DIE NEUE RUNDSCHAU. S. Fischer, Verlag, Berlin. Das Juniheft bringt einen sozialen Essay von Sigurd Ibsen über die Frage der Volksvermehrung und -verminde-

rung, einen kulturgeschichtlichen Essay von Julius Meier-Graefe über das Verhältnis der Kunst zum Leben in unserer Zeit, eine Reiseschilderung von Hermann Hesse „Auf Sumatra“, Briefe von Henriette Feuerbach an eine Freundin. Emil Strauß beendet seinen Roman „Der Nackte Mann“, Gustav Biberich seine Novelle „Henkersmahl der Liebe“. Alfred Kerr schreibt über die Hauptstücke des letzten Theaterwinters, Oskar Ble über neuere Richtungen der Malerei, Artur Bonus über eine neue Ausgabe der Lessingbriefe. Das Heft kostet Mk. 2,50.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Doppelnummer 22/23: Variété im Eispalast. Von Ferdinand Hardekopf, u. a.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vorabtiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

ANDREJ BJELY. Die silberne Taube. Roman.

ROBERT SCHWERDTFEGER. Sechs Novellen. Geh. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,50.

HJALMAR BERGMANN. Das Testament Sr. Gnaden. Roman. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Sämtliche drei Bücher sind im Verlage der Literarischen Anstalt Rütten & Löning, Frankfurt a. M. erschienen.

DIE AKTION

brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Peter Altenberg, Hermann Bahr, Peter Baum, Martin Beradt, Ernst Blass, Franz Blei, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Otto Corbach, Richard Dehmel, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, S. Friedlaender, U. Gaday, Alfred Gold, Maximilian Harden, Victor Hadwiger, Ferdinand Hardekopf, Ludwig Hatvany, Gustave Hervé, Georg Heym, Marie Holzer, Heinrich Ilgenstein, Alfred Kerr, Peter Krapotkin, Rudolf Kurtz, Hans Kyser, Grete Meisel-Hess, Prof. Ed. von Meyer, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Erich Oesterheld, Kurt Peschke, Franz Pfemfert, Otto Pick, Alexandra Ramm, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Robert Seidel, Arthur Silbergleit, Dr. Helene Stöcker, Ernst Stadler, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Siegfried Trebitsch, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Cheskel Zwi und vielen anderen mehr.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Ludwig Rubiner: Der Dichter greift in die Politik / Edward Carpenter: Syndikalismus / Kurt Hiller: Offenherziger Brief an das Berliner Tageblatt / Hans Zeeck: Runge und die Romantik / Ernst Stadler: Glück / Willy Küsters: Begräbnis / Otto Henning: An die Winde / Ravlen Siurlal: Emmy Hennings / Wassily W. Signan: Ein Herr; mein Vater / Die deutschen Anarchisten / Naumann über den deutschen Liberalismus / Pastor Nithack-Stahn / Zeitschriftenschau



HEINRICH MACHF
MOTZSTR. 73
ECKE EISENACHER · TEL.: XI. 6111.

LADIES TAILOR
SPECIALITÄT
TAILOR-MADE
HERREN-MODEN
~ ~ ~

NOLLENDORF-
BAR.

EDWARD

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 25

INHALT

- Franz Pfemfert Gilt Erffas Strafantrag?
Gustave Hervé Französische Vorurteile
Paul Ladewig Die Politik der Volksbücherei
Otto Pick Die Schauspielerin in der Literatur
hi Kollege Kaiserliche Hoheit und das „B. T.“
Peter Baum Tiefen
Alfred Lichtenstein Trüber Abend
M. Kusmin Der Jüngling und das Mädchen
Rudolf Leonhard Die schwangere Aphrodite
Viktor Hadwiger In den Lampen leuchten . . .
 Aus dem demokratischen Froschteich — Der neue Gönner —
 Herr Dr. Magnus Hirschfeld. — An die Freunde der AKTION
 Literarische Neuerscheinungen
Rudolf Grossmann Im Zirkus (Zeichnung)

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

**VERLEGER
SPAREN VIEL GELD**

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

**ZEITSCHRIFTEN-
UND WERKDRUCK**

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 25 :: 19. Juni

Redaktion: Manuskripte, Rezensions-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17
zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Be-
steuergeld) bei allen Postanstalten,
Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50
durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

GILT ERFFAS STRAFANTRAG?

Diese Zeilen kommen nur scheinbar post festum. Sie waren beschlossen, als Herr v. Erffa noch lebte und wirrer Geschäftsleiter des preussischen Abgeordnetenhauses war. Sie sollten (ursprünglich) die Geschäftsfähigkeit dieses Präsidenten anzweifeln: der Tod hat dem Verfahren vorgegriffen. Aber wenn auch der Präsidentenstuhl damit für die Zukunft von Erffas Seltsamkeiten frei ist, so hat das Sterben doch nicht alle Taten und Untaten des Tisza in Kleinformat ausgelöscht. Die Spur von den Erdentagen des Herrn von Erffa (sein Gott hab ihn selig) wird erst dann in Vergessenheit kommen, wenn sein sichtbarstes Lebenswerk, der Strafantrag gegen die Abgeordneten Borchardt und Leinert erledigt ist. Das kann geschehen durch ein rechtskräftiges Gerichtsurteil. Doch es kann auch anders geschehen.

Diese Zeilen kommen nicht post festum. Wie wir hören, arbeitet die Staatsanwaltschaft mit einem Eifer, als gälte es den Mörder des Arbeiter Herrmann der Gerechtigkeit auszuliefern. Vielleicht hält sie einen Augenblick inne? Vielleicht prüft sie zuvörderst, ob auch das Fundament ihres Anklagegebäudes (der Strafantrag des Herrn von Erffa) wirklich solid ist? . . .

Man hat Präzedenzfälle . . . Man sollte Lehren, wie sie der Fall Brausewetter gab, doch nicht so ohne weiteres vergessen. Wie war es denn damals? Die Brausewetterische Schreckenkammer fällte Bluturteile auf Bluturteile. Ein Irrsinniger jonglierte mit Paragraphen. Ein

Irrsinniger sass über Freiheit und Leben zu Gericht . . .

Herr von Erffa war sicher keine Brausewetter-Natur. Er starb nicht als Geisteskranker im Irrenhaus. Aber wenn man sein früheres belangloses Dasein vergleicht mit seiner wüsten Tätigkeit als Präsident: soll man da nicht vorsichtig gestimmt werden? Sind die unmotivierten Akte vom 9. Mai, war das zwischen zahnloser Ohnmacht und sinnloser Brutalität hin und her pendelnde Gehaben völlig unauffällig? . . .

Man hat für die Krankheit (und den Tod) die „Aufregungen“ verantwortlich gemacht.

Sollte nicht vielmehr gerade die Krankheit die Aufregungen verschuldet haben? . . .

Er braucht nicht im Sinne der Aerzte als Geisteskranker gestorben zu sein, der arme Herr von Erffa. Aber nehmen wir nur an, einer hätte in seinem Zustande am 9. Mai ein Verbrechen begangen. Würden die Gerichts-Sachverständigen nicht heute den § 51 mit Recht für den Täter geltend machen? Dass Herr von Erffa den Strafantrag gegen Borchardt und Leinert als geistig Angegriffener gestellt haben kann: diese Möglichkeit allein müsste das Verfahren beenden!

Die Staatsanwaltschaft möge sich beherrschen. Seit Budapest wird es ihr nicht möglich sein, aus dieser Strafsache eine sozialdemokratische Niederlage zu deichseln. Sie stelle das Verfahren ein. Sagen wir: „wegen Ablebens des Hauptzeugen.“

Franz Pfemfert

Französische Vorurteile

Von Gustave Hervé

Für die republikanische Bourgeoisie ist Frankreich das Land der Freiheit und der Menschenrechte. Man muss sie nur ihre grosse Revolution von 1789—1793 feiern hören; neben ihr zählt die englische und amerikanische Revolution überhaupt nicht. Was ist die englische Revolution des XVII. Jahrhunderts neben der französischen Revolution? Pah! ein lediglich englisches Ergebnis! Was ist die amerikanische Revolution und die Erklärung der Rechte von 1777? Ein Zwischenfall im Leben der zivilisierten Welt. Es gibt nur eine Revolution; sie allein ist ein Weltereignis, sie allein hat die ganze Menschheit durcheinander gerüttelt und die ganze Welt erschüttert. Die Franzosen konnten sie zu Ende bringen, weil sie daran glaubten und was noch mehr ist, sie konnten auch die Ausländer daran glauben machen.

Hierbei weicht die Wahrheit von der Legende ab.

Ohne die Wichtigkeit der französischen Revolution und ihre Rückwirkung im gesamten Europa zu verkennen, muss doch auch gesagt werden, dass viele Völker ebenso lebhaft an ihrer Befreiung gearbeitet haben und dass die französische Revolution, obwohl sie so glückliche Rückwirkungen im Ausland erzielt hat, ihrerseits auch nur eine Rückwirkung der von aussen hereingetragenen Bewegung war.

Was auch immer die französischen Patrioten sagen mögen, die englische Bourgeoisie hatte ihre Revolution ein Jahrhundert vor der französischen Bourgeoisie ins Werk gesetzt; die englische Nation hatte ihren Ludwig XVI. in der Person Karl I. und ihren Napoleon in der Person Cromwells; das Geschworenenrecht, die Pressfreiheit, wenigstens für die Bourgeoisie, die konstitutionelle Verfassung, das Parlament, waren nicht in Frankreich, sondern in England zum erstenmal verwirklicht. Es war auch in England, wo ein Montesquieu, ein Voltaire und eine grosse Anzahl der Zerstörer der alten französischen Monarchie in die Schule der Freiheit gingen.

Wenn man einem Lande die Eigenschaft eines Kämpfers für die politische Freiheit zusprechen kann, so ist es nicht Frankreich, sondern England, dessen Ideen durch die Vermittlung des angelsächsischen Amerikas in der neuen Welt zur Herrschaft gebracht wurden; die republikanische Verfassung des angelsächsischen

Amerikas diente dem ganzen lateinischen Amerika zum Muster und reizte es auf, seinerseits auch sich frei zu machen.

Aber hätte die englische Revolution jemals stattfinden können ohne die Reformation, deren Wiege durch Johann Huss, Böhmen und durch Luther Deutschland war?

Und ist die deutsche Reformation nicht eine Tochter der italienischen Renaissance, die ihrerseits wieder nichts anderes ist, als die Auferstehung des freien griechischen Geistes auf italienischem Boden?

Ein scharfsinniger Kopf müsste der sein, der, nachdem er alle Wohltaten der italienischen Renaissance, der deutschen Reformation, der englischen und französischen Revolution festgestellt hätte, sagen könnte, welches von all diesen grossen Ereignissen und welche Völker am meisten zur Befreiung der Menschheit getan haben.

In Wahrheit ist es so, dass alle Völker ihren Stein zum Bau getragen haben oder ihn morgen dazu tragen werden; und heutzutage zahlen alle Völker ihren Tribut an heftigen Kämpfen und Aufständen, an Vorkämpfen und an rückschrittlichen und aus alter Gewohnheit handelnden Geistern.

Und unglücklicherweise sind in allen Ländern die Empörungen und die freien Geister verschwindend wenig im Hinblick auf alle anders Gesinnten.

Frankreich, die klassische Erde der Revolutionen, gleicht in dieser Hinsicht heute wie in der Vergangenheit allen benachbarten Nationen.

Frankreich hatte kaum seine Revolution von 1789—1793 ausgeführt, und war erstaunt, sie beendet zu haben, als es sich Napoleon I. zu Füssen warf.

Einige wenige energische Demokraten hatten kaum 1848 die Revolution ins Leben gerufen, als die ungeheure Mehrheit des Landes Napoleon III. zujauchzte.

Frankreich hat heute nur deshalb die republikanische Form und Etikette, weil es das Glück hatte, 1870 vollkommen geschlagen zu werden: Nicht die französischen Republikaner haben die heutige Republik mit erhabenem Kampf errungen, sondern, wie Bebel auf dem Sozialisten-Kongress zu Amsterdam ganz richtig sagte: Bismarck, Moltke und die preussische Armee haben sie ihnen gegeben. Das zweite Kaiserreich war in Frankreich aus einem militärischen Staatsstreich entstanden; es lebte durch die Armee. Wenn die kaiserliche Armee nicht die Niederlagen zu Metz und Sedan erlitten hätte,

sondern siegreich in Berlin eingezogen wäre, so würde die Mehrheit des Volkes, das die grosse Revolution gemacht hat, heute platt auf dem Bauche liegen vor dem Erben Napoleons III.

Die Politik der Volksbücherei

Von Paul Ladewig

Die Aktion bringt hier ein Kapitel aus einem demnächst erscheinenden Fachbuch. Aber eine politische Zeitschrift darf an dieser „Politik der Bücherei“ (Leipzig, Verlag Ernst Wigand) nicht vorbeisehen, ohne ihrer Ziele verlustig zu gehen. Ladewig hat seinerzeit als Erster im heutigen Deutschland praktisch dafür gesorgt, daß Arbeiter mit schönen, hellen, luftigen Bibliotheksräumen vertraut sind, als heute zumeist die Bourgeoisie — ohne Empfindsamkeit und Schwindel tat er das. Diese „Politik der Bücherei“ wird — ein ungewöhnlicher Fall bei deutschen Spezialwerken — von stärkstem ethischen Verantwortlichkeitsgefühl getragen. So wendet sie sich an alle, die für eine Politik geistiger Werte sind.

Die Bücherei für das Volk hat nicht mit geweckten Interessen zu tun — sie soll erst welche wecken. An der Stelle, wo das bisschen Berührung mit dem Buch für die Mehrzahl der Volksgenossen aufhört, an der Stelle und auf dem Standpunkte der Volksschule soll sie die Verbindung erhalten, vertiefen und verbreitern. Wenn es den einfachen Mann, der gerade jetzt Zeit oder Bedürfnis hat, an die Bücherei treibt, soll sie ihm die Zuflucht bieten. Schon bei schlechtem Wetter ist er williger. Wenn es auch nur die winzige, einwandfrei feststehende Tatsache gäbe, dass in Zeiten wirtschaftlicher Krise oder geringeren Arbeitsmarktes die Inanspruchnahme derselben Volksbüchereien steigt, im entgegengesetzten Falle sinkt, so stände die Notwendigkeit fest, sie dauernd zu erhalten. Gelingt die Bücherei für das Volk, so löst sie eine wirtschaftliche Aufgabe ersten Ranges. Nicht nur dass die Zeit, welche dem Buche gewidmet ist, grundsätzlich den Leser abhält, Zeit wertloser zu verwenden — in „verlesener“ Zeit fällt die Schädigung durch Alkohol oder andere Exzesse fort. Jeder Volksbibliothekar weiss aus Erfahrung, dass der Mann mit dem entliehenen Buche nach Hause und nicht in die Kneipe geht. Nimmt darüber hinaus der Leser für Kopf und Herz noch etwas mit, um so besser.

Jede Schule besitzt zur Förderung ihrer Lehre eine Bücherei, wenn auch das System der Volksschulbüchereien bei uns nicht so durchgebildet ist, wie etwa in Frankreich, wo es sozusagen die einzige öffentliche Bücherei darstellt;

oder wie in Amerika, wo die öffentliche Volksbücherei sich stark an die Schule anlehnt, und eine besondere pädagogische Form erhalten hat. Die deutsche Volksbücherei leiht im ganzen ihre Bücher unbekümmerter aus, als Amerika, ohne die dort übliche starke Suggestion, und mit geringerer direkt pädagogischer Arbeit. Die letztere wird als Vorarbeit bei Aufstellung und Entwicklung geleistet. Trotzdem sind sich alle Parteien einig, dass es hauptsächlich auf die Art der Führung im Labyrinth der Bücher ankommt, und jede Partei versucht diese Führung in der ihr passenden Form. Ein jeder sucht seine Schutzgenossen davon zu behüten, dass sie an Bücher kommen, die ihnen für innere Entwicklung oder praktischen Nutzen nicht zu dienen scheinen. Ein jeder sucht sein Ideal der Sittlichkeit, der Befähigung, entsprechend zu fördern.

•

Für jede Volksbücherei gibt es aber einen gemeinsamen Boden höherer Gesittung und Haltung, in Erziehung durch das Buch erworben; die feinere Form des persönlichen Verkehrs, welche durch gegenseitige Rücksichtnahme gehoben wird. Brüske Wahl der Worte, verletzender Ton bei Darlegung von Ansprüchen ist während des Umgangs mit Büchern auf die Dauer unmöglich. An der Ausleihestelle — der Stelle der Gleichberechtigung — wird sich das gegenseitige Eingehen aufeinander in Austausch von Rede und Gegenrede entwickeln. Die Führung der Volksbücherei kann für Publikum wie Beamte nicht genug Haltung lehren, damit einfache Leute endlich ihre Angst vor Leuten höherer Bildung los werden.

Sauberkeit und Achtung vor fremdem Eigentum lehrt die Sauberkeit, Nettigkeit, Bequemlichkeit, Reichlichkeit der Volksbücherei. Einfache Leute sind aus innerer Achtung im allgemeinen mit Büchern sorglicher als oft der Gelehrte oder Gebildete. Es ist also eine bequeme Taktik, diese Scheu zu nützen. Nichts Geschickteres ist zu denken, als wenn gerade in die fernsten Leitungsstellen von Büchereien das sauberste Material gesendet, die sauberste Anstalt ausgebildet wird; nichts Verkehrteres, als die Aeusserlichkeit der Volksbücherei zu missachten. Hierin hat gründlich Wandel vor allem erst die moderne amerikanische Volksbücherei geschaffen, bei der der einfachste Mann die Empfindung gewinnen muss, sich auf der Menschheit Höhen zu bewegen, auch wenn er

nur geringe Unterhaltungsbedürfnisse oder Bedürfnisse der Unterrichtung hegt

*

Die Volksbücherei ist aus den Lebensbedingungen der Neuzeit erwachsen. Historische Ausgrabungen über Vorläufer der modernen Volksbücherei vor dem 19. Jahrhundert können auf sich beruhen, denn zu allen Zeiten und allen Orten sind Büchereien geöffnet worden. Unsere heutige Volksbücherei knüpft sich an die Epochen der Entwicklung unserer Nation. Ihr Vorläufer ist die kleine Bücherei der Fach-, Gewerbe- und Bildungsvereine, die sich seit den Freiheitskriegen, seit den eigentlichen Geburtstagen des heutigen Deutschlands, zusammantaten, um den Mitgliedern zu freiem Gebrauch zu dienen. In ununterbrochener Tradition überwinden diese Büchereien die Reaktion der dreissiger und vierziger Jahre, wo sie teilweise wirklich politisch ausgebaut, teilweise unter dem Verdacht politischer Betätigung stehend, bekämpft, selbst aufgelöst wurden. Die ungenügende Leistung solcher Büchereien zeigte die Forderung nach grösseren Mitteln, besonders in den Städten. Aber im Schosse jener Vereine erhob sich auch das Verlangen nach dem bequemen Bildungsmittel allgemein gehaltener Vorträge, so recht bestimmt, das Buch fruchtbar zu machen, für Bücher zu interessieren. Zeitweilig war es in den Humboldtvereinen kräftig entwickelt, die sich daher bis in unsere Tage gerettet haben. Besonders in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zeigten doch Männer höchsten Wissens die Bestrebung, die Massen geistig höher zu führen, nicht nur in Raumers Berliner Bildungsverein. Mit der Vollendung der nationalen Einheit setzen in den siebziger Jahren erneute kräftige Vorstösse der Bildungsbestrebung ein, die die heutige Lage geschaffen haben. Die 5000 Mitglieder des Weimarer Vereins zur Massenverbreitung guter Schriften und dessen Kapital von einer halben Million aus den siebziger Jahren beweisen ohne weiteres, dass die Empfindung, ein geistiger Notstand liege vor, allgemein war. Leider ging in ungeschickt lehrhafter Propaganda und unkaufmännischer Geschäftsführung dieser glänzende Versuch zugrunde. Seit jener Zeit weiss man, wie ängstlich jede Schulmeisterei bei der Erziehung des Volkes auszuschalten ist

*

Wir begegnen gelegentlich der Aeusserung einer Volksbücherei, dass die Einziehung der

Romane des berüchtigten Karl May den Abgang einer Anzahl von Lesern zur Folge gehabt habe: „Auf solche Leser kann die Bücherei leichten Herzens verzichten.“ Mit Verlaub, das kann sie nicht. Solche Auffassung beweist lehrhaften Akademismus; die Volksbücherei kann auf keinen Leser verzichten. Leser, die zur Volksbücherei kommen, sind mit einem, sei es auch geringem literarischen Interesse ausgestattet. Sie sind für die Bücherei Werbende; hinter ihnen stehen Massen gleichartiger, die nie beim Buche einkehren, die alle für das Buch verloren bleiben, wenn sie ihre Kost nicht finden. Zugegeben, dass die alberne Mache Karl Mays eine sehr niedrige Stufe bildet — gemein, was den einzigen Ausschliessungsgrund bildet, ist sie nicht. Zugegeben, dass May nicht in vielfachen Exemplaren aufgestellt werden soll; die unterste Stufe der Bücherei darf sich nicht nachsagen lassen, dass man dort hochmütig oder als Mensch verächtlicher Interessen behandelt werde. Die Volksbücherei genügt der breiten Forderung des Tages. Ein Karl May ist Modesache, die morgen einer anderen Mode weicht, übermorgen kann er sogar als Stück der Archivbücherei ein Wertstück werden. Aus der Not heisst es eine Tugend machen. Der Hunger nach derartiger Literatur könnte unter Umständen sogar Ausgangspunkt einer Büchereigründung werden. Wie kann gehofft werden, der Schundliteratur das Wasser abzugraben, wenn darauf verzichtet wird, die dahin Neigenden mit allen Mitteln zu fesseln, und nur den Leuten bereits besseren Geschmacks aufzuwarten, die oft „höhere Interessen“ nur glauben machen wollen. Geduld und Nachsicht ist die Grundlage jeder Erziehtätigkeit, nicht täppisches Zuschlagen. Es geht wirklich zu weit, die Leute aus dem Hause zu jagen, weil sie Franz Hoffmann, Elisabeth Werner oder Marlitt lesen!

Glossen

Aus dem demokratischen Froschteich

In der „Welt am Montag“, die den H. v. Gerlach demokratisch leitartikeln lässt, quakt der Dr. Frosch unter dem deutschnationalen Ruf „Mehr Rassenstolz“ folgende Sätze:

Jestärker das Nationalgefühl eines Volkes ist, desto mehr wird der Drang zur Vermischung zurückgehen. Eine gültige Ehe zwischen Weiss und Farbige darf es nicht geben, niemals geben, solange wir Selbstachtung besitzen. Gewiss, es

ist erwiesen, dass es Bastardbevölkerungen gibt, die durchaus achtbare Qualitäten zeigen; es ist eine Fabel, dass sie durch die Bank nichts wert seien. Aber gegenüber einer rein weissen Bevölkerung wird sie doch minderwertig.

Es kommt eine Grenze, an der mir die Geduld reisst, wo ich sacksiedegrob werde. Das geschieht dann, wenn eine weisse Frau sich mit einem Farbigen einlässt. Solches empfinde ich als eine krasse Schweinerei. . . . die Hingabe einer Weissen an einen Farbigen ein niederträchtiger Verrat am eigenen Volk. . . . Derartige Paarungen sind nicht im entferntesten zu vergleichen mit den Entgleisungen hochgestellter Damen, die sich etwa mit Pferdeknechten, Hauslehrern oder Tenören betun. . . .

Darum soll das weisse Weib, das einem Farbigen ihre Gunst schenkt, geächtet sein. Ohne jedes Mitleid und Erbarmen. . . . Ich bin nicht für Roheiten. Aber der Mann oder Vater tut mir leid, der, falls er solches wahrnimmt, nicht aus der Wut seines Herzens heraus eine Prügelorgie veranstaltet.

Wir verlangen, dass ein weisses Weib stolz und edel genug ist, um nicht vor einem braunen, schwarzen oder gelben Halunken in Ekstase zu verfallen. Dazu ist's nötig, dass man ihr den Standpunkt gründlich klar macht. . . ."

Hoffen wir, dass das weisse Weib stolz, edel genug, geschmackvoll genug ist, um zwischen einem Frosch und einem schwarzen Mann die richtige Wahl zu treffen.

Der neue Gönner des Berliner Tageblatts

der Verwandlungsmimiker Herwarth Walden, ist für den Internationalen Kongress lebender Abnormitäten (Ikla) als Reklamenummer engagiert worden. Der Glückliche wird allstündlich als Blitz-Berufswechsler auftreten und den Neugierigen die anormale Fül'e seiner Fähigkeiten, Berufe zu verfehlen, zeigen. Zum Schluss jeder Vorführung wird Walden als Jahrmarktbuden-Anreisser brillieren und eine Traumalerin vorführen, die zur Deckung der Unkosten eine Tellersammlung vornimmt.

Kollege Kaiserliche Hoheit

Wilhelm, des Deutschen Reiches Kronprinz und von Preussen, (Feind der vaterlandslosen Gesellen, Nimrod, Golfspieler und Husarenoberst) ist unter die Literaten gegangen. Ein Buch über jägerische Angelegenheiten hat er geschrieben; warum auch nicht? Fachpersonen werden möglicherweise was draus lernen kön-

nen. Bedeutung fürs deutsche Schrifttum — die vindiziert dem Werk der Verfasser selber nicht. (Der Fall gibt anständiger Opposition zum Spott weder noch zu Begeisterungen Anlass.)

Eine „entschieden liberale“ Tageszeitung, jedoch, hat es sich nicht nehmen lassen, gewisse Befugnisse da zu erwerben; und kündigt rekordprotzig an: sie werde bereits am Tage der Buchausgabe in Leipzig (Sperrdruck, vastehense!) das Werk besprechen.

Interessant bleibt, dass — im Gegensatz hierzu — etwa Heinrich Mann (von allen Sachverständigen längst in Ehrfurcht als stärkster deutscher Erzähler erkannt) erst viele Jahre nach seiner Frühglorie von diesem entschieden liberalen Blatte „gewürdigt“ worden ist (1911); und zwar durch ein Adeptlein der Neo-Knorri-gen und Bühnenschauten, welches den Mann „impotent“ schalt.

Interessant bleibt, dass in diesem (entschieden liberalen) Blatt der grosse Makabre Georg Heym erst beschwiegen, dann angefeixt, schliesslich abgelehnt wurde (— während nach seinem lokalreporterisch ja bedeutsamen Ende man den Verlag freilich um eine Nachlassnovelle anschnorrte).

Interessant bleibt, dass Picasso in diesem Blatt verspottet, Pietsch ernst gerühmt wird.

Interessant endlich: dass, in diesem entschieden liberalen Blatte, unter der Perspektive „das ringende Talent“ zu einer Dichterstiftung ein Aufruf erging, den Persönlichkeiten von Sudermann abwärts unterzeichnet hatten.

Vermutlich halten nun verdiente Mitarbeiter den Kronprinzen für einen Autor, dessen sich die Kleiststiftung in erster Linie anzunehmen habe. Jung, noch nicht oben durch, notleidend, ein ringendes Talent; dazu: *J a g d p r o b l e m a t i k e r* —: da versteht sich dass man seine Dichtung am Tage ihres Erscheinens sofort besprechen muss.

Und, bitte, keine falschen Motive unterschieben! Byzantinertum? Spekulation auf Pöbelinstinkte? Nicht die Bohne! Lediglich: Förderung eines Aufstrebenden, Begünstigung eines Kommenden, Propaganda für die neue Literatur. . . Ideale, kultureller Fortschritt, Kunscht; Panier, Bollwerk, Unentwegtheit; entschieschiedener Liberalismus!!! hi.

Herr Dr. Magnus Hirschfeld

leistet sich in einer Zuschrift an den PAN eine gerichtsnotorische Unwahrheit. Er nennt den verstorbenen Schriftsteller Joachim Gehlsen „den

sattsam bekannten notorischen Revolverjournalisten“. Herr Dr. Magnus Hirschfeld weiss, dass Gehlsen Jahre seines armseligen Lebens den Kampf gegen diese Verleumdung geführt hat. Herr Dr. Magnus Hirschfeld weiss, dass es Gehlsen schliesslich, am Abend eines Hungerdaseins, gelang, in diesem Kampfe zu siegen. Das alles weiss Herr Magnus Hirschfeld, der dem Gehlsen nahe stand. Er weiss es so gut wie ich, der Gehlsen nie persönlich gekannt hat. Der Sachverständige für sexuelle Zwischenstufen wird also schon hören müssen, wenn ich ihn hierdurch freundlichst ersuche, in der nächsten Nummer des PAN die Beschimpfung gegen Gehlsen in aller Form, ohne Winkelzüge, zurückzunehmen. Alfred Kerr wird eine solche Ehrenklärung zweifellos abdrucken.

Ich warte acht Tage, Herr Dr. Magnus Hirschfeld . . . F. Pfem.

Trüber Abend

Der Himmel ist verheult und melancholisch.
Nur fern, wo seine faulen Dünste platzen.
Giesst grüner Schein herab. Ganz diabolisch
Gedunsen sind die Häuser, graue Fratzen.

Vergilbte Lichter fangen an zu glänzen.
Mit Frau und Kindern döst ein feister Vater.
Bemalte Weiber üben sich in Tänzen.
Verzerrte Mimen schreiten zum Theater.

Spassmacher kreischen, böse Menschenkenner:
Der Tag ist tot. . Und übrig bleibt ein Name!
In Mädchenaugen schimmern kräft'ge Männer.
Zu der Geliebten sehnt sich eine Dame.

Wilmsdorf. Alfred Lichtenstein.

Die Schauspielerin in der Literatur

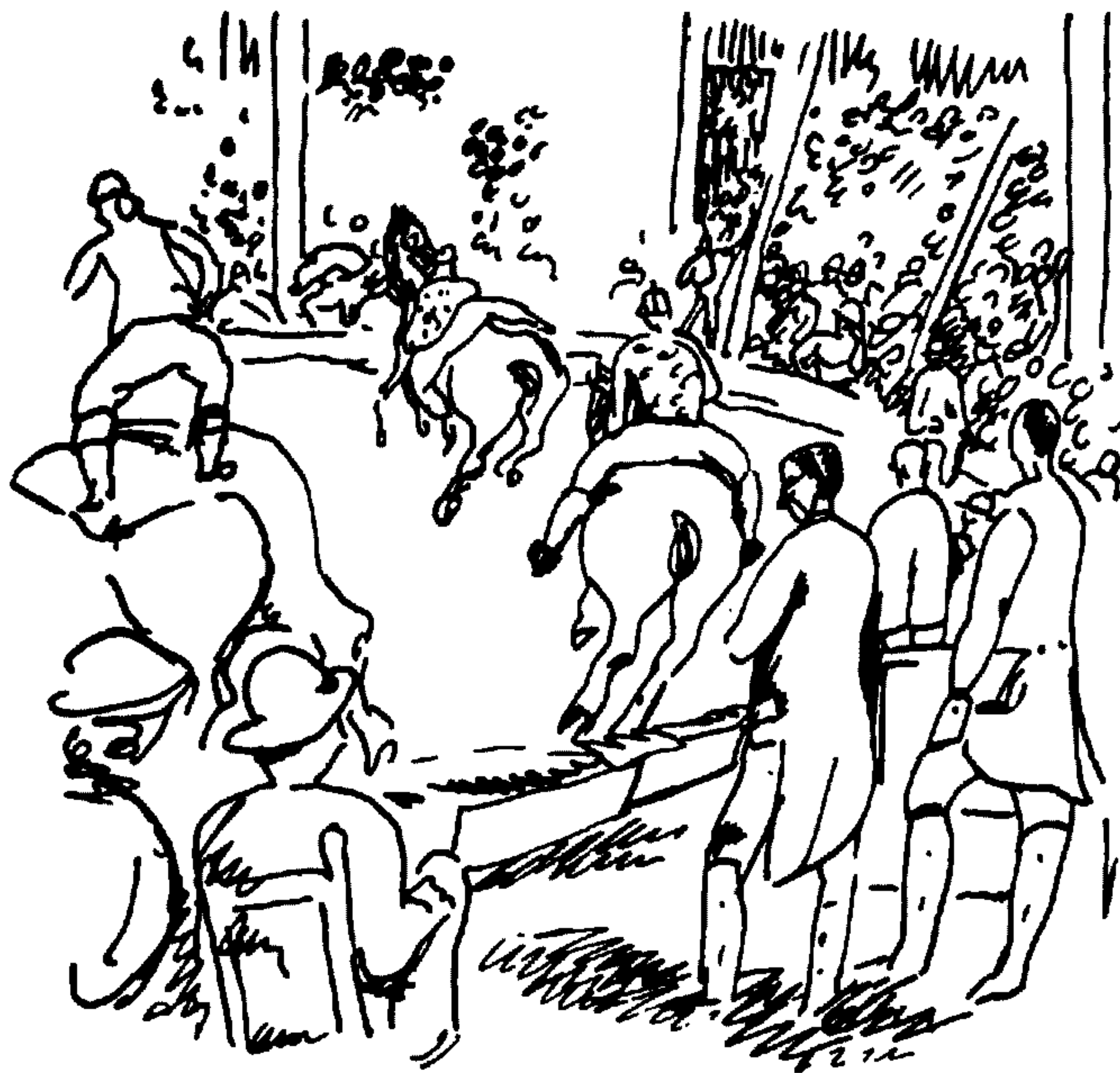
Von Otto Pick

Die Schauspielerin ist die Summe der Elemente „Weib“ und „Künstlerin.“ Ist der weibliche Teil ihres Wesens der mächtigere, so wird sie eine der grossen Liebenden, von denen wir in der Franzosen schönsten Büchern lesen. Herrscht das Element „Künstlerin“ vor, so entsteht die zauberhafte Herrscherin der Bühne, die der Rausch der Kunst im Alltagsleben hindämmern lässt, deren Sonne des Abends Tausenden heiss oder eisig erstrahlt. Edmond de Goncourt und Heinrich Mann (der unermüdlich dem Rätsel des Künstlertums nachspürt) ist es gelungen, die wunderbarste Mischung von Weib

und Künstlerin darzustellen: Die Schauspielerin, deren Leben die Kunst, deren Kunst das Leben ist. An messerscharfer Grenze berühren sich die Ideale ihres Daseins, vermengen sich; sie liebt und glaubt zu spielen, sie spielt und die Liebe leiht ihrer Sprache und ihren Gebärden ihr sehnsüchtiges Feuer. Manns Schauspielerin in seiner besten Novelle wird aus einem vom Teufel besessenen Kleinstadtmädel eine fähige Künstlerin und aus einem berechnenden Weibe eine zartfühlende p'atonisch Liebende, bis sie schauernd erkennt, dass sie die Liebe nur gespielt, sich nur in deren dramatischen Posen ge'a'len hat, Juliette Faustin, die Heldin des Goncourtschen Romans, hält ihre Liebe für mächtiger als die Kunst, sie entsagt der Bühne. Doch schon ihr Abgang von der Stätte ihrer Triumphe legt den tiefen Zwiespalt ihres Wesens bloss. Denn dieser Abgang ist theatralisch. Als sie dem Geliebten folgen will, fährt sie zur Auktion des Eigentums einer grossen Schauspielerin, einer Tragödin wie sie selbst, und flüstert ihrem Herzen zu: „Warum ich gekommen bin? . . . Nur, um dem Tode der Tragödin bei mir nachzuhelfen . . .“ Die Kunst sei tot, es lebe die Liebe! Doch leise glimmt die Glut weiter, bis an des Geliebten Kranklager die wilde Flamme der sieghaften Kunst dem Sterbenden höhnend ins Gesicht schlägt, bis das Schauspiel des Todeskampfes für einen Augenblick die Geliebte tötet, die Schauspielerin in dem Weibe mit Gewalt hervordrängt und sie das Krampfächeln des Mannes vor dem Spiegel nachzuahmen zwingt . . .

Woher kommen diese Wesen, die Schönheit mit Entsetzlichkeit, Schwäche — mit Zauberkraft vereinen? — Sie kommen nicht; sie sind plötzlich da! Hast Du den Weg des Genies zu seinem Meisterwerk sich schlängeln sehnt? Nein! Denn das Genie ist fertig, eh' Du's geahnt. Und ob sie als Statistin begonnen, ob sie ihre Rollen mit ihrem Körper erkaufte, ob sie Baronin oder Blumenmädchen gewesen, was kümmert's uns? Denn der Weg, den sie geschritten, war nicht notwendiger als ihre Geburt; weil sie nur geboren zu werden hatte, um ihn unfehlbar zu gehen. Und vielleicht war sie göttlicher, die Schauspielerin, die uns bannt, da sie noch auf einer schmutzigen Vorstadtbühne Shakespeare spielte, spielte wie Sybil Yane, Dorian Grays blütenreine Geliebte, die bei Tage träumte und nachts Ophelia oder Julia war . . .

Die Schauspielerin, die wirkliche Künstlerin, braucht nicht gerade gebildet zu sein, um



RUDOLF GROSSMANN

IM ZIRKUS

uns grosse Charaktere lebendig vorzaubern. Denn sie erfasst mit instinktivem Scharfblick das Wesen ihrer Rolle. Nanteuil — in Anatole Frances „Komödiantengeschichte“ — sagt: „. . . Natürlich weiss ich nicht die Zah'en. Aber ich hab' das Gefühl von der Zeit damals. Für mich besteht die Revolution darin, dass man 'ne stolze Brust unter einem gekreuzten Eichu hat und die Knie recht frei in einem gestreiften Rock; und dass man ein bisschen Hitze in den Backen hat. So!“

Im Zenith ihrer — hier fast unirdischen — Kunst wird uns die Schauspielerin von d'Annunzio in seinem Roman „Feuer“, von Heinrich Mann in der „Branzilla“ und in seinem letzten Roman „Die kleine Stadt“, geschildert. Die Foscarina-Duse, das liebeskranke Weib, die herrlichste Künstlerin, opfert ihre Liebe dem Geliebten, um Verkünderin seiner Kunst zu werden; da sie als Weib ihm zu entgleiten droht, will die Künstlerin sein Werk in die Welt tragen und tötet ihr blutendes Herz . . . Die Branzilla und die kleine, unscheinbare Schauspielerin in der „Kleinen Stadt“ sind die „von der Kunst dämonisch Besessenen“ (Willi Handl), die die Liebe als unnütze Sprosse von ihrer Ruhmesleiter fortschleudern, die mit zusammengekniffenen Lippen und starrem Blick dem Stern entgegengehen, der ihnen zu leuchten hat, dessen Glanz ihre Ruhmgier erzwingt.

Alle Schriftsteller, die über die Schauspielerin schreiben wollten, wählten eine Periode des Lebens der Künstlerin, die dieselbe zwingt, sich mit ihrer Kunst auseinanderzusetzen: die Zeit, da die Liebe die Kunst zu verdrängen strebt, den Abgang von der Bühne um des Geldes willen, die Verheiratung der Schauspielerin mit einem Manne, der ihr einen Adelstitel verschafft. Und das Leitmotiv ihrer Werke ist dieser besondere Konflikt, ist das Psychische der Geschehnisse, das sie interessiert. Oder es ist ihnen weniger um das Schicksal der Heldin, als um die Entwicklung einer andern Person des Buches zu tun, wie in Hermann Bahrs „Die Rahl“.

Goncourt aber hat den Roman der Schauspielerin geschaffen. In „Julietta Faustin“ erleben wir alle Phasen des Lebens der grossen Künstlerin. Wir begleiten sie auf stundenlangen Wagenfahrten, während welcher ihr Organ den hartnäckigen Kampf um die richtige Betonung eines Satzes ihrer Rolle führt. Wir sehn sie bei dem alten Herrn Athanassiadis sitzen, der ihr die Phädra des Euripides vorliest. Die

Ellenbogen auf die Knie gelehnt, den nervösen Tragödinnekopf zwischen die Daumen ihrer beiden Hände gedrückt, lauscht sie den fremden Lauten, bis ihr Ohr die Musik vernimmt, die sie den Phrasen der Racineschen Phädra geben wird. Die Faustin auf der Probe, das Mahl der Künstlerin vor ihrem Debüt, der schlaaffe Morgen nach der Vorstellung — alle Dinge, die im Berufsleben der Schauspielerin geschehen, schildert Goncourts Feder. Und Sätze bleiben haften, als Zeugen scharfsichtiger Meisterschaft: „Nach der Probe entfernten sich die Schauspieler, während ihnen ein Rest dramatischer Gestikulation noch in den Händen zurückgeblieben war . . .“ Oder der Stoss-Seufzer einer Garderobiere, durch die Gardine in die Loge dringend, in zwei Sätzen das armselige Dasein einer Logenschliesserin kennzeichnend!

Goncourt vereinigt in seinem Roman alle Typen des Theaterlebens, tägliche Erscheinungen und seltsame Menschen, wie des alten Marquis von Fontebise, um dessen unerbittlich aufrichtige Kritik die grosse Tragödin demütig wirbt. Wie zahm erscheint neben diesem Theaterkenner des letzten Kaiserreiches, der die Besuche seiner bevorzugten Künstlerinnen im Bette empfängt und die Damen mit giftigem Raß und Pantoffelwürfen hinauskomplimentiert, der Gönner der Elisabeth Kött, Baron Gundenaum mit seiner simplen Prüfungsmethode, die ihm zu Unrecht den Beinamen „Baron Wunderlich“ eingetragen hat. Er lässt das Mädchen eine Ballade vorlesen, — in Holteis „Der letzte Komödiant“ lesen wir, wie Vater Josef Haydn den Schauspieler Wulf als Probeleistung Wielands „Oberon“ lesen lässt . . .

Es ist an der Zeit, wieder einmal auf das reiche Werk des Goncourts hinzuweisen. Denn die deutsche Kritik ist vergesslich. Sie hat über dem „Tagebuch einer Verlorenen“ die „Dirne Elisa“ vergessen und ist auf dem bösen Wege, den Schmarren „Elisabeth Kött“ wirklich für das „glühendste und tiefste Buch“ über die Schauspielerin zu halten, trotzdem die Literatur in „Juliette Faustin“ eins der herrlichsten Bücher besitzt.

In den Lampen leuchten . . .

In den Lampen leuchten meine Geheimnisse,
Meine Psalmen jubeln
Die Grosstaten meiner Liebe.

Mordende Mächte

Sind die schweigsamen Gluten
 Und der grosse Tag
 Höhnt in den Laternen! —
 Ich möchte mich in die Leuchter verirren,
 Die Reise deiner Seele zu begleiten,
 Deiner banger Bettfahrt
 Ein Priester sein.
 In den Lampen blutet die Sünde
 Weite Seligkeiten haben ihre Rätsel dort. —
 Ich möchte dich verlieren und wiederfinden,
 Weil du schon bist wie Maria. —
 In den Lampen leuchten meine Geheimnisse.
 Und der grosse Tag
 Lacht in den Laternen.

Viktor Hadwiger.

Der Jüngling und das Mädchen

Wo bist Du? — Mit Dir!
 Kommst Du? — Ich komm.
 Bist Du mein? — Dein.
 Wer bist Du? — Und du?

Moskau

M. Kusmin

Die schwangere Aphrodite

Seltsam verändert ist mein Leib,
 In weisser Reife blüht er hin;
 Seltsam verändert ist mein Sinn,
 Ich war ein Kind,
 Ich wurde Weib.

Und bin so süsser Ahnung voll
 Und doch so bang
 Vor allem, was noch kommen soll —
 Währt es noch lang?

Und wird es Leid?
 Weiss schäumt das strahlend blaue Meer
 Und wirft die Flockenperlen her
 Zu mir. Es ist so weit —

Um meine Füsse spielt es hin
 Und küsst mich freundlich, immer gleich.
 Die Augen sinken müde zu.
 Nun ist es Ruh —
 Ich bin so reich.

Strausberg

Rudolf Leonhard

Tiefen

Von Peter Baum

Tiefblau, dunklen, durchscheinenden Faltern
 gleich, fällt die Dämmerung über die Parkwiese

Ruhig, ein Schatten, steht jemand am grossen
 offenen Bogenfenster, wie an die Reling eines
 Schiffes.

Immer diese mächtige Melodie, wenn es
 Abend wird, als ob der Wind schräg über die
 Buchen geigte.

Ja geigte, denn wenn er sie durchwühlte,
 könnte keine solche Musik emporquillen.

Da blitzt ein Federball über den Schatten-
 wolken.

Ein helles Mädchenkleid weht heran. Weisse
 Arme wachsen in die Luft.

Ist das Wirklichkeit?

Ein lebend gewordenes Bild. —

Dies Haar, dunkelblau wie die Schatten!
 Wie es dahinweht!

Jetzt nur kein Laut! Grausam würde das
 Bild zerrissen.

Nur im Hintergrunde der geigende Wind.
 Er geht vom Fenster fort und wirft sich
 auf den Divan.

Da sinnt er.

Ueberall die Musik in der Natur . . .

Im Winde, im Sturm, in den Vögeln . . .

Die tiefste Innigkeit aber erreicht sie im
 Menschen.

Er ist die Sehnsucht der Natur.

Durch tausend Gesichte rang sie sich zu
 ihm empor. Und dann erklang sie in jauchzen-
 der, klagender Sehnsucht. —

Seltsam . . . nirgends Erfüllung, als ob
 die Sehnsucht Zweck des Lebens sei — — —

Ganz dunkel ist es geworden. Hinter den
 Bergen hat wohl der Mond schon seinen Kelch
 aufgetan. Nun steigt er über sie empor. --
 Paul fühlt den Glanz wie einen Duft. Er wagt
 sich nicht zu rühren.

Die Türe wird leise aufgeklungt. Der Schat-
 ten einer Mädchengestalt zieht sich lautlos her-
 an. Er fühlt es und bleibt bewegungslos liegen.
 Die Hände regen sich nicht unter seinem Haupte.

Leise schmiegt sie sich in einen Polster-
 stuhl neben ihm.

Da nörgelt ein Knarren empor aus den
 Stuhlbeinen und reisst alle Stimmung in Fetzen.

Und da erzittert er und knirscht mit den
 Zähnen.

Eine heisse Wut durchströmt seinen Körper.

Seine Augen streifen den Reitpeitschenknopf, der auf dem Tische im Mondschein funkelt.

Wenn er jetzt quer über diesen weissen Nacken schlagen könnte, dass er ganz in blutigen Striemen stände.

Seine Augen glimmen in Wohlbehagen.

Aber nur kurze Zeit. Bald überkommt ihn wieder die gesammelte Ruhe.

Verwundert schaut er in sich hinein.

Was der Mensch doch für seltsame Stimmungen hat.

Woher kommen diese Regungen?

Aus unserm Willen doch nicht!

Wie Schatten wachsen sie empor und umnachten uns.

Aus dunklem Grunde wachsen wir.

Im Menschen befreit sich die Natur, Aber wie viel Ungesundes, Grausames aus dem Boden, dem wir entstammen, glimmt noch heimlich in uns fort und wartet nur auf den Windhauch, der es auflodern macht.

Spürte er nicht schon als Kind immer einen Wonneschauer, wenn er die Worte „Marterpfahl“ oder „Henkerbeil“ las?

Wie er in einem ihm unerklärlichen Drang immer nach diesen Worten suchte. Ihm ist es, als starre er sie noch mit dumpfen, gierigen Augen an.

„Spiel bitte die Sonate von Beethoven.“

„Gern.“

Ihre Gestalt neigt sich vor dem Klavier, wie ein Leben gewordener Rhythmus.

Feierlich gross, mächtigen Urweltkaskaden gleich, rauschen die Töne.

Klar und heilig schwebt darüber seine Seele.

Da gelbt ein Schrei an sein Ohr.

Er tritt näher ans Fenster. Steht draussen nicht ein Mann?

Schmutzig und zerrissen sieht dieser ihn bleckend an.

„He, he! Junger Mann! Da draussen steckt Einer im Moore. Er versinkt. Bald hat er ausgegluckst.“

Vom Klavier ein schriller Schrei. Die Musik erstarrt. —

„Wo? Wo?“

Paul stürzt aus der Türe.

„Wo, wo?“

Der Mann zuckt die Achseln.

„Mensch, Sie müssen es doch wissen!“

Die Birken wehen verängstigt hin und her.

Weise, melancholisch gleichgültig wiegen die düsteren Föhren ihre Häupter.

Da kommt es wie ein ersterbender Hilferuf. In Blitzesschnelle ist Paul am Ort.

Er eilt über den schwankenden Grund. Schon hält er die Schultern des langsam, sehr langsam Einsinkenden fest.

Ein fürchterliches Mühen.

Der Boden wankt. — Da hört er hinter sich ein teuflisches Lachen.

War es nicht sein eignes?

Nun hat er einen festen Halt gefasst.

So jetzt! Jetzt geht es.

Er lehnt den vor Angst Entkräfteten an eine Eiche und geht fort.

Auf dem Heimweg liegt ihm noch das Wimmern des Mannes im Ohre.

„Erbärmliche, feige Kanaille“ flüstert er vor sich hin.

— — — — —
Nun liegt er auf seinem Lager und lächelt bitter. Alle preisen sie ihn. Er ist also ein tapfrer, edler Mensch. — Klara erstickte ihn mit ihren Küssen. — Wenn er nur wirklich gehandelt hätte. Warum hat er überhaupt den Mann hinausgezogen?

Er stand wie unter einem Bann.

Aergerlich streckt er sich aus und will schlafen.

Da . . . steht er nicht auf dem Sumpfe und tritt mit aller Macht auf einen Hirnschädel, der durchaus in die Höhe will?

Jetzt hört er seine eigene Stimme:

„Hinunter du Hund! Elender Lump! Hinunter mit dir!“

Literarische Neuerscheinungen

CHARLES DICKENS. Nikolas Nickleby. Roman. In zwei Bänden. Deutsch von Gustav Meyrink. Gebettet 6 Mk., in zwei Pappbänden 8 Mk., in zwei Halbfranzbänden 12 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Als elfter und zwölfter Band der bekannten, vom Verlage Langen veranstalteten neuen Dickens-Ausgabe erschien „Nikolas Nickleby“. Es ist die typische Geschichte vom endlichen Siege des Guten über das Böse, aber eben von Dickens erzählt, über dessen feinen Spott dem Allzumenschlichen gegenüber und über dessen erquickenden Humor nichts mehr zu sagen ist; man kann sich nur immer wieder darüber freuen. Wunderbar geradezu ist auch in diesem Roman die schier unermeßliche Fülle von Episoden und Detailgeschichten, in denen die Nebenpersonen immer wieder auftreten. Diese Eigenart seiner Erzählkunst ist auch im „Nikolas Nickleby“ von Dickens mit großer Gewissenhaftigkeit festgehalten, und keine Person gerät im Laufe des Ganzen in Vergessenheit, es werden alle richtig erledigt und bekommen

hren Schluß und Abgang. Und so viel Gestalten, so viel Typen. Nikolas, der über seinen bösen Onkel endlich siegt, dieser Onkel selbst, Nikolas' geschwätzig Mutter, der arme Smike, das Opfer des edlen Schülmeisters von Dotheboys Hall, die Brüder Cheeryble, der mit den Fingern knackende Mr. Noggs und all die übrigen Vertreter menschlicher Güte und Bosheit, humorvoller Schrullenhaftigkeit und abstoßender Verkommenheit — sie sind so echt, wie sie bei Dickens nur sein können

Zeitschriftenschau

DER TUERMER. Herausgeber Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Juniheftes: Rousseau. Von Dr. Walther Kühlhorn. — Die militärischen Ehrengerichte ein Werkzeug der Gerechtigkeit? Von Carl von Wartenberg. — Rousseau in neuem Lichte. Von Karl Müller-Homburg. — Das Ende der badischen Revolution. — Türmers Tagebuch. — Der sterbende Strindberg. Von Hermann Kienzl, u. a.

DAS LITERARISCHE ECHO. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9). Das 2. Juniheft enthält: Paul Joh. Arnold: Goethes Novellenbegriff. — Felix Poppenberg: Die Ahnen des Rosentavallers. — Karl v. Strauß und Torney: Memoirenwerke, u. a.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Heft 11 bringt folgende Beiträge: Eduard Bernstein: Vom Parlament und vom Parlamentarismus. Friedrich Kleels: Die Herabsetzung des Lebensalters für den Bezug der Altersgrenze. Peter Hamecher: E. v. Keyserling. Lisbeth Stern: Bildende Kunst, u. a.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr Nr. 30 enthält: Alfred Kerr: Spiegel der Zeit. Hermann Essig: Heiraten! oder Xilinde Holly. Max Brod: Die Ballade vom Großkaufmann. Der blaue Reiter, u. a. Das Heft kostet 50 Pf.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

MEIER AARON GOLDSCHMIDT. Ein Jude. Roman. Deutsch von Ernst Guggenheim. (Axel Junker Verlag, Berlin W 15.) Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

HERMANN BAHR. Essays. (Im Insel-Verlag zu Leipzig.) Geh. Mk. 3.50.

ARTHUR SCHNITZLER. Gesammelte Werke. Erste Abteilung: Die erzählenden Schriften. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) In drei Bänden gebunden 10 Mark, in Halbleder 13 Mark, in Ganzleder 16 Mk.

Inhalt: I. Band: Sterben. Blumen. Ein Abschied. Die Frau des Weisen. Der Ehrentag. Die Toten schweigen. Andreas Thameyers letzter Brief. Der blinde Geronimo und sein Bruder. Leutnant Gustl. Die griechische Tänzerin. II. Band: Frau Berta

Garlan. Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg. Die Fremde. Die Weissagung. Das neue Lied. Der Tod des Junggesellen. Der tote Gabriel. Das Tagebuch der Redegonda. Der Mörder. Die dreifache Warnung. Die Hirtenflöte: III. Band: Der Weg ins Freie.

SCHALOM ASCH. Die Jüngsten. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Freunde der Aktion

Der Satz sei wiederholt: „Wer ein Freund ist, hat Pflichten.“ Die AKTION muss, will sie wirken, sich auf einen grossen Kreis energischer Propagandisten stützen können. Propagandist aber ist nicht schon, wer nur Abonnent ist; es gilt, Abonnenten zu werben. Was taugt's, dass sich die Mitarbeiter der Redaktion jede Mühe geben, die AKTION zur radikalsten, ehrlichsten, besten Zeitschrift zu gestalten, wenn die Freunde nicht aktiv mitwirken?

An die Arbeit, Freunde! Fordert von der Expedition Propagandanummern; werbet neue Anhänger; wer ein Quartal die AKTION gelesen hat, ist Mitkämpfer.

An die Arbeit! Fordert im Caféhaus, dass die AKTION ausliegt; interessiert euren Buchhändler, euren Papierlieferanten für den Vertrieb. An die Arbeit, Freunde!

DIE AKTION

brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Peter Altenberg, Hermann Bahr, Peter Baum, Martin Beradt, Ernst Blass, Franz Blei, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Otto Corbach, Richard Dehmel, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, S. Friedlaender, U. Gaday, Alfred Gold, Maximilian Harden, Victor Hadwiger, Ferdinand Hardekopf, Ludwig Hatvany, Gustave Hervé, Georg Heym, Marie Holzer, Heinrich Ilgenstein, Alfred Kerr, Peter Krapotkin, Rudolf Kurtz, Hans Kyser, Grete Meisel-Hess, Prof. Ed. von Meyer, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Erich Oesterheld, Kurt Peschke, Franz Pfemfert, Otto Pick, Alexandra Ramm, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Robert Seidel, Arthur Silbergleit, Dr. Helene Stöcker, Ernst Stadler, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Siegfried Trebitsch, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Cheskel Zwi und vielen anderen mehr.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Anatole Leroy-Beaulieu: Die parlamentarische Korruption / Hans Landsberg: Offiziere im Strafanstaltsdienst / Cheskel Zwi: Jüdische Sorgen / August Strindberg: Balzac, Goethe, Schiller / Max Brod: Mein Tod / Alfred Lichtenstein: Bei Tag / Ernst Stadler: Zwiesgespräch / Hans v. Hülsen: Versbücher / Oskar Baum: Die Selbstherrlichen / Adelsrechte und Volksrechte / Der Lyriker geringeren Grades / In Sachen Gurlitt und Schüler / Zeitschriftenschau



HEINRICH NACHF
MOTZSTR. 73
ECKE EISENACHER · TEL: XI. 6111.

LADIES TAILOR
SPECIALITÄT
TAILOR-MADE
HERREN-MODEN
v i ~ ä ~ v i

NOLLENDORF-
BAR.

EDWARD

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 26

INHALT

Franz Pfemfert	Stützen der Gesellschaft
Ferdinand Kürnberger	Der Staat und sein Staatsbürger
Rudolf Kayser	Forderungen
Alfred Woltenstein	Berlin, Berlin! (Der Wedekind-Trubel)
Oskar Baum	Krieg um die Freude
Gottfried Benn	Mann
Franz Jung	Nächtliche Szene
Otto Pick	„Blaise, der Gymnasiast“
Alfred Lichtenstein	Winter
Rudolf Leonhard	Durch den Wald
Paul Boldt	Mittags

Also Herr Dr. Magnus Hirschfeld. — Der Oberregisseur der Weltgeschichte. — Ein denkwürdiger Tag. — Mahler VIII. Symphonie und der Musikkritiker Schmidt. — Eine seltsame Jury. — Inhaltsverzeichnis des II. Quartals. — Vornotizen — Zeitschriftenschau

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

**VERLEGER
SPAREN VIEL GELD**

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

**ZEITSCHRIFTEN-
UND WERKDRUCK**

Die Aktion

H/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 26 :: 26. Juni

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

STÜTZEN DER GESELLSCHAFT

Die Kollegen von der liberalen Presse waren darauf nicht vorbereitet. Der Referent für das Theater war zwar durch Herrn Ibsen auf fragwürdige Stützen aufmerksam gemacht worden. Der Politiker überm Strich hatte zwar zweimal täglich festzustellen, dass hässliche Dinge den liberalen Idealen entgegenstehen. Aber so etwas schien ihm doch zu unglücklich. Er verwies die Sache an den lokalen Teil; mochte man dort mit dieser Ungeheuerlichkeit fertig werden. Und man wurde fertig! Der Lokalredakteur beichtet am 19. Juni der aufhorchenden Abonnentenschar:

Es gibt also doch Lockspitzel! — Der Beweis für die Existenz jener dunklen Helfershelfer von Polizeiorganen, die zu Verbrechen anstiften, um ihren Auftraggebern Missetäter in die Hände zu spielen, war bisher niemals ganz klipp und klar zu erbringen. Denn es gelang dem Verführer stets, unter dem Schutze und der mehr oder minder geschickten Deckung seiner Auftraggeber durch irgendeine Hintertür zu entschlüpfen und der zweifellosen Festnagelung vor Gericht zu entgehen. Gestern aber kam vor einer Berliner Strafkammer ein Fall zur Verhandlung, der gar keinen Zweifel mehr darüber aufkommen lässt, dass die berüchtigten „Achtgroschenjungs“ kein leerer Wahn sind, dass es Lockspitzel gibt. Nicht etwa nur Spitzel, die die Polizei von geplanten Verbrechen unterrichten und deren Hilfe sich die Polizei zunutze macht, um auf die Spur von Verbrechen zu kommen, sondern Elemente, die es sich zum Geschäft machen. Verbrechen einzufädeln und andere zu ihrer Ausübung zu verlocken.

Also doch! Also die Aufregung, die wir seinerzeit über die russische Asew-Affäre mimten, können wir im eigenen Lande los werden. Wer hätte das denken können!

Nun, nun, gar so weltfremd sollte der Redaktionsstab einer Berliner Zeitung nun doch nicht tun. Die Empörung (auch wenn sie nur im lokalen Teil geäußert wird) ist recht berechtigt. Doch sie darf nicht alte Dinge als funkelneue Geschehnisse ausgeben. Es ist anerkennenswert, dass das „B. T.“ als einziges bürgerliches Blatt den Mut zur Kritik aufbrachte.

Aber ist diesen Mutigen nie zu Ohren gekommen, dass längst Fälle enthüllt worden sind, die dem neuen Skandal an Tollheit durchaus nicht nachstehen?

Hat die Redaktion des Berliner Tageblatt nie gehört, dass preussische Kriminalbeamte sich unter falscher Flagge in politische Organisationen gedrängt haben, um als „Genossen“ das Temperament der Arbeiter „anzufeuern“?

Also eigenartig ist der Fall Albrecht nur insofern, als es sich diesmal nicht um eine politische Sache handelt. Als hier ein Agent provocateur entlarvt werden konnte, der zu gemeinen Verbrechen aufgewiegelt hat.

Uebrigens verstehe ich die Entrüstung nicht, die da fordert, dass auch der Anstifter angeklagt werden sollte. Die Kreatur Albrecht ist wegen ihrer Lockspitzeltätigkeit mit Recht nicht zu verfolgen. Sie wirkte im Auftrage. Sie war besoldete Stütze der Gesellschaft. Ordnungssäule!

Braucht man das Verbrechen, um die Ordnung zu schützen, so ist die Ordnung hinreichend verdächtig, nicht aber das Verbrechen.

F. P.

Der Staat und sein Staatsbürger

Von Ferdinand Kürnberger

Im Grunde sind das zwei Begriffe, wovon einer den andern nur wenig kennt. Wenn das Landeskind anfängt, Staatsbürger zu werden, das heisst mündig wird, so zahlt er Steuern und wird er Soldat. Der Staat interessiert sich für ihn als einen Erwerbsfähigen und nimmt ihm sein Geld ab, als einen Waffenfähigen und nimmt ihm seine Person selbst ab. In beiden Fällen nimmt er. Hat er genommen, so ist sein Interesse so ziemlich zu Ende. Steuerpflicht und Militärpflicht, diese beiden nicht sehr mütterlichen Arme, vermitteln zwischen Staat und Staatsbürger fast die einzige Berührung, und der letztere fühlt sich davon nicht eben angenehm berührt. Was ihn so stark in die Arme presst, was ihn so heftig an die Brust drückt — er nennt es ein Pressen und Drücken. Ob es liebende Mutterlust ist, bleibt den zivilisierten Nerven noch zweifelhaft; die grössten dagegen zweifeln keinen Augenblick, dass es ein Ringkampf feindlicher Ringer ist. Sie begeben sich vor dem Staat, den sie als ihren Feind betrachten, teils auf die Flucht der Auswanderung, teils flüchten sie in die Arme, die sich mütterlicher gebärden — in die Arme der Mutter Kirche! Das letztere mochte hingehen, solange der Staat die Kirche als sein eigenes Supplement betrachtete. Dama's war ihre Macht seine Macht, ihr Schlüssel sein Schlüssel, ihr Höllenzwang sein Höllenzwang, ihre Herrschaft seine Herrschaft. Und im Mitbesitz und im Mitgenuss dieser Schlüsselgewalt, dieser Kirchenmacht und Kirchenherrschaft, fragte er nicht viel nach der Quelle derselben, liess die Tatsache walten und kümmerte sich nicht um ihr Woher und Wohin.

Heute, wo die Kirche mitten im Vaterland Feindesland und ihre Macht Feindesmacht geworden, heute ist nichts wichtiger und schicksalsvoller als eben diese Frage! Woher hat die Kirche ihre Kirchenmacht und ihre Kirchenherrschaft? — Aus der Seelsorge.

Himmel, was für ein Wort ist das? Seelsorge! Hat denn der Staatsbürger auch eine Seele? Und kann man sorgen für diese Seele? Wahrhaftig, wir haben das nie getan. Unsere Sorge war, dass der Staatsbürger Steuern zahlt und Rekruten stellt, und auf seinen Steuerbogen und sein Rekrutenmass haben wir unsern Staat gebaut. Was ging uns seine Seele an? Ein königlicher Landrat spricht zu keiner Seele!

Inzwischen hat die Kirche gesprochen und diese Seele gewonnen. Hat der Staat je ein freundliches Wort? Aber was sag' ich, ein freundliches? Gönnt der Staat seinem Staatsbürger überhaupt ein „ausseramtliches“ Wort, auch wenn es das notwendigste, in jedem öffentlichen Verkehr einer Menschengemeinschaft unentbehrlichste Wort wäre?

Da hat die Kirche Millionen effektvoller, Phantasie und Gemüt aufregender Worte über das bittere Leiden des „Gefangenen im Vatikan.“ Es geht unter den Augen und Ohren des Staates vor, wie diese boshafte Lüge auf das ungebildete, aber eindrucksfähige Volk, auf Menschen, welche Fäuste, Knüttel und Schwefelfaden haben, die tiefste Wirkung hervorbringt. Warum hat der Staat gegen die Worte der Lüge kein Wort der Wahrheit? Es kostete ihm nur ein Wort, angeschlagen an allen Kirchentüren, Schulhäusern und Gemeindehäusern, und das Volk wäre belehrt über die „Garantiesetze,“ das heisst über die unverletzte Heiligkeit der geistlichen Papstherrschaft. Ich suche unter den Plakaten der Rathäuser, Gemeindehäuser, Bürgermeisterämter dieses nützliche Wort vergebens. Ich finde die buntest gestickten Gobelins von Edikten, Konkursen, Konvokationen, Subhastationen, exekutiven Feilbietungen, Einquartierungen, Steuerzuschlägen; ich finde alles, was der Staat seinen Staatsbürgern Unangenehmes zu sagen hat, aber ich finde kein Wort zur „Belehrung an das katholische Volk über die wahre Lage des Papstes“ — dieses Wort, welches zu sprechen so nützlich, so notwendig wäre, um die vergiftete Blutmasse des Volkes zu reinigen, um die gärende Verbitterung der Fäuste, der Knüttel und Schwefelfaden zu kalamieren . . .

Kirchliche U e b e r g r i f f e gedenkt man im Zaune zu halten, als ob nicht schon jeder Griff der Kirche ein Uebergriff sein könnte! Diese Fähigkeit haben ja Geister; sie gehen durch Schlüssellocher und durch Wände. Das Existieren der Kirche ist schon an sich ein Uebergriff, nämlich ein Uebergreifen in die spirituelle und Gemütsphäre, wohin der Staat eben nicht greift. Aber so zart meint er's nicht. Er versteht das Wort materieller, nämlich als Uebergriff in seine politische Staatsgewalt. Also ein Kompetenzstreit zwischen zwei Sorten von Polizei; nichts mehr und nichts weniger. Und das Resultat die blosser Negation. Das gebührt dir nicht, sagt der Staat zur Kirche. Angenommen, das Schlüsselloch könnte überhaupt zum Geist sagen: hier passiert man nicht; angenom-

men, es wäre möglich, wie es doch unmöglich ist, aufs exakteste zu bewachen und festzustellen, was vom Wachsen und Greifen der Kirche als Auswuchs und Uebergrieff vom Uebel: wie behebt der Staat dieses Uebel? Durch die Guillotine? Durch Robespierres Terrorismus? Mitnichten, sondern durch Gesetze. Aber Gesetze gegen die Klerikalen machen wir heute nicht mehr, wie Robespierre seine Gesetze gegen die Emigranten und Royalisten machte, wir machen sie auch gegen uns. Der Grundsatz: „Gleiches Recht für alle“ ist so fest geworden, dass er keine Ausnahme mehr duldet. Gesetze, welche die Presse, die Vereine und die Versammlungen der Klerikalen einengen sollen, engen uns mit ein; dem modernen Bürgertum aber wird es nicht wohl, die Freiheit beschränkt zu sehen auf irgendeinem Punkte, und mit einer gewissen Unruhe bekrittelt es selbst am ersten wieder solche Gesetze. Auch die Ungleichheit in der Anwendung gleicher Gesetze, zum Beispiel eine gelinde für uns, eine strenge für unsere Feinde, widerstrebt dem Geiste unserer Zeit, dessen markanteste Signatur es ist, jeden Spielraum der Verwaltung als „Beamtenwillkür“ zu beargwöhnen und fleissig nach neuen Gesetzen zu rufen, wo eine gewisse Freiheit in der Anwendung der schon vorhandenen ausreichte. Aber diese Freiheit der Vollzugsorgane scheut man eben, und doch ist es unmöglich, allen Einzelheiten der lebendigen Tatsache mit Gesetzesbuchstaben beizukommen; aber wäre es möglich, so wäre dann auch der Buchstabe von einer unerträglichen, Feind und Freund erdrückenden Klemme.

So stelle ich mir „die gesetzlichen Bestimmungen gegen die Uebergriffe der Kirche“ nicht allzu wirksam und praktisch vor, keinesfalls aber möchte die Wirkung, die ich nicht leugnen will, der Wichtigkeit der Sache entsprechen und auf der Höhe des Problems stehen, um das es sich handelt. Soll Machtäusübung und Machteinfluss der Kirche kleiner werden, so geschieht das schwerlich durch Verhindern, Verbieten, Beschränken, schwerlich durch die verneinende Politik, sondern wohl nachhaltiger durch eine Politik, welche ihrerseits selbst wieder bejaht und produktiv vorgeht; aber diese Politik würde sich fragen: woher hat die Kirche ihre Macht? Und wenn sie sich antwortet: aus der Seelsorge, so müsste sie weiter fragen: wie kann ich also selbst für die Seele sorgen? Wie kann ich zur Seele sprechen, die Seele für mich einnehmen, der Seele etwas bieten und etwas sein?

„Durch die Schule,“ schreit der liberale Philister und reibt sich schmunzelnd die Hände, wie viele Kinder lesen und schreiben lernen, und glaubt es seinen Tabellen aufs Wort, dass das der Gradmesser für Licht, Fortschritt und Aufklärung sei. Man möchte Blut weinen über die Denkflachheit der liberalen Optimisten!

In der Tat sehen wir unsere Schule als eine ziemlich vollkommen konstruierte Geldverdienungs-Abrichtungsmaschine fungieren, welche es sehr eilig hat, den weichen sechzehnjährigen Jüngling zum Skontisten, Kassier, Verwaltungsrat und Defraudanten zu bilden. Lesen und Schreiben lernen! Ist das ein Zweck oder ein Mittel zum Zwecke? Und wie wendest du das Mittel an? Oder wendest du's überhaupt an? Sorgt der Staat dafür, dass du es anwendest und gut anwendest — eine Sorge, welche hier ein klein wenig Seelsorge wäre? Wie viele lesen denn, welche lesen gelernt haben?

Auf dem grünen Anger vor meinen Fenstern lungert täglich ein Hirtenknabe, welcher sich sittlich langweilt, solange er noch den natürlichen Geist seiner Jugend hat; aber endlich wird er sich nicht mehr langweilen, sondern stupid werden wie sein Vieh. Dieser kleine Krösus besitzt, wonach alle Gelehrten aller Zeiten und Völker geseufzt haben, eine Sinekure. Welche Bücher könnte er lesen! Aber wo ist der Staat, der ihm ein Buch in die Hand gibt? Es brauchte nicht einmal der hochmögende Kabinetts- und Regierungsstaat zu sein, sondern jene halbstaatlichen Mittelorgane, wie Armenväter, Geschworene usw., jene verpflichteten Bindeglieder zwischen Staat und Volk, welche wie ein wohlorganisiertes Netz über das Land ausgespannt sein und auch dieses kleine beselte Wesen umfassen könnten. Aber solch eine staatliche Seelsorge fehlt dem kleinen Barbaren. Mein Kärntener Hirte wächst auf wie die Hirten Assyriens; für ihn gibt es kein Europa, kein neunzehntes Jahrhundert, keine Weltgeschichte. Er hat in seiner Winterschule lesen gelernt, aber er wächst auf — wie vor der Erfindung der Buchstabenschrift und vor der Gründung der Staaten! Der Staat spricht nicht zu ihm, dagegen spricht jeden Sonntag sein Pfarrer zu ihm! Und am Gängelbände des Pfarrers wird er Staatsbürger, kann er Wähler werden! Was glaubt ihr ausgerichtet zu haben, wenn ihr die Kirche, die seine Gemütswelt ist, depotenziert, ohne sein Gemüt in eure eigene Hand genommen und potent gemacht zu haben in der Willensrichtung, welche die staatsgemässe ist?

Wahrlich, wenn es dem Staate nicht gelingt, zu seinen Staatsbürgern ein Gemütsverhältnis zu finden, welches dem kirchlichen verwandt und ähnlich ist, so sehe ich das ganze und volle Gelingen seiner Kirchenpolitik nicht ab.

Glossen

Ein denkwürdiger Tag

Heute, den 20. Juni 1912, hat der Autor ungezählter Reklamenotizen, der dereinstige Berliner Theaterdirektor Lothar keinen Engagementsvertrag abgeschlossen.

Brief an den Musikkritiker Leopold Schmidt

„Bizarr,“ werter Herr, nennen Sie Mahlers Musik. Mit Genugtuung steilen Sie fest, dass auch der VIII. Symphonie bizarre Seiten nicht abzusprechen sind.

Was, bitte, ist „bizarr?“

Nichts als ein Verlegenheitsausdruck für Unverständliches. „Bizarr“ kann sein Komisches, Tragisches, Konkretes und Abstraktes. Also kurz, „bizarr“ kann „Alles“ sein. Es liegt absolut im Belieben eines Jeden, etwas als „bizarr“ zu bezeichnen, um sich vorderhand zu beruhigen, sich selbst dumm zu machen. —

Da „bizarr“ „Alles“ sein kann, ist es „Nichts,“ wenigstens für die Kritik, am allerletzten ein versteckter Vorwurf.

Und wie man sich die Psyche eines schaffenden Künstlers in einer bizarren „Domäne“ wirkend vorstellen soll, das ist, geben Sie es nur zu, eine intellektuelle Unmöglichkeit.

Der Künstler schafft „sich“. Ist dieses „Sich“ eine seltenere Eigenart, so gibt er eben eine Kunst, die Sie „bizarr“ zu nennen belieben. Sie ist nur subjektiv, also tendenzlos.

So ist es auch mit der Kunst Mahlers. Als Indionqualität von komplizierterer Eigenart hat er sich eine rein subjektive Sprache geschaffen.

Dass diese Sprache unter Umständen grotesk, verwirrend-komisch (eben „bizarr“) wirkt, resultiert einzig aus der psychischen Differenz des Empfängers vom Geber.

Nicht etwa aus einer bewussten Tendenz zum Effekt, zum „Krass-Sensationellen,“ die schon ein Ahnender nie bei Mahler „erwarten“ wird.

Das ist es, was seine Musik für Sie „bizarr“ werden lässt: ihre Sprache ist rein subjektiv.

Und wie spricht er denn!

Da ist kein so bequemes Pathos, kein nicht sich selbstverständlicherweise auslösender Effekt, da ist nur Seele.

Wie die Beethovens ist Mahlers Musik in rein menschlich erfüllten Ausdruck gegossen. Erfüllt wie die zugrundeliegende Goethesprache des „Faust,“ und gerade darum mit ihr in tiefstem „Einklang,“ in „Symphonie.“

Können wir als psychisch Differenzierte ihre Sprache nicht immer verstehen, so muss uns der Versuch genügen, nicht aber ein oberflächliches Erledigen, wie es in Anwendung des Wortes „bizarr“ liegt.

Unselbständigkeit der Erfindung glauben Sie, werter Herr, in der VIII. Symphonie feststellen zu müssen. Weil die das „Liebesthema“ einleitenden Intervalle, der „Mater gloriosa“-Stimmung entsprechend, in Harfen gehalten sind, und so eine doch rein äusserliche Congruenz mit dem Einsatz des Schumannschen Schlummerliedes erhalten.

Sie übersehen, dass erwähnte Akkorde ja nur ein Thema einleiten, dessen Originalität es wagt, den Riesenbau des Gesamtwerkes zu tragen.

„Heterogen“ nennen Sie die Verknüpfung des „Hymnus“ mit dem Faustschluss. Hier dahinjauchzendes Verlangen, dort seine Erfüllung, hier sehnsüchtiges Kämpfen, dort erkämpfter Frieden.

Gerade durch die Verallgemeinerung des die Erfüllung verlangenden Sehns über den „Faust“ hinaus, wie sie sich im „Hymnus“ darstellt, ist die Erhebung der konkreten Anachoretenszene zum Ausdruck abstrakter Kosmosgrösse ermöglicht.

Die VIII. Symphonie Mahlers wie im allgemeinen Mahlers Schaffen findet ihre Bedeutung darin, dass hier wie selten seit Beethoven Musik in rein menschlicher Sprache zu uns spricht.

Ueber die Trivialitäten der Lisztischen und Berliozschen Kunstmusik, über das melodische Pathos Wagners und Brahms führt der Weg (die realistischen Effekte unseres grössten, wahrhaft „bizarren“ Aussenseiters, R. Strauss, meidend) zu Mahler, oder sollte dahin führen.

Gibt sich in Beethovens Symphonien „der Mensch“ in universaler Abstraktheit, so strahlt Mahlers Werk aus strenger Individualität, den „Menschen Mahlers,“ in dem Gehalt komformier subjektiver Sprache.

Gerade deshalb sind die fragmentarischen Selbst- und Weltbekenntnisse seiner früheren Symphonieen bei der Betrachtung des Mahler'schen Gesamtwerkes nicht weniger zu werten, als das kosmische Moment in der VIII. Symphonie, die ja dem vorgezeichneten konkreten Stoff entsprechend eine objektivere Sprache führen musste.

R. Nn.

Eine seltsame Jury

Die ehemaligen Schüler von Professor Eugen Bracht veranstalteten, wie bekannt, eine Ausstellung ihrer Arbeiten in der „Galerie Arnold“ in Dresden, um den 70. Geburtstag ihre Meisters dadurch zu ehren.

Auch ich bekam als Brachtschüler (1895) die Aufforderung, mich zu beteiligen, und das Berliner Komitee wählte hier zwei meiner Arbeiten, die nach Dresden mit der gesammelten Berliner Kollektion gesandt wurden, ebenfalls zwei Holzschnitte für die Mappe.

Ich bin ganz erstaunt, heute von der „Galerie Arnold“ eine Mitteilung zu bekommen, dass „die Jury“! meine Arbeiten abgelehnt hat — und bemerke hierzu folgendes:

1. Von einer „Jury“ in Dresden war nirgends die Rede. — Das Berliner Komitee war befugt, die Arbeiten hier zu wählen. —

2. Ich hätte mich einer „Jury“ dieser Veranstaltung nie unterworfen, da ich künstlerisch dem Kreise der „Neuen Secession“ angehöre und ganz andere Ziele verfolge.

3. In dieser Brachtschüler-Ausstellung erblicke ich keine Kunstaussstellung, die eine bestimmte Kunstrichtung vertritt, sondern eine sehr interessante Veranstaltung, um die Entwicklung der ehemaligen Schüler eines Meisters zu zeigen — sonst hätte ich nicht mit ausgestellt und wäre auch sicherlich nicht aufgefordert worden. —

4. Die nachträgliche Zurückweisung tangiert mich künstlich nicht im geringsten, sie ist nur ein Beweis der Engherzigkeit des Komitees, die im stärksten Widerspruch zu dem Geist unseres Meisters Eugen Bracht steht, den ich als einen weitsichtigen und der Entwicklung der Kunst freundlich gegenüberstehenden Mann in Erinnerung habe — und als solchen verehere.

Arthur Segal.

Der Oberregisseur in der Gesellschaft

Der Mensch braucht Luft zum Atmen, der Fisch Wasser zum Leben, die Pflanze Sonne zum Wachsen; die Gesellschaft, so wie sie ge-

genwärtig eingerichtet ist, den Henker zu ihrem Bestehen. Ja ich sage euch, der Henker ist der Schlussstein des gesellschaftlichen Gebäudes. Es lebe der Henker!

Und das ist recht konsequent. Die gesellschaftliche Ordnung ist auf Ungleichheiten durch Uebereinkunft und auf Privilegien gegründet. Wenn ich sage, durch Uebereinkunft, so täusche ich mich, durch Zwangsrecht sollte ich sagen. Denn diese Ungleichheiten sind dem Heloten vom Privilegierten auferlegt worden, auferlegt bei Strafe der Gendarmen, des Gefängnisses, der Galeeren, des Todes — des Henkers, mit einem Wort Die Gesellschaft hat keinen Mittelpunkt, der nicht den Henker im Hintergrunde hat.

Am Anfange der Welt, als zwei Menschen sich begegneten, hatten sie nicht die einfache natürliche Idee, brüderlich zusammen zu leben, indem jeder nach seinem Vermögen arbeitete und jeder nach seinem Appetite ass, sondern der Starke sagte zum anderen: „Du gehörst mir, mir diese Bäume, diese Erde, wie diese Tiere mir gehören: arbeite, Lump, arbeite! Ich, der ich mich von deiner Arbeit ernähre, werde ausruhen, werde mich vergnügen. Beunruhige dich nicht, ich bin ein guter Herr; ich werde Sorge für dich tragen und dir etwas zu essen geben, denn wenn du stürbest, würde ich meine Sache verlieren und meinerseits genötigt sein, zu arbeiten.“

Als der Unterdrückte seines Schicksals müde zu sein schien, sagte der Unterdrücker: „Rühre dich nicht, Elender, denn das wäre Empörung, und dann würde ich dich töten.“

Das ist die Entstehung des Henkers, wovon sich die Ueberlieferung bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat und noch lange dauern wird, wenn es den — Völkern gefällt.

Dieses Reich der Gewalt hat sich lange unter dem Schutze des Henkers erhalten, aber in dem Masse, wie der Reichtum Einzelner gewachsen ist, ist derselbe selbst ein Element der Gewalt geworden. „Ihr habt kein Brot?“ sagte der Reiche zu den Armen, „wohlan, seid meine Knechte, ich werde euch Geld geben, seid meine Soldaten, ich werde euch Geld geben, seid meine Leibeigenen, ich werde euch Geld geben.“

Dieser Vergleich ging einige Zeit gut fort, denn die Armen, welche vorher nichts zu essen hatten, fanden es anfangs ziemlich angenehm, für eine rauhe und beschwerliche Arbeit genug Brot zu ihrer Nahrung zu erhalten. Aber später, als sie an anderes als an die Mittel, ihren

Magen zu versorgen, denken konnten, fingen sie an, über die ungeheure Ungleichheit nachzusinnen, weshalb sie nur mit der Bedingung lebten, die Hälfte ihres Lebens einem Privilegierten hinzugeben. — „Halt da!“ schrie der Herr, „es ist aufrührerisch, sich mit solchen Sachen zu beschäftigen; ähnliche Gedanken führen geradeswegs zum Umsturz der Gesellschaft. Bleibt ruhig oder hütet euch vor dem Schaffot.“

Einsichtige wollen wissen, dass auch heute der Henker noch der Oberregisseur des Welttheaters ist.

Also Herr Dr. Magnus Hirschfeld

wird, wie der PAN mitteilt, im nächsten Heft „Ergänzendes“ über seine Beziehungen zu Herrn Gehlsen nachtragen . . .

Krieg um die Freude

Mit dem Mute des Gesunden
Zog ich meine Rüstung an,
Mit der Wildheit eines Wunden
Focht ich dann auf heisser Bahn.

Mit dem Kleinmut müder Krieger
Stöhnt mein Sehnen bald im Sand;
Mit der Grossmut müder Sieger
Senk' ich gnädig Schwert und Hand.

Prag

Oskar Baum

Forderungen

Von Rudolf Kayser

Aus den bunten Farben dieser Läufe tauchen bisweilen hohlwangige Gesichter über dunklen Büsserhemden empor, die in verschiedensten Maskierungen unser von Glanz und Qual durchschäumtes Erleben einer ethisch normierten Weltanschauung zudrängen wollen. Heimliche Teleologen und Moralisten, Abgeklärte, deren Konflikte sich (zur Ruhe) gesetzt haben, geben sie Gesichtswinkel von objektiven Forderungen, die alles Fackernde oder Geruhsame, Seelische oder Dingliche schulmeisterlich zur Erfüllung stellen.

Leute, die man ihres heiligen Ernstes wegen lieben muss. Die aber gefährlich sind, weil sie ablenken und verzerren. Mit umgekehrtem Vorzeichen versehene Gregers Werle-Gestalten, die nicht mit idealen Forderungen ihren Mitmenschen die Häuser einrennen, sondern nur die eigene Hütte in Brand setzen; doch von ihrem Nächsten das Gleiche verlangen.

Alles, was in unsere Lebenskreise tritt, alles, was Denken und Sinne percipieren, wirft a's ein Lasso seine Forderungen um unseren Hals: Verpflichtungen des Erkennens und eines danach bestimmten Handelns. Solche Lehre ist töricht und gefährlich zugleich, weil sie die Krämpfe unseres Blutes inzüchtlich nennen muss und weil sie vom Wesentlichen ablenkt.

Jede Forderung ist Wille und Vorstellung des Ich, eine Realität, dem Schosse meiner Sehnsucht entstieg. Sollte das gegenwärtige Wiederbesinnen auf Joh. Gottlieb Fichte nicht eine zutiefst verankerte Sensation sein: dieses Aufgreifen der Lehre von einer autonomen sittlichen Vernunft, die sich in der Welt ihr widersätzliches Material schafft? —

Wir stehen in diesem hintergründigen Leben zwei Arten von Forderungen gegenüber: den von unseren Eigenheiten gezeugten und im Blutkrampf geborenen und jener goetheschen Forderung des Tages, die sich a's feste Einheit in dem Organisationszwang einer kollektiven Menschenwelt zeigt und als politisches Moment an uns herantritt. Dies ist die einzige objektive Forderung, die wir anerkennen. Sie verlangt die konzentrierteste Bewusstheit in unseren Handlungen, während jene anderen, leuchtenderen uns forzwingen in die von dunklen Wassern durchrauschten Gänge der eigenen Natur. „Anklammerung und Loslösung, das sind die beiden Pole, zwischen denen das Leben hin und herschwingt (Bergson).“

Berlin, Berlin!

Von Alfred Wolfenstein

Frank Wedekind hatte einen grossen Erfolg. Einen der Grösse von Gross-Berlin entsprechenden grossen Erfolg.

Er wird es wohl seit langem befürchtet haben. Denn auch die profanste Menge kann auf die Dauer Beschimpfungen nicht widerstehen und muss lieben — was geht's ihn an? — sie kann dem Primus an Frechheit und Stolz das Reifezeugnis nicht endlos verweigern. Trefflichstes Bild: sie kann die grosse einsame Wüste nicht unbebaut lassen. Und in irgend einem Momente macht es sich: man merkt, dass noch in tausend Nebenmenschen das gleiche Interesse sich durchgerungen hat, reicht sich mit einem fidelen Ruck die Hände, stürzt im Kreise vorwärts und umringt ihn, und zwar jubelnd. Die Stelle, auf der er steht, ist nun der Mittelpunkt

ihres Horizontes . . . welcher rot berauscht erscheint vom Untergang eines Helden.

— Aber nun fürwahr wiederum —

Diesen Satz nehme ich erst am Schlusse auf und bleibe noch bei den Erregern des Erfolges, welche man auch die Gemeinde nennt. Die einigen im Theater, die seit ihrer Geburt zu Frank Wedekind gehören, waren vor Gemeinde kaum zu sehen. Da strömte es herein, feurig getrieben, an der Sphäre so vieler Zensurverbote zu saugen. Da kamen die Ohren, die schon so viel von Wedekind gehört haben; die Nasen, die den berüchtigten Geruch seiner Stücke auch mal probieren wollen; die Gehirne, die sich sehr wohl erinnern, dass ihn das Feuilleton den interessantesten aller Zeitgenossen nannte. Und seine Frau, richtige Frau, heisst Tilly (ohne Zunamen) und er ist der Bruder seiner Schwester. Und er ist der Vertreter des Satanol (vgl. Der Teufel lacht dazu). Also, nehmen wir Billets.

Oft zeigte während des Aktes fröhliches oder verstehendes oder zynisches Lachen, vielfältiges Prusten, bedeutsames Sichbewegen, dass man dabei war. Die interessierenden Stellen (und so wie die Köpfe sie nahmen) zusammengestellt ergäben wohl ein Stück von Holz und Jerschke. Kaum schien der Vorhang kommen zu wollen, als der unbestrittene Erfolg dokumentiert zu werden begann. Brausender Beifall der Hände, ein Schall a's ob tausend Weissbierflaschen mit eins ausschäumen. Und einen Schuss süßen Himbeers mischten die Mäuler darein: Dieses Bchaawo!! welch ein Accent auf der ersten Silbe, in lautem falsettigem tremulierendem Ton, begleitet vom anerkennenden Nicken: bchaawo. Und die reichshauptstädtischen Blicke (die so oft det Auto ranjewunken oder eene Dame) blinzeln freundschaftlich dem wieder und wieder Vorgerufenen Willkommen zu. Plandite amici, micé

Sie stehen also nicht mehr fern; sie treten ganz nahe heran und fürchten sich nicht mehr.

Aber (möchte dies A b e r anstelle von drei Druckbogen genommen werden) — —: Die wilde einsame Wüste hat noch ungefangene Löwen.

Winter

Von einer Brücke schreit vergrämt ein Hund
Zum Himmel . . der wie alter grauer Stein
Auf fernen Häusern steht. Und wie ein Tau
Aus Teer liegt auf dem Schnee ein toter Fluss.

Drei Bäume, schwarzgefrorene Flammen, drohn
Am Ende aller Erde. Stechen scharf
Mit spitzen Messern in die harte Luft,
In der ein Vogelfetzen einsam kriecht.

Ein paar Laternen waten zu der Stadt,
Erloschne Leichenkerzen. Und ein Fleck
Aus Menschen schrumpft zusammen und ist bald
Ertrunken in dem schmäählich weissen Sumpf.

Wilmerdorf.

Alfred Lichtenstein.

Durch den Wald

Durch einen Wald
Wühlt sich der Wind, dass lautes Rauschen
In hohen Kronen sich verkrallt.

Das Rauschen zögert und verhallt —
Es schweigt ein langes banges Lauschen
Durch den Wald.

Strausberg.

Rudolf Leonhard.

Mittags

Jetzt ruht der Tag am Himmel wie ein Krake,
Dess' blasses Maul die Wälder überschwemmt.
Laubbäume tragen wie von Licht ein Hemd,
Und grünen rosa an der hellen Lake.

Die schwere Mühle rudert strahlumwelt
In glattem Takt, dass sie den Abend hebe;
Noch hält der leuchtende Kristall die Schweben,
Der Azur aus dem leichten Lichte fällt.

Orangewolken mit zitterndem Bauch,
Die nachts den Flächenblitz gebären sollen.
Libellen flügeln, Falter, und verschollen
Summen die Bienen in dem Bohnenstrauch.

In deinen Adern glüht des Heliotrops
Arom, gekühlt von süßserem Jasmin,
Und durch die Nerven klingen Phantasien —
Bizarre Phantasien Félicien Rops'.

Im Walde schlägt der Keiler durstgequält
Die hellen Zähne in das Holz der Kiefer.
Die tote Schonung raucht wie heisser Schiefer,
In dem der Nacht ersticker Atem schwält.

Charlottenburg.

Paul Boldt.

Mann

Von Gottfried Benn

(Strand am Meer)

Mann:

Nun aber ist dies alles festgefügt,
Geschlossen wie ein Stein und unentrinnbar:
Du und ich.
Es stösst mich nieder und ich schlage
Mich an mir selber wund,
Wenn ich an Dich nur denke.
Denn du bist ein Halbdurchflossenes,
Vom Tier getränkt, und wie im Fell der Tiere,
Und doch gelöst an allen deinen Gliedern,
Voll Spiel der Träume und erlöster
Als je ich Mann.
Es gäbe Eines nur, dies zu vergelten,
Das Frieden brächte. Das ich jetzt dich frage:
Liebst du mich?

Frau:

Ja, ich will an Dir vergehn.
Greif meine Haare, küsse meine Knie.
Du sollst die braune Hand des Gärtners sein
Im Herbst, die all die warmen Früchte fühlt.

Mann:

Wenn ich im Spiel an deine Glieder fasste
Oder beim Rudern, warst du noch viel ferner
Und viel entrückter. Ja, du warst es gar nicht,
An dessen Fleisch ich fasste. Es ist anders.

Frau:

Dann will ich vor dir tanzen. Jedes Glied
Soll eine Halle sein aus lauem Rot,
Die dich erwartet.
So hebe ich die Schenkel aus dem Sand
Und so die Brust. Kleid, fort von meinen Hüften
(tanzt)

Mann:

. . . Du Seele, Seele tief dich niederbeugend
Ueber die Opferungen meines Bluts —
Du leise Hand, du Flieder, stiller Garten
Meinem verstossnen Blut, so sang mein Traum —

Frau (tanzend):

. . . Die Beete bluten wie aus breiten Wunden
Ihr Scharlach um mein Knie. Es röchelt
Vom Meer um meine Hüften. In die Wolken
Stäubt mein Gelock —

Mann:

Nun biegt der Sturm die Büsche auseinander,
Wo all die Nester drin für Schlaf und Brut —

Frau:

— In langen Lauten singt das Licht
An mir entlang. O Sonne,
Du Rosenmutter — komm, du, wir wollen nieder
Auf diesen warm vom Meer besamten Strand
(sinkt hin).

Mann:

Was soll behaarte Brust, behaarte Schenkel
Auf Haut voll Schweiss und Talg, blutflüssigem
Schoss?
Was hat das denn mit dir und mir zu tun?
Was liegst du nun im Sand, du weisses Fleisch,
Was rinnt du nicht und sickerst in das Meer?
Was kommen keine Vögel über dich
Wie über anderes Fleisch?
Halt deine Falten still!
Heimkehr! Nun grüss ich euch, zerfressene Steine,
Und dich, mein Blut, von Leichen aller Meere
Beworfen, du zerklüftet
Gelände ohne Frucht, das taumelnd
Am Rand der Erde steht.

Nächtliche Szene

Von Franz Jung (München)

Gegen 3 Uhr nachts stolperte der junge
Bittner die Treppe zu seiner Dachwohnung
hinauf. In dem dürftig ausgestatteten Zimmer
brannte noch die Lampe. Die Anna Zoepfel
lag angekleidet auf dem Bett und schlief.

„So,“ schrie er, „hab ich dich erwischt!“

Er rüttelte sie am Arm. Sie wachte auf
und rieb sich die Augen.

„. . . Kommst du erst jetzt? Ich bin so müde.
Mich friert.“

„Was! Du — — du, du willst mir Vorwürfe machen? du — —?“ Er schrie, dass sie erschreckt sich aufrichtete, „du — — hä, wo warst du denn? hä!“

Sie stammelte: „Ja, was soll das?“

„Ah, ich habe es geahnt, ich weiss.“

Er ging im Zimmer auf und ab.

„Ich habe dich auf den Knien gebeten,
beherrsche dich, ruiniere mich nicht durch deine
Unüberlegtheit und Dummheit.“

„Was habe ich denn aber getan?“

Es war nur mehr ein leises Wimmern.

„. . . Nichts von heute und gestern. Aber es frisst. Weiss ich — — vielleicht vor einem Jahr . . . vor Wochen, alles das Kleine, die Verzeihungen . . .“ er schnappte nach Luft.

Da merkte sie, dass er betrunken war, und sagte leise:

„Geh doch jetzt schlafen.“

Er liess sich neben sie nieder, ballte die Faust.

„Du hast alle gegen mich ausgespielt, ich bin allein, verlacht, du hast mich zerrieben — zwischen Steinen, getreten, bespieden und immer noch geschworen, du hättest mich lieb.“

Sie starrte ihn verängstigt an. Er umspannte ihr Gelenk.

„Ich habe keine Ruhe mehr, ich bin krank, matt — — oh du!“

Er krallte sich tiefer ein. Sie fing an zu jammern.

„Ich hab doch auf dich gewartet.“

„Warte nur, du Aas!“ Er zog eine Fratze und kniff die Augen zusammen.

„Sieh nur, wie verändert du sprichst,“ höhnte er.

Sie weinte. Dann riss sie sich los und schrie: „Lass mich!“

Die Haare hatten sich gelöst, die Miene war straff und hart.

Er krallte sich tiefer ein.

Sie heulte auf wie ein verwundetes Tier und suchte sich seiner mit den Füßen zu erwehren.

Da schlug er sie.

Er schlug mitten hinein ins Gesicht, ruckweise, überlegen, wie ein Schütze, der ins Schwarze zielt.

Ihre Augen zuckten. Immer neue und fremde Gesichter sah er erstehen, und in jedes schlug er sie.

Er fühlte, dass er manchen Vorgänger zu töten hätte.

Immer wieder, maschinenmässig.

Es wurde für Sekunden totenstill: Dann gellten Schreie, kalt, wie hinter dem eigentlich Menschlichen, sie bohren, fressen. Schreie.

Sie stand mitten im Zimmer, das Gesicht verzerrt, schrie.

Der Schweiss rann ihm von der Stirn, er stürzte ihr nach, sprach auf sie ein. Er riss an den krampfzitternden Wangen und küsste sie. Die Schreie lösten sich in ein monotones Heulen auf. Er ging wieder zitternd auf und ab.

Unter ihnen wurde geklopft, im Hause gingen Türen, Stimmen wurden laut.

„Sei doch wenigstens still —“ flüsterte er.

Seine Annäherung peitschte ihre Nerven, sie schrie wilder, stossender.

Es klopfte an der Tür. Hausgenossen lugten scheu hinein.

Er brummte etwas von einem Anfall, Hysterie.

Der im zweiten Stock wohnende Trambahnschaffner schrie ihn an:

„Sehn Sie denn nicht, dass die Frau krank ist!“

Das Blut rann aus ihren Kratzwunden.

Einige Weiber sprachen ihr gut zu und gaben ihr Wasser.

Eine streichelte ihr Haar.

Anna beruhigte sich langsam.

Einer brummte etwas von „Skandal“, die Frauen warfen auf Bittner giftige Blicke.

Dann gingen sie.

Er sass am Bettrand und murmelte vor sich hin: „So weit ist es also gekommen. Alles hat sie sich vernichtet. So weit.“

Dann wurde es wieder eine ganze Weile still.

Sie stand in einer Ecke und weinte leise.

Er dachte: Das arme Ding. So dumm und unüberlegt. Soll ich wieder gut sein oder ihr an die Gurgel fahren — — für das alles wieder — — —

Und während er noch so grübelte, ging er zur Tür hinaus. Langsam tastete er die dunkle Treppe wieder hinunter, er hörte die Ketten hinter sich nachschleifen.

Eigentlich bin ich dumm, fühlte er, ich hätte mich versöhnen sollen, wenn auch — und so. Und morgen wird uns der Wirt rauswerfen. Schliesslich ist sie doch auch schwanger.

Zu dumm.

Langsam sperrte er das Tor wieder auf und ging schleppenden Schrittes in die Nacht hinaus.

Ab und zu fuhr er zusammen. Ein Auto jagte vorüber. Wenn er jetzt darunter läge. Es schrie jemand.

Er schleppte sich weiter. Durch endlose Strassen, Schritt für Schritt. Er dachte nichts mehr. Zuweilen noch zuckte es in ihm nach und polterte dumpf.

„Blaise, der Gymnasiast“

Am 21. Juli 1911 ist Philippe Monnier als Sechsvierzigjähriger gestorben. Wir Deutschen kennen von ihm vorläufig nur das vorliegende Werk. Und das bedeutet schon überaus viel. Als eine Art Peter Hille scheint dieser französische Schweizer durchs Leben gepilgert zu sein, an die bunten Dinge der Welt sein Herz verschwendend, ewig entzückt, gerührt und aller Jugend Freund. So hat er dies herrliche,

Philippe Monnier. Blaise, der Gymnasiast. Verlag Albert Langen, München.

jugendfrische Buch von Blaise, dem Genfer Gymnasiasten geschrieben, nein er'ebt, zum Teil auf Zettelchen hingekritzelt, die noch den Duft unmittelbaren Erlebens atmen, zum Teil als gereifter Mann, den Blick der Stätte seiner schönsten Jahre zugekehrt, ersonnen. So ist aus diesen Erinnerungsblättern eine Chronik des ehrwürdigen Gymnasiums zu Genf entstanden, gleichzeitig aber auch die Geschichte eines Gymnasiastenlebenslaufes und — was den Leser, den harmlosen wie den literarischen in Entzückung versetzt — eine Darstellung der Kindheitsjahre mit allen ihren Freunden, Verwirrungen, Abenteuern und Schmerzlichkeiten. Es ist einfach gar nichts ausgelassen worden, alle erdenklichen Details der Kinderspiele, Schulkniffe, altklugen Gespräche und unverwüstlichen Knabengesetze sind von Monnier zu einem der anmutigsten und ergreifendsten Bücher unserer Tage zusammengefügt worden. Jedes Schulereignis ist als das bedeutsame Erlebnis hingestellt, das es für die frischen Jungen in der Tat ist. Wir erleben alle Missetaten und rätselhaften Gebräuche der Knaben: Prügeleien finden statt, Schwüre werden getan und durch Ausspucken besiegelt, man spielt mit spitzigen Messern auf der Holzbank, man sammelt Briefmarken und schreibt die Schularbeit ab, man gräbt ein „Grab“ in die grüne Bank, in das man Papierschnitzel mit den Namen der Mitschüler und der Profaxen versenkt, man schwänzt die Schule und man hat eine „Flamme.“ — Und alle diese kleinen und grossen Dinge erzählt Monnier, der prächtige Mensch, frisch und entzückend. „Blaise, der Gymnasiast“ ist ein Buch für alle, ein Lebensbuch und ein Kunstwerk von der erlesenen Art des „Jakob von Gunten“ von Robert Walser.

Otto Pick.

Zeitschriftenschau

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Das 12. Heft enthält: Hedwig Dohm: Das Recht der Ungeborenen. — Karl Severing: Der Streit in den katholischen Arbeitervereinigungen. — Eduard Bernstein: Kaiserhoch und Verwandtes, u. a. Das Heft kostet 50 Pf.

KAIN. Herausgeber Erich Mühsam (Kain-Verlag in München). Das Juniheft bringt folgende Beiträge des Herausgebers: August Strindberg. — Münchener

Theater. — Bonnot Garnier & Co. — Die entsprechende Sühne — Tagebuch aus dem Gefängnis, u. a. Das Heft kostet 30 Pf.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr Nr. 31 enthält: Alfred Kerr: Kainz — Rudolf Leonhard: Der Dorfschullehrer von Helligensstedt. — Max Derl: Die Kubisten und der Expressionismus. — Vindex: Reichsanleihe. Das Heft kostet 50 Pf.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

ELISABETH SIEWERT. Unvergessene Menschen. Ein Roman aus der Krinollenzeit. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Geh. Mk 5.—, geb. Mk. 6.—.

HERMANN HESSE. Umwege. Erzählungen. (S. Fischer Verlag, Berlin) Geh. Mk 3.50, geb. Mk 4.50.

HELENE SCHARFENSTEIN. Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin. (Robert Lutz Verlag, Stuttgart) Geh. Mk 6.—.

DER KONDOR. Eine rigorose Sammlung radikaler Strophen. Herausgegeben von Kurt Hiller. (Verlag von Richard Weissbach in Heidelberg.) Geb. Mk. 3.50.

Freunde der Aktion

Der Satz sei wiederholt: „Wer ein Freund ist, hat Pflichten.“ Die AKTION muss, will sie wirken, sich auf einen grossen Kreis energischer Propagandisten stützen können. Propagandist aber ist nicht schon, wer nur Abonnent ist; es gilt, Abonnenten zu werben. Was taugt's, dass sich die Mitarbeiter der Redaktion jede Mühe geben, die AKTION zur radikalsten, ehrlichsten, besten Zeitschrift zu gestalten, wenn die Freunde nicht aktiv mitwirken?

An die Arbeit, Freunde! Fordert von der Expedition Propagandanummern; werbet neue Anhänger; wer ein Quartal die AKTION gelesen hat, ist Mitkämpfer.

An die Arbeit! Fordert im Caféhaus, dass die AKTION ausliegt; interessiert euren Buchhändler, euren Papierlieferanten für den Vertrieb. An die Arbeit, Freunde!

**Unsere verehrlichen Kreuzband-
Abonnenten werden gebeten, das
Abonnement sofort zu erneuern.
Der Verlag**

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Glit Erffas Strafantrag? / Gustave Hervé: Französische Vorurteile / Paul Ladewig: Die Politik der Volksbücherei / Otto Pick: Die Schauspielerin in der Literatur / hi: Kollege Kaiserliche Hoheit und das „Berliner Tageblatt“ / Peter Baum: Tiefen / Alfred Lichtenstein: Trüber Abend / M. Kusmin: Der Jüngling und das Mädchen / Rudolf Leonhard: Die schwangere Aphrodite / Viktor Hadwiger: In den Lampen leuchten . . . / Aus dem demokratischen Froschteich / Der neue Gönner / Herr Dr. Magnus Hirschfeld / Rudolf Grossmann: Im Zirkus (Zeichnung) / An die Freunde der Aktion / Literarische Neuerscheinungen

INHALTSVERZEICHNIS DES ZWEITEN QUARTALS JAHRGANG 1912

Max Adler. Robespierre	455	Franz Pfemfert. Der tote Poseur Albert Träger	421
Ernst Balcke. Land der Toten	597	Die Presse	453
Oskar Baum (Prag). Für einen Nachmittag geladen	696	Was ist zu tun?	417
Die Selbsherrlichen	757	Die Haaseaten	549
Peter Baum. Die Uhr	628	Für die Jesuiten	555
Tiefen	790	Dr. Gradnauer	586
Anatole Leroy-Beaulieu. Parlamentarische Korruption	741	Entwertetes Pathos	613
Ernst Blass. Impressionistischer Klassizismus Strand	430	Bedrohung der Schriftsteller	623
Freundschaft	592	Der neue Giordano-Bund	688
Franz Biel. Briefe von Félicien Rops	497	Gilt Erffas Strafantrag?	773
J. M. R. Lenz	624	Otto Pick. Der „Faust“ der Phillister Baudelaire	496
Die Andern und der Einzelne	677	Soykas neuer Roman	556
Max Brod. Mein Tod	749	Die Schauspielerin in der Literatur	630
Bronu. Stahl	588	Hurt Reber. Das alte, liebe „Gute“	783
Edward Carpenter. Syndikalismus	716	R. Reitzel. Das Sterben	519
Maxim Gorki. Die Uhr	530	Ludwig Rubiner. Der Dichter greift in die Politik	521
Glossen.	426	F. von Schlegel. Weise des Dichters	645, 709
460, 490, 554, 586, 620, 655, 668, 718, 746, 780		René Schickele. Montrouge	464
Paul Grenz. „Die vielgeliebte Eva“	594	August Strindberg	434
Mai	624	Ein Gedanke	556
„Freundliches Erleben“	695	Arthur Segal. Die neue Malerei und die Künstler Walter Sorel. Das Ornament	690
Rudolf Grossmann. Im Zirkus (Zeichnung für die Aktion)	785	Wassily W. Signan. Ein Herr; mein Vater	690
Viktor Radwiger. In den Lampen leuchten	788	Arthur Silberglott. Das Bild	727
Ferdinand Radschki. Der Doktor Blei	433	Ravien Siurali. Emmy Hennings	595
Gustave Hervé. Die ersten Soldaten der Welt	490	Franz Sramek. Ada, Minka, Marta	726
Die Eventual-Patrioten	551	Ernst Stadler. Trübe Stunde	524
Parlamentarismus	652	Entstöhnung	592
Französische Vorurteile	775	Der junge Mönch	593
Alexander Herzen. Puschkin und Ruß- land	423, 457	Zwei elsässische Bücher	628
Georg Heym. Seufzer	555	Glück	658
Hl. Kaiserliche Hohheit und das „B. T.“	781	Zwiesgespräch	725
Hurt Hiller. Offenherziger Brief an das Berliner Tageblatt	720	August Strindberg. Die Kunst zu sterben	754
Marie Holzer. Friedhof im Frühling	469	Balzac, Goethe, Schiller	657
Schutzzölle	682	Emil Szytia. Sexualwissenschaft, Sexualbluff	755
Hans von Hülsen. Max Halbe	463	Vornotizen. 439, 472, 505, 536, 566, 598, 666, 698, 732, 762,	460
Versbücher	759	Alfred Wollenstein. Auf die Spitze	632
Reinrich Iigenstein. Jenseits von Recht und Gesetz	615	Der schief verglichene Flamingo	792
Rudolf Kayser. Farbe eines Tages	467	Francis Jammes	432
Moritz Heimann	529	Eisenbahnfahrt	462
Wedekind als Vorleser	559	Hans Zeck. Runge und die Romantik	560
Ein Sonett von Shakespeare	630	Zeitschriftenschau. 440, 472, 505, 534, 597, 632, 665, 698, 731, 761,	689
Ferdinand Nürnbergger. Jesuiten und Fürsten- mord	485	August Hermann Zeiz. Heilige Feste	728
Michael Nusmin. Der Jüngling und das Mädchen	789	Denk an den Tag	566
Willy Hüsters. Der Föhn	528	Arnold Zweig. Erinnerung an Christina	793
Zwei Gedichte	558	Tragoedia adriaca	432
Büffeln am Katermontag	595	Geskel Zwi. Werner Sombart und die „Fünf Frankfurter“	658
Ekel	655	„Deutsch-jüdischer Parnass“	437
Das Begräbnis	726	Jüdische Sorgen	526
Paul Ladewig. Die Politik der Volksbücherei	777		492
Hans Lundsberg. Offiziere im Strafanstalts- dienst	743		620
Rudolf Leonhard. Die schwangere Aphrodite	789		748
Lichtenberg. Aphorismen vor Karl Kraus	496		
Alfred Lichtenstein. Der Türke	697		
Bei Tag	749		
Trüber Abend	783		
Literarische Neuerscheinungen	439		
471, 505, 534, 566, 598, 631, 665, 696, 792			
Margarethe Meerbach. Füße	664		
Grete Meisel-Ress. Die pietätvolle Firma	427		
Mynona. Der Schutzmannshelm als Mausefalle	562		
Victor Noack. Wohnung und Sittlichkeit	583, 617		
Willi Nowak. Die „Brücke“ nach Blimini	588		
Max Oppenheimer. August Strindberg (Zeich- nung für die Aktion)	643		
Charles Péguy. Republikanisches Heldentum	581		

Autoren, die besprochen wurden:

Henningsen (Vielgeliebte Eva) 594. D'Annunzio (Das Schiff) 526. Otto Pick (Freundliches Erleben) 695. Hermann Bang (Die vier Teufel) 439. Adolf Wittmaack (Die kleine Lüge) 471. Jacob Wassermann (Faustina) 504. Otto Soyka (Das Herbarium der Ehre) 534. Eberhard Buchner (Das Neueste von gestern) 535. Chinesische Geister- und Liebesgeschichten 566. Albert Steffen (Die Bestimmung der Roheit) 598. Otto Soyka (Die Söhne der Macht) 630. Jacob Wassermann (Caspar Hauser) 631. René Schickele (Meine Freundin Lo) 661. Otto Flake (Schritt für Schritt) 658. Dickens (Die Pickwickier) 665. Otto Alscher (Gojan und das Tier) 697. Aubert (Runge und die Romantik) 728. Becher (Gnade eines Frühlings) 760. Anni Harrar (Die Kette) 759. G. Schüler (In der Brandung) 759. Bachmair (Reine Tor) 761. A. H. Zeiz (Im Spiegel) 760. Dickens (Nikolas Nicklby) 792. Moritz Heimann (Der Feind und der Bruder) 529. Flaubert (Bouvard und Pécuchet) 495. Moanier (Blaise, der Gymnasiast) 822.



• Mit dem
Zeitmahner
in der
Westentasche

vergessen Sie nichts mehr,
halten Sie Ihre Verabredungen,
kommen Sie nicht mehr zu spät,
brechen Sie rechtzeitig auf,
denn er erinnert Sie pünktlich an
jedes wichtige Vorhaben durch
diskretes Mahnen in der Tasche

Der Zeitmahner ist eine Taschenuhr, bei der man mit einfachem Handgriff ohne Öffnen der Uhr einen Läutemechanismus stellen kann, der zu einem beliebigen gewünschten Zeitpunkt in der Tasche in Funktion tritt und diskret mahnt.

Preise: In Stahl: Nr. 1: 20,- M Nr. 2: 26,- M Nr. 3: 30,- M
In Silber: Nr. 4: 30,- M Nr. 5: 36,- M Nr. 6: 40,- M
Mit nachleuchtendem Zifferblatt erhöhen sich die Preise um 5,- M / Versand nur gegen Voreinsendung oder Nachnahme / 8 Tage zur Ansicht; wenn nicht konvenierend, Betrag zurück / 2jähr. Garantiefchein / Martin Aronhold, Berlin-Südende 3-

M.K. Fischers Bibliothek **M.K.**
zeitgenössischer Romane



Moderne Romane erster Autoren

Jeden Monat ein Band geb. für **1 Mark**
in Leinen: 1,25 M. in bester Ausstattung
in allen Buchhandlungen zu haben

Gratis einen Monat lang

erhalten Sie die vom Reichstagsabgeordneten
Dr. Friedrich Naumann herausgegebene

„Hilfe“

**WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK
LITERATUR UND KUNST**

Bei einem Umfang von 16 Seiten orientiert
jede Nummer in prägnanten kernigen Artikeln
aus der Feder unserer hervorragendsten Parla-
mentarier und Politiker über alles politisch
und kulturell Bedeutsame und bietet Ihnen in
ihrem Unterhaltungsteile Beiträge unserer
besten Autoren auf dem Gebiete der Literatur,
Kunst und Musik. Vierteljährlicher Bezugs-
preis nur 2 Mark.

Bitte, verlangen Sie zur Probe kostenfreies
Monatsabonnement vom

Verlag der „HILFE“, G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg.

JANVS

▽ MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT ▽
▽ FÜR LITERATUR, KULTUR UND KRITIK ▽

BEGRÜNDER
DR. HANS BIBBER
DR. HANS FRIEDRICH
DR. WILHELM HAGEN
GOTTHILF HAIST
HANS LUDWIG HELD

DER JANVS kostet durch die Geschäftsstelle,
Buchhandlung oder Post bezogen:

für ein Vierteljahr M. 2,75
für ein Halbjahr M. 5,75
für das ganze Jahr M. 10,-
Einzelhefte M. 0,50

Probenummern durch jede Buchhandlung sowie durch d. Verlag

JANVS-VERLAG G. M. B. H. MÜNCHEN

VERTRIEBSSTELLE:

HANS SACHS-VERLAG MÜNCHEN, KAISERSTR. 37

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 27

INHALT

* * *	Rousseau
Gustave Hervé	Die Wirkungen des Patriotismus
Franz Pfemfert	Moralische Zwischenstufe
Ernst Stadler	Novellistik
Walter Serner	Gegen den Futurismus
Rudolf Leonhard	Lied des Abtes
Georg Heym	Lettemädchen
Marie Holzer	Drei Töchter
Oskar Baum	Das Fallen
H. F. Bachmair	Zu einem Band Gedichte
Die Jagd auf Nissen. — Karl Kraus: Die Futuristen. — Opfer der Presse. — Was sie verstehen. — Die Sozialdemokraten. — Der Abonnent des Waldenpapiers. — Voranzeige. — Vornotizen	
Zeitschriftenschau	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 28 :: 10. Juli

Redaktion: Manuskripte, Rezensions-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17
zu senden :: : Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalten,
Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50
durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

SABOTAGE IN DEUTSCHLAND

Ich empfehle diesen Aufsatz der sozialdemokratischen Presse angelegentlichst. Es soll hier festgestellt werden, welche Parteiblätter ihren Lesern Auszüge mitgeteilt haben. . . Die Scharfmacherorgane werden schweigen. F. P.

Prof. Lujo Bren'ano hatte die Behauptung des Prof. Ludwig Bernhard zu widerlegen versucht, dass die Sabotage, eine in Frankreich seit langem schon geübte Methode des Lohnkampfes, auch in Deutschland bereits Eingang gefunden habe. In einem im „Tag“ vom 21. Juni d. J. veröffentlichten Aufsatz scheint Bernhard der Nachweis gelungen zu sein, dass es sich trotz des gerichtlichen Freispruchs wirklich um planmässige Sabotage handelt. Die Tatsache, dass wir es nicht mit einem vereinzelt Fall, sondern mit mehreren Fällen zu tun haben, und dass, wie die von Bernhard angeführten Zitate aus einem Artikel der Neuen Zeit beweisen, die Sabotage a's neues Kampfmittel von den Theoretikern der Arbeiterbewegung freudig begrüsst wird, lässt darauf schliessen, dass Erscheinungen von typischer Bedeutung vorliegen. Wir müssen als feststehend annehmen, dass sich zu den seither im Lohnkampf üblichen Methoden, Arbeitseinstellung und Drohung mit Arbeitseinstellung in Form von Verhandlungen, ein neuer gesellt hat: bewusste, planmässige Arbeitsverschlechterung, Verlangsamung des Produktionsprozesses, Verhinderung der Produktion durch Beschädigung von Maschinen und andern Arbeitsmitteln. Zugegeben, dass das von Prof. Bernhard entworfene Gemälde der Wirklichkeit entnommen ist, zugegeben, dass es symptoma-

tischen Charakter hat, so verdient doch die Bewertung, die Bernhard diesen Erscheinungen angedeihen lässt, unter die kritische Lupe gehalten zu werden.

Bernhard bezeichnet die Sabotage a's zum System erhobene Brutalität. Indessen, wenn wir schon einmal anfangen, moralische Wertungen in die Sozialwissenschaften einzuführen, was könnte uns veranlassen, der sittlichen Entrüstung irgendwo Halt zu gebieten? Spuren von Brutalität werden sich in jedem wirtschaftlichen Akt entdecken lassen, und keine Macht der Logik kann uns hindern, z. B. das System der „schwarzen Listen“ selbst dann brutal zu finden, wenn es in zivileren Formen in die Erscheinung tritt, als die Sabotage. Wenn die geschilderten Fälle von Sabotage nichts anderes beweisen, als die Brutalität der Arbeiter, dann gäbe es allerdings nur einen Ausweg: Büttel und Richter zum Schutz herbeizurufen.

Und auf dieses Mittel scheint der temperamentvolle Schluss des Bernhardschen Aufsatzes hinzuweisen. Es ist indes bekanntlich die Aufgabe der Wissenschaft, nach den Ursachen der Erscheinungen zu forschen. Es steht also nicht in Frage, ob die Sabotage eine Aeusserung von Brutalität ist, das Problem ist vielmehr so zu fassen: Bisher hat der deutsche Arbeiter persönliche Anteilnahme an den Erfolg seiner Arbeit gezeigt, was die Entwicklung der deutschen Industrie beweist. Angenommen, dass er brutal ist: Warum scheint seine Arbeitslust sich nun ins Gegenteil zu kehren, warum wendet sich seine Brutalität nun gegen Dinge, an die

sein Lebensinteresse mit Eisenketten geschmiedet ist, die ihm einzig und allein die Erhaltung seiner wirtschaftlichen Existenz gewährleisten?

Zweifellos kann nur eine Veränderung im Wirtschafts-Organismus diese Wandlung des Gemütszustandes bewirkt haben. In der Tat ist Bernhard im Recht, wenn er der Ansicht ist, dass die Theorien Brentanos (auch die der Webbs, Naumann) veraltet sind, welche die Lösung der Arbeiterfrage in der Parlamentarisierung des Verhältnisses vom Arbeitgeber zum Arbeitnehmer erblicken. Sie sind aber nicht darum veraltet, weil sich die Arbeiter als nicht parlamentsfähig, nicht freiwillig genug erwiesen haben, sondern deshalb, weil diese Theoreme den Einfluss einer neuen Wirtschaftserscheinung, der Unternehmerverbände, auf die Gestaltung des Arbeitsverhältnisses falsch eingeschätzt haben.

Die Bildung von Unternehmer-Verbänden bewirkte nämlich, dass die Arbeitseinstellungen sich immer weniger auf einzelne Betriebe beschränkten, dass immer weniger die Arbeiter eines Betriebes oder Bezirkes der Unternehmerschaft eines Betriebes oder Bezirkes gegenüberstanden. Vielmehr wurde der Lohnkampf immer mehr zu einem Kampf von Unternehmer-Verband mit Arbeiter-Verband. Die Arbeitseinstellungen dehnten sich mehr und mehr über ganze Industriezweige, ganze Länder aus.

Es ist nun die Meinung der Harmonietheoretiker, dass die wachsende Ausdehnung der Arbeitseinstellungen die Gefahr nicht verschmerzbarer Verluste herbeiführen und dadurch beide Parteien auf den Weg friedlicher Regelung des Arbeitsverhältnisses treiben würde. Aber die Annahme hat sich als irrig erwiesen, weil die Riesenstreiks zwar die Arbeiter in eine erheblich ungünstigere, die Unternehmer aber in eine bedeutend günstigere Position versetzen als vordem. Die Arbeiterorganisationen bezwecken die Beseitigung der Konkurrenz, die die Arbeitnehmer einander auf dem Arbeitsmarkte machen. Schliessen sich nun die Unternehmer zu Verbänden zusammen, um auch ihrerseits die gegenseitige Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkte auszuschalten, dann wird der Zweck der Arbeiterorganisationen so gut wie illusorisch. Denn dann wird der vereinigten Unternehmerschaft die fast unumschränkte Beherrschung des Arbeitsmarktes gesichert. Der Arbeiter wird wieder zum blossen Arbeitsinstrument, aus einem Vertragssubjekt zu einem blossen Ausbeutungsobjekt. In einem Betrieb, der keinem oder einem

weniger straff organisierten Unternehmerverband angehört, hat die Arbeiterschaft das entscheidende Wort darüber zu sprechen, ob die Entlassung eines Arbeiters erfolgen darf oder nicht. Erscheint ihr die Entlassung unbillig oder ihrem Gesamtinteresse zuwiderlaufend, dann kann sie durch Streik oder Streikdrohung den Unternehmer zur Wiedereinstellung des Arbeiters zwingen. Hat aber der Unternehmerverband die Herrschaft über den Arbeitsmarkt eines Gewerbes an sich gerissen, dann tritt das Umgekehrte ein. Einer Streikandrohung würde eine Aussperrung für das ganze Gewerbe oder des grösseren Teils des Gewerbes folgen. Es bestände somit für die Arbeiterorganisationen die Gefahr, um eines geringfügigen Anlasses willen ihre Streikreserven zu erschöpfen und sich selbst für Jahre zur Machtlosigkeit zu verurteilen, während der Unternehmerschaft das unverhoffte Glück zuteil würde, mit alten Warenbeständen zu räumen und sich von der Arbeiterschaft ohne Dank mit dem Geschenk einer Preissteigerung überraschen zu lassen. Der Drohende wird zum Bedrohten, der Bedrohte zum Drohenden. Je mehr die Bedeutung der Unternehmerverbände wächst, um so weniger hängt der Ausfall eines Streiks von der quantitativen Kraft der Arbeiterorganisationen, um so mehr von der Höhe der beiderseitigen Bar-Reserven ab. Hier muss aber der Arbeiter immer den kürzeren ziehen, nicht nur, weil die Unternehmerschaft ihm gegenüber den Vorteil hat, die Besitzerin der Produktionsmittel zu sein, an die er gebunden ist, wie die Schnecke an ihr Haus, sondern vor allem deshalb, weil sich zu den unvergleichlich grösseren Barreserven des Unternehmers noch sein Kredit gesellt. Die Arbeiterschaft zehrt von den „Arbeitergroschen“, hinter der Unternehmerschaft steht das gesamte Finanz-Kapital des Landes, ja der Welt. Der Erfolg von Arbeiterausständen wird also immer mehr zu einer Geldfrage. So ist z. B. der letzte grosse deutsche Bergarbeiterstreik an der Klippe eines allzukleinen Streikfonds gescheitert. Ein weiteres Zeugnis für die Richtigkeit der geschilderten Sachlage legen die bereits erwähnten Aussperrungen ab, eine durch die Unternehmerverbände in das Wirtschaftsleben eingeführte Praxis. Bricht z. B. in einem bestimmten Bezirk oder Betrieb Streik aus, so werden auf Verbands-Beschluss 60% der Arbeiter des Industriezweiges von der Arbeitsstätte ausgesperrt. Der Gesamtverband wird vor die Alternative gestellt, entweder seine Streik-Kasse um eines verhältnismässig geringfügigen lokal-

begrenzten Falles willen zu leeren oder die Arbeiter des Betriebes oder Bezirkes zur Wiederaufnahme der Arbeit zu zwingen. Jeder Streik, mag er für die Arbeiter noch so günstig enden, hat für die Unternehmer immer den Vorteil, dass er die Streikkasse der Arbeiterorganisationen erschöpft, sie also auf Jahre kampfunfähig macht und dem Unternehmertum nach Beendigung des Streiks die uneingeschränkte Macht sichert. Also: jeder Streiksieg der Arbeiterschaft muss immer ein Pyrrhussieg sein, weil er absolute Kampfunfähigkeit im Gefolge hat, während für den Unternehmer auch der für ihn ungünstige Ausfall des Streiks den Vorteil hat, ihn für Jahre vor weiteren Beunruhigungen des Arbeitsmarktes zu sichern.

Trifft ein Streik in eine Zeit ungünstiger Konjunktur, dann reibt sich das Unternehmertum frohlockend die Hände, da die Arbeitseinstellung ihn von alten Vorräten erlöst und ihm das Hochgefühl gesteigerter Warenpreise gewährt. Fällt der Streik in eine Periode guter Konjunktur, dann entgeht dem Unternehmer allerdings ein sicherer Gewinn, und es besteht die Gefahr, dass die ausländische Konkurrenz die Gelegenheit benutzt, sich auf der fremden Weide dauernd häuslich einzurichten. Aber der englisch-deutsche Kohlenarbeiterstreik hat zur Evidenz gebracht, dass die Bezeugung internationaler Arbeitersolidarität zuweilen einen internationalen Unternehmersieg herbeizuführen mag.

Mag der Streik für die eine oder andere Seite günstig enden, in jedem Fall bedeutet er für die Arbeiterorganisationen eine Blutabzapfung, während andererseits der organisierte Zusammenschluss es den Unternehmern ermöglicht, sich für eine durch den Streik erzwungene Lohnerhöhung durch eine von Verbänden wegen festgesetzte Preiserhöhung an den Konsumenten schadlos zu halten. Und mehr als schadlos. Ist z. B. eine Steigerung des Lohnes um 5% eingetreten, dann ist es allgemein üblich, nicht einen Aufschlag von 5% auf den Lohnanteil, sondern auf den bisherigen Gesamtpreis der Ware festzusetzen. Wenn wir also annehmen, dass der auf Lohn entfallende Teil des Warenpreises ein Drittel beträgt, dann werden tatsächlich nicht 5% sondern 15% auf den Warenpreis aufgeschlagen. 10% des Lohnanteils sind reiner Profit des Unternehmers, der diesem aus dem „Sieg“ des Arbeiters zufliesst, auf Kosten des Konsumenten, also auch des Arbeiters. Die erzwungene Erhöhung des Lohnstandards wird durch die Erhöhung des Verbrauchsstandards

illusorisch gemacht. Je mehr die Unternehmerverbände an Ausdehnung und Macht gewinnen, um so mehr schwindet für die Arbeiterschaft die Möglichkeit, einen Lohnkampf erfolgreich durchzuführen, während andererseits der Unternehmer immer mehr in die Lage versetzt wird, selbst ein ihm im Augenblick abgerungenes Zugeständnis zu kompensieren und — überzukompensieren.

Die Gewerkschaftsbewegung hat der Arbeiterschaft die Macht erkämpft, das Arbeitsverhältnis mitbestimmend zu beeinflussen. Der Machtabsolutismus der Unternehmervverbände schleudert sie in den Zustand einstiger Ohnmacht zurück, und dies ist der Grund, warum die Lohnkämpfe der Arbeiter immer mehr Akte der Verzweiflung werden als p'anvolle Ausnutzung einer augenblicklich günstigen Konjunktur auf dem Arbeitsmarkt. Der berühmte englische Schriftsteller H. G. Wells hat auf eine von der „Daily Mail“ bei Gelegenheit des letzten grossen englischen Bergarbeiterstreiks veranstalteten Enquete geantwortet, dass die bürgerliche Gesellschaft wenig von der Organisationskraft der Arbeiterschaft, aber alles von ihrer Verzweiflung nach erlittenen Niederlagen zu fürchten habe. Daher das Anwachsen der syndikalistischen Bewegung, nicht nur in Frankreich und Italien, von wo sie ausgegangen ist, sondern auch in Nordamerika und England*). Daher endlich die — Sabotage in Deutschland. Wenn der offene Kampf keinen Sieg verspricht, wenn die Uebermacht des Feindes allzugross ist, um ihm in der Feldschlacht eine empfindliche Schlappe beizubringen, dann bleibt eben kein anderes Mittel, als ihn durch planmässig fortgesetzten Kleinkrieg zu quälen, bis er ermattet.

Was beweisen die von Herrn Prof. Bernhard geschilderten Sabotagefälle? Dass die Verzweiflung über die wirtschaftliche Ohnmacht stärker war als die persönliche Anteilnahme der Arbeiter an dem Erfolge des Produktionsprozesses. Glaubt Herr Prof. Bernhard, dass Gutwilligkeit sich durch Gewalt erzwingen lässt? Erhofft er eine Erhöhung der Arbeitsfreudigkeit, wenn Polizei in den Fabriken stationiert wird? Soll jede Beschädigung von Arbeitsmitteln als Sabotagevergehen geahndet werden? Soll der Arbeiter der Willkür der Rechtsauslegung anheimgegeben und das Misstrauen, das er ohnehin gegen die Regierungsorgane im allgemeinen und gegen die

*) Edward Carpenter hat über Syndikalismus in England in der AKTION gesprochen.

Gerichtsorgane im besonderen hegt, noch vermehrt werden? Soll die Koalitionsfreiheit gesetzlich beschränkt oder beseitigt werden? Durch die Beschäftigung mit der Polenfrage müsste Herr Prof. Bernhard darüber belehrt worden sein, dass Gewalt den Widerstand nicht unterdrückt, sondern verstärkt. Herr Prof. Bernhard kann unmöglich der Meinung sein, dass der Saboteur zu zivileren Formen erzogen wird, wenn man der Staatsgewalt die Sklavenpeitsche in die Hand drückt.

Selbst wenn es richtig wäre, dass die herrschenden Grössen der deutschen Nationalökonomie, die Wagner, Schmoller, Brentano, allzu einseitig das Interesse der Arbeitnehmer vertreten: eine Förderung der Wissenschaft ist es trotzdem nicht, wenn sie nun, um der unterhalt-samen Abwechslung willen, an die Seite der Unternehmerschaft treten soll. Der konservative englische Abgeordnete Lord Cecil gibt unsern Sozialpolitikern und Sozialwissenschaftlern ein beherzigenswertes Beispiel von Unparteilichkeit und Ueberdersachestehen. Er schrieb der „Daily Mail“ als Antwort auf die oben erwähnte Rundfrage, dass er die einzige Lösung der Arbeiterfrage in der Gewinnbeteiligung der Arbeiter erblicke. Das trifft (beinahe) den Kern der Sache. Beinahe. Denn wenn der Arbeitnehmer ausser dem Risiko der Arbeitslosigkeit auch noch das Risiko einer Beeinträchtigung seines Einkommens infolge von Gewinnreduktionen auf sich nehmen soll, dann wird er diesen Lösungs-versuch mit Recht energisch ablehnen. Die Gewinnbeteiligung kann nur eine Lösung sein bei radikaler Umgestaltung der Wirtschaftsverhältnisse in dem Sinne, dass das Risiko der Produktion auf ein Mindestmass beschränkt wird. Das geschieht, wenn man das Verhältnis von Angebot und Nachfrage zum bestimmenden Faktor der Produktion werden lässt, wenn nicht für den Verkauf, sondern für den Verbrauch produziert wird, wenn an die Stelle der Warenproduktion Wertproduktion tritt.

Es ist der Grundirrtum der Brentano, Naumann, e tutti, quanti, dass sie glauben, die Sozialisierung des Arbeitsverhältnisses sei möglich ohne gleichzeitige Sozialisierung der Produktion.

Die neue Erscheinung der Sabotage beweist, dass der Sozialismus nicht nur im Interesse der Arbeiter, sondern im Interesse der Industrie, nicht nur im Interesse der Produzenten sondern auch der Konsumenten notwendig ist, im Interesse aller an dem Erfolg der Produktion Inter-

essierten, kurz aller. Die Sabotage beweist, dass der Sozialismus ein weit drängenderes Problem ist, als die Brentano und Naumann und erst recht Prof. Ludwig Bernhard g'lauben.

G. Fuchs

Glossen

Die Justiz

„Wegen tät'icher Misshand'ung eines Arrestanten in der Polizeiwache stand der Schutzmann Karbig am Montag vor der Strafkammer in Breslau. Er hat einem angeheiterten Arbeiter erst ein paar Ohrfeigen gegeben, dass er von der Bank zur Erde fiel, und dem am Boden Liegenden Fustritte ins Gesicht versetzt, dass Blut aus Mund und Nase quoll. Da der Polizist wegen Misshandlung in Hannover vorbestraft ist und nach Breslau strafversetzt worden war, mussten ihm mildernde Umstände versagt werden. Das Urteil wegen Amtsvergehen (Körperverletzung im Amte) lautete auf die — Mindeststrafe von drei Monaten Gefängnis.“

Kein Wort der Kritik! Nur: möge dem Arbeiter, der gegen die Karbigs vom Rechte der Notwehr Gebrauch macht, die Justiz ebenso gütig begegnen.

Frage an Dr. Magnus Hirschfeld

Sie, Verehrter, haben im PAN davon gesprochen, dass es Ihnen nicht gelingt, Herrn Brand gerichtlich zu verfolgen. Ich frage nun: Haben Sie, Verehrter, gegen Brand überhaupt Klage erhoben, dort, wo man Beleidigungsklagen zu erheben hat: beim Schöffengericht? (Sie wissen ja, Herr Doktor Magnus Hirschfeld, dass selbst Herrn Moltke, als er gegen Harden klagen wollte, nur dieser Weg der Privatklage frei war.) Beantworten Sie, bitte, verehrter Verehrter, meine Frage.

Der Feuerbursch

Er gibt es auf, Berlin zu erreichen. „Es ist heute in Deutschland gegen mich nicht aufzukommen; nicht gegen mich.“ Das war vor einem Jahr. Heute resigniert Karl Kraus: „Das Eindringen der Fackel in Berliner literarische Interessen ist mir peinlich.“ Kraus empfindet hier peinlich, was nur in seiner Einbildung sich vollzog. Trotz kostspieligem Berliner Reklamebureau und Reklamechef, trotz spekulativen Sensationsbauchbinden („Der kleine PAN ist tot“), trotz allen krampfhaften Versuchen ist die Fackel

nie über den Dunstkreis der Katharinenstrasse in Halensee hinausgekommen: (Das spricht gegen Berlin, aber es ist so.) Demnach ist das Nichteindringen der Fackel in Berliner literarische Interessen Kraus peinlich. Er kehrt, entsagend, zu den Glossen über die Neue Freie Presse zurück. „Ich bleibe,“ stöhnt er in der Fackel, „in meiner dürftigen Position. Ich bin nur der Feuerbursch im Literaturcafé.“ (Zu Wien.) Kraus begräbt den Jugendtraum, Mittelpunkt des Berliner Café des Westens zu werden.

Soll man es ihm nachtragen, dass er in der Begräbnisrede kleine Verdrängungen der Wahrheit vornimmt? „Ich habe nie von irgend jemand Förderung, Verbreitung, Eintreten, Wohlwollen oder Begeisterung erwartet, verlangt oder auch nur stillschweigend geduldet.“ „Wie nachgewiesen werden kann,“ prahlt die Parantese. Karl Kraus, der sonst gegen „erweisliche Wahrheiten“ ist, gibt hier eine schlichte erweisliche Unwahrheit dafür aus. Wie nämlich nachgewiesen werden kann, hat der Feuerbursch nicht nur Begeisterung, Eintreten usw. von den Berlinern erwartet, er hat sogar erhebliche Anstrengungen nicht gescheut, Begeisterung usw. zu schüren. Freilich: „stillschweigend geduldet“ hat er nichts: Wohlwoller, Eintreter, Förderer, Begeisterte erhielten — wie nachgewiesen werden kann — die herzlichsten Dankesworte, Danke-telegramme, Einladungen. („Stillschweigend geduldet“ wurden nur die Kritiker, die nicht Förderer usw. waren: Karl Kraus hat alles sauber unterdrückt, was sie gegen ihn sagten.) Wehe, wenn ein Wohlwoller nicht bedingungslos jede Kraussche Tat bejubelte: „Ich werde darauf achten, mit der pedantischen Zähigkeit, die mich zu einem so üblen Gesellschaftler macht, darauf achten, wer dem Herrn Cassirer, dem Herrn Kerr . . . noch die Feder reicht.“ Er hat nie von irgend jemand Eintreten usw. verlangt, der liebe Kraus. Aber er hat entzückende Drohungen geformt, um ein Nichteintreten zu verhindern.

Doch all das können wir dem Scheidenden schliesslich verzeihen, denn schlimmer als sämtliche Fehlgriffe ist die Strafe, die Kraus trifft: sein Jünger Walden hat (neben Kokoschka) die Sudeleien der „Traummalerin“ Karsten, die kein Rummelplatz seinem Publikum zu bieten wagen würde, als Kunst ausgestellt . . .

Armer Feuerbursch . . .

Franz Pfemfert

Ein Eichendorff

Kürzlich publizierte die AKTION den Schwannengesang Lenaus. Derselben Handschriften-sammlung entstammt auch dieses Lied von Eichendorff:

Ich suche die blaue Blume,
Ich suche und finde sie nie,
Mir träumt, dass in der Blume
Mein gutes Glück mir blüh'.

Ich wandre mit meiner Harfe
Durch Länder, Städt' und Au'n,
Ob nirgends in der Runde
Die blaue Blume zu schau'n.

Ich wand're schon seit lange,
Hab' lang' gehofft, vertraut,
Doch ach, noch nirgends hab' ich
Die blaue Blum' geschaut.

Ein Band Novellen

Von Rudolf Kayser

I.

Man könnte (auf die Gefahr hin, manch mittägliches Leuchten zu überdunkeln) zwei Klassen schöpferischer Künstler umgrenzen: die Projizierer, flackernder Menschheitskurven, die Ent-decker von Krampf und Blut, die Erleber pochender Urgefühle, Naturalisten (da Gestalter organischer Welten) und Rhythmiker zugleich — und andererseits jene herberen, differenzierten, literarischen: die in der Form ein Mittel sehen: silberne Schalen, auf denen die eigenen komplexen Erlebnisse einsam trauern; Künstler, deren Werke nicht durch Einführung erschliessbar sind, und keine bestimmte Saite in uns zum Klingen bringen, sondern die auch vom Geniessenden nur aus einer komplexen Erlebniswelt heraus erfasst werden können. Sollte man diese beiden Klassen lokalisieren, so könnte man von Italikern und Germanen, von Renaissance und Neuzeit sprechen. Oder von Menschen, die fühlen und die erkennen (was aber nicht heisst: Erkenntnisse suchen).

II.

Der junge Dichter Heinrich Eduard Jacob steht zwischen diesen beiden Parteien. Das zeigt ein flüchtiges Durchblättern seines Buches.*) Wundervolles, Mildes und Glutendes zugleich,

*) „Das Leichenbegängnis der Gemma Ebrta“. Erich Reiss, Verlag.

weht in dem edlen Bau dieser Sätze, in den fest geschmiedeten Bildern, in dem reinen Leuchten der Landschaften. Und doch trennt Jacob etwas von der Sonne und dem Dufte Italiens: die Geschlossenheit dieser farbenklingenden Welt, die, wenn auch objektiv, grosse Geschehnisse unserer Seelen umspannen könnte, hat nichts von den wenigen Beglückungsmöglichkeiten der Allgemeinheit, dem eindimensionalen Steigern eines Gefühlsniveaus, der Bereicherung eines (homogenen) Seins. Das ist es: diesem Reichtum, dieser schweren Traubenschönheit fehlt eigentlich die Notwendigkeit der Existenz. Wozu dies alles? Im Cinquecento malte man Ähnliches aus dem in dieser Richtung fließenden Kunstwollen der Zeit. Doch jetzt? Andererseits steht hinter diesen Seiten kein Krampf und Bluterguss, keine komplexe Erlebniswelt, kein literarisches Moment. Das trennt Jacob von seinem hehren Vorbild: Hofmannsthal, hinter dessen Gedichten stets die Wehen einer erlebnisschweren Jugend zucken. *Mea res non agitur*. Aber auch die Sache des Autors wird nicht verhandelt. Das wäre mein Einwand.

III.

Und doch: steigt nicht in manchen der Geschehnisse die Sehnsucht zu einem dieser Pole auf? Etwan: in des Jünglings Bilderbuch, das wie ein Zarathustra-Wort auf ein stilles Kinderland weist; in dem ausgeglühten Mimen; in dem von Chaos beschatteten Weg des Königs Duarte? Doch ein letztes Umfassen dieser Möglichkeiten bleibt aus. Das heiss erwartete Bekennen zu einem subjektiven Objektivismus oder einem objektiven Subjektivismus — denn stets und allerorten wird um Welt und Ich gefeilscht — tritt nicht ein. Das verstimmt angesichts der hohen Könnerschaft dieses Buches.

IV.

Möge irgend ein Weg Jacob hinführen in die wilde, zerklüftete, von Sternen und Sonnen umrauschte Lebendigkeit dieses Seins. —

Die Wartenden

Wir sind's, wir sind's, die ewig warten
Auf ihn, auf ihn und ob sein Reich nicht kommt
Und bleiben dabei ohne Gewinn die Ewig-Ge-
narrten
Mit dem harten Gelächter, dessen Sinn keiner
Unschuld zukommt . . .

Mit unseren Füßen, die weit ausgreifen,
Mit unseren offenen Schössen, die keine ir-
dischen Begierden mehr verschliessen,
Mit unseren Nöten, die darin die Nächte schwer
aufhäufen,
Wollen wir einst ihn und sein Licht weinend
begrüssen.

Wir Dirnen, wir, seine Bräute und Nonnen,
Wir Viel-Geliebten, wir folgen ihm gern.
Er schenkt uns sein Reich, die Wolken, die
Sonne,
Er führt uns zum heiligen Liebesstern.

Dort macht er uns wieder
Schüchtern und gut, uns Huren, der süsse Ge-
bieter.

Wir freuen uns, freuen uns endlich wieder
Am Schimmer der Fluren und immer wieder,
Von neuem wieder am englischen Klingen der
Frühlingslieder — —

Ja freuen uns wieder! Ja freuen uns wieder . .

Ob er aber kommt? — Wir warten, wir warten.
O lasst uns ruh'n die vergängliche Zeit!
Unsere Herzen trinkt ja der selige Duft vom
Garten
Gottes. Uns versengt ja der grosse Strahl seiner
ewigen Herrlichkeit.

Berlin

Johanne R. Becher.

Drei Gedichte

Von Paul Boldt

Boxmatch

Die Zeichen ihrer Wut und ihrer Rache,
Die sie im Anprall aneinander hetzt,
Vermehren sich. Sie keuchen schwer und jetzt
Berinnen sie (ein Dämchen schreit entsetzt)

Wie Brunnenrohre, die ein Riss verletzt,
Und trampeln bäurisch um die rote Lache,
Um nicht zu fallen, während sie sich flache,
seltene Hiebe geben — schonend schwache.

Da brüllt der Pöbel, und das Zischen fegt
Sie ineinander. Hiebe klappen dumpf,
Die Arme drehn wie Flügel einer Mühle.

Der stemmt den nackten Schädel aus dem Rumpf,
Nach welchem jener schnappt und Schläge schlägt.
Sein Lachen blutet aus dem Siegfühle.

Nächte über Finnland

Die Nadelwälder funkeln schwarz im Osten
Und aus den Seen taucht das Nachtgespenst
Den gelben Kopf, von Feuerrauch gekrönt,
Den Sterngeruch der neuen Nacht zu kosten.

Zu weissen Pilzen filzen Fichtenpfosten,
Und Ast an Ast in zartem Lichte glänzt,
— befrorne Linien — Filigran umgrenzt,
Zieht die Kontur aus reinen, reifen Frosten.

Bis auf das alte, runde, schwarze Eis
Des Grundes sind die Flüsse zugefroren.
In Schuttmoränen glänzt der glatte Gneis.

Und in den leuchtenden, polierten Mooren,
Die Krähen schreien ewig: Tag — und Tat —
Nebel und Kälte fällt wie Sack und Saat.

Schlafende Augen

Die Nerven kräuseln
Feinhäutig geschlossene Frauenlider.
Wie sanfte Winde säuseln
In erloschenen Lustseen
Stimmen, die unserm Blut die Liebe gab.

Wie in rauchende Meere
Tauchten unsere Blicke ein.
Wie rote, strotzende Heere,
Trunken von Wein,
Rollten die Augen ins Leere,
In rot flammenden Rausch und Schein.

Zwischen den Tagen

So voll von . . . Freuden war der Tag . . .
Wie lang erwächst man wohl noch weiter . . .
Dies Bett es unterbricht die Leiter,
Es pensioniert der Hände Schlag.
Jetzt kann nicht grössere Tat geschehen
Als mich von links nach rechts zu drehen.

Sogleich wird Raum für das, was lauscht,
Es thront im Haupte grell gebauscht.
Noch fährt in tröstend leichtem Trab
Erinnerung alte Wege ab.
— — Dann ist es aus. Man hat nichts mehr,
Nicht Schlaf, nicht Dasein; überleer.
Ich kann mich an mich selbst nicht klammern,
Auch nicht, o Schopenhauer! jammern,
Verwandt, als weder Mann noch Kind,
Der weichen Nacht, die vor den Augen
Die Sachen in sich aufzusaugen
Erscheint, und doch sich nichts gewinnt.

Ich blicke in das böse Schweigen,
Es tanzt mit mir hinauf, hinab,
Mein Mund ist klanglos wie ein Grab,
Und immer ist das Loch im Reigen.
Doch plötzlich . . . in das Dunkel tropft
Ein helles Wimmern, helles Schreien
. . . Ein Kind weint . . . heftig: lange Reihen
Hilfloser Seufzer eingekropft.
— Ja!! — heu'e, Du! — Das lässt mich liegen,
. . . Bis ich von neuen Tages Siegen
Mit Bildern werde ausgestopft.

Fünfundzwanzigjähriger

Mit geschwollener Gewalt sie fassen,
Sich in sie aufnehmen lassen,
Genessend noch den umklammerten Schrei,
Dann die Liebe wie verbrannten Brei
— Auch dies geht vorüber!
Dann springt er aus dem Bett
— Und ist noch mit sich selbst beisammen!
Starrt in sein Herz hinüber
— Dort waren einmal Flammen — —

Er hört sie weinen,
Tropfen fallen
Auf seine Hand — diese Hand —
Er hört auch ferne verhallen
Die Sanftheit, die dem Kopfe fortgerannt.
Charlottenburg Alfred Wolfenstein

Georg Heym

Von Ernst Blass

Es ist jetzt bald ein halbes Jahr her, dass
Heym starb. Schon ein halbes Jahr ist dieser
Schöpfer von Schönheiten tot: ein Heer von
Klängen hat er in die Welt gebracht, einen hin-
reissenden Sturmzauber, Strahlensiege, blühende
Gewitter . . . Der Verlag Ernst Rowohlt, Leip-
zig, gibt eine Auswahl seiner Nachlassgedichte
heraus: „Umbra vitae“.

Es ist schön, nicht im Wannsee ertrunken zu
sein. Sondern noch zu leben, diesen Sommer.
Von sommerlicher Nacht umatmet vorbeizuschwe-
ben an Cafés, die rosig leuchten. Erinnerungen
zu haben, und Wünsche. Qualen auszuhalten,
Erniedrigungen, den Verstand zu verlieren, zu
weinen. Aus der Ferne wird dies einst lächeln
und winken. Und deine blauen Augen, Ge-
liebte, wie Engel durch das klare Gold der
Nachmittage gleitend, holde Ruhe, die zum Irr-
sinn peitscht, zu verachtungserfüllter Trostlosig-

keit und dem sehnächtigen Weinen, am Morgen, nach konzentrierten Träumen . . . In einem weiteren Lebenshalbjahr: vielleicht Vergessen, diese unbegreiflich-grauenhafte, dennoch so bewährt heilsame Seelenerblindung.

Man liest jetzt die nachgelassenen Gedichte Georg Heyms und erinnert sich dieses vor einem halben Jahr noch lebenden, für immer entrückten Menschen. Schmerzlich, entsagend, feierlich.

. . . Der Band enthält 45 Gedichte, die von 5 Menschen herausgegeben worden sind. Mithin hat jeder von ihnen einzeln 9 Gedichte von Heym ediert.

Verstorben ist dieser Schöpfer bleibender Schönheiten. Schön, gewiss, ist nicht, was er dargestellt hat, das Grauen, die Verwesung, die Irren, die Tauben, die blinden Frauen, die Somnambulen, die Morgue —, schön ist aber das strahlende Können, mit dem er es tat, die fortreisende Wucht, das mächtig Packende. Es bleibt nicht der Eindruck von etwas Grausigem. Sondern der Eindruck einer herrlichen Kraft, die Bilder und Klänge schuf. Am 1. Juni 1911 erschien ein Artikel von mir über den „Ewigen Tag“ mit folgendem Satz: „Heyms Schilderungen des Todes haben . . . mit dem Aufhören der Existenz verglichen bei aller Entsetzlichkeit oft etwas Kindlich-Anmutiges, es sind Bilder . . .“ Der Stoff verschwindet. Man fühlt vor Heyms Gedichten das Gewaltig-Schöne, Naturhaft-Grosse der Welt. Man fühlt von seinen Gedichten, was er von den blinden Frauen sagt:

„Auf ihrer ungeheuren Stirnen Grabe
Brennt eines dunklen Gottes Pentagramm.“

Kurt Hiller hat in einer tiefen und sehr wertvollen Kritik Heyms vor einem Jahre im PAN geschrieben, Heym gestalte „Miasmen der drei Dimensionen, nicht Miasmen der Seele.“ Das ist sehr richtig. Von einer Beziehungslosigkeit des Darstellers gegenüber dem Stoff ist hier nicht die Rede. Jedoch: Heym gibt nicht eigenes Grauen; sondern das Seelische an Heym ist: Freude am Gewaltigen (auch Grauenhaften) dieser Welt. Was er bei nachdenklichen Menschen für Lebensgefühle hervorruft, dafür kann er fast so wenig, wie das Lebensgeschehen selbst. Heym war ein Zyklop: gewaltig und einäugig. Nur ein Auge: das Gegenteil eines Philosophen. Und nur Auge und Faust. Gewaltig. Ein Schöpfer von Schönheiten.

Herr Gangi hat in einer hochstehenden Rede über Heym etwas gesagt, dem ich nicht zustimmen kann, Heym trüge „seine Philosophie auf der Netzhaut“. Mir scheint Definition der Philosophie, dass man sie nicht auf der Netzhaut trägt. Herr Gangi hätte ebensogut von einem Kastraten sagen können, er trage seine Geschlechtsteile in der Brust.

In „Umbra vitae“ haben mich einige Stellen am tiefsten ergriffen, in denen der Zyklop nicht wuchtet. Sonst ist bei Heym „ewiger Tag“. Noch nach dem Tode: Leben. Hier aber kommt in den Klang wirklich etwas vom Schatten, vom Vergehn.

Halber Schlaf.

— — — — —
Rette dich in das Herz der Nacht,
Grabe dich schnell in das Dunkle ein,
Wie in Waben. Mache dich klein,
Steige aus deinem Bette.
Etwas will über die Brücken,
Es scharret mit Hufen krumm,
Die Sterne erschrecken so weiss
— — — — —

Aus einem anderen Gedicht:

— — — — —
Einmal am Ende zu stehen,
Wo Meer in gelblichen Flecken
Leise schwimmt schon herein
Zu der September Bucht.
Oben zu ruhn
Im Hause der dürrigen Blumen,
Ueber die Felsen hinab
Singt und zittert der Wind.
— — — — —

Nocui einige eilige Andeutungen über das Verhältnis Philosophie — Kunst: Einen Philosophen, der kein Künstler ist, finden wir öd und inferior. Von einem Künstler verlangen wir aber, dass er philosophisch empfindet? Wie unlogisch, unphilosophisch von uns!

Oder weil wir die Innigkeit eines Denkers als eine tiefere Schönheit empfinden — verglichen mit der Kraft eines Sängers?

Philosophie ist der Glaube an die Möglichkeit, die Phaenomene mehr und mehr durch die Vernunft zu bewältigen. Kunst ist die Ueberwältigung der Vernunft durch die Phaenomene. Man kann sagen: ein reiner Vernunftsmensch

(wenn es ihn gibt) ist verrückt, grössenwahnsinnig, vernunftlos.

Ich selber weiss nicht, ob man heute darauf verzichten kann, die Vernunft ernst zu nehmen. Es mag aber Menschen geben, die weiter sehen als ich und die wissen: Der Glaube an den Triumph der menschlichen Vernunft ist genau so unfundiert wie ein alter Götterglaube. Chesterton sagt, an geistigen „Fortschritt“ zu glauben, ist ebenso wie an Unsterblichkeit zu glauben. Wir verehren heute den Denker wie frühere Zeiten den Frommen.

Wenn eines Tages die Logik sich selbst . . . nicht nur als aussichtslos aufgibt, sondern sich verwirft? Wird die Menschheit sich von dem Schlag wieder erholen? Wird die Vitalität einen neuen Glauben erzeugen?

Zuerst wird man keine Weltanschauung mehr ernst nehmen können, nicht einmal den Nihilismus.

Das Ende des Ernstes ist aber das Ende des Vergnügens. Tiertum mit Raffinements wird nicht befriedigen. Und es wird nicht gehn, aus hedonistischen Motiven etwas ernst zu nehmen, — was man nicht ernst nimmt. Denn die Vernunft, dieser unvernünftige Trieb, ist nur durch Selbstmord zu beseitigen.

Vielleicht, dass die letzte Wahrheit sein wird: Schönheit. (Wenn sie dann noch eine ist.)

Aber die heutige Schönheit ist: Wahrheit.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

Für André Gide
Geschrieben 1906/9

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Erstes Kapitel

Die Scherben eines gläsernen, gelben Lampions klirrten auf die Stimme eines Frauenzimmers: wollen Sie den Geist Ihrer Mutter sehen? Das halblasse Licht tropfte auf die zartmarkierte Glatze eines jungen Mannes, der ängstlich abbog, um allen Ueberlegungen über die Zusammensetzung seiner Person vorzubeugen. Er wandte sich ab von der Bude der verzerrenden Spiegel, die mehr zu Betrachtungen anregen als die Worte von fünfzehn Professoren. Er wandte sich ab vom Zirkus zur aufgehobenen Schwerkraft, obwohl er lächelnd einsah, dass er damit die Lösung seines Lebens versäumte. Das Theater zur stummen Ekstase mied er mit stolz geneigtem Haupt: alle Ekstase ist unanständig, Ekstase blamiert unser Können, und ging schauernd in

das Museum zur billigen Erstarrnis, an dessen Kasse eine breite verschwimmende Dame nackt sass. Sie war so breit, dass sie nicht etwa auf einem Stuhl sass, sondern auf ihrem schwermütigen, weit ausgedehnten Pos'erieur. Sie trug einen ausladenden gelben Federhut, smaragd-farbene Strümpfe, deren Bänder bis zu den Achselhöhlen reichten und den Körper mit nicht zu aufregend vibrierenden Arabesken schmückten. Von ihren Seehundhänden starrten rote Rubinen senkrecht: „Guten Abend, Herr Bebuquin,“ sagte sie. Bebuquin betrat einen mühselig erleuchteten Raum, in dem eine Puppe stand, etwas dick, rot geschminkt mit gemalten Brauen, die seit ihrer Existenz eine Kussband zuwarf. Erfreut über das Unkünstlerische setzte er sich auf einen Stuhl, einige Schritte von der Puppe entfernt. Der junge Mann wusste nicht, was ihn am Unkünstlerischen anzog. Er fand hier eine stille, freundliche Schmerzlosigkeit, die ihm jedoch gleichgültig war. Was ihn immer anzog, war der merkwürdige Umstand, dass ihn dies ruhig konventionelle Lächeln bewusstlos machen konnte. Ihn empörte die Ruhe alles Leblosen, da er noch nicht in dem nötigen Maasse abgestorben war, um für einen angenehmen Menschen gelten zu dürfen. Er schrie die Puppe an, beschimpfte sie und warf sie wieder einmal von ihrem Stuhl vor die Tür, wo die dicke Dame sie etwas besorgt aufhob. Er wand sich in der leeren Stube: „ich will nicht eine Kopie, keine Beeinflussung, ich will mich, aus meiner Seele muss etwas ganz Eigenes kommen, und wenn es Löcher in eine private Luft sind. Ich kann nicht mit den Dingen etwas anfangen, ein Ding verpflichtet zu allen Dingen. Es steht im Strom, und furchtbar ist die Unendlichkeit eines Punktes.“

Die dicke Dame, Fräulein Euphemia, kam und bat ihn, fortzufahren, als ein dicker Herr ihn anfuhr:

„Jüngling, beschäftigen Sie sich mit angewandten Wissenschaften.“

Peinlich ging ihm das Talglicht eines Verstehens auf, dass er, wo er ein Schauspiel sehen wollte, einem anderen zum Theater gedient habe. Er schrie auf:

„Ich bin ein Spiegel, eine unbewegte, von Gaslaternen glitzernde Pfütze, die spiegelt. Aber hat ein Spiegel sich je gespiegelt?“

Mitleidig blickte ihn der Korpulente an. Er hatte einen kleinen Kopf, eine silberne Hirnschale mit wundervoll ziselierten Ornamenten, in welche feine, glitzernde Edelsteinplatten ein-

gelassen waren. Giorgio wollte entweichen; Nebukadnezar Böhm schrie ihn wutvoll an:

„Was springen Sie so in meiner Atmosphäre herum, Unmensch?“

„Verzeihung, mein Herr, Ihre Atmosphäre ist ein Produkt von Faktoren, die in keiner Beziehung zu Ihnen stehen.“

„Wenn auch,“ erwiderte liebenswürdig Nebukadnezar, „es ist eine Machtfrage, eine Sache der Benennung von Selbsthypnose.“

Bebuquin richtete sich auf.

„Sie sind wohl aus Sachsen und haben Nietzsche gelesen, der darüber, dass man ihm das Polizeiressort nicht anvertraute, wahnsinnig wurde und in die Notlage kam, psychologisch scharfsinnige Bücher zu schreiben?“

Fräulein Euphemia bat die Herren, mit ihrem Geist rationeller umzugehen, und sie wolle gern ein Ball-Lokal besuchen. Die beiden nickten und stampften die Holztreppe hinunter. Euphemia holte einen Abendmantel, und Nebukadnezar ergriff ein Sprachrohr und bellte in die sich breit aufrollende Milchstrasse:

„Ich suche das Wunder.“ Der Schosshund Euphemias fiel aus dem Sprachrohr; Euphemia kehrte angenehm lächelnd zurück.

„Beste,“ meinte Nebukadnezar, „Erotik ist die Ekstase des Dilettanten; ich werde Sie aber in meinem nächsten Feuilleton protegieren. Die Frauen sind immer aufreibend, da sie stets dasselbe geben, und wir nie g'lauben wollen, dass zwei ganz verschiedene Körper das gleiche Zentrum besitzen.“

„Adieu, ich will Sie nicht hindern, Ihre Betrachtungen durch die Tat zu beweisen.“

Euphemia bat, dass der Dicke etwas zu trinken und zu essen aus dem Hotel hole, und kehrte um, ihren Hund zu pflegen, von dessen Unfall sie hörte. Der Dicke ergriff einen Baum und schmerzlich an den Hals. Dann ging auch er, den Hund pflegen. —

Nebukadnezar neigte den Kopf über Euphemias massigen Busen. Ein Spiegel hing über ihm. Er sah, wie die Brüste sich in den feingeschliffenen Edelsteinplatten seines Kopfes zu mannigfachen fremden Formen teilten und blitzten, in Formen, wie sie ihm keine Wirklichkeit bisher zu geben vermochte. Das ziseliierte Silber brach und verfeinerte das Glitzern der Gestalten. Nebukadnezar starrte in den Spiegel, sich gierig freuend, wie er die Wirklichkeit gliedern konnte, wie seine Seele das Silber und die Steine waren, sein Auge der Spiegel.

„Bebuquin,“ schrie er und brach zusammen; denn er vermochte immer noch nicht, die Seele der Dinge zu ertragen. Zwei Arme zerrten ihn auf, pressten ihn an zwei feste breite Brüste, und lange Haarsträhnen fielen über seinen Silberschädel, und jedes Haar waren tausend Formen. Er erinnerte sich der Frau und merkte etwas beklemmt, dass er nicht mehr zu ihr dringen könne durch das Blitzen der Edelsteine, und sein Leib barst fast im Kampfe zwei Wirklichkeiten. Dabei überkam ihn eine wilde Freude, dass ihm sein Gehirn aus Silber fast Unsterblichkeit verlieh, da es jede Erscheinung potenzierte, und er sein Denken ausschalten konnte, dank dem präzisen Schliff der Steine und der vollkommen logischen Ziselierung. Mit den Formen der Ziselierung konnte er sich eine neue Logik schaffen, deren sichtbare Symbole die Ritzen der Kapsel waren. Es vervielfachte seine Kraft, er glaubte in einer anderen, immer neuen Welt zu sein mit neuen Lüsten. Er begriff seine Gestalt im Tasten nicht mehr, die er fast vergessen, die sich in Schmerzen wand, da die geschene Welt nicht mit ihr übereinstimmte.

„Missbrauchen Sie mich, bitte, nicht,“ klang die dünne Stimme Bebuquins im Spiegel, „regen Sie sich nicht so an Gegenständen auf; es ist ja nur Kombination, nichts Neues. Wüten Sie nicht mit deplazierten Mitteln; wo sind Sie denn? Wir können uns nicht neben unsere Haut setzen. Die ganze Sache vollzieht sich streng kausal. Ja, wenn uns die Logik losliesse; an welcher Stelle mag die einsetzen; das wissen wir beide nicht. Da steckt das Beste. Beinahe wurden Sie originell, da Sie beinahe wahnsinnig wurden. Singen wir das Lied von der gemeinsamen Einsamkeit. Ihre Sucht nach Originalität entspringt Ihrer beschämenden Leere; meine auch. Ich entziehe mich Ihnen ohne weiteres. Dann spiegeln Sie sich in sich selbst. Sie sehen, das ist ein Punkt. Aber die Dinge bringen uns auch nicht weiter.“

Spitzengardinen werden zusammengezogen.

Zweites Kapitel.

Bebuquin wälzte sich in den Kissen und litt. Er machte sich daran, zunächst zu erfahren, was Leiden sei, wo für ihn das Leiden noch einen Grund und Zweck berge. Er fand aber keinen; denn so oft er den Schmerz zergliederte, traf er Ursachen, oder genauer, Umwandlungen an, die alles andere als Leiden waren. Er erkannte das Leiden als Stimulanz zur Freude, als angenehmes Ausgespannt - werden

und sagte sich, dass nirgends ein Leiden aufzufinden wäre, und im Ganzen in einer solchen Bezeichnungsweise eine lächerliche Naivität des Vermischens liege; dass das Logische nichts mit dem Seelischen zu tun habe, fiel ihm auf; dass es eine gefälschte Zurechtmachung wäre. Er fand das Logische so schlecht wie Maler, die für die Tugend ein blondes Frauenzimmer hinsetzen.

Der Fehler des Logischen ist, dass es noch nicht einmal symbolisch gelten kann. Man muss einsehen, ihr Dummköpfe, dass die Logik nur Stil werden darf, ohne je eine Wirklichkeit zu berühren. Wir müssen logisch komponieren, aus den logischen Figuren heraus wie Ornamentkünstler. Wir müssen einsehen, dass das Phantastischste die Logik ist.

Ein Grauen überlief ihn, da er der Gegenstände gedachte, die ihn stets aufsaugen wollen; wie er die Gegenstände durch seine Symbolik vernichte, und wie alles nur in der Vernichtung existiere. Hier sah er eine Berechtigung alles Aesthetischen; aber zugleich auch, dass er, da er keinen ganzen Endzweck mehr sah, den einzelnen leugnen musste. Er sehnte sich nach dem Wahnsinn, doch seinen letzten ungezügelter Rest Mensch ängstigte es sehr. Seine einzige Rettung schien eine anständige Langweile zu sein; aber nicht, um sich damit wie der lebensfrohe Schopenhauer die Berechtigung zu einem System zu erschleichen; obwohl ihm klar wurde, dass in der Langweile ein Stillfaktor ersten Ranges latent sei. Er blätterte in einigen Mathematikbüchern, und viele Freude bereitete es ihm, mit der Unendlichkeit umherzuspringen, wie Kinder mit Bällen und Reifen. Hier glaubte er in keinem Hinübergehen in die Dinge zu stehen, er merkte, dass er in sich sei.

Er sah ein, dass es verfehlt sei, sich Dichter zu nennen; dass er in der Kunst immer im Rausch der Symbole bleibe. Es genügte ihm keineswegs, dass die Technik der Poesie symbolisch sei, und ihre Gegenstände damit einen ganz anderen Sinn erhielten; noch immer fand er, dass die sprachliche Darstellung eben nur unreine Kunst sei, gemessen an der Musik. Er verwünschte die Anstrengungen der Wissen-

schaftler, die Musik auf reale physiologische Vorgänge zurückzuführen. Aber es berührte ihn entschieden angenehm, dass sie ihre Verdauung interpretierten, doch alles Künstlerische mit grosser Sicherheit umgingen. Es freute ihn, wie sich hier eine alte Meinung bestätigte, dass die Teile über das Ganze gar nichts aussagten, das Synthetische in der logischen Analyse die unbewusste Voraussetzung sei, und man gerade die Hauptsache somit sicher umgehe, wie es diese Psychologen taten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

JAKOB SCHAFFNER, Die Irrfahrten des Jonathan Bregger. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) Pappband 1 Mk., in Leinen 1,25 Mk. Dieser Roman ist ein altes und ein neues Buch. Es ist Schaffners erster Roman, aber von dem Dichter mit der Gewissenhaftigkeit, die diese künstlerische Hand auszeichnet, gänzlich umgearbeitet und in eine Form gebracht, die die Frische des Anfängerwerkes und den Duft der Jugend nicht antastet, aber der mittlerweile erlangten schriftstellerischen Kraft genüge tut. Es ist eine simple Geschichte, die uns der Dichter erzählt, bürgerlich-abenteuerlich, bürgerlich in Ruhe und Weisheit. Es ist ein Buch, das in seiner künstlerischen, volkstümlichen, phantasievollen Art an Ludwig Richter gemahnt.

Zeitschriftenschau

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nr. 33 enthält: Vindex: Amüsement auf Aktien. — Leonhard Frank: Der Hut. — Hellmuth Borch: Anatomisches Tagebuch. — Fritz Drach: Lohnender Ausflug für Genf-Reisende, Bad Elster u. a. Das Heft kostet 50 Pf.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. S. Bloch. Heft 13 enthält: Paul Kampffmeyer: Leben und Wissenschaft. — Wilhelm Schröder: Angst vor dem eigenen Mut. — Emmy von Egidy: Selma Lajerlöf. — Joh. Helden: Ueber Auslese und Anpassung der grossindustriellen Arbeiterschaft u. a. Das Heft kostet 50 Pf.

DIE NEUE RUNDSCHAU. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Das Juliheft bringt einen Artikel von Karl Jentsch, in dem ausführlich und kritisch alle katholischen Behandlungen von Luther durchgenommen werden bis auf das jüngste grosse Werk von Griaar. Arthur Holtscher setzt seine amerikanische Reise fort. Lucia Dora Frost schreibt über Strindberg. Die Briefe der Henriette Feuerbach werden fortgesetzt. Annette Kolb beginnt ihren Roman „Das Exemplar“. Hans Reisinger veröffentlicht eine Novelle „Der Vater“. Kleinere Essays von Ricardo über Thyssen, von Max Roloff über den türkischen Orden „Senussi“, der in dem jetzigen Kriege eine Rolle spielt. Die politische Chronik von Junius und andere Anmerkungen füllen das Heft.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Rousseau / Gustave Hervé: Die Wirkungen des Patriotismus / Franz Pfemfert: Moralische Zwischenstufe / Ernst Stadler: Novellistik / Walter Serner: Gegen den Futurismus / Rudolf Leonhard: Lied des Abtes / Georg Heym: Lettemädchen / Marie Holzer: Drei Töchter / Oskar Baum: Das Fallen / H. F. Bachmaier: Zum neunten Band Gedichte / Die Jagd auf Nissen / Karl Kraus: Die Futuristen / Opfer der Presse / Was sie verstehen / Die Sozialdemokraten / Der Abonnent des Waldenpapiers / Voranzeige / Vornotizen / Zeitschriftenschau



Mit dem Zeitmahner in der Westentasche

vergessen Sie nichts mehr,
halten Sie Ihre Verabredungen,
kommen Sie nicht mehr zu spät,
brechen Sie rechtzeitig auf,
denn er erinnert Sie pünktlich an
jedes wichtige Vorhaben durch
diskretes Mahnen in der Tasche

Der Zeitmahner ist eine Taschenuhr, bei der man mit einfachem Handgriff ohne Öffnen der Uhr einen Läutemechanismus stellen kann, der zu einem beliebigen gewünschten Zeitpunkt in der Tasche in Funktion tritt und diskret mahnt.

Preise: In Stahl: Nr. 1: 20,- M Nr. 2: 26,- M Nr. 3: 30,- M
In Silber: Nr. 4: 30,- M Nr. 5: 36,- M Nr. 6: 40,- M
Mit nachtsleuchtendem Zifferblatt erhöhen sich die Preise um 5,- M / Versand nur gegen Voreinfindung oder Nachnahme / 8 Tage zur Ansicht; wenn nicht konvenierend, Betrag zurück / 2 Jähr. Garantiefchein / Martin Aronhold, Berlin-Südende 3-

M.K. Fischers Bibliothek M.K. zeitgenössischer Romane



Moderne Romane erster Autoren

Jeden Monat ein Band geb. für 1 Mark
in Leinen: 1,25 M. in besserer Ausstattung
in allen Buchhandlungen zu haben

Säculum-Verlag

BERLIN S 14

Verlag für Romane, Lyrik, Dramen

Anfragen, Manuskriptsendungen ist Rückporto beizufügen. Prüfungsgebühr wird nicht erhoben!

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet
sofort nach Erscheinen

Klose & Seidel, Bureau für Zeitungsausschnitte
BERLIN NO 43, Georgenkirchplatz 21
Prospekte gratis! Erste Referenzen!

Soeben erschien die 7. Auflage:

Walter Rathenau Zur Kritik der Zeit

In fünf Monaten wurden
5000 Exemplare verkauft

Geb. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50 durch alle
Buchhandl. zu beziehen oder direkt von
S. Fischer Verlag, Berlin W 57

CONTINENTAL

Bester
Reifen



Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN SO 16, Spreepalast

Das Institut gewährleistet
zuverlässigste Lieferung v. Zeitungsausschnitten
für jedes Interessengebiet. :: Prospekte gratis.

Die Aktion

H/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 29

INHALT

Franz Pfemfert	Appell an die Scham
Professor Dr. Mynona	Ostwaldt, Haeckel, Harnack
Kurt Hiller	Apfelsinensozialismus
Victor Noack	Der Kientopp
Carl Einstein	Bebuquin (Roman)
Paul Boldt	Liebesmorgen; Der Turmsteiger
Max Herrmann	An eine Jüdin in Schwarz
E. Hoffmann	Hochsommer
Gesindel. — Russlands Judenpolitik. — Dem Berliner Tageblatt wird telegraphiert. — Gegen den Pantheismus. — Literarische Neuerscheinungen. — Zeitschriftenschau	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 30 :: 24. Juli

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

WIR ANTIPATRIOTEN

Aus einer ehrenvollen Gefängnishaft von sechsundzwanzig Monaten ist Hervé jetzt in die . . . in die Freiheit? —, also in die Freiheit zurückkehrt. Die AKTION sendet diesem Kämpfer für Europa ihren deutschen Gruss.

Wir Alle sind einst Patrioten gewesen: Es gab eine Zeit, wo wir für das Vaterland unser Leben dahingegeben hätten, wo wir uns für die Wiedererlangung Elsass-Lothringens freudig hätten töten lassen.

Und heute sind wir Antipatrioten.

Man verstehe uns recht.

Wir treten einzig und allein ein für die Liebe zur Vaterstadt, zum Kirchspiel; diese Liebe, die nichts gemein hat mit dem Nationalpatriotismus — einem unnatürlichen, aber bei vielen sehr lebhaft entwickelten Gefühl: Wir, die wir das gegenwärtige Vaterland verabscheuen, wir haben uns eine Art Kindesliebe bewahrt für den Winkel der Erde, in dem wir geboren sind.

Es ist uns niemals eingefallen, die bedeutende Verschiedenheit der heutigen Völker, die durch die Unterschiede der Sinnesart und Naturanlage bedingt ist, abzustreiten.

Wir sind überzeugt, dass es eine Zeit gab, wo das Vaterland und der Patriotismus berechtigt waren. Wir glauben sogar, dass diese Gefühle zu bestimmten Zeiten und unter gewissen Umständen, zur allgemeinen Vervollkommnung unserer Idee hätten beitragen können.

Endlich verstehen wir vollkommen, dass unsere Väter, die Revolutionäre von 1789 und

1793 Vaterlandsfreunde waren, und wir wären es an ihrer Stelle auch gewesen.

Diese Erwägungen hindern uns aber trotzdem nicht, uns selbst als Antipatrioten zu bezeichnen.

Das völlige und offene Bekennen zum Sozialismus hat uns auf diesen geistigen Standpunkt gebracht.

Der Patriotismus vereinigt die Menschen nach ihrem Geburtslande, so, wie der Wechsel der Geschichte es bestimmt hat. Dank dem Bande der Vaterlandsliebe errichten im Schosse eines jeden Landes Reiche wie Arme eine Barrikade gegen den Ausländer.

Der Sozialismus dagegen vereinigt die Menschen, arm gegen reich, Klasse gegen Klasse, ohne den Verschiedenheiten der Art und der Sprache oder den von der Geschichte gezogenen Grenzen Rechnung zu tragen.

Selbst zwischen republikanischen, antimilitaristischen und friedlichen Patrioten, wie Clemenceau, und uns internationalen Sozialisten, gräbt der Sozialismus einen wahren Abgrund: Die Patrioten der republikanischen Bourgeoisie legen den politischen Formen das hauptsächlichste Gewicht bei; wir im Gegenteil betrachten, ohne das Höherstehen der Republik über der Monarchie zu verneinen, diese politischen Unterschiede erst in zweiter Linie, denn auch sie sind nur Deckmäntel für ähnliche ökonomische Einrichtungen.

Die Republikaner, wie Clemenceau, betrachten die politische Form Frankreichs als so be-

deutend über der Englands und Deutschlands stehend, dass sie mit den Waffen in der Hand kämpfen würden, um sie zu verteidigen, diese Form, der Geist Frankreichs, den sie schützt und dessen zusammengefasster Ausdruck sie ist. Wir, im Gegenteil, werden uns nur schlagen, um zu verwirklichen, oder um die verwirklichte soziale Organisation zu verteidigen, eine Organisation, die höher stehen wird als alle anderen, nicht allein in der politischen Form, sondern auch durch die Art, wie sie die Reichtümer hervorbringt und verbessert.

Wir versuchen nicht, wie man uns vorwirft, diese Darstellungen aus boshafter Freude an groben Rezepten zu geben.

Wir fühlen viel zu sehr, wie sie allen ehrwürdigen Vorurteilen vor den Kopf stossen.

Es betrübt uns, die innigen Gefühle einer Menge achtbarer Leute zu verletzen, für die der Begriff der Vaterlandsliebe eine Religion, ein Sittlichkeitsbegriff gewesen ist.

Es ist nicht unsere Schuld. . .

Gustave Hervé.

An die Künstler

Von Marie Holzer (Prag)

Eine imposante Kundgebung für die freie Schule. Der weite Saal bis aufs letzte Plätzchen von einem eleganten Publikum gefüllt. Auf der Tribüne glänzende, geistvolle Redner, deren scharfgeschliffene, funkelnde Worte aufleuchten wie Blitzstrahlen aber dann versinken im Dunkel des Vergessens ohne die Empfindung zu streifen. Und wenige Tage darauf Schulschluss. Durch die hohen bunten Fenster der Kirche blicken warme, goldene Sonnenstrahlen auf das Heer von Mädchen und Knaben, die in Festtagskleidung in Reih und Glied dastehen.

Ein bedeutsamer Tag heut! Viele verlassen die Volksschule, die Stätte sorgloser Kindheit und der beschwerliche Weg der Mittelschule trennt die Lager, führt sie einem bestimmten Ziel entgegen, die einen den gelehrten, die andern den technischen Berufen zu; manche sagen der Schulbank Valet und treten ins Leben hinaus: und der Existenzkampf beginnt jenseits der Schulmauern. Die mahnenden Worte des Geistlichen sind vernunft. Und die wundervollen Töne der grossen Orgel, die den hohen feierlichen Raum durchfluten, stimmen andächtig und warm, locken alles Gute, was auf dem Grunde unserer Seele schlummert. Man fühlt ganz und voll die Grösse

des Augenblicks. Ein Merkstein im Leben. Einer von den wenigen im Strom der Jahre, in der grossen Ebbezeit gewöhnlicher Menschenschicksale. . .

Die Kinder verlassen langsam, schweigend das Gotteshaus.

Draussen ein heisser staubiger Julitag. Ich wandere zur Stadt hinaus in einen der schönen uralten Gärten Prags, über dem immer ein wundersamer Hauch von Stimmung liegt. Meine Lieblingsbank wartet meiner mit ausgebreiteten Armen. Die alte Buche dahinter steht im Sonnenglast und goldene flimmernde Strahlen stellen sich durch das dichte Blätterwerk und spielen tändelnd zu meinen Füßen. Von weitem hört man das leise Singen einer Fontäne und hoch oben in den Baumkronen lispelndes Blätterrauschen.

Still ist es hier und einsam und schön.

Die beiden Ereignisse der letzten Tage ziehn im Geiste an mir vorüber. Merkwürdig! Warum im Zeitalter der Wissenschaft, (die uns gelehrt, dass es keine schroffen Uebergänge gebe, dass alles langsam, allmählich ineinanderfliessend sich entwickelt) die freie Schule fordern? Abfall von der Kirche, die uns doch soviel bedeutsame Kulturepochen geleitet; die einmal die alleinige Trägerin von Kunst und Wissenschaft gewesen. Genügt das?

Nicht an den Wurzeln, an den Spitzen stützt man die Bäume und nicht die Volksschule, in der wir noch ein Dämmerleben führen; das Leben draussen muss man von dem Druck alter Zeremonien befreien und jedem die Möglichkeit sichern, dorthin zugelingen, wo Können und Wollen ihn hinauszutragen vermögen. Und jene leiten zu dürfen, deren Seele schwankend ist, und deren Entwicklungsvermögen die Natur scheinbar eine Schranke gezogen.

Darum reicht euch die Hände schaffende und bildende Künstler. Bauet Tempel aus dunkel schillerndem Marmor, in deren Ecken herrliche Plastiken stehen von Meisterhand geschaffen, Wunderwerke, gross und vielsagend und daneben dunkle seltene Blattpflanzen, deren grosse fächerartige Blätter sich leise in die Nischen schmiegen. An den Wänden hängen Gemälde in glühenden Farben, die die Leiden und Freuden, Weh und Glück aller Menschenschicksale künden. Und über solchem Prachtbau wölbt sich das weite Firmament, das Blau des Himmels, das bleiche Licht des Mondes und der glitzernden Sterne. Oder wählet einen schroffen Riff an einem tiefen See von hohen Felsen um-

rahmt, von zerklüfteten Zinnen, deren grüne Uferhänge sich schwankend im spielenden Wasser spiegeln und in deren Wänden ein dunkel-heimnisvolles Echo wohnt.

Oder grüne duftende Hallen uralter Bäume, wo die Sonne durch das Blätterwerk funkelt und kleine silberhelle Quellen rieseln; ziehet Rasenflächen darin und ruft das Volk durch Fanfarenklänge zur Andacht. Oder bauet eine Glocke von edlem Metall, von Künstlerhand gegossen, deren dunkler tiefer Klang uns erschüttert und die hoch oben in den Kronen der Bäume ihre Heimat hat.

Und auf einem Hügel mitten drin steht ein Mann, mit feurigen Augen und schlanker Gestalt, in wallendem griechischen Gewand und sagt mit wundersam modulationsfähiger Stimme Worte, die ein Dichter, ein Denker, ein Weiser in stiller Studierstube ersonnen. Er spricht von Glück und Liebe; von Schönheit und Glanz. Von Wahrheit und Güte. Er singt das Hohelied der Arbeit; den Mut der Ehrlichkeit; die Kraft der Entsagung. Er rühmt die Kunst der Grossmut, die Schönheit der Gerechtigkeit, den Triumph der Nachsicht, das Göttliche der Toleranz. Er sagt das alles in glänzenden, trunkenen Worten, in Worten die die Seele treffen. Und wenn er schweigt, tönt leise, von weither ein weiches warmes sehndes Lied, ein dunkler schwermütiger Choral oder eine gewaltig-rauschende Symphonie.

Man muss den Boden pflügen, ehe man ernten, das Gemüt erwärmen, ehe die Saat schöner Gedanken und reicher Ideen keimen kann. Ehe man sich von all den Schlacken, die das Leben uns mit auf den Weg gibt, gereinigt. Die meisten Menschen ziehen achtlos ihres Weges. Ihr Denken dreht sich im engen Kreise ihrer kleinen Bedürfnisse. Die täglichen Sorgen machen sie bitter und hart. Weil ihr Blick nicht darüber hinaus in die Ferne schweifen gelernt. Ihre Augen nur an greifbaren Genüssen hängen bleiben; sich weder in die Vergangenheit versenken, noch in die weite Zukunft blicken, noch die Gegenwart recht zu nehmen verstehen.

Künstler, lehrt sie sehn, lehrt sie denken, lehrt sie empfinden! Lehrt sie den Druck des Alltags abstreifen in Stunden der Erhebung, in Stunden der Freude, in Stunden reiner Begeisterung. Lehrt sie dass Glück: Gedankenreichtum ist Empfindung und Begeisterungsfähigkeit. Dass Glück die stillen friedlichen Gedanken sind, die Arbeitsfreudigkeit beim Erwachen, die Träume warmer süsser Dämmerstunden, die dunkle

uferlose Sehnsucht leuchtender Abende. Dass Wünschen Glück ist — selten Erfüllung. Dass Schmerz eine Lebensäusserung ist, die tausendfach reicher ist als Apathie. Und wenn sie das glauben und begreifen, wird ein Schimmer von Glanz und Schönheit auch auf das graue Alltagsleben fallen und es vergolden.

Volksbibliotheken, Volkskonzerte, Volkstheater, Museen, all das wirkt nur im Zusammenhang. Alle Künste lasst zusammen spielen. Keine Musik sei euch zu hoch, kein Bild zu schön, kein Wort zu tief als dass es im Verein nicht Wunderbares vermöchte. Gebt euer Bestes Künstler und zieht die Menschen zu euch empor.

„Die Menschen sind dazu gemacht glücklich zu sein, wie der Mensch dazu gemacht ist, gesund zu sein.“ Sie wollen glauben und müssen glauben. Denn Glauben und Hoffnungen sind die Steuer unseres Lebens. Wir glauben alle . . . alle . . . Wir glauben an das Gute, an Schönheit und Wahrheit. An die Menschheit, an unsere Kraft. An das Morgen, das das bringt, was das Heute versagt. An unseren Sohn, der vielleicht ein neuer Heiland wird und die Menschen einem Paradiese zuführt, das man halten kann und fassen, nicht eines in nebelgrauer Ferne so weit, so weit die Wolken dort am fernen Horizont, die immer weiter treiben in ferne unbekannte Lande. . .

Und sie — sie glauben entweder an ein Jenseits dort in dunkler, unsichtbarer, weiter, uferloser Ferne. Oder sie haben den Glauben verloren und irren steuerlos umher, eine Beute von Wind und Wetter, eine Beute jeder Klippe und jedes Felsenriff.

Seid ihnen Führer, ihr, die es könnt! Lasst sie das verlorene Paradies auf Erden wiederfinden, weist ihnen die Wege, die dahin führen.

Baut solche Tempel! Predigt Güte und Wahrhaftigkeit und Liebe. Verzeihen und Verstehen. Führt Verlorene, führt Verblendete auf den rechten Weg zurück, leiht ihnen euer Hand als Stütze, euer Herz als Anker. Aber nicht in dürren armseligen Worten dürft ihr sprechen, wie sie sich ein Blinder, ein Nüchterner mühsam in geistiger Frohnarbeit zurechtlegt, sondern in glühenden, trunkenen, berausenden Worten, wie sie nur ein echter Dichter empfinden und erdenken kann.

Bringt jedem etwas. Der Jugend, die auf tausend Masten hinausstürmt; dem Alter; dem Verzagten; dem Kranken; dem Traurigen, dem Grollenden; dem Verzweifelten; dem Lebensmüden. Für jeden, jeden gibt es Worte der Auf-

richtung, der Anfeuerung, für jeden eine lebenswarme Hoffnung. Führt sie in Wunderländer, die sie sehen. Weist ihnen die Wege zu des Lebens Tiefe und Schönheit. Oeffnet ihnen die Pforten der Kunst, die Türen der Wissenschaft; lehrt sie tausend Glücksmöglichkeiten, an denen sie sonst im Warten auf das Himmelreich achtlos vorübergehen. Entführt ihre enge kleine Seele zu der Schönheit Höhen. Erlöst sie und befreit sie von dem schweren, einförmigen Druck des Alltags. Lehrt sie des Lebens Schönheit sehen, begreifen und empfinden. Zeigt ihnen, dass die Erde ein Paradies. Lehrt sie Glücksempfindungen, die sie nicht kennen. Lehrt sie die Schönheit, die ihr schafft mit Verständnis geniessen. Zeigt ihnen die Wunder der Natur, die Wunder der Kunst, die Wunder der Wissenschaft im Spiegel eurer Augen. Ein Maien tag im Blütenduft; ein Gewitter in seiner schaurigen Schönheit, ein Buch, in dem die ringende Seele eines Suchenden lebt; ein Bild, aus dem dunkle Leidenschaften sprechen; Worte, die die Geheimnisse des Wesens der Natur enthüllen, die in den dunklen Schacht der menschlichen Seele leuchten, all das, das soll in ihrem Herzen wiederklingen.

Reicht euch die Hände, Künstler, schafft neue Götter und eine neue Religion!

Glossen

Könige eilen durchs Land

Diesmal hat der Landesvater von Sachsen einen Rekord aufgestellt. Er wollte sein Volk im Erzgebirge studieren. Hier ist die Leistung eines Tages, nach der Darstellung der loyalen Presse auszüglich wiedergegeben:

„12. Juli: früh Abfahrt mit Sonderzug von Dresden; Ankunft 8 Uhr 52 Minuten in Flöha. Meldung der Behörden, Empfangnahme eines Blumenstrausses, Anhören eines Gedichts, Dank an die Blumenspenderin, dann ins Auto und — töff, töff. — Ankunft in

Annaberg. Glockengeläute, Fahنشmuck und Bürgermeisterrede. Hier die Perlen aus der Rede:

„Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster König, Allergnädigster König und Herr! hoher Freude, Begeisterung, Huldigungsgrüsse, ehrfurchtsvollsten Dank, Gnade Ew. Majestät

Allerhöchsten Besuchs. Ew. Majestät, geschmückt mit der Königskrone. Hoch erfreut und beglückt durch Ew. Majestät Entschluss, bitten in Ehrfurcht, Allerhöchste Genehmigung, in Huld und Gnaden, Gelübde unwandelbarer Treue mit dem Rufe:

Se. Majestät, unser Allverehrter, Allergnädigster König und Herr, lebe hoch!

Antwort von S. M., Vorstellung von Honoratioren, Fahrt zur

erzgebirgischen Ausstellung, feierlicher Empfang, Begrüssungsrede, Dank; huldvolle Worte werden gesendet, ein junges Mädchen bietet einen Trank dar. Gedicht, allerhöchste Anerkennung, worauf S. M. auf den

Pöhlberg steigt. Oben Rede eines freisinnigen Volksvertreters; S. M. dankt in gnädigen Worten, ein Liederkranz tritt in AKTION, eine Linde wird schnell gepflanzt und dann das Frühstück eingenommen. Dann wieder: auf ins Auto! Schnelle Fahrt nach

Bärenstein. Dort: Glockengeläute, Ansprache, Spalier, Dank, Ehrenjungfrauen — Adieu!

Hammerunterwiesenthal. Spalier, Ansprache — hier durch den Pfarrer —, königlicher Dank, huldvolle Worte werden mit Veteranen gewechselt — hup, hup! — 2 Uhr Oberwiesenthal. Glockengeläute. Fahنشmuck, Girlanden, Ansprache des Bürgermeisters:

Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster König, Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königliche Majestät wollen Allergnädigst, herzlichsten Willkommensgruss, ehrerbietigsten Dank, grosse Freude, Ew. Majestät, sowie Allerhöchstdero Familie, landesväterliche Fürsorge, Fürsorge voll und ganz zu würdigen, Ew. Majestät, hier oben gute Sachsenherzen schlagen, treu an ihrem geliebten Könige, allmächtige Gott, Eure Majestät, Allerhöchstdero Kinder, Se. Majestät, unser geliebter König, lebe hoch!

Dank des Königs. Blumenstrauss, Vereinsparade, Kaffeetrinken, Besichtigungen, Aufstieg auf den Fichtelberg. Dort wieder Ansprache, Dank, Erfrischungen. Dann per Auto nach Neudorf; Gemeindevorstand und Pfarrer halten Ansprachen, Vereine stellen sich vor, Blumenstrauss, Gedicht, ein Gesangsverein singt, die Bevölkerung schreit: Hoch — Adieu! Bahnhof

Cranzahl. Rede des Gemeindevorstandes:

Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Freude und Erwartung, unsere Kirchenglocken
und Kanonendonner, Ew. Majestät, Beweis Al-
lerhöchster Huld, tiefgefühltesten Dank, innig-
sten Willkommensgruss, Gelöbnis unverbrüch-
licher Liebe und Ehrfurcht, Schutze Ew. Maje-
stät fürsorglicher Regierung, in unwandelbarer
Liebe und Treue, Gott Ew. Majestät schützen,
reichgesegnete Regierungszeit, geliebter Landes-
vater, Er lebe hoch!

Die Behörden melden sich ab, der Sonderzug
wird bestiegen — abends war der Landesvater
wieder in

D r e s d e n.

Sängerfest

Wenn all die hellgetünchten Lieder aus den
dunklen Höhlen quellen,

Die sonst die rötlich blauen Lippenpaare (Gott
sei Dank!) verschliessen,

Und wenn die grünen, braungelockten Sturm-
gesellen

Von glühendheissen Kämpfen gröhlen und von
Ehren, die daraus entspriessen,

Dann kriechet in ein blaugetüpfelt Sacktuch ihm
das Rot der Nase

Und die getrübnen Aeuglein suchen wieder
kühn zu blitzen.

Er hebet sie minutenlang aus dem gerippten
Glase

Und Wonneschauer fühlt er dort, wo Herz und
Nieren sitzen.

Die Finger lässt er mit den Trauerrändernägeln
Das rost'ge Ehrenzeichen auf dem fetten Rocke
streicheln,

Erinnern lässt er dann in weite, blaue Fernen
segeln

Und überhört die Asthmatöne, die ihn ahnungs-
bang umschmeicheln.

Konstanz.

E. F. H o f f m a n n.

Kondorkritiker

Von Kurt Hiller

Der knorr'ge Lissauer, dessen straffe,
stracke, schnige, gebräunte Bodenstandlyrik nur
die eine Formel zulässt: „So siehste aus“; der
knorr'ge Lissauer, der für mich viel Dankbar-
keit rechtens hegt (denn wer hätte je ihn als
Typus enthüllt und namhaft gemacht, wenn nicht
ich — nämlich als einen Ulktypus); der knorr'ge
Lissauer, der zwischen Kunscht und Kritik

klassizistisch strenge Grenzen zieht, sich also als
Richter nimmermehr für befangen erklären wird,
weil er als Dichter von dem zu Richtenden be-
kämpft worden ist; der knorr'ge Lissauer re-
vanchiert sich. Er bringt, im Literarischen
Blecho, Verse des Kondor mit (mittelbetonten)
Sätzen meiner Vorrede in „fröhliche Korrespon-
denz“ . . . und sucht, aber kommentarlos, auf
diese Art zu beweisen, dass beispielshalber
Hardekopf ein Schluderer, Schickele un-
neu, Ernst Blass gar das Gegenteil eines geistigen
Städters sei. Von Brod, Drey, Grossberger,
Kronfeld und mir wählt er (er hat Pech) die
besten Strophen aus und stellt sich, da sie ver-
lognem Schollen-Dünger freilich sehr unähnlich
schaun, feixend vor sie hin — wie nur irgend
eine journalistische Kuh.

Ich habe Mitleid mit dem knorr'gen Lissauer;
er hat sich mit seiner flagellantischen Poesie
schon zu heftig blamiert, als dass wir es nötig
hätten, ihn auch noch durch grausame Prosa
sich lächerlich machen zu sehen. Immerhin ein
Trost für ihn, dass in einer Zeitung für Rech-
nungsräte, Rittmeister, Oberlehrer (welche stram-
mem Nationalismusse und unzersetzter Kultur
huldigt), in der „Täglichen Rundschau“, ein
anonymer Kretin bereits drei Wochen zuvor die
lissauersche Feixmethode antizipiert hat. Unter
der Rubrik „Allerlei“ führt er den Kondor als
„ein äusserst humoristisches Buch“ an und
druckt vier der schönsten Gedichte von Harde-
kopf, Werfel, Friedlaender und Kronfeld ab.
Angeblich, damit „auch unsere Leser sich auf
der grünen Wiese des Humors ergehen können“
(ohne „grüne Wiesen“ kommt das Vieh nun-
mal nicht aus!); in Wahrheit wohl eher, um
die Feuilletonspalten in dieser Sommerszeit
mühe- und kostenlos zu füllen. Ein schöner
Trick mauer Blätter, gleichermassen geeignet,
das Niveau zu heben, wie Geld zu sparen:
Man druckt Arbeiten erster Autoren nach und
sperrt sie in ironische Gänsefüsschen . . . Ich,
wenn ich Hardekopf, Werfel, Friedlaender, Kron-
feld hiesse, würde die Täglichen Rundschauen
auf Honorar verklagen. Schon des Prinzips
wegen. Nächstens veröffentlicht ein Wurstblatt
unbefugt Gedichte von Stefan George, eine No-
velle von Heinrich Mann, — und darf das,
bloss weil es vorher in die Worte „äusserst
humoristisch!!!“ ausgebrochen ist.

Uebrigens stehen sowohl der knorr'ge Lissauer
wie der mutige Anonymus moralisch viel höher
als jene linken Schurken, die schweigen wer-
den.

Kornfelder

Dieses Gedicht zeigt, wie agrarische Stoffe von einem Landgeborenen heutiger, unsriger, ehrlicher gestaltet werden können als von wammigen Kommerzienratssöhnen, die, weil sie mit Recht sich nicht leiden können, den (aber verkitscht geschauten) doitschen Ackersmann zu Metaphysik aufplustern.

Kornfelder fühlen
Die Wolken wie Mäherschnitt,
Die toll gehn und kühlen,
Wenn Glutangst näher schritt.

In weisser Erregung
Schwanken die Raden.
Der Roggen Bewegung,
Wo die Winde baden.

Die Aehren empfangen
Tode statt Lohne.
Es stirbt ein Singen
Im blühenden Mohne:

Wir wollen wallen,
In Schmerzen verlorne;
Und werden fallen,
Opfer erkorne.

Wir tragen Gewande,
Aus Sonne gesteppt,
Und werden im Lande
Zum Blutstuhl geschleppt.

Wir neigen die zarten
Mädchenhäse
Männern, den harten,
Auf grauem Felse.

Die Schwäne erzählen
Von uns am Nil,
Die kleinen Seelen
Litten zuviel.

In weisser Erregung
Schwanken die Raden.
Der Roggen Bewegung,
Wo die Winde baden.

Wann zog der Mai weg? —
Der wilden Gänse
Gespenstiges Dreieck!
Wie eine Sense!

Kornfelder fühlen
Die Wolken wie Mäherschnitt,
Die toll gehn und kühlen,
Wenn Glutangst näherschnitt.

Charlottenburg

Paul Boldt.

Unmodernes Prag

Von Max Brod

Fremden möge man stolz die grossstädtischem Komfort sich nähernden Neueinrichtungen der Stadt zeigen (beispielsweise ihre Wespentaille im Korsett der frischen harten Quaimauern), Fremden auch die grossen historischen Monumente, wie den Hradschin und die Türme. Ich habe nicht diesen geschichtlichen, jenen praktischen Sinn. Mein Kreis von Prager Schönheiten ist anders, allerdings ziemlich schwer zu begrenzen, — ich möchte sagen, dass ich etwas an Prag liebe, was zwischen „historisch“ und „mondain“ die Mitte hält, ein unmodernes Prag, Dinge, die weder besonders sehenswert noch besonders neu sind, irgendwie halbalte Dinge, die auch damals, als sie noch neu waren, nicht gerade sehenswert waren, die aber eben in dieser Bescheidenheit und Unaufdringlichkeit, ja Anspruchslosigkeit ihres ganzen Wesens so viel mehr vom eigentlichen Geist des Damals zu uns herübertragen als die geschichtlich-wichtigen Paradenstücke. Eine Vergangenheit in Zivil, im Wochentagsanzug, eine unabsichtliche, für keinen Beobachter verstel'te Bewegung vermeine ich in meinen Lieblingen zu belauschen. Und Melancholie ohne irdischen Beigeschmack, gleichsam das reine tiefe Atemholen aller Zeitlichkeit, umweht mich bei solchen Anblicken manchmal. Werde ich Teilnehmer meines Geschmackes finden, wenn ich gestehe, dass mich die Verwahrlosung eines kleinen Durchhauses entzückt, dass mehr als romantische Opernfackeln oder als die letzte Metallfadentlampe offene Gasflammen mir rührend scheinen, diese feuergeschwollenen zackigen Ahornblätter, gespreizte Hände an schwarzer Wand . . .

Nun, ich beabsichtige nicht, bizarr zu werden, ich will lieber an das Mitleid und an die Tränen in allen guten Augen mich wenden, wenn ich jetzt mit dem Kettensteg beginne. Wir Prager wissen, dass wir seiner lieben spielzeughaften Gegenwart uns nicht mehr lange erfreuen werden. Man mag ihn nicht, dieses sanfte unindustrielle Geschöpf einer behutsamen Epoche, diesen „Steg“, wie er selbst mit so anmutiger Zurückhaltung sich nannte. Also ein dem Tode Geweihter. Aber mehr als das: muss er nicht seit Monaten die Vorbereitung zu seinem Untergang ruhig mit ansehen, ohne sich helfen zu können, ohne einen Schrei auszustossen! Rettungslos wie ein Verurteilter, der sein Schaffot zimmern sieht. Den Sommer über stand er in

Rauch und schlechter Luft. Dann hat man grausam die Hinrichtung unterbrochen, aber während des ganzen Winters, damit er nur ja wisse, dass das kein Spass war, blieben drei oder vier spitzige Steinpfeiler wie Torpedos auf ihn geschossen, wie im Schuss erstarrt . . . und in der schönen Frühjahrsluft spürt er schon sein Verderben auftauen. — Und doch hatte auch er seine Jugend, wurde mit Glockengeläute begrüsst und eingeweiht, nachdem der berühmte Ingenieur Ordish aus so und so viel Zentnern Sheffielder Stahl ihn fertiggestellt hatte, doch war er ein Stolz dieser undankbaren Stadt und jeder Bürger schmeichelte sich, zu der sechsstelligen Guldenziffer, die er gekostet hatte, etwas mit beitragen zu haben. Nein, nicht so: viel vornehmer und geheimnisvoller, er war Eigentum einer Aktien-Gesellschaft, die auf das Brückengeld ihre Dividendenhoffnungen setzte, und ging erst später in die Hand der Oeffentlichkeit über. Und nun wird er, nach mehr als vierzig Dienstjahren, — geköpft. Arme kleine Brücke. . .

Es ist — oder war — so schön, über sie hinzugehen. Denn sie schaukelte. Nicht aus Bosheit, nicht aus dekadenter Freude an der Gefahr. Nein, sie schaukelte aus Anteilnahme, sie war ein lebendes Wesen, und, wenn man ging, ging sie halt ein paar Schritte mit. So gut alt-österreichisch und gemütlich sie in ihrer Seele war, von aussen sah sie neu aus, sie gehörte ein wenig dem Stil nach zum Komplex, den ich „das maurische Prag“ nenne. — Erwartet keine Serails, kein Granda: unsere Elisabethbrücke, das Bad daneben und die Kaserne auf dem Josefsplatz sind nur harmlose maskierte Spiessbürger. Aus irgend einer Laune muss einmal das Maurische eine sehr notwendige Mode bei uns gewesen sein, wir haben vergessen, wie das kam. Aber da stehen noch mit Aschermittwochsmienen die ernstesten Gebäude, als ob sie auf den glücklichen humoristischen Einfall warteten, sich mit Anstand bemerkbar zu machen . . . Nun unser Kettensteg ist viel zu leicht und zu bescheiden, um sich so ernst zu nehmen. Er hat sich nie blamiert, er hat sich eigentlich eher immer etwas zu sehr im Hintergrund gehalten. Beginnt er nicht, ganz unansehnlich, wie eine Dorfstrasse mit zwei Kramläden einander nah gegenüber, zwei Holzhütten, aus denen der Mautmann und eine Trafikanten einander in die Fenster sehen. Idyllisch gesellt sich oft ein Polizist zu ihnen, da haben wir die ganze Dorfbevölkerung beisammen. Nicht wie auf eine Brücke, in ein gemütliches Heim glaubt man einzutreten,

man möchte wegen der Störung etwas Entschuldigendes stammeln . . . Und auch wenn man nun weitergeht, da ist keine Brücke, kein Wagengerassel, kein arrogantes Strassenpflaster; sondern bald glaubt man in einer ganz schmalen Gondel zu sitzen, und wenn man die Hände ausstreckt, kann man rechts und links im Wasser plantschen — bald wieder glaubt man sich in einem stillen Gärtchen, denn die Laternen sind als Krönung auf so etwas wie vergrösserten Croquetreifen angebracht, wie unter Lauben geht man durch, wie unter der lieblichen Dekoration eines Frühlingsfestes. Phantastische Kreise verjüngen sich in den Seitenwänden dieser Gartenlauben und wie ein Spalier schlingen sich die schrägen und die senkrechten Eisenträger empor. Man sieht förmlich schon die Lampions für italienische Nächte an ihnen hangen. Und auch die hohen zwei Türme in der Mitte sind zart durchbrochen, nicht massiv, wie Turngeräte für die Kinder dieses reichen Gartens stehen sie da . . . Kettensteg, o, mir wird ganz weh ums Herz, du Symbol einer graziösen Zeit, in der sich niemand (auch keine Brücke) so sehr anstrengen musste, wie heutzutage. Eleganter, ziemlich wenig nützlicher, sympathischer Kettensteg, oft hat mich die Schönheit Deiner edel gespannten Linie erlabt an Abenden, wenn Du grau vor dem weissen Himmel Deine metallenen Flügel wie zu einem grossen ewigen Auf- und Davonfliegen zu heben schienest. Deine Regenfarbe, Deine schlanke Kraft, alles wollte Dich in den Himmel weisen, in das Eden der Brücken, wo man nichts mehr tragen muss, nur hübsch ausschauen, und wohin Du nun bald friedfertig zurückkehrt. . .

Doch nein, ich habe das Gerücht vernommen (möge es nicht lügen), dass man Dich als immerhin noch brauchbares Objekt einer böhmischen Kleinstadt überlassen wird. Um so besser, dann werden wir an Sonntagen in diese Stadt fahren und Dich inmitten Deiner neuen Umgebung besuchen, mit der Du inzwischen in Deiner Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit schon in gute Beziehung getreten sein wirst. Wir werden Dir Grüsse vom Rudolphinum und von der Schwimmschule mitbringen. Noch mehr, wir werden nachdenklich mit halbgeschlossenen Augen stehen bleiben und visionär Dir als Hintergrund den majestätischen Steinberg Hradschin geben und die wie versteinert stehen bleibenden Wolken über ihm und das baumfrohe Belvedere in einiger Entfernung nebenan. So wirst Du für einen Augenblick vergessen (obwohl Du viel-

leicht und hoffentlich gar kein Bedürfnis hast, zu vergessen), dass Du nur von einem leeren Bahnhof zu einer Gemischtwarenhandlung führst. Wie ein Widerspiel dieses fräuleinhaften Kettenstegs erscheint mir der ungeheure machtvolle imposante Staatsbahnhof. Man wird einwenden, dieser Bahnhof sei ja gar nicht so ungeheuer und imposant, im Gegenteil, es sei bekannt, dass er für den Verkehr sich etwas veraltet und hemmend darstelle . . . Einerlei; das beirrt mich nicht. Dennoch geht von ihm das Gefühl der Grösse, ja der vollen Backen und des Protzentrums aus, weil ihn die Zeit, in der er entstand, für einen kaum erträumbaren Fortschritt und einen Triumph der Welt hielt, diesen ersten Bahnhof in Prag. Etwas Triumphales sehe ich ihm noch heute an, obwohl er den jetzigen Verhältnissen nach ärmlich und unzureichend anmutet. Und eben die Verbindung von dem, was er ist, und dem, was er zu sein sich einbildet, macht das Spassige dieses Bauwerks aus, es ist entschieden die komischste Figur in Prag. Und deshalb, wegen seines entschiedenen Charakters, habe ich ihn wieder lieb. Man sehe nur die naive Gebläththeit jeder Säule in der überwältigend lustigen, engen Ankunftshalle. Jede scheint zu rufen:

„Imposant, imposant, die Aera des Fortschritts, Industrie, Technik, Wissenschaft“. Acht Sandsteinzylinder machen jedem Pilaster den Hof, es herrscht ein spanisches Zeremoniell in dieser Architektur, welches die Reisenden zur Seite drückt. Flügelräder und Lorbeerkränze gibt es in Menge. Dazu noch ein Glasplafond, Oberlicht, ich bitte, das Neueste, die letzte Errungenschaft der Kultur, direkt von der Pariser Weltausstellung importiert. Kann man mehr verlangen, ich bitte . . . So spürt man noch durch die heutige Winzigkeit damaliges Erstaunen und Selbstlob heraus. Eine riesige Uhr, ich bitte, die Zeit in Persona gleichsam, das fabelhaft Präzise, der Ausgang aller Bummelei, der Tod der Postkutschen — diese ihrem Gefühl nach unermessliche Uhr hat die Grösse einer mässigen Zimmeruhr. Nach weiteren fünfzig oder hundert Jahren wird man sie vielleicht in die Westentasche stecken können.

Die tappenden ersten Schritte des Frühkapitalismus, ein Gemisch von Beglückungsphrasen und Abenteuererei mit der Ungeschicklichkeit eines Elefantensbaby: das alles wird am Anblick dieses Gebäudes anschaulicher als in zwanzig Wirtschaftsgeschichten. Und man vergisst vor

lauter Belehrung, dass man des Staatsbahnhofes wegen die „Bastion“ einreissen musste, jene legendären Promenaden, von denen unsere Väter und Mütter so gern erzählen, Erholungsgärten, deren Erinnerung noch wie der Geist einer längstverstorbenen braven Verwandten, die man leider nie gesehn hat, in der Familie waltet.

Auch der „Grosse Bazar“ ist schön, er hat sogar einen farbenprächtigen Glasstern wie einen Orden mitten an seinem Dach; ich aber ziehe den „Kleinen Bazar“ vor. Tritt man vom Obstmarkt aus ein, so glaubt man zuerst in etwas wie den höllischdunklen Tunnel einer Untergrundbahn geraten zu sein. Unheimlich glänzt es von der Decke, ist sie nicht vielleicht aus feuchtem Pappendeckel? Doch nein, ein freundlicher Bierausschank und ein Würstelstand überraschen uns statt jedes kosmopolitischen Raffinements und überhaupt sind wir hier soweit von Amerika entfernt, als wir nur wollen. Hier ist, mitten zwischen hastig belebten Gassen, ein urbürgerliches Idyll, ein Biedermeierheim stehn geblieben. Eigentlich befinden wir uns dem Anschein nach in einem Maleratelier. Ueber uns das Dach mit seinen wunderbar schmutzigen Glasscheiben, die wie Schindeln mit den Rändern übereinander greifen, und gerade in diesen Rändern macht es sich der Russ bequem, so dass er förmlich zu Scharnieren verhärtet. Wie mit schwarzen Fingernagelrändern klammern sich die Gläser aneinander, darin liegt Bohémestimmung, man nannte den Bazar auch früher „Pariser Gässchen“. Wirklich findet sich hier eine Ahnung von Paris, von jener gesunden urwüchsigen Unordnung romantischer Völker, in der alles sich's gut gehen lässt und alle Kunst gedeihlich aufschiesst. Romantisch haust hier ein Papiergeschäft, nicht viel grösser als die Abziehbilder, die man in ihm kauft, — dann ein Kohlenhändler, und da glaubt man wirklich, hier werde aus den alten Hausmauern wie sonst aus Bergen Kohle gegraben, hier führe ein schwarzer Schacht tief in die Fundamente hinab. Wenn man aber näher hinsieht, erkennt man statt der Grubenlichter eine gute Prager Küchenlampe mit der trautgewohnten stilisierten Pilgermuschel als Blechwand dahinter . . . Gegen den Graben zu werden die Geschäfte grösser, aber da erinnert wieder der Boden, mit grossen Steinplatten belegt, an den Marktplatz italienischer Städte. Und wie Schmetterlingsflügel sind paarweise Gläser auf dem Plafond ausgespannt, das geschieht zu Ventilationszwecken. So ist hier alles gemütlich

beisammen, was man braucht, im engen Gehäus findet sich behaglich Mensch zum Menschen, ohne viel Getöse und ohne grelle Maschinen. Das Schönste aber sind die Häuserwände, die man durch das Glasdach sieht. Zauberhaft verschleiert, für ewig den Bazarpassanten nur in dieser geheimnisvollen Form halb sichtbar, ragen graubraune Hofmauern, wie gewichtslos in ihrer zarten Färbung, auf. Man weiss gleich, dass hier besondere, nicht alltägliche Dinge vorgehn müssen. Und wirklich, ich habe gehört, dass im Bazar das erste Prager Delikatessengeschäft „Zum Seemann“ sich auftat, und in einem der mystisch verhüllten Zimmer da oben hat ein Dichter gewohnt, Alfred Meissner.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[2. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Fünftes Kapitel

Um die Tische verbanden sich die Wiener Rohrstühle zu rhythmischen Girlanden. Die Nase eines Trinkers konzentrierte die Kette jäh. Die Lichter hingen klumpenweise von der Decke und zerplatzten die Wände zu Fetzen. „So vernichtet eins den anderen“, bemerkte hierzu der jugendliche Maler Heinrich Lippenknabe.

„Ich bin darauf dressiert, überall die Negation aufzufinden.“

„Ja, trotzdem: die Gemütlichkeit der Vernichtung ist das Interessanteste. Lachhaft ist die Gespanntheit von allem. Ich bedaure, dass sich Kunst und Philosophie die Aufgabe stellen, dies immer Fragmentarische als ruhende Form zu geben. In unserem Energieverbrauch muss es Teilungsgewohnheiten geben. Die Energie der Form verbirgt oft allzu heftige Angst vor Erweiterung, beweist den Rhythmus der Müdigkeit.“

Immer beschäftigte es mich, alles nur vorläufig zu betrachten. Immer stiess ich auf Zustände der Völker, wo diese ablassend von strengen Werten nach kurzer Irre sich der Kunst zuwandten und hier sich Absolutes erschlichen mit dem Unterbewusstsein, dies sei erlaubt; sie führten nämlich ihre ästhetischen Gründe an in artistischem Sinne. Bald vergassen sie diese und hatten gemächliche Werte, auf denen es sich bequem ausruhen, arbeiten und leben liess. Das Aesthetische reagierte ethisch ab, zunächst mit Uebertreibungen.

Ich gestehe mit Vergnügen, bemerkte ich, dass sich aus der symbolischen Kunst eine Formkunst bei einigen Begabteren abtrennte; aber vielleicht schuf das Symbol das Artistische, da dieses die Grenzenlosigkeit des ersteren überwinden musste, woraus sich die heutige Scheidung ergibt.

Fiel es Ihnen nicht auf, dass die früheren Christen durch die Bilder disputieren; und denken; und gerade darum waren sie zur grössten Energie der Form und zur beständigen sinnlichen Variation eines in sich stille Bleibenden gezwungen.“

Bebuquin sagte: „Das Verdienst Schopenhauers, die Ruhe als Wesen aller Dinge und Subjekte eingeführt zu haben, ist stets hervorzuheben. Er gab damit die unbewegte Idee Platos wieder, das strenge, unberührte Gesetz; aber fürwahr, das Wesen ist ein Nichts. Doch ist die Reduzierung auf Eindrücke peinlich. Schwerlich werde ich mir einmal über den Produktiven klar. Dieses kindliche Suchen nach einem Anfang wird mich schädigen.“

Euphemia trat in das Café ein. Das gelbe Licht gab ihren Röcken, — die sich wie Wogen von Rudern bewegten, über ihren straffen Beinen schäumten, — Konturen, die in ihrem Hut zusammenliefen und an dem weit überhängenden Federbouquet ihres Hutes versprühten. Man hatte sie seit langem nicht mehr gesehen, da sie mit einem Knaben niedergekommen war. Die Geburt war für ihren Körper anscheinend vorteilhaft gewesen. Unwillkürlich dachte Bebuquin, an dem Kinde habe sie sich ihres Fettes, ihrer bisherigen schlechten Erfahrungen entledigt. Sie sah geradezu jungfräulich aus.

„Was ist doch das für ein Unglück, dass wir Männer vom Weibe kommen.“

Euphemia: „Nun, mein Junge, wie habe ich mich erholt?“

Heinrich Lippenknabe hub aber ein Lied an, das der bleiche lange Piccolo mit dem Rauschen der Vorhänge und dem Klingen der metallenen Schnürgriffe akzentuierte.

„Weit stinkt uns die Einsamkeit entgegen.“

Auf allen unseren grauen Wegen

Krallt unser Auge sich an einen blauen Fleck die Einsamkeit;

Es ist ein dunkelklitschig Zimmer

Ohne Wände, doch hat keiner ihre Höhe je ermessen.

Um uns tanzt der Kosmos voll Finessen,
Doch fällt auf mich kein Schimmer.“

„Hören Sie mit dem Blödsinn auf. Ich möchte die ganze Geschichte in mich konzentrieren.“

„Das können Sie ohne weiteres, glauben Sie es einfach.“

„Ich dachte schon oft, dass unsere Meinungen als strenge Umkehr der Tatsachen aufgefasst werden können.“

Negation besagt gar nichts, ebensowenig die Bejahung. Das Künstlerische beginnt mit dem Worte anders. Künstlerische Formen können sich dermassen verfestigt haben, über die Dinge hinausgewachsen sein, dass sie einen neuen Gegenstand erschaffen. Ihnen ist die Welt zum Greuel geworden, die sich dem Maskenspiel des Dichters opfern soll. Aber wir sind in unser Gedächtnis eingeschlossen, auf Tautologien angewiesen — ich sehe dabei von der Existenz des Wortes „Form“ ab.

Das Wesentliche dieses Wortes ist, dass es mit Nichts alles enthält, aber zugleich mehr ist, als Begriff oder Symbol. Auf der einen Seite geht es über das Logische weit hinaus und lässt von der Erfahrung bedeutendere Merkmale zurück; sie besitzt Selbstbewegung. Ruhe und Bewegung sind zugleich in ihr eingeschlossen. Das Symbol gab die Vor- und Nachfolgen der Form, das empirische und ein fremdes; die Form aber verbarg sich ungesehen zwischen den beiden Gliedern. Die Form weist auch über die Kausalität hinaus, zugleich besitzt sie vorzüglichere Eigenschaften, als die Idee; sie ist mehr als ein Prozess. Vor allem aber vermag sie sich mit jedem Organ und Ding zu verbinden; da ihre Verpflichtung an die Gegenstände eine denkbar lose ist, gebietet sie diesen ohne Vergewaltigung. In ihr beendet sich die christliche Verneinung der Gestalt; gerade jene wird von ihr erstrebt mit den reinen Kräften der Seele. Der Christ gab nie ein wenigstens scheinbares Endresultat, er verneinte und vergewaltigte krampfhaft. Vielleicht gebietet die Form neue Gegenstände; sie ist von ihrem Ursprünglichen entfernter, als der Begriff, und eine Deduktion von ihr ist durchaus von einer begrifflichen unterschieden. Die Anschauung gewinnt in ihr eine Kraft, die vorher dem Begriff allein zugesprochen wurde.“

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

HJAMAR BERGMANN, Amouren. Novellen. (Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mark.

Es sind im Grunde tragische Schicksale, die uns hier vorgeführt werden, aber was Bergmann uns mit zwingender Kraft empfinden lässt, ist der Humor dieser Tragik. Es sind Dramen des Alltags, trivial und erschütternd, das Pathos der Mediokrität ist in ihnen lebendig und ihre Katastrophen sind zugleich närrisch und erhaben. Dieses deutsche Mädchen, das auf sonderbaren Wegen zur Wirtin eines unfragwürdigen Etablissements in Patras wird, und dieser wunderliche Priester, der ein Mörder und ein Mystiker ist, und all die anderen, deren gemeine und heilige Amouren dieses Buch erzählt, sie alle sind verbunden durch den alles Tragische absorbierenden Humor eines weltkundigen und weltliebenden Herzens.

IRENE FORBES-MOSSE, Der kleine Tod. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geheftet 3 Mark, in Leinen 4 Mark.

Es ist das Tagebuch einer jungen Frau, die an Erlebnissen und Betrachtungen so reich ist, dass es der äusseren Handlung nicht bedarf. Alles was Menschen einer zarten und musikalischen Seele leuchtet: Erziehung, Lektüre, Spaziergänge, Bekanntschaften, die kleine Umgebung des Alltags, die Pracht und Roseneligkeit der Natur, alles das spiegelt sich in ihrem Innern und wird mit einer harmonischen Geruhigkeit und sicheren Grazie vor uns gebreitet, deren Stimmung noch in uns nachklingt, wenn wir das Buch schon lang aus der Hand gelegt haben.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheunungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

DAS BUCH DES LAPPEN JOHANN TURI. (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. 6 M., geb. 7,50 M.

JUERGEN JUERGENSEN. Die grosse Expedition. Ein Kongoroman (Rütten & Löning). Geh. 4 M., geb. 5 M.

Zeitschriftenschau

PAN. Nr. 35 enthält: Alfred Kerr: Das Jagdbuch; Kurt Hiller: Homosexualismus und deutscher Vorentwurf; Vindex: Herren der Erde; Kerr: Meyerheims Rosse u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

8

geben! **Hablos Zigaretten** haben keine Konkurrenz! Kenner rauchen nichts anderes.

Fabrik Hauptgeschäft
BERLIN W, Königin Augustastraße 23

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Appell an die Scham / Professor Dr. Mynona: Ostwaldt, Haeckel, Harnack / Kurt Hiller: Apfelsinensozialismus / Victor Noack: Der Klientopp / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Paul Boldt: Liebesmorgen; der Turmsteiger / Max Herrmann: An eine Jüdin in Schwarz / E. Hoffmann: Hochsommer / Gesindel / Russlands Judenpolitik / Dem Berliner Tageblatt wird telegraphiert / Gegen den Pantheismus / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau.

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 31

INHALT

- Alfred Wolfenstein Herrenhaus der Zukunft
G. Fuchs Volksversicherung und Sittlichkeit
Kurt Hiller Zu Brods „Arnold Beer“
Ernst Blass Nehmen Se jrotesk — det hebt Ihnen
Otto Pick Der Damenimitator
Carl Einstein Bebuquin (Roman)
Paul Boldt Nacht für Nacht
Max Herrmann Mittag im Krankenhaus
Herr Dr. Magnus Hirschfeld — Acker — Hier gähnt 'ne Tiefe
deutschen Seelenlebens — Literarische Neuerscheinungen —
Vornotizen — Zeitschriftenschau.

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

**VERLEGER
SPAREN VIEL GELD**

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

**ZEITSCHRIFTEN-
UND WERKDRUCK**

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 31 :: 31. Juli

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

HERRENHAUS DER ZUKUNFT

Von Alfred Wolfenstein

Die Politik ist das
moderne Schicksal.
Bonaparte.

Der Berliner Kulturhistoriker Kurt Breysig fordert seit langem eine politische Neuerung von gewaltigem Wert. Eine Umwälzung des deutschen Staatslebens. Und an das Ende seiner „Tag“-Aufsätze in voriger Woche stellt er den direkten Hinweis auf die Nutzlosigkeit der Theorie und die Herrlichkeit der Tat.

Er fordert etwas von allen Gutgesinnten unter uns Ersehntes:

Es soll ein Parlament der „Notabeln des Geistes und der Kraft“ gebildet werden. Das sind: nicht die, welche zu einem Stande, zu einer Partei, zu einem Interessenbunde zugehörig sind, — gar nicht zugehörig sollen sie sein, sondern zusammentreten sollen dort Persönlichkeiten. Nicht die im praktischen Sinne Erfolgreichen, sondern die irgendwie Schöpferischen. — Ihre Weisheit ist vererblich, denn jeder ernennt selbst seinen Nachfolger. Mit Leichtigkeit wäre solche Versammlung ins Leben zu rufen, denn keiner Verfassungsänderung bedarf es, da jenes Geisterhaus neben Bundesrat und Reichstag nur beratende, ideale Stimme haben würde.

Welch ein Bild gäbe dieses Parlament! „Unsere ersten Künstler sollen dort neben bedeutenden Forschern sitzen; Kirche und Glaube in allen Denominationen vertreten sein, auch noch die ungläubig-gläubigen Monisten. Ferner alle schöpferischen Führer der Volkswirtschaft, . . .

alle Meister der Technik, alle grossen Heerführer. Neben die Vertreter der Universitäten müssten die besten Schulmänner der mittleren wie der Volksschulen, die Publizisten und Zeitungsmänner treten. Die Meister vom Handwerk sollen nicht fehlen, noch bäuerliche Wirte von bewährtem Ruf, am wenigsten aber ausgezeichnete und nicht zu wenige Mitglieder der Arbeiterklasse: ein Herrenhaus ohne die blutigsten Brandreden von Sozialisten würden sehr unvollständig sein. Und Gesellschaftstheoretiker des Anarchismus wünschte ich ihm noch dazu . . .“ („Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen“ S. 39-40.)

So lautet der wunderschöne Vorschlag . . . doch freilich ist es Professor Breysig, der Vertreter seiner Weltanschauung, der diesen Vorschlag macht. Und ihm ähneln die, welche zur Ausführung die Mittel hätten, ziemlich innig: die traditionell Beamteten bis hinauf zur Spitze. Würde die Erfüllung durch diese nicht weltenweit neben unsere Wünsche treffen?

Es sind die Individualaristokraten. Wie sie alle, ist ihr Erfinder Breysig kein Kondottiere, sondern nur eine Reformatornatur. Er stammt von Luther, nicht von Friedrich Nietzsche. Breysigs Enthusiasmus für Nietzsche deckt sich nicht mit Breysigs Natur. Denn diese liegt sehr nördlich; menschliche Sinnlichkeit ist ihr im Grunde ein Oxyoron, Reinheit und Ordentlichkeit beflügeln sie darüber hinweg. Sein Kopf ist umfriedet von den Grenzen des Deutschen Reichs; drau-

ssen aber ist Ausland. Jenes Volk, das unser Erbfreund ist, trägt ihm bestimmt zu rote Hosen. Die „Rasse“, Chamberlains Rasse, schmiegt ihre blonde Wange an die ernste Kindlichkeit der Breysigschen Ideale . . . Zwar hält er gleich Nietzsche die Masse dazu an, dem Hinaufstieg Einzelner zu dienen; aber wenn Nietzsche den Uebermenschen will, möchte Breysig etwa den Adligen (des Blutes und der Leistung). Es ist ein häusliches Nietzschetum und steigt nur bis zum Giebel, nicht zum Gipfel. —

Parlament nun ist der Ort des Redens. Hier sollten, denke ich mir, durch die Macht des Mundes . . . nicht Wunder, aber Wirkungen geschehn. Hier sollte ein Geist den anderen unmittelbar und plötzlich anrühren, sollte überzeugen mit breitem Donner oder anmutigem Hauch oder scharfem Blitz. Was von draussen mitgebracht wurde, all der gefälschte Klang des konkurrierenden Lebens, — soll hier ohnmächtig hinfallen vor der Wirkung der sprechenden Persönlichkeit. Die so sublimierte Sphäre dieser Versammlung müsste in alle Strassen hinausfließen, sie mit höherer Luft erfüllen, und das Volk würde in keiner anderen mehr atmen wollen. Die Worte, die Beschlüsse dort gäben in überlegenen Linien den Plan ab, nach welchem die ausführenden Häuser — Bundesrat, Reichstag — die Gesetze fertigstellten.

Das haben wir noch nicht! Und wir ertragen nicht mehr, was wir haben: Diesen Zoo von Parteigehegen, wo jede Gattung ihren festgelegten Schrei hat, und die einen von den andern und das Volk von allen vorausweiss, ob sie blöken oder bellen oder brüllen oder wiehern werden — und eine Ueberraschung, eine sozusagen persönliche Wirkung nicht mehr möglich ist. Aus diesen „Interessen“-Verkörperungen schlägt man keinen Funken Geist mehr heraus. Ihre Temperamente beschränken sich auf (Gelächter) und (Lärm). In stumpfsinnigem Wechsel überkreuzen sich links und rechts Klatschen und Zischen.

Dass zum Leben Kunst, zur Politik Philosophie nötig ist, nötig! ahnen von den 397 die letzten 7.

. . . So wäre es denn herrlich, wenn wir ein Parlament der Kultur erhielten. Aber, o preussische Individualaristokraten, werdet ihr die wahren Führer unserer Gegenwart hineinnehmen? Wen nähmt ihr — von uns Wichtigsten zu sprechen — unter den Künstlern? Gerhart Hauptmann, unseren liebsten Deutschen; Heinrich Mann, unseren liebsten Undeutschen;

Simmel, der auch Professor in Berlin ist, doch ewig ausserordentlicher; Frank Wedekind, der auch ein Moralphilosoph ist; Busoni, ein Musiker, Liebermann, Lederer, Bassermann — nicht der Friseur, sondern der Schauspieler —, Th. Th. Heine —: Kämen denn diese hinein? Oder statt ihrer Ganghofer und Frenssen, von allen Nichtalphabeten gelesen; H. H. Ewers (dessen Beurteilung mit einem Po nicht erschöpft wird); Artur Kampf und Schmidt und Schulz, Hoflieferanten in Porträts und Achillesstatuen; Siegfried, Wagner Nachf.; und die Känte, Hartmänner, Hegele, namhaften Psychologen an den Fakultäten rings . . .?

Wenig wäre zu hoffen, alles zu erwarten. Der Simplizissimus aber, der seit 15 Jahren fürchterlichen Ernst macht, oder die Neue Rundschau müssten zum Thing Vertreter senden, und die Theater und Verlage, die wir meinen.

Wie ist es mit den Frauen, o stummer Herr Professor? Ist es damit . . . Roethe? Es müssten aber mindestens so viel Frauen wie Geister darin sein, damit ihre Sachenhaftigkeit ein Gegengewicht gebe und selbst dies hohe Haus dem Flug der Erde folge.

Darin sein müsste die klingende Trompete, welche Alfred Kerr heisst!

Darin sein müssten zahlreich die, welchen unser liebes Vaterland so viel verdankt (viel mehr, als ihre feigen Zeitungen euch verraten): die Juden. Die wieder geborenen Juden, etwa Moritz Heimann, Walter Ratbenau. Individualaristokraten sind sie nicht, doch feinste Intelligenzen von alters her, und der Menschen Einsamkeit — nicht Einzelheit — empfindend.

. . . So müsste (und auch in den anderen Teilen so) jenes Parlament gestaltet sein, damit es nicht wieder eine „Menschen-Maschine“ ergebe. Damit es der stringierenden Geistlosigkeit im heutigen Staate, der Geldkultur entgegentrete.

. . . Denn das Deutsche Reich soll nicht den deutschen Geist kosten.

Volksversicherung und Sittlichkeit

Von G. Fuchs

Als der Plan einer von den Freien Gewerkschaften und den Arbeitergenossenschaften gemeinsam zu errichtenden Volksversicherung auftauchte, hatten sich der Abgeordnete Erzberger und andere Herren mit Erfolg bemüht, das Streben der Arbeiter, ihre wirtschaftliche Lage

auf eigene Faust, ohne Inanspruchnahme staatlichen Wohlwollens, zu verbessern, höchst gemeingefährlich zu finden. Aber erst in diesen Tagen ist es Herrn Geheimrat Kapp gelungen, in einer auf dem landwirtschaftlichen Genossenschaftstage gehaltenen Rede das befreiende Wort zu sagen. Er bezeichnete die Volksversicherung als gegen die guten Sitten verstossend und hat damit andeuten wollen, wie die Selbsthilfe der Arbeiter in ein stilles Jenseits zu befördern ist. Die entsittlichende Wirkung der Volksversicherung soll nach Geheimrat Kapp darin bestehen, dass die Volksversicherung zwar vorgibt, die ihr anvertrauten Spargelder in Altersrenten und Sterbegelder umzusetzen, in Wirklichkeit aber nichts anderes im Schilde führt als eine Stärkung der sozialdemokratischen Parteikasse.

Nun verbietet ja das Gesetz bereits allen genossenschaftsartigen, auf einen wirtschaftlichen Zweck gerichteten Verbänden die politische Betätigung, und eine Verletzung dieses Gesetzes würde unweigerlich die Aufhebung des Versicherungsinstituts zur Folge haben.

Aber auch wenn der Zwang des Gesetzes nicht bestünde, würde schon die Rücksicht auf die Versicherten strikte politische Neutralität fordern. Bekanntlich gehört nur ein Teil der Gewerkschafts- und Genossenschaftsmitglieder der sozialdemokratischen Partei an. Die Leistungsfähigkeit der Versicherung aber ist abhängig von der Zahl ihrer Mitglieder, und sie würde eine beträchtliche Einbusse an Rentabilität erleiden, wenn sie den Kreis ihrer Mitglieder auf diejenigen beschränken wollte, die damit einverstanden wären, ihre Ersparnisse anstatt als Altersschutz zur Entlastung der Parteikasse zu verwenden. Die Volksversicherung ist doch weder der erste noch der einzige Wirtschaftsbetrieb der Sozialdemokratie nahestehenden Arbeiterbewegung! Warum wird denn gerade ihr ein so hohes Mass von Gefährlichkeit zugemutet? Wenn es wirklich der Sinn der wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen wäre, die Finanzkraft der Partei zu stärken, dann hätte der Millionenbesitz der Arbeiterkonsumvereine schon längst für diesen Zweck verwendet werden können. Das geschieht aus den gleichen Gründen nicht, die auch die Volksversicherung zwingen, strengste politische Indifferenz zu bewahren.

Nach menschlicher Voraussicht wird just das Gegenteil der von Herrn Geheimrat Kapp befürchteten Wirkungen eintreten. Gerade die Organisationen der Arbeiterbewegung, die dar-

auf abzielen, eine Stärkung der Konsumkraft auf rein wirtschaftlichem Wege zu bewirken, werden, anstatt auf die politische Propaganda, vor allem auf die Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit bedacht sein. Es gibt ja kein wirksames Agitationsmittel als Verbilligung der Lebensmittel und zweckmässige Verwertung der Ersparnisse! Das führt den Arbeitern die Vorteile des organisierten Zusammenschlusses deutlicher vor Augen als eine noch so gut trainierte parteipolitische Ueberredungskunst. Es wäre deshalb kompletter Wahnsinn, wollte man die Rentabilität der genossenschaftlichen Betriebe zugunsten der politischen Propaganda einschränken. Je mehr die Arbeiterbewegung dem einzelnen Arbeiter nicht nur die Sorge um die Erhöhung, sondern auch um die Verwertung seines Einkommens abnimmt, umso unentbehrlicher wird sie nicht nur für seine soziale, sondern auch für seine persönliche Existenz. Je rentabler die Genossenschaftsbetriebe, um so grösser ihre Anziehungskraft, um so grösser die Masse der verfügbaren Kapitalien, um so grösser die Möglichkeit, Macht über den kapitalistischen Produktionsprozess zu gewinnen, um ihm im sozialistischen Sinne zu beeinflussen. Gerade die politische Neutralität der Genossenschaftsbetriebe verlangsamt nicht, sondern fördert die Herbeiführung des Sozialismus, auch wenn sie vielleicht nicht zur Verbreitung sozialistischer Dogmen beiträgt.

Ist es schon staatsgefährlich, den Leuten den Geschmack an dem Wohlwollen des Staates und der ihn stützenden und durch ihn gestützten Parteien zu verderben, so ist es zweifellos noch weit staatsgefährlicher, dieses Wohlwollen überflüssig zu machen, Wohltun ist Macht; wenn aber dem Wohltäter die Betätigungsmöglichkeit entzogen wird, dann verliert seine Macht den öffentlichen Kredit: Erwägungen dieser Art werden es wohl gewesen sein, die Herrn Geheimrat Kapp veranlasst haben, die ihm zweifellos wohlbekanntes Tatsache zu verleugnen, dass schon das Gesetz jede politische Aktion der Volksversicherung ausschliesst. Die Sache muss sich allerdings einem auf Umsturz eingestellten Auge als so verwickelt präsentieren, dass die Logisierung der Tatsachen zu ihrer Bewältigung nicht ausreicht. Umsturz ist es, dem Kapitalismus mit dem Munde Insulten an den Kopf zu schleudern, während man mit den Händen recht brav an dem Ausbau der Sozialgesetzgebung arbeitet. Umsturz ist es aber erst recht, wenn man sich des Kapitalismus bedient, um ihn mit der stil-

len Gelassenheit eines Geschäftsmannes zu revolutionieren. Hetzen also ist gefährlich, nicht hetzen aber auch. Der Sozialist hat es unter solchen Umständen schwer, es den Herren recht zu machen.

Der Arbeiter wird daher am besten tun, nach seinem eigenen Kopf zu handeln und mit der Errichtung der Volksversicherung ruhig fortzufahren. Denn für die Dauer kann man eine Institution nicht nur deshalb verbieten, weil sie die Umsturzgefahr vermehrt, indem sie das Leben von Umstürzern zu verlängern trachtet.

Glossen

Acker

Heutige Landlyriker übersehen oft, dass ein andres Antlitz die Produktion von etwas zur Düngung des Ackers, ein anderes die von etwas zur Besingung des Ackers Berufenem trägt.

Was aber, wenn einer ein Kind der Scholle, das zum „Herrgott von Preussen“ betet, so echt und gewiss ist, wie . . . wie etwa der alte Dessauer ein jüdischer Grosskaufmann war?

(Für die psychologische Erschliessung dieses Typs hat Hiller viel getan.)

Man hat einen heissen Traum: . . . man ist ein Ackersmann, . . . ein Bodenständler . . . und streut den Samen aus.

B l a s s.

Herr Dr. Magnus Hirschfeld

hat bisher nicht die Zeit gefunden, Antwort zu geben auf die einfache Frage, ob er gegen Adolf Brand überhaupt eine Privatbeleidigungsklage angestrengt hat.

Hier gähnt 'ne Tiefe deutschen Seelenlebens

Ein Freund der AKTION im Holsteinischen sendet mir dies „liebliche Produkt patriotischer Poesie“, das er der „Kreuzzeitung“ entnommen hat. Unser Freund hat die Absicht, sich dem neuen Schiller begeistert zu Füßen zu werfen für diese Gabe. Vorher aber wünscht er einige Deutungen, Erklärungen, die ihm der Kreuzzeitungsdichter kaum vorenthalten kann. Es folgen Gedicht und Fragen:

Königin Luise

Von Max Brewer

(Zum 19. Juli, dem Todestage der Königin.)

Nehmt alle Rosen, die in Deutschland blühen,
Und legt sie dieser Königin aufs Grab,
Die ihrem Volk im feurigen Erglühen
Sich selbst dahin wie eine Rose gab,

Neugier: Wie aber gibt sich eine Rose
ihrem Volke in feurigem Erglühen hin?

Ein Liebling auf dem Schoss von Goethes Mutter,
Ins Leben trat mit freigewecktem! Sinn,
Für Schiller schwärmend und erfüllt von Luther,
Geschaffen wie zur Deutschen Kaiserin . . .

Neugier: Wie kann man als Liebling auf
dem Schoss von Goethes Mutter ins Leben treten?

Sie trug den ersten Kaiser unterm Herzen,
Der aus dem Sande Brandenburgs entspross,
Als wenn ihr Gott bestimmt, dass sie in Schmerzen
Das karge Land mit Tränen erst begoss —

Neugier: ???

Ach, der Geschichte göttlich dunkles Weben
Ist wie ein Mutterherz an Schmerzen reich,
Ihr Sohn gekrönt . . sie ein zerschmettert Leben . .
Der Ernte er und sie der Furche gleich! . .
Wie aus dem Schoss der heiligen Mutter Erde
Im Frühling strömt ein warmer Schollenduft,
Weht wie ein Mittag-Rauch vom Heimatherde
Ein blauer Hauch um ihre Marmorgruft —

Neugier: Musste dieser Uebelstand am
Mausoleum nicht beseitigt werden? . .

Sie ist das Erdreich, dem wie goldne Aehren
Entreift ein neues, herrliches Geschlecht,
Das mit der Wucht von unbesiegten Heeren
In Frankreich furchtbar ihren Tod gerächt!

Neugier: Wer sie? Die Marmorgruft?

Der junge Bismarck weinte tief erschüttert,
Als bitter er dein Schicksal mitgeföhlt,
Er nahm die Fahne auf, die schaftzersplittert
Heinrich von Kleist im Tod umklammert hielt,
Der wie ein Ritter mit zersprungnem Degen
Luisens Thron verblutend noch bewacht

Neugier: Wer verblutete? H. v. Kleist?
Luisens Thron?

Und Bismarcks Zorn entflammt zu Hammer-
schlägen

Im Donner einer neuen Hermannsschlacht!
Hier rauscht ein Tiefquell deutschen Seelenlebens.
Hier knie, Volk! . . und schöpfe mit der Hand
Geweihetes Wasser heiligsten Bestrebens
Zu neuer Tat fürs alte Vaterland,

Neugier: Muss das Bestreben Wasser sein?
Hier floss die Träne, die Luise weinte,

Neugier: Kann diese Zeile nicht zum ge-
flügelten Wort erhoben werden?

Als Schillers edler Dichtermund sich schloss,
Still mit dem Sandwirt ihren Schmerz vereinte,

Als man sein Herz in Mantua erschoss! . .
 O lernt wie sie die deutsche Heimat lieben,
 Die feindumdroht der Liebe stets bedarf,
 Auf die mit Kolbenschlag und Säbelhieben
 Sich mehr als einmal halb Europa warf,
 Neugier: Auf wen bezieht sich das Relativ?

Und der doch Gott auf diesem Kampfplaneten
 Hat anvertraut das hehrste Menschengut,
 Und die schon manchmal lag in Staub getreten,
 Wie einst Luisens königliches Blut! . .
 Wie eine Rose, deren Blätter fallen,
 Das Land erfüllt mit wunderbarem Duft,
 Schwebt tröstlich wie gesandt aus Himmelshallen
 Ein blauer Hauch um ihre Todesgruft . . .
 Neugier: Wo gibt es tröstlich schwebende
 Rosen? . . .

— — — — —
 Hoffentlich wird die Kreuzzeitung die Fragen
 beantworten. P.

Nehmen Se jrotesk — det hebt Ihnen

Ein alter Mensch trinkt eine „Weisse mit“.
 Die Sonne glotzet laut und unablässig.
 Vier Leute kommen heim von einem Ritt.
 Ein Kritiker wird plötzlich sehr gehässig.

Betthasen schwirren schweinisch, aber nett.
 Ein Oberlehrer kauft sich einen Kragen,
 Er hat den alten nun genung getragen.
 Ein flacher Neger starrt in die „B. Z.“.

Der Himmel hängt wie eine Dyspepsie
 Herab auf Wilmersdorf, die Dichterstadt.
 Ein Puter putert sich verzerrt und matt.
 Und eine Henne ruft: Kikeriki.

Berlin

Ernst Blass

Zu Brods „Beer“

Von Kurt Hiller

Vorliegt ein Auftrag meines Gemüts an mich,
 über „Arnold Beer“ etwas zu äussern. Ueber
 „Arnold Beer, Das Schicksal eines Juden“, Roman
 von Max Brod.

Ich bin nicht, wie Karlchen Miessnick-Tubutsch
 anonym versichert hat, „Besprechungskünstler“;
 sondern Weltverbesserich; mithin jemand, der
 es zum Beispiel unausstehlich findet, Erzähl-

bücher zu künstlerischem Referierhaché zu ver-
 arbeiten.

Extrakte geben, ist Wahnsinn. Denn ein guter
 Epiker fasst sich so kurz wie möglich; noch
 grössere Kürze würde immerdar Auslassung,
 Verballhornung, Fälschung sein. Ein schlechter
 Epiker hinwider, als welcher sich zu sei-
 nem Vorteil extrahieren liesse, wäre diese Ar-
 beit nicht wert.

Brod ist ein guter Epiker. Ich extrahier ihn
 nicht. Ich sage bloss:

Bis zu Seite 64, Zeile 5, gibt er, mit hundert
 Einzelzügen, das universale Bild eines mittleren
 intellektuellen Grossstadtjudenjünglings (der
 zwischen Philosophie und Fussball, Sanskrit
 und Experimentalphysik, Polemik und Mon-
 dänik, heldischem Organisieren und bleich-ver-
 zweifelnder Autodiagnose fieberhaft schwankt;
 auf der manischen Spitze: König und Liebling
 seiner Kumpanei; auf der depressiven: sich
 klammernd, Sklave, an die Wollust, Briefmarken
 zu sammeln) . . : Doch ab Zeile 6 beginnt das
 Un-Universale; beginnen selbstzweckige Sonder-
 Züge.

Pünktlich Zeile 6 (Seite 64) nimmt Brod ein
 titanisches Vergrößerungsglas zur Hand und
 hält es über (. . von der Sexualkiste schweig
 ich) . . über zwei jener Spezialfakta, die auch
 Seite 1 bis 64 vorhanden sind; sogar in Hülle
 und Fülle; aber enteinzelt, entstofflicht, zu Cha-
 rakterologie destilliert, vorhanden sind. Zwei
 Episoden (Flieger-Unternehmen und grossmüt-
 terliches Dorf), die — sub specie nicht aeter-
 nitatis, aber der typuspsychologischen Absichten
 des ersten Teils und seiner reisigen, eiligen, pa-
 nischen Technik — auf je einem viertel Bogen
 erledigt werden müssten, vergrössert Brod so
 enorm, dass sie — Seite 64 bis 171 — den
 Rest des Buches füllen.

Dieser Rest, in aller Famosheit seiner Dar-
 stellung, bleibt: Breite, Behagen, Faktuosität,
 Deskriptionismus. Ein Näsler aus Thüringen
 hat dem „Schloss Nornepygge“ (Brods Faust-
 buch; und nicht nur Brods Faustbuch)
 „Mangel an epischer Breite“ vorgeworfen (kaum
 öffentlich, sondern während eines neupathetischen
 Gesprächs); „Beer“ würde den Näsler zufrieden-
 stellen . . .

Die „Allgemeinheiten“ des ersten Drittels
 rühren mich viel heftiger als die subtileren De-
 tailbeschreibungen im Rest. Die Formeln hefti-
 ger als die Fabeln.

Ich schätze einen Dichter nicht deshalb hoch,
 weil er Ereignisse erfindet; sondern deshalb,

weil er das Dasein formuliert. Zugegeben, dass man es durch Ereignisse formulieren kann —: so würde eben zu bestreiten sein, dass die Ereignisse hier im „Beer“-Rest es formulieren.

Zugegeben, dass man es durch Ereignisse formulieren kann —: so wäre zu bemerken, dass jedem Ereignis in jedem Zusammenhang eine gewisse Wertigkeit (als Daseinsformel) zukommt; und dass die Wertigkeit der Ereignisse im „Beer“-Rest . . . acht Seiten, aber eben nicht hundertundacht Seiten beträgt. (Bei den grossen Zusammendrängern: Kerr, Hardekopf, Heinrich Mann, auch dem frühen Brod — man denke an die Prachtrede der „deutschen Dichterin und Denkerin“ Johanna Tock! —, überragt die Wertigkeit die Seitenzahl.)

. . . Wir sind keine Kinder; was sollen uns Fabelnerfinder!

Wir Republikaner sträuben uns . . . wogegen? Gegen Zeitverschwendung durch Kontempriererei. (Darum ärgern uns auch die Herren von der „reinen“ Erkenntnis. Wir sind, Benthams Wort zu gebrauchen: Deontologen; nicht: Ontologen.) Kunst, als ein Begriff, der ein gewisses langsames Tempo, der Andante, Geruhigkeit zum Bestandteil hat; Weltentrücktheit, Kampfentrücktheit, behäbiges Dringen zu den sogenannten Gründen; als ein Begriff, in den Aufstacheln zu neuen Taten nicht hineingehört (— Daseinsformeln, ob auch ohne essbares Ethos, stacheln auf!) . . . : Kunscht rutscht uns Republikanern den Puckel runter. Ein Optimismus, der — trotz Pascal, trotz Schopenhauer, trotz Max Steiner — gestaltend kämpfte und kämpfend gestaltete, o b w o h l er die Aussichtslosigkeit des Kampfs, schlimmer: die Sinnlosigkeit des Gestaltens voll fühlt, . . . ein auf diese Art h e r o i s c h e r Optimismus würde uns auf seiner Seite haben. Aber bürgerlicher (wenn auch höchst-kultivierter) Deskribentenfrohsinn, der — bei allem Jammer der Erde und der Seele — zu Ausführlichkeit, Detailtreue, liebevoller Menzelei Zeit findet; der im Staube liegt, „artistement“, vor „petits faits“ (Nietzsches wundervoller Einwand gegen Flaubert — den jetzt gerade die Besten so toll vergöttern!), — diese Sorte Optimismus dünkt uns ruchlos. Für Frohnatur und Lust zu fabulieren fehlt uns jedes Verständnis. Wir sind nicht, was heute die Nicht-Schweine leider zumeist sind: sozial fühlende Kaffern; . . . aber, angesichts der mitteleuropäischen Zustände (man lächle nicht!: Schulfolter! Strafrechtswahnsinn! Wohnungselend! Militarismus! Asketismus! Historismus!

Idiotenregiment!), Geschichtchen zu dreheln, Tatsächliches gemütlich zu schildern, Ausgedachtes gemütlich zu schildern (im Tempo und mit Prinzipien des erleuchteten Brillenblödiens Gottfried Keller) —: wir halten das einfach nicht aus. Wir halten diesen Optimismus nicht aus. Wir halten, halten, halten, halten diese Geduld nicht aus.

Wir finden dergleichen langweilig; und namentlich dann, wenn es uns sehr unterhält. Dann kommt man sich geniesserhaft, luxuriös und unsittlich vor.

Anekdoterichen der Rheinprovinz (die übrigens, wenn sie, ohne Kunschtprätention, über Nutzen und Nachteil der Kinematographentheater in die Frankfurter Zeitung schreiben, sehr Tüchtiges und Treffliches zutage fördern können) . . . gegenüber Anekdoterichen der Rheinprovinz muss betont werden: dass ein Buch, welches uns nichtmal unterhält, ganz wertlos sei. Aber moldauwärts drahte man nachgerade die Platitude: ein unterhaltendes Buch ist darum nicht wertvoll.

Ein Buch, das von (verfeinertsten) Damen und von (verfeinertsten) damlichen Herren auf Chaiselongues gelesen wird, ist darum nicht wertvoll.

Brüsk proklamieren wir, dass „Arnold Beer“, ausser Drittel I, ein unterhaltendes Buch ist. Verlag Axel Juncker. Wir Republikaner . . .

Privatbrief an Dr. Max Brod, Prag, Postdirektion:

Verehrter, Lieber!

Ueber „Beer“-Glosse, AKTION, dürfen Sie sich nicht beschweren. Selbstverständlich ist „A. B.“ ein tiefer, neuer und unsriger Roman; einer der vorzüglichsten und wichtigsten daher, die letzthin erschienen sind. Man braucht den Eseln nicht mehr zu sagen, wer Sie seien; und dass Ihr Name neben Mann's, Wassermann's, Musil's glänzt. Aber „Schloss Nornepygge“ . . . Ihr „Nornepygge“ kann ich nicht vergessen. Meine „Beer“-Glosse richtet sich imgrunde garnicht gegen den „Beer“, sondern gegen — den Roman. „Nornepygge“ war kein Roman; „Nornepygge“ war mir . . . Nietzsche nennt das Dynamit. „Nornepygge“ hat meine Moleküle revolutioniert (aufgerührt; in andre Kombinationen gebracht); nach der Lektüre von „Arnold Beer“ bin ich derselbe, der ich vor der Lektüre

war. „Nornepygge“ ist ein polares (und zwar vielfätig polares) Weltanschauungsbuch; die Romane, die folgten, behandeln Einzelfälle. Sie geben von den vielen Nornepygge-Stadien eines; oder, wie der „A. B.“, das Amalgam aus allen — in ihrer Unzulänglichkeit.

Vielleicht ist es Problem, Aufgabe, Absicht des „A. B.“: dieses Amalgam zu zeigen. Beer endet ja auch, miess-polyhistorhaft, in der Journalle; (was die Zionisten, die unter Ethos etwas viel Flacheres verstehn als die . . . Republikaner, Ihnen verübeln werden). Aber —

Aber Sie können mir's nicht verdenken, wenn ich an Ihre neuen Werke den Faust- und Zarathustra-Massstab, den — Nornepygge-Massstab anlege.

Und (ganz unter vier Augen): Vielleicht wäre mein Enthusiasmus von 1909 wertlos für Sie (und für mich! —) ohne die Kühle von Eintausendneunhundertundzwölf.

Nacht für Nacht

Wie helle Raupen kriechen die Chausseen
Aus Wäldern über Berge in die Tale. —
Gestrandet liegen Wolken, gross wie Wale,
Still in der Abendröte blanken Seen.

Der Tag versiegt. Bis ihn die Frühen speisen,
Quillt schwarze Nacht aus allen Himmelsbronnen.
Nur Sterne scheinen, kleine, ferne Sonnen.
Der Teich im Hofe glänzt wie dunkles Eisen.

Der Mond steht, wie ein Junge in der Pfütze,
Hell über jedem Garten. Und wie Gaze
Schimmert der Wald, des Berges blaue Mütze.

Aus einer Kleinstadt ragt des Kirchturms Vase
Verschnörkelt aus der Giebeldächer Nippes.
Schlaf hält die Menschen fest, steif, wie in Gips
Charlottenburg Paul Boldt

Mittag im Krankenhaus

Schmerzen brüten unter Mittagsdächern,
Wo sich Fiebernde in Wunden greifen,
Und Gelähmte mit dem steilen, steifen
Rücken schlürfen durch den Kreis von Schächern.

Aus Fabriken fern schrillt grelles Pfeifen,
Aber ihnen klingt's wie Ruf von Rächern,
Die mit Zweigen nah'n und kühlen Fächern
Und die Binden von den Wunden streifen.

In der Gummizelle tobt ein Säufer,
Einer schreit wie ein gequältes Tier,
Andre löffeln grinsend ihre Suppe —

Unten schellt verstockt ein Eisverkäufer,
Irgendwo spielt jemand schlecht Klavier,
Irgendwo erschrecken Autohuppen.

Neisse.

Max Herrmann

Der Damenimitator

Von Otto Pick (Prag).

Da der Applaus nicht enden wollte, hob sich der Vorhang wieder und man jubelte zur leeren Bühne hinauf. Erst nach einigen Minuten trat der Künstler aus den Kulissen, noch im Damenkostüm, doch ohne Perücke. Sein schwarzes Haar glänzte und der Scheitel schien unmittelbar nach dem Fallen des Vorhangs frisiert worden zu sein. Die Zuschauer berauschten sich an diesem Zerrbild der Männlichkeit. Was vor dem Anmut und Vollkommenheit gewesen, hatte sich unvermittelt in herausfordernde Nachlässigkeit gewandelt. Die kostbare Robe hing an den Schultern des Geschminkten wie an Kleiderhaken, sein Gang war breitspurig und die männlichen Gesten seiner geröteten Arme liessen die innige Selbstbeherrschung vergessen, die uns vor wenigen Minuten noch ein graziöses Weib vorgezaubert hatte . . . Ich wandte mich ab. Dann hörte ich den Vorhang niederrasseln und half Fritz in den Theatermantel.

Sie aber dankte nicht und heftete auf mich einen verächtlichen Blick, der für den Heimweg etwas versprach. Ich kannte diese plötzlichen Witterungsumschläge und harrte geduldig. Schon im Vestibül plätscherte der Wasserfall ihrer Rede auf mich nieder: „Du bist ein Ekel! Heute hab' ich dich erkannt. Weibisch bist du, ein Schwächling, der mit der Zartheit seiner Gedanken gross tut. Glaubst du, ich habe nicht gesehen, wie du vorhin vor Neid dich gewunden hast, als der herrliche Mensch erschien? Wer bist du denn? Ein harmloser Idealist, der die Maske der grossen Gefühle krampfhaft vors Gesicht hält. Dein zartes Wesen ist nichts wie Feigheit und Schwäche. Sei hart und heftig, wie's einem Mann geziemt. Sei stark wie dieser Künstler, der alles zu sein vermag: Weib und Mann, jedes zu seiner Zeit. Und wenn er die süssesten Triller mit einem Missklang abbricht, so ist das nur eine Mahnung, ein Zuruf an die Männer: „Verliebt euch nicht in mich!“ und an

uns Frauen: „Kein Grund zur Eifersucht!“ Oh, er ist herrlich! Ich glaube, ich könnte ihn lieben. Sein Janusantlitz möchte ich küssen . . . Du bist ein Ekel!“

Ich schwieg. Dann wurden wir böse. Nun ja, wir schieden ohne Händedruck, ohne „auf Wiedersehen“.

— — Am nächsten Morgen erhielt der Damenimitator ein Briefchen von Fritzi. Nachmittags sah man sie mit ihm im Café sitzen. Am Abend betrat sie an seinem Arm das Theater. Ich sah die beiden in einer Loge. Dann kam seine Nummer an die Reihe. Er verschwand, um als Frau auf der Bühne zu erscheinen. Während des Gesangs sandte er zärtliche Blicke zu Fritzi empor. Sie lächelte in wachsender Verwirrung zurück. Alle Operngläser richteten sich auf sie. Man begann zu tuscheln. Es war reizend, wie die schöne Dame auf der Bühne mit dem immer schwächer lächelnden Mädchen kokettierte. Dann kam der Basslaut, der allabendlich einen Beifallssturm auslöste. Ich sah Fritzi erbleichen. Dann fiel der Vorhang. . .

Bald hob er sich wieder und man jubelte der leeren Bühne zu. Erst nach ein paar Minuten trat der Künstler aus der Kulisse, noch im Damenkostüm, aber ohne Perücke. Sein schwarzes Haar glänzte und der Scheitel schien unmittelbar nach dem Fallen des Vorhangs frisiert worden zu sein. Die Seidenrobe hing an seinen Schultern wie an Kleiderhaken . . .

Fritzi stieß plötzlich einen Schrei aus und sank zurück. Ich lächelte in trübem Triumph.

Dann holte ich ein Glas Wasser und brachte es ihr in die Loge. Sie erholte sich und seufzte:

„Du bist ein Ekel!“

Dann gingen wir nach Hause.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[3. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Sechstes Kapitel.

Eine blaue Hutfeder Euphemias besoff sich blitzend in der grünen Chartreuse.

Bebuquin schaute mit seinem linken Bein in die Ecke der Bar, wo Heinrich Lippenknabe nachdenkerisch in die bronzierte Nabelhöhle einer Hetäre eine Orchidee arrangierte und sie mit Kognak begoss.

„Wer ist der Vater?“ schrie die Buffetdame.

Der Schein der elektrischen Lampen fuhr ihr

durch die Spitzen zum Knie, tanzte über die Kristallflacons und die Sektkühler erregt rückwärts; das sonst anständige elektrische Licht!

„Keiner,“ schaute Euphemia mit kreisförmig ausgebreiteten Augen. „Ich kriegte ihn im Traum.“ „Quatsch,“ rief Heinrich Lippenknabe, „sie meint ein vergebliches Präventiv.“

„Erstens hatte ich keine Ahnung, wer der Vater sein kann. Das ist auch gleichgültig.“ Sie sah erschreckt drein.

„War es vielleicht Böhm?“ fragte Bebuquin. Euphemia schrie senkrecht auf.

„Der kommt immer, er wird das Kind stillen, er hat jetzt eine solch milchfarbene Schädelplatte, seit er starb, und er benutzt seinen Schlingdarm, für den er jetzt keine Verwendung mehr hat, als Zither und singt sehr ergreifend dazu den Pythagoreischen Lehrsatz. Er sagte, der Junge müsse ein ganz intellektueller werden.“

„Ja, dein Embryo schrieb doch eine philosophische Arbeit und doktorierte auf Geburt; nicht wahr, die Geschichte heisst: die zerstörte Nabelschnur oder das principium individuationis.“

„Ja,“ flüsterte Euphemia, „er hat bereits der Welt entsagt, er wird geistig, ist ganz wunschlos, unreinlich und schweigsam. Ausserdem hat er eine sensible Haut, die wechselt fortwährend Farbe. Kann man ihn nicht als Reklametransparent benutzen? Man spart farbige Glühlampen.“

„Das Alogische wächst, das Alogische siegt, er wird nicht abgeleitet.“

Bebuquin balanzierte auf dem kippligen Barstuhl.

„Darum, meine Damen, werden so viele verrückt. Wir entbehren der Fiktionen, der Positivismus ruiniert.“

Die Buffetdame kniete verzückt zwischen den Sektkühlern.

„Herr, wir konzipieren zu materiell.“

Ihr Spitzenkleid umglitzerte sie, Ornament des Traums.

Die Sektkühler, heilige Gefässe des Unsäglichen.

„Wir opfern nichts mehr,“ schrie Bebuquin auf die Strasse, „das Sublime geht verloren. Das Wunder kritisiert Ihr, das Wunder hat nur Sinn, wenn es leibhaftig ist, aber ihr habt alle Kräfte zerstört, die über das Menschliche hinausgehen.“

„Ich will, dass der Geist sichtbar werde,“ stöhnte Heinrich Lippenknabe.

„Das Nichts soll sich materialisieren,“ die Dame mit der Orchidee in der Nabelhöhle.

Böhm stand unter ihnen.

Er sagte:

„Das Naturgesetz soll sich im Alkohol besaufen, bis es merkt, es gibt irrationale Situationen, und einsieht, gesetzmässig ist nur der Demokrat mit dem Reichstagswahlrecht und die Schwachheit. Das Gesetz realisiert sich seelisch nie, es hängt sinnlos an dem Nagel irgend eines schlechten Mathematikaxioms.

Wenn etwas auf das Gesetz erkannt wird, beweist es nur, die Sache ist als Erlebnis überlebt. Das Gesetz ist die Vergangenheit, dem Tod unterworfen.

Sic.

Es fehlen uns die Ausnahmen.

Zu wenig Leute haben den Mut, vollkommenen Blödsinn zu sagen. Häufig wiederholter Blödsinn wird integrierendes Moment unseres Denkens; bei einer gewissen Stufe der Intelligenz interessiert man sich für das Korrekte, Vernünftige gar nicht mehr.

Die Vernunft macht zu viel Grosses, Erhabenes zum Grotesken, Unmöglichen. An der Vernunft ruinierten wir Gott die umfassende Idiosinkrasie.

Welches Recht hat die Vernunft dazu? Sie sitzt auf der Einheit.

Da sitzt die Gemeinheit.

Es gibt so viele Welten, die gar nichts miteinander zu tun haben, so wenig, wie grüne Chartreuse mit den Visionen, in die sie sich umsetzt. Wenn ein sympathischer Zeitgenosse sich mit Ausserordentlichem abgibt, sperren sie ihn ins Irrenhaus.

Meine Herren, der Mann interessiert sich nur nicht für Ihre rationale Welt. Warum wollen Sie denn nicht einsehen, wenigstens dass Ihre Vernunft langweilig ist?

Alles stilisiert die Vernunft, das meiste verschleisst sie zu angeblich belanglosen Uebergängen, das andere ist Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile.

Meine Herren, die Intelligenz und Phantasie der Leute hat sich darin zu zeigen, dass man den Blitz einfängt, differenzieren Sie. Ich versichere Ihnen, ich zum Beispiel lebe nur, weil ich mich mir suggeriere; in Wirklichkeit bin ich tot. Sie wissen doch, ich liess mich einsargen. Aber ich versprach mir, als Reklame für das Unwirkliche herumzulaufen, bis irgend ein Idiot ein Wunder an mir erlebt. Sehet, Babys, unwirklich, nichts, das sind Bezeichnungen für eure schlechten Augen. Wenn es eine künftige Fülle gibt, dann kommt sie aus dem Nichts, dem Un-

wirklichen. Das ist die einzige Garantie für die Zukunft.

Der Utilist und der Vernünftler sagen für das Imaginäre Trug und Maja, für das Nichts Vacuum oder Aether. Das sind Leute, die wollen alles in den Mund nehmen und essen oder zu einer Moral aufschneiden. Aber das Nichts ist die indifferente Voraussetzung allen Seins. Das Nichts ist die Grundlage, nur darf man nicht an Robert Meyer glauben und alle Existenz ist doch nur eine Einschränkung des Nichts. Die Existenz in Formen ist ein Sofa, eine Schlummerrolle, eine ebenso unverbindliche, wie langweilige Konvention. Wenn man frei und kühn zum Leben in vielen Formen ist, wenn man den Tod als ein Vorurteil, einen Mangel an Phantasie ansieht, dann geht man aufs Phantastische, das ist die Unermüdlichkeit in allen möglichen Formen.

Ich gebe zu, die Vernunft macht alles bequem, sie konzentriert, aber sie zerstört zu viel, macht zu vieles lächerlich und gerade das Grösste. Man muss das Unmögliche so lange anschauen, bis es eine leichte Angelegenheit ist. Das Wunder ist eine Frage des Trainings. Euphemia, euch mangelt ein Kult.

Der Romantiker sagt: seht, ich habe Phantasie, und ich habe Vernunft, ich bin sonderlich und sage mitunter Sachen, die es nicht gibt, wie euch das meine Vernunft hinten nach zeigt. Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann die Geschichte hat mir geträumt. Aber, das ist mein sublimstes Mittel, damit muss man sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Aethetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebplaster.

Er begoss die noch nicht Verschiedenen mit Absinth.

Hier ein Mittel des Dilettanten.

Bebuquin fuhr Euphemia an die Nase und umarmte sie zugleich leidenschaftlich.

Ein Sturmregen pointilliert die grossen Scheibenfenster.

Wir bedürfen einer Sündflut.

Man hat bis jetzt die Vernunft benutzt, die Sinne zu vergröbern, die Wahrnehmung zu reduzieren, zu vereinfachen. Im ganzen, die Vernunft verarmte; die Vernunft verarmte Gott bis zur Indifferenz; töten wir die Vernunft; die Vernunft hat den gestaltlosen Tod produziert, wo es nichts mehr zu sehen gibt. Noch für Dante

war der Tod ein Vorwand für Glanz, Farbe, Reichtum und Lust. Nehmen wir unsere Sinne, entreissen wir sie der Ruhe der Stupidität platonischer Ideen, beobachten wir den Moment, der viel eigenartiger ist, als die Ruhe, weil er differenziert und charakteristisch ist, gar keine Einheit hat, sondern sich zwischen vorn und hinten restlos aufteilt.“

Der tote Böhm tanzte dankend auf Euphemias Hut und versank im Buffet; er legte sich wieder in eine seltsame Kognaksorte, die er von jeher geliebt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

ELISABETH SIEWERT, Unvergessene Menschen. Ein Roman aus der Krinolinenzeit. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geheftet 5 Mark, in Leinen 6 Mark.

Dieser Roman hat eine schöne und sichere Haltung zugleich der Wirklichkeit und der Verklärung. Die scharfe Beobachtung, die den Frauen eigen ist, hat auch Elisabeth Siewert; sie hat aber auch das starke, ungestüme, jugendliche Herz und, was das seltenste bei schaffenden Frauen ist, ein Lebens- und Weltgefühl, das ihre Beobachtung, ihr Wissen und ihren Willen in einer Einheit zusammenschmilzt. Es ist die Seele der norddeutschen Landschaft in ihrem Buch, als eine Dankbarkeit gegen das Licht, das aus dem kargsten Stück Erde eine himmlische Schönheit macht. Diesen Reichtum aus der Armut zu entfalten, ist die eigentümliche Gabe dieser Dichterin.

RICHARD RIESS, Der Tod des Eros. Sechs Reihen Gedichte. Schweidnitz 1912, L. Heege.

Richard Riess hat schon mit einigen Bändchen debütiert; eins seiner Dramen („Die Heimkehr“, ebenfalls in diesem Bande enthalten) ist nicht ohne Erfolg über eine Münchener Bühne gegangen, und nun zeigt er in seinem neuen Versbuche sein Talent von einer Seite, die vielen Lesern Freude bereiten wird. Auf die Grotesken und Satiren aus „Uhus Nachtliedern“ folgen hier die ernsten, feierlichen Töne des Lyrikers. Kleine und grosse Schmerzen, Liebe aller Art hat er erlitten, und von alledem finden wir in diesem Buche den gestalteten Nachhall. Mir persönlich stehen ein paar kleine Zeilen am nächsten, die ganz einfältig sind, und sehr rührend in ihrer Einfachheit: das kleine Gedicht, das überschrieben ist „Zwei“ und das mit sparsamen Worten ein ganzes Lebensbild gibt. In solchen Versen verrät sich der echte Lyriker. Aber die Gedichte mit der grossen Geste sind nicht minder gut gelungen und legen Zeugnis ab von einer schönen Begabung.

Hans von Hülsen.

DER JUNGE KAINZ. Briefe an seine Eltern. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Mit 9 Porträten und einem Faksimile. Geheftet M. 3,50, in Leinen M. 4,50.

Die Briefe von Josef Kainz an seine Eltern umfassen die Jugend- und Brausejahre des werdenden Genies. Wir sehen, wie der künftige Meister als Siebzehnjähriger vom Elternhause in Wien Abschied nimmt, wie er als erster Liebhaber am Stadttheater in dem

steirischen Marburg mit der vollen Lust am Komödientum über seine ersten leichten Siege berichtet. In Leipzig folgt eine Zeit der Prüfung; das lodernde Temperament des genialen Jünglings muss sich in der kritischen norddeutschen Sphäre gegen Traditionen und Vorurteile durchsetzen. Wir folgen ihm dann auf den Wanderfahrten der Meininger, die seinen jungen Ruhm in Deutschland verbreiten. Als 23jähriger kommt er nach München, und von der Begeisterung König Ludwigs, der sich mit ihm in der Schwärmerei für Schiller findet und die jugendlichen Helden seines Lieblingsdichters durch ihn verkörpert und neu beseelt sieht, wird er in das einsame Märchenreich des kunstfreudigen, weltstheuen Souveräns versetzt. Die Briefe schliessen mit dem Abschied von München und mit dem Ausblick auf die Tätigkeit in Berlin, wo Kainz seinen europäischen Ruhm gegründet hat. Die Briefe sind voll von intimen Bekenntnissen, sie geben den ganzen Zauber der Persönlichkeit, die die deutsche Bühne durch Jahrzehnte souverän beherrscht hat. Es soll hier noch näher von diesem Werke die Rede sein. A. W.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

CLAUDE FARRERE. Das Geheimnis der Lebenden. Roman. (Rütten & Löning.) Geh. 2,50 M., geb. 3,50 M.

ARTHUR ABBE. Klirrende Fahnen. Roman. (Säculum-Verlag, Berlin-S. 14.) Geh. 6 M., geb. 7 M.)

Zeitschriftenschau

SOZIALISTISCHE MONATSFESTE. Das 14. Heft bringt folgende Aufsätze: Dr. G. Weill: Parteiorganisation und politische Aktion; Edm. Fischer: Genossenschaft und Klassenkampf; Dr. A. Erdmann: Der katholische Gewerkschaftsstreit und das Zentrum; Weingartz: Zu den letzten englischen Riesenstreiks u. a. Preis 50 Pfg.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nr. 36 enthält: Vindex: Flug-Spekulanten; Munth: Selbstschau; Arnold Zweig: Die keusche Nacht; Werthauer: Zum Fall Haase-Bredereck u. a.

8

geben! **Maßlos Zigaretten** haben keine Konkurrenz! Kenner rauchen nichts anderes.

Fabrik

Hauptgeschäft

BERLIN W, Königin Augustastraße 23

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Gustave Hervé: Wir Antipatrioten / Marie Holzer: An die Künstler / Kurt Hiller: Kondorkritiker / Max Brod: Unmodernes Prag / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / E. F. Hoffmann: Sängertag / Paul Boldt: Die Kornfelder / Könige ellen ins Volk / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau.

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 32

INHALT

Franz Pfemfert	Nichts gegen die Presse
Jean Jaurès	Sterben die Nationen ?
Kurt Hiller	Kondorkritiker II
Aristide Pratelle	Das Leben in Freiheit
Alfred Lichtenstein	Sechs Gedichte
Carl Einstein	Bebuquin (Roman)
Das Märchen vom Mädchenhandel — Märtyrer der Tüchtigkeit —	
Das Drama endet als Operette — Literarische Neuerscheinungen —	
Vornotizen — Zeitschriftenschau —	
Max Oppenheimer: Carl Einstein (Zeichnung).	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

**VERLEGER
SPAREN VIEL GELD**

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

**ZEITSCHRIFTEN-
UND WERKDRUCK**

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 32 :: 7. Aug.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Beistellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

NICHTS GEGEN DIE PRESSE

I.

Wäre es nicht (rein äusserlich gesehen) in „eigener Sache“, wäre, zum Exempel, der Redakteur irgendeiner unangenehmen Druckschrift — ob „Wahrheit“, ob „Deutsche Tages-Zeitung“ bliebe sich gleich — vom Zeugniszwangsverfahren betroffen worden, ich würde mich heute moralisch engagiert fühlen, wiewohl ich für die leidtragenden Herrschaften keinerlei Sympathien im Busen hege. Die schmierigen Lügen, mit denen das Oertelblatt gegen politische Widersacher operiert, könnten mich nicht einen Augenblick hindern, gegen eine Justiz zu protestieren, deren Gesetz für die elementarsten Anstandshandlungen keine Schutzparagraphen kennt. Ich würde (um den Sitzredakteur des Bruhn zu verteidigen) auf das gesetzlich geschützte Beichtgeheimnis hinweisen. Auf die Schweigepflicht der Rechtsanwälte und Aerzte. Ich hätte auszuführen, mit dem Temperament, das ich wider Gewaltsakte aufzubringen fähig bin, hätte ich auszuführen, dass es unmoralisch, unsittlich ist von einem Gesetz, unmoralische, unsittliche Taten gewaltsam zu erpressen. Ich hätte (der auf die Folterbank gespannte Redakteur ist nie ein Einzelfall, ist vielmehr ein Symptom der Rechtszustände) — ich hätte aufzuzeigen, wie der Zeugniszwang einen Eingriff darstellt in das Ehrgefühl des Staatsbürgers, das zu schützen der Gesetzgeber garantiert. Aber ich bin (rein äusserlich gesehen) Partei. Ich muss es also den Kollegen überlassen, den Fall ausführlich totzuschweigen.

Was ich keinem Revolverjournalisten vorenthalten würde, den Schutz gegen eine gesetzwidrige

Gesetzlichkeit, mir selbst muss ich ihn versagen. Denn es ist mir einfach ekelhaft, auch nur den Schein zu erwecken, als sei das Prinzipielle der Sache mir nur Vorwand, um meinen persönlichen Empfindungen Worte zu geben. Ich will warten. Vielleicht bietet sich mir später Gelegenheit, den Tapferen beizuspringen, die meinen Fall ermöglichten. Ich werde dann diese Gelegenheit nicht jungfräulich vorbeilassen. Ich werde dann die Proteste zu veranlassen suchen, die jetzt unterbleiben.

II.

Das sind keine Vorwürfe gegen unsere Presse, sollen keine Vorwürfe sein. Sie kann nicht anders. Sie hat verantwortlich zeichnende Redakteure zu schonen und muss deshalb heikle Themen möglichst meiden. Man ist schon radikal, wenn man einem Minister die Fähigkeiten abspricht. Das wirkt und ist gefahrlos. Was will man denn von ihr!

Im Ruhrgebiet waltet, wirkt, rächt seit Monaten eine Reservejustiz. Es sind „Streik-Strafkammern“ geschaffen worden, die Streikvergehen zu ahnden haben. Bis zur Stunde haben diese Strafkammern annähernd 90 Jahre an Gefängnis- und 12 000 Mark an Geldstrafen geleistet. Ungefähr 690 Angeklagte wurden innerhalb dreier Monate „erledigt“. Hat die Presse diesen Rekordarbeiten die nötige Aufmerksamkeit gewidmet? Hat sie ein Wort gefunden gegen die unheimliche Schnelligkeit, mit der die Reservejustiz arbeitete? Neunzig Jahre Gefängnis haben kaum einen Leitartikel verdient. Die von Berlin aus sorgsam organisierte Spezialrechtssprechung war absolut

der Kritik der Arbeiterpresse überlassen; die liberalen Blätter registrierten bloss. Unüberlegte Worte erregter Kämpfer um bessere Daseinsmöglichkeiten, Vergehen, Ausschreitungen, die sonst von polizeiwegen mit geringen Ordnungsstrafen bedacht worden wären, wurden wie Staatsverbrechen gewertet. Grubenkatastrophen laufen oft glimpflicher ab, als diese katastrophalen Justizexplosionen. Die liberalen Blätter begnügten sich zumeist, die Urteile gewissenhaft zu registrieren.

III.

Aber das alles geht nicht gegen die Presse. Diese Nachrichtenhyäne ist nur, wie das Publikum sie haben will. Franz Pfemfert.

Sterben die Nationen?

Der Führer der französischen Sozialdemokratie hat diese Ausführungen gegen Hervés Antinationalismus gerichtet.

Ich nehme an, dass der Kommunismus vollkommen gesiegt hat; ich nehme an, dass er sich über die ganze Menschheit ausgebreitet hat, ohne Unterschied der Völker, der Rassen, der Erdteile; ich nehme an, dass er die Gegensätze aufgehoben hat, welche sich aus der Gesellschaft und der kapitalistischen Organisation von heute ergeben: Gegensätze der Rassen und der Klassen; es gibt keine Ungleichheit mehr, es gibt keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen mehr, es gibt keine Macht des aufgehäuften Kapitals mehr, die sich über die ganze Menge des unterdrückten Proletariats erstreckt.

Es gibt keine Nebenbuhlerschaft mehr, nicht mehr mörderischen Hass der Klassen und Völker gegeneinander: Die Arbeit allein ist Herrscherin, die Arbeit allein hat die Macht, durch die grosse, allgemein menschliche Organisation; es gibt endlich, zum erstenmal, seit der Planet kreist, im Tageslicht und in der Dunkelheit der Nächte, nicht mehr Bruchstücke einer Humanität, die sich gegenseitig beleidigt, sich wundstösst einer am andern. Sondern eine Humanität, eine bewusste, organisierte, brüderliche Herrin ihrer selbst, und auf dem Wege fortschreitend, Herrin der Natur zu werden.

Nun wohl in diesem menschlichen Ideal realisiert, in dieser vollkommenen Menschlichkeit fest gegründet und organisiert sollen die Nationen verschwinden? Wohl! Sie verschwinden, gleich der Gewalt des Misstrauens, der Exklusivität, der Unterdrückung, der Wiedervergeltung, aber sie leben fort in zwei Arten und unter zwei Formen:

Sie leben fort durch die Ansammlung ursprünglichen Geistes; die kommunistische Menschheit von morgen wird einheitlich und gleichmässig arm sein, aber sie wird es von ihm erben, die Verschiedenheit des nationalen Geistes in Uebereinstimmung zu bringen. Selbst die einzelnen mit ihrer Besonderheit, mit ihrer Verschiedenheit werden sich nicht auflösen in der sozialistischen Organisation, es wird aber unter harmonischeren Formen die Eigenart ihrer Natur fortbestehen und sich kräftigen. Selbst diese historischen Besonderheiten, die sich Nationen nennen: Englische Nation, deutsche Nation, französische Nation, italienische Nation, russische Nation, endlich die chinesische Nation, wengleich die Bevölkerung gelb ist, wird befreit sein von der Vormundschaft, der Unterdrückung der Weissen, alle diese Nationen mit ihrer sittlichen Individualität, gebildet durch die Geschichte, mit ihrer Sprache, ihrer Literatur, ihren Lebensanschauungen, der besonderen Art ihrer Hoffnungen, mit dem besonderen Gang ihrer Leidenschaft, ihrer Seele, ihres Geistes, alle diese Eigentümlichkeiten werden die grosse, kommunistisch werdende Gemeinschaft bilden, die nicht einer öden Wüste gleichen wird, wo Millionen menschlicher Atome unfruchtbar verdorren, unter dem zufälligen Hauch des Windes hin- und herschwanken werden: sie wird geschützt durch die Einheit des leuchtenden Raumes, wo ein gleicher Gedanke der Verbrüderung glänzen wird. Jean Jaurès.

Glossen

Zum Märchen vom Mädchenhandel

In Nr. 10 der AKTION vom 4. März schrieb ich zu diesem Thema:

Es gibt (in Europa) keinen Mädchenhandel im Sinne der Vereinsbolde zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Die phantastischen Greuelgeschichten, die man dem denkträgen Leser vorsetzt, sind, falls sie nicht reine Hirngespinnste darstellen, dreist aufgebauchte Fälle von Kuppelei. Die berüchtigten „Mädchenhändler“ entpuppen sich als Agenten, die von einem Bordell zum andern, im Auftrage der betreffenden Insassinnen, die Engagements vermitteln. Solange wir nicht sämtliche Stellenvermittler als Mädchenhändler bezeichnen, die den Dienstmädchen Stellen nachweisen, solange müssen wir auch hier das Wort ablehnen. Es ist eine grobe Irreführung des Publikums, es heisst, Tatsachen verdrehen, wenn der Verein zur Bekämpfung des

Mädchenhandels, nur um seine Existenznotwendigkeit zu beweisen, von „Mädchenhandel“ spricht, wo einfach der Geschäftsverkehr von Bordell zu Bordell gemeint ist. Ich fordere hierdurch Herrn von Dirksen auf, mir einen einzigen Fall zu nennen, wo ein unbescholtenes deutsches Mädchen, ohne sein Wissen und gegen seinen Willen, mittels Gewalt oder Täuschung in ein Bordell geschleppt worden ist! Ich frage unsere Kriminalpolizei in Berlin, ob ihr ein Fall bekannt ist. Täglich lesen wir über Verhaftungen von Mädchenhändlern. Wo sind die Urteile?“ Herr von Dirksen schwieg. Die Presse nannte mich einen welfremden Mann. Und die Sensationsnotizen über verhaftete Mädchenhändler blühen herrlich fort. Nun, endlich, sieht sich die Presse gezwungen, zuzugeben, dass es Tartarennachrichten waren, mit denen sie ihre Leser so angenehm gekitzelt hatte. Aber die Frage ist wohl erlaubt, was soll nun aus dem überflüssigen kostspieligen Verein des Herrn Dirksen werden? . . .

Märtyrer der Tüchtigkeit

Die Presse berichtet:

Saarbrücken, 29. Juli.

Ein Akt unglaublicher Roheit, der erst jetzt durch die Kriegsgerichtsverhandlung der Öffentlichkeit bekannt wird, hat heute eine überraschend milde Sühne gefunden. Angeklagt war der Unteroffizier Schwarze von der neunten Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 30 im benachbarten Saarlouis. Er hatte seinerzeit den Auftrag bekommen, mit einigen Musketieren eine Baracke zu reinigen. Während der Arbeit stieß der Musketier Schmidt gegen einen Tisch, auf eine Schüssel mit schmutzigem Wasser stand, so dass etwas von dem Wasser auf die Erde fiel. Der Unteroffizier geriet darüber in heftige Erregung und befahl dem Musketier, das übrige von Schmutz gefärbte Wasser aus der Schüssel zu trinken. Der Musketier ekelte sich und kam dem zweimaligen Befehl des Unteroffiziers nicht nach. Als ihm der Unteroffizier zum dritten Male den Befehl erteilte, das Wasser auszutrinken, und ihm dabei einen heftigen Stoss in den Nacken versetzte, schlürfte der Musketier einen Teil des Wassers aus. Bald darauf stellten sich Brechreiz und Krankheitserscheinungen bei ihm ein. Das Kriegsgericht der 16. Division verurteilte den angeklagten Unteroffizier wegen Missbrauchs der Dienstgewalt und Misshandlung eines Untergebenen in Ausübung des Dienstes zu — zwei Monaten Gefängnis.

Ich finde das Urteil hart. Der Unteroffizier ist das beklagenswerte Opfer einer Regierung, die nicht den Mut findet, Soldatenquälereien, als unentbehrlich, gesetzlich zu sanktionieren. Ich kann nur wiederholen: es ist notwendig, dass sich das Kriegsministerium endlich ermannt, jeden Fusstritt, jede Nuance forscher Soldatenbehandlung präzise in den Dienstvorschriften festzulegen. Dann werden die ungesetzlichen Misshandlungen Untergebener sofort aufhören.

Das Drama endet als Operette

„Der Spruch des „Titanic“-Gerichtshofes. (Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 30. Juli.

Der heute . . . verlesene, 74 Folioseiten starke Bericht der Untersuchungskommission über den Untergang der „Titanic“ enthält, wie vorauszu-sehen war, keine Ueberraschungen. Der Zusammenstoss mit dem Eisberg erfolgte nach dem Ergebnis der Untersuchung, wie schon kurz berichtet, infolge der übermässigen Fahrtgeschwindigkeit, an der die Passagiere mehr schuld hatten, als der Kapitän. . . Weder . . . noch seien zu tadeln. Die Zwischendeckpassagiere seien nicht unfair behandelt worden. Die Haltung des Kapitäns der „Carpathia“ ist nach dem Urteil der Untersuchungskommission rühmenswert, dagegen sei es unverzeihlich . . .“

F. Pfem.

Kondorkritiker II

Jener Lautensack, dessen Tuntenhauser Barock mich ja oft lächert, hat in ein antisemitisches Fachblatt über den Kondor Formeln geträufelt, die diesen Sack, sogar bei unsern (anständigeren) Gegnern, endgültig unmöglich machen würden, — wenn er das nicht längst wäre. Er quatscht mit der Kessheit aller Schwachdeetze die ersten Köpfe des jungen Deutschland an: nennt Ernst Blass einen „Komiker der Familie“, die Verse Hardekopf's „Stenographierübungen eines gelegentlich ganz feinen Prosaschriftstellers“, Ludwig Rubiner einen „Allerweltsepigon“. Meine Vorrede, deren entbehrlichster Satz immerhin nicht so entbehrlich ist wie seine zwei gelungenen . . . und deren Inhalt er zugestandenermassen selbstverständlich gar nicht kapiert hat, bezeichnet dieser Bänkelsänger (rassenkritisch!) als „vorlaut“; die Mitarbeiter (rassenkritisch!) als „Kondoristen“; ihren Stil (rassenkritisch!) als „Portokassenallüren“. Vielleicht hätte ohne solche Ausdrücke die Antisemitenzeitung seine Absonderung nie ihren Spalten einverleibt; jedoch diese Gefahr entschuldigt nichts. Wer an Lite-

ratur (und mag sie ihm gottseidank noch so sehr missfallen) keinen (wenigstens versuchsweise) literarischen, sondern einen Insektenjungen-Massstab anlegt, der erwarte, dass man ihn . . . als das proklamiere, was er ist.

Kurt Hiller.

Das Leben in Freiheit

Von Aristide Pratelle

Es fehlt in der menschlichen Geschichte nicht an Beispielen, dass die Menschen, wenn sie in ihren Handlungen vollkommen frei und ungehindert sind und, ihren Bedürfnissen gemäss, den vollständigen Nutzen des sie umgebenden natürlichen Reichtumes geniessen können, dass sie dann fähig sind, als vernünftige Geschöpfe zu leben. Sie sind darum besorgt, ihre Nachbarn nicht zu unterdrücken, ihren Mitmenschen nicht zu schaden und sogar bestrebt, nach besten Kräften für das Wohl der ganzen Gemeinde zu arbeiten. Einige neue Beispiele bestätigen es uns wieder, dass, wenn es die Menschheit eines Tages nur wirklich ernstlich will, die von jedem Zwang freie Gesellschaft aus einem schönen Traum zur vollen Wahrheit werden wird.

Die kleine Stadt Uvilla, welche ehemals zu Grossbritannien gehörte und unweit der Küste der südamerikanischen Republik Honduras liegt, wurde vor ungefähr sechzig Jahren vom ersten Staat an Honduras überlassen. Die Insel ist fast ausschliesslich von Nachkommen englischer und gallischer Kolonisten bevölkert. Uvilla bleibt auch in ihrem Aussehen und ihrem Charakter ganz eine englische Kleinstadt, und trotzdem ihre achthundert Einwohner die Untertanen der benachbarten Republik sind, bewahren sie eifersüchtig die Traditionen und Gebräuche ihrer ursprünglichen Heimat. Inmitten unserer heutigen Zivilisation würde eine Stadt wie Uvilla nicht ohne Steueramt, Gendarmerie, Gerichtshöfe, Gefängnisse und andere so unendlich schöne Institutionen bestehen können. Sie wäre auch mit einem Haufen Beamten belastet, vom Bürgermeister an bis zum Feldhüter, um den Gesetzen Respekt zu verschaffen und die Verbrecher zu bestrafen. In Uvilla aber, wo die menschliche Arbeit nicht das Gewicht von Monopolen und einengenden Gesetzen zu tragen hat, leben die Leute frei, wie sie wollen und sind so glücklich, wie man es nur sein kann. Dort gibt es keine Gerichtsbarkeit, keine Polizei, keine wohlthätigen Anstalten, um diese vollkommene Zu-

friedenheit zu verderben. Nur vom Militarismus ist Uvilla noch nicht frei. Die Garnison besteht aus — einem General oder Kommandanten und drei Soldaten ohne Mütze und ohne Schuhe, mit alten Musketen bewaffnet. An den Türen gibt es keine Schlösser; und Seckatur, Diebstahl und Fälschung sind unbekannte Worte.

1500 Meilen südlich von St. Helena liegt im Atlantischen Ozean das Felseneiland Tristan d'Acunha, der kleinste und gesündeste Bestandteil des grossbritannischen Reiches. Während der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena beherbergte es eine englische Besatzung, und die jetzigen Bewohner sind die Nachkommen von einem Korporal, seiner Frau mit zwei gemeinen Soldaten, welche es vorzogen, auf der Insel zu bleiben, nachdem die Garnison zurückgezogen wurde. Für die zwei Soldaten wurden von St. Helena Frauen beschafft, und von Zeit zu Zeit vermehrte sich die Bevölkerung durch das Hinzukommen einiger männlicher und weiblicher Deportierten. Die Insel ist achtzehn Quadratmeilen gross. Achtzig bis neunzig Menschen leben darauf in guter Gesundheit und, was mehr ist, sie ernähren sich ohne Sorgen, worin sie einer grossen Anzahl unserer europäischen Brüder überlegen sind. Es herrscht ein vollständiger Kommunismus. Es gibt keine Spur von Gesetzen oder einer Regierung. Nur der älteste männliche Bewohner wird ein wenig als Patriarch angesehen. Einmal im Jahr kommt der Gouverneur von St. Helena, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist und um seinen Bericht ans „Vaterland“ zu schreiben. Er könnte gerade so gut zu Hause bleiben, ohne dass die Inselbewohner schlechter daran wären.

Nicht nur auf einsamen Inseln, sondern auch auf dem Festlande von Amerika und Asien finden wir manches Stückchen „Freiland.“ Der grosse Gelehrte E. Reclus erwähnt in seinem Werk: „Eine Reise nach der Sierra Nevada“ die Stadt Rio-Hacha in Südamerika, welche sich fortwährend ohne Unordnung einzig und allein durch die freie Vereinbarung ihrer Einwohner regiert. „Der friedfertige Fremde kann jahrelang im Lande wohnen, ohne dass ihn irgend etwas an das Dasein einer Regierung erinnert.“ A. Bullard erwähnt ein sibirisches Dorf, dessen Bewohner entflozene Sträflinge waren: „Sich selbst überlassen, führten sie ein braves, geordnetes, glückliches Leben und wählten ihre Beamten auf die allereinfachste demokratische Weise.“ Wenn

einmal die Gewaltherrschaft des Zarenreiches gestürzt worden ist, wird der Bauern-Kommunismus in Russland stärker als anderswo sich zu neuer Blüte entfalten. Der Geist der Gemeinsamkeit, des Kommunismus, ist dem russischen Bauer angeboren.

Es ist wahr, dass diese hier erwähnten Gemeinwesen entweder von der übrigen Welt getrennt sind oder von den gesellschaftlichen und industriellen Mittelpunkten der Jetztzeit weit entfernt liegen. Es wäre aber ein seltsamer Irrtum, anzunehmen, dass die Verbannung diese Leute gut und gerecht, menschlich und wohlwollend gemacht habe. Die Wahrheit ist einfach die, dass die Bewohner von Uzilla und Tristan d'Acunha, von der zivilisierten Welt getrennt, nicht mehr die kalten Polypenarme des Staates auf ihrem Rücken fühlten, und nicht mehr die ewige Furcht vor den sie immer bedrohenden Gesetzen verspürten. Da es so nichts mehr gab, was sie hindern und einengen könnte, liessen diese Menschen ihren natürlichen Neigungen, ihrem Gefühl der gegenseitigen Hilfe und der freiwilligen Vereinbarung freien Lauf.

Gedichte

Von Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf)

Liebeslied

Helle Länder sind deine Augen.
Vögelchen sind deine Blicke,
Zierliche Winke aus Tüchern beim Abschied.
In deinem Lächeln ruh' ich wie in spielenden
Booten.
Deine kleinen Geschichten sind aus Seide.
Ich muss dich immer ansehen.

Sommerabend

Faltenlos sind alle Dinge,
Wie vergessen, leicht und matt.
Heilighoch spült grüner Himmel
Stille Wasser an die Stadt.
Fensterschuster leuchten gläsern.
Bäckerläden warten leer.
Strassenmenschen schreiten staunend
Hinter einem Wunder her.
. . . Rennt ein kupferroter Kobold
Dächerwärts hinauf, hinab.
Kleine Mädchen fallen schluchzend
Von Laternenstöcken ab.

Sonntag nachmittag

Auf faulen Strassen lagern Häuserrudel,
Um deren Buckel graue Sonne hellt.
Ein parfümierter, halbverrückter kleiner Pudel
Wirft wüste Augen in die grosse Welt.

In einem Fenster fängt ein Junge Fliegen.
Ein arg beschmiertes Baby ärgert sich.
Am Himmel führt ein Zug, wo wind'ge Wiesen
liegen;
Malt langsam einen langen dicken Strich.

Wie Schreibmaschinen klappen Droschkenhufe.
Und lärmend kommt ein staub'ger Turnverein.
Aus Kutscherkneipen stürzen sich brutale Rufe.
Doch feine Glocken dringen auf sie ein.

In Rummelplätzen, wo Athleten ringen,
Wird alles dunkler schon und ungenau.
Ein Leierkasten heult und Küchenmädchen singen.
Ein Mann zertrümmert eine morsche Frau.

Die Fahrt nach der Irrenanstalt

II. Das Ziel

Ein kleines Mädchen hockt mit einem kleinen
Bruder
Bei einer umgestürzten Wassertonne.
In Fetzen, fressend liegt ein Menschenluder
Wie ein Zigarrenstummel auf der gelben Sonne.
Zwei dünne Ziegen stehn in weiten grünen
Räumen
An Pflöcken, deren Strick sich manchmal straffte.
Unsichtbar hinter ungeheuren Bäumen
Unglaublich friedlich naht das grosse Grauenhafte.

Der Ausflug

Du, ich halte diese festen
Stuben und die dürren Strassen
Und die rote Häusersonne,
Die verruchte Unlust aller
Längst schon abgeblickten Bücher
Nicht mehr aus.

Komm, wir müssen von der Stadt
Weit hinweg.
Wollen uns auf eine sanfte
Wiese legen.
Werden drohend und so hilflos
Gegen den unsinnig grossen,
Tödlich blauen blanken Himmel
Die entfleischten, dumpfen Augen,
Die verwunsch'nen,
Und verheulte Hände heben. —

Ruhe

In müden Kreisen schwebt ein kranker Fisch
In einem Tümpel, der auf Gräsern liegt.
Beim Himmel lehnt ein Baum — verbrannt und
krumm.

Ja die Familie sitzt am grossen Tisch,
Wo sie mit Gabeln aus den Tellern pikt.
Allmählich wird man schläfrig, schwer und
stumm.

Die Sonne leckt mit heissem, gift'gen Maul
Am Boden wie ein Hund — ein wüster Feind.
Landstreicher fallen plötzlich spurlos um.

Ein Kutscher sieht besorgt auf einen Gaul,
Der, aufgerissen, in der Gosse weint.
Drei Kinder stehen still herum.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[4. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Siebentes Kapitel.

Die drei Bogenlampen schweben in der Bar. Ihre Strahlen, losgelöst vom inneren Lichtkern, durchbohrten sich wie Stricknadeln. Böhm im Kognak stieg heraus, tanzte hinter den Kristallflacons der farbigen Schnäpse, leise trällernd den Cancan des Chamäleons *serpentina alcoholica*. Die Monde der Bogenlampen wurden obscön, ihre Strahlen fingerten in der Dekolletage der Damen, man hörte auf Bebuquins leise trockene Stimme, der von seiner letzten Liebschaft erzählte.

„Der Abschied von der Symetrie.

Meine letzte Geliebte stand im Garten zur sympathischen Kurve — ist eine Vase aus Knidos. Ein reiches Weib besass sie, konnte sie aber nicht um sich ertragen, weil sie die Konkurrenz mit der Vase nicht bestreiten konnte. Sie stiess bedeutend mit der Zunge an und sah ästhetische Jünglinge bei sich. Um Bildung zu markieren, zeigte die Dame den Jünglingen stets die knidische Vase. Also die Jünglinge verglichen kunstgewerblich die Dame mit der Vase. Der Pot hatte unbedingt die Form eines schlanken Weibes, die Dame zog dabei den kürzeren und kam mit ihrer Liebe zur Kunst nicht auf ihre Kosten. Diese Vase ruinierte mich fast, meine Sinne waren ziemlich abstrakt gestimmt. Ich suchte wochenlang nach der Frau, welche

die Proportionen der Vase habe. Selbstverständlich vergeblich. Höchstens die Puppe in Euphemias billiger Erstarrnis. Aber das stimmte alles nicht. Im Traum stieg ich zur Vase und zerbrach sie regelmässig. Das Gefäss machte mich zum Klassizisten, zum symmetrisch geteilten Stilisten. Da fand ich's. Die Symmetrie ist wie die platonische Idee eine tote Ruhe. Böhm sagte mal, ich sollte mir ein Bein amputieren. Das war brutal, aber ganz richtig. Doch die Sache war mir damals nicht klar, die Symmetrie ist langweilig wie Mechanik. Zuletzt liess ich mir die knidische Vase schenken. Damit war der Dame des Hauses und mir gedient. Nach einer ziemlich schlimmen Nacht schlug ich den Topf entzwei. Es ging ums Leben. Seitdem bin ich Romantiker geworden.“

Bebuquin sah gar nicht, dass die Hetäre und Euphemia krampfhaft unter den Bogenlampen sasssen, Liköre tranken und in das Licht starrten. Lippenknabe küsste seine Maitresse auf den Arm. Grell schrie sie auf und wehrte den Maler deutlich mit einer langen, spitzen Hutnadel aus dem zuckenden Lichtkreis ab.

Er zog sich notgedrungen zurück.

Die Frauen lagen verzückt unter den starren, stechenden Dolchen der Bogenlampen.

Sie stöhnten wie Tiere.

Die Lampen begannen zu zucken, sie zischten.

Bebuquin drehte die Leitung ab.

Die Frauen schrakten verstört auf.

Der Maler sagte eifersüchtig „Sonnenkult“ und ging.

Bebuquin blieb mit den Frauen. Man trank weiter, der Alkohol redete wie Gott aus dem Munde der Propheten.

Der fahle Morgen betupfte die Scheiben.

Er krauchte die Häusermauern hinunter.

Die drei Leute ängstigten sich vor der Trennung.

Denn man geht erst, wenn die Erschöpfung vollendet ist.

Sie kauerten zusammen, eine kalte, feuchte Schlange zog sich immer enger um die drei.

Der Schrecken des Farbenwechsels der übergehenden Zeiten machte sie stumm. Die Nacht, welche die vom Licht übergrellten Gesichte liebt, starb in den Tag hinein. Man fühlte, man müsse die Nächte zu einem ernststen Training benutzen, denn die drei wollten um jeden Preis Visionäre werden, ganz unmenschlich sein. Sie waren ihres Körpers und seiner Formen unabweislich müde geworden und spürten, dass sie sich verzerren müssten.



MAX OPPENHEIMER

BILDNIS DES CARL EINSTEIN

Unter der blöden Sonne gingen die Grauen heim. Die Landschaft war auf ein Brett gestrichen, die aufgerissenen Augen spürten nicht mehr vor Ueberreizung, dass es heller und klarer wurde. Das Licht der Glühlampen und die sie umhüllende Finsternis steckte noch in den Sehnerven. Bebuquin suchte weinend der Sonne in einen imaginären Bauch zu treten. Ein Brillant über Euphemias Décoleté fing das unverbrauchte Morgenlicht auf, konzentrierte das Licht. Giorgio erschrak vor der blitzenden, schrie „verflucht“ und suchte ihre Wohnung auf. Die Hetäre zog allein weiter. Man liess sie unbenutzt stehen, sie spannte ihren pfaufarbenen Schirm auf, sprang wild ein paarmal in die Höhe, dann fügte sie sich in die Fläche einer Litfass-Säule, sie war nur ein Plakat gewesen für die neueröffnete Anmiekneipe „Essay“.

Achtes Kapitel

Durch die regengepeitschte Nacht fuhr in ihrem Auto die Schauspielerin Fredegonde Perlenblick. Sie hörte ausserdem auf den Namen Mah bei jüngeren Liebhabern, Lou, wenn sie dämonisch war, und Bea, wenn sie eine Familie zu ersetzen suchte. Sie fuhr mit zwei erschrecklich blendenden Scheinwerfern, die im glitschigen Asphalt, in dessen Regenwasser die Schatten der letzten Trotteurs gaukelten, weisse Lichtgruben aufrissten. Ihre Autohuppe hatte entschieden dramatische Kraft. Der Chauffeur hielt einen tragischen Rezitationsstil inne, die Huppe hatte das dramatische R. Auf dem Dache des Kupees war ein Kintopp angebracht, der den verschlafenen Bürgern zeigte, wie die Schauspielerin Fredegonde Perlenblick sich auszog, badete und zu Bett gi.g. Ehe es dunkel wurde, erschien über dem Bett kalligraphisch „Endlich allein?“ Unter der Bilderreihe des rasenden Kinema stand zum Beispiel „Ich trage den Strumpfhalter ‚Ideal‘“ oder sonst irgend eine wertvolle Empfehlung. Die Schauspielerin liess vor der Bar halten. Sie stieg aus, es war noch niemand da. Ihr erster zündender Blick, der das Lokal durchkreiste, blieb unerwidert.

Sie setzte sich hin und war schön für sich selbst. Bebuquin stieg über die Schwelle.

„Gnädigste, Sie sitzen auf einer Hypothese.“

„Ja, ich bin wie ein verkleideter Knabe.“

Die Dame zog den Blick Nummer fünf. Sie merkte, diesmal müsste sie auf höherem Niveau einsetzen.

„Gnädigste, wissen Sie, Sie beweisen mir durchaus die Nichtexistenz des Materiellen.“

„Oh, wir werden ja auch beim Theater, soweit angängig, Stilisten. Ich habe schon ein Reformkleid versucht, aber das ist so schwer zu tragen. Entweder, man sieht wie permanente Jungfrau aus, oder schlechthin verheiratet. Ein Mittelstück gibt's da gar nicht.“

Sie markierte erregten Busen.

Man war still.

Der schalkige Böhm befunkelte aus seiner Kognakbütte den Hals Fredegondes. Sie reagierte. Bescheiden sprach er:

„Gnädigste, wollen Sie einen Edelstein aus meinem Kopf?“

„Ich habe den Büchmann und eine lyrische Anthologie. Das genügt,“ sagte sie entrüstet.

„Ich meine ja ganz richtige.“

„Vorher musste ich auf einer Hypothese sitzen, und jetzt wollen Sie mir immaterielle Juwelen verzapfen. Mein Herr, achten Sie den Intellekt eines Weibes.“

„Kindchen, hast Du schon von einem verkehrten Kaffee gehört? Sieh, gönn uns den bescheidenen Sport der Verrücktheit.“

„Aber man muss natürlich sein. Ich bin immer so natürlich.“ Jetzt lächelte sie bereits.

Böhm schnalzte ihr flink einen Edelstein auf den Hals und redete mit furchtbarer Stimme.

„Jetzt bist du in die Träume gezogen. Schmerzkakadu los!“

Der Giebel des Buffets färbte sich bunt. Vogelaugen starrten, die Wände der Bar überzogen sich mit Vogelfedern, und man hörte ein Geräusch von Flügeln, man spürte, es wird geflogen, höher, wilder in dem Wahnsinn.

Die Schauspielerin schrie:

„Drehbühne! Shakespeare bei Reinhardt!“ und hielt krampfhaft ihre Handtasche.

Die Flügel des Kakadus wurden mit Menschen angefüllt.

Euphemia sass über allen, Emil, den phosphoreszierenden Embryo, auf dem Schoss und rief: „Herrschaften, heute wird schwarz weiss.“

Wir werden so wütend, dass wir hintennach kein Wort mehr reden werden.

„Oh, ich bin ja nur die Wachspuppe aus der billigen Erstarrnis.“

Jetzt sahen sie von sich ausgehend eine Reihe; es tanzten um sie die vergangenen Jahre, die rauffen.

„Wir müssen auf die Sinne,“ rief Böhm.

„Kinder, im Himmel gibt's nur verzückte Augen. Wir müssen so genau sehen, dass darin alles Wissen steckt.“

Aufgeregt starrte das Volk auf der Strasse nach

dem grossen Tier, das in der Luft torkelte, und schrie:

„Es kommt der Lebendige.“

Der Vogel schrie in Graurot:

„Ich bin ein Beweis, es kann auch anders zu-
gehen.“

Die Menschen klapperten vor Angst, ob sie es ertragen konnten. Meistens bleibt man ja im dilettantischen Schrecken stehen. Und endet mit einem Schlaganfall auf dem Plüschsofa.

Davor ein weisser Mops aus Porzellan.

Er hat eine rote Schleife.

Neuntes Kapitel.

Aber selbstverständlich, man fliegt nicht immer. Beim vierten Glas rohen Wiskys sitzt man wieder schwer.

Euphemia sagte:

„Böhm ist doch ein törichter Mensch, ich weiss nie, ob er lebt oder tot ist.“

Drei Arbeiter klumpten in die Bar.

Das elektrische Licht erinnerte sie an das der Fabrik.

Sie hatten zu fordern. Einer langte sich eine Flasche Sekt.

Ein sensibler Kellner keifte. Er zuckte nervös mit dem Knie.

Sein Vater war Hausknecht in einem bürgerlichen Lokal.

„Meine Herren, Sie kennen nicht den Schmerzkakadu. Es ist nicht ratsam, sich zu betrinken.“

Eine rote Arbeiterbluse mit einem blaueglühenden Schädel dröhnte.

„Wir nippen bloss.“

Nahm einige Likörflaschen unter den Arm, und die Schauspielerin Fredigonde Perlenblick.

„Athlet,“ stöhnte sie verzückt.

Euphemia sagte verächtlich apodiktisch:

„Kühe sind Wiederkäuer, sei es Heu, sei es Shakespeare. Kühe lieben Stiere.“

Man hörte von der Strasse die schimpfende Tragödie.

„Explosive Seele.“

Sie hob ihre Röcke sehr hoch.

Ihr Auto raste gierig davon.

Es rollte den Asphalt auf, glitschte über die Reflexe der Gaslampen und der letzten Bummler.

Jetzt mag d'Annunzio weiterschreiben.

In der Bar sang man den Cantus der Gottesstreiter, zur Erbauung und Stärkung von Böhms Leiche. Lippenknabe schmeckte die trabende Melodie auf der Zunge wie Ricinusöl.

„Böhm ruiniert uns jedes Formgefühl. Der Kerl ist doch tot, wenn er auch hier herumflunkert.“

Man brach eine begonnene Debatte ab. Herein

kam eine Dame, hintendrein ein dünner, ziemlich durchsichtiger Herr.

Er stellte sich mit dem Gesicht in eine Ecke und litaneite.

„Ehmke Laurenz, Platoniker gehe nur Nachts aus, weil es da keine Farben gibt. Ich suche die reine ruhende einsame Idee, diese Dame tatkräftig rhythmische Erregung. Ich bin eigentümlich, da ich von zwei Dingen ruiniert werde, einem höheren der Idee und einem niederen der Dame.“

„Ja, aber ruinieren Sie doch die beiden, die sich bedingen, zum mindesten Ihre blödsinnige Ideologie vom Sein, von der Langeweile, dem Tod. Das ist nur eine Müdigkeit, ein Defekt, Platonismus ist Anaesthetie. Reissen Sie sich doch die Augen aus und die Ohren, dann haben Sie Ihren Platonismus zu Wege gebracht.“

Aurora, die Frau des Kauzes, der prinzipiell farblose Schnäpse trank, näherte sich und sagte:

„Ehmke macht kontemplativ.“ Ehmke schrak zusammen, blickte sie erst flehend, dann voll Verachtung an, sagte: „Du kennst mich nicht“ — aber sie „dafür Du mich;“ er grinste wie ein kleiner Idiot, senkte den Kopf zum Nabel, die Farbe ging ihm aus dem Gesicht, und schaute gelassen auf seinen Bauch.

Inzwischen war sie liebevoll.

Da die beiden schliesslich störten, liess man sie hinauswerfen, denn nichts ist so überflüssig, langweilig, wie ein Ideologe und eine Hure. Beide haben die banalste Form des Spleens.

Nach kurzer Weile kam ein Fremder ins Lokal, unauffällig im Frack wie jeder.

Böhm tänzelte bald aus der Cognaksorte und rief: „das ist er.“

Euphemia ging wie in der Hypnose auf den Unbekannten zu und sagte: „Sie sind uns ganz fremd, aber furchtbar deutlich, ich soll mich Ihnen geben.“

Der Fremde sagte mit mittlerer Stimme.

„Bitte kommen Sie mit mir.“

„Und warum sollen wir Gott nicht lieben,“ sagte leise Bebuquin.

„Denn das Unbekannte ist der Liebling des forschenden Schöpfers,“ flüsterte Lippenknabe.

Die Uhr tönte die Sekunden, jede Sekunde war plastisch deutlich, das Auge sah den Klang. Die Erde war ihnen einen Augenblick ein kristallenen Feuer, die Menschen von durchsichtigem Glas.

Bebuquin seufzte. Gegen die Scheiben fiel aus dem farbigen Morgenwind der beginnende Regen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

AAGE VON KOHL. Der Weg durch die Nacht. Erzählung. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Glass Morton ist in einer Nacht vor zwei Jahren seine Frau auf dem Heimwege vergewaltigt und getötet worden. Der Täter blieb unbekannt. Jetzt, nach zwei Jahren, wird er bei einem neuen Verbrechen festgenommen und Gerichtsbehörden verlangen, um ihn zum Geständnis jenes ersten Verbrechens zu bewegen, dass er mit Morton konfrontiert werde, im Krankenhaus, wohin er wegen einer bei der Gefangennahme empfangenen Verletzung gebracht werden musste. Als Morton von einem abendlichen Friedhofsgang nach Hause zurückkehrt, erhält er die Nachricht: am nächsten Morgen soll er dem Mörder gegenüberstehen. Zwei Jahre lang hat das Furchtbare nur in den Tiefen seines Wesens, nicht in seinem bewussten Leben gewaltet; zwei Jahre lang hat er auf dem vulkanischen Boden seiner Seele an allgemeinen menschheitlichen Werken gearbeitet, während drunter die persönliche Wirklichkeit noch so glühend und gewaltig wie in jener Nacht selbst und mit all ihrer Glut und Gewalt seine schöpferische Kraft speiste. Nun bricht es aus. Nun im Bewusstsein, nein, in unmittelbarem, rasend konzentriertem Schauen erlebt er die ganze selige Zeit seiner Ehe wieder, erlebt alle die Momente jener Nacht wieder, in der er seine tote geschändete Frau fand und heimbrachte, und der Wahnsinn der Rache erfasst ihn: er erlebt das Verbrechen selbst mit, ist dabei, erst als Schatten, der nicht eingreifen kann, ehe alles vollzogen ist, dann aber als handelnder Mensch, der sich auf den Mörder stürzt, mit ihm ringt, ihn tötet. Da erst kommt er zu sich, im grauenden Morgen, mit dem Gefühl, alles verscherzt zu haben. Wenige Stunden danach tritt er dem Mörder leibhaftig gegenüber. Und da kommt unerwartet, in nie geahnter Macht, die Erlösung über ihn; er erkennt von Angesicht zu Angesicht, was er bisher nur mit seinen Gedanken wusste: dass Leben und Tod, Glück und Unglück, Gut und Böse in einem grossen sinnvollen Zusammenhang stehen, dass sie im Dienste heiliger Notwendigkeiten verschwistert sind — und dieser Moment, der seine Seele frei macht, ist der Tod seines Körpers.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheunungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

BALLHAUS. Ein lyrisches Flugblatt. (Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf). Preis 50 Pfg.

HERMANN MEISTER. Fridolin G. Lechner. Ein komplizierter Lebenslauf. (Saturnverlag, Heidelberg). Geheftet M k. 1.—.

PROF. ERNST MACH. Erinnerungen einer Erzieherin. (Wien, Wilhelm Braumüller) Geh. Mk. 1.—.

Zeitschriftenschau

DIE NEUE RUNDSCHAU. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Das Augustheft bringt wieder einen neuen Abschnitt der amerikanischen Reise von Arthur Holitscher. Der Autor beschreibt das Leben Chicagos und entwickelt scharf gesehene soziale Bilder aus der Kultur der Schulen und der Fabriken. Ferdinand Tönnies schreibt über den „Deutschen Adel im neunzehnten Jahrhundert“, den er in seiner politischen und menschlichen Bedeutung betrachtet. J. von Uexküll setzt seinen Zyklus der Aufsätze über die Umwelt des Tieres und des Menschen fort. Stefan Zweig schreibt einen grösseren Essay über Jakob Wassermann und seine Stellung innerhalb des deutschen Romans. Otto Flake, der geborene Elsässer, spricht über die schwebenden Elsässer Fragen. Alfred Kerr spricht über die Aufführung von Gerhart Hauptmanns Gabriel Schillings Flucht in Lauchstedt, Oskar Ble über die Festspiele der Dalcroze-Schule in Dresden-Hellerau, Jakob Schaffner über mehrere hervorragende Bücher aus der erzählenden Literatur. Der Roman von Annette Kolb wird fortgesetzt; Moritz Heimann und Irene Forbes-Mosse steuern Novellen bei. Ernst Blass schreibt über Max Brods „Jüdinnen“. Die politische Chronik und allerlei kleine Anmerkungen über Tagesereignisse füllen das Heft.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Das 15. Heft enthält: Karl Leuthner: Ein übersehenes Ereignis; Louis Bertrand: Nach den belgischen Wahlen 1912; Ed. Bernstein: Zur Reorganisation der Partei; Paul Göhre: Klassenkampf und Genossenschaft. Das Heft kostet 50 Pfg.

DER TUERMER. Herausgeber Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuss. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Augustheftes: Landsorgen. Von Arthur Dix. — Die moderne theosophische Bewegung. Von Hans Freimark. — Heimat und Vaterhaus. Von P. Berendt. — Aus den Tagen der badischen Revolution. Von Wilhelm Bloch. — Aristokratisch. Von Kurd von Strantz. — Türmers Tagebuch. Gerhart Hauptmanns Flucht. Von St. u. a.

DAS LITERARISCHE ECHO. Halbmonatschrift. (Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. Verlag: Egon Fleischel u. Co., Berlin W. 9). Das 1. Augustheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Paul Wiegler: André Gide. — Walter von Molo: Ecce poeta. — W. A. Hammer: Franz Stelzhamer. — André Gide: Bethsabe. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nr. 37 enthält: Alfred Kerr: Heine, Lederer, Senat; Annette Klasper: Sieben Träume einer Frau; Vindex: Börsenrutschbahn; Kurt Hiller: Monolog um Franz Werferl; Alexandra Ramm: Abwehr gegen den Prof. Gurliitt. Das Heft kostet 50 Pfg.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Alfred Wolfenstein: Herrenhaus der Zukunft / G. Fuchs: Volksversicherung und Sittlichkeit / Kurt Hiller: Zu Brods „Arnold Beer“ / Ernst Blass: Nehmen Sie protest — det hebt Ihnen / Otto Pick: Der Damenimitator / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Paul Boldt: Nacht für Nacht / Max Herrmann: Mittag im Krankenhaus / Herr Dr. Magnus Hirschfeld / Acker / Hier gähnt 'ne Tiefe deutschen Seelenlebens / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau.

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 33

INHALT

Mohamed Aischin (Konstantinopel)	Türkische Freiheitskämpfe
Dr. jur. Halpert	Zum Zeugniszwangsverfahren
* * *	G. E. Lessing
René Schickele	Aus einem verwehten Sommer
Carl Einstein	Bebuquin (Roman)
Max Herrmann	Nächtliche Heimkehr
Emmy Hennings	Aether
Paul Boldt	Sommergarten
Willy Küster	Nocturno
Ein Lorbeerblatt zum Krupp-Jubiläum — Die Schlafkrankheit in Berlin — Wohin geht man unentgeltlich? — Literarische Neu- erscheinungen — Vornotizen — Zeitschriftenschau.	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 33 :: 14. Aug.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Be-stellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

TÜRKISCHE FREIHEITSKÄMPFE

Von Mohamed Aischin (Konstantinopel)

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist der Herausgeber der den Jungtürken nahestehenden Zeitung „Der Muselman“ und der Autor des Werkes „Die Freiheitsbewegung in der Türkei“, das, von Alexandra Ramm ins Deutsche übersetzt, im Verlage Ladyschnikow erschienen ist.

Die Unzufriedenheit mit dem alten Regime begann im Jahre 1874 unter dem Sultan Abdul Asis und merkwürdigerweise in dem Teil der Bevölkerung, wo man sie am wenigsten erwartete.

Der hochmütige und eigensinnige Sultan Asis duldete es nicht, dass man ihn in seinen Handlungen störte. So, zum Beispiel, ignorierte er völlig die Sitten und Gebräuche seines Landes, und liess sich allein von seinen persönlichen Wünschen leiten, wodurch er sich zu allererst mit der Geistlichkeit, der Hauptstütze eines monarchistischen Staates, verfeindete. Seine Missachtung der Religion erreichte den Höhepunkt, als Abdul Asis beschloss, nach dem Vorbilde europäischer Monarchen die Welt zu bereisen. Das herrschende Gesetz verbietet nämlich dem türkischen Herrscher, die Residenz zu verlassen und fremde Erde zu betreten, es sei denn als Eroberer. Abdul Asis verlangte von dem Hauptvertreter der Rechtslehre, dem Schleich Ul Islam, er solle im Koran einen Beweis dafür finden, dass den Reiseplänen nichts entgegenstehe. Aber der Hüter der türkischen Gesetze erklärte offen, dass ein derartiges Gesetz nicht existiere und nicht existieren könne. Ohne Zaudern setzte ihn der eigensinnige Asis ab und berief einen anderen auf den Posten; doch auch dieser Rechts-

gelehrte fand das Gewünschte nicht. Erst der dritte war schlauer als seine Vorgänger und erklärte, der Padischah dürfe fahren, wohin er wolle, nur müsse er beim Betreten irgend einer Stadt die Kanonen schiessen lassen, dann sei das Gesetz erfüllt, d. h. der Sultan würde unter dem Donner der Geschütze, als Eroberer, das fremde Land betreten, um es später, beim Verlassen, dem früheren Landesherrn zurückzugeben. Abdul Asis belohnte den schlaunen Scheich Ul Islam, legte die Verwaltung des Landes in dessen Hände und trat feierlichst seine Reise an.

Durch die Verschwendungssucht des Sultans war das Land damals in eine Finanzkrise geraten, und es gab Fälle, wo Asis nicht imstande war, aus persönlichen Mitteln die Kosten seiner Launen zu bestreiten. Zu einem offenen Protest war es im Lande noch nicht gekommen, aber die Misstimmung gährte überall.

Während der Abwesenheit des Sultans bildete sich eine konstitutionelle Partei mit dem Minister des Innern, dem später populär gewordenen Mithad Pascha an der Spitze. Das Programm dieser Partei forderte liberale Reformen, und die besten Männer jener Zeit schlossen sich ihr an. In einer geheimen Versammlung fasste man den Entschluss, von dem Sultan, nach dessen Rückkehr, die Unterzeichnung der von Mithad Pascha in Konstantinopel ausgearbeiteten Konstitution zu fordern. Die in der Versammlung abgefasste vorbereitende Relation, welche dem Sultan unterbreitet werden sollte, lautete, dass

es infolge der ökonomischen Krisis im Lande unbedingt notwendig sei: einige Grundgesetze, dem Geiste der Zeit entsprechend, abzuändern; die Justiz- und Polizeibehörden vollständig zu reformieren; in verschiedenen Gegenden des Reiches Fachschulen nach europäischem Muster zu errichten, um gebildete und ehrliche Söhne des Vaterlandes zu erziehen; unverzüglich Massnahmen gegen Bestechlichkeit und Ueberschreiten von Machtbefugnissen zu treffen usw. Diese Relation allein umfasste 15 Schreibbogen, die von dem Minister des Innern selbst abgeschrieben worden waren. Sie befand sich in Bewahrung bei einem hochgestellten Mitgliede der Partei, Suleiman Pascha. In Erwartung der Rückkehr Abdul Asis' verbreitete die Partei den Gedanken der Volksvertretung und war bemüht, ihre Propaganda in alle Winkel des Reiches zu tragen.

Zur nämlichen Zeit, da die Elite des Volkes bemüht war, die Staatsordnung auf die Basis von Wahrheit und Gerechtigkeit zu stellen, bereitete man in den Moscheen eine Verschwörung vor gegen die Umstürzler der Religion und des Gesetzes. Die Jungtürken, wie man späterhin die Konstitutionalisten nannte, erfuhren von der Verschwörung erst am Abend vor der geplanten Ausführung. Die Geistlichkeit zeigte sich konspirativer als die liberale Partei, ausserdem verstand sie es, die Schuld von sich zu wälzen. Sofort nach der ersten geheimen Versammlung verbreitete die Geistlichkeit das Gerücht, dass sich eine neue Partei gebildet hätte, die den Sultan absetzen und aus der rechtgläubigen Türkei eine Republik der Ungläubigen machen wolle. Die Geistlichkeit kalkulierte gut und bereitete die öffentliche Meinung auf einen Umsturz derart vor, dass im Falle eines Misserfolges die ganze Wut sich gegen die junge Partei richten musste.

Kurz vor der Rückkehr des Sultans erliess die Geistlichkeit eine Proklamation, die als historisches Dokument von gewissem Wert ist.

Brüder-Muselmänner, begann sie, seht, was mit unserem Glauben geworden ist! Viele Jahrhunderte sind dahingegangen, seit der grosse Prophet uns das Licht der Religion brachte, die Millionen Menschen annahmen und in alle Lande trugen. Und der erste, der sie verletzt, der die reinen Bräuche beschmutzt hat, ist der Sultan, der Vertreter des Kalifats. Entgegen dem Gesetz ging er in die Lande der Ungläubigen und wird von dort Ketzerei und Sittenverderbnis bringen. Steht auf, Rechtgläubige, verteidigt

eure heiligen Güter, denn uns alle erwartet die Hölle des Teufels, wohin wir für unser Schweigen verdammt werden. Gedenket, dass der grosse Prophet seine treuen Söhne beauftragt hat, das Licht des Gesetzes zu verbreiten, selbst mit dem Schwert, wenn man seine Allmächtigkeit ablehnt. Aber jetzt, wo der Feind gekommen ist in der Gestalt des Stellvertreters des Grossen, müssen wir uns selbst verteidigen. Wachet auf! bewaffnet euch! auf dass euch nicht die Ungläubigen in ewige Sklaverei bringen . . .

Indem sie in ihrem Aufruf den Verfall des Glaubens weiter ausmalte, geizte sie nicht mit scharfen Angriffen auf den Sultan. Die Flugblätter wurden in unzähligen Exemplaren im Reiche verbreitet, aber zur Verwunderung ihrer Verfasser blieb die erwartete Wirkung aus.

Die Jungtürken bewiesen einen weiteren Blick, als sie ihren Aufruf erliessen. Klar und einfach legten sie ihr Programm dar. „An unsere Brüder!“ begann die Proklamation. „In unserem Reiche wohnen zirka zwanzig Millionen Muselmänner und fast ebenso viel Vertreter anderer Nationalitäten. Das reiche Land, das die Eroberungsgelüste der Europäer erregt, geht zu Grunde an Misswirtschaft der Beamten, an Korruption, an Unwissenheit. Wir besitzen keine Schulen, keine Erziehungsanstalten, wohin die Bauern ihre Kinder schicken könnten. Der Landmann arbeitet sein ganzes Leben lang, um eine Schar völlig überflüssiger Beamten zu unterhalten. Darum haben wir beschlossen, diese Uebel zu bekämpfen und unseren Padischah zu bitten, auf allen Gebieten Verbesserungen einzuführen, Schulen zu gründen, Fabriken zu errichten, welche dem Arbeiter die Möglichkeit geben, auch seine Familie und nicht nur den Staat zu ernähren. Und wir hoffen, dass der Sultan uns helfen und unsere Heimat auf die Höhe stellen wird, auf die sie gehört. Sollte jedoch eine Umwandlung eintreten, dann, Landsleute, bewahrt eure Ruhe und schenket keinen Gerüchten Glauben; ihr werdet alles rechtzeitig erfahren. Vergesst nicht, dass die in unserem Lande Ansässigen, ohne Unterschied der Religion, Söhne desselben Vaterlandes sind, wie ihr!“

Während also der Sultan unter Kanonendonner und Gewehrfeuer Europa bereiste, reiften im Lande zwei Verschwörungen. Die Partei der Konstitutionalisten meinte es mit ihren Absichten ernst und beschloss, im Falle einer Weigerung des Sultans, die Konstitution zu unterzeichnen, ihn abzusetzen, und auf den Thron der

Osmans den Bruder Abdul Asis', Murat V., zu heben, der die Bedingungen der Reformer annehmen würde. Die Geistlichkeit bewahrte Schweigen und wartete ab.

Unter demselben Lärm und Prunk, der seine Abreise begleitete, kehrte der Sultan endlich zurück. Er brachte die verschiedensten phantastischen Pläne, die er unter dem Eindruck seiner Europareise entworfen hatte, heim.

Inzwischen war die ökonomische Lage des Landes immer unerträglicher geworden. Es fehlte nicht nur an Geld zur Besoldung der Beamten und Soldaten, sondern auch zur Bestreitung der notwendigsten Staatsausgaben. Man sah sich gezwungen, gegen hohe Prozente eine neue Anleihe im Auslande aufzunehmen. Das Fehlen der Mittel für das Allernotwendigste veranlasste den Sultan, auserordentliche Ministerkonferenzen einzuberufen, auf denen er selbst präsierte und wo er ausdrücklich befahl, Mittel zu beschaffen um jeden Preis. Die Minister gingen in äusserster Erregung auseinander, ohne zu wissen, wie sie diesem Befehl nachkommen sollten. Aus der Provinz kamen Drohrufe der hungernden Bevölkerung, von der man, auf Befehl des Sultans, die Abgaben schon mehrfach erhoben hatte. Schliesslich erfolgte der letzte Schlag: man wollte der Türkei unter keinen Bedingungen Geld geben.

Die Stimmung war auf das Aeusserste gespannt, die liberale Partei hielt täglich Versammlungen ab; entschloss sich jedoch noch immer nicht, der unerträglichen Lage der Heimat ein Ende zu bereiten. Der vorsichtige und kluge Mithad Pascha hielt seine Gesinnungsgenossen zurück mit dem Hinweis, dass die Partei sich von jedem Vorwurf rein halten müsse.

Am Tage der Katastrophe, den 30. Mai 1876, zirkulierten in der Stadt Gerüchte von einer Verschwörung, aber die Wahrheit wusste niemand, auch der Sultan ahnte nichts. Um 4 Uhr nachmittags, nach seinem üblichen Mittagsschlaf, stand Abdul Asis am Fenster seines Kabinetts im Tscheredirschloss und beschnitt sich mit einer langen scharfen Schere die Fingernägel. Auf ein leises Scharren hin wandte er sich instinktiv um und erblickte vier stämmige Türken, die sich sofort auf ihn stürzten. Asis begriff, worum es sich handelte, und die Angst vor dem Tode verzehnfachte seine eiserne Kraft. Noch ein Moment — und der Sultan würde sich aus den Händen der Mörder gerettet haben, da sah einer der Attentäter die vergessene Schere auf

dem Fenster und stiess sie dem Sultan in die Brust.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich in der Stadt die Kunde von dem Morde, und erst jetzt begriff die liberale Partei, dass jemand ihr vorgegriffen hatte. Doch sie parierte den Schlag geschickt! Das Schloss wurde vom Militär umstellt, und die Geistlichkeit fügte sich notgedrungen allen Anordnungen des machtausübenden Midhat Pascha. Dank der Energie und Einsicht der Konstitutionalisten kam es an diesem Tage in Konstantinopel zu keinen Zwischenfällen.

Der Nachfolger des ermordeten Sultans, Murat V., fand wenig Sympathien bei der reaktionären Partei, die in ihm den Beschützer des Islam und, noch mehr, der Geistlichkeit sehen wollte. Da er sich von der Midhatpartei stark beeinflussen liess und dadurch den Alttürken die Möglichkeit nahm, zu den guten alten Zeiten zurückzukehren, beschlossen die Reaktionäre, einen neuen Staatsstreich zu begehen, um dadurch selbst ans Ruder zu kommen. Mittels Gold schafften sie sich Anhänger. Vorerst verbreiteten sie das Gerücht, dass Murat nicht völlig Herr seiner Sinne wäre. Drei Monate nach der Ermordung Abdul Asis drangen eines Nachts Reaktionäre ins Schloss, erklärten Murat für wahnsinnig und warfen ihn ins Gefängnis. Das ging alles glatt von statten, da in dem Lager der Liberalen Zwistigkeiten ausgebrochen waren, und noch am nämlichen Tage, den 31. August 1876, bestieg Abdul Hamid den Thron. Den Reaktionären schien alles nach Wunsch zu gehen; da, im kritischen Augenblick, erschien Midhat Pascha, und im Verein mit seinen Anhängern überredete er den neuen Sultan, eifrig den Weg der Reformen zu beschreiten. Es gelang ihm, Abdul Hamid den Glauben beizubringen, dass seine Verwandten nur deshalb das tragische Ende erlitten, weil sie sich von der Reformpartei abgewandt hatten. Das Ergebnis der Ueberredung: im Jahre 1876 vernahm Europa mit Erstaunen, dass die despotische Regierungsform der Türkei in eine parlamentarische verwandelt worden sei. Die Parlamentswahlen waren anberaumt und fanden unter äusserst begrenzter Stimmberechtigung statt. Die Anhänger der jungen Bewegung feierten bereits den Sieg; sie wähten, dass endlich die Morgenröte ihrem Vaterlande aufgestiegen sei, dass die hellen Strahlen der Reformsonne alle Menschenhasser verscheuchen und dass neue nützliche Söhne der Heimat erstehen würden; sie wähten, dass das Land, zum Erstaunen der

ganzen zivilisierten Welt, in eine Glanzepoche eingetreten sei.

Den siebenten Silhidschi des Jahres 1293 nach muselmännischer Zeitrechnung, das heisst, den 11. Dezember 1876, trat die Türkei in die Reihe der konstitutionellen Staaten. Die Nationalversammlung bestand aus zwei Kammern: dem Senat und der Deputiertenkammer. Die Zahl der Volksvertreter betrug 150; als jedoch Abdul Hamid II. am 7. März 1877 die Versammlung eröffnete, waren nur 84 Abgeordnete anwesend, darunter 48 Muselmänner, 16 Griechen, 10 Armerier, 8 Sklaven und 2 Juden.

Das Parlament tagte nur zweimal; die Freude der konstitutionellen Partei dauerte also nicht lange.

Die folgenden Ereignisse beweisen sichtlich, dass das türkische Volk noch nicht fähig war, die Sklavenketten von sich abzuschütteln, und dass hierzu Einwirkungen höherer Art nötig sind. Die Ereignisse von damals ähneln dem heutigen wirren Durcheinander sehr. Wie 1908, so hatte die Reaktion auch 1876 nur scheinbar das Feld geräumt; sie triumphierte schliesslich doch, und Jahre der schwärzesten Blutherrschaft folgten.

Das Spiel wiederholt sich jetzt nur. Wer heute an einen Sieg des Fortschritts in der Türkei noch glaubt, der verkennt die Situation so sehr, wie sie die europäische Presse 1908 verkannt hat. Wie vor vier Jahren, so steht auch heute das türkische Volk in seiner Mehrheit den Ereignissen ahnungslos gegenüber. Die Partei der Jungtürken besteht aus Führern, denen die Massen noch fehlen . . .

Zum Zeugniszwangsverfahren

Die Beschwerdebegründung von Dr.-jur. Halpert.

Tatbestand.

Wie sich aus den Akten ergibt, hat Dr. Miessner wegen verschiedener Artikel, von denen die ersten beiden in der vom Zeugen Pfemfert herausgegebenen und verantwortlich gezeichneten Wochenschrift „Die AKTION“ publiziert sind, gegen Professor Gurlitt als den vermutlichen Verfasser Klage erhoben. Beide Parteien, die den Schriftstellerkreisen zugehörig sind, haben sich — im Gegensatz zu den Gepflogenheiten der deutschen Schriftstellerwelt — auf den verantwortlichen Redakteur als Zeugen bezogen mit dem für das Zeugniszwangsverfahren und

seine Durchführung nicht unwesentlichen Unterschied, dass Kläger, der für seine Behauptung in erster Linie verantwortlich ist, sich primär auf andere Zeugen bezog und erst neben ihnen auf Pfemfert. Der Vorderrichter hat von der Vernehmung der anderen Zeugen, wie aus dem für die Förmlichkeiten der Hauptverhandlung allein massgeblichen Protokoll vom 23. Juli zu entnehmen ist, schlechtweg abgesehen, sich auf die Vernehmung von Pfemfert beschränkt und nach dessen Zeugnisverweigerung die Verhandlung vertagt, ohne sie weiter durchzuführen.

Begründung.

a) In erster Linie sei darauf hingewiesen, dass der Zeuge Pfemfert, als er die Weigerung seiner Zeugnisabgabe zu begründen hatte, ausweislich des Protokolls auf seine Stellung als verantwortlicher Redakteur Bezug nahm, die ihm nach dem Ehrenkodex des deutschen Journalisten Schweigepflicht gebietet. Grundanschauungen der Moral seines Standes zu verletzen, kann einem verantwortlichen Redakteur bei der Erkenntnis, dass nur auf dem Untergrund seiner Vertrauensstellung zu den Volksgenossen und dem öffentlichen Leben die Freiheit der Presse sich entwickeln kann, nicht zugemutet werden. Wenn auch das Gesetz ein Zeugnisverweigerungsrecht des verantwortlichen Redakteurs nicht konstituiert hat, so hat es doch die öffentliche Moral getan und das Ehrbewusstsein der Presse. Das ist eine Gegensätzlichkeit der Anschauungen, die die Praxis durch zartfühlige Rücksichtnahme zu überbrücken sucht, indem sie es vermeidet, den verantwortlichen Redakteur ohne Not in einen Gewissenskonflikt zu treiben. Diese Praxis wurde vor mehr als einem Jahrzehnt durch den Staatssekretär des Reichsjustizamts Herrn Nieberding eingeleitet bzw. unterstützt, der die in vielen Fällen beherzigte Mahnung seinerzeit an die Gerichte gerichtet hat,

nur in dringenden Fällen von dem Zeugniszwang Gebrauch zu machen.

Diese Mahnung hat das vorinstanzliche Schöffengericht unter Vorsitz des Assessors von Ostwin nicht berücksichtigt und damit auch gegen das nobile officium des Richters verstossen, das ihn nach Loewe (Kommentar zur Str.-Pr.-O.) verpflichtet,

auf die der Ehre des Zeugen drohenden Nachteile billige Rücksicht zu nehmen.

Hätte der verantwortliche Redakteur, wie der

Vorderrichter kategorisch verlangt hat, die in seiner Stellung wurzelnde Schweigepflicht verletzt, dann würde er und mit ihm sein Organ an moralischer Reputation verloren haben. Diese Eventualität konnte der Vorderrichter berücksichtigen, ohne in seinem Bestreben, materielle Aufklärung zu schaffen, gehindert zu sein, indem er die andern, und zwar vom Kläger primär benannten Zeugen vernahm, die die Stellung eines verantwortlichen Redakteurs nicht inne haben. Allerdings hatte der Angeklagte Professor Gurlitt sich zum Gegenbeweis auf den Redakteur bezogen. Dieser Gegenbeweis war, solange die Behauptung der Schuld durch keinerlei Beweismaterial gestützt war, nach Grundsätzen der Logik in diesem Stadium der Verhandlung nach unerheblich.

Zunächst interessierte nur die vom Kläger aufgestellte Behauptung der Verfasserschaft des Angeklagten. Der Vorderrichter, der von dem verantwortlichen Redakteur Pfemfert als Zeugen diese Frage beantwortet wissen wollte, hat den Gewissensbedenken, die diesen zu seiner Weigerung veranlassten, so wenig Verständnis entgegengebracht, dass er lediglich auf Pfemferts Vernehmung bestand und von der Vernehmung der andern für die gleiche Frage benannten und erschienenen Zeugen schlechtweg absah. Damit dürfte der Schluss gerechtfertigt sein, dass der Vorderrichter aus dem Gesichtspunkt seiner durch die Weigerung der Zeugnisabgabe angezweifelten richterlichen Autorität die Verhandlung geleitet hat und nicht allein nach materiellen Gesichtspunkten. Denn die letzteren hätten den Vorderrichter zur Durchführung der Verhandlung veranlassen müssen, nicht aber zum vorzeitigen Abbruch. Daher scheint der Beschluss, insofern er den Zeugen Pfemfert auch in die Kosten der Verhandlung verurteilt, auch *de lege lata* ungerechtfertigt.

b) *De lege lata* erscheint auch die Rechtsbelehrung nicht völlig bedenkenfrei, die der Vorderrichter dem Zeugen Pfemfert erteilt hat, als dieser (in zweiter Linie) seine Zeugnisverweigerung damit begründete,

dass er ev. noch selbst bestraft werden könnte. Wie aus der beigefügten eidesstattlichen Versicherung des Herrn Pfemfert hervorgeht, hatte der Kläger wegen der ersten beiden in der AKTION veröffentlichten Artikel, die hier in Frage stehen, gleichfalls eine Privatklage gegen den jetzigen Zeugen in seiner Eigenschaft als

Herausgeber und Schriftleiter angestrengt, diese aber im Vergleichswege zu-

rückgenommen. Nun hat allerdings der Zeuge Pfemfert keinerlei Strafverfolgung nach dieser Richtung weiter zu befürchten, da durch die Rücknahme der angestellten Privatklage deren neue Erhebung ausgeschlossen ist. Immerhin bleibt die Rechtsfrage offen, ob Kläger, wenn durch die Beweisaufnahme, wie es Professor Gurlitt durch Bezugnahme auf Pfemferts Zeugnis ohne weitere Rücksicht auf das Redaktionsgeheimnis zu erweisen strebt, die Behauptung seiner Täterschaft widerlegt und die von Pfemferts erwiesen wird, ob dann nicht Kläger zur Neuanstellung einer Privatklage gegen Pfemfert zwar nicht als Redakteur, aber schlechtweg als Verfasser noch befugt wäre. Die Rechtsansicht dürfte strittig sein, wird jedenfalls vom Kläger vertreten, dessen Rechtsvertreter ausweislich der beigefügten eidesstattlichen Versicherung des Herrn Pfemfert ausdrücklich seinem Mandanten das Recht vorbehalten hat, gegen Pfemfert als Täter vorzugehen, wenn durch die Beweisaufnahme der Verdacht seiner Täterschaft hinreichend begründet würde. Solange diese Rechtsansicht nicht als völlig haltlos zu verneinen ist, hat der Zeuge Pfemfert auch *de lege lata* das Recht der Zeugnisverweigerung. Dieser Gesichtspunkt ist durchgreifend genug, um den Antrag auf Aufhebung des vorerwähnten Beschlusses zu rechtfertigen. Es kann daher die Frage völlig übergangen werden, ob die Vernehmung Pfemferts einen Verstoss gegen die von dem Vorentwurf zur Reform der Str.Pr.-O. in seinen Motiven (Bd. II, S. 218) zitierten Rechtsgrundsätze involviert, wonach ein Beschuldigter niemals gegen einen Mitbeschuldigten als Zeuge vernommen und zu einer eidlichen Aussage angehalten werden darf.

Glossen

Wohin geht man unentgeltlich?

Es gibt Augenblicke, wo auch der Berliner Lokalanzeiger sich seiner sozialen Pflichten erinnert. Gewöhnlich geschieht das an Sonn- und Feiertagen. Dann kann es vorkommen, dass das Scherlblatt dem Kulturgewissen der Nation gelende Anklagen vorträgt. Der 4. August war so ein Tag. Da lasen wir:

Wo gibt es solche, d. h. solche, die von der Strasse aus zugänglich sind? Zum Teil auf den Bahnhöfen, aber auch dort ist das Aufsuchen eines Abortes ohne Bezahlung unangenehm, denn die Wartefrauen machen ihrem Aerger meist durch Schimpfreden Luft. Wohin geht man also, wenn man viel auf der Strasse

ist, einem das Bedürfnis ankommt . . . Kauft man gerade in einem Warenhause etwas oder ist in der Nähe eines solchen, dann kann man wohl dort einmal austreten, wenn auch dort die Frauen auf Trinkgeld warten, obgleich es ihnen nach den angebrachten Plakaten verboten ist, solches anzunehmen; aber man ist doch nicht immer in der Nähe eines Warenhauses. Früher gab es bei einigen Rotunden neben 1. und 2. Klasse auch unentgeltliche, aber ich sehe diese nicht mehr, zudem sind aber auch die zu bezahlenden Aborte auf der Strasse sehr spärlich, und man müsste sich oft einen Umweg von wenigstens 10—15 Minuten machen, um einen zu erreichen. Geht man in ein Lokal, um die Toilette aufzusuchen, muss man ebenfalls 5, manchmal sogar 10 Pfennig bezahlen. Also wohin geht man unentgeltlich?“

Schade, dass wir Parlamentsferien haben. Hier wäre eine „kleine Anfrage,“ wie geschaffen, das mittelstandsfreundliche Herz der Parteien zu prüfen. „Ist es dem Herrn Reichskanzler bekannt, dass . . .“ Doch das Parlament hat Ferien. Bleibt also nur Scherl.

Ein Lorbeerblatt zum Krupp-Jubiläum

In acht Geschäftsjahren bezog die Familie Krupp ein Einkommen allein an Dividende von 124 Millionen. Dabei sind die vielen Millionen zur Erweiterung des Betriebes nicht gerechnet. Das macht einen Tagesverdienst von 60 000 M. oder einen Stundenverdienst von 6000 M. bei zehnstündiger Arbeitszeit aus.

Für den Patriotismus der Firma zeugt unbedingt, dass sie jahrelang die gut nationalen Panzerplatten an die „Gegner des Reiches“ um 400 Mark pro Tonne billiger lieferte als an dieses. Krupp berechnete und erhielt 1893 für ein 15-Zentimeter-Geschoss 45 M., während der bedeutendste deutsche Konkurrent Krupps, der Düsseldorfer Ehrhardt, 1906 nur 17 M. forderte. 1897 kosteten die Stahlkerne für 15-Zentimeter-Granaten bei Krupp 35 M., bei Ehrhardt 30 Mark, und beim Stahlwerk Phönix gar nur 28 Mark. 1903 kostete dieses selbe Erzeugnis infolge der Konkurrenz nur mehr 17,20 bis 20 Mark! Die 15-Zentimeter-Granaten selbst kosteten 1900 — immer für das Reich — bei Krupp 40,50 M., bei Ehrhardt 27,85 M., und selbst in den staatlichen Betrieben nur 31,30 M. Im selben Jahre kosteten die 21-Zentimeter-Granaten bei Krupp 102 M., bei allen anderen Lieferanten nur 89 M. Weil nun inzwischen Ehrhardt und Stahlwerk Witten mit dem Preise für diese Granaten auf 68,50 M. heruntergegangen sind, berechnet Krupp seit 1903 nur noch 67,50

Mark. Er hat also vorher das Reich um mehr als 50 Prozent überteuert.

1910 erklärte der Zentrumsabgeordnete Erzberger in der Budgetkommission des Reichstags, dass Krupp mit seinen Kanonen 40 Prozent teurer sei als die Konkurrenz, was Staatssekretär Tirpitz im grossen und ganzen unumwunden zugab! Vorher war schon einmal im Reichstage konstatiert worden, dass Krupp an die Reichsmarine Panzerplatten zum Preise von 2320 M. pro Tonne lieferte, die eine amerikanische Firma an die amerikanische Regierung für 1920 M. absetzte, wobei sie aber noch an Krupp und Stumm 105 M. Patententschädigung zu zahlen hatte. Später mussten die deutschen Panzerplattenpatrioten an das Reich zum selben Preise von 1920 M. liefern und verdienten immer noch 1020 M., gleich 103 Prozent!

Dass das Haus Krupp einst Napoleon III. ergebenst Kanonen offerierte, suchte die nörgelnde Presse als hochverräterisch zu charakterisieren. Mit Unrecht natürlich. Denn die geheime Absicht der Offerte war, deutschfreundliche Rohre zu liefern, die im Ernstfalle in den Streik getreten wären. Das scheint die deutsche Regierung auch erkannt zu haben, denn sie hat gegen Waffenlieferung an fremde Nationen nichts einzuwenden.

Die Schlafkrankheit in Berlin

Wie unser hi.-Korrespondent uns telegraphiert, tritt jetzt an mehreren Stellen Gross-Berlins, unter grässlichen Symptomen (Brechen usw.), die Schlafkrankheit auf. Da Tsetsefliegen diesen Gegenden nicht bekannt sind, schien die Ursache der Pestilenz anfangs unbegreiflich. Allmählich aber stellte sich heraus, dass alle von der Krankheit Befallenen Abonnenten des Berliner Tageblattes waren, und dass als Herd der Seuche der literarische Teil dieser Zeitung anzusprechen ist, — in welchem seit Wochen nur noch Felix Philippi, Oscar Blumenthal, Fritz und Georg Engel, Anna Plothow, Julius Stettenheim, Albert Ehrenstein, Johannes Trcjan, Ludwig Fulda und Paul Lindau zu Worte kommen, also lauter längst verstorbene Persönlichkeiten . . . und Repräsentanten einer (wenn man so sagen darf) Richtung, deren geometrischen Ort Historiker da feststellen würden, wo die Opfer jener Revolutionäre sitzen, auf deren Treiben jene Reaktion erfolgt ist, gegen welche sich jene Bestrebungen geltend machten, die wir heute bekämpfen.

Aus einem verwehten Sommer

Meinst du, ich wüsst es nicht!
 Es wär mein Glück gewesen,
 ich wär bei dir genesen —
 meinst du, ich wüsst es nicht!
 Und hättest du dein fein Gesicht
 zu mir gebeugt in hellen Nächten,
 jenen Nächten, die mir schrecklich sind,
 — in süsser Bläue vor dem Fenster
 wiegten Rose und Hyazinth
 und mischten mit dem Dufte deiner Haare ihren
 Duft —

und hättest du in solchen Nächten,
 die die stummen bleichgepressten Lippen haben,
 gefaltet deine Hände auf mein Herz gelegt, ...
 kein irrgewordner Traum hätt sich geregt,
 es wäre wie die stillen Nächte still gewesen,
 ich wär bei dir genesen —
 meinst du, ich wüsst es nicht!
 Ich hätte wie den Frühling dich
 mit schwermutvollem Glück nur gefühlt,
 nur deine weisse Stirne leuchten sehn,
 nur deinen Herzschlag durch die stillen Hände,
 das Pochen träumeschwerer Nächte durch die
 Zimmerwände

hören gehn .
 Wie eine Wiege, drin mein wirrster Traum
 schon schlafen wollte, und ich hätt nur noch
 gedacht:

nun bist du blütenstill und voller Licht,
 wie draussen vor dem Fenster der Magnolien-
 baum.

Strassburg. René Schickele

Nocturno

Durch das hüllende Dunkel der Nacht
 Schimmern die weissen Stämme der Birken
 Wie schlanke, wogende Mädchenleiber,
 Die im kosenden Winde sich biegen.
 Zitternd vor Glück wiegen sich Sterne.
 Alles ist Zärtlichkeit —
 Meine geflüsterten Lieder sind Kränze
 Um deine schwellenden Hüften.

Konstanz Willy Küster

Sommergarten

Die Vögel sprangen von den Winden auf den
 Garten

Und fielen auf die hellen Rasenbeete,
 Betäubt vom Dufte der blühenden Stakete
 Am weissen Haus mit vierzehn Rosenarten.

Die gelben Steige, die den Rasen masern,
 Kommst du in Weiss, berieselt von den Winden,
 Und deine Augen duften noch den Blinden —
 Die warmen Blumen an den Nervenfasern.

Freude der Tropen wächst. Im blauen Raum
 Zünden die Wolken, leuchtende Phantome.
 Und du, in deines Blutes Aura und Arome,

Nimmst Sonne mit — in eine Liebesnacht.
 Gleich goldnen Bienen hängt das Licht im Baum,
 Das deinen Mund wie eine Frucht benagt.

Charlottenburg

Paul Boldt

Nächtliche Heimkehr

Oh, diese Nächte in den kleinen Nestern,
 Wenn man aus Kneipen kommt von feigen, faden
 Bierbankgesprächen, heut so öd wie gestern,
 Und langsam heimwärts hinkt mit wehen Waden.

Und trunkne Wächter rülpsen: „Euer Gnaden!—“
 Man denkt gerührt noch der zwei blossen
 Schwestern,

Es mahnt ein Unterton: „Du musst doch baden—“
 Und Scham ob seinen reichlichen Semestern.

Und eine Katze pendelt durch die Gasse,
 Und fernes Schiessen eines Nachtmanövers
 Und Kinderschrei und irgend ein Getöse —

Und dumpf schliesst man das Tor und denkt:
 „Ich hasse

Euch alle sehr —“ — und freut sich seines
 Oeuvers

Und saust ins Bett und lächelt blöd und böse.

Neisse.

Max Herrmann

Aether

An die Scheiben schlägt der Regen,
 Eine Blume leuchtet rot,
 Kühle Luft weht mir entgegen,
 Wach ich oder bin ich tot?

Eine Welt liegt weit, ganz weit;
 Eine Uhr schlägt langsam vier,
 Und ich weiss von keiner Zeit,
 In die Arme fall ich dir.

München

Emmy Hennings

G. E. Lessing

Von einem Juristen und ständigen Mitarbeiter der Revue des deux mondes.

Dem Schriftsteller Karl Kraus gewidmet.

Gleich Luther wirkte Lessing nicht nur, indem er etwas Bestimmtes tat, sondern indem er das deutsche Volk bis in seine Tiefen aufregte und indem er eine heilsame Geisterbewegung hervorbrachte, durch seine Kritik, durch seine Polemik. Er war die lebendige Kritik seiner Zeit, und sein ganzes Leben war Polemik. Diese Kritik machte sich geltend im weitesten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wissenschaft, in der Kunst. Diese Polemik überwand jeden Gegner und erstarkte nach jedem Siege. Lessing, wie er selbst eingestand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geistesentwicklung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die Talente, Kenntnisse und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweikampf erschlug, und in jeder Weise endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vortrefflichkeiten begabt war. Begreiflich ist es, dass solch ein streitlustiger Kämpfer nicht geringen Lärm in Deutschland verursachte, in dem stillen Deutschland, das damals noch sabbathlich stiller war als heute. Verblüfft wurden die meisten ob seiner literarischen Kühnheit. Aber ebendiese kam ihm hilfreich zustatten; denn Oser! ist das Geheimnis des Gelingens in der Literatur, ebenso wie in der Revolution — und in der Liebe. Vor dem Lessingschen Schwerte zitterten alle. Kein Kopf war vor ihm sicher. Ja, manchen Schädel hat er sogar aus Uebermut heruntergeschlagen, und dann war er dabei noch so boshaft, ihn vom Boden aufzuheben und dem Publikum zu zeigen, dass er inwendig hohl war. Wen sein Schwert nicht erreichen konnte, den tötete er mit den Pfeilen seines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieser Pfeile; die Feinde fühlten die Spitze in ihren Herzen. Der Lessingsche Witz gleicht nicht jenem Enjouement, jener Gaîté, jenen springenden Saillies, wie man hierzuland dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines französisches Windhündchen, das seinem eigenen Schatten nachläuft; sein Witz war vielmehr ein grosser deutscher Kater, der mit der Maus spielt, ehe er sie würgt.

Ja, Polemik war die Lust unseres Lessings, und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner seiner würdig war. So hat er eben durch seine Polemik manchen Namen der wohlverdientesten Vergessenheit entrissen. Mehrere

winzige Schriftstellerlein hat er mit dem geistreichsten Spott, mit dem köstlichsten Humor gleichsam umspinnen, und in den Lessingschen Werken erhalten sie sich nun für ewige Zeiten wie Insekten, die sich in einem Stück Bernstein fangen. Indem er seine Gegner tötete, machte er sie zugleich unsterblich. Wer von uns hätte jemals etwas von jenem Klotz erfahren, an welchen Lessing so viel Hohn und Scharfsinn verschwendet! Die Felsenblöcke, die er auf diesen armen Antiquar geschleudert und womit er ihn zerschmettert, sind jetzt dessen unverwüsthliches Denkmal.

Merkwürdig ist es, dass jener witzigste Mensch in Deutschland auch zugleich der ehrlichste war. Nichts gleicht seiner Wahrheitsliebe. Lessing machte der Lüge nicht die mindeste Konzession, selbst wenn er dadurch, in der gewöhnlichen Weise der Weltklugen, den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte alles für die Wahrheit tun, nur nicht lügen. Wer darauf denkt, sagte er einst, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, aber ihr Liebhaber ist er nie gewesen.

Das schöne Wort Buffons „der Stil ist der Mensch selber!“ ist auf niemand anwendbarer als auf Lessing. Seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter, wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die inwohnende Stärke. Sein Stil ist ganz der Stil der römischen Bauwerke: höchste Solidität bei der höchsten Einfachheit; gleich Quadersteinen ruhen die Sätze aufeinander, und wie bei jenen das Gesetz der Schwere, so ist bei diesen die logische Schlussfolge das unsichtbare Bindemittel. Daher in der Lessingschen Prosa so wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünsten, die wir bei unserem Periodenbau gleichsam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche man la belle phrase nennt. Dass ein Mann wie Lessing niemals glücklich sein konnte, werdet Ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte und wenn er sie auch nicht selbstwillig überall verfochten hätte, so musste er doch unglücklich sein; denn er war ein Genie. „Alles wird man dir verzeihen,“ sagte einst ein seufzender Dichter, „man verzeiht dir deine Wohlgestalt, man lässt dir sogar Talent hingehen, aber man ist unerbittlich gegen das Genie.“ Ach! und begegnet ihm auch nicht der böse Wille von aussen, so fände das Genie doch schon in sich selber den Feind, der ihm Elend bereitet. Des-

halb ist die Geschichte der grossen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn sie auch nicht litten für die grosse Menschheit, so litten sie doch für ihre eigene Grösse, für die grosse Art ihres Seins, das Unphilisterliche, für ihr Missbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Missbehagen, welches sie natürlich zu Extravaganzen bringt, z. B. zum Schauspielhaus oder gar zum Spielhaus — wie es dem armen Lessing begegnete.

Mehr als dieses hat ihm aber der böse Leumund nicht nachsagen können, und aus seiner Biographie erfahren wir nur, dass ihm schöne Komödiantinnen amüsanter dünkten als Hamburgische Pastöre und dass stumme Karten ihm bessere Unterhaltung gewährten als schwatzende Wolfianer.

Es ist herzerreissend, wenn wir in dieser Biographie lesen, wie das Schicksal auch jede Freude diesem Manne versagt hat und wie es ihm nicht einmal vergönnte, in der Umfriedung der Familie sich von seinen täglichen Kämpfen zu erholen. Einmal nur schien Fortuna ihn begünstigen zu wollen, sie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind — aber dieses Glück war wie der Sonnenstrahl, der den Fittich eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, es schwand ebenso schnell, das Weib starb infolge des Wochenbetts, das Kind schon bald nach der Geburt, und über letzteres schrieb er einem Freunde die gräselich witzigen Worte:

„Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, dass die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiss, was ich sage. — War es nicht Verstand, dass man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen musste? dass er so bald Unrat merkte? — War es nicht Verstand, dass er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“

Ein Unglück gab es, worüber sich Lessing nie gegen seine Freunde ausgesprochen: dieses war seine schaurige Einsamkeit, sein geistiges Alleinstehn. Einige seiner Zeitgenossen liebten ihn, keiner verstand ihn . . .

Ich sage, Lessing hat den Luther fortgesetzt. Nachdem Luther uns von der Tradition befreit und die Bibel zur alleinigen Quelle des Christentums erhoben hatte, da ent-

stand ein starrer Wortdienst, und der starre Buchstabe der Bibel herrschte ebenso tyrannisch wie einst die Tradition. Zur Befreiung von diesem tyrannischen Buchstaben hat nun Lessing am meisten beigetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der einzige war, der die Tradition bekämpft, so kämpfte Lessing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigsten gegen den Buchstaben. Hier erschallt am lautesten seine Schlachtstimme. Hier schwingt er sein Schwert am freudigsten, und es leuchtet und tötet. Hier aber auch wird Lessing am stärksten bedrängt von der schwarzen Schar, und in solcher Bedrängnis rief er einst aus:

„O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. (Huss rief dieses auf dem Scheiterhaufen.) Erst soll uns hören, erst soll über uns urteilen, wer hören und urteilen kann und will!

„O dass Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Grosser, verkannter Mann! Und von niemandem mehr verkannt als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglicheren Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!“

Lessing starb zu Braunschweig im Jahre 1781, verkannt, gehasst und verschrien. In demselben Jahre erschien zu Königsberg die „Kritik der reinen Vernunft“ von Immanuel Kant. Mit diesem Buche beginnt eine geistige Revolution in Deutschland, die mit der materiellen Revolution in Frankreich die sonderbarsten Analogien bietet und dem tieferen Denker ebenso wichtig dünken muss wie jene. Sie entwickelt sich mit denselben Phasen, und zwischen beiden herrscht der merkwürdigste Parallelismus. Auf beiden Seiten des Rheines sehen wir denselben Bruch mit der Vergangenheit, der Tradition wird alle Ehrfurcht aufgekündigt; wie hier in Frankreich jedes Recht, so muss dort in Deutschland jeder Gedanke sich justificieren, und wie hier das Königtum, der Schlussstein der alten sozialen Ordnung, so stürzt dort der Deismus, der Schlussstein der geistigen alten Regimes.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[5. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Zehntes Kapitel.

Die Menschen, die löffelweise, keiner wusste von anderem, in den Zirkus, eine kolossalische Rotunde des Staunens, geflattert waren, sassen zur Masse verkeilt, und man erwartete Miss Euphemia. An den Ranggeländern liefen Ornamente erregter Hände entlang, Bogenlampen schwangen ihre energetischen Milchkübel.

Man bemerkte Miss Euphemia erst, als sie an die Decke aufgezogen war, sie hielt sich mit den Zähnen in einen Strick verbissen. Liess sich los, und ein Salto mortale war an der Decke geschlagen zum anderen Ende, wo sie mit den Zähnen ein Seil aufriss.

Es fiel ein Programm.

Miss Euphemia glitt beim dritten Male am Seil ab; sie beschloss aus formalen Gründen, sich das Genick zu brechen.

Senkrecht schrien die Leute, einige versuchten, von den Galerien herabzuspringen. Euphemia sah den schwebenden Kronleuchter und ergriff fünfeinhalb Meter über dem Boden das Seil.

Die Leute wüteten.

Euphemia machte dann mit grosser Sicherheit noch einige Salto mortales.

Trotzdem, sie war moralisch ruiniert.

(Die stärkste Moralität dies des Handwerks).

Und sie fand es ziemlich, in ein Kloster einzutreten, um zu büssen. Die Menschen leerten sich in dem kühlen Abend, gingen auseinander und verschwanden.

Der Zirkus stand leer, eine runde Dunkelheit.

Vor einem schlafenden Affenkäfig geisselte sich Euphemia.

Elfte s Kapitel.

Der Schatten eines sich begattenden Affenpaares schlich von der anderen Seite über Euphemia. Sie erschauerte müde, aber mit schattender Begierde, die über sie weg kroch. Leise ging sie in die Mitte der Arena, zog ihr Gazekleid ab und stand nackt in der Dunkelheit. Wenige spärliche Sterne leuchteten durch die Luken. Das verhängnisvolle Seil pendelte zwischen ihnen. „Sie sind nun erledigt,“ rief Bebuquin durch die Finsternis. Sein Schatten glitt über den Boden, über Euphemia.

„Rühren Sie mich nicht an,“ schrie sie. Ich gehöre dem andern. Ich habe mich dem imaginierten Böhm angetraut. Er kann aus der Wand

kommen. Er ist ausserhalb jeder Regel. Er hat mir alles verwirrt. Sein tödlicher formloser Humor, bei dem jedes nichts und sehr bedeutungsvoll ist, fuhr in mich. Ich leide so unter den Versuchungen der Phantasie. Ein Weib hält das doch nicht aus. Sehen Sie, Böhm ist für mich wirklicher, wie Sie. Er ist ein grausamer Witz, eine phantastische Guillotine. O du mein Galgen. Ich sehe immer gerade aus, wie er's braucht. Er nimmt mir alle Kraft aus den Gliedern. Ich hocke tagelang und sehe ihn in dem Schatten des Abends, bald grünt er im Morgen, wie ein endloser Kakadu, bald liegt er draussen im Meer, und ich reise tagelang der Welle nach, der grünen Flasche, die ihn umschliesst. Es ist so reich, mit den Toten zu verkehren, es ist eine stille, innerlich bohrende Lust, lautlos sprengende Raserei; Böhm!“

„Ihnen sind die Gestalten verwirrt.“

„O Sie sind töricht, ich stehe in einem langen alten Mythos, der mich umschlingt wie ein Gewebe. Wissen Sie, die Luft ist etwas ganz anderes, das ist eine Glasglocke. Ich muss dahinaus, man erstickt so elend in dem engen Leben. Böhm erweiterte in einem ständigen Training die phantastischen Fähigkeiten seines Körpers; seine Stimme, die Strahlen seiner Augen. Ja, was war das, wie weit reichten die; ich bin einfach verfallen in die Grenzenlosigkeit des Humors. Doch ich leide unter all dem Grauenhaften. Ich vermöchte mit einem zufriedenen Lächeln irgendeinen zu töten, vielleicht nähme das alle Last von mir. Wissen Sie, wir handeln immer doch zuletzt aus einem Minimum von Ueberspannung, die eines findet, an dem sie sich auslöst. Eine grosse Dunkelheit und ein wenig, ein Grammchen von Ueberspannung. In uns sind alle Laster, alle Grösse, nur temperiert, gegenseitig geschwächt; aber wenn sich eins überspannt, der Hass, die Angst, die Liebe, dann ist es in einem Blitz den ganzen Weg durchgeflogen, oder wir gehen wie Mondsüchtige, haben die anderen Empfindungen verlernt, tun das Nötige und sind wie vorher und wissen nichts. So geschehen viele Morde.“

„Aber der Körper, die Sinne.“

„Du, mein Gott, das sind die ärmlichsten Gewöhnungen, Vorurteile. Viel stärker, reizvoller, gefährlicher sind die Empfindungen, die keines Erlebnisses bedürfen. Denn schliesslich gibt es Menschen, die kommen auf die Erde und kennen alles. Das Leben ist nur eine mühevoll Darstellung der Erinnerung, nichts Neues.“

„Also kämen wir doch von Gott.“

„Aber woher denn?“

„Sie kriegten doch Emil.“

„Nein, das war nicht ich, irgend etwas in mir produzierte da, bewahrte auf. Und der erste Schrei des Kindes, das konnte doch nicht von mir kommen. Und die Form, der Körper, das ist doch nur ein Mittel, eine Ausdrucksform und ein schlechtes Instrument. Wenn ich mit Gott und Böhm mehr zusammen bin, werde ich das Meiste viel genauer kennen.“

„So geht alles von den Lebendigen weg zu den Toten. Die stehen eben energisch voran. Weisst Du, Euphemia, wie Du die Dessous oft behaglich abstreiftest. So fällt alles mögliche von mir ab. Man steht einfach gerade da, den Kopf über den Wolken und ist mehr oder weniger fertig. Es geht von einem weg. Die Leute, Wünsche, Quälereien, und man ist wie eine geleerte Pappschachtel. So weist Du, die Dunkelheit und die Sonne, das sind für mich keine Gegensätze mehr, sind ein totes Gefühl, bald in Schwarz, bald in Weiss. Ich möchte mal schreien, dass die Tiger vor Angst ausbrechen und durch die Nacht ihre Augen funkeln. Es wird mich nichts freuen, gar nichts. Alles, was sonst die Leute steigert, extasiert, ruiniert mich totsicher, macht mich still wie die Wand, die Du nicht siehst. Jetzt ziehst Du gar noch zum Herrgott! Gerade so gut kannst Du Dich in Permanenz hängen. Der Herrgott, das ist's. Wir geben ihm all unsere Kraft und können ihn dann nicht mehr ertragen. Ich sehe das immer zu, wie alles ihm zufällt, wie er euch von mir abrückt. Dann bleibe ich übrig, ich gestehe ihm keine Rechte zu, und ich kann nicht sterben, weil ihr an einen Weltfremden glaubt.“

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

ARTHUR SCHNITZLER, Frau Berta Garlan. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Pappband M. 1,—, in Leinen M. 1,25.

Das Stoffgebiet und die Kunst Arthur Schnitzlers sind in diesem Werk, das die „Bibliothek zeitgenössischer Romane“ in ihre Reihen aufnimmt, zur Reife durchgebildet. Er erzählt uns in einem echt epischen

Stil die Geschichte einer jungen, früh verwitweten Frau, die aus der schuldlosen Ruhe ihrer Existenz gerissen wird: sie begegnet einem Jugendfreund, einem Geiger von europäischer Berühmtheit, den sie vor ihrer Ehe mit der ersten und einzigen Liebe ihrer Mädchensehnsucht geliebt hatte. Aus der Erinnerung an dieses Gefühl gibt sie sich ihm hin und erkennt zu spät, dass sie ihm nichts bedeute als ein flüchtiges Abenteuer und dass sie selber Schuld auf sich geladen habe, weil in ihr die Sehnsucht nach Wonne, nicht, wie ehemals, die Sehnsucht/nach einem Kinde gewesen sei. Aus der tiefen Seelenwirrnis, in die sie sich gestürzt sieht, rettet sie der Anblick des tragischen Todes einer Freundin in die Reinheit und den Ernst ihrer eigentlichen innersten Natur.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheunungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

MAX KEMMERICH. Die Geschichte der menschlichen Dummheit. (Albert Langen, München). Geh. Mk. 2,50, geb. Mk. 5.—.

FRIEDRICH NOACK. Das deutsche Rom. (Frank & Co., Rom).

JOHANN PETER HEBEL. Poetische Werke. (Tempel-Verlag, Leipzig). Geh. Mk. 3.—.

Zeitschriftenschau

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nr. 38 enthält: Alfred Kerr: Der Bullenbeisser Jonathan; Gottfried Benn: Neue Gedichte; Rudolf Kurtz: Bei Gelegenheit Benns: Vindex: Pleitegang & Co. u. a.

DIE GULDENKAMMER. Monatschrift. (Verlag Kaffeehag, Bremen). Das Augustheft enthält: F. v. Oppeln-Bronikowski: Eine empfindsame Reise in Italien; Arnold Zweig: Das dreizehnte Blatt; Fritz Wertheimer: Chinafahrt; Bremensis: Politische Rundschau u. a. Das Heft kostet 80 Pfg.

DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU. Wilhelm Wundt, dem hervorragenden Leipziger Philosophen, der am 16. August d. Js. seinen achtzigsten Geburtstag feiert, widmet Prof. Ernst Meumann eine Charakteristik in dem soeben erschienenen Augustheft. Enrica von Handel-Mazzettis Roman „Stephana Schwertner“ wird fortgesetzt. Lady Blennerhassett berichtet eingehend über eine neue Shakespeare-Biographie, der Berliner Kunsthistoriker Max G. Zimmermann gibt eine anschauliche Darstellung von den Künstlerfahrten nach Italien im Zeitalter des Rubens. Von der Aufführung von Gerhart Hauptmanns neuem Drama „Gabriel Schillings Flucht“ handelt ein Aufsatz Arthur Eloessers (Gerhart Hauptmann in Lauchstedt). Kleine literarische Notizen und eine Uebersicht der Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt schliessen das Heft ab.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Nichts gegen die Presse / Jean Jaurès: Sterben die Nationen? / Kurt Hiller: Kondorkritiker II / Aristide Pratelle: Das Leben in Freiheit / Alfred Lichtenstein: Sechs Gedichte / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Das Märchen vom Mädchenhandel / Märtyrer der Tätigkeit / Das Drama endet als Operette / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau / Max Oppenheimer: Carl Einstein (Zeichnung).

DIE AKTION

brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Peter Altenberg, Hermann Bahr, Peter Baum, Martin Beradt, Ernst Blass, Franz Blei, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Otto Corbach, Richard Dehmel, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, S. Friedlaender, U. Gaday, Alfred Gold, Maximilian Harden, Victor Hadwiger, Ferdinand Hardekopf, Ludwig Hatvany, Gustave Hervé, Georg Heym, Marie Holzer, Heinrich Ilgenstein, Alfred Kerr, Peter Krapotkin, Rudolf Kurtz, Hans Kyser, Grete Meisel-Hess, Prof. Ed. von Meyer, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Erich Oesterheld, Kurt Peschke, Franz Pfemfert, Otto Pick, Alexandra Ramm, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Robert Seidel, Arthur Silbergleit, Dr. Helene Stöcker, Ernst Stadler, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Siegfried Trebitsch, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Cheskel Zwi und vielen anderen mehr.

Säculum-Verlag

BERLIN S 14

Verlag für Romane, Lyrik, Dramen

Anfragen, Manuskriptsendungen ist Rückporto beizufügen. Prüfungsgebühr wird nicht erhoben!

Sieben erschien die 7. Auflage:

Walter Rathenau Zur Kritik der Zeit

In fünf Monaten wurden
5000 Exemplare verkauft

Geb. Mk. 2.50, geb. Mk. 4.50 durch alle
Buchhandl. zu beziehen oder direkt von
S. Fischer Verlag, Berlin W 57

DIE RELIGIÖSE KULTUR

EIN VOLKSTÜMLICHES ARCHIV FÜR RELIGIONSKUNDE

Herausgeb. von Hans Ludwig Held

DIE RELIGIÖSE KULTUR bringt u. a. allmählich den Abdruck der hauptsächlichsten Religionsurkunden der gesamten Weltreligionen. Aktuelle Artikel über das gesamte religiöse Gebiet. Herausgabe berühmter Predigten. Religiöse Dichtung. Beiträge zur Sektenkunde. Eingehende Buchbesprechungen und genaue Zeitschriftenschau. Jedem Heft des 1. Jahrganges ist das Bildnis eines berühmten Mystikers beigegeben.

DIE RELIGIÖSE KULTUR erscheint jährlich 10 mal in fünfwöchentlichen Abständen.

ABONNEMENTSPREIS pro Semester [5 Hefte] Mk. 2.40
" pro Jahrgang [10 Hefte] „ 4.80

Einzelheft 50 Pf.

Probenummern durch jede Buchhandlung sowie durch den Verlag.

VERLAG DER RELIGIÖSEN KULTUR, MÜNCHEN.

Vertrieb: W. Poth Nachf. Max Engl, München, Theresienstrasse 4.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 34

INHALT

Franz Pfemfert	Aachen
Alfred Wolfenstein	Gegen die Frauen
Cheskel Zwi	Die Emanzipation der Kinder
Ernst Blass	Ueber Brods neuere Bücher
Kurt Hiller	Legende
Marie Holzer	Das Automobil
Max Herrmann	Der ewige Student
E. F. Hoffmann	Der Park
Paul Boldt	Herbstgefühl
Carl Einstein	Bebuquin (Roman)
Personae dramatis — Die Journalisierung des Todes — Eine besondere Ehrung — Pflaumenmus-Pädagogik — Literarische Neuerscheinungen — Vornotizen — Zeitschriftenschau — Bernhard: Portrait des Max Brod.	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 34 :: 21. Aug.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

AACHEN

An den Papst. „Die zur 59. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in der alten Kaiserstadt Aachen versammelten Scharen vieler Tausender katholischer Männer richten bei Beginn ihrer Tagung ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach Rom zu Dir, Heiliger Vater und Stellvertreter Christi, dem von Gott eingesetzten Lehrer der Christenheit. Wir legen Dir mit unbegrenzter Liebe und Treue das Gelöbnis felsenfester Anhänglichkeit an die heilige Kirche zu Füßen und erflehen von Dir den apostolischen Segen für alle Beratungen.“

An den Kaiser. „Viele Tausende katholische Männer, die zur 59. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in der alten Kaiserstadt Aachen, in der Stadt Karls des Grossen, versammelt sind, bringen Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät ihre Huldigung und das Gelöbnis ihrer unverbrüchlichen Treue zu Kaiser und Reich dar. Erfüllt . . . gedenken sie dankbar, wie Eure Majestät in dieser alten, ehrwürdigen Stadt sich zum Kreuze Christi bekannten . . .“

Kein Wort wider dieses Telegrammkunststück, das, im Ton auf Mittelalter abgestimmt, gleichzeitig Papst und Protestant erfreut.

Nichts wider den Interessengeist, der Weltabgewandtheit, Jenseitshoffen, Einfalt, Gläubigkeit, Romantik — kurz, der katholische Religiosität vortäuschen möchte, und dem es nur peinlich unvollkommen gelingt, seine brutal politische spekulativ weltliche Tendenz zu verschleiern.

Was über die dekorativen, szenischen Werte und Wirkungen der Aachener Massenveranstaltung zu sagen wäre, das müsste der Kunstreferent sagen, dem Reinhardts Beispiele den kritischen Blick schärfen. Der politische Leitartikler ist da nicht kompetent. Er kann nur feststellen: es war sehr nett. Jedoch dem Kunstreferenten, was des Kunstreferenten, so bleibt nach der Arbeitsteilung auch diesseits manches zu bemerken.

Nichts wider den Interessengeist . . . Wir haben des 59. Katholikentages nicht bedurft, um

zu erfahren, wie kompakt irdisch die Geschäfte derer sind, so solche Heerschau (sagt man: zur Ehre des Papstes?) arrangieren. Wir wussten ohnehin: diese Tagungen sind Propagandamittel einer Partei, die vorwiegend politische Machtgelüste hegt. Die Katholikentage sind (schlecht maskierte) ausserordentliche Parteitage des Zentrums. Das Vorstellen der Religion beweist nichts dagegen. Wie die Konservativen, die Liberalen, die Sozialdemokraten über wohlerprobte Schlagworte verfügen, um (wenn's kritisch wird) ihren Versammlungsbesuchern Begeisterung abzunötigen, wie dort „König und Vaterland“, „Fortschritt und Kultur“, „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, so wirkt hier das Stichwort „Religion“. (Die Wirkung ist so gut erprobt, dass die Aachener Arrangeure zuversichtlich folgendes gewagt haben: sie liessen die verschiedenen Reden vor Beginn der Tagung drucken und hinter Worte wie „Christentum“, „Religion“ setzten sie: [Stürmischer Beifall!]). Man kann zugeben, dass religiösen Naturen dies Hineinzerren der Religion in die Volksversammlung unsittlich erscheinen muss. Aber liberale Blätter sollten nichts gegen die Katholikentage einwenden, ihr jeweiliger Protest gegen die Verquickung von Politik und Kirche scheint mir . . . unpolitisch.

Wo die Kirchenleute ihr politisches Wirken auf Kanzel und Beichtstuhl beschränken, ist es gefährlich. Die Religion, als Stütze der Politik im Versammlungssaal, begibt sich ihrer Macht. Im Bethaus war der katholische Gläubige erschüttert; hat er seiner Religion erst mal „stürmischen Beifall“ zollen dürfen, er wird ihr (fernerhin) ernüchert gegenüberstehen.

Was hat Aachen gezeigt? Die Festigkeit der katholischen Kirche? Die dokumentierte sich anders. Der äussere Erfolg der Veranstaltung ist vielmehr ein Beweis für den inneren Verfall, für die fortschreitende Verweltlichung des Katholizismus in Deutschland.

Franz Pfemfert.

Toast auf die Damen

bei einem gemütlichen Festessen in Berlin W
pflichtgemäss ausgebracht
von Alfred Wolfenstein

Sehr geehrte Anwesende, ich kann meinen Mund zu einem homogenen Lächeln veranlassen; meine Worte aber fallen ganz von selbst und unabhängig von meiner Zivilität . . . entzündet von allzuviel Unehrllichkeiten . . . leider wie folgt aus:

. . . Die Frauen !

Wenn man jung ist, fühlt man die Frauen. In späteren Lebensaltern besitzt man sie vielleicht, und es ist dann gleichgültiger: „wie sie sind“. Wenn man sie nur hat.

Aber in der Jugend wünschen wir ihnen Freiheit und Eigenart, — wünschen wir uns, ihre Persönlichkeit zu erfahren. Wir strengen uns wie Magneten an, sie mit den Spitzen ihres Wesens anzuziehn.

Mit Männern nämlich können wir uns nicht vereinigen. Männer gehen uns parallel; wir schneiden uns nur in der Unendlichkeit. Und die Sachen hienieden sind zwischen uns nur wie das bedeutungslose Weisse zwischen Linien. Bloss mit den Frauen können wir uns berühren; sie allein könnten Empfindung in uns erschaffen, könnten die Kühle unseres Bewusstseins anhauchen, lebendig machen, könnten den Weg zum irdischen Draussen öffnen.

Begierig also, in diesen Jahren, sie zu erkennen . . und voll Verzweiflung deine höchsten Hoffnungen auf sie setzend . . .

Was musst du zu deinem Schrecken sehn?

Dass den Frauen alles, was mit ihnen geschieht, egal ist. Noch den Frauen von heute, sehr geehrte Anwesende; ihrer grossen Mehrheit. (Mehrheit aber ist das Schicksal; die wenigen, die anders sind, werden nie im Leben auf uns treffen.)

Sie sind den Sachen verwandt, sie nutzen sich an der Oberfläche ab, — sie wandeln sich innen nicht. Wenn sie sterben, scheint ihr Charakter noch gradeso zu sein wie bei ihrer Geburt. Das Leben läuft wässrig durch sie hindurch wie durch ein dienstbares Sieb.

Sie haben nicht: Erlebnisse; sie fühlen sich jedesmal, dass etwas geschieht, nur umgestellt wie Einrichtungsstücke im Zimmer.

Nicht Weltfreude ist in ihnen, sondern höchstens Spannung („was wird wohl aus uns werden?“). Sie spüren nicht Hingebung, sondern . . . Annahme, nicht Leidenschaftlichkeit, sondern unklare Aufgerührtheit. Kitzlich sind sie,

nicht empfindlich. Sie haben keine Furcht, aber nicht aus Mut, sondern aus Bewusstlosigkeit. Sie sind immer guter Hoffnung, aber nicht aus Schaffenslust, sondern aus Leere (aus Mangel an Zweifel).

Und ihre „Scham“ ist höchstens: Unbehagen über das männliche Pathos, das sich an so . . . selbstverständlichen und (ihnen) wohlbekannten Dingen wie Busen, Knie, Taille entzündet. (Mit dieser einigermaßen „persönlichen“ Scham steht in komischem Widerstreit deren gattungshafte Schwester, welche Sorge um die Erhaltung der Sinnlichkeit beim männlichen Geschlecht ist.)

Kurz: sie sind ohne Möglichkeit, wahnsinnig zu werden. Weil sie stumpfsinnig sind.

Mag eine Frau gesetzt werden wohin es sei: sie wird ihren Platz . . . ausfüllen . . . Sie weiss nicht, dass jede Stelle in der Welt sich nach den Menschen zu richten hat, nein, sie rückt sich nach der Welt und nach dem Manne zurecht, stopft sich in jede Lücke, liegt wie man sie gebettet hat. Auch feinere Naturen unter den Frauen liessen sich billig zu Arbeiten nötigen, die ihnen zuwider sind.

Dies wird als edle Selbstüberwindung, als Pflichttreue gepriesen, und man spricht (da ihre weichen Züge leichter . . . unglücklich werden können) von den tiefen Leiden, die sie durchgemacht haben „müssen“.

Jedoch zur Selbstüberwindung gehört nicht nur eine Ueberwindende, sondern auch ein Selbst; Pflicht aber ist eine Einrichtung der Sklaverei.

Und sie sind die geborenen und überzeugten Sklaven, sehr geehrte Anwesende! Mögen die Staaten draussen immer freier werden — im Innern der Frauen besteht ewig Sklavenverfassung, die Verfassung der Pflicht.

Präambel: Pflicht zur Existenz. So sind denn weibliche Selbstmorde um so viel seltener als männliche wie es Adler weniger als Hühner gibt. Die paar Selbstmorde von Frauen haben zur Ursache (im Lokalen Teil) getäuschte Liebe. Schon den Geliebten höchstselber müssen sie verlieren, damit ihnen endlich die Zufriedenheit ausgeht.

Männer, manchmal, müssen sich töten, wenn sie ihren Stock verloren haben. — Und leben sie trotzdem weiter, so ist auch dies („wieder“) Ueberempfindlichkeit für das Sein, Handeln von einer persönlichen Position, — nicht so ein sumpfiges Pflichtgefühl.

Und doch wird den Frauen das Sterben leichter als den Männern! Denn sie wissen so scharf nicht den fundamentalen Unterschied von Dasein und Totsein. Sie sind zwischen Geburt und Ende ebensowohl tot wie lebendig:

Weil ihnen nur das Wo, nicht das Woher und Wohin wichtig ist; weil sie dem Sinn des Lebens wohlgenut die Rückseite zuwenden (sie sind von allen Seiten Rückseite).

Sie reden Schleier um die Dinge der Welt, die der Mann mühsam zu entblößen sucht. Sie legen . . . zärtlich . . . Schleier um den Mann, die er auch noch durchdringen muss.

Von Frauen Philosophie erwarten und Verständnis für die eigene . . . das ist wie auf der Stadtbahn hartnäckig in eine erste Klasse steigen wollen.

Und sie halten's, sehr geehrte Anwesende, von Herzen mit Emanuel Geibels schöner Konstatierung:

„Ein ewig Rätsel ist das Leben,
Und ein Geheimnis bleibt der Tod.“

. . . Es ist ihnen alles egal. Sie leben hoch . . .!

Die Emanzipation der Kinder

Von Cheskel Zwi

Der Titel eröffnet unendliche Perspektiven, er wirft einen neuen, scheinbar selbstverständlichen Gedanken in die Welt, er gibt der Phantasie einen unendlichen Spielraum, er gibt ein Problem und seine Lösung, er kann zum Programm und zur Losung werden.

Aber für das, was Lili Braun unter dem Schutze dieses Titels schrieb, ist dieser Titel zu gut. Er sagt in prägnantester und knappster Form etwas, was kurz, ganz kurz gesagt werden muss, um zu wirken, wie der Blitz gerade durch seine Sekundendauer wirkt. Was mehr gesagt wurde, musste abschwächen, wenn es nicht mehr war, als ein Kommentar zu diesem modernen Prophetenwort. Ein Buch darüber musste „mehr“ sagen, es durfte den Titel nicht wie eine zu beweisende Behauptung behandeln, sondern als eine Tatsache, auf der man weiter baut.

Dieses notwendige „Mehr“ hat Lili Braun ihrem kleinen Buche nicht gegeben, und das wird vielen Lesern eine schmerzliche Enttäuschung sein.

Was steht eigentlich in dieser „Emanzipation der Kinder?“ Lili Braun führt uns den Zug der jugendlichen Selbstmörder vor, die dem Moloch Schule zum Opfer fallen. Einige, weil die

Schule ihnen zum Tyrannen wird, der nach Tyrannenart Mutterpflichten auszuüben gedenkt, und so Zärtlichkeiten in Folterqualen wandelt, die andern, weil ihnen die Schule zwar Mutter ist, ihnen aber Steine gibt statt des nährenden Brotes. Und neben diesen Hunderten von Todesopfern zeigt sie uns Zehntausende von Lebenden, „über denen ein verknöchertes Schulmeister den Bakel schwingt,“ denen die Schulbank das geistige und leibliche Rückgrat verkrüppelt, die wahllos gebotene geistige Nahrung verdauen sollen, einerlei, ob der Begabte dem Brechreiz nahe ist und nach stärkerer Kost verlangt, oder der Schwache sich an dem Brocken die Zähne ausbeißt. Sie zeigt, wie dieses Schulelend noch an Umfang gewinnt durch die Abhängigkeit der Schulbildung vom Geldbeutel der Eltern und von ihrem Bildungsdünkel, der unsittliche Erpressungen an Geist und Gemüt des schwachbegabten Sohnes begehen lässt, indem er ihn durch die Realschule oder das verhasste humanistische Gymnasium hetzt, während mancher Gutbefähigte ingrimmig nach dem Verlassen der Volksschule in die Fabrik oder die Werkstatt einziehen muss, weil Bildung zu teuer ist. Lili Braun zeigt den Geist, der in den Schulen herrscht, in denen — wie im Staate, — derjenige der Liebste ist, der am wenigsten zu reden weiss und, gefragt, nur zum gehorsamen Echo seiner Lehrer wird. Sie zeigt wie die Pädagogik unserer Zeit nur maschinenähnliche Halbmenschen erzieht und wie diese erst nach der Schule lernen, unter Entbehrungen und Flüchen gegen die Schule lernen, — den eigenen Willen zu spüren und zu erziehen, kein Bildungsfabrikat mit dem Musterschutzstempel der Volksschule oder der „höheren“ Bildungsanstalt zu sein, sondern ein vollwertiger Mensch! Das ist alles richtig und nur zu richtig.

Alle Reformen, die man beim Schulwesen anwendet, sind Pferdekuren an einem Hoffnungslosen oder Linderungspulver bei einem Sterbenden. Weder die Kurzstunde, noch der revidierte Lehrplan, weder das fallengelassene Extemporale noch die Hilfsschule werden uns von unserem verschrobenen Schulsystem heilen. Die Remedur kann auch nur von denen geleistet werden, die unmittelbar die Leidenden sind. Die Leidensgenossen der Schuimartyrer allein können die Schuljugend von ihrem Martyrium befreien.

Auch der, dem all die Tatsachen, die Lili Braun anführt, nichts Neues mehr sind, wird von der aphorismenartigen Schilderung gefesselt

werden, vielleicht so gefesselt, dass, wenn er zufällig Schulmeister ist, wie der Verfasser, er ihr gern die ziemlich starken Uebertreibungen und Verallgemeinerungen verzeiht, die sehr zuungunsten der Lehrerschaft sprechen, und die so, wie Lili Braun sie hinsetzt, sehr unberechtigt sind. (Kennt Frau Braun die jüngere Lehrer- generation und die rastlose Arbeit des ganzen Standes an sich selbst so wenig?) Und mit grösster Spannung wartet nun der Leser auf die Darstellung des Neuen, Heilbringenden, der „Emanzipation der Kinder!“ Er wartet leider vergebens.

Lili Braun widerlegt Einwände, von denen sie mit Recht erwarten kann, dass man sie erheben wird. Nie habe eine Klasse der anderen die Befreiung gebracht, die Klassen hätten sich stets selbst befreit, auch die Schuljugend müsse ihre eigene Emanzipation durchsetzen, wie der Arbeiter und die Frau, sonst sei ihr nicht zu helfen. Man sage nicht, dass die Kinder zu einer solchen Emanzipation nicht reif seien, keine Klasse trete gereift in den Klassenkampf ein, sondern erst ihr Freiheitsringen bringt sie zur inneren Reife.

Die praktische Möglichkeit einer solchen Emanzipation sieht Lili Braun in den Schüler- republiken Amerikas bewiesen, „in denen der Lehrer nicht mehr Autorität hat, als er sich erwirbt“, und in denen Schüler und Lehrer das gleiche Bestimmungsrecht haben. Zwar sei Amerika nicht Deutschland, — aber im Prinzip sei doch die praktische Möglichkeit der Emanzipation der Kinder erwiesen.

Und diese selbst?

Lili Braun sagt: „Gehorchen ist nur da eine Tugend, wo es freudiges Jasagen zum Befehl ist.“ Wo Eltern oder Lehrer einen Befehl äussern, der nicht nur kein freudiges Jasagen weckt, sondern als „Kindespflicht“ eine Verzichtleistung auf ein Stück Leben, auf eigenes Wollen und Denken fordern, da ist der Gehorsam keine Tugend, sondern ein Verbrechen an sich selbst. Diesen Kadavergehorsam verweigere das Kind, von dieser unbedingten Abhängigkeit seines Willens von dem seiner Eltern und Erzieher emanzipiere es sich, indem es seine Wünsche als berechtigte Willensäusserungen offen ausspricht und für sie den Kampf in Schule und Haus zu führen wagt. Lili Braun verkennt nicht, dass die Ersten, die diesen Weg beschreiten werden, eine beispiellose Via dolorosa gehen würden, aber sie glaubt tröstliche Ausblicke auf die Zukunft eröffnen zu können.

Bald — so meint sie — werden die Mütter, die an den Schmerzen ihrer Kinder erstarken, weil diese sie ihnen immer und immer wieder in die Ohren gellen, und die Väter werden wieder Junge werden beim Anblick des Kampfes der Jugend. Die Eltern werden die natürlichen Verbündeten ihrer Kinder sein. (Von den Lehrern als Kampfgenossen ihrer Schüler weise Lili Braun leider nichts zu sagen.) Die Broschüre schliesst mit einem Appell an die Jugend, ihren Freiheitskrieg bald zu führen und so die Märtyrer zu rächen, die Moloch Schule gefordert hat und weiter fordern wird.

Ich gab alles, was das Werkchen enthält. Gedanken werden gestreift und angeregt, aber unbefriedigt legt man die Schrift aus der Hand: Es hat keinen rechten Zweck, sich mit dem Buch auseinanderzusetzen, das doch nur eine Skizze ist und wirklich Wertvolles nur ahnen lässt.

Glossen

Personae dramatis

„In den ersten Nachmittagsstunden wird in Gehrte bekannt, dass der Kaiser seinen schon gestern angekündigten Besuch auf der Zeche abstaten wird, und die Menschenmenge vor der Zeche verzehnfacht sich in kurzer Zeit . . . Die Abfahrt des Kaisers von der Villa Hügel, die um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr erfolgen sollte, verzögert sich. Erst gegen 4 Uhr kommt die telephonische Meldung nach der Zeche, dass der Kaiser soeben abgefahren sei. . . Der kaufmännische Direktor Brandenbusch, der technische Direktor Gehres und Kommerzienrat Korpe sind anwesend. Um $\frac{3}{4}$ 5 Uhr hört man von weitem die Huppe des kaiserlichen Automobils. . . Der Oberpräsident der Provinz Westfalen, Prinz von Ratibor und Corvey, der Regierungspräsident Bake, Handelsminister Dr. Sydow und Berg- hauptmann Liebrecht entsteigen ihm. Einige Minuten später rollt ein zweites Kruppsches Automobil durch das Zechentor, in dem der Kaiser in Artillerieuniform mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens, der Reichskanzler und Herr Krupp v. Bohlen und Halbach sitzen. . . Im Hofe der Zeche wird der Kaiser vom Vorstand der Zeche begrüsst, ebenso Prinz Heinrich, der mit dem Chef des Zivilkabinetts von Valentini und Herrn von Wilmowski, dem Schwager des Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, in einem dritten Automobil kam. Die Automobile halten im Hofe vor dem Verwal-

tungsgebäude und der Kaiser begibt sich mit den Herrn des Zechenvorstandes in den grossen Sitzungssaal des Verwaltungsgebäudes. . . Der Kaiser erörterte dann einige technische Fragen und das Problem des Sicherheitswesens. . . Der Kaiser liess sich dann vom Betriebsführer Linz zwei Arbeiter des Arbeiterausschusses und zwei Familienväter vorstellen, die ihre Söhne bei dem Unglück verloren haben. . .

Um 5 Uhr traf der Kaiser von der Zeche wieder in Bochum ein und begab sich nach dem Krankenhaus Bergmannsheil, vor dessen Portal er von dem Verwaltungsdirektor der Sektion II der Berufsgenossenschaft, Regierungsrat a. D. Dr. Stöcker, und stellvertretenden Oberarzt Dr. Radehold empfangen wurde. . .

Die Journalisierung des Todes

So werden Katastrophen zeilenweise verhökert. „Ueber die gestrige Unterhaltung des Kaisers mit den Bergleuten auf der Unglückszeche Lothringen erfahre ich noch folgende nähere Einzelheiten“

Heute früh waren die Bergleute Kühn, Kaiser und Heine, die gestern mit dem Kaiser sprachen, eingefahren. Erst um 3½ Uhr kehrten sie zurück. Ich sprach erst den Steiger Kühn. Er erzählte mir: Kaiser Wilhelm fragte: „Wie ist das Unglück vor sich gegangen?“ Der Kaiser fragte dann: „Haben Sie noch Beschwerden von der Gasvergiftung?“ Kühn erwiderte: „Kopfweg, Magenbeschwerden und Augenschwäche.“ Der Kaiser sagte darauf: „Erholen Sie sich bald wieder.“ Dann drückte er mir die Hand. . . .

Der Kaiser fragte dann den Bergmann Heine, der bei der Rettungskolonie war: „Haben Sie grosse Schwierigkeiten im Revier vorgefunden?“ Heine antwortete: „Jawohl, Majestät! In den Gesteinsmassen und Nachschwaden kamen wir nur langsam vorwärts. Endlich fanden wir die ersten Toten und schafften sie zurück nach dem Schacht, 1600 Meter weit. Es war eine unsäglich Arbeit. Teils kriechend, teils gebückt mussten wir vorwärts.“ — Der Kaiser fragte dann: „Können Sie sich die Ursache der Katastrophe erklären?“ Heine antwortete: „Nein, Majestät.“

Bergmann Kaiser wurde vom Kaiser nach dem Zustand der Leichen gefragt. Bergmann Kaiser antwortete: „Sie waren schwarz verbrannt und zeigten durch Gesteinsplitter schwere Verletzungen. Hände und Arme hatten sie erhoben, um den Kopf zu schützen.“ — Kaiser Wilhelm:

„Wie haben die Verletzungen ausgesehen?“ — Bergmann Kaiser: „Schwer verbrannt.“

. . . Den geretteten Steiger Kühn fragte der Kaiser, was er zuerst gefühlt habe, als die Explosion eingetreten sei. Der Gefragte antwortete, er und seine Mannschaften seien durch den Luftdruck auf die andere Seite geworfen worden. Der Luftdruck sei ganz gewaltig gewesen. Vom Kaiser aufgefordert und ermuntert, berichtete Steiger Kühn über den Hergang folgendes: „Von dem Luftdruck wurde ich gegen die Wand der Strecke geschleudert. . . Als ich gegen die Wand geschleudert wurde, wusste ich sofort, dass eine Explosion stattgefunden hatte. . .“ Der Kaiser drückte dem Bergmann warm die Hand. . .

Eine besondere Ehrung

ist der AKTION widerfahren. Einer, dessen Lob ich immer wie ein Verhängnis fürchtete, hat sich gegen uns erklärt. In der Breslauer Morgenzeitung, die an diesen chronischen Schmock leidet, geschah es. Dort, bei seinen unvermeidlichen Unter-den-Strich-Gängen, hat der seichteste, witzloseste, banalste Stammler, der je Holzpapier entwerten durfte, hat der impotenteste Mittäter, den die Wiener Schattengewächse „Karikaturen“, „Pschütt“, „Humorist“ besitzen, sich gegen die Lyrik der AKTION zu vergehen gesucht. Wer?

Einst sass die Unschuld neben meinem Bette
Und schirmte mich mit stiller Segnerhand,
Sie schritt mit mir zu Vesper und zur Mette
Und knüpfte in mein Haar ein blaues Band,
Verführung nahte. Durch mein Herz gestrichen—
Dieser! Nicht auszudenken, wenn solche geistige Unterernährung die Lyrik der AKTION verdaulich fände. So etwas muss uns bekämpfen. Jetzt soll, dankbar, zum ersten Male hier, der Name dieses Namenlosen genannt sein: Leo Heller. Auch seine einzige Beziehung zur Literatur sei aufgezeigt: er ist erfolgreich nicht identisch mit Maximilian Bern. F. P.

Druckfehlerberichtigung

In der Glosse „Pflaumenmus-Pädagogik“, Zeile 5, sind die beiden „die“ zu streichen.

Der ewige Student

Die Hände haben Tatterich, und schwer
Wölbt sich sein Bauch, und Haare hat er wenig,
Er liebt so Worte: „Unser tapfres Heer“
Und „Vaterland“ und „Der erhabne König“.

Er liebt Friseure, die sehr dienstbereit,
Und Kutscher, Kellner, Wirtinnen und Dirnen,
Der Sang an Aegir ist ihm Seligkeit,
Die Marceillaise kann ihn sehr erzürnen.

Seit fünfzehn Jahren ist er ein Student,
Die Füchse lässt er unermesslich saufen,
Er redet grosse Töne im Konvent
Und schwärmt für Ramscherei und forsches
Raufen.

Dagegen ist er über jeden Streik
Haushoch empört, auch hasst er dicke Bücher,
Viel Schmissee zeugen, dass er gar nicht feig,
Und das Delirium ist ihm ganz sicher.

Er wünschte sehr, Herr Staatsanwalt zu sein,
Zumindest Bürgermeister von Filehne,
Er wird gerührt, fällt ihm die Jugend ein
Und seine schöne Fuchsenzeit in Jene.

Kaisergeburtstag ist sein liebstes Fest,
Da gröhlt er stramm mit schneidigem
Geschmetter,
Er hat auch Bilder gern aus Budapest,
Das Wirtshaus an der Lahn und Kiesewetter.

Bis mittags schläft er, dann verweilt er gern
In seinen Kneipen bis zum nächsten Morgen,
Er ist das Schmerzenskind des alten Herrn,
Der alten Jungfer Schwester Stolz und Sorgen.

Pump und Versetzen sind ihm Hauptmetier,
Er weiss die Farben jedes bessern Bundes,
Den Tag beschliesst er stets im Nachtcafé,
Dort sucht er sich was Feistes und recht Rundes.

Er ist der Wichtigste im Stammlokal,
Des Wirtes Freund, die Freude aller Ober,
Sein Blick ist stier, sein Sinn ist national,
Und seine Nase leuchtet wie Zinnober.

Neisse Max Herrmann

Pflaumenmus-Pädagogik

Weil im Staate Dänemark etwas faul ist, muss nicht im Nachbarlande alles heil sein. Weil die Staatsschule vor Unzulänglichkeiten schreit, lösen die neuartigen Erziehungsheime das brennendste, die wichtigste, die unaufschiebbarste Problem der Schule noch lange nicht. Und zwar in erster Linie darum nicht, weil diese Privatschulen tendenziös sind. Man braucht nur die Programme solcher Schulen durchzusehen. Sie triefen von „Idealen“. Wenn man sehr leichtgläubig ist, kann man annehmen, dass aus einem solchen Erziehungsheime Vollkommenheiten entlassen werden, physische und geistige Idealmenschen. Alles ist auf die Pflege von „Körper“, „Geist“, „Selbständigkeit“, „Schönheitssinn“ zugespitzt. Und fast in allen solchen Heimen, die „gleichzeitig das Elternhaus den Kindern ersetzen sollen“, beginnt es mit dem Pflaumenmus. In buchstäblichstem Sinne des Wortes. Die Butterstulle weicht (natürlich

aus hygienischen Gründen) der Pflaumenmussstulle, und das Kind, das zu Hause ein Butterbrod gegessen hat, beginnt über das Butterbrod nachzudenken. Pflaumenmuss hat die Eigenschaft, mit der Zeit fad zu werden. Und ein intelligentes Kind (und welches Kind ist heute nicht intelligent?) kommt bald auf den Gedanken, dass eine Pflaumenmussstulle billiger ist. Das ist die erste moralische Enttäuschung. Denn, mit dem Hinweise auf ihren besonderen Wert, wird die Pflaumenmussstulle den Kindern gegeben. . .

Die private Schule ist in erster Linie ein Unternehmen, das auf Profit spekuliert. Vielleicht verträgt sich der Profit manchmal mit dem Unterricht; doch eine auf Idealismus abgesehene Erziehung kann unmöglich einem kapitalistischen Unternehmen anvertraut werden, denn daraus entsteht (meistens) Pflaumenmuss . . .

Alexandra Ramm.

Das Automobil

Von Marie Holzer (Prag)

Das Automobil ist der Anarchist unter den Gefährten. Es rast, Schrecken verbreitend, durch die Welt, losgelöst von althergebrachten Gesetzen. Kein Schienenstrang schreibt ihm die Wege vor; keine Pferdelunge zwingt ihn zu einem vorgeschriebenen Tempo, das in sich selber enggezogene Grenzen hat. Es ist der Herr der unbegrenzten Möglichkeiten.

Sein Lenker spottet jeder Fahrordnung, jeden Aufenthaltes, jeder Ruhepause, für ihn gibt es nur ein Gesetz, und das ist sein eigener Wille. Vorschriften werden erdacht und ersonnen, um auch diese Tyrannenlaune menschlichen Geistes einzufrieden. Um auch diesen Teufelsspuk an ihre Leine zu bekommen. Aber der Einzelwille triumphiert hier über die Bedürfnisse der Gesamtheit, erzwingt sich sein Recht, tritt zerstörend in ihre Gewohnheiten, in ihre Ruhe ein, weist alle Einwendungen mit Eroberergeste von sich.

Es ist der Sieg der Kraft über die Pedanterie vorgeschriebener Grenzpfähle, ein Ueberschlagen, Ueberspringen langsamer Entwicklungsstadien, ein plötzliches Emporwachsen. Ein herrisches Bejahen eines Gedankens, der uns emporträgt, der sich zum Bedürfnis aufgezwungen. Ein glänzender Rekord der Technik, die uns bewiesen, dass persönlicher Wille zum Gesetz werden kann, werden muss; dass Kraft, Stärke

und Ueberzeugung über alles mühsam Zusammengetragene und mühsam Erworbene hinweggeht, hinwegsaust . . .

Es ist die Versinnbildlichung des Gedankens, der keine Wege braucht, keine Radabweiser, keine Bahnschranken, Leuchtkörper, Wächterhäuser, Stationen, Fahrpläne, er bahnt sich einen Weg mitten durch das alltägliche Getriebe, über Marktplätze, Strassen, zwischen Spaziergängern und an Leiterwagen vorbei, immer vorbei seinem weiten Ziele entgegen.

Das Automobil ist der Ueberwinder der Zeiteinteilung, unseres Lebens grausamster Uhr . . .

Ueber Brods neuere Bücher

Von Ernst Blass

„Jüdinnen“ las ich vor einem Jahr. „Arnold Beer“ vor einem Monat. „Abschied von der Jugend“ zwischendurch.

„Jüdinnen“ enthält im Grunde . . . bloss photographische Aufnahmen; allerdings von einem seltenen Kodak; aber Sammlungen mehr eines feinen Amateurs — als einer von Leben durchwehten Erderscheinung. Festgehaltne Daseinsteile, die . . . nicht gleichgültig sind; nur in mässig bewegter Stimmung festgehalten sind. („Ein schlichtes Herz“ von Flaubert ist völlig andersartig.)

„Jüdinnen“ ist im Grunde das Dokument einer Seele, die nicht im Begriff ist zu verbürgern, aber doch (aber doch) anfängt, in einer gemässigten Zone sich häuslich niederzulassen — und manches, was ausserhalb dieser Zone passiert, zu ignorieren.

Stellen wir fest, dass der Skeptiker W. Nornepygge im Unglück endete, durch Selbstmord. „Jüdinnen“ ist nach diesem Selbstmord geschrieben. Friedliche Stimmung. Einige Tränen, die die Atmosphäre hier schnell trocknet. Viele Einzelheiten — wohlgetroffen von einem Verweilenden. Psychisches . . . manchmal, meist aus der Ferne gesehn. Wenig durchweht.

Der Dichter kniet sich ins Tägliche — um nicht umgeweht zu werden?

(Nornepygge endete im Unglück.)

Anders, mit „Jüdinnen“ verglichen, ist „Arnold Beer“. Viel Tägliches auch hier; Mittleres, Episoden (ohne das Wehen). Aber das Ganze: eine Menschensache.

Das Ganze: Irrfahrten eines Entwurzelten, eines Skeptikers, eines Stillosen, eines Verführbaren,

eines Einfühlerichs. Kurz vor dem Schluss fällt er noch auf ein Miststück von alter Grossmutter herein; sie kommt ihm vor wie eine „Sibylle“. (Fühlt man? Deshalb hat ein die Marktisierung der Literatur betreibender Kritiker für die Alte mehr „Stil“ gewünscht.) Und Arnold Beer leidet darunter, dass er so viel Möglichkeiten, den Blick einzustellen, hat. Bis er zum Schluss, kurz und gut, sich sagt: „—??— ?? — — — Nu wenn schon!!!— —!“; das Leben auf sich zukommen lässt und etwas wie eine Melodie bekommt.

Arnold Beer tut recht daran, am Schluss vergnügt zu sein. Seine Grossmutter ist stumpfsinnig, er nicht. Wer nicht stumpfsinnig ist, bleibt dennoch etwas organisch Gewachsenes, er mag noch so „entwurzelt“, unsicher, skeptisch sein. Gegensatz zu Persönlichkeit ist Stumpfsinn; nicht sogenannte „Wurzellosigkeit“ (die es bei Unstumpfsinnigen auch nicht gibt). Ein Skeptiker zaudert zwar öfter als ein Löwe; aber endlich wird er doch zu sich sprechen: „Hier stehe ich — vielmehr: schwebe ich . . . Ob ich etwas Wahres erkenne, etwas Wertvolles tue, ist unsicher . . . Immer bin ich doch eingeschlossen in meine individuelle Seele. Dass ich auch anders könnte: Einbildung. Ganz anders kann ich nicht. Durch äusserste Skepsis ändert sich meine Nase nicht. Und meine Seele auch nicht sehr, was sie auch immer zu umschliessen fähig sei. Ich mag von irdischen Werten noch so gering denken, ich mag alles eitel und gleichberechtigt finden: ich kann mich dennoch nicht sehr verlieren, ich kann mich z. B. schon nicht in eine Kuh verwandeln. Darum will ich mich bejahen. Hier schwebe ich!“ So wird der Skeptiker sagen und er wird feurig spüren . . . das ganze Sternschnuppenhafte einer Menschenexistenz, diese Einmaligkeit, das Umwogtsein — — und das Stürzen und die Lust und die Melodie —.

(So ist auch der Kritiker nur ein Künstler . . . und selig. Er sagt nicht: „Ich spreche die Wahrheit“ — er sagt: „Ich bin eine Persönlichkeit.“)

Das romantische Lustspiel „Abschied von der Jugend“ hat zum Inhalt: einen Abschied — und eine Verführung. Voran ein Motto von Goethe: „In jeder grossen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn, man muss sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“ Zu diesem Ergebnis kommt auch der Herzog

Arthur, der Thrazien zu regieren hat. Ist es etwas Endgültiges?

Ach, der Herzog trennt sich von seiner Jugend. Ist es ein Wahnsinn, wenn er fühlt „Hinter mir die Unendlichkeit der Welt“, und von den Frauen: „... mit jeder möchte ich eine Nacht lang schlafen wollen“? Zum Schluss sagt der Herzog (da der „Wahnsinn“ entrauscht): „Die Welt ist da, um von mir regiert zu werden.“ In jeder Trennung ein Keim von Wahnsinn: eine sehr medizinische Nomenklatur. Zwecks Aufrechterhaltung der menschlichen Ordnung. Ist es Wahnsinn? Was werden wir bei der grössten Trennung, der vom Leben, fühlen? Aufrichtig gesprochen: ich glaube nicht, dass in Trennungen Wahnsinnskeime liegen, sondern Erkenntniskeime.

Ein Herzog, hoch in den Zwanzig, fühlt hinter sich die Unendlichkeit der Welt. Die Jugendabenteuer sind abgelebt und ganz verflissen. Das Ewigselbe liegt vor ihm — doch um herum das Unendliche.

Diese Empfindung bewirkt bei dem Herzog, dass er sich von einer auf Logierbesuch in Thrazien weilenden Königin von Griechenland beinah verführen lässt. Nur beinah. Ich finde



MAX BROD

das überaus schön und rührend im Stück. Es ist eigentlich gar nichts passiert, 'ne Wichtigkeit! Verliebtheit! Beischlaf! — (— und doch stand für den Herzog die Welt auf dem Kopf). Sehr schön.

Ich hätte über das Stück von Brod eine Kritik verfassen können; jedoch ist es vielleicht wichtiger zu forschen: Soll man eigentlich regieren, Ordnung machen, arbeiten? Herzog Arthur glaubt das, wie gesagt, am Schluss. Und da ich eigentlich anderer Ansicht bin, dem Herzog in der Mitte des Stücks recht gebe, wo er nicht arbeitet, sondern in Unordnung ist, ein Verführer, ein Hin- und Hergerissener, umwogt und durchweht —: Deshalb muss der Artikel hier abgebrochen werden.

Max Brods Bücher hat Axel Juncker, Charlottenburg, verlegt. Mit seiner freundlichen Zustimmung drucke ich das Portrait des Dichters.

Der Park

Es irret von den Grotten längst zerflüchtes
Liebesflüstern
Als müdgewordnes Raunen zu den weiten
Rasenplätzen.
Von wohlgemeinten Treueschwüren hängt wohl
noch ein Fetzen
Als Spinnewebe an den Aesten alter, wirrer
Rüstern.

Die Rosenlaube barg Umarmung einst und
Küsetauschen,
Und immer sucht sie noch kokett zu locken,
Doch bringt ihr altgewordner Zauber nie mehr
heisses Blut zum stocken
Und ihre Düfte dürfen nie mehr kichernd um
ein lüstern Pärchen rauschen.

Mit matten Blicken schaut das flache Schloss
aus dunklen Scheiben,
Verurteilt, alles Gähnen dieses Parkes aufzu-
nehmen,
Gelangweilt alte, aufgeputzte Reize zu behüten.

Nur der versumpfte Teich vermisst sich, bitterm
Hohn zu treiben.

Als er das Blassen sah bei all den Lustemblemen
Versenkt' er sich mit Frosch und Lilien in ein
selbstverzehrend Brüten.

Herbstgefühl

Der grosse, abendrote Sonnenball
Rutscht in den Sumpf, des Stromes schwarzen
Eiter,
Den Nebel leckt. Schon fliesst die Schwäre
breiter,
Und trübe Wasser schwimmen in das Tal.

Ins finstre Laub der Eichen sinken Vögel,
Aasvögel mit den Scharlachflügeldecken,
Die ihre Fänge durch die Kronen strecken —
Und Schreien, Geierpfiß, fällt von der Höhe.

Ach, alle Wolken brocken Dämmerung!
Man kann den Schrei des kranken Sees hören
Unter der Vögel Schlag und gelbem Sprung.

Wie Schuss, wie Hussah in den schwarzen Föhren
Ist alle Farbe! Von dem Fiebertrunk
Glänzen die Augen, die dem Tod gehören.

Charlottenburg

Paul Boldt

Legende

Von Kurt Hiller

In Beludschistan lebte ein ulkiger König. Ulkig insofern, als er die tausend falschen Propheten seines Landes gnädig verhätschelte, die dreizehn echten grimmig verfolgte. (Allerdings gab es Grüblernaturen, die den Fall gar nicht als „ulkig“ sondern „von einer andern Seite“ ansahen.) Die dreizehn echten Propheten brachten nun nicht den Mut auf, zu protestieren; männlich aufzubegehren gegen die gemeine Unterdrückung, die der König über sie verhängte; im Namen des Geistes Alarm zu schlagen. Nein: sie taten bloss nach innen knirschen. Denn schliesslich . . . verdirbt man es nicht gern mit einem Machtfaktor (dessen Edikte in einer Auflage von über 218 000 erscheinen!).

Lil aber, der Dreizehnte unter ihnen, konnte eines Tages den Jammer seiner zwölf Brüder nicht mehr mitansehen, fasste sich ein Herz und schrieb ein ehrliches, zorniges, wahrhaft prophetisches Beschwerdemanifest, . . . worin er ihren Adel und ihre Grösse, aber auch die Verworfenheit der falschen Propheten mit bewegter Dialektik schilderte.

Der König bekam das Manifest zu lesen und liess sich, ulkig wie er war, davon beeinflussen. Die tausend unechten Propheten fielen

zwar nicht direkt in Ungnade jetzt, aber das Häuflein der echten wurde bevorzugt und gehegt und mit königlichen Ehren überschüttet. Lil freilich, der Organisator dieser Umwandlung, ward auf Befehl des Königs getötet, „zur Strafe für seine Kühnheit“. (Der Henker wählte vorschriftsmässig eine ebenso grausame wie simple Todesart: erst verstopfte er dem Verurteilten die Nasenlöcher mit Wachs, und dann hielt er ihm solange den Mund zu, bis er erstickte.)

Auf dem Wege zum Schaffott dachte Lil: „So ist das Leben. Aber meine zwölf Brüder werden mir zujauchzen. Ich bin's ja, dem sie die Freiheit, ich, dem sie die Anerkennung, ich, dem sie die Macht verdanken. Weinen vor schmerzlichem Entzücken werden sie, wenn sie hier ihren Blutzegen in der Faust des Henkers . . .“ Da krächten die zwölf wahren Propheten unisono: „Ist dir ganz recht geschehen, dass du sterben musst, Lil. Ein Prophet hat weiter nichts zu tun als zu prophezeien. Man verlässt gefälligst den Boden der Metaphysik nicht. Sieh uns an! Bekämpften wir je ulkige Könige? Polemik entwürdigt.“ — Lil dachte: „Be—lud—schis—tan!!“, und starb ungetröstet. Doch der König, ulkig wie er war, rieb sich die Hände.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[6. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

„Du, Giorgio, weisst Du denn, was für eine Frau die Reinheit ist. Du, weisst Du, Frauen ekeln sich meistens vor sich selbst, wenn sie was taugen. Ich will einfach aus all dem Dreck heraus.“

B. In eure grauen, bleiernen Sauermilchtage.

E. In die Erregungen der Seele.

B. Aber Gott ist ein Wahnsinn.

E. Darum um so fester.

Genau so wie die menschliche Mathematik, prächtig und leidenschaftlich.

Gott ist die Erregung, die den Körper übertrifft.

Gott ist der Tod, den wir über uns hinaussterben.

Er ist die aufspassende Vernichtung unserer selbst.

Er ist übermässliche Grösse.

Farbe, die wir noch nicht sahen.

O, wie soll ich ihn tanzen.

Ich müsste Sterne in die Hände raffen.

Sonnen mir unter die Sohlen legen.
 Mein Mund sei ein grenzenlos Orchester.
 Und das Blech und die Pauke vielfach besetzt.
 Ich zerdrücke Trauben in den Fingern.
 Und weiss ihn.
 Ich liege still und
 bist weiss wie Mörtel, der die Wände bedeckt,
 und kenne Gott.
 Er ist der glühend Lauernde in der Dunkelheit.
 B. Er ist der Wahnsinn.
 Das Unmögliche.
 Der tödlich Auflösende.
 Die unfruchtbare Steppe, in die wir kräftige
 Häuser zwingen.
 Die Gefahr für den Willen.
 Er ist mein Hass.
 „Bebuquin, halten wir den Atem an. Sie sind
 ein ganz liebloser Mensch, der nichts opfert,
 der alles für sich haben will, und das geht nicht.
 Lassen Sie einiges und nicht zu wenig dem
 Herrgott. O, ist das nicht Böhm?“
 Ihr wurde kalt, dann zog ein feuriger Schweiß
 über den Körper.
 „Hören Sie, sagte Giorgio, das ist Unsinn.
 Schlimm ist es einfach, jedes als Versuchung,
 als Reiz zu empfinden. Euphemia, heiraten Sie
 mich doch, es ist sonst nicht zum aushalten.“
 „Ja, und jede Nacht schaut Böhm zu, haben
 Sie denn keine Pietät?“
 „Wenn mich was nur so fest hielte, dass ich
 mich los wäre, irgend ein sympathischer Selbst-
 mord. Meinen Sie, es ist ein Spass, mit mir
 immer herumzulaufen, und zum reifen Goethe
 fehlt's mir an Lust und Talent.“
 „Glauben Sie, Giorgio, jemand wie Sie bringt
 kein Weib zwei Zentimeter von der Stelle. Denn
 sobald Sie etwas tun, ist es gegen Sie. Ich ge-
 traue mich nicht — gegen Ihren Willen zu sagen,
 Sie Dressurprodukt.“
 Dies redete sie ohne gewärtiges Interesse. So
 vor vierzehn Tagen hätte sie es noch mit Verve
 gesagt; denn der Herrgott verlangte sein Recht;
 und man steigert sich, um zu fallen.
 Armer Bebuquin, Du höfliches Tierchen.
 Religiöses klingt erotisch vor dem Affenkäfig aus.
 Bebuquin irrte mit wundem Hals zwischen den
 Physiognomien der Häuser. Eine Kokotte tanzte
 angeheitert an einer Ecke und stapelte ihr vom

Frontkorsett aufgetürmtes Posterieur gegen den
 Sternenhimmel. Euphemia stieg beruhigt und
 äusserst heilig in eine Nonnenkutte und verliess
 den Zirkus. Ernst, die Fingernägel polierend,
 kopfschüttelnd die Straffheit ihrer Brüste hie und
 da prüfend, begab sie sich gelassen zum Kloster
 des kostenlosen Blutwunders.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

CLAUDE. FARRERE. Das Geheimnis der Lebenden.
 Roman. (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.) Geh.
 Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50.

Zu der Art phantastischer Erzählungen, deren bedeu-
 tenster Vertreter Edgar Allen Poe ist, gehört diese
 Farreresche Erzählung von den Vampyrmenschen und
 ihren Untaten. Die unheimlichen und doch überaus na-
 türlich vorgetragenen Ereignisse gehen so lückenlos
 ineinander über, so widerspruchlos auseinander her-
 vor, dass wir nicht etwa Mal um Mal erschreckt wer-
 den, sondern von der ersten bis zur letzten Seite von
 einem grossen und geheimnisvollen Grauen umfungen
 sind.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Be-
 sprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

DR. KURT PESCHKE. „Der Schutz der geschlechtlichen
 Freiheit in Abhängigkeitsverhältnissen“. Eine kriminal-
 politische Untersuchung. (Berlin 1912, Schletter'sche
 Buchhandlung).

KURT ERICH MEURER. Das Labyrinth. Gedichte. (Ver-
 lag Schirmer & Mahlau, Frankfurt a. M.)

HERMANN KESSER. Novellen. (Rütten & Loening,
 Frankfurt a. M.)

Zeitschriftenschau

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nr. 39 enthält: Oskar
 Jászi: Der Schwindel in Ungarn; Helene Stöcker: Vom
 Wesen der Romantik; Hans Kyser: Flucht; Vindex:
 Börsenkinema u. u. Das Heft kostet 50 Pfg.

Eine AKTIONS-Kunstpostkarte

Max Oppenheimers August Strindberg-Zeichnung
 ist als Ansichtskarte in unserem Verlage erschienen.
 Sie soll für die Aktion Propaganda machen. Wir
 empfehlen unseren Freunden, für ihre Korrespon-
 denz diese Postkarte zu verwenden. Es kosten:

10 Karten 25 Pfennig
100 „ 1,00 Mark.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Mohamed Aischin (Konstantinopel): Türkische Freiheitskämpfe / Dr. jur. Halpert:
 Zum Zeugniszwangsverfahren / * . *: G. E. Lessing / René Schickele: Aus einem verwehten Sommer / Carl Einstein:
 Bebuquin (Roman) / Max Herrmann: Nächtlche Heimkehr / Emmy Hennings: Aether / Paul Boldt: Sommergarten /
 Willy Küster: Nocturno / Ein Lorbeerblatt zum Krupp-Jubiläum / Die Schlafkrankheit in Berlin / Wohin geht man
 unentgeltlich? / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau.

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912 Herausgegeben von Franz Pfemfert Nummer 35

INHALT

Carl Einstein	Revolte
F. K.	Die Blutgeschichte der römischen Kirche
Rolf Wolfgang Martens.	Klinische Lyrik
K. Hi.	Billet doux an Mosse's Oberkorrekter
Alexander Bessmertny	Dem Meister
Hellmuth Wetzel	Ikariden
Carl Einstein	Bebuquin (Roman)
Arthur Drey	Pierrot
Zum Zeugniszwangsverfahren — Das angebliche Berliner Tageblatt — Ueber Max Steiners „Die Welt der Aufklärung“ — Literarische Neuer- scheinungen — Zeitschriftenschau.	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

**VERLEGER
SPAREN VIEL GELD**

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

**ZEITSCHRIFTEN-
UND WERKDRUCK**

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 35 :: 28. Aug.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: = Telephon Amt Platzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Be-steuergeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

ANMERKUNGEN

Revolte ist nichts anderes als Ueberbetonen, als Fanatism. Ein solcher ist bemüht, sich katastrophal auszusprechen, gänzlich primitiv und undialektisch. Erhaltende Momente zu bilden vermögen konstitutive Ideen ebenso wenig, wie Revoltengesinnung irgend etwas mit Fortschritt zu tun hat. Vielmehr ist das Wesentliche jener die Dialektik, der beständige Vergleich der Gegensätze, die ästhetische oder geschichtliche Rechtfertigung u. s. f. Gewiss ist, dass jeder revolutionäre Inhalt als konservativ, ja reaktionär erfasst werden kann. Ideen, die umstürzen, können hemmen etc. Das Entscheidende ist: in diesem Fall ändert sich nicht die Idee, vielmehr das innere Verhältnis des Trägers. Ich sage noch nicht einmal die historische Konstellation, — denn man muss logischerweise eine Revolte von oben anerkennen, z. B. solche die als Staatsstreich bezeichnet wird. Allerdings liegt schon in dem Wort, dass Revolten von oben mit konservativen Begriffen, Staatsnotwendigkeit etc., verschleiert werden. Revolte und Revolution sind durchaus zu scheiden. Revolte ist das stete Prinzip, das der Einzelne in sich trägt, eine Gemüts- und Denkform. Bei den Meisten wird dieses Prinzip vergessen aus gesellschaftlicher Einordnung etc., bei Vielen schwächt es sich zur dialektischen Opposition ab.

Revolte setzt die Gesinnung voraus, dass diese indifferente Welt, deren Resultat nicht abzusehen, menschlich belanglos ist, dass nur die Realisierung einer Idee wichtig ist. Dass diese aber, wenn sie jeweils realisiert zu sein scheint, bereits geschändet ist im Zusammenfluss der unab-

sehbaren Nuancierungen, Gegenströmungen usw. Revolte ist undogmatisch, denn das Dogma gibt stets der Idee die Fassung einer gewünschten Wirklichkeit.

Der Revolteur besitzt einen Begriff, den er stets transzendental erfasst, das heisst für sich abgelöst. Er glaubt an eines nicht, das ist die Bereicherung der Ideen durch den funktionellen Zusammenhang. Gerade er entfernt die Idee aus dem psychologischen Komplex, wodurch jeder reale Aufbau unmöglich ist. Für den Revolteur wäre diese Welt nur durch die reine Erfüllung eines göttlichen Anspruchs, durch die Realisierung einer Logik gerechtfertigt. Da dies nicht möglich ist, wird er stets diese Welt verwerfen, (denn es gibt nichts nihilistischeres als die Logik und Gott, die einen umfassenden Seinsbegriff aufstellen, der jedoch nie realisiert werden kann und somit alles ausschliesst. Die Ausflucht von solchen Bedenken ist der Pantheismus).

Was dem Revolteur gänzlich ungläubhaft erscheint, ist das Gesetz, nämlich das angewandte Logische. Er ist Metaphysiker (nicht Psychologist) und Metaphysik ist unanwendbar.

Er wird stets kausale Begründungen verwerfen (sein einliniger Fanatism macht ihn übersehen, dass er selbst kausal denkt, allerdings katastrophal statuiert). Er wird sie stets als historisches Moment ablehnen. Denn für ihn ist die Geschichte ganz unwesentlich, sogar in sich falsch, da in ihr noch nie eine Idee verwirklicht werden konnte und kann.

Carl Einstein.

Die Blutgeschichte der römischen Kirche

Die einen sind empört, dass ein alter Junggeselle in einer alten Ruine sich anmassen darf, mit öffentlicher Straflosigkeit über Fürsten und Völker zu schimpfen; die anderen sind erfreut, dass das Pontifikat in Rom wenigstens doch schon aufs Schimpfen reduziert ist und es nicht mehr in seiner Macht hat, drei Millionen Menschen in den Ofen zu werfen, wie wir unsere Papierschnitzel in den Ofen werfen. Diese Macht hatte es noch vor kurzem, denn was für eine kurze Spanne Zeit sind dreihundert Jahre in der Weltgeschichte! Und vor dreihundert Jahren war es, da verdamnte am 16. Februar 1568 ein Urteilsspruch des heiligen Offiziums sämtliche Einwohner der Niederlande als Ketzer zum Tode! Nur wenige Personen wurden von diesem grössten Galgen, welchen die Welt je gesehen, ausgenommen. Dieses Inquisitionsdekret bestätigte schon zehn Tage danach ein königliches „Ausführungsgesetz“ zum unverweilten Vollzuge. . . Wie gut sich damals „Thron und Altar“ verstanden! Wie gehorsam damals die Könige ganze Völker als Braten in die römische Küche lieferten! Der Gottesknecht befiehlt, der Papstknecht gehorcht, und „so wurden drei Millionen Männer, Weiber und Kinder in drei Zeilen zum Schaffott verurteilt,“ sagt Motleys *Rise of the Dutch republic*, vol. II. p. 155.

(Wenn man von dem geschändetsten Blatte der Menschengeschichte, von der römischen Mordwut, berichtet, so klingt alles so riesenhaft ungläublich, dass man dem Leser und — der Behörde wenigstens den aktenmässigen Nachweis der geschichtlichen Wahrheit schuldig ist.)

Die Mordwut scheint sich in der römischen Kirche schon früh entwickelt zu haben. Im ersten Jahrhundert pflegten die Heiden zu sagen: Seht, wie diese Christen sich untereinander lieben! Aber schon im vierten Jahrhundert sagten sie: Reissende Tiere sind nicht so grausam wie die Christen, welche im Glauben voneinander abweichen.

Im Glauben voneinander abweichen, heisst aber noch nicht, ungläubig sein. Das ist wohl zu merken. Auf ein ganz anderes Blatt als die Verfolgung der Herren gehört demnach die Verfolgung der Ketzer. Die Herren hatten Christus, die Kirche, die Sakramente, die ewige Seligkeit abgeschworen und sich dem Teufel ergeben. Nichts von dem allen taten die Ketzer. Sie

glaubten an Gott, an Christus, an die Kirche, an die Sakramente, an die ewige Seligkeit. Sie glaubten und — mussten dennoch sterben! Jene waren in der Kirche wie Untertanen, welche ihren rechtmässigen König, mit Hilfe eines auswärtigen Feindes, vom Throne stossen; diese wie Untertanen, welche sagen: Mein König ist ein schöner Mann, nur seine Nase gefällt mir nicht. Und nun denke man sich eine Kriminalistik, welche die letzteren so gut zum Tode verdammt wie die ersteren! Diese Kriminalistik verteidige, wer schamlos genug dazu ist.

Es fehlt heute bereits der grösste Teil der Quellen, um der römischen Theokratie jene Massenmorde nachzurechnen, welche man Ketzerverfolgung nennt. So gründlich war die Vertilgung und Ausrottung, dass mit den Opfern auch die Kunde von ihnen verschollen ist. Selbst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst konnten noch ganze Auflagen und bis auf das letzte Exemplar durch Henkershand verschwinden; daraus schliesse man, wie leicht es vor der Erfindung dieser Kunst war, die Ueberlieferung himmelschreiender Zeugnisse stumm zu machen. Antonio Llorente, welcher zu den Archiven der spanischen Inquisition Zutritt hatte, schätzt die Menschenopfer dieses Tribunals auf 31 000. Prescott möchte diese Ziffer herabmindern, aber alles spricht dafür, dass sie noch eher zu klein als zu gross ist. Selbst der Jesuite Mariana bezeugt, dass die spanische Inquisition schon in ihrem ersten Jahre und in der Provinz Andalusien allein 2000 Menschen verbrannt hat. Ein alter Geschichtsschreiber, Bernaldez, hat aufgezeichnet, dass zwischen 1482—1489 in Sevilla 700 Personen verbrannt worden, also in einer Stadt und in einem Jahr 100. Weiter berühmt sich eine über der Türe der Inquisition von Sevilla angebrachte Inschrift, dass seit der Vertreibung der Juden im Jahre 1492 beinahe 1000 Personen durch ihr Blutgericht ums Leben gekommen. Aus solchen Posten ist wirklich ein Schluss auf eine Summe erlaubt, welche Llorentes Angabe rechtfertigt.

Bekanntlich wird die Regierung Karls V. für milde gehalten, und doch haben die Niederlande unter ihm 50 000 Menschen durch den FeuerTod der Inquisition verloren. Es ist das die Berechnung einer bedeutenden Autorität, Sarpi, in der Geschichte des Tridentiner Konzils. Hugo Grotius, selbst ein Niederländer und eine noch grössere Autorität, verdoppelt aber diese Zahl und nennt 100 000. Alba, Philipps Henker, rühmte sich, für seine Person allein 20 000

Todesurteile unterschrieben zu haben, ein Datum, welches durch Schillers „Abfall der Niederlande“ jedermann weiss.

Und doch sind das alles nur Ziffern eines ausserordentlich kurzen und gedrängten Zeitraumes. Die Zeitperiode, in welcher die römische Theokratie um der Religion willen morden zu dürfen geglaubt hat und gemordet hat, umfasst mehr als ein Jahrtausend! Mit keinem Paroxysmus irgend einer Schreckensherrschaft ist das zu vergleichen. Denn diese Paroxysmen gehen vorüber, verlaufen rasch und akut. Tausend Jahre lang aber ist man nicht im Zustande der Notwehr. Tausend Jahre lang ist man nicht im Zustande selbst der missverstandenen Begeisterung für eine Idee. In tausend Jahren hat jedes Missverständnis Zeit, sich aufzuklären. Nur in Rom allein klärte sich nichts auf. Rom war längst nicht mehr die streitende, sondern die gesicherte und triumphierende Kirche, als es seine Grausamkeiten noch ausübte — ohne einen sichtbaren Zweck. Auch tötete es nicht, wie der Staat tötet, der bloss ein Leben zum Tode bringen will und im Strang oder Schwert die rascheste und schmerzloseste Todesart wählt. Rom wählte die langsamste und martervollste. Rom wählte den Feuertod. Rom tötete nicht, als wäre der Tod das Ziel, sondern das Leiden, das langsame, verlängerte Leiden in dem noch lebendigen Leibe!

Wie fest der Europäer überzeugt ist, dass er durch feindliche Invasion und blutige Eroberung den mexikanischen Menschenopfern, den indischen Witwenverbrennungen usw. ein Ende machen durfte! Wie fest er von der höheren Mission seiner Kultur überzeugt ist! In einem Blutbade ohnegleichen hat er die Ynka-Hauptstadt Mexiko erstürmt, den Tempel und das Bild des schrecklichen Kriegsgotts Huitzilopochtli zerstört, er malt den kupferfarbigen Indianern die Greuel ihres Gottesdienstes mit der erhabendsten Beredsamkeit aus, er predigt ihnen mit Honiglippen das süsse Herz Jesu, die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau, das Lamm Gottes mit den guten Hirten.

Mit welchem Auge mag es der Mann der roten Haut nun angesehen haben, als eines Tages von der neuerbauten Kirche die Totenglocke tönte, ihre Pforte sich öffnete, mit fliegenden Fahnen und dampfenden Rauchfässern im Pomp ihrer goldgestickten Ornate eine Prozession der weissen Priester auszog, eine Prozession, welche einen Menschen mit sich schleppte, ihn an einen Pfahl band, Feuer um ihn anlegte und das

Schmerzensgeschrei des Gemarterten mit schauerlichen Gesängen zum Lobe ihres Gottes über-täubte! Mit welchem Auge mag er dieses Trauerspiel angesehen haben, als er es in kürzester Frist zehn-, hundert-, tausendmal sah! Wahrlich, es kann einen Standpunkt geben, auf welchem der Menschenfreund dem Tage fluchen muss, da Kolumbus aus dem Hafen von Palo absegelte, denn seinen drei Karavellen folgte die giftigste Pest, welche unser Erdball jemals entwickelt, es folgten ihm jene entsetzlichen Wesen, welche in der einen Hand das Kreuz, in der andern ein Feuerbecken trugen, womit sie in Mexiko, Lima, Chili, Peru sengend und brennend in die Hütten der Unschuldigen einbrachen und die sogenannten Wilden die wildeste Art der Menschenopfer lehrten. Der indianische Kriegstanz, der über dem geschlachteten und gebratenen Feind seine Orgie hält, ist ein harmloses Ballett gegen die römische Erfindung des Menschenmordes, welche den Feind verbrannte, ohne ihn früher zu töten und ohne — dass er ein Feind war. Denn noch einmal sei es gesagt: der sogenannte Ketzer war kein Feind Christi, ja nicht einmal der Kirche; er diente ihr, er ehrte sie, er glaubte ihre Dogmen, nur beging er die Unvorsichtigkeit, bei der Auffassung und Auslegung derselben — seine Vernunft zu gebrauchen. Der Ketzer stand fast nie auf dem Standpunkte, wo die Vernunft des Glaubens nicht mehr bedarf, sondern bloss auf dem, wo mit und neben dem Glauben auch die Vernunft tätig ist. Ein Denker, ein Forscher, ein Freund der Wahrheit, war er das edelste und wertvollste Glied der menschlichen Gesellschaft, ja eine zeitlang unter den Vertierten eigentlich der Mensch allein. Er war nicht wie die Hexe ein vereinsamtes faselndes Weib, sondern ein Mann inmitten des werktätigen Lebens und oft im ersten Aufblühen einer jugendlichen, die edelsten Früchte verheissenden Begeisterung. Und nun die Familie des Ketzers! Wenn ihm selbst schon der Gott in seiner Brust die Kraft gab, den qualvollsten und ungerechtesten Tod, welchen zelotische Pfaffen ihn sterben liessen, mit Märtyrergeduld zu ertragen, so denke man sich, dass derselbe Pfaffe die Lehre verbreitete, diese Todesqual sei nur ein schwaches Vorbild des höllischen Feuers, dem er auf ewig verfallen sei, und was die Frau, die Schwester, die Tochter des Ketzers, was das liebende, zartorganisierte Weib durch diese entsetzliche Lehre gelitten haben muss! Sie sah den Körper dessen, der ihr teurer als das Leben war, verrenkt und

sich winden in zuckenden Schmerzen, sie beobachtete, wie das langsame Feuer grässlich von Glied zu Glied schlich, und wenn nun der letzte Angstschrei verhallt und der gemarterte Leib ruhig war, so sagte man ihr, dass dies alles dem Gotte, dem sie diene, wohlgefällig sei, und dass sie nun mit verdoppeltem Kircheneifer dem Himmel nachtrachten müsse — eben jenem Himmel, welchen zu glauben just darum die Wonne der Gläubigen ist, weil sie darin die lieben Ihrigen wieder zu finden hoffen, von welchem aber ein Angehöriger, der ein Ketzer war, durch die unversöhnliche Rachsucht des Priestergottes von Ewigkeit zu Ewigkeit ausgeschlossen sein sollte!

Ein Terrorismus, d. h. ein System, welches mitten aus dem beweglichen Menschensinn heraus etwas Festes und Ewiges schaffen will, gleichsam wie die grosse Meisterin der Menschen, die Natur, selbst schafft, unwiderstehliche und unerbittliche Elementar-Gewalten: ein solches System hat zu allen Zeiten die Notwendigkeit gefühlt, unbestechlich zu sein. Unbestechlich, wie es der Blitz ist, das Erdbeben, der schwarze Tod, der feuerspeiende Vulkan und der verheerende Lavastrom! Unbestechlich, wie es das Schicksal ist, wie es der Himmel ist, wie es der Arm Gottes ist! Darum war Robespierre, der grösste Massenmörder unserer Tage, auch der unbestechlichste, im richtigen Gefühl, dass ein schonungsloses Morden von Menschen wenigstens ein ausnahmsloses und unparteiisches sein muss, soll es der Opferdienst einer Idee und nicht die Bubenlaune eines tollen Tyrannen scheinen. Leider waren die theokratischen Robespierres nichts weniger als unbestechlich! Wir haben die Familie eines Ketzers geschildert, welche am Feuerpfahl eines guten Vaters, eines zärtlichen Bruders, eines liebevollen Gatten, eines Mannes, der vielleicht das Muster aller Tugenden war, sich überreden sollte, er habe seine grässliche Todesstrafe verdient und die ewige Verdammnis dazu! Wie aber, wenn nun dieselbe Familie, von dem herzerreissenden Autodafé nach Hause kehrend, schon in der nächsten Strasse einem Manne begegnete, welcher lustig zu Pferde dahertrabte und welcher nicht etwa diese oder jene Zeremonie anzweifelte, sondern vor jedermanns Augen und Ohren die ganze Kirche selbst für eine Lüge erklärte?! Die Inquisition in Bologna liess (1497) den „wohlprotegierten“ Arzt Gabrielle de Saló mit einer blossen Reue-Erklärung durchschlüpfen, obwohl

derselbe folgende Reden zu führen pflegte: Christus sei nicht Gott gewesen, sondern der Sohn des Joseph und der Maria, aus einer natürlichen Zeugung entsprungen; er habe die Welt mit seiner Arglist ins Verderben gebracht; den Kreuzestod möge er wohl wegen begangener Verbrechen erlitten haben, auch werde seine Religion nächstens aufhören; in der geweihten Hostie sei sein wahrer Leib nicht; seine Wunder habe er nicht vollbracht aus göttlicher Kraft, sondern durch die Hilfe der Sterne usw. usw. Tausende brannten als Ketzer am Pfahl, welche über all diesen Reden sich selbst entsetzt und nichts von dem, was hier geleugnet wurde, zu bezweifeln gewagt hatten, aber — der „wohlprotegierte“ Arzt Gabrielle de Saló lebte und die Tausende starben! Diesen noch heute empörenden Fall von Parteilichkeit erzählt Burckhardt in seiner Geschichte der Renaissance und seine Originalquelle ist wieder: Bursellis, ann. Bonon. bei Murat XXIII. Col. 915.

Von der französischen Schreckensherrschaft weiss man, dass sie zuletzt ihren Zweck, den Schrecken, gänzlich verfehlte, und zu einer frevelhaften Karikatur der Todesverachtung führte, wobei man rote Seidenfaden um den Hals als Schnittwunden, goldene Guillotinen als Schmuck trug und auf dem sogenannten „bal des victimes“ nur den Witwen, Waisen und nächsten Blutsfreunden eines Hingemordeten — zu tanzen erlaubte! So wenig ertrugen die menschlichen Nerven nur drei Jahre lang den Schrecken! Man denke nun, welche Verheerungen in der menschlichen Sittlichkeit ein Revolutions-Tribunal anrichtete wie die römische Inquisition, welches jahrhundertlang im Schrecken arbeitete und periodisch mit einer die französischen Blutmänner weit überbietenden Heftigkeit! Wahrlich, wenn Hartpole Lecky in seiner „Geschichte der Aufklärung“ eine Betrachtung über dieses Thema mit der Bemerkung schliesst, „dass die Kirche Roms mehr unschuldiges Blut vergossen hat als irgend eine andere Institution, die je unter Menschen bestanden hat“: so findet die schauerhafte Progression statt, dass all diese Ströme des unschuldig vergossenen Blutes noch immer nicht das ärgste zu sein scheinen neben dem unermesslichen Schaden, welcher über dem Scheiterhaufen der Toten der Sittlichkeit der Lebendigen zugefügt wurde . . .

Glossen

Billet doux an Mosse's Oberkorrektor

Sehr Geehrter!

Interessiert es Sie, zu hören, dass Karl Kraus mit seinen Lieblingen Pech hat? Dass, wen er ostentativ verhätschelte, sich fast durch die Bank, und zwar gewiss unter Ausschrotung dieser Hätschelei, ganz gemein journalisiert? Nicht Stoessinger nur, nicht Ehrenstein nur, sondern nun auch der gepriesene Ullmann (— wer weiss, wer folgen wird?)? Dass diese Knaben fadere, flachere, flauere, mauere, peinlichere Feuilletons als irgend ein Spaltenschmierer . . . in eine Zeitung welche für Müll hohe Preise zahlt und von Kraus, wenn er statt in Wien zufällig in Berlin blühte (und Fritz Engel ihn nicht, aus Strategie, von Stoessl im Szaitgoist hätte loben lassen), mit womöglich noch grösserem Recht verhöhnt werden würde als die „Neue Freie Presse“?

Ich fürchte, Herr Oberkorrektor, dies alles fesselt Sie wenig. Denn was kümmert es Sie (im Grunde), ob jener europäische Schriftsteller von seinen Protégés (unabsichtlich) entlarvt wird als ein, malgré lui, Protektor übelster Nullen? Und dadurch bei selbständigeren Köpfen in den vielleicht ungerechten Verdacht gerät, er fördere nur solche Personen, von deren Ergebnisheit sein Unterbewusstsein ahnt, sie sei letzten Endes un-geistig, ihr Träger daher dem Förderer nie eine Gefahr? — Was, im Grunde, kümmert es Sie.

Aber kümmern muss Sie, dass in Herrn Ludwig Ullmann's Plätscherei „Das verschwindende Wien“ (Berliner Tageblatt, 17. August), „Max P r e l s, der junge Wiener Poet“ erwähnt wird und das Haus „des kühnen Neuerers Wolf S c o s“. Sie Ihrerseits, Herr Oberkorrektor, sind natürlich zu keinerlei literarischer und kunstgeschichtlicher Bildung verpflichtet, brauchen also nicht zu wissen, wer Max Mell und Adolf Loos sind; aber auf den Vicefeuilletonchef dürfen Sie sich darum noch längst nicht verlassen. Dieser nämlich, Dr. Theodor Poppe-Frohnau, hat von mir und anderen Prachtkerlen vor Zeugen glatt behauptet, unsre Arbeiten seien „nicht ernst zu nehmen“, muss mithin ein vollendeter Stiesel sein; und ihm zuzumuten, dass er den Namen Adolf Loos schon mal gehört habe, wäre unbillig. Geht doch die edle Uninformiertheit dieses Beamten so weit, dass, in derselben Nummer, Franz Blei, den sogar mein treuer Zeitungskellner kennt, fröhlich verwechselt wird mit dem Teutobolde Herrn Fritz Bley, dem rassigen, rasselnden Kumpan der Agrarier Oertel, Nord- und Tuntenhausen. Franz und Fritz, i und y, Dandy und Wer-dandi, Geist und Fusel —: diesem pyramidalen Unterscheidungsunvermögen is allet eens.

Folglich, Herr Oberkorrektor: wenn fortan ein Name Ihnen unwahrscheinlich klingt, legen Sie den Fall beileibe nicht dem Vicefeuilletonchef zur Prüfung vor. Der ist ein Kindlein, weltfremd und ahnungsarm. Lieber wenden Sie sich dann

schon an den nächsten besten Setzerlehrling; diese Jungens sind meist recht aufgeweckt und dann oft orientierter über die Dinge der Kunst als so ein stellvertretender Statthalter der Plaudereien.

Und denken Sie nicht, Herr Oberkorrektor: „Mosse weiss viel!“ Alles ist schon dagewesen: warum sollte nicht ein reichgewordener Zeitungsbesitzer, der auf „Verständlichkeit“ der Beiträge Wert legt, (will sagen: darauf, dass er sie versteht) nächstens trotzdem von Blei wissen? Und an einem y Anstoss nehmen? — Oberkorrektor, Oberkorrektor, beten Sie zu dem Allmächtigen, dass Onkel Block bald heimkehren und den guten Onkel Poppe ablösen möge. Denn sonst könnte es passieren, dass Onkel Mosse, für sein Geld mit Fug Druckfehlerlosigkeit heischend (. . . heischend! sag' ich), einem Unschuldigen den Stuhl vor die Türe setzt. Mit Schuldigen, nämlich, verfährt er ja nie so!

Verübeln Sie, mein Herr, diese freundwillige Warnung nicht Ihrem ergebenen

Berlin, August 1912.

K. Hi.

Beiläufig: Glauben Sie ja nicht, dass bloss Kraus Pech hat mit seinen Scholaren. Auch Sigmund Freud, zum Beispiel, ist nicht besser dran. Wie arg dieses grossen Zerlegers Lehre durch die Verwässerungen jüngerlicher Flachköpfe à la Reik diskreditiert wird (in den Augen aufgeweckter Unbeteiligter), — das geht auf keine Kuhhaut. Und obendrein wagt dann noch so ein Freudknabe, überlegene Persönlichkeiten wie den Karl Kraus mit erbärmlichsten Afterargumenten öffentlich abzukanzeln. Einem Genie, Herr Oberkorrektor, muss jede Ungeheuerlichkeit erlaubt sein; aber solch einem Psychoparalytikerchen . . .!

D. O

Nachschrift des Herausgebers

Lassen Sie sich durch K. Hi. nicht bange machen, wertvoller Herr Oberkorrektor. Herr Rudolf Mosse würde schäumen, Ihre Stellung würde erschüttert sein, falls Sie (versehentlich) im Hinterteil des angeblichen Berliner Tageblatts, etwa im Text einer Schadchen-Kundgebung, einen Druckfehler passieren lassen wollten. Auf die vordere Partie dieses (von K. Hi. unglaublich überschätzten) Papiere brauchen Sie eine besondere Sorgfalt nicht zu verwenden. Im Gegenteil: Herr Mosse könnte unwillig werden, wenn Sie die Intelligenz des Setzerlehrlings nicht im Inseratenteil, sondern in der Redaktion beschäftigten.

F. Pfem.

Zum Zeugniszwangsverfahren

Das Kgl. Landgericht II, Berlin, hat die Beschwerde gegen das Zeugniszwangsverfahren zurückgewiesen. Eine weitere Beschwerde lässt das Gesetz nicht zu: also ist die Strafe nunmehr rechtskräftig geworden.

Nochmals das angebliche Berliner Tageblatt

Sehr geehrte Redaktion!

Unter Berufung auf Ihre Loyalität bitte ich Sie um ungekürzten Abdruck dieser Zeilen.

In Sachen meines Zeugniszwangsverfahrens veröffentlichten Sie in Ihrer Abendausgabe vom 16. August eine Erklärung, die Ihnen Herr Rechts-

anwalt Siebert eingesandt hatte. Diese Erklärung, die vorgeblich die Aufgabe haben soll, „den vielfachen unzutreffenden Erörterungen in einigen Zeitungen ein für allemal entgegenzutreten,“ kann dieser Aufgabe unmöglich gerecht werden, da sie selbst völlig unzutreffende Dinge behauptet, Dinge, die Herr Rechtsanwalt Siebert höchstselbst den 29. Juli im Berliner Tageblatt widerlegt hat! Ich bin in der bequemen Lage, den Rechtsanwalt Siebert, der den Angeklagten vertrat, gegen den Rechtsanwalt Siebert, der nun beide Parteien repräsentiert, anzuführen, um, mit Unterstützung des Erstgenannten, wahrheitsgemäss zu konstatieren:

Es ist absolut unrichtig, wenn der Rechtsanwalt Siebert, der beide Parteien vertritt, den 16. Aug. behauptet, es habe sich bei meiner (verweigerter) Aussage nicht um die Belastung des Angeklagten gehandelt, es ist unrichtig, wenn er die Behauptung vertritt, der Beschuldigte selbst sei von dem (mir bisher unbekanntem) Wunsche beseelt gewesen, ich hätte aussagen sollen.

Richtig dagegen ist, was der Rechtsanwalt Siebert den 29. Juli im Berliner Tageblatt als Wahrheit kundgab. Damals (als Verteidiger des Angeklagten) erklärte der Herr Rechtsanwalt in seiner Zuschrift wörtlich: „Die Zeugenschaft des Herrn Pfemfert ist von vornherein von Herrn Dr. Miessner beantragt. Aus diesem Grunde habe auch ich mich später auf Herrn Pfemfert berufen. Es ist deshalb unrichtig, dass die Aussage des Herrn Pfemfert den Beklagten gegen die Anklage des Herrn Dr. Miessner schützen sollte; sie sollte ihn vielmehr ebensowohl als den wirklichen Verfasser des beanstandeten Artikels verraten.“

Wie nach dieser Erklärung gesagt werden kann, es habe sich bei meiner Aussage nicht um die Preisgabe eines Redaktionsheimnisses gehandelt, begreife wer mag. Das Zeugniszwangsverfahren ist gegen mich vom Gericht eingeleitet worden, da ich mich weigerte, den Verfasser eines in der AKTION erschienenen inkriminierten Artikels zu nennen und damit der Bestrafung auszuliefern. Für den Artikel, der in einem kleinen Teil der Auflage durch ein Versehen des Setzers sogar mit meinem Namen unterzeichnet war, habe ich, als ich früher dafür angeklagt gewesen war, die volle Verantwortung vor Gericht übernommen; ich verweigerte mein Zeugnis also nicht, weil die Aussage mich selbst bezichtigen konnte, nicht aus egoistischen Motiven, sondern um . . . das Redaktionsheimnis zu wahren.

— — — — —
Diese Berichtigung sandte ich dem (wie Herr Fritz Engel es mir gegenüber einmal nannte) demokratischen Blatt. Mein Hinweis auf die Loyalität war eine trügerische Spekulation: die Leser des (wie der Engel schrieb) demokratischen Berliner Tageblatts erfuhren von meiner Richtigstellung erst, als der § 11 den Abdruck erzwang. Eine Unwahrheit musste beseitigt

werden. Darüber wutschnaubend, wurde das Zeugniszwangsverfahren, das doch mindestens so gerichtsnotorisch ist, wie die Unbestechlichkeit der Mosseschen Inseratenpresse, wurde dieses Zeugniszwangsverfahren in ein „angebliches“ Zeugniszwangsverfahren umgelogen. Und die Angelegenheit, die immerhin anständigen Organen, wie der Frankfurter Zeitung, zu prinzipiellen Leitartikeln Anlass gegeben hat, war dem Papier, das sich kurzweilige private Bettgeheimnisse telegraphisch verraten lässt, nun „langweilig.“
F. Pfem.

Ueber Max Steiners „Die Welt der Aufklärung“

Max Steiner, der viel zu jung gestorbene Philosoph, dessen Bücher („Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums“; „Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen“) bei der intellektuellen Jugend (und nicht nur bei ihr) berechtigtes Aufsehen erregt haben, viel begeisterte Zustimmung, freilich auch viele Anfeindung, — zeigt sich in seinen nachgelassenen Schriften wieder als der erbarmungslos zu Ende Denkende, als der Fanatiker der Logik, als der an den Meistern, vornehmlich an Lichtenberg und Schopenhauer, geschulte Dialektiker, der, gerade weil er die Tragik alles Erkennens so deutlich erlebte wie nur irgendeiner, „fröhliche Wissenschaft“ schuf. „Die Welt der Aufklärung“ enthält, neben erfrischender Polemik gegen allerhand Seichtheiten unseres Modernismus, wertvolle Bemerkungen zur Metaphysik, Ethik und Politik, über Kunst und Kultur. Manch hohle Phrase wird geknickt, manch tönerner Götze zu Fall gebracht. Vieles, was sich als „Errungenschaft“ der neuen Zeit brüstet, entlarvt Steiner als Platitude. Dabei ficht er keineswegs auf der reaktionären Seite; sondern seine glühende Radikalität ist es, die sich bei den Gemässigten und Mittleren, bei den Lauen, den Halb- und -Halben nicht wohlfühlt. Bei allem Zorn gegen Weiber- und Massenherrschaft, gegen jegliches demokratische Nivellement, ist er doch kein „Kulturkonservativer,“ sondern von absoluter Unabhängigkeit. Nicht voraussetzungslos genug ist ihm die „voraussetzungslose“ Forschung, nicht freiheitlich genug unser „Liberalismus.“ Gegenüber allem, was modern heisst, ist Steiner kein — Apostat, sondern: ein Frondeur. Dabei eine Persönlichkeit von weitesten Grenzen; universal, überblickend, und in allem — ein Künstler. „Die Welt der Aufklärung“ wird, wie die übrigen Bücher Steiners, neun Zehntel des Literaturwustes von heute überdauern. —

Der (sehr umfangreiche) charakterologische Essay über Steiner, mit dem Kurt Hiller den Band einleitet, zeigt die gedankengestalterische Kraft, die wir bei diesem oft abwegigen, aber (doch, doch!) tiefgründigen und instinktstarken Literaten gewohnt sind, von neuem.

Darmstadt.

Christian Vogel.

Pierrot

Ich will ganz leis anfangen: zu sprechen.
 . . . Wenige Laute zuerst . . . zitternd . . .
 Hört ihr gefrorene Reize brechen,
 Die in der Luft sind, gewitternd —?

Noch steh' ich wie mein eigenes Denkmal da,
 Bin mir selbst noch zu nah.
 Ich muss von mir wegschreiten,
 Lachend . . . bis ich l a u t lache.
 Bin ich nicht eine famose Sache,
 He?
 Ach, ich seh':
 Ihr seid alle dumm, zu dumm.

Dumm seid ihr . . .
 Hoich! Wisst ihr, was eine Nacht ist?
 Menschen, sagt es mir!
 Ihr wisst nicht, was eine Nacht ist.
 Ihr wisst nichts.
 Gar nichts.
 Ihr seid alle dumm, zu dumm.

Ich muss mein Hirn peitschen, schmeissen,
 Weil es träge wird, was es nicht sollte!
 Aber mein Maul kann ich noch aufreissen —:
 Auweh! (Weiter war's, als ich wollte.)

Hui! . . .
 Hui! Hui!
 Ich hab' ein Liebchen, das will ich fangen.
 Sie kriegt einen Kuss auf die Wangen —
 Pfui.

— — — — —
 Ach Gott! Die Welt ist so weich und gebogen.
 Warum sind die Wälder nicht spitz
 Und noch spitzer der Himmel?
 Um solchen Witz
 Sind wir betrogen.
 Alles ist nur immer Trauer
 Und schmeckt öde und sauer
 Wie alter Schimmel.
 Und die Menschen sind ohne Projekte.
 Eine hilflose Sekte.

Jetzt werd' ich mich ducken,
 Vielleicht auch hinlegen dann.
 Und ihr sollt gucken,
 Wie gut ich mich tot stellen kann.

Marburg

Arthur Drey

Klinische Lyrik

Von Rolf Wolfgang Martens

Ein junger Militärarzt hat die Eindrücke, die er während seiner Tätigkeit im Krankenhause empfing, in Gedichtform niedergelegt und im Verlage von Alfred Richard Meyer, Berlin-Wilmersdorf, als eines der bekannten Flugblätter erscheinen lassen. Zunächst führt uns Herr Dr. Gottfried Benn — so heisst der Verfasser — in die Morgue und lässt uns eine Leichensektion mit durchmachen, bei der die einzige Empfindung des Arztes komische Regungen über eine Aster sind, die jemand der Leiche zwischen die Zähne geklemmt hatte. Das Kalte, Teilnahmlose tritt uns in noch schrilleren Tönen bei der „Blinddarmoperation“ entgegen, und in weiteren klinischen Bildern (z. B. Krebsbaracken) bleibt uns keine Dissonanz, weder das Blinken des Operationsmessers, noch das Schmerzensgewimmer, noch der Kotgeruch erspart. Aber — sobald wir das Bild in seiner Gesamtheit auf uns wirken lassen, packt uns der Menschheit ganzer Jammer an.

Die Presse wusste sich, bis auf wenige Ausnahmen nicht zu helfen und fand den einzigen Ausweg darin, dass sie ein Indianergeheul der Entrüstung und Wut ausstieß. Andererseits liess die originale Kraft dieser Bilder den jungen Verfasser bei vielen Beachtung finden.

Das Neue und Unerhörte in der Kunst hat sicher ein Gutes an sich: Es zwingt uns nämlich, da wir es nicht in ein gewohntes Schema einzuregistrieren vermögen, unsere Urteilsgründe zu revidieren, und zu den Urbegriffen zurückzukehren. So kommen wir zu den Fragen: Was will ein Gedicht? Worin besteht das Künstlerische?

In einer Schrift, die zwar 1790 erschienen war, aber trotzdem noch nicht überholt worden ist, wird uns auseinandergesetzt, dass das Schöne, d. h. der ästhetische Genuss, in einem harmonischen Verhältnis der Erkenntniskräfte untereinander bestehe, welche das Kunstwerk angeregt hat. Wir erfahren, dass wir ein lustvolles Empfinden geniessen, wenn die Einbildungskraft (man würde heute sagen die Vorstellungskraft) das Mannigfaltige in den Erscheinungen dem Verstande darbietet, damit er es in seine Begriffswelt einordne. Hiermit ist also auf ein harmonisches Zusammenstimmen von Einbildungskraft und Verstand hingewiesen, — auf ein freies Ausleben der psychischen Kräfte auf idealem Boden, d. h. ohne jede Absicht auf ein

reales Ziel oder Nutzen. — Leichter fasslich als der alte Kant drückt sich ein moderner Psychologe und Aesthetiker, Karl Gross, aus. Es heisst in seinem Buche „Der ästhetische Genuss“: „Die sensorischen und motorischen Apparate, die höheren geistigen Anlagen, der Kampf-, Liebes- und Nachahmungsinstinkt, die sozialen Bedürfnisse, — sie alle verlangen nach angemessener Beschäftigung oder Betätigung, und die Erfüllung dieses Verlangens findet, wo ernstliche Anlässe fehlen, im Spiele statt.“

Beide Auffassungen heben den Spielcharakter hervor; die Kantsche scheint, da sie ausschliesslich vom intellektuellen Gebiete spricht, enger zu sein. Wenn man jedoch erwägt, dass zu einem freien und harmonischen Spiel der Erkenntniskräfte, in allen tiefergehenden Fällen, namentlich auf dem Gebiete der Poesie, vorher die Bestätigung unserer Gemüts- und Willensregungen notwendig wird, so erscheinen die alte und die neue Fassung der Wesensbestimmung des ästhetischen Genusses mindestens sehr verwandt zu sein.

Auf jeden Fall ergibt sich aus diesen Erwägungen für die praktische Nutzanwendung Eines: Im Kunstwerk braucht die Auswahl und Reihenfolge der dargestellten Momente durchaus nicht denen des Objektes in der Wirklichkeit entsprechen, das zufällig zum Modell gedient hat, sondern der Inhalt des Kunstwerks soll so gestaltet sein, dass sich die angeregten Empfindungen daran ausleben, resp. dass unser erkennendes Vermögen befördert wird. — Selbst eine Persönlichkeit wie Arno Holz, dessen Name aufs engste mit derjenigen Phase des Naturalismus verknüpft ist, die man als die intensivste bezeichnen kann, pflegte zu sagen, (es war seinerzeit, als wir jungen Lyriker von 1898 ihm unsere Gedichte zur Kritik vorlegten): „Meine Herren, nicht darauf kommt es an, wie es wirklich war, sondern wie es wirkt!“ — Alles andere wurde als unnötiger Ballast abgelehnt.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet enthalten die Gedichte des Dr. Benn zuviel Photographie. Er zeigt uns dasjenige, was damals im Krankensaal wirklich vor sich ging. Man betrachte folgendes Gedicht:

S a a l d e r k r e i s s e n d e n F r a u e n.
Die ärmsten Frauen von Berlin
— dreizehn Kinder in anderthalb Zimmern.
Huren, Gefangene, Ausgestossene —
krümmen hier ihren Leib und wimmern.
Es wird nirgend soviel geschrien.
Es wird nirgends Schmerzen und Leid

so ganz und gar nicht wie hier beachtet,
weil hier eben immer was schreit.

„Pressen Sie, Frau! Versteh'n Sie, ja?
Sie sind nicht zum Vergnügen da.
Zieh'n Sie die Sache nicht in die Länge.
Kommt auch Kot bei dem Gedränge!
Sie sind nicht da, um auszuruhen.
Es kommt nicht selbst. Sie müssen was tun!“

Schliesslich kommt es: bläulich und klein.
Urin und Stuhlgang salben es ein.

Aus elf Betten mit Tränen und Blut
grüsst es ein Wimmern als Salut.
Nur aus zwei Augen bricht ein Chor
von Jubilaten zum Himmel empor.

Durch dieses kleine fleischerne Stück
wird alles gehen: Jammer und Glück.
Und stirbt es dereinst in Röcheln und Qual,
liegen zwölf andre in diesem Saal.

Wie intensiv und unmittelbar! — Aber ein Bild, das für viele Naturen nur Uebelkeit und Grauen erregt. Der junge Verfasser hat eben noch nicht verstanden, den einzelnen Fall, den er zum Objekt seines Kunstwerks gemacht hat, so in unseren Blickpunkt hineinzurücken, dass unsere eigenen einschlägigen Erlebnisse, (die assoziativ wachgerufen werden,) in ihrem Fazit, d. i. unsere Weltanschauung, in der Perspektive vor unsere Seele treten, wodurch den sie begleitenden Gefühls- und Willensmomenten Gelegenheit geben wird, ihrer Natur gemäss abzulaufen und zu verebben, und wir auch zugleich in intellektueller Hinsicht zur Klarheit kommen.

Bei der Zeile „Urin und Stuhlgang salben es ein“ musste ich unwillkürlich an den Klageruf des Kirchenvaters Augustinus denken: *Inter faeces et urinas nascimur!* Hierbei aber geschieht etwas anderes in mir als bei dem Bennschen Gedicht. Meine Empfindung bleibt nicht Uebelkeit und Grauen. Ich muss denken, was damit gesagt werden sollte: Wenn unser Eingang in die Welt schon so ekelhaft und widerlich ist, so muss das ganze Leben weiter nichts als ein schlimmes Jammertal bedeuten, das wir überhaupt nur als Prüfung und Vorbereitung auf das Ewige, Himmlische verstehen und annehmen können. Ich muss dann weiter denken, dass solche pessimistische Verurteilung des Daseins, die in ihrer Ueberempfindlichkeit gegen das Widrige, offenbar auf eine neurasthenische Veranlagung schliessen lässt, zwar ein aufklärendes Licht auf Askese und vieles Aehnliche

im Mittelalter wirft, aber durchaus nicht unserer Auffassung entsprechen kann. Und nun empfinde ich aufs neue eine Dankbarkeit gegen Spinoza, der uns gelehrt hat, wie faeces et urinae nicht schlechter sind, als jede andere Stoffart, sondern nur in Beziehung auf unsere Nahrungsaufnahme und Atmung, wie sie unser Organismus verlangt, als unzweckmässig und lebenszerstörend abgelehnt werden müssen. Den Pflanzen aber, den süsduftenden Blumen, sind sie als Nährstoffe willkommen! — So wirkt der blosser Ausspruch des heiligen Augustinus künstlerischer als die Benn'schen Bilder, denn er ist in den Vordergrund bedeutender Gedankenreihen gestellt. Ob sich die dichterische Gestaltungsfähigkeit bei Gottfried Benn einmal auswachsen wird? Wir wollen es hoffen — für ihn und für uns! Eines besitzt er jedenfalls, was Tausenden seiner Studienkollegen abgeht: die Empfindung für die Furchtbarkeit des menschlichen Leidens im Krankenhause! Besser ausgedrückt: die Empfindung ist ihm erhalten geblieben (so stark war sie also!), während sie bei der überwiegenden Mehrzahl der anderen abgeschwächt worden ist und (nach Hamlets pessimistischem Wort) die Gewohnheit sie zu einer alltäglichen Sache gemacht hat. — Wenn Benn zur Zeit noch zu tief im Naturalismus stecken bleibt, so wollen wir aber bedenken, dass die starken Talente fast ausnahmslos als Naturalisten begannen. Es ist das ein Zeichen ihrer Kraft, dass sie sich nicht als Epigonen an eine vorhandene Kunstform anzulehnen brauchen, sondern dass sie die Natur mit eigenen Augen zu sehen vermögen. Und das ruft Vertrauen für die Zukunft dieses jungen Poeten wach.

Ikariden

Und als der Erste schwer, mit knatternden
Stößen über der Erde hing,
Da jauchztest du, die Reihher bebten auf deinem
Hut,
Und der Tag war leuchtend vor deinem Lachen,
vor dem Lachen des Siegs.

Das war damals; und unter dem Sturzhelm
starben viele;
Mit verschwielten Fäusten starben sie, verzerrten
Gesichts, verkeilt in ihren Willen,
In Qual.
Und andre lagen:
Ihre kühlen, beringten Hände lächelten noch
Verachtung vor dem Tod,
Und der duftende Rauch hing noch in ihren
Kleidern;

Der kühle Stolz der Weisen redete noch von
ihrem jungen Mund.

Denn jung und bartlos sind sie,
Die sterben eh' andre leben,
Und leben um zu sterben;
Jung und frühreif und hochmütig sind sie und
übersatt;
Aber ihrer ist die Erob'ung, die Ferne, die
Geschwindigkeit,
Und ihrer ist der tolle Tod.

Charlottenburg.

Hellmuth Wetzol.

Dem Meister

Du bist das Glas, das meins zum Klingen lockte.
Du bist der Dank, den mir ein Gott versprach,
Als krachend ich das Tor zerbrach
Weil ungesungnes Lied im Innern stockte.

Du warst Versprechen und du bist Erfüllung.
Du bist der Sang, den brausend ich begleit.
Du bist der Jubelruf im Streit,
Der nie verrauschend meine Hoffnung bleibt.
Elmshorn (Holstein). Alexander Bessmertny.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[7. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Zwölftes Kapitel.

Bebuquin trat unbemerkt in seine Wohnung. Er kleidete sich sorgfältig um, als er gebadet hatte. Dann ging er isoliert von den Wirrnissen in sein kathartisches Gemach, eine kleine weissgetünchte Stube, inmitten ein Klubsessel.

Er setzte sich bescheiden, dann sagte er:

„O Köstlichkeit der Sünde.

Aber nicht aus infamen Gründen. Es erhebt und stärkt. Sünde verlangt, dass ich alles, was bis zu ihr geschah, vergesse und von vorn anfangen. Die Sünde ist ein Tod, und in ihr verbrennt meine Welt. Bisher sind so viele Bebuquins der Hölle verfallen, und immer reiner und stärker trotz verringerter Kräfte wirft sie mich aus. Vielleicht sündigt man nur, um die Reinheit der Reue zu erlangen, Erneuerung durch Gemeinheit. Jedoch der Schmerz.

Wenn ich an die Sünde denke, kann ich nicht leben. Vergesse ich sie, entschwindet mir nötig mein Leben bis zu diesem Wort, und ich habe es dem Satan zu überantworten.

Gott, wann kann ich mein Lebensende Dir geben. O beginn mit altem und gezeichnetem Leib zu entreten, die Identität zu spüren.

Mir starb in dieser Nacht ein Freund.
 Meine Gedanken wurden gestrichen.
 Die Augen und das Ohr sind sündig.
 Was bleibt mir ausser Philosophie?
 Denn ich scheine ausserhalb von Prinzipien,
 stets böse zu werden.

Braucht meine Gemeinheit so dürre Ruten?“
 Er schwieg. In ihm stak eine Höhle, und um ihn
 herum war der Erdboden ausgesägt. Die Lei-
 tung war unterbrochen. Seine Augen lagen reg-
 los über dem Jochbein.

Er sprach:

„O Reichtum meiner Seele!

Vielleicht auch hilflose Vielfältigkeit, die ich nicht
 ertragen kann.

Und dann diese Armut.

Es peinigt mich.

Wann verstehe ich, dass man, um zu leben, um
 Person zu sein, nur ein Ding kennen darf. O
 Reize zu spüren, wie mannigfach Worte und
 Meinungen sind; und wie schmerzlich, nur eine
 Deutung zu erlernen. Diese eine Deutung ist die
 Form, und sie macht die Dinge, die festen Au-
 gen, den bestimmten Klang. Wenn ich mich in
 den Reizen der Mannigfaltigkeit verstecken könnte;
 und ich weiss nicht, von welchem Zentrum aus
 ich auferstehen soll.

Herr, der du uns Arbeit gabst, verschone mich
 mit ihr, damit ich die mögliche Grösse ahne,
 statt ein geringes Mass zu realisieren. Welch
 törichte Suggestion, dieses Wort. So liege ich
 mit scharfem Ohr wie ein buntes Tier über Dei-
 nem Boden, um eine Mitteilung zu erwarten,
 denn heute habe ich kein Gewand, in dem ich
 auferstehen könnte.

O Gott, Du gabst uns einen Körper, vielleicht
 identisch; eine Seele, die den Körper an Mög-
 lichkeiten übertrifft, die ihn schon lange Zeit
 und oft ausrangierte; und die glänzenden Plat-
 ten der Denker, die Sonne verschmäht es sich
 in ihnen zu beschauen, — suchen die Balance.
 Ich aber wünsche, dass mein Geist, der sich et-
 was anderes als diesen Körper — o Garten-
 zäune, Stadtmauern und Safes, Pensionate und
 Jungfernhäute — denken will, auch ein Neues
 wirkt und schafft. Ich kann absonderliche We-
 sen machen, Verrücktes zeichnen, auf Papier,
 in Worten, ich selbst bin verzerrt; aber mein
 Bauch bleibt ein Fresser. Welch geringe Ver-
 suche der Heiligen, nach Sprüchen der Evange-
 lien den Körper zu verwandeln.

Herr, gib mir ein Wunder, wir suchen es seit
 Kapitel eins.

Dann will ich normal sein, aber erst dann.

O Gott, wenn Du mehr bist, als das der Wahr-
 heit angenäherte Gesetz der Körper, erbarme
 Dich doch meiner Langenweile, starb doch
 schon Böhm an ihr.“

„Bebuquin,“ sagt der, „das Ganze ist ein Er-
 ziehungsheim. Die drüben sind so menschlich
 einfach, es gibt zwei Dinge, entweder sie schwei-
 gen und machen mit einem imaginären Phallus
 unendlich, oder sie tun das Gleiche und zeich-
 nen eine Eins. Ich zeichne eins, und meine
 isolierte Hirnschale rostet. Ich grüsse Dich, al-
 ter Märtyrer. Vernichte die Identität, und Du
 fliegst rapide; aber fraglich, ob Du das Tempo
 aushalten wirst. Eins, Hallelujah, eins, Halle-
 lujah, Amen, eins. O Notwendigkeit, Hallelu-
 jah, o Gesetz, o Gleichheit, wo alles in sich
 selbst schläft, o Stille, o Kontemplation, o Ver-
 dauung des Straussen, der den eigenen Kot
 frisst.

Eins, Hallelujah, eins, Hallelujah, leb wohl,
 eins, Hallel — — —“

„War es Philosophie oder ein Analphabet?“

„O Gleichheit, o Eins. Mancher jedoch zählte
 bis auf zwei. O Erweiterung des Dualismus.
 O Gehen zwischen den Ufern, o Hinüber- und
 Herüberrennen.

Altertum der Gedanken, o Antiquare der Ge-
 meinplätze, o prähistorische Tiefen.

Seht, mein Leben ist mir verhasst, es ist gänz-
 lich zerstört. Um moralisch weiter zu machen,
 bedarf ich neuer Existenzbedingungen, eher als
 des Brotes; ich kann nicht in der Kette wei-
 ter leben, ich will nicht, es wäre moralisch in-
 konsequent. Man treibe mich nicht in die alten
 Gleise und sei barmherzig, es muss eine Än-
 derung eintreten, die stärker ist, als meine
 Sünde und meine Reue; ich muss eine Erneue-
 rung haben, ich bedarf einer Erdperiode.“

Die Nacht färbte langsam empor, die weisse
 Stube opalisierte wie altes Gestein, lohende
 Schatter: zogen über die Wände, eine kleine
 weisse Wolke stand vor dem Fenster, ein bren-
 nender Sonnenstrahl durchglüht sie. Bebuquins
 Körper verschwand in den Schatten, nur der
 Kopf schaute bleich inmitten der Wogen der
 Dämmerfarben die versinkende Wolke an. Sein
 Kopf, ein Gestirn, das erkaltete.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

ALFONS PAQUET. Li oder im neuen Orien. (Rütten
 & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. Mk. 3,50, geb.
 Mk. 4,50.

Das China der Gegenwart mit seinen uralten und hyper-

modernen Eigentümlichkeiten steht im Mittelpunkt dieses Buches. Li, dies kurze Wort, so fein wie ein Vogelruf, das erste bedeutende Fremdwort, das einmal von China her die europäischen Sprachen bereichern wird, ist in seiner Bedeutung von Schönheit, Mass, innerer Höflichkeit und Zeremonie gleichsam der Schlüssel zum chinesischen Wesen. Der Verfasser folgt im russischen Asien, in Japan, in der Mandschurei, in den grossen Städten Chinas und zuletzt in Tsingtau dem Werk des Europäertums im neuen Osten. Aber er zeigt uns neben den Schwächen auch die starken noch unberührten echten Seiten des Chinesentums. Ohne Aufdringlichkeit wagt er es, an die Vorgänge, aus denen das neue China hervorgeht, einen geistigen Massstab anzulegen. Dabei liest man dies überaus lebendig und anschaulich erzählende Buch mit der Spannung, wie sie nur eine ungewöhnliche Gabe der Darstellung erweckt.

Das in dieser Nummer gewürdigte Nachlasswerk von Max Steiner: „Die Welt der Aufklärung“ ist bei Ernst Hoffmann & Co., Berlin, erschienen.

Zeitschriftenschau

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nr. 39 enthält: Alfred Kerr: Der Seehund Naëmi; Willy Küsters: Der alte Mann im Stadtpark; Georg Hermann: Um Berlin; Wilhelm Lehmann: Cordenio und Celinde; Der kleine Karl Kraus u. a.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Doppelnummer 32/33: An junge Künstler. Von Theodor Lessing. — Der Parsifal. Von S. J. — Herr Johann Wittenborg. Von Emil Bernhard. — Dramen von Kurt Schawaller. Von Rudolf Kayser u. a. Die „Schaubühne“ kostet 60 Pfg. die Doppelnummer.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Heft 16 ist mit folgendem Inhalt erschienen: Roman; Streltzw: Die dritte Reichsduma; O. Schembor: Selbstkultur und Gemeinschaftswesen; Wally Zepler: Alexander L. Kielland; Sela Roon: Bissolati und die Emser Depesche u. a. Das Heft kostet 50 Pfg. Probenummern gratis durch den Verlag Berlin W. 35.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Aachen / Alfred Wolfenstein: Gegen die Frauen / Cheskel Zwi: Die Emanzipation der Kinder / Ernst Blass: Ueber Brods neuere Bücher / Kurt Hiller: Legende / Marie Holzer: Das Automobil / Max Herrmann: Der ewige Student / E. F. Hoffmann: Der Park / Paul Boldt: Herbstgefühl / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Personae dramatis / Die Journalisierung des Todes / Eine besondere Ehrung / Pflaumenmusik / Pädagogik / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau.

JANVS

MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT
FÜR LITERATUR·KULTUR·KRITIK

Herausgegeben von Hanns Bieber,
Hans Friedrich, Hans Ludwig Held

Vornehme Ausstattung — Reicher stets aktueller Inhalt
Unterhaltend, belehrend — Kritisch, offen und unparteiisch
Grosse Verbreitung über ganz Deutschland und Ausland
..... Hervorragendes insertionsorgan

Was bietet der „JANVS“?

Die aktuellsten Artikel aus dem Gebiete
der gesamten **Kultur** und **Technik**

**Erstklassige Romane
Novellen und Gedichte**

Die ausführlichsten und zuverlässigsten **Kunst-
Theater- und Buch-Besprechungen**.

Zeitschriftenschau

Prospekte und Probehefte gratis vom Verlag

Verteljahr Mk. 2.75
Halbjahr Mk. 5.25
Jahr Mk. 10.00
Einzelheft 50 Pfennige



Zu beziehen
durch: Jede
Buchhandlung
und die
Postanstalten

Soeben erschien die 7. Auflage:

Walter Rathenau Zur Kritik der Zeit

In fünf Monaten wurden
5000 Exemplare verkauft

Geb. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50 durch alle
Buchhandl. zu beziehen oder direkt von
S. Fischer Verlag, Berlin W 57

Säculum-Verlag

BERLIN S 14

Verlag für Romane, Lyrik, Dramen

Anfragen, Manuskriptsendungen ist Rückporto
beizufügen. Prüfungsgebühr wird nicht erhoben!



HEINRICH NACHF
MOTZSTR. 73
ECKE EISENACHER · TEL: VI. 6111.

LADIES TAILOR
SPECIALITÄT
TAILOR-MADE
HERREN-MODEN
vi - à - vi

NOLLENDORF-
BAR.

EDWARD

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 36

INHALT

Franz Pfemfert	Herr Gurlitt, der Rebell
Walter Serner	Pascin
Max Brod	Inneres und äusseres Gespräch am Strande
Carl Einstein	Bebuquin (Roman)
Alexandra Ramm	Zu einer Novelle von Moritz Heimann
Alfred Lichtenstein	Die Gummischuhe
Paul Boldt	Nächtige Seefahrt
K. Hi.	Brief

Den Entsetzten zur Aufklärung — Ungleichheit - Unfreiheit

Vornotizen — Zeitschriftenschau.

Rudolf Grossmann: Pascin bei der Arbeit (Zeichnung).

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 36 :: 4. Sept.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

HERR GURLITT, DER REBELL

Sie dürfen, sehr geehrter Herr Pfemfert, selbst vor Gericht . . . Sie dürfen vor Gericht für sich das Recht in Anspruch nehmen, einen Mann, der im öffentlichen Leben steht, vor Verleumdungen geschützt zu haben. (Dafür stehe ich Ihnen als Zeuge zu Diensten) . . . denn wir sind alle daran interessiert, dass der Gifthauch der Verleumdung erstickt wird, wo er sich nur bemerkbar macht.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

sehr ergebener

Prof. L. Gurlitt.

I.

Der Prozess Miessner ca. Gurlitt ist durch Vergleich erledigt. Eine Gefahr gerichtlicherseits bedroht Herrn Gurlitt nicht mehr, und damit haben meine mir aus dem Redaktionsgeheimnis erwachsenden Verpflichtungen ein Ende. Nun bitte ich zu einer Besichtigung des Herrn Gurlitt einladen zu dürfen.

(Neurasthenie, Ueberarbeitung, zeitweiliges Irresein — ist keine Ausrede.)

II.

Nach dem Termin, der mir das Zeugniszwangsverfahren bescheerte, machten mir nachstehende zwei Erklärungen Kopfschmerzen.

Herr Dr. Miessner erklärte: Herr Gurlitt liess hören:

1. Nicht ich habe die Zeugenschaft des Herrn Pfemfert, sondern mein Prozessgegner Prof. L. Gurlitt. beantragt.

1. Die Zeugenschaft des Herrn Pfemfert ist von vorn herein von Herrn Dr. Miessner beantragt. Aus diesem Grunde habe auch ich mich später auf Herrn Pfemfert berufen.

2. Die Aussage des Herrn Pfemfert, deren Verweigerung das Gericht bestrafte, sollte nicht etwa den Mitarbeiter der „Aktion“ verraten, sondern ihn gegen meine Anklage schützen.

2. Es ist deshalb unrichtig, dass die Aussage des Herrn Pfemfert den Beklagten gegen die Anklage des Herrn Dr. Miessner schützen sollte; sie sollte ihn vielmehr ebensowohl als den wirklichen Verfasser des beanstandeten Artikels verraten.

Demnach stand also bombenfest: Entweder hatte Dr. Miessner meine Zeugenschaft beantragt, um Herrn Gurlitt zu entlasten, oder Herr Gurlitt hatte mein Zeugnis gewünscht, um sich verraten zu lassen, oder Herr Dr. Miessner hat die Zeugenschaft nicht beantragt und —

III.

Aus meinen Zweifeln riss mich eine gemeinsame Erklärung beider Parteien: niemand will es nicht gewesen sein. Kein Redaktionsgeheimnis. Kein Zeugniszwangsverfahren. (Die Kostenrechnung des Gerichts muss wohl ein Falsifikat sein, dachte ich.) Den 26. August erhielt ich vom Gericht die Nachricht, der für den 27. August angesetzt gewesene Termin sei aufgehoben. Gleichzeitig sandte mir mein Ausschneidbureau ein Bruchstück der „Deutschen Tageszeitung“: die Vergleichserklärungen der beiden Prozessgegner.

IV.

Abgesehen von seiner Vergleichserklärung, ging Gurlitt aus dem Gerichtsverfahren heil hervor. „Erhobenen Hauptes.“ Es wäre also nur natürlich, wenn die Oeffentlichkeit über diesen leidigen Quatsch achselzuckend hinwegginge. Herr

Gurlitt würde rührig weiter die Reaktion niederringen; und alles wäre wie einst.

V.

Aber ich gönne der Reaktion diesen Gegner nicht. Ich habe Herrn Gurlitt so tief in die Augen gesehen, dass ich ihn nicht freilassen kann. Ich möchte das Schicksal dieses Mutigen sein, dieses Aufrechten, dieses Wahrhaftigen, dieses Edlen, dieses Offnen. Ich habe Opfer für ihn gebracht — nicht um seinetwillen. Mir sollte er gehören, mir allein. Er war mir zu schade, dieser heldenhafte Deutsche, für eine lumpige Beleidigung verurteilt zu werden. Was hätte die Schramme besagt? „Ein Ehrenzeichen, im Kampfe um die Freiheit erworben.“ Nein, mir sollte er gehören. Mit meiner ganzen Zärtlichkeit wollte ich ihn umfassen. Ich wartete ab. Ich hätte mit Vergnügen die (angedrohten) 6 Wochen Haft wegen Zeugnisverweigerung hingenommen, wenn der Prozess nicht beendet worden wäre. Aber mir musste Gurlitt gehören.

Und er gehört mir. Ich werde ihn zeigen, wie ich ihn sehe. Ich werde ihn mit all den Schönheiten zur Schau stellen, die ich bei ihm weiss.

VI.

Eine Schönheit wird fad, wenn nicht kleine Mängel die Vorzüge betonen. Ein winziger, reizend wirkender Mangel des Herrn Gurlitt ist sein gutes Gedächtnis. Plötzlich, vor Gericht, erinnerte er sich, dass die AKTION ihm früher Lob über Lob gespendet hat. Dass ich dann aber usw. (Herr Gurlitt hatte mit meinem Anstandsgefühl nicht gerechnet; er schwärzte mich etwas an, um die Aussage zu entwerten, die dann von mir ohne weiteres verweigert wurde.) Also Herr Gurlitt erinnerte sich der Liebe, die ihm die AKTION erteilt hat. Nun sind solche Anerkennungen auch tatsächlich in dieser Zeitschrift gedruckt worden. Ich selbst verwies einmal, in einem Nebensatz, auf den „wundervollen“ Herrn Gurlitt. Auch ausser dieser Bemerkung war manche Hymne auf Gurlitt in der AKTION zu lesen. Ich zitiere: „Er (Gurlitt) zeigte ruhige Kraft im zähen Kampfe gegen die Schulorthodoxie und es war kein böser Stern, sondern ein Glück, dass unter die trockenen Schulmeister rein wissenschaftlicher Kultur ein Mensch von künstlerischer Anlage trat . . .“ Ich zitiere: „Gurlitt kennt das reale Leben, . . . denn er lebt in allen Volksschichten,

nicht nur unter den „Edelsten der Nation“. Ich zitiere: „ . . . der unseres Wissens nichts in dieser Hinsicht geleistet hat, auch nicht entfernt die Organe besitzt, um Prof. Gurlitt in die Tiefen seiner philologischen Studien zu folgen.“ Ich zitiere: „Was er als Kunsterziehung fordert, also Anbahnung an den kindlichen Spieltrieb, erkennt jeder Vernünftige als berechtigt an und über englische Erziehung schrieb er so sachkundig, dass ihm deshalb Houston Stewart Chamberlain und viele in England lebende Deutsche ihre Hochachtung aussprachen.“ So (und noch stärker) ist Herr Gurlitt tatsächlich in der AKTION gepriesen worden. Ich als Herausgeber der AKTION deckte diese (anonym erschienenen) Preisreden, da damit ein Rebell gegen Scharfmacher geschützt werden sollte. Aber ich weiss nicht, ob Herrn Gurlitts Gedächtnis nicht doch ein Mangel ist. Die zitierten Loberhebungen (die reichlich um das zehnfache zu vermehren sind) stammen nämlich ausnahmslos von — Herrn Professor Dr. Ludwig Gurlitt selbst. . . .

VII.

Mir gehört dieser Mann, mir.

VIII.

Herrn Gurlitts besonderes Kennzeichen ist der Mut. Herr Gurlitt hat, wie er vor Gericht betonte, stets mit offenem Vesier gekämpft. Er hat, füge ich hinzu, auch vor Gericht einen unerhörten Mut bewiesen. Herr Gurlitt scheute nämlich nicht vor der gefährlichen Behauptung zurück, er habe nie anonyme Kampfsartikel geschrieben, und trete für seine Taten mit seinem Namen und mit seiner Person ein. (Stimmt's, Herr Dr. Miessner?)

Ich greife in mein Gurlitt-Archiv. Und ich zitiere nur, was im Manuscript und in dem Artikel steht.

„Pressepranger

Herr . . . belehrt . . . über unsern Mitarbeiter Professor Ludwig Gurlitt . . .

(folgt ein langer Artikel, der also schliesst:) . . . reif für den Tod an Altersschwäche und geistiger Verblödung.“

Soll ich zählen, wie oft Herr Gurlitt selbstlos — namenlos kämpfte? (Mir gehört er!)

IX.

Den Mutigen habe ich gezeigt. Ich präsentierte den Offnen. Bevor ich nun (ohne Extra-Entree) den Wahrhaften vorführe, will ich den Edlen besichtigen lassen.

Herr Gurlitt hat mir, als ich des Artikels wegen angeklagt war, den er jetzt verantworten sollte

(ich wiederhole: ich hatte die Verantwortung damals uneingeschränkt übernommen) also Herr Gurlitt hat mir seinerzeit einen vier Seiten langen Brief geschickt, der also anhebt:

„Steglitz, den 24. Juli 1911.

Sehr geehrter Herr Pfemfert

Ich höre, dass Sie sich für Ihr tapferes Eintreten zu meinen Gunsten eine Ehrenbeleidigungsklage zugezogen haben. Mein lebhafter Wunsch ist es natürlich, dass Sie für Ihre freundliche Gesinnung nicht noch büßen sollen . . .“

Der Brief ist mir den 24. Juli 1911 überreicht worden. Den 26. Juli 1911 lieh ich mir von meinem edlen Kampfgenossen privat 100 Mark (er liess mir später dafür die Bibliothek, das Handwerkszeug, gerichtlich pfänden, und der Fall ist auch in der AKTION besprochen worden). Den 30. Juni 1912, als der Ehrenrat des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller meinen Ausschussantrag gegen Gurlitt zu prüfen hatte, behauptete Gurlitt edel und gut, der Prozess sei noch gar nicht gewesen, als er mir aushalf.

X.

Doch da bin ich vom Edlen zum Wahrhaftigen gekommen.

Herr Gurlitt hat seinen Gegner Miessner durch folgende Erklärung versöhnt:

1. Herr Professor Dr. Ludwig Gurlitt erklärt: dass die in dem Artikel „Pressepranger“ in der „AKTION“ vom 27. April 1911 enthaltenen Beleidigungen nicht von ihm herrühren, dass er das in dem Artikel wiedergegebene Tatsachenmaterial lediglich zur Widerlegung der Angriffe des Herrn Dr. Miessner in der „Deutschen Tageszeitung“ vom 18. April 1911 skizziert und diese Skizze auf Wunsch des Herausgebers der „AKTION“, des Herrn Pfemfert, diesem zur Information, aber nicht zum Abdruck übergeben hat.

Resultat?

2. Herr Dr. Wilhelm Miessner erklärt: dass er den in dem Artikel „Eine Frage an Professor Gurlitt“ („Deutsche Tageszeitung“, 28. Februar 1912) gegen Herrn Professor Dr. Ludwig Gurlitt erhobenen Vorwurf, dieser habe sich hinter einem anderen Autor versteckt, er habe seine Anonymität vor Gericht aufrecht erhalten und abgeleugnet, was er getan habe, er gehe mit dem Gerichtsurteil gegen Dr. Miessner und Nordhausen hausieren, und

den von ihm angedeuteten Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Prof. L. Gurlitt jetzt nicht mehr aufrecht erhält

3. Herr Dr. Miessner nimmt seine Privatklage, Herr Professor Gurlitt seine Widerklage zurück. Die Kosten werden geteilt.

Berlin und Steglitz, den 15. August.

gez. Dr. W. Miessner. gez. Prof. L. Gurlitt.

Also was sagt mein Besitztum? Dieser Wahrhaftige verkündet, er habe mir lediglich Tatsachenmaterial zur Information gegeben, aber nicht zum Abdruck! Mit anderen Worten: Pfemfert hat widerrechtlich Informationen gedruckt. Nun, nun. Ich könnte einwenden, dass jemand, der, um Angriffe, die öffentlich gegen ihn erhoben wurden, zu widerlegen, einer Redaktion „Tatsachenmaterial“ übergibt, dieses Tatsachenmaterial doch wohl nicht für den Papierkorb bestimmt hat. Ich könnte Informationen doch wohl nur erhalten haben, um davon Gebrauch zu machen. Aber ich denke ja gar nicht daran, das Unlogische der Erklärung auszunutzen. Ich antworte dem Wahrhaftigen mit Tatsachen. Herr Gurlitt hat mir keine Information gesandt. Eines Tages telephonierte Herr Gurlitt mich an und erzählte mir, die Deutsche Tageszeitung habe ihn „auf das Unglaublichste“ beschimpft. Ob ich wisse, wer W. M. sei. Ob ich für den Pressepranger eine Erwiderung haben wolle. Natürlich wollte ich. Der Aufsatz kam, wurde von mir (da Gurlitts Handschrift dem Setzer Schwierigkeiten bereitet) abgeschrieben, verschärft, gemildert, gekürzt; einlge inkriminierte Stellen sind, wie ich wiederholt ausdrücklich betonte, mein Werk. Ich unterzeichne meine Manuskripte nicht; der Setzer weiss schon. Diesmal irrte er und in einem Teil der Auflage war der Pressepranger-Aufsatz mit Franz Pfemfert unterzeichnet.

Doch wozu soll ich Herrn Gurlitt noch länger von „Informationen“ reden lassen, die nicht für den Druck bestimmt waren!

Mir gehört er, der Wahrhaftige.

XI.

(Neurasthémie, Ueberarbeitung, zeitweiliges Irresein — ist keine Ausrede.)

XII.

Umseitig das Faksimile zweier Bruchstücke des „Tatsachenmaterials“.

F r a n z P f e m f e r t

von Klippen des notwendigen Lernens
 Von einer Misere des Lernens ^{von Klippen des notwendigen Lernens} war bei G. nicht die Rede. Alle drei Selbstmörder waren gute Schüler. Ein solcher Flach-Kopf, wie der W. M., dem es gewiss recht sauer gefallen ist, nach Untertertia zu kommen, ahnt gar nichts von der Seelenqual eines Pegasus im Joche. Er weiss natürlich auch nicht, dass auch Schiller allerdings „so wenig Humor hatte“, sich ebenfalls bei seiner Flucht aus der Karlsschule das Leben nehmen zu wollen. Doch genug. Was geht es Gurlitt an, wenn in der Offizin der „Deutschen Tageszeitung“ die Tollwut ausgebrochen ist?

Von einer Misere des Lernens „von Klippen des notwendigen Lernens“ war bei G. nicht die Rede. Alle drei Selbstmörder waren gute Schüler. Ein solcher Flach-Kopf, wie der W. M., dem es gewiss recht sauer gefallen ist, nach Untertertia zu kommen, ahnt gar nichts von der Seelenqual eines Pegasus im Joche. Er weiss natürlich auch nicht, dass auch Schiller allerdings „so wenig Humor hatte“, sich ebenfalls bei seiner Flucht aus der Karlsschule das Leben nehmen zu wollen. Doch genug. Was geht es Gurlitt an, wenn in der Offizin der „Deutschen Tageszeitung“ die Tollwut ausgebrochen ist?

Der Kritiker, der sich feig hinter seinen zwei Buchstaben versteckt, hat wohl schwerlich eine Tertia des Gymnasiums besucht, sonst müsste er doch Gurlitts „Anschauungstafeln zu Caesar“ kennen. Er hat wohl auch in die österreichischen Zeitungen der letzten Monate nie einen Blick getan, sonst müsste er wissen, dass der „Verein für freie Schule“ in Graz als Eröffnungsrede einen Schuldirektor über den Schulreformer Gurlitt sprechen liess und dass dabei mit wärmsten Worten der „gewaltigen Anregung“ gedacht wurde, die ihm verdankt wird. Er würde auch wissen müssen, dass die Landeshauptmannschaft in Klagenfurt sich nur zwei Gutachten

Der Kritiker, der sich feig hinter seinen zwei Buchstaben versteckt, hat wohl schwerlich eine Tertia des Gymnasiums besucht, sonst müsste er doch Gurlitts „Anschauungstafeln zu Caesar“ kennen. Er hat wohl auch in die österreichischen Zeitungen der letzten Monate nie einen Blick getan, sonst müsste er wissen, dass der „Verein für freie Schule“ in Graz als Eröffnungsrede einen Schuldirektor über den Schulreformer Gurlitt sprechen liess und dass dabei mit wärmsten Worten der „gewaltigen Anregung“ gedacht wurde, die ihm verdankt wird. Er würde auch wissen müssen, dass die Landeshauptmannschaft in Klagenfurt sich nur zwei Gutachten

Glossen

An die Schriftleitung der Aktion

Sehr geehrter Herr Franz Pfemfert!

Die vorige AKTION enthielt Glossisches, das seinen Ausgang nahm von Druckfehlern im Berliner Tageblatt (Kultur-Teil). Dieses Glossische enthielt seinerseits einen Druckfehler. Ich bestreite nun energisch . . . den „Blamage“-Charakter desselben. Denn „Salten“ und „Spalten“ sind, weiss Gott, verschwägertere Begriffe als — Franz und Fritz; und ein Druckbeamter, der, wenn er „Saltenschmierer“ liest, trotz dreimaligem Telefonat sich nicht entbrechen kann, den Fall zu „Spalten schmieren“ zu vereinfachen, taugt immer noch mehr als jene viceverantwortliche Plaudertasche, die, obwohl sie den Namen des besten österreichischen Architekten so wenig kennt wie den eines geistigen deutschen Litterators, die Frechheit aufbringt, einen Abend „nicht ernst zu nehmen“ (und deshalb über ihn „nichtmal ablehnend“ referieren zu wollen), auf dessen Programm ausser Hardekopf, Werfel, Blass, Hiller . . . Hölderlin, Baudelaire und Max Steiner standen. Im übrigen, Verehrter, ist denn Schadenfreude das Motiv unserer Ulkung gewesen? Wussten wir nicht vielmehr, dass auch dem vortrefflichsten geleiteten Blatt mal so ein Malheur, selbst ein dreifaches, zustossen könne? Und gab es in unserm Dasein auch nur eine einzige Sekunde, wo wir nicht noch den krassesten Druckfehlerteufel dem druckfehlerfreien Engel besinnungslos vorzogen? Gestachelt hatte uns: dass ein kiebiger Urteilerich sich als jemand entpuppte (nicht „entpoppte“, Setzer!), dem die primärsten tatsächlichen Voraussetzungen fehlen. Gestachelt hatte uns: dass für ein Unheil, welches im Handels-, Börsen- und Inseratenteil der Organisierwille der Mosseschen Millionen allemal würde zu verhindern gewusst haben, die Kunst gerade gut genug schien. Gestachelt hatte uns: nicht was, sondern wem und wo es passiert war. Aber selbst wenn es das Was gewesen wäre —: finden Sie's nicht immer noch anständiger, von Herrn Salten nie was gehört zu haben, als von Adolf Loos und Franz Blei?

Ich find's; . . . und würde also an Ihrer Stelle, lieber Herr Pfemfert, wegen jenes Salten Mortale der Setzmaschine weder meinen Oberkorrektor entlassen noch auch meinen verantwortlichen Redakteur.

Beiläufig: Wer ist Christian Vogel (Darmstadt)? Der Mann nennt mich „abwegig“. Was er sich

dabei wohl gedacht haben mag. Ich fürchte, dieser Vogel . . . hat sich!

Verbindliche Grüsse Ihres ergebenen

K. Hi.

Den Entsetzten zur Erklärung

Herr Dr. Alfred Kerr befindet sich auf Reisen; der PAN wird jetzt von anderer Hand geleitet.

Ungleichheit — Unfreiheit

Politische Unterschiede führen notwendigerweise soziale Unterschiede herbei. Die wachsende Ungleichheit zwischen dem Volke und seinen Führern macht sich bald bei den Privatleuten fühlbar und modifiziert sich dort auf tausenderlei Art, je nach Leidenschaften, Begabungen und Zufälligkeiten. Die Obrigkeit vermöchte sich keine ungesetzliche Macht anzumassen, ohne sich Kreaturen zu schaffen, denen sie verpflichtet wäre, einen Teil davon abzutreten. Auch lassen sich die Bürger nur insoweit bedrücken, als sie, hingerissen durch blinden Ehrgeiz, mehr unter als über sich blicken, als ihnen die Beherrschung lieber wird als die Unabhängigkeit und sie damit einverstanden sind, Ketten zu tragen, um ihrerseits auch solche verleihen zu dürfen. Es ist sehr schwierig, jemand zum Gehorsam zu bewegen, der gar nicht danach strebt, zu befehlen, und der gewandteste Staatsmann würde es nicht fertig bringen, Leute zu unterwerfen, die nichts weiter wollten, als frei sein. Aber die Ungleichheit breitet sich mühelos unter den ehrgeizigen und schlaffen Seelen aus, die stets bereit sind, dem Glück die Hand zu bieten, und fast mit Gleichgültigkeit zu herrschen oder zu dienen, je nachdem es ihnen vorteilhaft erscheint. So musste es eines Tages kommen, als die Augen eines Volkes derartig geblendet waren, dass seine Führer zum kleinsten der Menschen nur zu sagen brauchten: „Sei gross, du und dein ganzes Geschlecht!“ Und sofort erschien er gross vor aller Welt wie auch in seinen eigenen Augen, und seine Nachkommen überhoben sich noch immer mehr, je weiter sie sich von ihm entfernten; je weiter zurück die Ursache lag und je unklarer sie wurde, um so grösser gestaltete sich der Erfolg; je mehr Faulenzer man in einer Familie zählen konnte, um so erlauchter wurde sie.

J. J. Rousseau.

Pascin

Von Walter Serner (Karlsbad)

Seine Zeichnung ist ein orphelin: ein unschuldiger Waisenknabe; so heisst der Pariser Argot den Angeklagten.

Die Keuschheit dieser Midinettes, die aus keiner pâtisserie, nicht einmal aus der crêmerie kommen, ist so gross wie ihre Verworfenheit, der ein fürchterlicher Witz den Namen 'demi-bouteille' gab. Diese Verbrecher sind Kinder, heissen die Flinte clarinette und strafen ihre eigene Sprache Lügen, von der die Vorsicht, einsam zu stehen, als Philosophie belächelt wird. Diese Tribaden wühlen sich im Trance in das Plumeau und pressen ein Herzkissen unter die unberührten Brüste. Diese Bälger aus den Faubourgs schnuppern wissend die säuerliche Mofetta des Wiesengürtels und haben Augen wie praerafaelitische Engel. Dieses giftige Après dieses ganze abulische Daliegen, auf das der Tod schaut, ist kosmisch tief und unergründlich rein.

Diese Zeichnung ist ein wilder Kontrapunkt, um den Kantilene und Pizzikato sich raufen.

Pascin steht bei den wenigen, die nicht zeichnen können, weil sie zeichnen können. (Diese Bemerkung ist so alt, dass sie wiederholt werden musste: es gibt neuerdings Leute, die aus dem Wieder-zeichnen-können eine Ueberlegenheitsstufe dreheln wollen.) Die geharnischte Ueberzeugung, dass Pascin keine gerade Linie ziehen kann, teile ich: sein Strich muss um die Leiber sich winden wie eine kleine Schlange oder wie ein Sonnenstrahl; muss zucken wie der Wille zum Mord oder wie die kindliche Ahnung eines Geschicks; sich krampfen wie selig-wüster Schmerz oder wie ein schwarzes Geheimnis; schmerzen wie eine frühe Erkenntnis, wie eine bedrohte Unschuld; oszillieren wie alles Erogene, Tellurische.

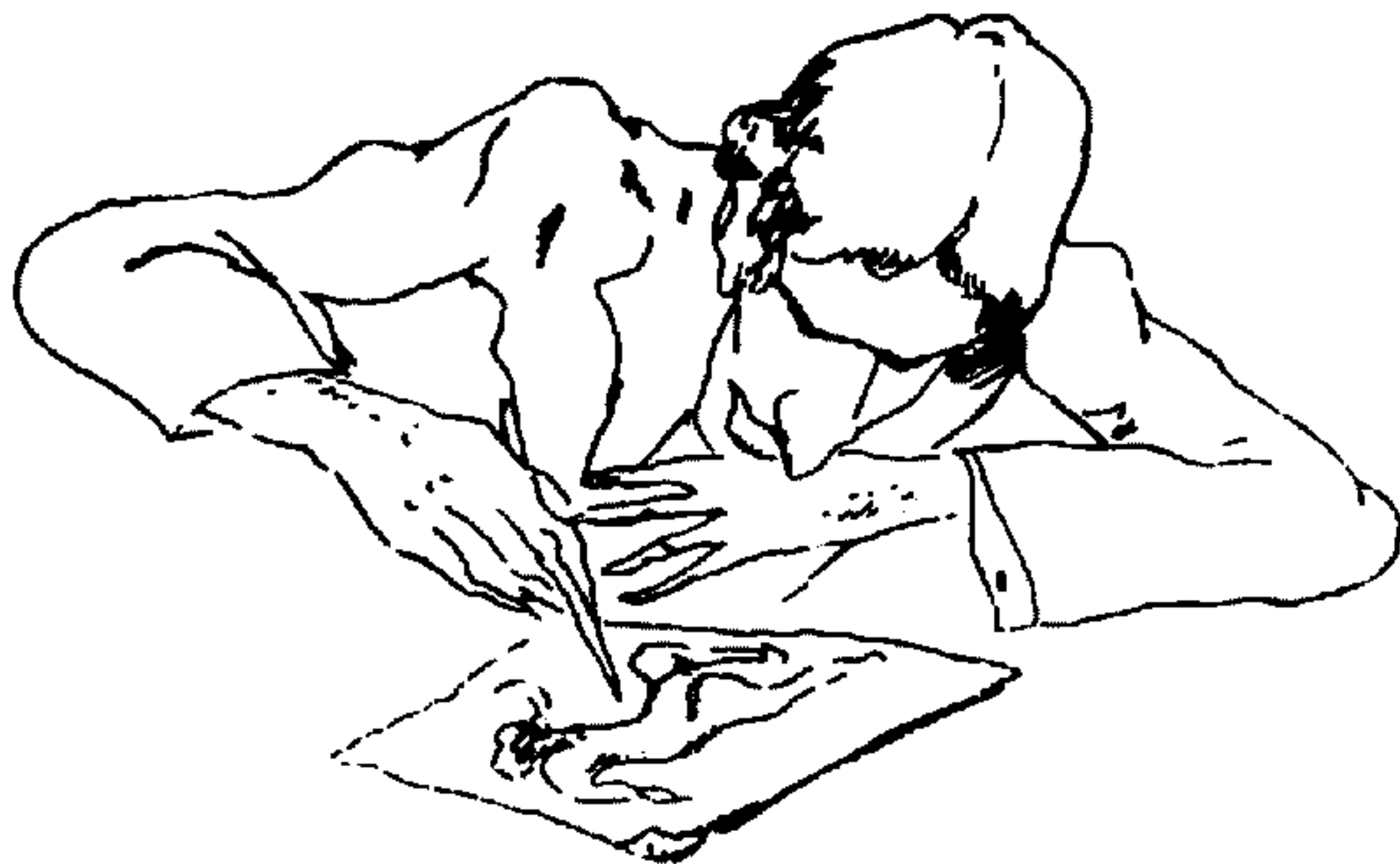
Ein rembrandesker Fragonard: die grazile Duftigkeit des sehr unterschätzten Meisters des verderbten dix-huitième fliesst hier um einen tiefverborgenen Weltschmerz und hat einen kurzen Stich ins Herbe, Bittere, Muffige, Faulige. Der unnennbare Reiz der Blätter Pascins entsteht durch diesen hautgoût.

Was auf ihnen zusammentrifft, hat man Parodie, Karikatur zu nennen sich unterfangen. Ich leugne nicht, dass manchmal etwas erscheint, das grotesk ist, als wären ihm Footit and Chocolate gesessen; das aber langem Schauen als letzte Qual sich enthüllt: zu Tode Verurteilte haben unter dem Galgen oft ein Lächeln, das zwischen Hohn und Irrsinn steht, vor dem ein Schuster zum Dichter werden kann, das in ein Wort einzufangen niemand vermag.

Und gleichwohl hat Pascin die Transponierung nach der beschaulichen Vergrößerung des Karrierens vorgenommen. Es gelang ihm nicht: ein Künstler muss dabei zum Knockabout werden. (Ich halte die Karikatur für eine Frage der Geschicklichkeit und des Raffinements.)

Dass solcher Kunst das Formproblem im Problem bereits gelöst ist, versteht sich von selbst. Die Fläche ist ihr weder Mittel noch Zweck. Vielleicht bei keinem Zeichner ist die Durchgeistigung, die Entmaterialisierung des Stoffes so weit vorgeschritten wie bei Pascin: er präsentiert das Weltbild von einer luftigen, azuren-verschwimmenden Höhe herab, die alle Grössen verschiebt, die Perspektiven zerreisst, die Menschen ineinanderschachtelt, die alles oft wie schief geblasen zeigt.

Und das ist es auch, was Pascin so ganz ausserhalb stellt; was es fast unmöglich macht, ihn auch nur annähernd sicher irgendwo anzuschliessen, geschweige denn zu subsumieren. Pascin ist eine Einzelperscheinung, ein Melchisedek, eine zeichnerische Parthenogenese.



RUDOLF GROSSMANN: PASCIN BEI DER ARBEIT

Inneres und äusseres Gespräch am Strande

Von Max Brod

Ach warum ist nicht alles operettenhaft!
Jules Laforgue.

Der Strand ist so öde um diese Zeit, er dehnt sich, wirklich er dehnt sich ganz öde und ohne Menschen, wie ein fauler schlafender Einsiedler. Um diese Zeit erholen sich ja alle Leute zu Hause von ihren anstrengenden Mittagessen, wirklich sie erholen sich und glühen im Schlummer, indem sie ihr Gesicht in die Rinne ihrer Sofas zwischen Polster und Rückenlehne ein-klemmen, tief in den beissenden roten glühenden Plüsch hinein. Und so ist es.

Der Strand ist leer wie . . ., nun wir eben nur ein Strand mittags um zwei Uhr in Sonnenhitze sein kann. Aber da ich nun schon längere Zeit auf dem Boden liege, wirklich im Sand, fällt mir ein, ich könnte ihn ja auch mit etwas vergleichen, beispielsweise mit dem leeren Tisch-tuch eines armen Mannes oder mit einer Glatze. Ja ich stehe mit dem Strand auf Du und Du sozusagen, ich bin ganz bekannt und vertraut mit ihm, ich liebe ihn, er liebt mich, wir sind brave Freunde. Ueberhaupt ist es so: die ganze Natur verkehrt familiär und nett mit mir, wie mit einem jungen Onkel, sie lässt sich von mir mit Bonbons stopfen, necken, verehren wie meine Nichte, wie ein schönes Mädchen . . . Einem schönen Mädchen zulieb liege ich eigentlich hier am Strande vor einem gewissen Strandkorb, das fällt mir so nebenher ein, einem schönen Men-schen-Mädchen zulieb, die versprochen hat, jetzt um diese leere Zwei-Uhr-Zeit hierher zu kommen und freundlich zu mir zu sein. Aber sie kommt nicht. Was liegt daran, was denn! Wozu brauche ich Menschen!

Nein nein, das schöne Menschen - Mädchen braucht nicht zu kommen, ich vermisse die braune Lotte nicht. Meine Geliebte ist die Natur. Ich darf sie frozeln und anbeten und Ver-gleiche über sie machen und ihre neuen Kleider bemerken . . . Und so lasse ich mir die Zeit nicht lang werden, liege in hübscher Stimmung da, nenne das Meer neben mir eine grosse Frau (es ist ganz ruhig, mit schlaffen niedrigen Wel-len rauschend), wirklich eine schöne Frau, die mit rauschenden Dessous an mir vorbeigeht, immer und immer, auf und ab. Und die grüne Düne betitle ich: Helmbusch eines Generals, wirklich. Und ich finde, dass die Strandkörbe aussehen wie halbe enthirnte Menschenschädel,

wohlgemerkt, wie die rückwärtigen Teile dieser Schädel, an denen auch ein Stück Halsansatz nicht fehlen mag, wirklich . . .

Da quitscht etwas im Sand. Und es ist das Segeltuch eines Tennisschuhes. Und der Schuh gehört zu dem schönen Menschen-Mädchen, das ich schon lange in dieser bratenden Hitze er-warte und das jetzt wirklich so gut ist, zu mir zu kommen. „Guten Tag, Fräulein Lotte.“

Mit einer angenehmen Entschuldigung, unge-schickt und langweilig servierende Kellner be-treffend, nimmt sie Platz, fügt sich in die rosa-weiss gestreifte Leinwandhöhle des Strandkorbes ein. Wie ein reizender, schimmernd brauner Kern in einer halb geöffneten Nuss sitzt sie da, überdies ein entzückender Fratz von siebzehn Jahren.

Ja, nun reden wir von allem Möglichen.

„Ist das Wettsegeln der Fischerjollen gestern spannend gewesen?“

„Stralsund ist doch eine interessante albertüm-liche Stadt.“

„Haben Sie mich denn nicht ein bisschen lieb, nicht ein bisschen?“

„Was haben Sie bei Tietz eingekauft? Haben Sie noch etwas dortgelassen?“

„Schaun Sie nur, diese Dame trägt täglich zwei bis drei neue Toiletten, und dabei sagt man, dass ihr Sohn in einem Eisenwerk als ganz ge-wöhnlicher Arbeiter dienen muss. Entsetzlich. Als ungelernter Tagelöhner, weil man ihn nichts tüchtiges hat lernen lassen, hu.“

„Ja, beim Wettsegeln, da versteht ein Laie gar nichts von . . . Ich habe gar nichts von ver-standen.“

. . . So reden wir in langen Pausen, ganz zwanglos und unstrebsam. Ich weiss gar nicht, ob ich rede oder ob sie etwas antwortet oder fragt. Nur dieses glückselige Gefühl erfüllt mich: unten an ihren Schuhen zu liegen und ein Stückchen Meer durch ihren baumelnden Fuss verdeckt zu sehn. Das beglückt mich so, das macht mir jede Besinnung und alles burleske Vergleiche-Erfinden entbehrlich. Ich denke an gar nichts mehr, nur das gegenwärtige ein-schmeichelnde Schicksal ist mir bewusst, diese bräunende Sonne, dieses liebe Mädchen, diese sanfte Wirklichkeit, die durch kein „wirk-lich“ erst erbaut und eingeredet werden muss. Da kommt das Gespräch an eine traurige Bie-gung. Ich wünsche für morgen ein ähnlich bratendes Rendezvous, aber Lotte verkürzt ihre Nase durch Rümpfen zu einem verachtungsvoll-

faltigen Stummel. „Kaum“ sagt sie.

Ich dränge.

Sie erzählt weiter von dem „Arbeiter, hu“, Sohn der üppigen Salonnière, die gedankenlos mit einer vielleicht von ihrem Sohne gearbeiteten Kulmschere den Wellenschlag ihres schönen blonden Haares anfeuert. Entsetzlich!

„Ich hingegen finde es noch viel entsetzlicher, einem geplagten Liebhaber Zusammenkünfte zu erschweren.“

Sie lacht und wird ohne Grund immer feindseliger. Sie lacht mich gerade aus.

Aber ich . . . ich bin schon wieder ganz wo anders. Ich flattere über das Meer hin, das meine Geliebte ist, ich setze den grünen Helm-busch aus Dünengras auf. Was kümmert mich Lotte, dieses dumme Mädel! Meine Nichte ist die Natur, meine Schwester die Sonne, dort das Kurhotel mein imposanter dicker Bruder, der Signalmast mein schlankes Adoptivkind, wirklich. . . O wie wohl fühle ich mich schon, ganz unabhängig von Menschen, nur noch dieser zuverlässigen guten Dinge Familiengenosse. O mein liebes, treues, nahbefreundetes Meer, du musizierst heute mir zulieb in diesem schlaffen, hinschwindenden Rhythmus, wirklich nur mir zulieb streckst du deine hellgrüne, glatte Handfläche dorthin nach dem unerreichbaren Himmel aus und lässest hier in meiner Nähe immerfort deine rosigen Zehenspitzen zerfließen. Nur mir zulieb . . . Was soll mich da die Liebe oder Nicht-Liebe eines dummen Menschen-Mädels kümmern!

Da geschieht ein Ruck. Lotte . . . ich habe jetzt eine Weile lang mit ihr nicht gesprochen . . . schlägt energisch ihr Engelhorn-Buch auf und wendet sich seitlich von mir weg.

Und in demselben Ruck komme ich zu einer Erkenntnis: . . . Welch ein Lügner, Welch ein Sich-selbst-Betrüger steckt in mir! Nämlich: so lange es mir gut geht, bin ich ein normaler, geschmeichelter, besinnungsloser Mensch. Wenn aber das Gespräch an eine trübe Biegung gelangt, flüchte ich aus der Wirklichkeit, baue mir eine schmerzlose, unwirksame Welt auf, tue so, wie wenn ich mit dem Meer per du wäre. Welch ein Unsinn! Das Meer geht mich gar nichts an, es ist leblos, die Düne ist kein Generalfederbusch, die Strandkörbe keine enthirnten Schädel, der Strand keine Glatze und er dehnt sich auch nicht wie ein fauler Einsiedler. Alle diese Dinge haben nichts menschliches an sich. Das rede ich mir nur so ein; aus Bedrängnis, wenn mich die wirklichen Menschen

peinigen, erfinde ich mir eine menschliche, freundliche Natur. Aber die Natur ist böseartig; schlimmer als das, sie ist namenlos gleichgültig. Eher als das Meer könnte man einen hungrigen Löwen zur Milde stimmen oder einen Buschmann. Und mit dem dümmsten Mädchen kann man immer noch vernünftiger reden als mit einem Signalmast, der in Wahrheit kein Wort versteht und uns nichts zulieb tun kann. Darüber ist doch gar nicht zu streiten! Es gibt ganz einfach keinen Verkehr mit Urkräften! Punktum! . . . Nein, Max, wende dich lieber diesen baumelnden, eigensinnigen, siebzehnjährigen Füßchen zu. Hier ist dein Kampfplatz, hier, wenn irgendwo, die Stätte deiner Siege und ungelogenen Glücksregungen. . . .

Und ich gehorche dieser Erkenntnis, bestürme von neuem die braune Lotte. . .

Wie wir nach einer Viertelstunde Arm in Arm den Strandkorb verlassen, sage ich zu ihr: „Nicht wahr, du, es ist doch g'scheiter, mit dir per du zu sein, als mit dem Meere!“

Sie versteht mich nicht. Aber verständnisvoller als sie hat noch niemand gelächelt. . . .

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[8. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Dreizehntes Kapitel.

Sterne konkurrieren wiederum vergeblich mit dem bestimmten Licht der Bogenlampen.

„O Kunst,“ seufzte Bebuquin, „du bist gewaltig, wenn man Perspektiven wegschickt, ersuchte Veränderung der Zustände, wie ist eine Sache zugleich wahr und falsch, es kommt auf den Standpunkt an.

Versuchung, du tauchst aus der entvölkerten, schlafenden Nacht und erhebst dich aus der Angst vor den Gestirnen.

Ich vergass noch nicht, soweit wie es ziemlich wäre; vielleicht reinigt mich ein anderer, wenn ich's nicht vermag.“

So begab er sich zum Kloster des kostenlosen Blutwunders, nachdenkend, ob eine völlige Unterbrechung des Schicksals möglich sei.

Ueber ihm, auf den Nadelspitzen der Tannen, glitt Böhm mit.

Der sang:

„Wälder, ihr sympathische Stickerei,
o Schrecken, du Lehrer der Geheimnisse.
Waldfeuer, ihr Offenbarungen im Dickicht.
Irrgänge, Wegschlingen,

gehetzte, angestrengt verirrte Seelen, die ihr sie
begeht.“

Seine Hirnkapsel leuchtete den Weg voran
mit der nonchalanten Sicherheit eines Toten
er sang weiter:

„Risiko, Wagnisse der Schwachen,
die vergeblich sind,
weil Pappgewichte gestemmt werden,
o philosophische Triks.

Die gute harmlose Seele eines unwissenden
Knaben

geht durch die Wälder. —“

ein Blitz durchfuhr den Wald,
der Baum, über den Böhm stieg, schüttelte sich.
Bebuquin hatte grosse Mühe, der Luftreise
Böhms nachzukommen, trotzdem dieser recht
rücksichtsvoll war; aber oft, wenn Böhm meinte,
jetzt müsse es besonders gut gehen, versank
Bebuquin im Morast oder stieg keuchend auf-
wärts, während Böhm die Kugel einer Akazie
leicht betanzte.

„O Standpunkte, Vielfältigkeit der Logiker, Kon-
trapunktik der Sphären, rief Böhm, sorgfältig
das stille Licht seiner Lampe schützend, die ihr
die Dinge zwar vermanscht, doch kaum ruinie-
ren könnt.

Wie entzückt ihr meine Augen,
da ich das fatale Denken mir streng abgewöhnte.
Bebuquin, der Wille zur Dummheit verlangt
Entsagung, und man bekommt ihn nur durch
sorgfältiges Zuendedenken. Wenn man sieht,
dass unsere Gedanken in sich zusammenfallen,
wie die Flügel eines geschossenen Wildhuhns;
Gedanken, nein, sie sind keine Zwecke für sich,
sie sind wert als Bewegung; aber können Ge-
danken bewegen; o, sie fixieren, sie nageln zu
sehr fest, sie konservieren selbst den Revolutio-
när. Bilder sind Taten der Augen, und mit
einem Bilde ist nicht alles gesagt; aber ein Ge-
danke täuscht stets vor, er habe die ganze Kette
erschöpft, und lähmt.

Die Logik will immer eines und bedenkt nicht,
dass es viele Logiken gibt. Es gibt nicht Eines,
wohl aber eine Tendenz der Vereinheitlichung;
und wieviel Dinge streben auseinander. Die
Logik hat nicht eine Grundlage. Von ihren vier
Axiomen liebt der eine dies, der andere jenes
mehr; und ein Axiom befiehlt und mischt sich
dem anderen; denn eines allein vermag keinen

Schritt vorwärts zu gehen; die Logik ist eine
ungeheuerliche Ausnahme, und der pythagorei-
sche Lehrsatz ein Monstrum.“

Grüne Drachen mit Schwänzen, die an metal-
lische Sterne dröhnten, fuhren über den Himmel.
Staub rieselte gegen den Himmel von der Wüste
auf, über die sich Bebuquin schleppte.

Am Horizont stand das Kloster; um es war die
unfruchtbare, die stilisierende, dröhnende, vogel-
überflogene Wüste gelagert, die Ebene, wo der
Blick in rundem Kreis in sich selbst zurück-
kehrt, um in dem Sand zu versiegen; und die
Sonne schlug auf das braune Fell mit den
schmetternden Lichtschlägen über die steilen
Fanfaren der Felstrümmer hinweg.

(Fortsetzung folgt.)

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheunungen werden hier vornotiert. Die Be-
sprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

HEINRICH MANN. Sämtliche Werke. (Paul Cassirer
Verlag, Berlin W 10.)

W. FRED. Impressionen. Aus dem Notizbuch eines
Wanderjournalisten. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig.)

KARIN MICHAELIS. Treu wie Gold. Roman. (S. Fischer,
Verlag, Berlin). Pappbd. Mk. 1.—, Leinen Mk. 1,25.

Zeitschriftenschau

DER TUERMER. Monatschrift für Gemüt und Geist.
Herausgeber Jeannot Emil Freiherr v. Grothuss. Viertel-
jährlich 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner
& Pfeiffer.) Aus dem Inhalt des Septemberheftes: Das
religiöse Erwachen des fernen Ostens. Von Dr. Frhr
v. Mackay. — Steiners Theosophie. Von Friedrich
Lienhard. — Gewerkschaft und Dogma. Von Dr. Max
Adler. — Die russische Gefahr. Von Otto Corbach. —
Der weisse Rosenbusch. Novelle von Paul Ernst. —
Türmers Tagebuch.

Eine AKTION-Kunstpostkarte

Max Oppenheimers August Strindberg-Zeichnung
ist als Ansichtskarte in unserem Verlage erschienen.
Sie soll für die Aktion Propaganda machen. Wir
empfehlen unseren Freunden, für ihre Korrespon-
denz diese Postkarte zu verwenden.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Carl Einstein: Revolte / F. K.: Die Blutgeschichte der römischen Kirche / Rolf
Wolfgang Martens: Klinische Lyrik / K. Hi.: Billet doux an Mosse's Oberkorrektor / Alexander Bessmertny: Dem
Meister / Hellmuth Wetzel: Ikariden / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Arthur Drey: Pierrot / Zum Zeugniszwangs-
verfahren / Das angebliche Berliner Tageblatt / Ueber Max Steiners „Die Welt der Aufklärung“ / Literarische
Neuerscheinungen / Zeitschriftenschau.

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 37

INHALT

Franz Pfemfert	Traub
Ernst Blass	Der Kondorkritiker Bab
R. K. Werdermann	Die Klassiker
Marie Holzer	Liebe AKTION
Alfred Lichtenstein	Die Nacht
Paul Mayer	Marats Tod
Carl Einstein	Bebuquin (Roman)

Herr Gurlitt fühlt sich beleidigt — Gedankenlied — Literarische Rindschau — Eigenwert der Jugend — Noch einmal, weils so schön war — Demokratische Geheimsprache — Zeitschriftenschau.

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 37 :: 11. Sept.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

TRAUB

Also da haben wir wieder unsere politische Sensation: der Pfarrer Traub ist gewaltsam von der Kanzel entfernt worden. „Ohne Pension!“ (tragischer Unterton der Leitartikel). Dem wilden Jatho-Rummel folgt nun ein Traub-Klimbim. Er wird (das garantieren die ersten Proben) die Wochen bis zur Reichstagsöffnung geräuschvoll beleben. Schon sind die ersten „grossen Protestversammlungen“ angemeldet. Schon wird die bekannte „Volksbewegung“ im Reiche inszeniert. Schon brennen die liberalen Pfarrherren darauf, sich zu äussern. Das Berliner Tageblatt, tiefgründiger Erörterer religiöser Fragen stets eifrig obliegend (es verschweigt darum grundsätzlich jene wenigen Versammlungen, in denen das Judenproblem von den geistigsten Köpfen des Judentums leidenschaftlich diskutiert wird, und jappst dafür in Perioden nach dem mosaïschen Leutnantenspatent), dieses Berliner Tageblatt streitet mit seltenem Spaltenopfermut für die Freiheit innerhalb der christlichen Kirche. Schreiberseelen, die in Zeitungsfabriken vermodern müssen, ohne sich jemals eine eigene Meinung leisten zu dürfen, zeilenkeuchende Tagelöhner, die dem Wink des Annoncenreisenden folgen, faseln gegen den Terrorismus des evangelischen Oberkirchenrats. „Vergewaltigung der Gewissensfreiheit!“ — „Knebelung der ehrlichen Kritik!“ Es werden die wenig benutzten Entrüstungen aufgebraucht, die noch vom Jatho-Rummel in Stehsatz vorhanden sind. Selbst Luther muss wieder aus der Gruft, um der Gedankenlosigkeit Pointen zu liefern. Der Name des Dortmunder Störenfrieds ist zur Erkennungsphrase des Bezirksliberalismus geworden. „Wer nicht für

Traub ist, der ist gegen uns; der ist gegen Freiheit, Fortschritt, Kultur!“

Abgemacht.

Wir wollen gegen diese Kultur sein. Wir, die wir die Staatskirche als Feste der reaktionären Gewalten angreifen, wir sind gegen die Freiheit der freisinnigen Presse und für den Kirchenrat. Was will das Gekreisch der fortschrittlichen Sturmvoegel? Was ist das für ein Märtyrer, den man uns da aufredet! Wir bestätigen der obersten Kirchenbehörde, dass sie logisch, einwandfrei, recht gehandelt hat, indem sie Herrn Traub entliess. Bei der Freiheit, die im Freisinn keine Stätte findet! der Kirchenrat hat der Wahrheit besser gedient denn jener Pfarrer, der wohl den Mut aufbrachte, in Volksversammlungen mit agitatorischen Gesten den Freigeist zu mimen, der aber nicht den Mut zur ehrlichen Konsequenz fand. Sie hat schon etwas Rührendes, die Verlogenheit der Polterer. Herr Theodor Wolff, ein Inseratenbeiwerk chefredigierend, hat das Recht, Abweichungen von seiner politischen Schablone — siehe Gädtke — zu beseitigen; die Kirche dagegen begeht ein Verbrechen, wenn sie Leute zum Gehen zwingt, die nicht allein innerlich mit ihr gebrochen haben, die ihr sogar offen die Gegnerschaft erklärten. Wäre Herr Traub wirklich eine Lutheratur, er hätte der evangelischen Landeskirche längst den Rücken gekehrt. Einen Helden aus diesem talentierten Deklamator zu machen, weil er den keck provozierten Hinauswurf dem reinlichen Scheiden vorzog, — dies Kunststück ist eine Spezialleistung des deutschen Liberalismus. Kirche und Heer fordern Gehorsam. Der antimilitaristische Hauptmann ist ebenso absurd wie

der Pfarrer, der das Dogma seiner Kirche verwirft. Der Militär, der sich zu Tolstoi durchgerungen hat, kann unsere Achtung nur beanspruchen, wenn er freiwillig den Rock ablegt. Der Gottesmann, der den kritischen Freidenker und, gleichzeitig, den Diener einer auf Buchstabengläubigkeit bestehenden Kirche spielen will, wirkt possenhaft. Der Oberkirchenrat hat getan, was nur Agitatoren verurteilen können; die Amtsentsetzung Traubs war ein Akt der Notwehr.

Franz Pfemfert.

Glossen

Eigenwert der Jugend

Was soll man sich von der barbarischen Erziehung denken, die die Gegenwart einer ungewissen Zukunft aufopfert, die ein Kind mit allen Arten von Ketten belastet und damit beginnt, es elend zu machen, um ihm in ferner Zeit Gott weiss was für ein angebliches Glück zu bereiten, das es voraussichtlich niemals geniessen wird? Wenn man auch den Zweck dieser Erziehung für vernünftig hielte, nie kann man ohne Empörung mitansehen, dass so viele Unglückliche unter einem unerträglichen Joch zu unaufhörlicher Arbeit verdammt sind, wie Galeerensklaven, ohne die Sicherheit, dass so viele Mühen ihnen jemals nützlich sein werden! Das Alter der Fröhlichkeit verstreicht unter Tränen, Strafen, Drohungen und Sklaverei. Man quält den Unglücklichen zu seinem Besten und man sieht nicht den Tod, den man herbeiruft, und der ihn inmitten dieser traurigen Veranstaltung ereilen wird. Wer weiss, wie viele Kinder der übertriebenen Klugheit eines Vaters oder Lehrers zum Opfer fallen? Glückliche, seiner Grausamkeit zu entgehen, haben sie den einzigen Vorteil aus den ihnen auferlegten Leiden darin, dass sie sterben, ohne das Leben zu bedauern, von dem sie nur die Qualen kennen gelernt!

Menschen, seid menschlich, das ist eure erste Pflicht; seid es in jedem Stande, in jedem Alter, für alles, was dem Menschen nicht fremd ist! Welche Weisheit gibt es für euch, ausser der Menschlichkeit? Liebt die Kinder, fördert ihre Spiele, ihre Freuden, ihren liebenswürdigen Naturtrieb! Wer von euch hat sich nicht nach diesem Alter zurückgesehnt, wo das Lachen stets auf den Lippen wohnt, und wo die Seele immer Frieden hat? Warum wollt ihr mit Bitterkeiten und Schmerzen diese rasch verfließenden Jahre erfüllen, die für sie ebensowenig

wiederkehren, wie für euch? Väter, kennt ihr den Augenblick, wo der Tod euern Kindern naht? Bereitet euch keine schmerzliche Reue, indem ihr ihnen die wenigen Augenblicke nehmt, die ihnen die Natur schenkt; sobald sie die Freude des Daseins empfinden können, lasst sie sie geniessen, sorgt dafür, dass sie, zu welcher Stunde Gott sie auch abberufen möge, nicht sterben, ohne das Leben genossen zu haben!

J. J. Rousseau.

Gedankenlied

Emanuel von Bodman (Süddeutschland) ist eine Koryphäe des Babismus, ein gebändigter Romant, ein Abgeklärter, herb, was Wuchtendes, jemand, der nicht redet sondern gästaltet. Ich verwechsle ihn seit Jahren mit Wilhelm von Scholz. Im Berliner Tageblatt äussert er:

Die Welt.

Wann ist die Welt erschaffen? Nie.

Sie war von Anbeginn.

Anfang und Ende sucht allein

Der Mensch mit kurzem Sinn.

So sieht die Muse der Klapphornpoesie aus, wenn sie sich eine Brille geborgt hat. — Man kann aber auch formulieren: Die transzendente Nachtigall.

K. Hi.

Literarische Rindschau

Ein Denkmal für Kant. Keine Furcht, in der Berlinersiegesallee steht er ja schon; die Kunstfrage ist also bestens erledigt. Die Philosophen sind über Kant noch längst nicht einig, Kant war mit sich selber keineswegs immer im klaren (Hegel erklärte sogar, . . .); der andere Königsberger, Hamann der Magus, ging in die Vorlesung eines jüngeren Kollegen, um dort — Anschluss über sich selbst zu finden. Gerade diese problematische Stellung der Philosophie Kants im Urteil der Gegenwart beweist, dass sie unserem Geschlecht noch irgendetwas zu sagen hat. Jedenfalls ist Kant stärker in der Kritik als in der Durchgestaltung des Neuen, das er bringen wollte. Der handelnde Mensch findet den kategorischen Imperativ in seiner Brust vor, den der gestirnte Himmel über ihm zu Bewunderung und Ehrfurcht ihm als ewige Gesetzmässigkeit bestätigt. Verstand und Gefühl müssen zurückstehen hinter der Verankerung der Lebenshaltung in der praktischen Vernunft. Der Mensch wird bei Kant nicht genügend zur Einheit zusammengefasst, er wird zergliedert und gerät dadurch in Gefahr, sich zu verlieren.

Was mich betrifft, so gehe ich mit Goethe und Schleiermacher und lehne die kantische Moral ab. Theodor Kappstein.

Schalom Asch gehört zu jenen vorausbedingt gleitenden Erscheinungen, die von Anbeginn ein stark schwingendes Interesse wecken. Zunächst wegen . . . Dann wegen der Grosszügigkeit ihrer seelischen Fraktur. Es ist ein Fertiggelobenes an ihnen, das eine Weiterentwicklung fast immer zur Verinnerlichung ihrer schöpferischen Ausgaben vertieft. Friedrich Stein.

Dort aber, wo Müller-Guttenbrunn das historische Gerippe seines Romans mit dem, wie es scheint, frei erfundenen Beiwerk der Erotik verkleidet, findet er die süsse Stimme, die im sanften Tone von Freude und Leid, Glück und Trauer flüstert. Leo Heller.

Auguste Supper kannten und liebten weitere Kreise als eine gemütssinnige Prosadichterin von herzerquickender Lebensklugheit, in deren Novellen sich schwäbische Erdwüchsigkeit und naturliebende Uebersinnlichkeit aufs engste verbinden . . . Lyrikerin . . . hier und da verstreuten Gedichte gesammelt . . . ein wenig wehmütiger Titel „Herbstlaub“ . . . Doch kein Kehrlicht ist's . . ., sondern Blätter der Reife eines nach Wolkenbrüchen himmelklar gewordenen Frauenfrühherbstes . . . Herbstlaub, mit vertieftem Nachsinnen bedachtsam gepflückt vom Baume eines an Erkenntnissen reichen Lebens und zu hold bescheidenem und doch unser Herzensstüblein durch seine Harmonien so wohlthuend als tröstend schmückenden Strausse gewunden . . . Diese Blätter, die aus einem Grab erwachsen, dem Grab ihres in der Vollkraft seiner Jahre jäh aus dem Leben gerissenen Mannes, eines angesehenen württembergischen Staatsbeamten . . . So tut sie in reinen Schuhen feste Schritte . . . von urschwäbischer Geradwüchsigkeit . . . tiefste Wurzeln . . . freigeistige Religiosität . . . Mutter Natur . . . mischt sich Mystisches . . . Die äussere Form ist ihr Nebensache . . . Sondern seelerfüllte Sinngedichte . . . Schlichtheit . . . schwäbische Erdschwere . . . Reinheit . . . Frieden . . . und zu der stillen, ruhevollen Herzensheiterkeit seelischen Gleichmasses. Paul Wittko.

(Wortgetreuer Auszug aus der „Literarischen Rundschau.“ Beilage zum „Berliner Tageblatt“ vom 28. August 1912)

Demokratische Geheimsprache

„Aus der ärztlichen Praxis stammende Erfahrungen und Beobachtungen regten schon vor längerer Zeit die Ideen an, die hier kurz ange-

deutet werden sollen, wofür eine passende Gelegenheit als der Freidenker- und Monistenkongress wohl kaum gefunden werden kann. Ueberdies sind, wie ich soeben erst erfahren, analoge Bestrebungen auch von anderer monistischer Seite inzwischen bereits aufgetaucht, ein Beweis, dass das Bedürfnis, von dem hier die Rede sein soll, wirklich vorhanden und die Frage durchaus spruchreif ist, dass es sich nicht um die Utopie eines einzelnen handelt.“

Noch einmal, weils so schön war

Von Gewährsmännern, die es wissen müssen, höre ich, Dr. Wilhelm Miessner versuche seine Beleidigungsklage gegen Herrn Gurlitt, die durch Vergleich erledigt ist, wieder aufzunehmen. Sollte der Versuch scheitern, so will Herr Dr. Wilhelm Miessner auf Grund des in der vorigen Nummer der AKTION veröffentlichten Faksimile-Materials einen neuen Prozess anstrengen. Nun ist es ja Tatsache, dass Herr Dr. Miessner seine Klage unter Voraussetzungen zurückgenommen hat, die ich als falsch entlarven konnte. Doch das Gesetz sieht, soviel ich weiss, solche Fälle nicht vor. Herr Dr. Miessner wird also Herrn Gurlitt schon mir überlassen müssen.

Herr Gurlitt fühlt sich beleidigt

Von dem Schöffengericht erhalte ich soeben eine interessante Mitteilung: Herr Gurlitt will durchaus beleidigt worden sein, er hat mich verklagt. Die Anklageschrift ist dürftig. Ich will sie etwas bereichern. Also: ich musste nicht nur das Verhalten des Steglitzer Jugenderziehers mir gegenüber als nicht anständig bezeichnen. Ich habe durch meine Veröffentlichung in der vorigen AKTION sogar aussprechen wollen, dass Herr Gurlitt Herrn Dr. Wilhelm Miessner irreführte, um sich einer Bestrafung wegen Beleidigung tapfer zu entziehen. Und ich gehe noch weiter und erkläre: Herr Gurlitt behauptet in der Privatdruckschrift des Herrn Zepler wider besseres Wissen, ich hätte versucht, die Verantwortung für eigene Schmähartikel von mir ab auf seine Schulter zu wälzen. Herr Gurlitt log also, als er das behauptete. So. Und nun hoffe ich, der Herr wird mir Gelegenheit geben, diese Feststellungen gerichtsnotorisch zu machen.

F. Pfem.

Kondor-Kritiker III

Die Gedichtsammlung „Der Kondor“ ist in den deutschen Blättern zumeist absprechend rezensiert worden. Der Raubvogel, der sich auf die Schädeldecken unserer Zeitgenossen stürzte, und

dem es gelang, Köpfe zu zerhacken, von deren Härte man glaubte, Wände könne man damit einrennen —, dieser Raubvogel ist bei deutschen Schreibgestalten nicht beliebt geworden. Ihrer Gehirne Schmutz befleckte des Vogels heftige Majestät. Doch die Flecken sind Trophäen. Dies allgemein bemerkt. Zu den in dieser Zeitschrift bereits skizzierten Gesichtern von Kondorkritikern kam nun ein neues von noch schärferem Profilmangel. Mit sandiger Stimme ein Lehrer: Der treffliche Herr Julius Bab. Ernst und ergriffen und mit jener nachtwandlerischen Sicherheit, die ihn, wenn er fehl geht, nie verlässt, hat er gemeint, Ernsthaft — Abfälliges über den Band sagen zu müssen. Voll Ueberzeugung.

Das Wesen des Mannes hat im Ganzen etwas Rührendes. Man ficht gegen ihn, doch ohne Lust. Lieber möchte man sich nach der Lektüre eines Aufsatzes von Bab hinsetzen und stundenlang weinen: über diese Reinheit, diese bestrebte Treue, dies Vorbeitragen am Entscheidenden. Mir ist als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt . . . Sehr rührend, wenn er in einen analysierenden Bab und einen wertenden Bab zerfällt. Dabei ist er voll Eifer, er leuchtet weit ins Land hinein, freudig und ridikul. Seine Analysen sind meist nicht richtig, seine Wertung ist komisch. Ich fechte gegen ihn ohne Lust. . . . Doch ich stehe nun vor der Frage: Soll ich darunter leiden, dass ein anderer etwas Rührendes hat? — Das geht nicht. Soll Hiller von einem unbefleckten Geist „kein übler Kopf“ genannt werden? Nein. Soll Else Lasker-Schüler sich Manieriertheit vorwerfen lassen müssen? Soll ein Pachyderm an Hardekopf herandürfen? Soll ich mir von einem, der unter mir steht, etwas über Kunst vorschmusen lassen, — nur weil der Betreffende wie eine Blume ist? Mein erstes Empfinden war Aerger; soll man nichts tun gegen den blakenden Ernst, gegen die tödliche Gewissheit, gegen die Gräulichkeit so eines Schullehrers . . .? Bab hat selber Lyrik gezeitigt. Still, still! Keine Spur von Lebensgefühl darin, kein Erleben, kein Rhythmus, kein Hauch, kein Klang, keine Leidenschaft. Oberlehrermässig: sandig und unberührt. Guten Mutes und guten Willens. Ein Gemisch von Gräulichem und Jungfräulichem. Voll von einer Rechtschaffenheit . . . , durch die ich mich aber nicht entwaffnen lassen will! Herr Bab beherrscht einige richtige Gemeinplätze — doch er hat keine Ahnung von Kunst. Das ist sein Fehler. Sicher ist Kunst „Gestal-

tung“ von Erlebnissen, — doch gestalten wiederum ist nicht mixen, frisieren, arrangieren. Auch klobige Verdeutlichung ist nicht Gestaltung. In meinen Versen ist schon genug „zentrale Leidenschaft“, die „rhythmisierend“ wirkt. Ich kann nichts für Ihre Taubheit, Bab! Dass Sie und die Ihren das einsehen werden, glaub ich nicht. Wie man z. B. auch einer Leiche nicht beweisen kann, dass sie eine ist. Das ist das Schlimme.

Was nützt eine nun seit zwanzig Jahren goldrichtige Theorie wider den einstigen „Naturalismus“, den Holzschens, — wenn eine dicke Haut hindert, im Einzelfall wahrzunehmen, was über das photographisch Getroffene (Gott, es ist ja immer dasselbe!) hinausgeht, was ein Wehen ist, oder ein Fluidum — und jedenfalls etwas ziemlich Imponderables! (Die Babs gelangen immer nur bis dahin, wo die Kunst gerade anfängt.)

Am Ende verliert aber jemand, der mich einen Heym-Epigonon nennt, ohne weiteres die Berechtigung, mich zu tadeln; auch die, Heym zu loben —, die er sonst durch eine lächerlich falsche und taprige Analyse Heyms verlore. Er verliert selbst die Berechtigung, die oft feine und geschmackvolle, wenn auch psychisch schwache, Potenz des Herrn Mell (Wien) zu loben. . .

Ich bin etwas in Eifer geraten, aber nicht in Lust. Der Kampf wider einen Bab ist im Grunde für mich der Kampf wider ein Baby — doch eins, das an einer ersten deutschen Zeitschrift über Lyrik urteilt und selbst wieder viele Babys hat. . . Von mir erscheint ein Band „Die Strassen komme ich entlang geweht“ bei Richard Weissbach, Heidelberg. Herr Bab möge nicht darüber schreiben: ich kann mir seine Kritik alleine schreiben. (Mit Gott!)

Mit „Gott“ wird er darüber schreiben, dieser Taube, der von Glocken spricht, die er nie hat läuten hören (von denen er nur hat läuten hören). Das, sozusagen, Göttliche — wann spürt er das? Ist sein Kriegervereinsenthusiasmus Religiosität?

Es ist zwar übertrieben, zu unterscheiden, in der Kunst ist der Inhalt nichts, alles die Formung —, wahr aber ist, dass Rilkes „Stundenbuch“ bedeutend ist, nicht weil darin von Gott die Rede ist, sondern weil darin überwältigend schöne Gedichte stehn. Wahr aber ist, dass Lissauers „Acker“ so zum Totlachen ist, nicht weil einer vom Landleben singt, auch nicht allein, weil einer Mässigkeit im Geiste verherrlicht, sondern weil einer dichtend Mässigkeit im

Geiste betätigt. So liegt die Sache. Religiosität ist etwas Feuriges. Und Herr Bab ist nicht religiös: einfach weil er so wenig kann. . .

Religiös ist nicht, wer sagt, es kommt auf Andacht an; sondern wer diese Andacht hat, die nicht das Gegenteil von Skepsis, aber das Gegenteil von Bürgerhaftigkeit ist; wer diesen Funken hat, wer diese Lust, diese Musik hat. . . So liegt die Sache.

Dem schwerhörigen Bab muss man fortissimo und mit der Pauke und mit ganz handgreiflich Ausgesprochenem kommen, eh er was hört. Gott und Welt und Ich muss man posaunen. Gewaltige Raumvorstellungen sind Leidenschaftsbeweise. Wenn man dagegen Leipziger Strasse sagt . . . , so zeigt man, dass man ein platter „Naturalist“ ist. . . . So flach, so äusserlich, so unkünstlerisch sind diese Schullehrer.

Auch ohne sozialistisches Massenpathos ist die Leipziger Strasse nicht unpoetischer als ein Ackerweglein. Grossstädtisches kommt bei mir vor, weil ich in Berlin lebe; von Euch als intellektisch Abgegrenztes, weil ich intellektuell bin. Weil ich intellektuell bin — dennoch eine Melodie habe . . . (Weil eure Abgrenzungen idiotenhaft sind!)

— Ein „Naturalist“ (in Babs Sinn) . . . weil ich einen Cherry-Brandy-Flip einen Cherry-Brandy-Flip nenne!!! (So sind diese Leute . . . Wände einrennen . . .)

Hier möchte ich stehen bleiben — doch dem Vogel Kondor mehr solcher Opfer wünschen wie diesen Bab. Diesen zerriss ein gefährliches Tier, indes er glaubte eine Kritik für die „Gegenwart“ zu schreiben.

Ernst Blass

Die Nacht

Verträumte Polizisten watscheln bei Laternen.
Zerbrochne Bettler meckern, wenn sie Leute ahnen.
An manchen Ecken stottern starke Strassenbahnen,
Und sanfte Autodroschken fallen zu den Sternen.

Um harte Häuser humpeln Huren hin und wieder,
Die melancholisch ihren reifen Hintern schwingen.

Viel Himmel liegt zertrümmert auf den herben Dingen . . .

Wehleid'ge Kater schreien schmerzhaft helle Lieder.

April 1911 Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf)

Marats Tod

Die AKTION war die erste deutsche Zeitschrift, die Verse von Georg Heym veröffentlicht hat. Die Gedichte von Ernst Blass und Arthur Drey — durch die AKTION wurden sie zuerst bekannt. Die Lyriker Küsters und Herrmann (Neisse) kamen in der AKTION zu Wort, bevor man sie anderweitig entdeckte. Boldt, Mitarbeiter der AKTION, wagen noch heute weder die Familien- noch die fortgeschrittenen Blätter zu drucken. Dieses Heft der AKTION enthält Verse eines Novizen, Paul Maier, der zu grösseren Hoffnungen zu berechtigen scheint als viele. Er ist stark abhängig von Heym. Aber das spricht nicht gegen, sondern für ihn. Wer sich ganz unter dem Einfluss eines einzigen Künstlers stellt, muss selber ein starkes künstlerisches Temperament sein; und die Chance, einen eignen Stil zu finden, ist bei ihm grösser als bei jenen Schein-Originalien, die doch nur talentierte Epigonen eines Niveaus sind. Nicht nur rassen-, sondern auch kunsthygienisch gilt der Satz: Besser ein Vater als viele Väter.

Der Patriot sitzt nackt in seiner Wanne,
Der eigne Anblick schafft dem Kranken Grauen,
Ein kurzer Schurz nur hindert zu beschauen,
Was sonst ein Feigenblatt verhüllt am Manne.

Die Hände wärmend an der Kohlenpfanne,
Schreibt er Verdikte: „Tod den Adelspfauen,
Die flüchtend sich in Reisewagen stauen,“
Als Tintenfass dient eine grobe Kanne.

Da tritt sie ein; ihr Gang ist mädchenhaft,
Ein Spitzenschal liebkost die kleinen Brüste.
Sie nennt ihm Feinde. Wie ein Tier nach Brocken

Schnappt er danach, kratzt schreibend sich die Pocken.

Ein Dolch, kein Schrei. Bis an die Rousseaubüste
Spritzt Tinte auf, gemischt mit rotem Saft.

Bonn

Paul Mayer

Die Klassiker und die Verleger

Von Rudolf K. Werdermann

Die Versuche, das Kulturgut der Vergangenheit für unsere Zeit fruchtbar zu machen, vermehren sich ins Ungemessene. Zum guten Teil mag das an der Uebersetzung liegen, die praktische Verleger dem Worte klassisch erteilen und die sich am besten mit tantiemenfrei wiedergeben lässt. Ausserdem ist die Spekulation auf die Bildung, die ein in den Literaturgeschichten gerühmtes Buch seinen Gästen bescheiden-stolz vorführen muss, immer noch recht ertragreich. Daneben aber wohnt den billigen Neuauflagen bedeutender Dichter der Vergangenheit ein guter Kern inne: und es bedeutet eine gesunde Eindämmung der sich immer überbietenden Kon-

kurrenz, wenn eine Anzahl der bekanntesten deutschen Verleger sich zu einem Trust zusammengeschlossen haben, der eine billige einwandfreie Neuausgabe deutscher und ausländischer Dichtungen als sein besonderes Ziel erwählt hat. Die Erscheinungen dieses „Tempel-Verlages“ zeichnen sich auch wirklich durch einen nicht allzuhohen Preis — das gebundene Exemplar drei Mark — aus, durch ein ganz wunderschönes Aeussere und sorgfältige Wiedergabe des Textes. Aber ihre Wirksamkeit wird allein eine gewisse mittlere Schicht des Publikums betreffen: und das gerade infolge der so hoch gerühmten Idee, „von Buchdeckel zu Buchdeckel nichts als den dichterischen Text zu bieten.“ Als Gegenströmung gegen den gelehrten und leblosen Ballast historisch-kritischer Editionen weiss ich das wohl zu schätzen: aber wenn das Kunstwerk unabweislich die Forderung aufstellt, dem Laien — und um dem kann es sich hier allein handeln — durch biographische und sachliche Angaben erst in seinem vollen Umfange verständlich zu werden? Welcher Dichter kann sich so über seine Zeit erheben, dass sein Werk nicht, wenigstens inhaltlich, ehemals geläufige aber jetzt längst im Schutt der Entwicklung vergrabene Vorstellungen enthält? Und wieviel bewusste zeitgenössische Anspielungen, Hinweise, wieviel Motive aus dem unmittelbaren Leben der Zeit enthält das Kunstwerk nicht? Man denke zum Beispiel an eine Heine-Ausgabe: was bleibt dem Leser nicht einfach tot, was überliest er nicht, wenn ihm die zeitliche Beziehung nicht gedeutet wird? Und wenn man auch — innerhalb bestimmter Grenzen — zugeben kann, dass ein künstlerischer Genuss ohne dem möglich ist: warum soll dieser Genuss nicht mit allen erreichbaren Mitteln gesteigert werden? Ist die Arbeit der Wissenschaft so ganz für das Leben verloren, dass ihre positiven Entdeckungen nicht zur Deutung des Kunstwerks herangezogen werden dürfen? Unsere Zeit sieht Dichter und Dichtung immer inniger ineinander, erklärt beider Leben wechselseitig auseinander heraus: und nun soll jene glücklich überwundene Scheidung gleichsam von neuem stabilisiert, befestigt werden? So schön der Gedanke der Tempel-Ausgaben ist: für ein Publikum, das mit dem Erwerb der Ausgabe eines Dichters auch seine Werke erstmalig kennen lernen will, ist sie nicht geeignet. Das vermag auch der angehängte Biographieband nicht zu ändern, der — nach EIoessers glänzender Kleistdarstellung zu urteilen, — mehr ein schon vorhandenes Kennen ordnen als der Erwerbung desselben dienen will. Selbstverständlich fordert eine Herausgabe im gemeinten Sinn ein grosses Taktgefühl, das in der Erläuterung, in den Hinweisen etc. Halt zu machen weiss und den Leser nicht unterrichtet, dass Posen ein Regierungsbezirk in Preussen ist. Lesarten z. B. d. h. Abweichung vom endgültigen Text einer Dichtung sind von vornherein fernzuhalten. In dreierlei Richtung hat die Tätigkeit des Herausgebers sich zu äussern: er hat die inneren und äusseren Schicksale des

Dichters zu schildern, er hat zu jeder einzelnen Dichtung resp. zu einer Gruppe gleichartiger die geschichtlichen und persönlichen Bedingungen aufzuzeigen, aus denen gerade diese besondere Form des Werkes emporwachsen konnte, und drittens wird es seine Aufgabe sein, veraltete Wortformen, Begriffe aus der gelehrten Rüstkammer, zeitliche Bezugnahmen dem Leser verständlich zu machen. Dass diese Darstellungen eine kritische Aufgabe in sich schliessen, sei nur erwähnt, sie ist eben von den oben erwähnten Forderungen organisch nicht zu trennen. Es ist vielleicht die schwierigste Aufgabe, an der die meisten Erklärer scheitern: sie verlangt eine hohe künstlerische Kultur und Sicherheit, um dem Laien die Maasstäbe aus der Dichtung entwickeln zu können, die ihn gleicherzeit befähigen, über den künstlerischen Wert dieser in eigener Arbeit klar zu werden. Gerade dies ist der Weg, das Werk der Dichter der Aufgabe einer künstlerischen Erziehung einzuordnen. Selbstverständlichkeiten, wie die sorgfältige Wiedergabe des unentstellten Wortlauts der Dichtung seien nur flüchtig erwähnt; wem selbst diese Erwähnung verwundert, sei berichtet, dass z. B. in der Grabbe-Ausgabe des Verlages Reclam einige Stellen herausgerupft sind, von Flüchtigkeiten anderer Art zu schweigen.

Ich möchte ein paar Bemerkungen über die gebräuchlichsten und beim Einkauf am ehesten berücksichtigten „Klassiker“-Ausgaben wiedergeben. Hierfür kommt insbesondere die „Helios-Klassiker“ des Verlages Reclam, die von dem Verlag Max Hesse herausgegebenen Dichter und die „goldene Klassikerbibliothek“ des Verlags Richard Bong in Betracht. Die „Helios“-Klassiker haben trotz ihres neuen Namens und trotz ihrer traditionellen Berühmtheit viel verloren. Vor allem scheint mir die Wahllosigkeit in betreff der Herausgeber nicht ungefährlich. Schliesslich ist der Lebensanspruch eines erwachsenen Menschen ein anderer als der eines Schülers, dem die Welt ausserhalb der Klasse überhaupt ein unerhörtes farbiges Geheimnis voll verbotener Früchte ist. Und auch der gutmütige Pastorenton, der mich bei feierlichen Gelegenheiten oft genug empört hat, ist nicht immer unsern Dichtern gegenüber angebracht: am wenigsten aber die geschwollene Jovialität, die für Laune verkauft wird. Dieser Typus des Einführers in die deutsche Dichtung ist bei diesen Ausgaben nicht selten: wer in der Arbeit des Lebens Ernst gelernt hat, wird sich von den lebkuchenen Idealgestalten, die etwa ein Mann wie der selige Gottschall als Dichter anbietet mit einem faden Nachgeschmack abwenden. Die Heine- und Grabbeausgabe, die Gottschall eingeleitet hat, sollte der Verlag baldigst einen beruherem Mann anvertrauen, wenn sie überhaupt noch erwähnenswert bleiben soll. Soweit ich diese Ausgaben kenne — ich sehe von einigen neueren Erscheinungen ab, ist ein Standpunkt jenseits der Wissenschaft gewählt, der sich statt an einem künstlerischen Ideal an dem deutschen Hausvater gebildet zu haben scheint.

Man fühlt die Arbeit ganz anderer geistiger Kräfte, frischerer Gehirne, wenn man sich den Ausgaben des Verlags Max Hesse in Leipzig zuwendet. Hier werden zumeist Lebensdarstellungen geboten, die den Ertrag der wissenschaftlichen Forschung unserer Zeit zusammenfassen, hier werden Einzeleinleitungen gegeben, die den Leser möglichst nah an den Dichter heranzuführen suchen. Aber auch diese Ausgaben sind erst in neuerer Zeit zu dieser Vollkommenheit gediehen. Die früheren Bände, etwa die Siegensche Kleistausgabe steht auf einem recht niedrigen Niveau. Ich schweige von der totalen Unfähigkeit der Herausgeber, sich zu dem Dichter in irgend ein Verhältnis setzen zu können oder gar anderen dieses Verhältnis zu ermöglichen — selbst Texte und Register sind nicht einwandfrei. Gewiss, sub spezie aeternitatis ist ein verändertes Wort nicht von Bedeutung: aber gibt es irgend einen zwingenden Grund, uns Herausgeberirrtümer und Setzerkorrekturen für den echten dichterischen Text vorsetzen zu lassen? Aber das sind eben nur einzelne Werke aus der Anfangstätigkeit des Verlages. Sein äusserst anerkennenswertes Streben nach Vollständigkeit, die sichere Erweiterung auf fremde Literaturen soll ausdrücklich erwähnt werden. Die schöne Ausgabe des Don Quijote, die Wurzbach dort herausgegeben hat, ist mit ihrer geschichtlichen Einführung und ihren Zusätzen etc. aufs dringlichste zu empfehlen. Grisebachs E. T. A. Hoffmann, Kraus' Möricke, die schöne Grabbe-Ausgabe Nietens seien für Liebhaber dieser Dichter hervorgehoben. Auch die Auswahlbände aus deutscher Romantik, die für zwei Mark das Bedeutsamste der Dichter bringen, seien erwähnt, so die Arnim und die Bretano-Ausgabe von Mewis.

Aber ich muss gestehen, dass dem Ideal einer volkstümlichen Dichterausgabe am nächsten noch die „Goldene Klassikerbibliothek“ des Verlags Richard Bong kommt. Der Preis ist gewöhnlich der gleiche wie bei den andern Ausgaben — bei umfangreicheren Gesamtwerken wird die Masse auf einen Band mehr verteilt. Trotzdem aber bieten sie das mit Abstand beste Papier, die deutlichste Schrift, das solideste Aeussere. Und die Herausgeber sind nicht nur wissenschaftlich erfahrene Gelehrte, sondern auch künstlerisch begabte geschmackvolle Menschen. Man spürt förmlich, mit welcher Hingabe sie den Dichter erlebt haben, wie sie seine verborgensten Absichten und Tiefen zu erhellen suchen. Das gilt von der weitaus grössten Anzahl der Bände, die ich in der Hand gehabt habe.

Als ein Beispiel greife ich die einbändige Hölderlinausgabe von Marie Joachim-Dege heraus. Ein „Lebensbild“ von fast hundert Seiten geleitet den Band. Dieser Aufsatz, in dem literargeschichtliches Wissen, eine besondere Empfindung für den Dichter und eine bedeutende schriftstellerische Begabung sich einen, ist eine der ganz wenigen einwandfreien Arbeiten über Hölderlin — ja, vielleicht die ein-

zige, die neben Diltheys ausserordentlichem Essay überhaupt noch Bedeutung hat. Es ist bewunderungswürdig, wie das überaus schwierig zu vereinende, undurchsichtige Material über den Dichter hier zusammengefasst ist und dem Leser in wenigen grossen Formen verständlich dargeboten wird. Prachtvoll, wie aus dem Lebensschicksal und dem Ideal des Dichters die Form des Hölderlinschen Werkes mit überzeugender Klarheit dargetan ist. Mit unantastbarer Anschaulichkeit sind die dumpfsten Gefühlszustände des Dichters in greifbarer Deutlichkeit hingestellt: es ist erstaunlich, was der Herausgeber mit den Mitteln einer durchaus einfachen Sprache auszudrücken weiss. Dann ist das Gesamtwerk des Dichters nach einem sehr persönlichen aber nicht minder geschmackvollen und historisch berechtigten Gesichtspunkt geordnet: das Zerstückelte nach den Ergebnissen eigener Forschung zusammengestellt. Das Deutungsvermögen des Herausgebers tritt vielleicht in den Einzeleinleitungen noch klarer zutage, die für mein Gefühl alle Brücken bauen, die überhaupt den Verstand zum Werk Hölderlins führen können. Und die nur dieser Ausgabe eigentümlichen erklärenden Anmerkungen vervollkommen eine Musterleistung, die — über eine Breite von über neunhundert Seiten ausgedehnt — zu dem Verkaufspreise (zwei Mark für das gebundene Exemplar) in keinem Verhältnis steht.

Ich bin auf eine einzelne Ausgabe so ausführlich eingegangen, weil ich meine Vorstellung einer guten volkstümlichen Dichterausgabe an einem Beispiel darstellen und zugleich die Höhe des erreichten Niveaus dieser Sammlung andeuten wollte. Die Einbeziehung auch abseitiger Dichter, ihre gleichfalls erstrebte Vollständigkeit scheint mir durchaus rühmend. Ich würde den Heine, Hölderlin, Hebbel der „Goldenen Klassikerbibliothek“ allen ähnlichen Veranstaltungen vorziehen. Auch die grösseren Auswahlen scheinen mir aller Berücksichtigung wert: die von Monty Jacobs verständnisvoll eingeleitete Arnim-Auswahl, Freyes Jean Paul-Auswahl, Immermanns prachtvoller Münchhausen (in einem umfangreichen, glänzend erläuterten Band): das bietet keine andere Ausgabe.

Die „Goldene Klassiker-Bibliothek“ erfüllt zum grossen Teil die Forderungen, die an eine gute Ausgabe zeitlich entfernter Dichter gestellt werden müssen. Aber diese geschichtlichen und kunstkritischen Einleitungen sind auch nicht um ihrer selbst willen da. Sie sollen die Selbsttätigkeit des Lesers anregen, sie sollen ihm die Bedingungen herstellen, die ihm eine unmittelbare, d. h. künstlerische Erfassung des Werkes ermöglichen. Nicht auf die Belehrung kommt es an, sondern auf die Anregung, auf den Ansporn, mit der erhaltenen Belehrung fruchtbar zu schalten, sie für das Verständnis des Dichters zu verwenden. Hier aber kann letztes Endes nur eigenes Erleben behilflich sein. Nur das eigene, unmittelbare Erlebnis gibt vollkommen her, was ein Kunstwerk an Werten besitzt. Und

wer diese Fähigkeit des Erlebens in sich verkümmern lässt — jedes normale Gehirn bringt sie mit — der wird mit keiner Hilfe je in das Herz der Dichtung dringen. Er muss sich mit den Ersatzmitteln begnügen, die weniger tief gelegene Schichten des Geistes ergreifen wollen: mit groben Belustigungen oder Erschütterungen falscher Rührspiele. Wo aber dieser Trieb, dieses Vermögen vorhanden ist, da werden Wegweiser dieser Art — wie die hier geschilderten Werke — ihren tiefsten, edelsten Zweck erfüllen.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[9. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Vierzehntes Kapitel

Vor dem Kloster sass ein Mann, in sich selbst schauend. Ueber ihm schwebte eine Frau, man wollte andeuten, was hier geleistet werde, jedoch nur einen geringen Vorgeschmack kosten lassen. Es war das platonische Ehepaar. Er begann sich zu kugeln, indem er den Kopf mit den Füßen umarmte; sie kreiste, sich um sich selbst drehend, über seinem weissen, kurz gescherten Schädel.

Sie litaneierten leise.

„Stille der in sich versunkenen, um sich selbst drehenden Geweihten. Wann steht uns alles in sich selbst? Viele Wege münden in der wunderbaren Einsicht, die Idee und die Hurerei; wundgelaufene Füsse und tote Verachtung; knabenhafte unvorsichtige Beschäftigung mit Grenzbegriffen. O infame Unendlichkeit der Faulen, Müden, Tatlosen, Hurer und Bazis, die du sicher ruinierst, die Form zerstörst und die tätige Kraft. O niederträchtiges Versinken in den Punkt der Punkte, in das A O, in den Grund, in den Beschluss.“

Bebuquin ging vorbei und trat in den ekstatischen Vorhof. Es war immer dasselbe. Die Ekstase erregte und steigerte sich an einem Nichts, einer Grube von schwarzem Marmor, worüber man schwebte, in die man schaute, worüber man brütete, in die man schwieg, an der man entbrannte, worin alles verharrte, in die man rief, über der man tanzte, sich geisselte und so fort. Andere hatten statt dessen einen kristallinen Stein und empfahlen in längeren Reden seine helle Durchsichtigkeit, sein Feuer, seine perspektivische Kraft, seine Brechungen, seine schöpferische Plastik, die Form, die Gefasstheit, die Reinheit und so fort. Um den

Stein arbeiteten viele; bald rollte man ihn der schwarzen Grube näher, stülpte ihn darüber, hielt ihn, senkte ihn in die Grube fast bis zum Grund. Die Verzerrungen, die durch den Schliff entstanden, liessen nicht erkennen, ob der Stein in die Grube passe oder nicht. Darum hatte man eine Hypothesen-Kommission, während gemeine Opponenten mit grossen Nasen verlangten, man soll riechen, ob er passte, den Stuhlgang der Riechenden aerostatisch messen und die Kurven, in denen die Exkremente der Riechenden zur Erde fielen, ballistisch berechnen. Ein ziemlich verachteter Teil von Klostersnovizen spielte mit einer Maske und einem Spiegel, aber davon soll man nicht reden. Aus einem kleinen Säulengang klang die leiernde Stimme eines Bonzen.

„Ich und Du sind eines, diese Identität hält die Welt zusammen. Die Kotemplation ist eine phantastische Fähigkeit; denn sie geht über die Dinge hinweg in eine geistige Gemeinschaft. Es ist ein Grundgefühl über den Satz des Widerspruchs. In meiner glühenden Liebe ist B gleich A. Grund und Folge fallen in eins. Jedes kehrt ins andere zurück, um sich selbst zu finden. O gleiche Kraft, o Geschehnislosigkeit, o Ereignisse, höchst eindeutig.“

Bebuquin schrie: „hier wird ein sanktionierter Selbstmord vollzogen, hier wird sakrale Idiotie gezüchtigt, Augen ausgerissen. Mein Herr, ich kam gerade hierher, um einen neuen Menschen zu fabrizieren. Ich lebe nur noch vom Wort anders. Ich kann die Gleichheit nicht gebrauchen.“

Der Bonze rief ihm zu.

„Werden Sie der Erscheinung nach anders. Uebrigens ist es ganz belanglos, was Sie meinen. Sie sind ja nur Urgrund, darum innerst sündlos.“

Bebuquin schimpfte.

„Mich interessiert der Urgrund gar nicht, ich pfeife darauf.“

Böhm trat ihm entgegen in gelber Mönchskutte.

„Eine Hoffnung besteht, Bebuquin; die Verwandlung tritt vielleicht mit dem Tode ein. Entweder wir bleiben dort, was wir sind, oder wir werden vernichtet und verwandelt.“

B.: „Aber ist es nicht möglich, sich im Leben zu wandeln, das elende Gedächtnis zu verlieren?“

„Bebuquin, du bist an dir erkrankt. Die Sünde ruht nicht nur im Gedächtnis, sondern auch in der Tat, die unter den Menschen und im Himmel umhergeht.“

„Aber muss man denn sterben, um anders zu werden?“

„Beichten Sie und opfern Sie sich. Ich glaubte, das Phantastische genüge, ich wurde lackiert, gehen Sie, beichten Sie.“

Bebuquin rief beichtend in das Tor der Kapelle. „Ich verzichte darauf, durch eine Reinigung reduziert und entleert zu werden. Ich verpöne es, in Armut von vorn anzufangen. Ich will irgend ein anderes Schicksal, ich sah mein Schicksal, es ist nichts als die Wiederholung einer Dummheit.- Ich bitte, dass es mir gelinge, von den vielen Dingen, die ich mir vorzustellen vermag, eins zu sein.“

Der Beichtiger rief erwidern aus dem Inneren der Kapelle: „Sie stellen sich vieles vor. Sinnvoll aber sind nur Vorstellungen, mit denen man handeln kann. Sie bedürfen der Grundverwandlung, die aber ist der Tod.“

Bebuquin: „Viele Dinge geschehen, die nicht einzuordnen sind, verworfen oder nicht gesehen werden, verdeckt von der tödlichen Vernunft. Strophe: Petrefakte Bäume meines Gartens spiegeln sich im blinden Kristallboden; die Bewegung meiner Hände fährt nur in die Ruhe; jedes Brennen, Fliegen, Reißen wird versteint. Zum schlafenden Gebirge fügen sich die Tage an; und je toter, desto fester, unvergänglicher, steiler, unübersteiglicher hemmt mich das Bleibende, die Vergangenheit.“

Antiphone: „Der Fähige bildet Vergangenes um, im Wechsel seiner Gegenwart und Zukunft; und diese wandelt sich, gewinnt auch an Beziehungen, und fruchtlos, ja schädlich wird es im zehnten Jahr das Glück und einzige Lösung.“

Strophe: „Was in Erinnerung steht, ist verlorene Kraft und Hemmung, Bindung zu gleichen Sünden. Was gewesen ist, wirkt wie die Schablone, wir stehen in dem Fluss, immer brodelnd das gleiche Wasser.“

Man sprach in einer leichten Unterhaltung weiter. Bebuquin meinte: „Sehen Sie, die Logik fixiert, soweit unsere Fähigkeiten auf sogenannte Tatsachen angewendet werden. Sie bedenkt nur unsere praktischen Bedürfnisse, richtet sich nach den Dingen und sucht diese in übereinstimmenden, sich wiederholenden Beziehungen zu erhalten. Aber in mir ist so viel und gerade das Wertvollste, was über die Tatsache hinausgeht. Die materielle Welt und unsere Vorstellungen decken sich nie. Darum ist die Tat notwendig, dies Korrektiv von Tatsachen und Dingen. Wenn man jedoch wie ich zu der Ueberzeugung gelangte, dass wir weiter müssen, dass wir uns verwandeln

müssen; ist es dann nicht möglich, dass eine neue Art Mensch entsteht, die es verschmäht, in den gleichen Strassen weiter zu gehen.“

Trompeten und Pauken schollen von der Decke der Kapelle. Bebuquin trat in sie ein. Er sprach weiter:

„Bisher wurde das Religiöse an den Tatsachen zur Groteske, oder umgekehrt; aber vielleicht decken sich die Dinge nie, damit das Schöpferische nicht einschläfe. Gott, das Phantastische, die ganze unterdrückte, sprachlose Sensibilität wollen reden, wir sträuben uns gegen diese immer gleiche Auslese, die Welt muss sich uns verwandeln.“

(Fortsetzung folgt.)

Liebe AKTION

Eine Laune des Schicksals hatte mich einmal in einen kleinen schlesischen Badeort verschlagen. In einen jener Orte, in die man mit Missbehagen und Misstrauen geht, und die es einem dann antun mit all ihrer versteckten Zauberherrlichkeit: ihren stillen, einsamen Spaziergängen auf ungepflegten Waldwegen, ihren schmalen, duftenden Wiesen auf Bergeshöhen, von wachhaltenden Tannenbäumen umstellt, ihren grossen moosbewachsenen Steinen im Waldesdickicht, wo Farnkräuter, schwirrende, summende Käfer und ein einsamer Vogel in den Baumkronen das einzig Lebendige weit und breit sind.

Eine kleine, bunte Gesellschaft hatte sich bald gefunden. Der Besitzer, ein alter Edelmann und ehemaliger Gesandtschaftsattaché, ein Ingenieur aus Russland, eine Professorenfamilie und ein Wiener Theologe. Und wir verplauderten die Vormittage, verkegelten die Abende und verträumten die schwülen Sommernachmittage an einem der vielen lauschigen Plätzchen des weiten, vielhundertjährigen Parkes, der sich überall an den sanften Rücken der Beskiden schmiegte. Eines Tages kündigte ein Violinspieler ein Konzert an in dem jüdischen Gasthaus, das an der Reichsstrasse lag, eine Viertelstunde weit vom eigentlichen Badeort entfernt. Aber dafür bietet der Wirt, der ein tüchtiger Geschäftsmann ist, seinen Gästen immer etwas Aussergewöhnliches. Am Freitag einen gefüllten Fisch, eine Spezialität galizisch-konfessioneller Küche, die die Gäste immer wieder anlockt, dann letzthin ein italienisches Damenquartett, das tagelang das ausschliessliche Gesprächsthema des kleinen Ortes bildete, und heute den Violinspieler. Wir beschlossen, uns diesmal dieses Ereignis nicht entgehen zu lassen, und bestellten schon des Morgens einen Tisch.

Ein schlecht beleuchteter Saal. Ein paar Dutzend grosser Menschen und ebensoviele Kinder sassen an Tischen herum mit zweifelhaften Tischtüchern, Speiseresten und halbgeleerten Wein- und Wassergläsern.

Die Luft war eng und schwül.

Wir setzten uns an den reservierten Tisch und liessen uns anstandshalber ein Nachtmahl geben, an dem wir misstrauisch herumstocherten, und warteten.

Auf der improvisierten Bühne aus einem unsicheren Brettergestell stand ein Notenpult und seitwärts ein Sessel.

Stimmengewirr und Tellergeklapper erfüllten den Raum. Und plötzlich stand ein grosser Mann, den Kopf mit der hohen Denkerstirne nach vorne geneigt, auf dem Podium. Er war nicht mehr jung, die Haare an den Schläfen farblos, die Stirne gefurcht, nur die Hände schön und schlank und bleich. Sein Frack war speckig, die Seide, mit der er ausgeschlagen, fadenscheinig, das Hemd schlecht gebügelt. Er stand lautlos da, die Violine in der einen Hand; den Bogen in der andern zur Erde gesenkt, und wartete.

Der Lärm verstummte langsam allmählich, doch nicht völlig. Immer wurden wieder Rufe laut: „Kellner, noch ein Glas Bier!“ Der Verweis einer Mutter, die ihr Kind durch ein Mahnwort zur Ruhe bringen will, oder der erzieherische Rat eines Vaters. Eine Rhapsodie von Liszt, gewandt und sicher. Mit merkwürdiger Bravour, mit wundervoller Tiefe, mit einer Seele, die entfesselt, weit, weit fortzieht.

Die Töne schwellen an — immer lauter, immer tiefer, er spielt und spielt wie im Rausch, wie im Fieber, immer schneller, immer rasender, immer heisser, immer feuriger, als ob er nur in dieser einen Stunde lebte und alles Jauchzen in diese eine Stunde legen wollte, sein Leben ausschöpfen in diesen wenigen verrinnenden Minuten. . . .

Er spielt ohne Pause, ohne Aufhören, wie in einem Wirbel, von einem Dämon getrieben, rettungslos gejagt, und seine Leidenschaft zuckt durch die Luft, sein wildes Begehren, Jauchzen, Triumph, Empörung und dann — dann ein Ermatten. Langsam müde fast streicht der Bogen über die Saiten und endlich, leise, leise löst sich sein Spiel auf, langsam, langsam wie ein verlorener Hauch, wie eine ferne Wolke, wie ein dunkler Schatten, der da war und plötzlich verschwunden nur die Luft zitterte leise. . . .

Eine kleine, schwüle Pause. Vereinzelt schwacher Beifall. Dann ein schüchterner Ruf: Etwas Lustiges!

Etwas Fesches! Tanzmusik! So tönt es jetzt von allen Seiten. Ein Lachen da. Sesselrücken dort. Ein Erlösungsruf. Ein Kinderschreien. Ein paar derbe Worte des Wirtes in einer entfernten Ecke, denen ein Gelächter antwortet. Die Kellner, die an den Ecken gelehnt hatten, wie festgebannt durch eine unerklärliche Kraft, ziehen die schmutzige Serviette aus der Achsel-

höhle und legen sie wieder über den Arm; räumen hastig ab; machen spöttische Bemerkungen; stellen frisch gefüllte Biergläser vor die Gäste. Der Lärm schwillt an. Alle mühsam zurückgestauten Worte und Gespräche ergiessen sich in der kurzen Pause wie eine Flut durch den Saal.

Der Violinspieler steht regungslos auf seinem Platz mit fest geschlossenen Lippen und mit erloschenen Augen, nur seine schöne, schlanke Hand zittert, als er mit einem Tuch über die heisse Stirne fährt.

„Etwas Lustiges, etwas für's Gemüt!“ ruft ein Mutiger in den Lärm.

„Man will schliesslich für sein Entree auch was haben,“ ein zweiter.

Die Lippen des Mannes zucken, als er die Violine wieder an die Brust lehnt. Ein Gassenhauer klingt schrill durch den Saal. Die Gesichter ringsum hellen sich auf. Die Augen entzünden sich. Die Lippen lächeln Behagen, und in wenigen Minuten singen und johlen und stampfen sie zur führenden Melodie der Violine: „Mensche, Menschen san mar alle“ . . .

Marie Holzer (Prag)

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 36: Berg-Eyvind und sein Weib. Von Johann Sigurjoasson. — Gedichte. Von Christian Morgenstern. — Saisonbeginn. Von S. J. — Piccaver. Von Karl Tschupplik u. a. Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich und kostet 40 Pf. DIE NEUE RUNDSCHAU. (S. Fischer, Verlag, Berlin).

Das Septemberheft eröffnet Franz Oppenheimer mit einem Aufsatz über die sozialpolitische Bedeutung der „Inneren Kolonisation“. Der Aufsatz ist mit dem leidenschaftlichen Temperament geschrieben, das den Nationalökonom Franz Oppenheimer auszeichnet und die seinem zwecklosen Kampf- und Weckruf an die eingeschläferte Bourgeoisie die aktuelle Bedeutung gibt. Arthur Holtscher beschliesst die Reihe seiner Aufsätze über „Amerika“. Ueber den Wert dieser Aufsehen erregenden Aufsätze ist kein Wort zu verlieren. Henriette Feuerbachs „Briefe und Tagebücher“, Hermann Bahrs „Selbstinventur“, ein Gedicht von Hermann Hesse bilden den Abschluss des ersten Teiles. Aus der Rundschau sei erwähnt: Paul Rohrbachs Charakteristik „Yüan Schi Kai“ und Felix Poppenberg. Den Beschluss bildet Junius' Tagebuch. Von den Anmerkungen seien die von Carl Jentsch, Samuel Saenger (über Professor Onckes Buch über Lassalle) und Max Brod (Panorama) erwähnt.

SOZIALISTISCHE; MONATSFESTE. Herausgeber Dr. Bloch. Heft 17 enthält: Eduard Bernstein: Landtagswahlpolitik in Preussen; Dr. Frida Ichak: Naturwissenschaften; Dr. Max Sakal: Von Zierkunst und Arbeit u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Herr Gurliitt, der Rebell / Walter Serner: Pascin / Max Brod: Inneres und äusseres Gespräch am Strande / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Alexandra Ramm: Zu einer Novelle von Moritz Hellmann / Alfred Lichtenstein: Die Gummischuhe / Paul Boldt: Nächtige Seefahrt / K. Hl.: Brief / Den Entsetzten zur Aufklärung / Ungleichheit — Unfreiheit / Rudolf Grossmann: Pascin bei der Arbeit (Zeichnung.)

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 38

INHALT

Franz Pfemfert	Zum Chemnitzer Parteitag
* * *	Die sozialistenden Bürger
Ferdinand Hardekopf	Auf der Bank; ein Referat
Paul Boldt	Hunger
Rudolf Kayser	Venezianisches Gedenken
Kurt Hiller	In eigener Sache
Max Herrmann	Vorstadtmorgen
Alfred Lichtenstein	Interieur
Hellmuth Wetzell	Der einsame Morgen
Carl Einstein	Bebuquin (Roman)
Darf der Nationalliberale Gerhard Hildebrand? — Herr Hermann Bahr — Kulturfortschritt — Literarische Neuerscheinungen — Zeitschriftenschau. John Höxter: Napoleon (Zeichnung).	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 38 :: 18. Sept.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pflanzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.- vierteljährlich (exkl. Beistellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

ZUM CHEMNITZER PARTEITAG

I.

Nachdem er das „Parteitagheit 1912“ der „Sozialistischen Monatshefte“ gelesen hat, geht der bürgerliche Politiker an seinen Bücherschrank. Dort nimmt er den Sammelband „Wahlflugblätter der bürgerlichen Parteien“ (den die Sozialdemokratie noch immer nicht herausgegeben hat) von dem Brett. Der bürgerliche Politiker setzt sich damit wieder an den Schreibtisch. Er durchblättert die vergilbten Dokumente und bestaunt den Mut zur Verlogenheit, der sich hier offenbart. Wieviel Gemeinheit bringt doch das politische Geschäft an die Oberfläche, wütet der Lesende. Bei der Lektüre eines konservativen „Mahnworts in letzter Stunde“ (es macht für die Ulkfigur Pauli Stimmung) stockt er. „Die Sozialdemokratie verneint den Staat. Die staatsfeindliche Sozialdemokratie arbeitet nur mit Phrasen . . .“ „Keine praktische Tätigkeit . . .“ „Erschöpft sich in leeren volksverhetzenden, volksverführenden Agitationen . . .“ „Wer wirklich von dem Parlamentsvertreter mehr will, nämlich dass er seine Wünsche beachtet . . .“ — Der bürgerliche Politiker klappt das Buch zu, und liest noch einmal, was der Sozialist Kolb zu schreiben sich unterfing. (Seite 1097 der „S. M.“) „Wir reduzieren alle diese, zum Teil sehr komplizierten politischen und wirtschaftlichen Probleme in unserer praktischen Politik auf ein Agitationswort und „lösen“ sie durch Resolutionen . . .“ Und: „Positiv kann sie (die politische Macht der Sozialdemokratie) so lange sich nicht . . . durchsetzen, als die Sozialdemokratie an ihrer grundsätzlichen Negierung des heutigen Staates festhält . . .“ Er liest, was die „Sozialisten“ Erdmann, Robert Schmidt, Südekum, Quessel, Schröder und Kampffmeyer veröffentlichen, und jetzt beginnt er die Verlogenheit der bürgerlichen Wahlflugblätter anzuzweifeln. Also sollten dann die Stimm-

zettelinhaber sich nicht vielleicht doch zu Pauli und Gesellen gehalten haben? . . . „Warum wählen proletarische . . . Existenzen immer noch nationalliberal, konservativ, fortschrittlich oder ultramontan?“ Die Antwort, die sich Herr Maurenbrecher auf seine bange Frage selbst gibt, lautet nicht etwa: „Weil wir diese Wähler noch nicht in unsere sozialistische Ideenwelt eingeführt haben, weil wir die Köpfe dieser Wähler noch nicht revolutionieren konnten!“ Nein, M. Maurenbrecher gesteht, dass es notwendig ist, die Interessen der jeweiligen Bürger zum Parteiinteresse der Sozialdemokratie zu machen. . .

II.

Nun möchte er (als Nichtsozialdemokrat; als bürgerlicher Politiker) diesen Herren Sozialdemokraten zurufen: ihr argumentiert verlogen! Ihr steht der sozialistischen Gedankenwelt so fern, wie ein Januschauer Junker! Ihr degradiert ein Ideal, einen höchsten Kulturwillen, ein Menschheitsgebet zum Schacherobjekt! (Der bürgerliche Politiker ballt die Faust.) Seid doch so ehrlich, und schonet den heiligen Begriff Sozialismus, den ein Oertel (indem er ihn bekämpft) mehr achtet und anständiger wertet als ihr!

Der bürgerliche Politiker könnte wohl das Recht für sich in Anspruch nehmen, diese „Sozialdemokraten“ zur Ordnung zu rufen. Denn der Sozialismus (und dessen Sauberkeit) geht auch ihn an, geht jeden freiheitlichen Menschen an.

III.

Doch der bürgerliche Politiker wischt die Feder aus und resigniert . . .

Franz Pfemfert.

Die sozialistenden Bürger

Warum legen wir trotz aller momentanen Anfeindungen Gewicht darauf Parteigenossen zu bleiben?

Maurenbrecher.

Die internationale Arbeiterpartei stellte stets ein verlockendes Tätigkeitsfeld für Bourgeoispolitiker dar, und diese begannen schon in der Frühzeit der „Internationale“ in diese einzudringen.

Sie sahen dort ihre politische Karriere fertig vor sich. Wenn sie versuchten, ihren Weg in einer radikalen Bürgerpartei zu machen, stand ihnen die ganze Masse der Interessen, welche bereits in den Bürgerfamilien existierte, im Wege. Hier, in der Arbeiterpartei, hatten sie einen jungfräulichen Boden zum bebauen. Sich eine sozialistisch klingende Phraseologie anzueignen — das leichte Gepäck einiger gangbarer Schlagworte, welche ihnen halfen, ein ganzes System und eine vollständige Philosophie der Gesellschaft aufzustellen; den Inhalt einiger populärer Broschüren zu behalten, welche das enthielten, — Geschichte, Nationalökonomie, Politik, Philosophie, mit den Formeln, welche jeder Kandidat auswendig wissen musste — das war für einen jungen Bourgeois, der auf der Universität studiert hatte, eine leichte Sache. Und damit konnte man weit kommen. Versehen mit diesen Formeln und mit viel Opportunismus, war man sicher, in einigen Jahren seine politische Karriere zu machen, wenn nur die Arbeiter den Gedanken aufgaben, das Kapital in der Fabrik und der Werkstatt zu bekämpfen und wenn sie in den Parlamenten mit den bürgerlichen Parteien in gemeinsamen Verkehr traten.

Natürlich dauerte es nicht lange, bis die Politikanten ihre „Theoretiker“ fanden. Diesen war die Auffassung der Arbeiter vollständig fremd. Diese Arbeiter strebten danach, das Gesellschaftsgebäude von unten nach oben zu erneuern; die akademischen Theoretiker aber waren die Nachfolger der politischen Geheimbünde der vierziger Jahre, welche ihrerseits direkt von der Bewegung Baboeuf's in der grossen französischen Revolution abstammten und von dieser den Wahnglauben erbt hatten, dass man den Kommunismus durch die Ergreifung der politischen Macht oder sogar durch die Hilfe irgend eines Herrschers erreichen könne. . . Sie wussten den Arbeitern einzureden, dass ihnen nur ein Weg offen stünde; nämlich jener, einen Brocken der Macht der Bourgeoisie, in der Bourgeoisiegesellschaft durch das Bourgeois-Parlament, zu erhalten.

Dies ist allerdings eine vollständige Verdrehung

und Umkehrung der herrlichen Worte der Internationale: „Die Befreiung der Arbeiter muss das Werk der Arbeiter selber sein!“ Aber wozu ist denn die staatliche Erziehung gut, wenn nicht um gerade solche Kunststücke zu lehren? Andernteils muss man zugeben, dass es auch nie an Arbeitern fehlte, die entzückt davon waren, sich in die Reihen des Bürgertums aufnehmen zu lassen. Die nichts besseres verlangten, als sich zur Bourgeois-Ideologie, die man ihnen aufsticht, bekehren zu lassen und sogar das Wort „Sozialismus“ zu vergessen. Und die Bourgeoisie . . . beeilte sich, diese neue Richtung zu unterstützen. Dieser sozialdemokratische Opportunismus, das war es gerade, was sie brauchte. . .

•

So begann diese Periode vor dreissig Jahren — eine Periode, die noch fort dauert und während welcher Sozialdemokraten imstande waren, eine ganze Literatur zu schaffen, eine ganze „Ideologie“ auszuarbeiten — wie sie sich gerne ausdrücken — deren Zweck der Folgende ist:

1. Die Arbeiter der ganzen Welt zu überzeugen, dass man nichts vom revolutionären Weg erhoffen kann;
2. Dass für eine friedliche sozialistische Revolution — der einzig möglichen — noch nicht der Zeitpunkt gekommen sei, und dass es unmöglich sei, dieselbe durch eine revolutionäre Agitation zu beschleunigen; man müsse abwarten, bis sich in der Gesellschaft eine bestimmte wirtschaftliche Entwicklung vollzieht, welche zuerst dem Kapital und der Bourgeoisie eine neue Kraft verleiht und erst danach diese Kraft wieder vernichtet — nach der Hegel'schen Formel, nach welcher zuerst eine Bejahung und erst dann eine Verneinung erfolgen muss;
3. Endlich, dass der einzige Weg, welcher den Arbeitern offen steht, derjenige ist, ihre Vertreter in die Parlamente der Bourgeoisie zu entsenden, welche, unter dem Drucke der sozialdemokratischen Abgeordneten, deren Zahl immer zunimmt, eine Gesetzgebung schaffen werden, deren Ziel die Linderung der kapitalistischen Ausbeutung ist.

. . . Um diese (demokratischen) Ideen den Arbeitern als „Sozialismus“ einzuimpfen, wurde eine ganze Literatur geschaffen — eine Literatur, die sich selbst „wissenschaftlich“ nennt, wo sie doch in Wirklichkeit — ohne Polemik, blos vom wissenschaftlichen Standpunkte aus genommen — gar nichts Wissenschaftliches enthält, ausser Ausdrücken, ausser einer Nach-

ahmung der wissenschaftlichen Sprache, einem Kauderwelsch, welches den Metaphysikern der Nationalökonomie entlehnt ist. —

Jede revolutionäre Tat war bald als eine schlechte Handlung verdächtigt. Die Wahlen wurden das einzig Wichtige. Alles wurde diesen geopfert. Um die Mehrheit bei den Zettelschlachten zu erhalten, dämpfte man die sozialistischen Forderungen, an Stelle deren man die Wünsche der radikalen Programme setzte — und auch diese wurden gemildert, um die Bürger nur nicht zu sehr zu erschrecken — trotz den Bündnissen, welche diese so gerne bereit sind, mit den Klerikalen und Konservativen zu schliessen. Währendem sie den Liberalismus immerfort angriff, übernahmen „Sozialdemokraten“ sein Programm und vergassen bald ihre sozialistische Forderungen der ersten Jahre.

Die Verstaatlichung der Eisenbahnen, der Achtstundentag, freies Frühstück für die Schulkinder und die Miliz, — dies wurde das äusserste Maximum der „sozialistischen“ Ziele der Akademiker. Worauf dann folgte, (wie dies in der Politik immer der Fall ist) dass die Programme sämtlicher Parteien herabgesetzt wurden, als einmal die fortgeschrittenste Partei ihre Flagge sinken liess.

Glossen

Darf der Nationalliberale Gerhard Hildebrand aus der Partei der Sozialdemokraten ausgeschlossen werden? Die „Post“-Geister sagten längst ihr Nein her; die Sozialdemokraten Bernstein, Pernerstorfer, Schröder und Erdmann und der Sozialist Max Maurenbrecher sind der gleichen Ansicht. In dem diesjährigen Parteikrachheft der Sozialistischen Monatshefte wird uns Held Hildebrand als Mustergenosse vorgeführt. Man geniesse nur die Rührpredigt des Herrn Sozialisten! . . .

Die AKTION hat sich schon einmal über den neuesten Giordano Bruno geäussert. Es sei wiederholt: Es ist einfach unsinnig, die gerechte Antwort einer Partei auf systematische Provokationen auf die Formel zu bringen: „Knebelung der wissenschaftlichen Forschung.“ Wie? Wenn nun ein Freikonservativer so raffiniert wäre, der fortschrittlichen Volkspartei beizutreten, um sie von innen heraus zu bekämpfen? Müsste man dann nicht auch untersuchen, ob die konservative Weltanschauung vielleicht eine Fortentwicklung des liberalen Gedankens darstellt? . . .

Unsere Kultur schreitet vorwärts

Es scheint also falsch zu sein, von einer zunehmenden Verdummung der Menschheit zu sprechen. Ich lese:

„Folgende Tabelle gibt ein Bild, — wohin wir, die wir inzwischen um fast 100% an der Kopfzahl der Esser gewachsen sind, im Laufe der 40 Jahre allmählich gerieten:

	Rindvieh	Schafe
1873	647 972	206 833
1900	688 953	74 628
1907	731 528	66 120
1910	690 471	58 217

Wir sehen also, wie 1907 ein Höhepunkt erreicht wurde, und wie seit diesem Jahre ein unaufhaltbarer Rückgang eingetreten ist. Bei den Schafen ist der Niedergang schon viel älter. Zwei Millionen Menschen mehr — und dabei fast derselbe Rindviehbestand wie 1873 und nur noch ein Viertel des damaligen Schafbestandes! . . .“

Aber vielleicht flunkert die Statistik? Ich würde ~~es übernehmen~~ an der Hand der letzten Reichstagswahl-Resultate die Zahlen zu berichtigen . . .

Gewäsch

Hermann Bahr äusserte sich in der Nummer des Berliner Tageblattes, in der er seine Bayreuthiraden eröffnete:

„Ich muss einschalten, dass ich kein Schwärmer für das „geistige Eigentum“ bin, keineswegs. Im Gegenteil. Es ist mir widerlich, dass einer das Recht haben soll, seine Kunst zu Geld zu machen, und dann gar das Geschäft, das er mit seiner Kunst betreibt, auch noch an seine Kinder zu vererben. Ich wäre sehr für ein Gesetz, das es unmöglich macht, an Kunstwerken zu „verdienen“. Einmal vollbracht, gehört das Kunstwerk (nach meinem Gefühl: und derlei kann ja nur vom Gefühl entschieden werden) nicht mehr dem Künstler; es wird zum Eigentum der Nation, Eigentum der Menschheit. Es scheint mir darum albern, Kunstwerke geschäftlich zu schützen, denn es gehört für mich nicht zum Wesen des Künstlers, Millionär zu werden.“

Dieser Ausspruch legt die Vermutung nahe, dass Hermann Bahr auf seine Honorare und Tantiemen verzichtet. Oder sollte es nicht so sein???

Soviel ich weiss, lebt Hermann Bahr das ganze Jahr in den vornehmsten Hotels auf Reisen. Sollte es nicht die „widerliche“ Möglichkeit sein, „seine Kunst zu Geld zu machen“, die ihm dies ermöglicht? Wie überzeugend wäre es, wenn er seine Theorie aus der Tonne des Diogenes heraus spräche — es wäre wie eine

Stimme aus höheren Regionen. Aber so — aus dem Excelsior-Palace Hotel am Lido (z. B.) verfehlt sie ein wenig ihre Wirkung.

Im Ernst gesprochen: es wirkt wie ein Hohn, wenn man den schwer ringenden schöpferischen Kräften der Nation immer wieder predigen will, sie sollen von ihrem Schaffen, dem sie ihr ganzes Sein in einem viel weiteren Sinne widmen als alle anderen Arbeiter (die mit dem Glockenschlag Feierabend machen) nicht so viel erübrigen, um dieses Sein und Schaffen überhaupt physisch und geistig möglich zu machen. Ich denke, es geschieht ohnehin wenig genug für die Dichter in Deutschland! Maler und Bildhauer haben Reisestipendien, Rompreise, Mäcene. Beamte und Offiziere geniessen überall Begünstigungen — in jedem besseren Badeort steht ihnen ein Kasino zur Verfügung, wo sie sehr billig und gut leben können. Nur für den Schriftsteller gab es in Deutschland bisher nicht die kleinste derartige Hilfe.

Und der Autor sollte nun gar auf den Ertrag seiner Arbeit verzichten? I, Hannemann, geh Du voran — Du hast die grossen Stiebel an! — Jedem Menschen, der leben will, sagt man: arbeite, d. h. lebe von Deiner Arbeit. Nur der Schriftsteller soll arbeiten und auch dann nicht zu leben haben!

Selbst Jean-Jaques, der es vorzog, Notenschreiber zu sein, als vom König eine Pension anzunehmen, sagt in seinen Bekenntnissen: „Uebrigens schien es mir doch ganz billig, dass mein Werk das Brot wieder einbrächte, das ich verzehrt hatte, während ich daran arbeitete!“ Aber nicht genug damit. Herr Bahr ist ein „Eigener“. Darum, wenn er für eine Idee spricht, die er leider nicht entdeckt hat, muss er erst die, die sie ausgebaut haben, anrumpeln. Die Pazifisten sind nach ihm „kleinlaute, taten-scheue, kraftlose“ Leute. Der „Genuss der Gefahr“ ist ihnen unbekannt. Ihm — ach — ist gewiss der „Donner der Kanonen“ die süsseste Musik!! Er aber ist gegen den Krieg, weil — nun weil die Menschheit ihm für einen höheren Heroismus reif scheint, weil der Beste nicht mehr der Stärkste der Faust ist, sondern der, der sich „am reinsten zu bändigen“ weiss — und so weiter.

Was soll man dazu sagen, wenn einer mit schlottrigsten Phrasen eine Idee beschmutzt, während er gleichzeitig die grosse Bewegung, die sie trägt, bespeit, nur um ja sein snobhaftes „Ich bin ein Eigener“ herauszubekommen?!

Der Pazifismus, der eine Wissenschaft ist, kann sich beherrschen und „bändigen“: er verzichtet auf die Kollegenschaft eines Publizisten, der die Spaltenfreiheit unterm Strich, die ihm wahl- und kritiklos gewährt wird, aufs Ekelste missbraucht.

Auf der Bank

Ein Referat von Ferdinand Hardekopf

Für Herrn Bab

Erstes Motto:

„Ferdinand Hardekopf, aus seinem subtilen Reportertalent . . .“

In der „Gegenwart“, Herr Bab

Zweites Motto:

Ja, Julius Bab,

Ich bin verab — — — — —!

F. H.

Ein Morgen, süss und frech und kränklich.
Die Sonne wärmt. Ich liebe sie.
Ich liebe heute unbedenklich
Den Grunewald (die Kolonie).

O: Glücks-Ergebnis vieler Nöte:
Man war gemein — und fein daher.
Auf allen Villen seh ich Schilöte
(Fabrikstadtbild, imaginär).

Durchtränkt von Hässlich-Wunderschönem,
Bin ich mit sicherer Technik krank.
Herr Bab —: verkritzelt mit Obszönem
Ist diese weisse Strassenbank!

Und ferne schmollen Eisenbahnen;
Und rotes Weinlaub leuchtet so;
Und Rosen, gelb wie Courtisanen;
Das Postamt brennt geranien-loh.

Jetzt naht (damit ich recht geniesse)
Ein Reiterpaar in scharfem Trab;
Die blonde Dame ist Actrice.
(Dies ist ein Referat, Herr Bab.)

In eigener Sache

Von Kurt Hiller

I: Tritt

Der Verleger einer bunten Zeitung Unter-Badens
rumpelt mich an. Ich sei Freibeuter, Erpresser
und sonst noch was; keinen Mund hätte ich;
mein Stil gar bestehe aus Schmalz, Rosinen
und Guttapercha. — Ganz angenehm!
Aber zur Aufhellung des Falles dürfte bei-
tragen, dass dieser Verleger mich Ende vorigen

Jahres durch einen Freund und durch einen Brief auf die herzlichste, kriechendste, süsseste, spuckspeichelspassigste Weise gebeten hat, da ich ein „Name“ wäre, die „grosse Liebenswürdigkeit“ zu „besitzen“, an seinem zu begründenden Organe mitzuarbeiten und zwar möglichst — dies bei Androhung seines „allerverbindlichsten Dankes“ — doch schon für das erste Heft etwas zu schicken, als welches „für Propagandazwecke benutzt“ würde. Da der Herr, unter heftigem Verbrauch grammatischer Fehler, eine sehr innige Beziehung zu meiner Literatur zu haben schien (hätte er sonst meinen „Namen“ zu „Propagandazwecken“ begehrt?), so sandte ich ihm (voll sträflichen Mitleids, Freunde!) das mindest Wertes, was ich in meinem Thesaurus fand: einige Lyrik aus der Pubertätszeit (. . . Verse, die aber immerhin mehr taugten als, beispielshalber, Erwachsenes des Herrn Ehrenstein). Der Verleger gab sie mir unter Komplimenten und Tränen zurück, weil er sich nun einmal darauf versteift hätte, Guttapercha, Rosinen, Schmalz . . . wollte sagen: Prosa von mir zu bringen, und flehte mich inbrünstig um (nun kommt es!) um „belletristische und auch kritische Säckelchen“ an. Da musste ich dem armen Tropf natürlich eine Enttäuschung bereiten; ich liess ihn wissen, dass ich zwar ein reich assortiertes Lager hätte, leider aber den Artikel „belletristische und auch kritische Säckelchen“ dennoch nicht führte. Jetzt rempelt er mich und verdreht in einigen Punkten die Wahrheit. Drittens publiziert er (und ungenau!) einen Privat-Brief von mir, den ich, weil er auf einem tatsächlichen Irrtum beruhte, sofort nach dieser Erkenntnis in einem zweiten Schreiben widerrufen hatte. Privatbriefe ohne Einwilligung des Absenders zu veröffentlichen, mag in manchen Fällen nicht unanständig sein. Einen Privatbrief, den der Sender anstandshalber widerrufen hat, dennoch nachträglich zu veröffentlichen, — das würde ich mit einem aussergewöhnlich scharfen ethischen Unwerturteil belegen, . . . wenn ich es nicht für lächerlich hielte, an die Moral eines Individuums, von dessen Intellekt man ja nur das Allerbescheidenste erwartet, dieselben Ansprüche zu stellen wie an sich und seinesgleichen.

II: Zusatzklärungen

a) Ich habe nichts gegen befangene Richter. Falsches über meine Sache pflegt meiner Sache zu nützen; Gehässiges gegen meine Person, sofern es nicht allzu dumm ist, wirkt glossogen, — nützt daher letzten Endes auch meiner Sache. Wer sowas wie Angst bei mir vermutet, ist schief gewickelt.

b) Einen Unorientierten, der mir Liebesbriefe gesandt hat, davor zu warnen, mich (oder meine Freunde) in seinem Organ von befangenen Richtern aburteilen zu lassen, . . . weil sonst Gefahr wäre, ich könnte ihm meine Liebe entziehen (dem Unorientierten) —: diese Art von „Erpressung“ halte ich für ebenso aufrichtig

wie menschenfreundlich und in kommenden Fällen adhibiere ich sie wieder.

c) Ich nenne, in jenem Privatbrief, die Namen dreier Befangener. Das Tertium comparationis war, weess Kneppchen, bloss . . . die Befangeneheit. Innere Vergleiche zog ich nicht. Bei allem, was ich gegen die Meinungen und die Methode des Schriftstellers R. Kurtz auf dem Herzen habe, erkläre ich das.

Venezianisches Gedenken

Von Rudolf Kayser

Pfingsten war es. Bleischwer und regengrau lag der Himmel auf Schwabings Dächern. Da fuhren wir wieder den Alpen zu. Bald hinter Rosenheim tauchen sie sonst auf: in blauen, weichen Konturen, anfangs klein, scheu, vorlaut, dann bald steil, wild, atmend, wütig, riesig mit Schneekapuzen auf den dicken Köpfen. Doch an jenem Pfingstsonntag blieben sie aus, suchten aus Deutschland zu entfliehen. Erst viel später stellten sie sich mürrisch, mit Witwenschleiern, die ihre Gesichter verdeckten, breit vor vor uns auf. Schweigend fuhren wir durch ihr ewiges Spalier. —

Ich sah zärtlich den spielenden Wolken nach, die meine Zigarette lustig dem dicken Dampf der Lokomotive entgegenpaffte. Dann sagte ich zu meinem Nachbar, dem blonden Baumeister aus Bremen: „Wenn wir erst auf dem Brenner sind . . . Wenn wir erst auf dem Brenner sind, werden wir Sommer haben und Sonne und reine Täler und klare Kuppen. Dort können die Regenwolken nicht mehr hinauf. Wir fahren bald mitten durch ihre Nässe hindurch. Auf dem Brenner . . . werden wir Italien atmen.“ So sprach ich und legte mich wollüstig in rote Polster zurück (während meine Hände eine neue Zigarette entzündeten). Wir fuhren I. Klasse. Lautlos, in schlankem Stolz sagte ich: „Es ist gut, Wissenschaftler, Akademiker, Student zu sein. Wissenschaftliche Exkursionen machen zu können. Ich wäre sonst nie I. Klasse über den Brenner gefahren. Nach Italien hinab.“ Dann ging ich in den Speisewagen. Als wir über den Brenner fuhren, brannte die Sonne.

In Triest kam der italienische Kondukteur in den Zug. Er trug einen engen weissen Leinenrock mit hohem Kragen und weisse Glacéhandschuhe. Viele stiegen aus, viele ein. Tief unten in italienischen Farben lag die Stadt. In einem Wagen traf ich Arbeiter, betrunken, schwarzbärtig, mit zerknitterten Händen. Sie waren fröhlich. Ich liess mir von ihnen Vokabeln abfragen: una matitta — ein Bleistift . . . Wir lachten. Ich schenkte ihnen Zigaretten. Dann schliefen sie ein, schwer, dunkel, traumlos. Auf der nächsten Station musste einer von ihnen hinaus. Der Schaffner rüttelte ihn. Vergeblich. Ich half ihm. Schliesslich torkelte der Kerl auf den Bahnsteig. Sein armseliges Gepäck vergass

er. Ich warf es ihm stückweise aus dem schon fahrenden Zuge nach. „Uno, due, tree Ecco, signore . . .“ — „Grazie.“ . . .

Freudlos wartete ich auf Venedig. Was könnte es mir geben? Ich konnte die Assoziationen nicht unterdrücken und musste an Hochzeitspäarchen denken, an verliebte Männeraugen, die . . . nochmals die ausgezahlte Mitgift überzählten, an verliebte Frauenaugen, die noch in dem Hotelbett der letzten Nacht wühlen . . . ja, während auf dem Kanal die Gondeln glitten, da kam das Wunderbare. . . Oh, dieser herrliche Mann . . . Sie wird ihren Freundinnen in Berlin davon erzählen. . . Und ich dachte an die Tauben vor San Marco. An grelle Beleuchtungen, kinomässig. . . Freudlos wartete ich auf Venedig.

Als wir ans Meer kamen, war es schon später Abend. Eine dunkle, glitzernde, schweigende Fläche breitete sich unter ausgestirntem Himmel. Wir fuhren mitten in sie hinein. Leise dampfte der Zug. Beruhigend, tröstend plätscherten Wellen an den Seiten. Aus allen Fenstern lehnten Köpfe. Und plötzlich stieg es aus den Wellen empor: ein einziger Glanz, ein Strahlenbündel, ein rundes Feuer, ein leuchtendes Heiligtum. „Venezia“ rief es hundertstimmig aus unserm Zuge über das schweigende Wasser. Dann stieg ein Lichtschiff kerzengrade aus der Mitte der leuchtenden Inseln empor: „Il Campanile“, jauchzten jugendliche Münder. Da schwieg ich und fühlte mein Herz klopfen.

Auf dem Bahnhof sah ich die ersten Venezianerinnen. In schwarzen, wallenden Tüchern, mit brennenden Augen in todesbleichen Gesichtern. Vor ihrer Schönheit erzitterte ich. Ich dachte an die Worte einer Münchener Freundin: „In Venedig haben die Frauen Schatten auf den Gesichtern, von den Tüchern und von ihrer Trauer. . .“ Die Haare trugen sie wie jenes kleine Mädchen, das vor einem Jahre, an der Ostsee, einen aufschreien liess in Sinnlosigkeit, Wut und Glück . . . im vorigen Jahre, als Ernst Blass und ich im Sande lagen, auf das Meer starrten und Gedichte hersagten.

Vor dem Bahnhof lagen die Gondeln bereit. Wie Särge schwarz, Welten für sich, schmal, mit gepolsterten Bänken und geschnitzten Thronesseln. Am „rosto“ ragte das „ferro“ empor, ein geschweiftes und gezacktes Eisen, drohend wie ein Schwert. Die Rufe „gondola! gondola!“ umtanzten uns wie Leuchtkäfer. Dann stiegen wir ein.

Die Nacht sank hernieder. Wir glitten zwischen schweigenden Palazzi hindurch, aus ihrem Marmor drang kein Lampenschein. Manchmal spannte sich eine Brücke über unseren Kopf. Fremde, buntfarbige, doch schweigende Menschen gingen darüber hinweg. Die Kanäle wurden so schmal, dass man mit ausgestreckten Händen die Häuserwände zu beiden Seiten berühren konnte. Grüne Schatten begleiteten unser

Schiff. Manchmal schrie der Gondolieri durch die hohle Hand: „a — òel.“ . . . Ich lehnte mich zurück, traumhaft, wie ein Knabe lächelnd, wunschlos. . .

An der Piazzetta stiegen wir uns. Und gingen mit zitternden Händen durch dieses leuchtend stolze, verwirrend reiche, ehrliche bunte Wunderwerk germanisch-orientalisch-italienischen Geistes. Aengstlich, gedrückt drängte die Frage eines Begleiters an mich heran (störend, doch freundlich gemeint): „Was denkst Du in Deiner Stummheit?“ — „Nichts!“ . . .

Dann fuhren wir in einem Dampfer zum Lido hinaus, wo man uns in einem hellen Hause freundlich empfing.

Acht Tage sahen wir uns Bilder an, heisse Gestaltungen in den Farben der venezianischen Landschaft: silbergrau und rot. Etliche leben noch heute in meiner Erinnerung: spielerisch-zärtlich wie Giovanni Bellini, leuchtend-strahlend, erhaben wie Tizian, glutend wild, schreiend, Berge wälzend wie jener Grösste: Tintoretto. Ueber Padua, Vicenza, Verona fuhren wir dann nach München zurück. Zu meinen Büchern und Tagesbeschäftigungen. Wieder war ich freudlos und ohne Glück.

Heute erscheint mir Alles wie ein still verwehter Traum.

Der einsame Morgen

Der einsame Morgen dämmt.

Die Brücke prahlt mit kalt gleissenden Bogenlampen

Ueber dem erloschnen Wasser.

Längs des Kais schiebt sich langsam, mit halber Kraft ein Dampfer;

Das Arbeiten seiner Maschine klingt aus dem hellen Treppenschacht;

Wie ein sonderbarer grüner Stern schwebt eine Laterne an seinem gesenkten Mast.

Er steuert in den Strom; verloren klingt noch eine Stimme herüber.

Drüben unter den Bäumen am Tiefkai

Klirrt ein Triebwagen lang und geschmeidig vorüber,

Hell schimmern die Fenster in der blaugrauen Dämmerung,

Und entgleitend

Glänzt sein blutrotes Auge hinter den Herbstbäumen.

Charlottenburg

Hellmuth Wetzel



JOHN HOEXTER: BILDNIS DES NAPOLEON

Interieur

Ein grosser Raum — halbdunkel . . . Tödlich . . .
 Ganz verwirrt . . .
 Aufreizend! . . . Zärtlich . . . Traumhaft . . .
 Nischen, schwere Türen
 Und weite Schatten, die in blaue Winkel führen . . .
 Und irgendwo ein Ton, der wie ein Sektglas
 klirrt —

Auf schwachem Teppich liegt ein breites Bilder-
 buch,
 Von grünem Deckenlicht verzerrt und übertrieben.
 Wie — weisse Kätzchen — fromm — sich
 weisse Fräulein lieben! —
 Vom Hintergrund ein Greis mit seidnem
 Taschentuch . . .

Juli 1911 Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf)

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[10. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Fünfzehntes Kapitel

Bebuquin soll in der folgenden Nacht lange
 und im Zusammenhange gesprochen haben. Er
 sagte in der Leere des Zimmers:

„Ich beginne die Rede vom Tod im Leben,
 von der grossen Ruhe, von der reinen Armut
 und der leeren Lauterheit.

Eins geht durchs Leben und ist sehr lebendig,
 das bist Du, allzuhäufiges Wort Nein. Aber
 eins steht und wird sehr geachtet, o Ruhe.

Ich weiss, du bist verführerisch wie die Tiefe
 des Wassers für junge Mädchen, die am Mor-
 gen unter Vermischtem gedruckt sind.

Du bist sicher die Mutter der Vollendung und
 der Vater der Metaphysik; denn nur in der
 Ruhe ist Fertigkeit und dauerndes Ende,
 Ist stete Isolierung, und es wird nichts ver-
 mischt.

Ich aber stehe und fluche dir,
 du Müdigkeit, die mir Gedanken und Augen
 betäubtest,

meine schnellen Füsse versanden liessst;

du müdes Hirn und träges Blut,

die ihr nicht mal den Tod erwartetet,

ihr Gleichgültigen.

Der aber ist ins Leben verwickelt,

und jeder Tag Mühe und Wachstum ist ein
 Tag Tod.

Und wer mag von beiden Recht behalten? Ich

glaube, sie beide sind sich gleich und eines,
 und das Leben hebt sich selbst auf.

Du totes Leben!

Der Platoniker, der denkt, diskutiert, und sein
 mühsam Ziel eine Sicherheit und Ruhe.

Ziele erregen die Kraft und beenden sie.

Wer weiss, ob die gefundene Idee mehr för-
 dert als bewegt.

Sie stärkt vielleicht dich, primitive Sicherheit,
 dich, Geist, ich verbeuge mich nicht;
 doch er lehrt den Toren, um Dich hundert
 Dinge verachten.

Und ich sah nur, dass ein Mensch ein Kräfte-
 wirbel ist, von dem einiges ausfliesst, und ande-
 res geht in ihn ein, bis Du, Ruhe, kommst.
 O Reinheit, was sagst Du anderes, als, Du er-
 trägst nur Geringes.

Und die Lehre von der Armut meint dasselbe.
 Ihr seid sehr hohe Erkenntnisse gewesen.

Tod und Endlichkeit, du bist der Erzeuger un-
 serer Arbeit, du treibst uns zur Mühe, und
 vielleicht bist du der Vater des Lebens, und
 dies keimt gering nur vor Dir auf.

Du lässt die Gestirne leuchten und zeigst un-
 sere geringe Kraft; denn Mond und Sonne
 scheinen einander zu in notwendiger Um-
 armung. Wir jedoch können nur nach einem
 Gestirn handeln, und dem Auge sind sie sich
 ausschliessende Gegensätze.

Tod, du bist der Vater der Zeugung, und du
 gabst uns Menschen alles Endliche, bestätigst
 unsere Sinne, welche Formen sehen, hören,
 schmecken und bejahst die Ahnung des vielleicht
 dilettantischen Geistes, damit wir sehen dürfen
 und eines schauen — damit wir denkend nichts sehen.

Ich bin ein Vollstrecker für Dich, Tod. Ich
 will es sagen, dass nur Gestorbene sterben;
 wenn einer jung und kräftig stirbt, vielleicht
 stirbt er für einen anderen.

Du gabst uns Begierden und Ziele, und wir
 wehren uns gegen Dich durch Zeitloses, durch
 seiende Ideen, durch den Anspruch auf Totali-
 tät. Aber vielleicht sind das deine geringste
 Formen.

Tod, du Vater des Humors, wenn dich ein
 Wunder, das ich mit meinen Augen sehe, ver-
 nichtete;

dein Feind ist das Phantastische, das ausser
 den Regeln steht; aber die Kunst zwingt es
 zum stehen, und erschöpft gewinnt es Form.

Ich nenne dich, Tod, den Vater der Intensität,
 den Herrn der Form.

So steht es für dieses Leben.“

Die Nacht trat in die Stube.

Ein alter Mann kam in die Stube; er sprach:
„Verzeihen Sie, ich wohne seit langem unter
Ihnen, es fällt mir sehr schwer zu sprechen,
bin es seit langem nicht mehr gewohnt. Ich
komme nur, um zu sagen: ich bin seit langem
tot durch meinen Willen; ich lebte nur schein-
bar, seien Sie bitte dabei, um zu konstatieren,
dass ich den Tod hintergangen habe. Ich sterbe
als der grösste Humorist.“

Der alte Herr sank zusammen, er war ruhig
und starr. Dann schrie er laut auf und sagte:
„Der war doch schlimmer, ich betrog nur das
Leben und mich.“

Bebuquin trug den Leichnam in die Wohnung
des Alten. Er schaute ihn ein längeres an,
dann ging er in seine Wohnung.

Er schaute durch das Fenster zur breiten
Baumallee hinunter, einige Menschen kamen
mühselig wandernd vorüber und riefen:

„Das Gesetz ist die grosse tötende Ausnahme,
wir gehen in den Dingen, die Wunder zu
suchen.“

Bebuquin wandte sich vom Fenster ab, der
Mond schien ihnen ein erstauntes Loch in den
Rücken, er setzte sich hin, schaute auf seine
Hände, die noch nie gearbeitet hatten, und
sprach lange.

„Gleichgültigkeit, woraus bist Du wohl gewebt,
war die allzu grosse Empfindlichkeit Dein Ur-
sprung, oder die Kraft, die der opulenten Na-
tur gleichkommt? Ich sah schon viele, aus
Gleichgültigkeit die absonderlichsten Capricen be-
gehen, und schon mancher war es aus Furcht
vor der eigenen Wut. O Erstarrnis, stagnieren-
der Tod; Versteinerung und Schlaf, ihr fristet
uns das Leben, das sich wütend aufbrauchte
ohne eure Hemmung.

O Krankheit, komme, nur du kannst mir Gren-
zen geben, Gott lass mich einen ungeheuren
Schmerz empfinden, damit der Geist paralysiert
werde; oder vielleicht, o Hoffnung, schaffst die
Krankheit einen neuen Körper, fähig zu den
sonderlichen Dingen, deren ich bedarf.

Herr, ich weiss, am Ende eines Dinges steht
nicht sein Superlativ, sondern sein Gegensatz,
und die Erkenntnisse gehen zum Wahnsinn.
Ich bin geschaffen zu erkennen und zu schauen,
aber Deine Welt ist hierzu nicht gemacht; sie
entzieht sich uns; wir sind weltverlassen. Su-
chen wir Dich, o Gott, dann sterben wir in
der lautlosen Erstarrung, und es ist keine Er-
kenntnis, sondern Du bist das Ende.

Herr, lass mich einmal sagen,
ich schuf aus mir.

Sieh mich an, ich bin ein Ende, lass mich eine
unabhängige Tat, ein Wunder tun.

O Nacht der Verwandlung, wann kommst du,
wo ich diesen Körper vergesse, ja, ihn abstreife,
und die Dinge anderes bedeuten und anderes
sind, denn je sonst; die Glieder werden selbst-
ständig, die Teile beginnen zu reden. Die Auf-
lösung, sie ist die Verwandlung und sei mir
ein Anfang.“

(Fortsetzung folgt.)

Hunger

Die Regen liegen im Getreide, schmatzend.
Tags, nachts zerschlägt der Himmel wie Eidotter.
Der schwarze Sturm schlüpft aus, wie eine Otter,
Das goldne Turmkreuz aus den Wolken kratzend.

Der Hunger spreizt wie eine Vogelscheuche
Die Arme breit aus einem Weizensumpf
Und stelzt ins Dorf, mit dem klappernden Rumpf
Die Schlange lockend aus dem Fluss — die Seuche.

Der Bauer Czeska mit den andern Schalken
Scharren voll Scham erst in der Dämmerung
Die Nachgeburt der Rinder aus dem Dung.

Die Kinder lesen Spinnen von den Balken.
Man stirbt. Man legt die Leichen grün und jung
Wie Heringe in Kalk, wo sie zerwalken.

Paul Boldt.

Vorstadtmorgen

Ich bin ein Morgen, den die Vorstadt schenkt:
Wo Linden duften auf den leeren, stillen
Verschlaf'nen Strassen um sehr weisse Villen,
Und sich ein Fremder lass zum Bahnhof lenkt.

Wo sich zerzauste Mädchen scherzend scharen
Um eines Milchmanns Wagen, und ein Kind
Vom Bäcker kommt, und Hunde sich geschwind
Und sehr gehässig in die Beine fahren.

Und Burschen gähnend ihre Pferde striegeln,
Und grüne Jalousien die Welt versiegeln,
Und kleine Gärten vor den Läden blühen —

Wo Arbeiter sich zu Fabriken schieben,
Und eine ferne Uhr schlägt säumig sieben,
Und nichts als grelles Rot und Weiss und Grün!
Neisse

Max Herrmann.

Literarische Neuerscheinungen

OTTO ERICH HARTLEBEN, Die Serenyi und andere Novellen. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) S. Fischer, Verlag, Berlin. Pappband M. 1,-, in Leinen M. 1,25.

Dieser neue Band der Bibliothek greift einige der besten Erzählungen Hartlebens aus seinem Werk zu einer neuen Vereinigung heraus. Als erste, die auch dem Buch den Namen gibt, steht die „Serenyi.“ Diese tragisch verlaufende Erzählung von der innerlich vornehmen Operettensängerin Serenyi weist nicht nur durch das deutsche Offiziersmilieu, in das wir eingeführt werden, sondern teilweise auch durch den Gang der Handlung einige Verwandtschaft mit dem „Rosenmontag,“ dem berühmtesten Werk des Dichters, auf. Die Novelle, die in den neunziger Jahren zum ersten Mal erschien, zeigt schon alle Vorzüge des Talentes Otto Erich Hartlebens und steht sowohl in der Durchführung der Handlung als auch in bezug auf die psychologische Entwicklung der Charaktere auf der Höhe einer reifen Künstlerschaft.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

A. HALBERT. Die Katastrophe unserer Kultur. (Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig).

PIERRE RAMUS. Die Opfer und Märtyrer des Justizmordes von Chicago. Herausgegeben von der Kulturgesellschaft „Freie Generation“. (Rainer Trinkler, Zürich, Agnesstr. 22). Geh. Mk. 2.—.

JUERGEN JUERGENSEN. Die grosse Expedition. Ein Kongoroman. (Rütten & Loening). Geh. Mk. 4.—.

Zeitschriftenschau

DAS LITERARISCHE ECHO. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9). Das 2. Septemberheft enthält: Lou Andreas Salomé: Elisabeth Siewert. — Josef Flach: Josef von Weyssenhoff. — Kurt Münzer: Der junge Norden. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 37: Der Fall Lantz Von S. J. — Freiherr von Spedel. Von Erich Mühsam. — Die schwarze Geissel. Von Ludwig Biró u. a.

DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU eröffnet das Septemberheft mit zwei Kapiteln, in denen E. von Handel-Mazzetti den ersten Teil ihres historischen Romans „Stephans Schwertner“ zu Ende führt. Richard Fester schreibt über Goethe und die französische Revolution. Professor Max Georg Zimmermann beendet seine Studien über die Künstlerfahrten nach Italien im Zeitalter des Rubens. Ueber das junge Deutschland spricht Oskar Walzel.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Die Parteitagnummer (Heft 18—20) enthält folgende sachliche Aufsätze: Moritz Helmann: Christian Dietrich Grabbe; John Höxter: Ein Grabbe-Portrait; Dr. H. B. Adams Lehmann: Beruf und Ehe; Wally

Zeppler: Frauenbewegung; zum Parteitag äussern sich u. a. Schippel, Quessel, Bernstein, Heine, Schröder, Kolb, Maurenbrecher, von Elm. Diese Sondernummer kostet Mk. 1.50.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nummer 43 enthält: Alfred Kerr: Bei Flaubert; Karl Bittermann: Der Kakelak; Vindex: Grossbanken; Glossen u. a.

DIE AKTION

brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Peter Altenberg, Hermann Bahr, Peter Baum, Martin Beradt, Ernst Blass, Franz Blei, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Otto Corbach, Richard Dehmel, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, S. Friedlaender, U. Gaday, Alfred Gold, Maximilian Harden, Victor Hadwiger, Ferdinand Hardekopf, Ludwig Hatvany, Gustave Hervé, Georg Heym, Marie Holzer, Heinrich Ilgenstein, Alfred Kerr, Peter Krapotkin, Rudolf Kurtz, Hans Kyser, Grete Meisel-Hess, Prof. Ed. von Meyer, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Erich Oesterheld, Kurt Peschke, Franz Pfemfert, Otto Pick, Alexandra Ramm, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Robert Seidel, Arthur Silbergleit, Dr. Helene Stöcker, Ernst Stadler, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Siegfried Trebitsch, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Alfred Wolfenstein, Cheskel Zwi, Gottfried Benn, Paul Boldt, Rudolf Grossmann, Max Hermann, Kurt Hiller, Willy Küsters, John Höxter, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Max Oppenheimer, und vielen anderen mehr.

Eine AKTIONSKunstpostkarte

Max Oppenheimers August Strindberg-Zeichnung ist als Ansichtskarte in unserem Verlage erschienen. Sie soll für die Aktion Propaganda machen. Wir empfehlen unseren Freunden, für ihre Korrespondenz diese Postkarte zu verwenden.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Traub / Ernst Blass: Der Kondorkritiker Bab / R. K. Werdermann: Die Klassiker / Marie Holzer: Liebe AKTION / Alfred Lichtenstein: Die Nacht / Paul Mayer: Marats Tod / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Herr Gurlitt fühlt sich beleidigt / Gedankenillerik / Literarische Rundschau / Eigenwert der Jugend / Noch einmal, weils so schön war / Demokratische Geheimsprache / Zeitschriftenschau.

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 39

INHALT

Franz Pfemfert	Die Kleinbürger von Chemnitz
Carl Einstein	Politische Anmerkungen
Multatuli	Die Frau und die Gesellschaft
Kurt Hiller	Ernst Blass
Max Steiner	Aphorismen
Ernst Blass	Fünf Gedichte
Paul Boldt	Oktobernacht
Carl Einstein	Bebuquin (Roman)

Der Schnaps — Rangliste — An unsere Leser — Inhaltsverzeichnis
des III. Quartals — Literarische Neuerscheinungen — Vornotizen —
Zeitschriftenschau — Ankündigung.

Arthur Drey: Ernst Blass (Zeichnung).

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

**VERLEGER
SPAREN VIEL GELD**

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

**ZEITSCHRIFTEN-
UND WERKDRUCK**

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 39 :: 25. Sept.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17
zu senden :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242
Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalten,
Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50
durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

KLEINBÜRGER VON CHEMNITZ

Es gibt kein Zurück! diese Tatsache hat der Chemnitzer Parteitag bestätigt. Die deutsche Sozialdemokratie ist auf dem Wege zur reinen bürgerlichen Reformpartei so hastig vorwärts geschritten, dass sie sich nur noch durch einen imposanteren Phrasenverbrauch von der „Fortschrittlichen Volkspartei“ abhebt. Es geht (nach Chemnitz) nicht mehr an, von einem „revisionistischen“ Flügel zu reden. Die Anschauungen der Bernstein, Schippel, Heine, Kolb sind heute Gemeingut der Partei geworden; der Radikalismus der Ledebour, Pannekoek, Henke, Luxemburg (der übrigens mit revolutionärem Syndikalismus nichts gemein hat und einfach präziser Marxismus ist) dieser Radikalismus wird (selbst von Bebel) als peinlich störend, die kluge Diplomatenarbeit hemmend, empfunden und seine Vertreter werden persönlich verunglimpft und brutal niedergelacht. Wer es jetzt in Chemnitz miterlebt hat, wie die überwältigende Mehrheit der Delegierten so gar keine Beziehung finden konnte zum sozialistischen Grundgefühl, wie sie so völlig ahnungslos den revolutionären Pflichten gegenüberstand, der hat, ist er nicht liberal geacht, auf Jahre genug.

Unsere Liberalen sind mit Chemnitz natürlich zufrieden. Je bündniswilliger, je bündnisfähiger die Arbeiterpartei sich zeigt, umso herrlicher wird der fortschrittliche Weizen gedeihen. Eine wahrhaft revolutionäre Sozialdemokratie zur Linken: die Ohnmacht des Bezirksfreisinns war auch dem Spiessbürger augenfällig. Zwischen einem kraftlosen Geschäftsliberalismus und einer zukunftsweisenden, ideenstarken, vom politischen

Schacher unberührten Partei war die Wahl nicht schwer. Nun, seit Chemnitz, können die Mannen um Kopsch erleichtert aufatmen. Sie (die Kopsch) dürfen mit Recht von sich behaupten, dass sie nicht minder zuverlässige Freiheitskämpfer seien, als die Scheidemann und Genossen.

Es gibt kein Zurück! Die Völkerbefreiende (so hat diese Handelsgruppe sich einst wirklich genannt!) wird schon deshalb keine Revolution machen, weil dadurch die Inserateneinnahmen der Parteipresse geschmälert werden könnten. Sie wird, mit geruhiger Ueberlegung, Resolutionen gegen die Teuerung einstimmig annehmen — und zur Tagesordnung übergehen.

Sollen wir Chemnitz als Enttäuschung bezeichnen? Es ist ja nur dem Jena gefolgt. Nur das Tempo der Entwicklung nach Rechts konnte uns überraschen. Die Entwicklung selbst hatte längst diese Richtung eingeschlagen. Wir wussten ohnehin: das sind keine Morgigen, diese sozialdemokratischen Erfolgspolitiker. Und es waren denn auch unbedenklich rechnende, wägende, feilschende Kleinbürger, die da in Chemnitz Temperamentsmangel durch unermüdlige Hör!hör!s ersetzen.

Wir wollen also nicht von Enttäuschungen sprechen. Die deutsche Sozialdemokratie hat längst den Glorienschein revolutionären Wollens eingebüsst, hat sich längst zur politischen Phrase durchgekämpft. Wir wollen uns freuen, dass die Kleinbürger von Chemnitz so mutig waren, das Bürgerliche ihrer Absichten offen einzugestehen.

F r a n z P f e m f e r t.

Politische Anmerkungen

Von Carl Einstein

Der Darwinismus ist eine durchaus parlamentarische Wissenschaftstheorie. Alles soll zu Wort kommen, jedem soll es wohlgehen — die „gesunde“ Majorität spricht, die edelsten Trottel halten die Reden (die heutige Bezeichnung für führen, kämpfen usw.) und vor allen Dingen alles geht glatt, poliert — mit schönen Uebergängen — dabei wirtschaftliche Kämpfchen, eine zierliche Dynamik. In der Nähe betrachtet, vollzieht sich alles katastrophal — jedoch harmlos innerhalb der Katastrophe oder imitativ. Selbst diese Katastrophen sind ungemein abgestuft, verlieren also an Wirkung und weisen peinlich Langeweile auf.

Die Katastrophen — wie sind sie rational. Der ganze heutige Mensch ist scholastisch, er macht dialektische Geschichte, h. h. er gibt einfach den Gegensatz. Impressionismus, synthetische Kunst — Schutzzoll, Freihandel — und Gott weiss was. Geschichtsbildend jedoch ist der Mensch, der mehr gibt als das Equilibre der Antithese, der These und Antithese zugleich verschluckt und über den eigenen Kopf springt. Ich meine nicht den Originellen, diesen langweiligsten Marktschreier, diesen Unreligiösen, der ohne Furcht nicht weiss, dass wir in gottergebenen Grenzen verharren, sondern den Belebenden, dessen Mund sich öffnet wie die zerspaltene Erde; den Revolutionär schlechthin.

Hingegen ist es das Geheimnis aller heutigen Kämpfe, dass sie unfehlbar den Vergleich bringen — das demokratische Kompromiss, wo immer beide Ideen (das Wesentliche) in gemeinsamem Einverständnis schänderisch verletzt werden. Wo das Menschliche und das, was Menschen treibt, verplattet und entstellt wird. Dies ist schliesslich der Sinn des Parlamentarismus. Was uns fehlt: eindeutige unnachgiebige Gewalten. Diese kommen jedoch immer vom Religiösen, vielmehr war dies bisher der einzige Schutz von Ideen. Jedoch selbst diese eo ipso fanatischen Dinge dehnte man zu liberalem Kautschuk, bar jeden fanatischen Dogmas, das ist zwingender Gewalt. Und wem möchte man heute: seinen Herrgott glauben? Am wenigsten der katholischen Partei, die ihn zum Parlamentsschlagwort verwandelte, um damit abzufordern und einzuräumen. Diese zweifellos imposante Idiologie ist dermassen mit ungläubwürdigen Institutionen verknüpft, dass sie nur mit grösster Vorsicht anzufassen ist. Selbst Gott ist eine

Parlamentsangelegenheit und zur Debatte gestellt.

Parlamentsbeschlüsse sind zumeist Leistungen der Resignation — wo jeder sich damit tröstet, dass eines jeden Idee zu kurz kam. Typische parlamentarische Parteien sind die mittleren von der Nationalliberalen bis zu den Revisionisten, deren Sinn im Kompromiss besteht, die nie den Mut zur Majorität mit ihrer ganzen Verantwortlichkeit haben, die das Beruhigungspulver „Verfassung“ — diese Konvention, in die das Revolutionäre des Mittelmenschen eingeklemmt ist — mit vollem Erfolg schluckten. Der Fehler der Verfassung ist, dass sie von vornherein historisch ist, als Relique behandelt wird, sich ausser Diskussion stellte.

Das Primitive, das heute als Reaktion sein Wesen treibt, geht auf eines: den eindeutigen Menschen, der handeln muss, sei es in Büchern, Bildern oder sonst wo. Wir sind des Dialektikers, des Schauspielers, ja des asketischen Artisten (dieses weissen Lamms) überdrüssig — wir fordern Bücher, welche die Handlungen stärken und organisieren; Bilder, ohne die Hemmungen des verführerischen Kostüms, welche die Gesichte steigern. Nicht Werke voll entladener Erregung, in denen man Blutschande treibt, um brav zu sein, sich los zu werden und in geruhiger Sicherheit „gesundet“ zu sein (Wagner), die den Menschen fressen und mit nichts entlassen. Wir fordern den Menschen, der zugleich Form und Gewalt hat (Form und Mass sind grundverschiedene Dinge; das Mass ist die Angst des Unsicheren oder die regsame Beschränktheit des Klassizisten), dessen Werk wirkende Tatsachen enthält und schafft. Der Primitive ist eine Verarmung, wohl aber zugleich eine tätige Kritik an allem Unrat, den er nicht ablehnt, sondern ohne Erregung ablegt. Besser es bleibt nichts übrig und man steht in der gehörigen Armut da, als man treibt sich im Ueberflüssigen weiter. Wie wenig verpflichtende positive Ideen besitzen wir noch (nur solche die ästhetisch basiert sind — eine Konstruktion von Verpflichtungen ist nötig) jedoch eine Unmenge, die sich als Ideen gerieren und nur einschläfern. Der Primitive subtrahiert das bereits Historische. Der Sozialismus, der seine Idee schwächte, indem er parlamentarisch durch vorgeschickte Rednerböcke die Revolte zur Evolution verschleimte, und durch die möglichen Interpretationen um ihre Gewalt beredete. Der Eindeutige ist ganz unparlamentarisch und mit der Konstruktion seiner Idee immer identisch.

Er ist durchaus nicht Individuum sondern immer Organisation. Das Parlament ist die Börse, die jedem Ding einen möglichst bequemen Marktwert verschaffen will.

Der Mensch der Klassik war der Gebildete. Der beherrschte Dilettant, in dem ein Stoffwissen das andere reguliert, der viel Material sammelt, sogar anpasst, um stets imstande zu sein, zu unterhalten und von sich belustigt zu werden. Der das bereits Rationalisierte aufnimmt. Der gebildete Mensch ist ein echtes Staatsgeschöpf, geschickt und stets von tausend Dingen abgezogen: Vor allem ist es sein Interesse, dass alles in bester Ordnung bleibt, denn diese hält ihm seine Welt zusammen, nicht ein zentraler Fanatismus. Ausserdem ist er ungefährlich, bewegt er sich doch im Wissen, d. i. dem Historischen, und er wird es verstehen, selbst eine Unbill mit Belegen und seinem inneren Verständnis für das Fragmentarische zu entschuldigen. Verletzung gilt ihm als Unvollkommenheit und Versuch. Denn der Gebildete ist eine Sammlung von Fragmenten, die „schön“ geordnet ist. Dies ist das Gefährliche, die distinktlöse Sünde des Fragments wird an ihm schwer gefunden, da sie sich des dialektischen Mittels, des Schönen bedient. Dabei ist er formlos und divagierend. Er erregt sich in der unbewussten Richtung, die Erregung als Bildungsmittel zu brauchen. Er wird auch diesem Zwischenfall seinem Glomerat einordnen, was er mit Bewältigen, Zwingen identifiziert. — Denn er vermag alles irgendwie im Parlament seiner Inhalte unterzubringen, zu entwesen und zu vergleichen. Die Form, die zur Auswahl zwingt, anerkennt er nie. Fremd ist ihm die Handlung, denn dazu ist er stofflich zu differenziert und abgelenkt.

Glossen

Der Schnaps

Also auch in dieser Frage verlangen die Diplomaten der Sozialdemokratie Rücksicht auf tausend Lappalien. In Chemnitz war gefordert worden: Schnapsinserate sollten aus den Arbeiterorganen verschwinden; Gewerkschaftshäuser sollten höflichst, freundlichst, sanft gebeten werden, keinen Schnaps zu verkaufen. Selbstverlichkeiten? Leicht zu erfüllen von einer Partei, die doch die Welt aus den alten Gleisen zu drängen die Kraft in sich verspürt? Gutgläubige, die ihr wähnet, ein derartig vernünftiger Antrag brauche nur gestellt zu werden um erfüllt zu sein! Die deutsche Sozialdemokratie wird eher auf eine Kulturaufgabe pfeifen, als ein

ganzseitiges Inserat der Warenhäuser ablehnen. Im redaktionellen Teil wird der Schnapsboykott erklärt und hinten, gegen Bezahlung, werden „Resolutionstropfen“, „August mit dem Schlips“ und ähnliche Fuselmischungen empfehlend genannt. Revolutions-Truppen das, lieber Leser, Rrrevolutionstruppen. Aber vielleicht findet sich ein Weg, auch die redaktionellen Kundgebungen als „ungesetzlich“ zu verhindern? Ich empfehle den Schnapsfabriken, die in Parteiblättern inserieren, gegen die Verlage strafrechtliche Schritte zu unternehmen. Wenn man mir für mein gutes Geld Gegenleistungen verspricht und diese dann unehrlich entwertet, bin ich betrogen. Nimmt ein sozialdemokratisches Blatt mein Inserat an, dann hat es nicht mehr das Recht, die Leser zum Nichtbeachten meiner (bezahlten) Reklame aufzufordern.

Rangliste

„Das Konzertbureau Emil Gutmann kündigt für die nächste Saison an: Vortragsabende von Hanns Heinz Ewers, Roda Roda, Karl Kraus, Konrad Dreher u. a.“

Die Frau und die Gesellschaft

Von Multatuli

Kein Gesetz war je so engherzig und barbarisch wie die Sitten.

Ein Verbrecher wird mit Gefängnis bestraft für so und so lange Zeit. . . . Die Sitten fügen „lebenslängliche Verachtung“ hinzu. Das Gesetz spricht von „Bürgern“ . . . die Sitten von „Untertanen“. Das Gesetz sagt: „Der König“ . . . die Sitten . . . „Se. Majestät“. Das Gesetz stellt die Wahl der Kleidung frei, die Sitte schreibt sie vor. Das Gesetz beschützt die Ehe in ihren bürgerlichen Folgen. Die Sitten machen aus der Heirat ein göttlich-sittliches . . . d. h. sehr unsittliches — Band. Das Gesetz, wie sehr es auch die Frau misshandelt, behandelt sie doch immerhin als unmündige, etwa wie jemanden, der unter Kuratel steht. Die Sitten machen die Frau zur Sklavin. Das Gesetz erlaubt, dass man natürlich zur Welt kommt, die Sitten plagen, verfolgen, misshandeln das Kind, das ins Leben tritt ohne Pass. Das Gesetz gewährt der unverheirateten Mutter gewisse Rechte, mehr selbst als der verheirateten — die Sitten stossen die Mutter aus, strafen und verdammen sie. Das Gesetz, in bezug auf legitime Verteilung, spricht von „Kindern“ — die Sitten machen Unterschied zwischen Knaben und Mädchen, was das Mass der Erziehung und des Unterrichts betrifft. Das Gesetz erkennt weder, noch fordert es Abgaben ausser solchen, die auf diese

oder jene Weise festgestellt sind. . . . Die Sitten veranlassen uns zur Ausgabe von Kapitalien an Eitelkeit, Dummheit, Schwärmerei, Gewohnheit und Betrug. Das Gesetz behandelt die Frau allerdings als Unmündige, aber es schränkt ihr Streben nicht ein, wenigstens nicht direkt — Die Sitten zwingen die Frau, unwissend zu bleiben, oder da, wo sie es nicht ist, unwissend zu scheinen.

Das Gesetz drückt hier und da — die Sitten immer.

So dumm ist kein Gesetz, als dass es nicht dümmere Sitten gäbe.

So grausam ist kein Gesetz, als dass es nicht noch rohere Sitten gäbe.

Und das war immer so. Es stand nicht im Gesetz Mose, dass der Mann das Recht habe, seine Frau in Stücke zu schneiden und sie als Visitenkarten oder Zirkulare zu gebrauchen. Aber in den Sitten scheint es wohl gelegen zu haben. Wenigstens lesen wir in Richter XIX kein Wort des Missfallens, noch der Verwunderung über diese eigentümliche Art zu korrespondieren, um zu beweisen, dass die schlechtesten Gesetze noch zu gut für sie sind.

Welches Gesetz gebietet die Vernachlässigung der Erziehung eurer Töchter? welches, dass ihr eure Frauen zu unbesoldeten Haushälterinnen macht? Das tun die Sitten.

Wo steht geschrieben, dass eure Frau nicht mitreden darf über die Interessen ihres Hauses, die doch auch die ihren sind, und über die Interessen ihrer Kinder? Das tun die Sitten. Wo steht das Gesetz, das dich ermächtigt, deine Tochter zu verstossen, wenn sie dir ein Kind bringt, das die Frucht ist von Liebe, von Ueberraschung . . . das tun die Sitten! Wo endlich steht das Gesetz, dem ein feiges, verächtliches „das ist so der Brauch“ als gesetzliche Begründung dienen darf, wenn das Höchste, das Heiligste geschändet wird, der gesunde Menschenverstand? Das tun die Sitten.

Was macht ihr aus unsern Töchtern, o Sitten? ihr zwingt sie zur Lüge, zur Heuchelei. Sie dürfen nicht wissen, was ihnen bekannt ist, nicht fühlen, was sie empfinden, nicht begehren, wonach ihr Verlangen steht, nicht sein, was sie sind.

„Das tut kein Mädchen, das sagt kein Mädchen, das fragt kein Mädchen, so spricht kein Mädchen.“ Sieh da, das A und O der Erzie-

hung. Und wenn nun so ein armes Wickelkind glaubt, resigniert, Gehorsam leistet . . . wenn sie ganz folgsam ihre liebliche Blütezeit hinbringt mit Beschneiden und Knebeln, mit Ersticken und Vergewaltigen von Lust, Geist und Gemüt . . . wenn sie nun ordnungsgemäss verdreht, zerstückt, verstümmelt — sehr brav geblieben ist . . . die Sitten nennen das brav! dann hat sie Aussicht, dass dieser oder jener Lummel kommt ihr den Lohn bietet für soviel Bravheit, indem er sie anstellt als Aufseherin über seinen Wäscheschrank, als ausschliesslich patentierte Maschine, sein ehrwürdiges Geschlecht fortzupflanzen. Es ist wohl der Mühe wert!

Wenn dann so ein Mädchen ganz zerdrückt und zerknittert brav ist, hat sie Aussicht zu heiraten. Herrliche Bestimmung! Sie, die früher mit Stopfgarn und kindlicher Untertänigkeit . . . die Strümpfe von Papa stopfte, darf fürderhin mit echt weiblicher Untertänigkeit — — und Stopfgarn — die Strümpfe dieses Jünglings stopfen.

Das Stopfgarn wird im Winter Wolle, aber die Untertänigkeit überdauert alle Jahreszeiten, bis in Ewigkeit — ohne Amen.

Und sie darf mehr! Sie darf die Strümpfe der Kinderchen dieses Jünglings ausbessern. Auch darf sie die Kinder säugen, wiegen, versorgen. Ja, sie darf sterben im Wochenbett.

Auch darf sie nun — denkt nur die Freiheit! — sie, die zu Haus vor 11 Uhr zu Bett gehn musste, wie's einem anständigen Mädchen geziemt, sie darf nun die ganze Nacht aufbleiben. Sie darf wachen am Bett des Kindes jenes jungen Mannes.

Und noch mehr. Des Morgens darf sie ihn fragen, ob er gut geschlafen hat. Sie darf ihm das Frühstück bereiten, eh er ins Geschäft geht. Und wenn er heimkehrt, darf sie zufrieden sein mit den „Hms“ und den „Jas“ und den „Sos“, die Papa übrig behielt von dem im Geschäft oder im Klub ausgegebenen Kapital an Geist und Gemüt.

Und sie darf zuhören, wenn Papa spricht, und schweigen, wenn Papa brummt, und darf Papa reiben mit Kastanienöl, wenn er rheumatisch ist. Und wenn Papa mit Freunden zusammensitzt und gedenkt mit ihnen der tollen Streiche, die er vor der Ehe ausführte, darf sie ihr Zimmer aufsuchen und dort sitzen und nachdenken über die glänzende Belohnung ihrer Tugend.

Ernst Blass

Hinweis von Kurt Hiller

Man braucht wahrscheinlich nicht Vauvenargues gelesen zu haben, um gute Verse zu schreiben; aber wenn man, wie die meisten Versfüger heute, sogar Husserl kennt, dann ist es schmierig, seinen Gedichten die Physiognomie des reinen Toren zu geben. So wenig ein Gedicht auf der Welt ist, um Erkenntnisse zu vermitteln, so wenig hat es die Aufgabe, seinen Verfasser dümmer erscheinen zu lassen als er ist. Klassizistische Scheidewände zwischen Gefühl und Intellekt sind unpsychologisch, — dieweil das sogenannte Gefühlsleben durch Bewegungen des Intellekts erklecklich determiniert wird. Ein geistiger, zerlegerischer, wenn es sein muss skeptischer Mensch „fühlt“ . . . eben anders als ein Dumpfbock. Dumpfbocksgesänge nun, mögen sie noch so kosmisch orakeln, interessieren mich nicht; und ein Gescheiter gar, der Dumpfheit lügt, verdient, wie bemerkt, den Popo voll. Ein Gedicht soll keine Erkenntnis vermitteln, soll kein versifiziertes Weistum, kein Aphorisma in lyrischer Sauce ein; aber man muss ihm deutlich anmerken, dass es die (obschon nicht auf Erkennen gerichtete) Lebensäusserung eines Erkenners ist. Ein Gedicht taugt nur dann etwas, wenn es prangend auf seiner Stirn das Kainsmal . . . Verzeihung: — wenn es den Blick des Wissenden trägt.

Herr Ernst Blass, Berlin, daselbst geboren während des Oktobers 1890, mittelgross, starkknochig, leicht gebeugt, mit unendlich grossen (treuen, oft brutalen) Blauaugen im sehr zerfurchten Breit-Kopf, dichtet Verse jenes Blicks. Damit ist viel zugunsten des genannten Dichters gesagt.

Aber nicht alles. Hinzukommt: dass in diesem Zeitalter dekorativer Aufplusterei, des Willens zur Verundeutlichung, der Schwindelmystik einer es wagt, aufrichtig zu sein; einer sein böses und sein schwebend-seliges Erleben furchtlos in Dichtungen entäussert, als so wie es ist. Andere, weil sie nicht einmal reden können, gestalten um. Dieser, der zu gestalten vermag, darf wagen, zu reden. Unter den wenigen Geistigen ist er der ganz wenigen Ehrlichen einer. Und damit ist überaus viel zu seinen Gunsten gesagt.

Indessen, Freunde, ein Drittes lauert darauf, notiert zu werden. Es gibt unter den Geistigen Ehrliche, deren Verszeilen sehr unserm Herzen nahe . . . und trotzdem bemängelbar sind. Die Form, die Musik, das Indefinible — da hapert's.

Einmal passt die Jambik nicht, ein andermal steht ein schlechtes Wort da, oder ein gutes am falschen Orte; hier ein Zuviel, dort ein Zuwenig; bald etwas allzu Gepresstes, bald Schlackiges (leere Stellen); im Augenblick ärgert eine verirrte Akzentuierung, im nächsten ein deplazierter Affekt; das Poem hat, obwohl Versatilität nicht sein Thema ist, eine wechselnde Miene: Unser Herz bleibt besten Willens, aber unsre (heiligen!) Nerven sträuben sich; das Eingefühl stolpert; . . . ausbleibt der Seele Melodei, das Kunstwunder, die Magie . . .

Die Magie: das ist es! So wahr unbeholfenere Aufrichtigkeit adelig gedrehter Kunscht immerdar vorzuziehn ist, so wahr reicht Aufrichtigkeit allein nicht hin zu jener Grösse und zur Erzeugung jenes Rausches, für den wir keine Erklärung wissen, der dennoch als Tatsache in unserm Bewusstsein steht. Blass ist von allen, die bloss „etwas können“, so weit entfernt wie Menschentum vom Managertum; aber: bei allem Menschentum kann er was. Die Adäquierung von Ausdruck und Eindruck, die Symbolwahl, die Akzentverteilung, der ganze Takt im Wortsetzen: einzig alles, unausdenkbar sicher, von quasi mathematischer Präzision bei ihm. In Versen gibt es das seit Rilke nirgends sonst; in Prosa (seit Nietzsche) eigentlich nur bei Kerr und Hardekopf (denen Blass' Stil auch in anderer Beziehung vergleichbar ist: als die simultane Fleischwerdung zweier einander scheinbar ausschliessender Form-Ideen: des Konzentrierten, Knappen, Pilligen und des Lockeren, Luftigen, Leichten). Nennt diese edel und unfehlbar funktionierende Kunst der Materialbehandlung getrost kalt Technik; eine erlernbare Fertigkeit ist sie nicht. Das Moralische bleibt das Wesentliche; sie aber erscheint mir oft als das Geheimnisvollste am Künstler; und gerade deshalb geheimnisvoll, weil fast kein Künstler sie besitzt.

Die Magie: das ist es! Blass hat sie; hat die Zauberfinger, die Zauberstimme, das Schmeicheln; hat die süsse Suggestion. Dolce fliessen in seinen Versen Flüsse aus klingendem Silber; . . . in diesen Versen voll Wirklichkeit; voll Intellekt, Erotik, Trauer, Frechheit, Labilität und lauter Grossstadtsachen! (In diesen Versen voll Wirklichkeit; voll Intellekt . . . nämlich auch in den Strophen des Laurenz Kiesgen und der Hedda Virginia Sauer fliessen ja sozusagen, dolce, Flüsse aus . . . immerhin aus klingelndem Alpaka.)

Ernst Blass hat die Magie.

Das Hirn, den Mut und die Magie —:
Zweifelt ihr noch, dass in diesem Menschen
(der mir, bevor ich Verse von ihm hörte, ein
weiss der Deibel gleichgültiger Staatsangehöriger
war) der grösste deutsche Gedichtschreiber
steckt?

In einigen Wochen erscheint von Ernst Blass bei
Richard Welsbach-Heidelberg „Die Strassen komme ich
entlang geweht“ (mit kundgeblichen Vor-Worten); ein
Gedichtband.

Aphorismen

Aus dem Nachlass von Max Steiner

Man erweckt die Toten, indem man von ihnen
lernt.

Als der verständigste Mensch den verständigsten
Augenblick hatte, wünschte er sich, den Ver-
stand zu verlieren.

Der menschliche Geist hat das Recht, das Ab-
surde anzunehmen, wenn er dadurch zum Ver-
nünftigen gelangen kann.

Jeder Optimismus widerlegt sich selbst durch
seine Vergänglichkeit.

Die Entrüstung ist eine Dame, welche stets ihre
Visite abstattet, wenn sich die Argumentation
verabschiedet hat.

Fünf Gedichte

Von Ernst Blass

Der Dichter

O ihr Smaragden all in meiner Krone!
Ich fahre durch die grau-verschwommene Enge
Mit schiefem Munde. Nirgendwo ich wohne.
In meinen Ohren sausen die Gesänge.

Unruhe bringt mich manchmal fast zum Weinen.
Kopfschmerzen sitzen tief in meinem Auge.
Ach dass mein Blick noch einmal dazu taue,
Den Glanz zu sehn von meinen Edelsteinen!

Vormittag

Den grünen Rasen sprengt ein guter Mann.
Der zeigt den Kindern seinen Regenbogen,
Der in dem Strahle auftaucht dann und wann.
Und die Elektrische ist fortgezogen

Und rollt ganz ferne. Und die Sonne knallt
Herunter auf den singenden Asphalt.
Du gehst im Schatten, ernsthaft, für und für.
Die Lindenbäume sind sehr gut zu dir.

Im Schatten setztst du dich auf eine Bank;
Die ist schon morsch; — auch du bist etwas
krank —
Du tastest heiter, dass ihr nicht ein Bein birst.

Und fühlst auf deinem Herzen deine Uhr,
Und träumst von einer schimmernden Figur
Und dieses auch: dass du einst nicht mehr
sein wirst.

Vor ein paar Monaten . . .

Ich will in mein Zimmer gehn und mich da-
rauf besinnen,
Wie ich vor ein paar Monaten zu dir stand:
Wir kamen immer freundlich zusammen —
Mein Herz starrte dich an, unverwandt.

Ich liebte dich ganz besinnungslos,
Dumpf wütend, ohne Hoffnung (— und so voll
stummen Geflehs)

— — — — —
Rauschgoldnes Licht und Stimmengetos
Schwamm schwer in den Cafés. . .

Entfremdung

Könnte ich soweit genesen,
Dass wir nie uns wieder kränken!
Könnt ich nur an die Zeit denken,
Wo du gut zu mir gewesen,

Wo ich dich begleitet habe . . .
Einst . . . Die Nacht war schon „türkisen . . .“
Spät durch Strassen wie durch Wiesen
Streifte, ein verliebter Knabe . . .

Könnt ich doch Erinnerungsklänge
Unverdorben daran wahren,
Wie einst die Caféhaussänge
Jungerblühte Rosen waren!

Ende

Glashaft und stier werde ich fortgetragen
Von Schritten, die im Takt nach vorne fliehn.
Und immer wieder steinern dampft Berlin,
Wo Wagen klingelnd durch den Abend jagen.

Schaufensterhelle. Menschen schwarz wie Rauch
Im gelben Licht, von dem die Strasse trieft.
Und alles zieht sich hin, ein fester Brauch.
Verleger kommen schmatzend und vertieft.

Und Mädchen tun, als sein sie ewig hier,
Und ruhig läutet fort die Strassenbahn . . .
Was will denn diese ganze Qual von mir?
Ich habe keinem Menschen was getan! . . .

Von Bogenlämpchen bläulich-weisser Schimmer.
Dünnkaltetes Fieber. Wildnis, die gefriert.
In einem Riesenhalbkreis sitzend immer
Sind Lesbierinnen, gross und marmoriert.



ARTHUR DREY: BILDNIS DES ERNST BLASS

Oktobernacht

Schon kam die Erde mit den schönen Bäumen
Dem Winter nah, der alles Grün verschluckt.
Oktober wird, wo uns das Hirn noch juckt
Von überroten, klaren Sonnenträumen.

Wir Planetiden. Dunkelheiten schäumen
Novemberher. Die Erde friert und duckt
Sich vor dem Mond, aus dem ein Leuchten zuckt
Und duftweiss flimmert an den Wolkensäumen.

Der gelbe Herbst, in seinem Mantel aus Regen,
Kommt von den Wäldern, ein befleckter
Schlächter.
Laub liegt wie Blut auf sonst besonnten Wegen.

Dann kann es sein, eines der Rinder schreit
Lange zum Mond. Der zuckt und leuchtet matter
Durch laute Bäume in die Dunkelheit.

Peterswalde Paul Boldt

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[11. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Sechzehntes Kapitel

Bebuquin trat steif in die neblige Nacht. Die Reflexe der Bogenlampen stürmten durch die Baumäste und schwammen wie breite opalisierende Fische in dem nassen Boden. Bebuquin stand ein Ausrufezeichen. Er lief, rannte durch eine Prozession irgendwelcher neuen Sektierer; verschiedene Messiasse, dekorative junge Mädchen rannte er um; es galt, in den Zirkus zu gelangen. Er musste aus sich Aeusserungen solcher künstlichen unlogischen Bewegungen abzwängen, um zunächst die Physik mit der Kraft seines absterbenden Akts zu widerlegen.

Er ging in eine Loge des Zirkus.

Etwas Sonderliches geschah.

Während eines Radlertriks fuhr eine spiegelnde Säule in die Arena, blitzend; eine Flötenbläserin ging nebenher in einer Nonnenkutte. Die Bürger sahen sich darin, bald strahlend übergross, bald verzerrt, diese Spiegel zwangen, immer wieder hineinzuschauen. Mäuler schluckten die Arena, und die Finsternis aufgerissener Gurgeln verdunkelte sie. Die Blicke versuchten, die hohe Spiegelsäule zu durchbrechen. Ein Weib stürzte aufgewölbten Rocks hinunter unter dem Druck des neugierigen Staunens. Eine Galerie brach durch, inmitten die Spitzen der un-

ermüdlischen Finger der Bläserin und die Spiegel, die mit dem Schatten der andern sprechend tanzten. Die Säule trat in die Schatten geschwungenen Sprunges.

Die Menschen verwandelten sich in sonderliche Zeichen in den Spiegeln; das Publikum wurde leise irrsinnig und richtete in drehendem Schwindel seine Bewegungen nach 'denen der Spiegel; um die Spiegel sausten farbige Reflektoren.

Eine innerste Dunkelheit, ein Lichtblitz, der in die Mauer zurückfuhr, eine Anzahl sprang von den Gallerien.

Ein junger Mann fuhr zur Decke ins Freie hinaus.

„Bagage“ rufend.

Das Publikum raste weiter, die Verzerrung für wahr haltend.

Bis in die öde Frühe.

Die Paralyse zog in die Stadt ein.

Mehrere Eisenbahnwaggons hielten mittags vor dem Zirkus.

Im friedlichen Sonnenschein sortierte man die Toten aus.

Dann verlud man die Irren.

In der Stadt war ein halb Jahr Fasching. Bürger leisteten Bedeutendes an Absurdität. Ein grotesker Krampf überkam die meisten. Ein bescheidener Spass war's, sich gegenseitig die Hirnschale einzuschlagen. Die Raserei wurde dermassen schmerzlich, dass man begann zu töten.

Man begann mit einem Alten, der als Pierrot angezogen an einem Wegweiser bei den Füßen aufgehängt wurde.

Ein Mädchen, das noch einen Rest Vernunft besass, schrie, „hier stirbt der Allmensch“ und bat, sie gleichfalls zu hängen; denn sie sei Mörder und Gehängter schon ohnehin, dank ihrer ethischen Sensibilität.

Sie wurde unter nicht unbedeutenden Greueln beinlings gehängt. Jedoch verübelte man ihr, dass sie keine gute Unterwäsche trug. Verschiedene Messiasse traten mit Erfolg auf, Messiasse der Reinheit, der Wollust, des Pflanzenessens, des Tanzes, hypnotisierende Messiasse und einige andere. Hatte man genug Anhänger, so wurde die Sache langweilig. Ueberlebte Messiasse verwandelte man in Redakteure, zumal ihnen Sensation geläufig war. Die neue Weltanschauung kristalisierte sich zur Ziege, die ein Bein gebrochen hat.

Vor dem Fenster Bebuquins tauchten einige Irre auf. Er neigte sich heraus, die Glatze von der

Mittagssonne beleuchtet. Die Fratzen sprangen am Fenster hoch wie Gummibälle, einer schrie „Gib uns wieder zurück, lass uns heraus, nimm die Spiegel weg,“ denn der gleissende Schrecken der Spiegel hing über der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

Karin Michaelis, Treu wie Gold. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane). (S. Fischer, Verlag, Berlin). Pappband Mk. 1.—, in Leinen Mk. 1.25.

Der Roman „Treu wie Gold“ umschliesst in einem Einzelfall die Ehe tragödie einer ganzen Schicht. Es wird die Ehe der Seeleute geschildert, die, oft am Tage vor der Abfahrt geschlossen, um am nächsten getrennt zu werden, wesentlicher für den Ausfahrenden seelischen Ankergrund als die Verknüpfung zweier Menschen bedeutet. Der Kapitän Svarrer befährt mit einem Frachtschiff seit Jahren die südlichen Küsten Europas. Schrecklicher als die Gefährlichkeit des Berufs und die Unerreichbarkeit des Entfernten peinigt und zerstört die zurückbleibende Frau eine krankhaft gesteigerte Angst um die Treue des Mannes. Unter dem Druck der unheilvollen Atmosphäre entsteht die Tragödie. Die Tochter, ein eben gereiftes, unschuldvolles Mädchen, folgt, um der Mutter die Angst zu nehmen, ihrem Vater auf die Fahrt. Vernichtet kehrt sie zurück, sie hat gesehen, begriffen und ist selbst zerstört. Sie hat die Leidenschaft der Männer gesehen, die lange Zeit allein auf der See sind, die Verlockungen der Hafenstädte, die ungehemmten Begierden, die Ausschreitungen der Sinne, und hat alles entsetzlich und doch so begreiflich gefunden. An der Mutterschaft, die ihr der Schiffskoch in einem unbewachten Augenblick wider ihren Willen aufzwang, zerbricht sie nach ihrer Heimkehr.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheunungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

EINAR HYOERLEIFSSON. Die Uebermacht. Roman (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geb. Mk. 1.—.

HERMANN BAHR. Inventur. Essays. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. Mk. 1.—.

Zeitschriftenschau

DER TUERMER. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grothuss. Vierteljährlich (3 Hefte) Mk. 4.50, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Oktoberheftes: Elisabeth Diakonoff. Das Tagebuch einer russischen Studentin. — Sein Bild. Von Clotilde Brettauer. — Dinge, die man nicht sagt. Von Dr. Karl Nötzel. — Eine Reise ins Weltall. Von Georg Korf. — Gibt es Prophezelungen? Von Dr. Max Kemmerich. — Schule in Anklage. Von Dr. Niemeyer. — Türmers Tagebuch u. a.

KAIN. Herausgeber Erich Mühsam. (Kain-Verlag, München) Das Septemberheft enthält: Verbrecher und Gesellschaft; Speidel; Tagebuch; Parsifal; Vollmarasmus u. a. Das Heft kostet 30 Pfg.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 38: Versuchung. Von Christian Morgenstern. — Hülsen und Sternheim. Von S. J. — Antwort an Theodor Lessing. Von Max Brod. — Der standhafte Prinz. Von Erich Mühsam. Die „Schaubühne“ kostet: 40 Pfg.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nummer 44 enthält: Alfred Kerr: Walther Rathenau. — Ludwig Rubiner: Attentat in der Rue — — — Vindex: Petroleumkampf. — Kerr: Professor Gurliitt u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

An unsere Leser

Mit dieser Nummer schliesst das dritte Quartal. Soll in der Zustellung keine Unterbrechung stattfinden, so muss das Abonnement sofort erneuert werden.

Ankündigung

Im nächsten Quartal veröffentlicht die AKTION einen Roman von René Schickele. Carl Einsteins Roman wird in unserem Verlage als Buch erscheinen. Das broschiierte Exemplar kostet Mk. 3.—, das gebunden Mk. 5.—. Vorbestellungen schon jetzt erbeten.

Verlagsabend-

A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf, Montag, den 7. Oktober 1912, abends 8¼ Uhr, Potsdamer Strasse 118 c, in den Räumen der Buchhandlung von Reuss & Pollack. Programm: Alfred Richard Meyer, Aus dem Fürst Pückler-Muskau-Buch. — Paul Zech, Aus den unveröffentlichten Versbüchern „Die Brücke“ und „Zwischen Russ und Rauch“. — Else Hadwiger, Uebertragungen futuristischer Dichtungen von F. T. Marinetti. — Resi Langer, Frank Wedekinds Schäferspiel Felix und Galathea. U. a. — Einladungskarten nur durch A. R. Meyer, Wilmersdorf, Waghäuserstr. 8.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Zum Chemnitzer Parteitag / * * *: Die sozialsteindenden Bürger / Ferdinand Hardekopf: Auf der Bank; ein Referat / Paul Boldt: Hunger / Rudolf Kayser: Venezianisches Gedenken / Kurt Hiller: In eigener Sache / Max Herrmann: Vorstadtmorgen / Alfred Lichtenstein: Interieur / Hellmut Wetzel: Der einsame Morgen / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Darf der Nationalliberale Gerhard Hildebrand? / Herr Herrmann Bahr / Kulturfortschritt / Literarische Neuerscheinungen / Zeitschriftenschau / John Höxter: Napoleon (Zeichnung).

INHALTS-VERZEICHNIS DES DRITTEN QUARTALS 1912

Mohamed Aischin. Türkische Freiheitskämpfe	1029	Der Park	1076
Anonym. Rousseau	837	Marie Holzer. Drei Töchter	851
G. E. Lessing	1043	An die Künstler	935
Die sozialistenden Bürger	1191	Das Automobil	1072
Herr Hermann Bahr	1193	Liebe AKTION	1174
H. F. Bachmair. Zu Wedekinds Lyrik	855	John Hoexter. Bildnis des Napoleon (Zeichng.)	1201
Oskar Baum. Das Fallen	855	Jean Jaurès. Sterben die Nationen?	999
Johannes R. Becher. Die Wartenden	879	F. K. Die Blutgeschichte der römischen Kirche	1095
Lucian Bernhard. Max Brod (Zeichnung)	1075	Rudolf Kayser. Ein Band Novellen	878
Alexander Bessmertny. Dem Meister	1110	Venezianisches Gedenken	1198
Ernst Blass. Georg Heym	882	Willy Küsters. Nocturno	1041
Nehmen Sie jrotesk	973	Rudolf Leonhard. Lied des Abtes	844
Ueber Max Brod	1073	Alfred Lichtenstein. Fünf Gedichte	1005
Kondorkritiker Bab	1162	Die Gummischuhe	1137
Fünf Gedichte	1231	Die Nacht	1165
Paul Boldt. Drei Gedichte	880	Interieur	1203
Der Turmsteiger	914	Literarische Neuerscheinungen. 857, 890,	
Liebesmorgen	914	920, 952, 983, 1015, 1049, 1080, 1112, 1207, 1237	
Kornfelder	943	Rolf Wolfgang Martens. Klinische Lyrik	1106
Nacht für Nacht	977	Paul Mayer (Bonn). Marats Tod	1166
Sommergarten	1042	Multatuli. Die Frau und die Gesellschaft	1226
Nächtige Seefahrt	1138	Mynona. Ostwald, Harnack, Haeckel	904
Hunger	1206	Victor Noack. Der Kientopp	905
Oktobernacht	1235	Max Oppenheimer. Bildnis des Carl Einstein	
Max Brod. Unmodernes Prag	944	(Zeichnung)	1010
Gespräche am Strande	1039	Franz Pfemfert. Die moralische Zwischenstufe	840
Arthur Drey. Pierrot	1105	Der Feuerbursch	876
Bildnis des Ernst Blass	1233	Appell an die Scham	901
Carl Einstein. Bebuquin 885, 915, 949, 979, 1007,		Nichts gegen die Presse	997
1047, 1078, 1110, 1142, 1171, 1203.	1235	Aachen	1061
Revolte	1093	Das angebliche „Berliner Tageblatt“	1102
Anmerkungen	1223	Herr Gnrlitt, der Rebell	1125
G. Fuchs. Sabotage in Deutschland	869	Traub	1157
Volksversicherung und Sittlichkeit	968	Zum Chemnitzer Parteitag	1191
Glossen. 842, 876, 910, 939, 971, 1000, 1038, 1068,		Die Kleinbürger von Chemnitz	1221
1133, 1159, 1193		Otto Pick. Der Damenimitator	978
Rudolf Grossmann (Paris). Pascin bei der		Aristide Pratelle. Das Leben in Freiheit	1003
Arbeit (Zeichnung)	1135	Alexandra Ramm. Zu einer Novelle von	
Dr. jur. Halpert. Zum Zeugniszwangsverfahren	1035	Moritz Helmann	1137
Ferdinand Hardekopf. Auf der Bank. Ein		René Schickele. Aus einem verwehten Sommer	1041
Referat	1196	Schopenhauer. Gegen den Pantheismus	919
Emmy Hennings. Aether	1042	Walter Serner. Gegen den Futurismus	850
Max Herrmann. An eine Jüdin	913	Pascin, der Zeichner	1135
Im Krankenhaus	977	Ernst Stadler. Novellistik	844
Nächtliche Heimkehr	1042	Max Steiner. Aphorismen	1231
Der ewige Student	1070	Christian Vogel. Ueber Max Steiners Nach-	
Vorstadtmorgen	1206	lasswerk	1104
Gustave Hervé. Die Wirkungen des Patrio-		Vornotizen. 858, 922, 952, 984, 1015, 1050, 1080,	
tismus	839	1144, 1207	
Wir Antipatrioten	933	Hellmuth Wetzel. Ikariden	1109
Kurt Hiller. Apfelsinensozialismus	912	Der einsame Morgen	1200
Kondorkritiker Lissauer	942	R. K. Werdermann. Die Klassiker und die	
Zu Brods „Arnold Beer“	973	Verleger	1166
Kondorkritiker Lautensack	1002	Alfred Wolfenstein. Zwischen den Tagen	881
Legende	1077	Fünfundzwanzigjähriger	882
An Mosses Oberkorrektor	1101	Herrenhaus der Zukunft	966
In eigener Sache	1196	Wider die Damen	1063
Ernst Blass	1229	Zeitschriftenschau. 858, 890, 922, 952, 984,	
E. F. Hoffmann. Hochsommer	910	1016, 1050, 1080, 1114, 1145, 1176, 1207	
Sängerfest	941	Cheskel Zwi. Die Emanzipation der Kinder	1065

Die Aktion

H/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 40

INHALT

Kurt Hiller	Professor Kahl und die Todesstrafe
Carl Einstein	Ueber den Roman
Alfred Wolfenstein	Zum Frauenkongress in München
Peter Baum.	Nun schweig
Paul Boldt	Die Liebesfrau
Spinoza	Gedanken- und Redefreiheit
Carl Einstein	Bebuquin (Roman)

Der angebliche Engel — Wir wollen umsatteln — Zwei Urteile —
Sie können vor Kraft nicht laufen — Mystische Politik — Das
„Deutsche Schauspielhaus“ — Zum Friedenskongress — Literarische
Neuerscheinungen — Vornotizen — Zeitschriftenschau.

John Höxter: Spinoza (Zeichnung).

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

H R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 40 :: 2. Oktob.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Beistellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

PROFESSOR KAHL UND DIE TODESSTRAFE

Von Kurt Hiller

I.

Der Deutsche Juristentag, dessen Beschlüsse nicht ohne Einfluss auf die Gesetzgebung bleiben, hat sich mit 470 gegen 424 Stimmen für Beibehaltung der Todesstrafe entschieden. Dies trotz brillanter Dialektik des Wieners Warhanek und des Kielers Liepmann. Die Schuld trägt ein berlinischer Mandarin, der Geheime Justizrat Professor D. Dr. Wilhelm Kahl, dessen These und Rede dem Beschluss zugrunde lag.

II.

Wer ist Wilhelm Kahl? Zweifellos ein Ehrenmann; aber, zum Teufel, man gewöhne sich's endlich ab, titulierte Vielwesser, die ihren Mangel an Tiefe, geistiger Beweglichkeit, Kultur, Künstlertum . . durch Würde-Tritt auszugleichen bemüht sind, so zu behandeln, als seien es Respektspersonen. Herr Wilhelm Kahl, in all seiner unvorbestraften Quisquilienkundigkeit, hat zum europäischen (oder auch nur deutschen) Geist die Beziehungen eines beliebigen Droschenkutschers. Herr Wilhelm Kahl ist weiter nichts als ein Gulbranssonmodell, ein in seinem Ernste ulkiger Wotan, ein kullig-grimmiger Examensdrache. Auf seine Brille, seinen Bart und seinen Siegelring, vor allem auf das sittliche Schmalz, in das er die Ergebnisse seiner Gesässigkeit beim Vortrag einzutauchen pflegt, fallen natürlich die tumben Scholaren rasch hinein, und allzu leicht macht man ihm daher den Irrtum, sich selber wichtig zu nehmen. In Wahrheit hat er, durch die Fadheit und Logik-

ferne seines Positivismus, Erkleckliches zur Entgeisterung des deutschen Wissenschaftsbetriebes beigetragen. Hohl sind seine diversen Pathosse; seine Lehrmeinungen Leermeinungen; und jeder junge Mann, der denken kann, darf sich, auch falls ihm nicht alle Bullen und Breven geläufig sind, diesem Gelahrtenhädel ohne Cerebrum herzhafte überlegen fühlen. (Es erschöpft sich in einem Bilde meiner Erinnerung der ganze Kahl: Wie er, gleichsam die äussersten Arcana sibyllinisch enthüllend, entrüstungsschwanger zugleich und brausend-hochgefühlig donnerte: „Die pseudoisidorischen Dekretalien, meine Herrren, sind zwar nicht von der grössten weltgeschichtlichen, aaber von der allergrössten quuellengeschichtlichen Bedoitung!“ . . . brausend, ozeanend, religionsstifterisch; in einem Bassbuffo wie Gott zu Moses; doch auf dem dräuend erigierten Zeigefinger bebte der Siegelring.)

III.

Eingeräumt, dass, auch nach Anhörung einiger plattliberalen Humanitätsphrasen, das Problem „Todesstrafe oder nicht?“ erörterbar bleibt —: so ändert dies wenig an dem Nonsens-Charakter des Argumentes, das Kahl für ihre Beibehaltung vorbringt. „Der notwendige und ausreichende Rechtfertigungsgrund für den einstweiligen Fortbestand der Todesstrafe“ ist ihm: die dahingehende „Volksbberzeugung“.

Das klingt . . nun wie klingt es im ersten Moment? Gut demokratisch. Aber man gehe nicht auf den Leim! Demokratalnde Mandarine sind

immer verdächtig. Tatsächlich ist „volkstümliche Rechtsüberzeugung“, früher (als man noch mulmiger hegelisierte) „Rechtsbewusstsein des Volkes“ genannt, ein uraltes Requisite aus der Absurditätenkammer der Historischen Schule. Die „volkstümliche Rechtsüberzeugung“ war von jeher das zu sämtlichen Schandtaten bereite Faktotum der Gesetzgeberiche, welches immer dann in Funktion treten musste, wenn irgendwelche Petrefakte zu konservieren waren. Mit ihm lässt sich wahrhaftig jedes Gesetz rechtfertigen.

Man mache sich die Hohlheit dieses Begriffs (dieses Un-Begriffs!) nur einmal klar. „Volkstümliche Rechtsüberzeugung!“ Worin wohl sollte sie sich aussprechen? Wie sollte sie sich feststellen lassen? Durch ein Referendum vielleicht? Dann wäre erst die Frage zu lösen, welche Staatsangehörigen das „Volk“ denn bilden? Wer alles an dem Plebiszit sich zu beteiligen hätte? Die Weiber ebenso wie die Männer? Die Kranken gleich den Gesunden? Wären bloss die noch Unentwickelten, die Kinder, auszuschliessen? Oder auch die Rückgebildeten, Herr Professor, die Greise? Wo müsste die Grenze liegen? Wären, insonderheit, nur die nachdenklichen Leute zuzulassen? Oder auch jene rein vegetativen, die sich des Verbrechens einer „Rechtsüberzeugung“ überhaupt nicht schuldig gemacht, die niemals Gelegenheit genommen haben, über das fragliche Thema Reflexionen anzustellen? Und die daher jamais de leur vie ihrer Ueberzeugung, sondern dem Willen des suggestivsten Agitators (zum Beispiel des Pfaffen) Ausdruck verleihen würden? Wären diese Vegetativen zur Abgabe ihrer Stimme etwa gar zu zwingen? Müsste überhaupt, um ein getreues Porträt der „Volksanschauung“ zu ergeben, die Abstimmung obligatorisch sein? — — Man sieht: ein Rattenkönig von Problematizitäten: so dass selbst ein Referendum über solche Dinge wie „Volksüberzeugung“ nur unzulängliche und stets anfechtbare Auskunft erteilen könnte. Ausserdem aber liegt im Falle der Todesstrafe eine Volksabstimmung gar nicht vor; und wer hier von „volkstümlicher Rechtsüberzeugung“ spricht, hat seine Kenntnisse notwendig anderswoher bezogen. Woher? Da er persönlich die fünfundsiebzehn Millionen Deutschen weder inquiriert haben wird noch kann, so bleibt als einzige Quelle seiner Information das positive Recht übrig; mithin: weiland ein Parlamentsbeschluss. Abgesehen nun von der Streitfrage, ob der Deutsche Reichstag in Wahrheit eine Volksvertretung (o Perversion der Wahlkreiseinteilung!

o Wegfall jeder Proporzidee!) und ob sein Votum allemal eo ipso Ausdruck der „volkstümlichen Rechtsüberzeugung“ sei (was bei diesem Anlass zu behaupten, jedenfalls von hervorragender Abgeschmacktheit wäre, — da ja die Todesstrafe bisher noch von keiner Partei für wahlparolenreif befunden ward, das „Volk“ also noch bei keiner Wahl sich zu diesem Problem zu äussern Gelegenheit hatte) —: so würde doch dem Beschlusse eines Parlaments immer bloss die Rechtsüberzeugung des zeitgenössischen Volkes zu entnehmen sein; als welche in zweiundvierzig Jahren beileibe sich ändern kann. Aus dem verfassungsgemässen Zustandegekommensein eines Paragraphen zu folgern, er sei beizubehalten, weil ohne Uebereinstimmung mit der Volksüberzeugung er eben nicht verfassungsgemäss zustandegekommen wäre —: das ist ein Analogieschluss lächerlichster und verderblichster Art; ein Denkfehler, dessen brute Quietistik Normenkritik, Rechtsumgestaltung überhaupt nicht zulässt. Aber so ist die Historische Schule: sie leitet das Seinsollende fröhlich aus dem Seienden ab; und, wenn es sein muss, sogar aus dem Nichtseienden.

Im übrigen: welch eine Demagogie! Denn gesetzt selbst, die „volkstümliche Rechtsüberzeugung“ wäre weder ein verkorrter Begriff noch ihr besonderer Inhalt hier zweifelhaft —, so würde es doch auf elendeste Volksverführung hinauslaufen, ein Gesetz, dessen Grausamkeit, Unzweckmässigkeit oder Entbehrlichkeit man erkannt hat, lediglich deshalb aufrechtzuerhalten, weil die Instinkte der Menge das verlangen. In solchem Fall haben die Geheimräte die Pflicht, die verkehrte „Volksüberzeugung“ umzumodeln. Wo das Vernünftige im Gegensatz zum Volkstümlichen steht, kommt es darauf an, die Vernunft zu popularisieren; nicht: das Populäre an die Stelle der Vernunft zu setzen. Eine „Intelligenz“, welche wisper: Ich habe die Massen nicht zu leiten, sondern mich ihnen zu unterwerfen, . . . entmannt sich und bekennt sich als überflüssig.

IV.

Die Todesstrafe aufrechterhalten zu wollen mit dem Hinweis auf die „volkstümliche Rechtsüberzeugung“, ist mithin aus dreifachem Grunde Unsinn:

Erstens gibt es keine „volkstümliche Rechtsüberzeugung“.

Zweitens, falls es eine gäbe, wüssten wir gar-

nicht, ob sie wirklich die Beibehaltung der Todesstrafe zum Inhalt hat.

Drittens wäre eine „volkstümliche Rechtsüberzeugung“ solchen Inhalts ohne jeden legislativen Belang!

Glossen

Wir werden umsatteln

Die AKTION befand sich also doch auf dem Holzwege. Sie stand dem deutschen Leben und dem deutschen Kulturvolk verständnislos gegenüber. Aber jetzt, nach zwei Jahren, habe ich endlich heraus, was eine Wochenschrift braucht, um Erfolge zu erringen. Ich wusste nichts, gar nichts davon, und inzwischen hat „der geistige und materielle Aufschwung . . . eine Schicht von Leuten gezeitigt, denen Musse und Mittel gestatten, Interesse für — (nu? für Kultur? Geistigkeit?) für Luxus, Sport und Komfort zu entfalten. Die so erhöhte Lebensführung macht sich . . .“ Wer etwa an die Rek'ameschrift einer Klosettfirma denkt, ratet daneben. Denn bald fällt das Wort „ . . . wie Balzac sagt . . .“ und überhaupt. „Internationale Künstler, denen der Ruf der Eleganz vorausgeht“ winken. Und dann: „Inhalt der Hefte . . . Alte Dinge in neuer Form . . . fein pointierte Plaudereien ohne akademischen Ehrgeiz, ohne seriöse Grübeleien, Worte, die die Oberfläche der Dinge streifen und sie in graziöser Lässigkeit wiedergeben wie sie eben sind. Jenseits von Gut und Böse. Es existiert hier nur das, was irgendwelche Beziehungen zur eleganten Welt aufweist. Sei es nun in der Gesellschaft oder . . .“ Mit einem solchen Programm kann man im Lande der Dichter und Denker „in einem halben Jahre 25 000“ Leser finden. Wir werden also umsatteln, Freunde.

Sie können vor Kraft nicht laufen

Während die Mehrzahl der sozialdemokratischen Parteiorgane mit Chemnitz zufrieden ist (selbst die Leipziger Volkszeitung und die Bremer Bürgerzeitung weichen nur unwesentlich von der Lobschablone ab), schreibt die „Erfurter Tribüne“ unter dem treffenden Titel „Die Angst vor der eigenen Courage“:

„ . . . Es hat alles in Zugeständnissen an die Ruhededürftigen und in Kompromissen geendet. Der Parteivorstand, dem in Jena der Vorwurf der mangelnden Regsamkeit gemacht worden ist,

darf sich eines vollen Sieges über alle Nörgler rühmen. Wir sind einiger denn je; aber es ist nicht die Einigkeit der Charakterstärke und Grundsatzfestigkeit, sondern eher die Einigkeit, die das Harte und das Weiche, die die Gegensätzlichkeiten mit gleicher Liebe umschliessen will. Unsere Stärke beruhte bisher darauf, dass uns über aller Tagesarbeit ein hohes Ziel lockte; jetzt haben wir genug mit dieser Tagesarbeit zu tun, aus dem lockenden Ziel ist ein prunkendes Prozessionsbanner geworden. . . .

. . . Alles in allem: Der Parteitag von Chemnitz hat redlich gearbeitet, er hat äusserlich genommen, das ihm aufgetragene Pensum mit Fleiss erledigt. Aber wir vermissen bei ihm den sozialistischen Geist, der unsern Tagungen von den Kongressen bürgerlicher Parteitage früher ausgezeichnet hat. In aller Angst um die Wiederholung der Dresdener Lärmszenen übersehen wir, dass der Dresdener Parteitag uns einen ausserordentlichen Gewinn in der theoretischen Vertiefung, in der praktischen Festigung gebracht hat. Je mehr Parteitage der blossen Tagesarbeit wir bekommen, desto schneller nähern wir uns dem Punkt, der unsere Partei als alt und der Ruhe bedürftig erscheinen lässt.“

Zum Friedenskongress

Wer einen Menschen mordet, wird zum Verbrecher, wer Tausende ums Leben bringt, ein Held.
Bishop Portens.

Um was streiten denn diese winzigen Lebewesen? Um ein winziges Klümpchen Schmutz, so gross wie eure Faust, antwortete der Philosoph, und keiner von den Millionen Menschen, die einander morden, legt den geringsten Wert auf dies Klümpchen Schmutz. Es handelt sich nur darum, ob dies Klümpchen dem gehören soll, den man Sultan nennt, oder dem, den man Zar nennt. Und dabei hat weder der eine noch der andere je dies Klümpchen Erde gesehen, und von den Lebewesen, die sich gegenwärtig hinmorden, hat niemand je das andere gesehen, um dessentwillen sie sich morden. Die Unglückseligen, rief der Sirier, kann man sich eine so sinnlose Wut vorstellen? Ich hätte Lust, drei Schritte zu tun, um den ganzen Ameisenhaufen dieser lächerlichen Mörder zu zertreten. Gebt euch nicht die Mühe, ward ihm zur Antwort, sie arbeiten selbst an ihrer Zerstörung. Uebrigens, nicht sie sollte man strafen, sondern

die Barbaren, die zum Totschlag die Menschen zwingen und Gott dafür feierlich zu danken befehlen.“ Voltaire (Gespräch zwischen einem Siriusbewohner und einem Erdbewohner).

Bei dem Begriffe des Völkerrechts als eines Rechtes zum Kriege lässt sich eigentlich gar nichts denken (weil es ein Recht sein soll, nicht nach allgemein gültigen äusseren, die Freiheit jedes einzelnen einschränkenden Gesetzen, sondern nach einseitigen Maximen durch Gewalt, was Recht sei, zu bestimmen) es müsste denn darunter verstanden werden: dass Menschen, die so gesinnt sind, ganz recht geschieht, wenn sie sich untereinander aufreiben, und also den ewigen Frieden in dem weiten Grabe finden, das alle Gräuel der Gewalttätigkeit samt ihren Urhebern bedeckt.

Trachtet allererst nach dem Reiche der reinen praktischen Vernunft und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch euer Zweck (die Wohltat des ewigen Friedens) von selbst zufallen.

Die Vernunft verdammt vom Throne der höchsten moralisch gesetzgebenden Gewalt herab den Krieg als Rechtsgang schlechterdings und macht den Friedenszustand zur unmittelbaren Pflicht. Nach einem beendigten Kriege, beim Friedensschlusse, möchte es wohl für ein Volk nicht ungeschicklich sein, dass nach dem Dankfeste ein Busstag ausgeschrieben würde, den Himmel im Namen des Staates um Gnade für die grosse Versündigung anzurufen, die das menschliche Geschlecht sich noch immer zuschulden kommen lässt, sich keiner gesetzlichen Verfassung im Verhältnis auf andere Völker fügen zu wollen, sondern stolz auf seine Unabhängigkeit lieber das barbarische Mittel des Krieges (wodurch doch das, was gesucht wird, nämlich das Recht eines jeden Staates, nicht ausgemacht wird) zu gebrauchen. — Die Dankfeste während dem Kriege über einen erfochtenen Sieg — — stehen mit der moralischen Idee des Vaters der Menschen in nicht minder starkem Kontrast; weil sie ausser der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie Völker ihr gegenseitiges Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viel Menschen oder ihr Glück vernichtet zu haben.“

Kant (Zum ewigen Frieden).

Mystische Politik

In einer Vereinsversammlung der Fortschrittler zu Berlin liess sich auch Herr Kaempf hören.

Was er da dunkel raunte, soll festgenagelt werden, weil es . . . bezeichnend ist:

„. . . Der Bund der Landwirte behauptet, es bestände keine Fleischnot. Das Oeffnen der Grenzen habe gar keinen Zweck. Warum öffnen sie denn nicht die Grenzen? Ich habe mir aus bestimmten Gründen bisher gewisse Rücksichten auferlegen müssen. Bei einer so kapitalen Frage la'te ich mich für verpflichtet, jede Rücksicht fallen zu lassen. Ich nehme keinen Anstand, zu erklären, dass ich in dieser Frage . . . auf dem Boden des Programms der Fortschrittlichen Volkspartei stehe. Ich bitte Sie, die Versicherung hinzunehmen, dass ich die Interessen der Allgemeinheit wahrzunehmen nicht aufhören werde, und dass ich alle anderen Interessen hintenanstellen werde. (Dauernder Beifall).“

Der „dauernde Beifall“ soll ein bedauernder Beifall gewesen sein. Die kapitale Frage liess den altersschwachen Herrn einen kapitalen Bock durch Fehlschuss erlegen. Herr Wiemer konnte die Klarheit der mystischen Kaempfer-Worte nicht umnebeln, wenn er auch mit Phrasen verschwenderisch umging und als Bezirksheld faselte:

„Wir können mit Stolz darauf hinweisen, dass wir gegenwärtig die geschlossenste und einheitlichste Partei in Deutschland sind. . .“

Zwei Urteile

Vor dem Kriegsgericht zu Breslau wurden die Ausschreitungen auf dem Truppen-Uebungsplatze in Neuhammer, die sich gegen einen Wachtmeister richteten, verhandelt. Von den fünf Mann, die sich wegen „militärischen Aufruhrs“ bzw. gemeinsamer Körperverletzung zu verantworten hatten, erhielt einer 8³/₄ Jahr, ein zweiter 2 Jahre Gefängnis. Der dritte wurde wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung mit sechs Monaten Gefängnis bestraft, die beiden andern wurden freigesprochen.

Vor dem Kriegsgericht zu Braunschweig stand der Sergeant Spörke wegen Misshandlung Untergebener. Spörke wurde vom Anklagevertreter als ein Mann bezeichnet, der eine fanatische Lust am Quälen und Schikanieren der Soldaten hatte. Es gab fast keinen Mann in der Kompagnie, den Spörke in seiner Eigenschaft als Kammerunteroffizier nicht auf das Gemeinste beschimpft, misshandelt und gepeinigt hätte. Der Angeklagte konnte seine systematische Schindertätigkeit ungestört mehrere Jahre fortsetzen. Erst als ein Soldat, um den teuflischen Quälereien zu entgehen, Selbstmord verübte, kam der Stein ins Rollen. Der Angeklagte wurde zu einem Jahr Gefängnis und Degradation verurteilt.

Der angebliche Engel

reimt im Zugabeblatt des „B. T.“ über „Die Heiligen unserer Tage“. Mit der Ahnungslosigkeit, die ein hervorragendes Kennmal dieses Herrn ist, witzelt er über Papst, Oberkirchenrat und Ledebour. Man könnte diese Dummheit übergehen, wäre nicht in diesem Gedicht eine Strophe sorgsam unter den Tisch gefallen. Hier ist der ungedruckte Vers:

Ich trage die Fackel!
Ich hüte das Licht!

Ich stehe dem Börsen-Freisinn vor.
Ich bin das politische Weltgericht.
Die Völker beben — spricht Theodor.
Es stürzen Minister, wenn ich mich betät'ge.
Der Gassenjunge der Freiheit rückt an!
Nach aussen: hie Fortschritt! nach innen: Der
Bann
Für Meinungsgegner.

Du merktest es, Gädke!

Ihr fragt, wer also gesprochen hat?
Der Chef des Berliner Tageblatt.

F. Pfem.

Dem Frauenkongress in München

Zwei Gedichte von Alfred Wolfenstein

I. Szene

Er:

Komm . . . Geraldine . . .
Empfindest du nicht . . . die Stube . . . ?
Das allzu . . . direkte Bett? die gefühlannoncierende
Violine?

Die kleinlich gefüllten Schube?
Kein Publikum . . . ! Komm in den Wald.
Wie reizend unbelangen glänzt er!

Sie:

Ja . . . ! gleich hinunterspringen durchs Fenster!

Er:

— Ist nicht die Treppe da?

Sie:

O bist du kalt!

Er (sich hochaufrichtend):

Ich kalt! Du irrst. Nur weiss ich, was ich bin,
Weiss, was ich durch den Tod an mir ver-
liere!

Ein scharf Bewusstsein mischt sich meinem Sinn
Und trennt mich deutlicher als euch vom Tiere.
Du lachst — doch will ich keine Diskussion,
O nein — und bleibt nur weiter die unwachen
Gefassten immer, — nie ergriffnen
Sachen,

Und überlasst die Grösse der Person —
Uns Männern, . . die das Schicksal überwachen.

Sie:

. . . Ja . . . ihr seid kalt . . .

(Er zieht die Stirn. Sie geht allein zum Wald).

II. Szene

Er:

„Gleich weissem Wasser spülte durch die über-
nächtigen
Gezweige all sein blindes Licht der Mond,
Der lieblich flache See schoss den mit Nebel
trächtigen
Reflex hinein. . . Doch göttergleich verschönt
Hoch um die Stämme pflanzte sich das Dunkel-
sein . . . :

Ich lächelte . . . Ich dachte, o Geliebte, dein.
Denn — hör mich ruhig an — wie einer Seele
Leuchten will
Durch deine Augen etwas in mich ein;
Was, mich beglänzend, deine schwarze Iris
feuchten will,

Soll eigen . . . ach, soll übersinnlich sein . . .
Ein Geist greift selbstbewusst nach mir, in
deinem Kleid
Wie seid ihr doch gewachsen in der jüngsten
Zeit . . . !

Indessen mich berührt dies her- und hin-
gegebene

Gescheine nicht, ich bleibe im unlauen,
Tönenden, zackigen Dunkel . . . o allzeit ebene!
Ihr habt nichts besseres als Echo, Frauen!
Ich will euch lieben, aber will geliebt nicht
werden.

Ich hasse Echo! eure dumpfen Nachgeberden!“

Sie:

(spricht ungläubig wohlgenut von Unverständ-
nis . . . , gleichem Recht auf Erden . . .)

Carl Einsteins Roman wird in unserem
Verlage als Buch erscheinen. Das bro-
schierte Exemplar kostet Mk. 3.—, das
gebunden Mk. 5.—. Vorbestellungen schon
jetzt erbeten.

Die Liebesfrau

— Nackt. Ich bin es nicht gewohnt.
Du wirst so gross und so weiss
Geliebte. Glitzernd wie Mond,
Wie der Mond im Mai.

Du bist zweibrüstig,
Behaart und muskelblank.
So hüftenrüstig
Und tänzerinnenschwank.

Gib dich her! Draussen fallen
Die Regen. Die Fenster sind leer,
Verbergen uns . . . — allen, allen! —
Wieviel wiegt dein Haar. Es ist sehr schwer.

— Wo sind deine Küsse? Meine Kehle ist gegallt,
Küsse du mich mit deinen Lippen!
— Frierst du? — — — Du bist so kalt
Und tot in deinen hellen Rippen.

Peterswalde.

Paul Boldt.

Nun schweig

Nun schweig und fühle, wie die Schatten wehn;
Aus tiefen Himmeln bunte Flammen sinken,
Und schwarze Wolken felsenzackig stehn
Um blanke Dächer, die wie Seen blinken.

Und suche meine Seele nicht; die liegt
In jenem Baum, weit hinterm Sonnenfeuer,
Der sich im Weltall zwischen Sternen wiegt.

Halensee.

Peter Baum.

Das „Deutsche Schauspielhaus“

Es wird nötig sein, über dieses Theaterunternehmen des Herrn Lantz in der AKTION ausführlich zu sprechen. Das soll nach der zweiten Strindberg-Premiere geschehen. Aber schon heute muss der Presse bestätigt werden, dass sie es wieder einmal verstanden hat, kulturelle Versuche zu stören, zu diskreditieren. Ein Vergleich ist nicht zu vermeiden: das Komödienhaus des Herrn Lothar, ein als Geschäftsbetrieb gekennzeichnetes Unterfangen, eine Kitschbühne bösester Art, fand nachsichtige Beurteilung; eine mutige Leistung (denn mit Goethe zu beginnen und Strindberg zu propagieren, erfordert Opfermut!) wird verhöhnt, beschimpft, verlacht. Egmont war ein Misserfolg?

Besser, wertvoller sind derartige Misserfolge als Dreyer-Siege.
Doch darüber das nächste Mal.

U. G a d a y

Gedanken- und Redefreiheit

Aus den Grundlagen des Staates folgt aufklarste, dass dessen letzter Zweck nicht ist, zu herrschen, oder die Menschen in Furcht zu halten und dem Recht eines andern zu unterwerfen, sondern im Gegenteil jeden von Furcht zu befreien, damit er sein natürliches Recht zum Dasein ohne eigenen und fremden Schaden am besten betätigen könne. Es ist, behaupte ich, nicht der Zweck des Staates, die Menschen aus vernünftigen Wesen zu Tieren oder Automaten zu machen, sondern im Gegenteil zu erzielen, dass Geist und Körper ungehemmt ihre Kräfte entfalten, dass die Menschen von ihrer freien Vernunft Gebrauch machen, und es vermeiden, hasserfüllt, zornig oder arglistig einander zu bekämpfen, oder feindselige Gesinnungen gegen einander zu hegen. Der Zweck des Staates ist also im Grunde die Freiheit.

S p i n o z a.

Ueber den Roman

Anmerkungen von Carl Einstein

Ich schlage vor, bis auf weiteres die Bezeichnung Roman aufzugeben — das Wort Epos genügt und ist bei zeitlich ausreichender Distanz von Humanistischer Bildung und dem Idylliker Vergil weniger diskreditiert.

Der psychologische Roman beruht auf causaler Schlussweise und gibt keine Form, da nicht abzusehen ist, wohin das Schliessen zurückführt und wo es endigt. Dies ist zumeist an die Anekdote gebunden — also induktive Wissenschaft.

Hingegen die Anekdote ist die Unkunst des Vermischten stets tendenziös und moralisch, denn die Pointe ist immer willkürlich. Welches Motiv und welches Ende einer Anekdote liessen sich nicht schmerzlos rundrehen. Denn die Anekdote ist das nicht Seiende. Die Stärke der Darstellung bildet sie zum Faktum.



JOHN HÖXTER: BILDNIS DES SPINOZA

Lyrismus ist Koketterie. Zweifellos wirft man einen Pianisten, der eine Fuge von Bach spielt und darunter eigene Themen mischt, vor die Tür des Saales. Dies geschieht mit einigem Recht.

Der deskriptive schildernde Roman setzt vollständige Unkenntnis des Lesers von Tischen, Nachttöpfen, jungen Mädchen, Treppentritten, Schlafrocken, Busen, Hausklingeln usw. voraus. Die Ereignisse werden zu Begleiterscheinungen von traumhaft verschlungenen Fingern, opalschillernden Spucknäpfen usw. Ob dies neuartig gesagt wird oder im Ton der Marlitt, beruht nur auf Alter des Schreibers und ähnlichem Unfug.

Diesen Dingen Seele zu geben — ist immer pantheistischer Lyrismus. Ein Nachttopf, ein Lockenkopf, selbst Orchideen, die mit violetterm Protoplasma genozüchtet sind — bleiben Dinge und haben sich vor dem Schicksal der Menschen zu verkriechen.

Gefühl hat immer statt — wenn es gilt, Impotenz zu verbergen. Das Epos wurde in die Länge gezogen — aus dem sklavischen Nachahmen des Homer usw. Der Knabe Vergil liefert hierfür eklatante Beispiele. Die Ilias ist eine Ansammlung von Geschichten um ein zentrales Schicksal gerichtet und von dem und jenem gemacht. Vergil hingegen eine in die Länge gezogene Anekdote. Das zentrale Schicksal wurde vergessen — denn der Mythos ging verloren, was blieb — die Technik des in die Längeziehens.

Ein Ereignis mit Vorbedingungen und Folgen geben. Wo beginnen jene und endigen diese? Mit dem Tod der Beteiligten? Ich sehe nicht ein, warum nicht jeder, dem 7 Gattinnen, 4 hoffnungsvolle Söhne, 3 Töchter, 2 Väter, 1 Kind im Mutterleib verloren gingen, wenn er sich aufhängte, abgeknüpft werden kann? Der Abgeknüpfte ist wahrscheinlich bemerkenswerter und erfahrener als das Familienkaninchen. Jede Handlung kann auch anders endigen — wenn man nicht orthodox katholisch ist, und selbst hier gibt es die unerforschliche Güte Gottes, das Wunder usw.

Also das Kunstwerk ist Sache der Willkür resp. benommener Trunkenheit. Ich ziehe die erstere vor, da sie imstande ist, Rücksicht und Takt zu üben.

Das Kunstwerk ist Sache der Willkür, also der Wahl, des Wartens. Was soll gewählt werden? Sicher, man kann alles nehmen. Jedoch — es ist langweilig, von Dingen zu hören, die zu oft gesagt wurden. Was einmal mit Gottes Hilfe anständig traktiert ist, lasse man ruhen. Wir wiederholen ja doch.

Seien Sie versichert, mir sind Tristan und Isolde ganz egal — aber Gullivers Reisen bete ich an. Nichts wird einen Trottel hindern, Tristan zu machen — jedoch Gullivers Reisen bedingt Intelligenz, Erziehung, Gewalt.

Man stelle das Epos in Zukunft nicht mehr allein in den Dienst des geschlechtlichen Verkehrs. Das Besingen mehr oder weniger komplizierter Genitalien dürfte überflüssig sein — da der Zeugungsakt resp. Beischlaf mit seinen mitunter nicht ganz reizlosen Präludien und seinen meist sichern Folgen wie Kinder, Abtreibung, Ekel, Verdummung, gegenseitige Gewöhnung, regelmässiges Vollziehen oder Luderlichkeit usw. von jedem einigermaßen realisiert werden kann. Liebesgeschichten haben nur Sinn für von Jugend an kastrierte, schwer Frauenleidende Personen.

Man gewöhnte sich, Dinge, die mit einer gewissen Anstrengung zu erreichen sind, als künstlich zu bezeichnen. In dieser Kategorie stehen Enthaltbarkeit, Gott, Denken usw. Wer aus der Empfindung schaffit, ist meist auf die Liebe, das Weib usw. angewiesen. Ich hingegen schlage eine Literatur für differenzierte Junggesellen vor — Denken ist eine Leidenschaft ersten Ranges, die von den Philosophen, der Schule, dem Militär, dem Staat, vor allem der Ehe, vergewaltigt, nur mühsam im Religiösen fortbesteht. Wer hätte nicht ein philosophisches System? — Wer aber weiss um die Menschen, die nicht anwandten, die Gedanken erfanden, an ihnen beteten, Tee tranken, rauchten, ja starben.

Entscheidend für Einrichtungen und Uebereinkünfte sind zweifellos Systeme. Die Ehe ist das System des allgemeinen Beischlafs, der gehemnten Erlebnisse, der moralischen Meinungen — dies alles sind Dressuranstalten für Menschen, die allein sich nicht benehmen können, ihre kleine Anbetung geniessen müssen, die infolge dyonysischen Lebens à la commis voyageurs, am Abgrund standen. Der grösste Teil der Literatur ist eine Institution für Eheleute und

solche, die es werden wollen, für beherrschte Naturen, Anleitung zum Flirt und Teesalon.

Wer edel und schön schreibt, treibt sein Handwerk für Gemeine.

Die erhabene Schreibweise ist oft gerade naturalistisch — da sie immer, wenn auch gegensätzlich, auf das gemeine Wesen hinzeigt. Sie wirkt oft grotesk, da sie als bezwungene Steigerung der Wirklichkeit empfunden wird — die verschönt usw. werden soll.

Es gilt, im Roman Bewegung darzustellen — eine Aufgabe, der das Deskriptive gänzlich fern liegt. Ich wüsste kaum — warum es als Kontrakt eingeführt werden sollte. Jedenfalls die Ruhe, das Deskriptive in die Gegenstände zu verlegen, ist sinnlos. Wertvoll im Roman ist — was Bewegung hervorbringt. Ruhe ist genug da — weil das Ganze schliesslich doch fixiert ist.

Ich weiss nicht, ob man Typisches gibt. Häufig werden jedoch intensiv vorgetragene und fixierte Ereignisse später als typisch empfunden.

Das Absurde zur Tatsache machen! Kunst ist eine Technik, tatsächliche Bestände und Affekte zu erzeugen.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[12. Fortsetzung]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Siebzehntes Kapitel.

Euphemia besuchte Bebuquin. Sie klopfte an der Tür. Beinern knackte der Gruss.

Er rief von Innen, „er ist nicht da, kam sich abhanden.“

Sie trat ein.

„Euphemia, die einen ziehen sich zusammen, verkrumpeln; ich platze ein rasend Sich-Verlieren.

Wie war ich dicht und scharf, schneidend wie ein Florett mit vielen Kurven. Man wird einfach und stumpf.

O zuckender Blitz, o stehende gerinnende Funsel.

Ich hätte auf mir stehen müssen, auf der eigenen Stecknadel, mich stumm in mich bohrend, bis die strahlende Spitze aus dem Hirn heraus spriest, blitzend, und der Schädel futsch ist.

Man muss den Mut zu seinem privaten Irrsinn haben, seinen Tod zu besitzen und zu vollstrecken.

Menschen, die zum Irrsinn geschaffen sind, die sich mit normalen Weibern bekämpfen, den gebührenden Gemeinplätzen.“

Euphemia sagte, auf dicken Beinen stehend, lieblich breit grinsend, mütterlich banalisierend, abtötend:

„Du kennst keine Güte.“

Er: „Die ruiniert mich, wer lässt mich, wie ich sein muss?“

Sie: „Du hast so zu sein, dass Du die Verantwortung für Kinder übernehmen kannst.“

„Aber mit mir wird Schluss gemacht.“

Blödsinnig lange, dumme, gähnende Schatten schlossen ihn ein.

„Der Tod“, schrie sie.

„Verzeihung, zweimal zwei ist vielleicht immer vier, dann geht es weiter; vielleicht auch nicht, dann ist es Schluss.“

Sie: „Die Zahl ist keine Tatsache, sie ist nur eine Ordnung und steht ausser der Seele.“

Die Lichter eines Autos sausten durch die Stube.

„Reisst mich weg,“ schrie er; Wände waren da, und Glasfenster schneiden.

„Man wehrt sich gegen sich selbst, hat nicht den Mut zu sich. Wer von den beiden ist Er? Einer davon ist mir verhasst, widerlich; der andere furchtbar; kopfüber in die Wirrnis.“

Böhm breitete sich an der Decke aus. Ein breiter Schatten mit Lichtklexen, seine Augen stehende Kerzen, er schwoll beim Sprechen an, ein schall-geblähtes Segel.

„Kopuliert euch, diskutiert nichts Besseres vor dem Selbstverständlichen oder nehmt Rasiermesser.“

„Böhm, ich steile in Dich. Böhm, was ist das alles?“

Der rollte sich durch den oberen Ritz des Fensters hinaus, stieg sorgfältig in den Reflexstrahl einer Laterne, rief im Lichtkern „Oho!“

Bebuquin sagte:

„Ich hätte mich und die Welt ohne Laster nicht ertragen, nicht ohne den Willen gegen mich, nicht ohne partiellen Selbstmord. Der ist nötig wie das sogenannte Positive. Alles wäre mir sonst Geist, Willkür und grenzenlos, und das läuft zum Ende auf die grosse Oper hinaus.“

Euphemia: „Bebuquin, bei Dir bin ich noch nie auf die Kosten gekommen. Lagen wir zusammen, kommt Dir die Philosophie, und das ist sehr komisch. Man kann sich bei Dir gar

nicht ernst nehmen, ein Kontrast frisst den andern auf.“

Heinrich Lippenknabe trat ein.

„Ah, Kontrast, so heftig wie möglich. Aber man ordne ihn dem Gesetz unter. Das Gesetz ist Freiheit, und sie verwandelt den Kontrast zur Harmonie.“

Eine dicke Dame schwebt ein, geht mit dem Busen.

„Und man muss die Harmonie geniessen, alles zur Freude auflösen, zu einer behaglichen Seligkeit. Wenn man so vollendet ist wie ich . . .“

Bebuquin wirft die Dame zum Fenster hinaus. Lippenknabe springt ihr nach, kommt früher zu Boden, beide fallen in ein Waschbottich; er verkauft ihr vor dem Heraussteigen ein Bild, sie feilschen vor Wasser triefend, fontänen-gleich unter dem antiken Himmel.

Bebuquin sprach leise zu Euphemia.

„Alles kommt auf den Tod an. Ist's hier zu Ende, dann können wir nicht vollendet werden. Kommt es denn auf mehr als den einzelnen Menschen an; und geht es weiter, dann ist auch dies Leben nur hinderlich. Auf dieser Erde einen Zweck haben, ist lächerlich. Zwecke sind immer jenseits, darüber hinaus; also wir brauchen ein Jenseits, glauben es aber nicht, und schliesslich, ein Jenseits ist kraftraubend. Zwei Methoden gibt's, entweder man glaubt und ist bei Gott, ist Mystiker und verblödet an einer nagelnden Idee fixe, oder man platzt und wird gesprengt. Immer ist der Wahnsinn das einzig vermutbare Resultat.“

Er: „Warum?“

„Diese Wünsche, die in mir sausen wie Tramways, die mich mir entreissen, ich bin vom Getöse der Nichtigkeiten umlärm.“

Unten schlürften betroffene Enthusiasten weiter; der Maler predigte der dicken Dame von Abstinenz, der heroischen Einsamkeit und der Tragik des Schaffenden; damit sie ihn harmonisiere.

Oh, ihr gefetteten Stimmen der Nacht, wandelnd durch nebelathmende Alleen, Ursache lyrischer Bände, Gelegenheit dekorativen Schreitens mit dem Blick in jene Fernen gesenkt, torkelend über Plätze; man scherze über das verklungene Spiel der Kinder.

(Schluss folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

EINAR HJOERLEIFSSON: Die Uebermacht. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) S. Fischer, Verlag, Berlin. Gebunden 1 Mark, in Leinen Mark 1,25.

Die Domkirchengemeinde von Reykjavik hat sich einen neuen Pfarrer gewählt, und wird gründlich von ihm enttäuscht, weil er es mit dem, was christliches Leben heissen dürfte, ernst nimmt; das passt ihr nicht, wie es keiner Gemeinde passen würde. Sie will in ihrer geistlichen Gedankenlosigkeit nicht beunruhigt, in ihrer eingewohnten Lüge nicht gestört werden. Der Pfarrer soll sein verbrämtes Ja und Amen dazu sagen aber sich nicht unterfangen, die Basis des bürgerlichen Lebens in Zweifel zu ziehen. Der Kampf gegen den Pfarrer wird mit allen Kräften und Listen der kleinen Stadt geführt, ein Sturm im Wasserglase; aber kleine Stadt oder Wasserglas, es ist die Welt, die sich in Reykjavik wie überall gegen die Erneuerung wehrt und sie doch erdulden muss. Hjoerleifsson hat es verstanden, das Allgemeingültige seiner Erzählung zur Erscheinung zu bringen, ohne ihre lokalen Grenzen zu verwischen.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheunungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION
OTTO FLAKE. Der französische Roman und die Novelle (B. G. Teubner, Leipzig.) Mk. 1,25.

LEO GREINER. Das Tagebuch. Gedichte. (Georg Müller, Verlag, München.) Mk. 2,—.

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nr. 39: Japanische Schauspieler. Von Fritz Burschell. — Das Komödienhaus. Von S. J. — Irene Triesch. Von Herbert Jhering. — Akazia. Von Thaddäus Rittner. — Kotzebue. Von Robert Walser. — Die Schaubühne kostet 40 Pfg.

DAS LITERARISCHE ECHO. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W 9.) Das 1. Oktoberheft enthält: Julius Rodenberg: C. F. Meyer. — Georg Herman: Der tote Naturalismus. — Arthur Eloesser: Alfons Paquet. — Richard Schankal: Neue Ausgaben u. a.

PAN. Herausgegeben von Alfred Kerr. Nummer 45 enthält: Alfred Kerr: Die Sittlichkeitszentrale; Hermann Esslg: Schwester Veronika; Hermann Wendel: Jules Vallès; Glossen. Das Heft kostet 50 Pfg.

DER LOSE VOGEL. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Franz Blei. Nummer 6 enthält: Die Jahrhundertfeier des verpassten Zufalls; Ideen über Napoleon; Die Verkannten; Politik in Oesterreich; Der Reichskanzler u. a. Das Heft kostet 1 Mk.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Die Kleinbürger von Chemnitz / Carl Einstein: Politische Anmerkungen / Multatuli: Die Frau und die Gesellschaft / Kurt Hiller: Ernst Blass / Max Steiner: Aphorismen / Ernst Blass: Fünf Gedichte / Paul Boldt: Oktobernacht / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Der Schnaps / Rangliste / An unsere Leser / Inhaltsverzeichnis des III. Quartals / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau / Arthur Drey: Ernst Blass (Zeichnung).

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 41

INHALT

- Franz Pfemfert Gustave Hervé †
G. Lowes Dickinson Aus Briefen eines Chinesen
Kurt Hiller Ich las Michail Kusmin . . .
Ferdinand Hardekopf Ein Brief
Virgo Strindberg im Deutschen Schauspielhaus
Hellmuth Wetzel Grauer Tag
Carl Einstein Bebuquin (Roman)
Kondorkritiker — Der unsittliche Kampf — Antworten des Herausgebers —
Literarische Neuerscheinungen — Vornotizen — Zeitschriftenschau.

Gertrud Eysoldt (Für die AKTION gezeichnet).

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 41 :: 9. Oktob.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17
zu senden :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242
Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Be-
steuern) bei allen Postanstalten,
Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50
durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

GUSTAVE HERVÉ †

Der Patriotismus ist das grosse Hindernis,
das mächtigste Hindernis, das der Freiheit
entgegensteht. Wir müssen umdenken lernen.
Ehrlos ist der Sozialist, der kein vaterlands-
loser Geselle, der kein Antipatriot ist.

Gustave Hervé 1910.

Ich bedaure, den Antipatriotismus gepredigt
zu haben.

Gustave Hervé 1912.

Die revolutionäre pariser Arbeiterschaft hat den
Selbstmord ihres Führers mit Revolverschüssen
begleitet.

In Deutschland, wo man derartigen Tem-
peramentsäusserungen wesensfremd gegenüber-
steht, machte die Presse aus dieser sehr ernst-
en Angelegenheit eine Sensation niederen Grades.

Was Gustave Hervé noch wenige Monate vor
seinem Hingang als sein Ideal verfocht, ist den
deutschen Zeitungslesern nie mitgeteilt worden;
die Schriften des Antipatrioten Hervé wurden
von den deutschen Behörden sorgsamst verbo-
ten; die schwarzweissrote Arbeiterpresse hatte
nur Spott, Hohn und Verleumdungen für eine
Weltanschauung, die dem bequemen Führersinn
unbehaglich war. Nun jedoch, da Gustave
Hervé, im Gefängnis zermürbt, kindisch ward
und starb, nun ist er sogar der liberalen Presse
ein vernünftiger Mann. Das tragische Ende
eines Kämpferlebens wird jetzt in einen hoff-
nungsvollen freundlichen Anfang umgeschwin-
delt. Gustave Hervé, der Träger einer Idee, die
man verfluchen, hassen, verfolgen mag, die man
aber aufrüttelnd, zukünftig, gewaltig nennen
muss, dieser Gustave Hervé starb; ist tot; ein
zerbrochener, wirrsinniger Schwadronneur führt

lallend seine Leiche spazieren; . . . und Europa
klatscht.

Dieser Beifall demaskiert die Spender. Er gibt
der Furcht Ausdruck; er beweist, wie sehr sich
alle Parteien durch den Hervéismus in ihrer
satten Ruhe bedroht fühlten; er lässt die Macht
ahnen, die der tote Mann ohne Vaterland be-
reits ausgeübt hat. Die Feuergarben neuen Den-
kens, die Gustave Hervé in die alte Welt ge-
schleudert hat, müssen gezündet, alte Giebel
müssen schon bedenklich geglimmt haben: an-
ders ist das sichtbare Aufatmen der Mitwelt
nicht zu verstehen. Man hat, instinktiv, empfun-
den, dass der nun verblichene Professor jene
Festen ins Wanken brachte, hinter denen das
Elend der Welt täglich neu geboren wird.

Deshalb der Jubel. Doch man applaudiert zu
früh. Was geschah? Der Träger einer Idee kam
unter die Räder. Die Idee blieb unversehrt.
Vielleicht ist nicht einmal ein Posten vakant.
Der Antipatriot Hervé ging; der Antipatriotis-
mus, vielleicht die neue Menschheitsreligion, ist
geblieben. Er ist nicht mehr durch greisenhafte
Widerrufe aus der Welt zu schaffen, dieser neue
Glaube. Seine Daseinsbedingungen sind in der
Vernunft begründet.

Und wenn einst ein französischer Professor —
körperlich noch identisch mit dem grossen Anti-
patrioten Gustave Hervé — den Sessel des fran-
zösischen Ministerpräsidenten besetzen sollte, so
könnte es sein, dass die verratene Idee, über-
mächtig erstarkt, ihren erstaunten Rabenvater vom
Throne stösst.

Franz Pfemfert.

Aus Briefen eines Chinesen

Mitgeteilt von G. Lowes Dickinson

In den nächsten Nummern der AKTION folgen Aufsätze über die chinesische Revolution, die so völlig anders, so unerhört grösser ist als alle Volkserhebungen, die wir kennen. Heute gebe ich Bruchstücke, Kostbarkeiten, Weltweises, Aufrüttelndes aus Briefen eines chinesischen Sozialisten. Auf dass wir kleinmütig werden, wir vom Grössenwahn der Drucker-schwärze Belasteten. Auf dass wir uns verkriechen, wir Kultur-völker. Auf dass wir den Namen China andächtig hauchen, wie ein Gebet . . .

I.

. . . Wenn man uns allein gelassen haben würde, wir hätten nie einen Verkehr mit dem Westen gesucht. Wir hatten keinen Beweggrund, dies zu tun; denn wir wünschen weder Proselyten noch Geschäfte zu machen. Allerdings sind wir überzeugt, dass unsere Religion vernunftgemässer ist als eure, unsere Moralität höher, unsere Einrichtungen vollkommener; aber wir anerkennen, dass, was für uns entsprechend ist, anderen schlecht angepasst sein mag. Wir glauben nicht, dass wir die Mission haben, die Welt zu erlösen oder zu zivilisieren, noch weniger dass diese Mission mit Feuer und Schwert durchgeführt werden kann. Und wir sind dankbar genug, wenn wir unsere eigenen Probleme lösen können, ohne uns mit denen anderer Völker zu belasten.

Und so wie wir nicht dazu bewogen werden, uns in eure Angelegenheiten zu mischen, um euch zu bekehren, ebenso werden wir auch nicht durch die Notwendigkeit von Handelsbeziehungen dazu getrieben. Wirtschaftlich sowie politisch genügen wir uns selbst. Was wir verbrauchen, das erzeugen wir, und wir verbrauchen, was wir erzeugen. Wir haben die Erzeugnisse anderer Nationen nicht nötig, und wir suchen dieselben nicht; und wir sind der Meinung, dass es ebenso unvernünftig wie ungerecht ist, gegen Fremde Krieg zu führen, um ihre Märkte zu eröffnen. Eine Gesellschaft muss, um politisch von Beständigkeit zu sein, nach unserer Auffassung wirtschaftlich unabhängig sein; und wir betrachten einen ausgedehnten Aussenhandel als eine unvermeidliche Quelle der gesellschaftlichen Demoralisation.

In diesem, sowie in allen anderen Punkten sind eure Grundsätze das Gegenteil von unseren. Ihr glaubt nicht nur, dass eure Religion die

einzig wahre ist, sondern auch, dass es eure Pflicht ist, dieselbe, wenn notwendig, mit dem Schwert anderen Völkern aufzuzwingen. Und dieser Beweggrund zu gewaltsamen Angriffen wird durch einen noch stärkeren unterstützt. Wirtschaftlich ist eure Gesellschaft so aufgebaut, dass dieselbe immerfort am Rande des Verhungerns steht. Ihr könnt das, was ihr verbrauchen müsst, nicht selbst erzeugen, noch könnt ihr das, was ihr erzeugen müsst, selbst verbrauchen. Es ist für euch eine Lebensfrage, Märkte zu finden, auf welchen ihr eure Industriewaren los werden und eure Lebensmittel und euer Rohmaterial beschaffen könnt. China ist ein solcher Markt, oder könnte es sein; und die Eröffnung dieses Marktes ist in Wahrheit der kaum verhüllte Beweggrund all eurer Beziehungen, die ihr in den letzten Jahren mit uns angeknüpft habt. Dies ist tatsächlich das Ergebnis der zwingendsten materiellen Notwendigkeit, und auf dieser Grundlage ist es umsonst, dagegen Einspruch zu erheben. Ich werde mich deshalb auf den Wunsch beschränken, unseren Standpunkt in der Frage klarzulegen und unsere Beweggründe zu erklären, welche uns bestimmen, eurer Aggression Widerstand zu leisten.

Wir sind gewöhnt, ehe wir eine folgenschwere allgemeine Massnahme treffen, deren Folgen nicht bloss auf die Gesamtsumme unseres (individuellen) Reichtums, sondern (was wir als etwas ganz anderes auffassen) auf unser nationales Wohlergehen zu erwägen. Ihr denkt wie immer an die Mittel zum Leben; wir an den Wert des Lebens selbst, welches wir führen. Und wenn ihr von uns verlangt — wie dies tatsächlich der Fall ist — unsere ganze Gesellschaft umzuändern, uns aus einer Nation von Bebauern des Bodens zu einer Nation von Geschäftsleuten und Fabrikanten zu verwandeln, unsere politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit einem angeblichen Wohlstand zu opfern, und nicht nur unsere Moral und unsere Lebenseinrichtungen zu revolutionieren, da mag man uns verzeihen, wenn wir zuerst einen kritischen Blick auf die Folgen werfen, welche bei euch durch jene Verhältnisse erzeugt wurden, die ihr uns in China einführen lassen wollt.

Das Ergebnis eines solchen Ueberblickes ist unserer Ansicht nach nicht ermutigend. Wie der Zauberlehrling scheint ihr den Geist des Wettbewerbes losgelassen zu haben, nur um zu finden, dass ihr ihn nicht meistern könnt. Euere Gesetzgebung ist seit den letzten hundert Jah-

ren eine fortwährende unfruchtbare Anstrengung, um die Verwirrungen eures wirtschaftlichen Systems in Ordnung zu bringen. Euere Armen, euere Trunksüchtigen, euere Arbeitsunfähigen, euere Kranken und alten Leute lasten wie ein Alpdruck auf euch. Ihr habt alle menschlichen und persönlichen Bande gelöst; ihr seid umsonst bestrebt, diese durch die unpersönliche Tätigkeit des Staates zu ersetzen. Der hervorstechende Zug eurer Zivilisation ist ihre Unverantwortlichkeit. Ihr habt Kräfte frei gemacht, deren ihr nicht Herr werden könnt; ihr seid selber zwischen den Hebeln und Zahnrädern eurer Maschinerie gefangen. In allen Geschäftszweigen ersetzt ihr den Einzelnen durch die Aktiengesellschaft, den Arbeiter durch die Werkzeugmaschinen. Dividenden zu machen ist die grösste Sorge von allen; das Wohlergehen des Arbeiters ist niemandes Sache als des Staates. Und der Staat ist unfähig, diese Aufgabe zu erfüllen, denn die Faktoren, welche dieselben bestimmen, liegen ausserhalb seines Machtbereiches. Ihr seid abhängig von Schwankungen der Angebote und der Nachfrage, welche ihr weder vorherbestimmen noch vorhersehen könnt. Eine Missernte, die Veränderung eines Zolltarifs in irgend einem fernen Land, verschiebt die Industrie von Millionen, die tausend Meilen weit leben. Ihr seid abhängig vom Glück eines Spekulanten, vom Genie eines Erfinders, von der Laune eines Weibes, ihr seid abhängig von euren eigenen Werkzeugen. Euer Kapital ist ein lebendes Ding und schreit nach Nahrung; lässt ihr es hungern, so kehrt es sich gegen euch und erwürgt euch. Ihr produziert nicht, weil ihr wollt, sondern weil ihr müsst; ihr konsumiert nicht, was ihr wählt, sondern was euch aufgezwungen wird. Nie war ein Handel so gebunden, wie jener, den ihr heute frei nennt; aber er ist nicht durch vernünftigen Willen, sondern durch angehäuften Unvernunft der Laune gebunden.

Dies ist die innere wirtschaftliche Lage eurer Staaten, wie sie sich einem Chinesen darstellt; und der Anblick eurer internationalen Beziehungen ist auch nicht ermutigender. Vor fünfzig Jahren wurde allgemein angenommen, dass der Handelsverkehr zwischen den Nationen ein Zeitalter des Friedens eröffnen würde; es scheint, dass viele unter euch noch immer an diesem Glauben festhalten. Doch nie ist ein Glaube deutlicher durch die Tatsachen Lügen gestraft worden als dieser. Der Wettbewerb um fremde Märkte scheint eine bei weitem reichere

Quelle von Kriegen werden zu wollen, als je der Ehrgeiz der Herrscher oder der Fanatismus der Priester es war. Die Nationen des Westens stürzen sich wie hungrige Raubtiere auf jedes noch nicht ausgebeutete Stückchen der Erde. Bis jetzt haben sie ihre Raubzüge auf jene Menschen beschränkt, welche sich als ausserhalb ihrer vier Pfähle stehend betrachten. Aber während sie sich in der Beute teilen, beobachten sie einander mit eifersüchtigen Augen; und früher oder später, wenn es nichts mehr zu verteilen gibt, werden sie sich aufeinander stürzen. Dies ist der wirkliche Sinn eurer Kriegsrüstungen; ihr müsst andere verschlingen oder selber verschlungen werden. Und es sind gerade jene Handelsbeziehungen, von welchen man glaubte, dass sie euch durch die Bande des Friedens miteinander verknüpfen würden, die, indem sie einen jeden von euch zum erbitterten Rivalen aller anderen machen, euch in absehbare Nähe eines allgemeinen Vernichtungskrieges gebracht haben.

Indem ich euere Zivilisation auf die vorhergehende Art schildere, lasse ich mich (denke ich) nicht durch einen unvernünftigen Chauvinismus hinreissen. Ich halte die Bewohner des Westens nicht für von Natur aus dümmere und verderbtere als jene von China. Im Gegenteil, es ist ein grundlegender Punkt unserer Ueberzeugung, dass die menschliche Natur überall die selbe ist, und dass es die Umstände sind, welche dieselbe gut oder schlecht machen. Wenn also euer inneres und äusseres Wirtschaftssystem wirklich so fehlerhaft ist, wie es uns erscheint, muss die Ursache davon unserer Ueberzeugung nach nicht in einem grundlegenden Fehler eures nationalen Charakters gesucht werden, sondern gerade in jenen politischen und sozialen Einrichtungen, welche wir auf euer Zureden bei uns einführen sollen. Kann es euch unter diesen Umständen Wunder nehmen, dass wir euerem Einfluss mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln Widerstand leisten? Und dass die Intelligenteren unter uns, währenddem sie die Gewalttätigkeiten beklagen, denen eure Abgesandten ausgesetzt waren, dennoch fühlen, dass diese Gewalttaten wie nichts sind im Vergleich zu den unerträglichen Uebeln, welche aus dem Erfolg eures Unternehmens entstehen würden!

II.

In einer eurer Zeitungen las ich kürzlich, dass die „Zivilisierung Chinas“ das Endziel der westlichen Nationen sei . . . Die Frage, die mir im-

mer vorschwebt, wenn ihr von Zivilisation sprecht, ist diese: „Was für Menschen hat euer Zivilisation hervorgebracht?“ . . . Es ist möglich, dass jede Kultur, unsere sowohl wie euer, nur ein oberflächlicher Anstrich ist; und dass tief in den Höhlen des menschlichen Herzens das Raubtier lauert, welches bereit ist, sich auf seine Beute zu stürzen, wenn durch Zufall oder Absicht die Tür seines Käfigs offen gelassen wurde. . . . Ich gehe deshalb von solchen Szenen zu den alltäglichen Lebensverhältnissen über. Welche Art Menschen, frage ich, sind wir, welche Art Menschen seid ihr, dass ihr es auf euch nehmen könntet, uns Barbaren zu nennen?

Welche Art wir sind? Die Frage ist schwer zu beantworten. Um euch von dem, was ich im Sinn habe, einen Begriff zu geben, kann ich nichts Besseres tun, als, so treu es mir gelingt, ein Bild dessen zu malen, das mir immerfort in Erinnerung ist, während ich in trostlosen Wintertagen durch die Strassen eurer rauchgeschwärzten Grossstädte gehe.

Fern im Osten, unter einem Sonnenschein, wie ihr ihn nie gesehen (denn das Licht, das ihr habt, verdunkelt ihr mit russigem Rauch), am Ufer eines breiten Flusses steht das Haus, wo ich geboren wurde. Es ist eines unter Tausenden; aber ein jedes steht in seinem eigenen Garten, einfach weiss oder grau angestrichen, bescheiden freundlich und rein. Meilenweit das Tal entlang erheben sie, eines nach dem anderen, ihre roten oder blauen Ziegeldächer aus einem grünen Blättermeer; während hie und da über einer Baumgruppe die Vergoldung einer hohen Pagode hervorblinkt. Der Fluss, mit vielen Brücken überspannt und gedrängt voll von Baracken und Booten, trägt auf seinem blauen Strom den Verkehr blühender Dorfmärkte. Denn wohlhabende Bauern bevölkern die ganze Gegend, die Felder besitzend und bebauend, welche vor ihnen ihre Väter besaßen und bebauten. Vom Boden, den sie bearbeiten, können sie behaupten, dass sie und ihre Vorfahren ihn selbst gemacht haben. Denn siehe! Beinahe bis zum Gipfel der einst unfruchtbaren Hügel weht es grün mit Baumwollepflanzungen und Reisfeldern, mit Zuckerrohr, Orangebäumen und Teesträuchen. Wasser, aus dem Fluss emporgespumpt, umgürtet die Abhänge mit einem Silberband; und in tausend kleinen Kaskaden, von Kanal zu Kanal fallend, in Zisternen plätschernd, in Röhren gurgelnd, den Boden tränkend und durchdringend, spendet er allen frei-

giebig und in gleichem Masse Fruchtbarkeit und grünendes Leben. Stunde für Stunde kann man auf gewundenen Pfaden, über winzige Brücken, die Arbeit der vergangenen und lebenden Geschlechter durchstreifen; bis man schliesslich einen Punkt erreicht, wo der Mensch nichts mehr ausrichten kann, und die Natur sich frei entfaltet, die höchsten Berggipfel mit einem Teppich von Blau und Gold und Rosa bedeckend, wo Gardenien, Klematis und Azaleen üppig wild gedeihen. Wie oft bin ich schweigend dagesessen, in einer Stille, so intensiv, dass, wie einer unserer Dichter sagt, „man das Rascheln der Baumschatten am Boden hören kann“; eine Stille, welche nur hie und da von den Stimmen der Arbeiter unterbrochen wird, die sich tief unten, über die Wasserläufe hin zurufen; oder abends und früh morgens durch den Klang der Gongs, welche in den Tempeln im Tal zur Andacht rufen. Eine solche Stille! Solche Laute! Solche Wohlgerüche! Solche Farben! Die Sinne passen sich an die äusseren Gegenstände an; sie werden so fein, wie ihr in euerem nördlichen Klima es euch kaum vorstellen könnt; und die Schönheit, die von aussen einwirkt, modelt den Geist und den Verstand unmerklich in Formen, welche mit ihr in Einklang stehen.

Wenn wir in China Manieren, Kunst und Moral haben, so ist die Ursache davon, für die, die sehen können, nicht weit zu suchen. Die Natur hat uns gelehrt; und so weit haben wir nur mehr Glück gehabt als ihr. Aber wir haben auch den Verstand gehabt, zu lernen, was uns gelehrt wurde; und dies, denke ich, kann man unserer Intelligenz zuschreiben. Denn bedenkt; in diesem lieblichen Tal leben tausende von Menschen ohne irgend welche Gesetze, ausser jenen der Gewohnheit, ohne jede Herrschaft, ausser jener ihres eigenen Herzens. Arbeitsam sind sie, von einem Arbeitsfleiss, wie ihr ihn im Westen kaum kennt; aber es ist die Arbeit freier Menschen, die für jene arbeiten, die ihnen nahestehen, auf dem Land, welches sie von ihren Vätern übernommen, um dasselbe, bereichert durch ihre Arbeit, ihren Kindern zu überliefern. Sie haben keinen anderen Ehrgeiz; sie sind nicht bestrebt, sich Reichtümer zusammenzuscharren. Und wenn es in jeder Generation einige gibt, die in die Welt hinaus müssen, so tun sie dies mit der, meistens sich erfüllenden Hoffnung, zu ihrem Geburtsort zurückzukehren und ihre alten Tage zwischen den Szenen und Gesichtern zu verbringen, welche ihnen in ihrer Jugend teuer waren.

Unter solchen Menschen kann es keinen wilden, unziemlichen Wettbewerb geben. Keiner ist Herr, keiner ist Diener; sondern die Gleichheit, die wirkliche tatsächliche Gleichheit, regelt und erhält ihre gegenseitigen Beziehungen. Gesunde Arbeit, genügend Musse, offene Gastfreundschaft, eine Zufriedenheit, welche durch die Gewohnheit begründet und durch keinen unerfüllbaren Ehrgeiz gestört wird, Sinn für Schönheit, durch die denkbar schönste Natur wachgehalten und seinen Ausdruck in anmutigen und ehrwürdigen Umgangsformen findend, und zum Schaffen wunderbarer Kunstwerke anregend — dies sind die wesentlichen Eigenschaften der Menschen, unter denen ich geboren bin.

Malt meine Erinnerung ein allzu schönes Bild? Idealisier ich die Szene meiner Jugend? Doch dieses eine weiss ich: dass ein solches Leben, wie ich es beschrieben, entstanden auf der Grundlage der Arbeit auf dem Lande, von Gleichheit und Gerechtigkeit, tatsächlich in ganz China besteht und gedeiht!

Was könnt ihr uns dagegen bieten, die ihreuch anmasst, uns zu zivilisieren? Euere Religion? Ach, es ist in ihrem Namen, dass ihr unnennbare Greuelthaten verübt! Euere Moral? Wo ist denn die zu finden? Euere Intelligenz? Wohin hat sie euch geführt? Was für ein Gegenbild könnt ihr uns bieten zu dem, welches ich vom Leben in China gezeichnet? . . .

Glossen

Kondorkritiker

Die „Bücherei Maiandros“, von Anselm Ruest, Heinrich Lautensack und Alfred Richard Meyer herausgegeben, debütierte mit einer Novelle von . . . Samuel Lublinski — und einem Rippenstoss gegen die AKTION. Der sei sacht abgewehrt, da prinzipielle Punkte zu betonen sind. Kurt Hiller hat eine Sammlung Verse junger, zum Teil unbekannter Dichter herausgegeben. Die gesamte „grosse“ Presse hat den Kondor verrissen, mit einer Heftigkeit, die sonst den trägen Spiessern, die Literatur machen, keinesfalls eigen ist. Auf einige Kritiker-Kerle ging Kurt Hiller ein, und die AKTION stellte ihm kampfgenössisch ihre Spalten zur Verfügung. Nicht nur, um für den Kondor Propaganda zu machen (obwohl das allein ein ausreichender Grund gewesen wäre: von den vierzehn Mitarbeitern am Kondor haben zehn in der AKTION Verse veröffentlicht, sind also zehn von dieser Zeitschrift

als Lyriker bejaht worden). Hillers Abfertigungen erschienen hier, weil sie einen Kampf bedeuteten gegen die Babs, die Lissauers, weil die AKTION in diesem Falle — wie stets — gegen die Herren der „massgebenden“ Presse sein musste, gegen diese Herren, die nichts Neues zulassen, nichts Neues gelten lassen, nichts Neues verstehen wollen, da sonst manchem Ehrwürdigen das Handwerk verdorben ist.

Dass unter den vierzehn Mitarbeitern des Kondors Namen sind, für die wir schon lange kämpfen, zum Teil auch anerkannte Namen, zum Teil Autoren, die in kleinen Ausgaben im Verlage Alfred Richard Meyer erschienen, sagt doch nichts gegen den Kondor. Man muss wohl annehmen, dass kein Autor zwangsweise aufgenommen worden ist. Und dass Hiller sich Max Brod, René Schickele, Ferdinand Hardekopf angeschlossen hat, dass Kurt Hiller Rainer Maria Rilke die Nachkommenschaft bilden will und nicht etwa Conrad F. Meyer, kann ihm doch wohl nur angerechnet werden. Es ist aber keinesfalls zu verschweigen, dass Hiller längst die Dichter Blass, Heym, Drey propagiert und ihnen zur Öffentlichkeit verholfen hat, schon lange vor dem Kondor. Ob er dann mit allen denen in guten Beziehungen blieb oder nicht, ist eine private Angelegenheit. Unberührt davon bleibt Hillers Verdienst.

Gewiss hat Hiller einen Fehler, den er sich abgewöhnen wird: er ist zu vertrauensselig. Er wittert überall Kampfgenossen. So konnte er den recht törichten Schritt tun, an den Herausgeber des Saturn jenen äusserst ungeschickten Privatbrief zu schreiben. Gewiss hat Herr Hiller das Recht, einem mit ihm in Beziehungen stehenden Redakteur (privat) Bitten zu äussern. K. H. hatte aber zweifaches Pech: erstens verstand in diesem Falle der Redakteur nicht, um was es sich handelt; und dann war der Meister eben nicht die Persönlichkeit, die Hiller voraussetzte: denn dieser Herr brachte es fertig, den (missverstandenen) Privatbrief ohne dringende Gründe zu veröffentlichen. Es sei also festgestellt: Kurt Hiller hat in der AKTION keinen Kritiker „vorgenommen“; sondern die AKTION gab ihm bereitwilligst die Möglichkeit, antisemitische, „lausejungenhafte“ oder dumme Angriffe gegen Autoren, die die AKTION druckt und schätzt, abzapariieren.

A. Ra.

Ein Brief

Ferdinand Hardekopf bittet die AKTION um Veröffentlichung dieses Briefes, den er, aus

München, am zweiten Oktober an Herrn Alfred Richard Meyer zu Wilmersdorf gerichtet hat:

Sehr geehrter Herr Alfred Richard Meyer,
im Beiblatt zum ersten Heft Ihrer Sechsteljahresschrift kann man, von Ihnen, die Worte lesen: „Hardekopf, der sein erstes und vielleicht einziges Buch für meinen Verlag vorbereitet . . .“ Zu solcher Vermutung haben Sie ein Recht. Aber sie ist falsch. Ich bereite kein Buch für Ihren Verlag vor. Vor längerer Zeit — nicht wahr? — äusserten Sie den gütigen Wunsch, von mir Geschriebenes auszugeben. Ich bitte Sie, jede Bereitwilligkeit, die in meinen Antworten enthalten war, zurücknehmen zu dürfen. Der Maiandros-Gruppe fühle ich mich sehr fremd; und in der Polemik, die geschieht, trete ich, Ihrer Gruppe feindlich, eng an die Seite meines Kameraden Kurt Hiller.

In vorzüglicher Hochachtung
Ferdinand Hardekopf.

Der unsittliche Kampf gegen Sittlichkeit

Johannes Tralow's Roman „Kain — der Heiland“ hatte sich in einer Sitzung der Strafkammer des Landgerichts II, Berlin, als unzüchtige Druckschrift zu verantworten. Der Staatsanwalt ging von der Annahme aus, dass zwar ein literarisches Kunstwerk vorläge, dass es aber insbesondere auf unerwachsene junge Mädchen vergiftend wirken könnte, da es einer „blühenden Phantasie und raffinierter Erotik“ seine Entstehung verdanke. Das Gericht gab das Buch als Ganzes frei und erkannte nur auf Beseitigung zweier Stellen mit Rücksicht auf unreife Leser. Der Verlag (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin W. 35), der in seiner Verteidigung betonte, dass das Buch sich nur an erwachsene und gebildete Menschen richte, wird gegen das Urteil trotz der Freigabe Revision einlegen, da er der Meinung ist, dass das Buch, also auch die beiden unterdrückten Stellen, rein ethischen Motiven entsprungen wäre; vielleicht ist bei dieser Gelegenheit eine Reichsgerichtsentscheidung darüber herbeizuführen, ob die Literatur sich den Bedürfnissen junger Mädchen anzupassen habe, und ob es nicht vielmehr Aufgabe von Haus und Erziehung sei, unreifen Menschen ungeeignete Lektüre fern zu halten.

Ich las Michail Kusmin . .

Von Kurt Hiller

Ich las Michail Kusmin: „Geschichten“, aus dem Verlage Georg Müller, ein russisches Rokoko- und Epidermisbuch, das Herr Mesching (Edgar) in ein geschmackvolles, unmerkliches, hoffentlich kongruentes Deutsch übertragen hat. Lesern, mögen sie kunstpolitisch noch so erhitzbar sein, gestattet dieses Buch, sich aller Befangenheit von Theorien krampflos zu entwinden, und, an einem goldnen, liebe- und saftvollen Herbsttag, folgendes (statt einer Kritik) aufzuschreiben:

Die Muse Michail Kusmin's ist, kerrisch zu reden, ein Muserich. Das liesse Sätze heiterer Toleranz zu. Aber ich möchte die Sache nicht heiter-tolerant, sondern beinahe pathetisch nehmen; teils aus Hass gegen den Maler Rubens, teils weil der Journalist Paolo Barches dem Kusmin wegen „Verirrung“ eine Rüge erteilt hat (ähnlich, bloss nicht so verlogenen-mystisch, wie einstens der Dragonerleutnant v. Hofmannsthal dem ermordeten Oscar Wilde).

Die Muse Kusmin's ist: Wanja ; welcher (in der Geschichte „Flügel“), bevor er zu baden in den Fluss steigt, auf sein Ebenbild blickt; sein „durch die auseinandergleitenden Kreise im Wasser bewegtes Ebenbild“; das „Ebenbild seines hohen, geschmeidigen, von Bädern und Sonne gebräunten Körpers mit den schmalen Hüften und schlanken langen Beinen, die langgewordenen Locken über dem dünnen Halse, den grossen Augen im abgemagerten Gesicht . .“ Kusmin propagiert in diesem Buch ein ohne Lodern, aber sehr hurtig abenteuerndes, blossbuntes, geistfreies, jünglingisch-graziehaftes Hiersein voll naiver Sensualität; eine zage Panerotik; beseelten Hautnervenkultus; griechentümlichen Schönheitsdienst. Etliche vieux-jeu-Züge (Kostümiertes, Kokettes, Marquisiges) stören; aber man sagt Ja, wenn Kusmin (aller Schwüle fern) das ästhetische Ideal des Ephebos, des hochgebeinten, stählernen, zarten, hold wieder zu Ehren bringt; und auch wer nicht, wie dieser Dichter, aus seiner Künstler-Ueberzeugung die gerade Konsequenz ziehend, sein ästhetisches Ideal zum erotischen emporläutern kann, wird (wofern er kein Schwein ist) solchen Hadrianismus verwundert aber bewundernd grüssen. Benedikt Friedländer, welcher ein sehr schönes Weib besass und Kinder zeugte, aber das Jahrtausendbuch „Die Renaissance des Eros Uranios“ schrieb, dem hätte ich gewünscht, diesen Kusmin zu lesen. (Benedikt Friedländer erschoss



GERTRUD EYSOLDT
Für die AKTION gezeichnet

sich und hinterliess sein Erbe Vernagelten. —) Bearmbänderte Schminktänzer werden sich jedoch schneiden, wenn sie jetzt mutmassen, „Geschichten“ sei eine Urningsbibel. Zwar doziert Strop, Kusmin's (um einen Schatten zu chaotesker) Raisonneur: „Es gibt Muskeln und Sehnen am menschlichen Körper, die man nicht ohne Herzklopfen betrachten kann. Und nur gemeine Lüsternheit lässt den Mann den Begriff von Schönheit mit der Schönheit des Weibes verbinden, und das liegt so weit, so weit von der wahren Idee der Schönheit. Wir sind Hellenen . . .“; aber dieses Buch birgt, wie ich schon andeutete, ein Pandaimonion von Liebesgöttern; vielfarbig sind die Abenteuer, die (glutlos, doch eindringlich-stumpfen Leuchtens) es durchfliehen; allerotische Luft blüht hier, fast wie in den (freilich unerhört subtileren und intellektuelleren) Büchern Robert Musil's. Die sanfte Erzählung „Der Emigrant“ von Kurt Martens, die mich der letzte Hyperion-Almanach lieben lehrte, darf man schon eher zum Vergleiche holen.

Von Analysis psychologica ist bei Kusmin nicht die Rede. Dieser Mangel, ihr klassischen Schafsköpfe, bedeutet keinen Vorzug; (nur flagellantische Verdummriane nämlich können uns einreden, dass klobige Tatsächlichkeit, Fabulistik, Anekdote wertvoller seien als . . . Geist;) indessen, da die Kusmin'sche Faktuosität wehend und sozusagen naiv ist; da dieser schönheits-selige Russe . . . zwar nicht Erlebnisse gestaltet, aber Tagträume, also doch „Erlebnisse“; da es ihm mithin fernliegt, altitaliänische Novellen seelenlos nachzudrechseln oder — wie der öde Dürer-Epigone Herr Wilhelm Schäfer — auf eine gepresste Art Markigkeit zu markieren (. . . wo doch, beim Styx, die Dichtkunst alle möglichen Aufgaben oder keine hat, bloss sicher nicht die, auf eine gepresste Art in langweiliger Dürermanier Markigkeit zu markieren!) —: aus diesen lieben Gründen sind Kusmin's Geschichten, ohne bedeutend zu sein, schön. Sie pieken nicht ins Herz, und erst recht nicht ins Hirn; trotzdem berühren sie uns, umgekehrt wie die Erschwitzungen unserer neuklassischen Gewerbler, als etwas Menschenhaftes und Seinsvolles, . . . in ihrer süssen Epidermalheit.

Unsereiner neigt dazu, das Denkerische zu . . . „überschätzen“ will ich nicht sagen; denn das Denkerische kann, als die Kraft des Schätzens selber, garnicht hoch genug geschätzt werden; . . . aber: es mit aller überhaupt vorhandnen Dignität zu belehnen, auf Kosten

der Sinne. Kusmin ist ein Sinnendichter. Unserer Geistigkeit gar nicht feind, vielleicht ihr verwandt, gibt er Erquickungen durch leichte Reize, ein seliges Bad in Ausruhestunden. Er gibt, was Nietzsche, dieser Verächter aller Leibschmähenden und Erkenntniskaffern, die „Hautlichkeit der Dinge“ genannt hat; streichelnde Linien, Schwellendes und Pastell; Schönheit, vagierend zwischen Sparta und Rokoko. Ich stehe zu Kusmin (nach diesem Buch) im Grunde wie zu einem Maler; wie zu manchen geliebten, benervten, kulturhaltigen, blassen Malern, die wohl tun, ohne zu bestürzen. Andrea del Sarto, Fragonard, Monnet fallen mir ein; natürlich Beardsley; des Dichters Landsmann Somoff (der dem Band zarte, ein wenig verderbte, vielleicht zu spielerische Vignetten beigegeben hat); endlich der frühe, prä-kubistische Picasso.

Ein philosophiefernes, doch, mangels jedes gross-spurig sich billigenden Rustikalismus, garnicht deutsch - bürgerbärtig - antiphilosophoides Buch. Hinjagende Edel-Lüste; schlanke farbige Reize; extrem unniederländisch. Irisierende, leis irritierende Träume eines schmalen, sehnsüchtigen Pastelldichters. Eines sehr verfeinten Heiden.

Eines Flötenbläusers.

Zur Strindberg-Aufführung im Deutschen Schauspielhaus

Dass Strindberg ein Frauenhasser ist, wissen selbst jene, die ihn nie gelesen haben. Sie wissen es, weil es der Feuilletonist gesagt hat. Es ist darum gut, dass jetzt auch durch die Berliner Bühnen etwas mehr über Strindberg zu erfahren ist. Es war um so nötiger nach dem Ibsen-Rummel, der die „unverstandene Frau“ gefeiert hat. Ibsen und Strindberg sind Dichter der hysterischen Frau. Nur nahm sie Ibsen, wie sie sich gibt, und Strindberg, — wie sie ist. Die Hysterie ist nämlich das Wesen der Frau. Vielleicht wird es nach tausend Jahren anders sein, aber bis jetzt und soweit man unter den gegebenen Umständen eine Prognose für die Zukunft stellen kann, bleibt die charakteristische Frau die Hysterische. Ehemals war Hysterie ein Luxus, ein Symptom der höchsten Kultur; die Demokratie verallgemeinerte diesen Vorzug der Auserwählten.

Die hysterische Frau, das heisst die zerrüttete, empfängliche, schwankende, allem zugängliche, hemmungslose Frau beraubt natürlich den Mann. Eben so natürlich, wie die Japaner europäische

Gewehre kaufen. Man entdeckt doch nicht von neuem Amerika, wenn man hin fahren will. Aber während man sich gegen Barbaren durch Zölle und Gewaltmittel wehrt, stellt der Mann der Frau alles was er besitzt, ritterlich (oder unritterlich) zur Verfügung.

Ist das dumm vom Manne? Keinesfalls. Denn geben ist seine Bestimmung. Ist es schlecht von der Frau, dass sie nimmt? Ebenso wenig. Sie kann ja nicht anders.

Aber Strindberg ist ein Moralist. Wie Tolstoi, will er, dass man im Schweisse seines Angesichts sich verschafft, was man braucht. Es ist fürchterlich, es ist schrecklich, man kann sich gegen diesen Strindberg nicht wehren. Denn er hat Recht! Die Frau ist eine Kanaille, eine spitzfindige, dünnnervige, zähe Kanaille. . . Der man mit keinen Forderungen kommen kann, denn sie ist im Voraus Bankerott.

Und doch hat Strindberg Unrecht! Weil Mann und Frau doch Eines sind! Weil zur Liebe diese doppelte Einheit gehört, und weil die Liebe so ziemlich der ganze Sinn des Lebens ist. Ein Mensch besteht eigentlich aus zwei Individuen. Wie es ein Inneres und Aeusseres gibt, ein oben und unten, ein hier und dort, so gibt es Mann und Frau. Sie ist ja von ihm nur das Linke oder Rechte, das Weisse oder Schwarze, — die Kehrseite. Und der Verantwortliche ist nur Gott der Allmächtige, der es so geschaffen hat.

Das Deutsche Schauspielhaus brachte zuerst „Ostern“ und dann die „Gläubiger“. Aber Ostern versöhnt mit den Gläubigern. „Gläubiger“ ist ein Ringen mit dem Irdischen, mit dem Irdischen in sich selbst; „Ostern“ ist die Anerkennung des Geistigen, des Ueberirdischen, des Göttlichen. Das empfand man. Und stellte fest: es ist eine wohltuende Tatsache, dass das Deutsche Schauspielhaus des Herrn Lantz dem Berliner Publikum statt der ewigen Sudermannaden, der bunten alten Stücken - Ausstattungsstücke, der dummen Hintertreppenkomödien Strindberg gibt, mit Kräften und Mitteln, die weder das Ohr noch das Auge verletzen.

Virgo.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders

[Schluss]

Roman von Carl Einstein (C. M. E.)

Achtzehntes Kapitel

„Wir haben Böhm zu begraben,“ rief Bebuquin, „der Kerl wird lästig.“

Um die Leiche des Teuren, eine öffentliche Angelegenheit, kümmerte man sich nicht; wollte ihn nur erledigen.

Bebuquin stieg aus der Bar, von der Möglichkeit eines Begräbnisses überzeugt.

Die Leiche irgend eines Selbstmörders wurde vorbeigetrottet, dahinter ein trauernder, leerer Repräsentationswagen.

Bebuquin stieg ein. Man kam zum Stadtende, wo die letzten Häuser erfolglos die Ebene zu akzentuieren suchten, hielt am Kirchhof.

Bebuquin schlich sich ungesehen hinein.

Er fand eine unbenutzte Stelle, zögerte jedoch noch, das Grab aufzuwerfen; dann ging er daran mit heftiger Wut. Wie er einigermaßen ein Loch zustande gebracht hatte, war die übrige Amtshandlung zu Ende. Er grub weiter, stellte sich als Monument hinter die Grube, des öfteren den Grabspruch sagend:

„Weinet inniglich und seid gebückt!“

Und faltete die Hände über die Brust.

Die Sonne ging auf und funkelte auf ihn, der als Gekreuzigter dastand.

Allmählich ging diese Stellung in ein geregeltes Freiturnen über.

„Stofflosigkeit, Stofflosigkeit,“ knirschte er vor Wut und begab sich zum Grab einer gewissen Josefine Peters, geborene Dewitz, um heisse Tränen zu vergiessen.

Neunzehntes Kapitel

Bericht der letzten drei Nächte.

Erste Nacht. — Bebuquin lag ruhig in den weissen Kissen, lang ausgestreckt, lange ein Loch in die Decke stierend, welche sich nicht hob. Kurze Zeit meinte er im Schlamm zu schwimmen; dann fieberte er, sich den Kopf mit den Fingern umfassend; ziemlich ängstlich versteckte er sich vor dem offenen Fenster. Er war nicht fähig zu sprechen. Nach einer Stunde redete er sehr beherrscht.

Zweite Nacht. — Bebuquin vermied es einzuschlafen, wohl die Träume fürchtend. Es sei Gefahr, meinte er, dass er zu sehr ins Träumen gerate. Er spricht sehr erregt und spürt um sich dunkle Vögel flattern. Dann erstarren die Kiefer.

Dritte Nacht. — Bebuquin schlief ruhig ein, fuhr im Schlaf einigemal mit den Händen empor; sein Gesicht lag allmählich wie im Krampf, die Haut faltete sich und umrunzelte den ganzen Schädel. Ruckweise öffneten sich auf Sekunden seine Lider, er zog Finger und Zehen sich spreizend in die Länge, dann ging er eng zu-

sammen und zitterte heftig. Gegen Morgen wachte er auf, war unfähig zu reden und konnte nicht mehr allein essen. Nur einmal schaute er kühl drein und sagte

Aus.

Grauer Tag

Unter den dunklen Bäumen schlafen die Schlepper,
Geduckt unter ihren roten Schloten ruhn sie auf
dem Kanal.

Ein bleiches Auge
Geistert die Sonne am graulastenden Himmel.

Gut ist hier sein für dich;
Deinen stolpernden Schritt
Sieht kein Auge, du bist allein.
Was starrst du ins Wasser? Es bietet kein Bett
für dich,

Hier ist kein Ruhen für einen Fürsten,
Einen Fürsten im Schmerz.

Draussen magst du liegen,
Wo die zitternde Seefläche im Röhricht verbebt;
Da wirst du ruhen, wenn der Himmel in
Strömen weint,
Und das Heulen der Dampfer über das Wasser
irrt.

Dort harrt Erlösung dein; dass Leben heisst:
Im Tanzschritt lächelnd tötende Klängen führen.
Das hast du nie gewusst.

Charlottenburg. Hellmuth Wetzel.

Literarische Neuerscheinungen

EMIL STRAUSS: Der nackte Mann. Roman. S. Fischer Verlag, Berlin. Geheftet 4 Mark, in Leinen 5 Mark. Im Jahre 1601 hat der Markgraf von Baden-Durlach einen Streit mit seiner guten, dickköpfigen Stadt Pforzheim. Sie ist lutherisch gesinnt und er will sie calvinistisch machen. Der Streit spitzt sich soweit zu, dass schon der Nackte Mann, der Vorbote aller schweren Not, in den Strassen gesehen wird und wirklich der Markgraf gegen die Stadt zieht. Aber an der Grenze fällt ihn ein Schlagfluss vom Pferde, kein apoplektischer Zufall bloss, sondern die ungeheure Erregung, weil sein Freund, der Hauptmann Gösslin, ein Pforzheimer Kind, ihm die Gefolgschaft auf- und den Streit ansagt. Dieses ist das Thema des neuen Romans von Emil Strauss; der doch nur ein historischer Roman ist, soweit jedes echte Kunstwerk historisch ist. Denn Strauss vermeidet mit grösster Strenge alles Antiquarische, sowohl in seiner Sprache, als in seiner Psychologie; die Folge davon ist, dass das vor uns aufge-

rollte Leben blutfrisch und unter keiner anderen Verantwortung, als die der Mensch heute und zu jeder Zeit anerkennen muss, sich durchkämpft. Es geht darin nicht um „Haarspaltereien, aber gewiss um Unterscheidungen! immer wieder, solange es nötig ist“. Und Strauss stellt darum sein Buch natürlich nicht auf den Inhalt der Sätze, um die gekämpft wird, sondern auf die Kraft, mit welcher gekämpft wird. So hat sein Buch nichts Verschollenes und Verwickeltes, sondern bewegt sich im heiteren Sonnenlicht hochgemut, elastisch und gegenwärtig. Sein Hauptvorteil dabei ist eine künstlerische Eigenschaft seltenster Art: es ist die Bildhaftigkeit und Lückenlosigkeit der Geschehnisse vom Anfang bis zum Ende.

Zeitschriftenschau

DIE NEUE RUNDSCHAU. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Im Oktoberheft veröffentlicht Thomas Mann sein neuestes Werk. Es ist eine längere Erzählung „Der Tod in Venedig“ und behandelt die letzten Schicksale eines feinen ästhetisch kultivierten Schriftstellers, der durch die eigentümliche Bekanntschaft mit einem schönen polnischen Knaben mitten in der Cholerazeit von Venedig noch einmal die grosse Wahrheit kennen lernt, dass nicht in der Beherrschung des Stiles und der Lebenshaltung, sondern im freien Angehen in Abenteuern und Schätzen der Sinn des Daseins verborgen liegt. In demselben Heft veröffentlicht Werner Sombart eine Studie über den „Luxus im Ancien Regime“ mit interessanten Tabellen der damaligen Ausgaben, die für die Wirtschaftsgeschichte von grundlegender Bedeutung wurden. Beiträge von Julius Meier-Graefe, Richard Dehmel, Samuel Saenger, Moritz Heimann, die politische Chronik von Junius und verschiedene Anmerkungen zu Tagesereignissen und neuen Büchern ergänzen den Bund.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

M. VAN VORST. Die Bekenntnisse einer glücklichen Frau. Deutsch von Hans Winand. (Erich Reiss, Verlag, Berlin.) Geh. 4,— M., geb. 5,50 M.

JAKOB SCHAFFNER. Die goldene Fratze. Novellen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4,— M., geb. 5,— M.

FELIX POPPENBERG. Taschenbuch für die Damen. (Erich Rowohlt, Verlag, Leipzig.) Pappbd. 3,90 M.

Antworten des Herausgebers

MEHRERE GYMNASIASTEN: 1) Ich besitze das „Programm“ der „Sprungbrett“-Gründung natürlich auch. 2) Dass das „Berliner Tageblatt“ die Namen der führenden Personen nicht veröffentlichte, ist wohl nur dem Raumangel zuzuschreiben. 3.) Uebereilen Sie sich nicht, sondern fragen Sie zuvor eine Schriftstellerorganisation um den Rat, den ich nicht geben will.

DIE ANONYME. Gewiss, gewiss. Doch die AKTION will „vor den Kopf stossen“. Es ist eine meiner Lebensaufgaben, mir Gegner zu schaffen, Verehrteste. H. S. R. Erledigt.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Kurt Hiller: Professor Kahl und die Todesstrafe / Carl Einstein: Ueber den Roman / Alfred Wolfenstein: Zum Frauenkongress in München / Peter Baum: Nun schweig / Paul Boldt: Die Liebesfrau / Spinoza: Gedanken- und Redefreiheit / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Der angebliche Engel / Wir wollen umsatteln / Zwei Urtelle / Sie können vor Kraft nicht laufen / Mystische Politik / Das „Deutsche Schauspielhaus“ / Zum Friedenskongress / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / John Höxter: Spinoza (Zeichnung).

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 42

INHALT

Franz Pfemfert	Die Wahnverwandten
* * *	Die chinesische Revolution
Walter Serner	Der Maler Kandinsky
Alfred Lichtenstein	Konrad Krause
Kurt Hiller	Der Trost
Paul Mayer	Auf St. Helena
Rudolf Kayser	Der Knabe
Paul Boldt	Herbstpark
Otto Pick	Klatsch
Franz Vallentin	Der Abend nach Ostern
Meint der Verlag — Kritik — Bab — Ein Brief —	
Aphorismen von zwanzig Autoren — Literarische	
Neuerscheinungen — Vornotizen — Zeitschriftenschau.	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

H/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 42 :: 16. Oktob.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17
zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalten,
Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50
durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

DIE WAHNVERWANDTEN

Der Patriotismus verdirbt die Geschichte

Goethe (an Riemer).

Also die Völker dort hinten in der Türkei wollen aufeinander schlagen. Die Pressefreikarten sind bereits vergriffen, es gibt mithin kein Zurück. Die Vorpostengefechte mit den herandrängenden Reportern haben das Blut in Wallung gebracht, jetzt muss es fließen.

Wir sehen die Heldenaspiranten zusammenlaufen: „Die Kampfeslust hat Invalide und Gesunde, hat elegante Bürger aus der höchsten Gesellschaft und zerlumpte Bettler, hat Jünglinge, die kaum der Schule entwachsen sind, und gebückte Greise erfasst. Die Standesunterschiede sind wie ausgelöscht. Von überall eilen Freiwillige in die Stadt, beherrscht von dem einen einzigen Gedanken, getrieben von der einen Sehnsucht...“ Nämlich: zu schlachten oder geschlachtet zu werden.

Das Proletengesindel, das gestern mit Hunden gehetzt wurde, ist heute heilfroh, mit den Satten, die ihm die Lebensgemeinschaft versagen, wenigstens in Wahngemeinschaft sterben zu dürfen.

Der Patriotismus, tritt er epidemisch auf, ist nicht zu bekämpfen. Jede andere Krankheit lässt sich auf einen begrenzten Ort zurückdämmen. Hier aber werden selbst Telegraphendrähte Bazillenträger. Es hilft nichts anderes als Aderlass bis zum Weissbluten.

Ein Sozialist wagt, im Parlament, den „zynischen Hinweis“, auch die Türken könnten schliesslich immerhin . . . Er hat da nichts „Vaterlandsloses“ gemeint. Aber das Irrenhaus Bulgarien tobte, und es waren Arbeiter, die ihn beinah gelyncht hätten, den Unklugen . . .

Dieser Zwischenfall ist von der europäischen Sensationslüsternheit tottelegraphiert worden; er bedeutet einen Beitrag zum Thema zeitgeschichtliche Schmach. Wie unwürdig verkommen dieses Jahrhundert ist, wie wir so völlig aufgehen im Sklavenfühlen, das hat sich hier neu gezeigt. Die Reportage, die unsere Denkträgheit mästet, schilderte eingehend, liebevoll fettgedruckt, jede Steigerung des Massenwahnsinns; die Vernunft wurde feige mit Feuilletonwitzchen abgetan.

Das ist schmachvoll; aber schliesslich ist es nichts Ueberraschendes. Es demaskiert unsere Friedensphraseure; aber wir hatten das Gesicht auch hinter der Larve gekannt. Wir wussten ohnehin, dass diese liberalen Weltbeglucker sich ihre Kulturaufgaben vom Börsenteil vorschreiben lassen. Und trotzdem —

Und trotzdem packt uns die Wut. Die Wut der Ohnmacht. Denn wir wissen: jene Balkanpatrioten sind unseren Demokraten wahnverwandt. Wir wissen: was sich jetzt dort hinten in der Türkei abspielt, das kann morgen hier inszeniert werden. Auch die deutschen Wahnverwandten können sich morgen umhalsen. Und nichts wird die Epidemie hemmen.

Franz Pfemfert

Die chinesische Revolution

Wenn man behaupten wollte, dass die chinesische Revolution sich programmässig abspielt, so wäre dies kein leeres Wortspiel. Bis jetzt hat sie sich ganz genau an jenes Programm gehalten, welches von den chinesischen Revolutionären, unter Führung von Sunyatsen, schon vor Jahren ausgearbeitet wurde. Das Programm der chinesischen Revolution enthielt von allem Anfang an drei gesonderte Zielaufgaben, denen sich der erfolgreiche Kampf widmen sollte. Es umfasste eine nationale, eine republikanische und eine soziale Aufgabe. Und diesen Programmpunkten gemäss ist bisher der Vollzug der einzelnen Etappen der chinesischen Revolution gewesen. Es ist nur natürlich, dass die erstgenannten zwei programmatischen Punkte gewissermassen nebeneinander marschieren; eine Trennung wäre hier kaum möglich. Denn das chinesische Volk begreift es ganz richtig, dass eine Aufrechterhaltung seiner Volksgenossenschaft, seiner Eigenkultur und besonderen Ethik nur durch die Umwälzung der sozialen Grundlagen für das Zusammenleben all der hunderte Millionen von Chinesen zu erreichen ist. Und wenn wir in den nächsten Jahren für die europäischen Staaten einen Weltkrieg vermieden haben, ist dieses der chinesischen Revolution zu verdanken, deren riesige Entfaltung und mächtige Geschlossenheit schon jetzt den Mächten Europas ein nicht zu übersehendes Memento all des an Selbstverteidigungswehr und Angriffsstärke zu Gewärtigenden vorgehalten haben, falls jene es wagen sollten, den Versuch zu unternehmen, ihre schon seit langen sich immer mehr regenden Raffgelüste nach China zu befriedigen.

Aus diesem Grunde ist auch keinerlei Anlass zur Betrübniß über den bisher nur politischen Verlauf der chinesischen Revolution vorhanden. Dieser war notwendig, um das ganze Volk und seine Gemeinschaft auf eine sozusagen selbständig geschlossene Grundlage zu stellen, an welcher zukünftig nicht mehr gerührt noch getastet werden kann. Diese politische Tendenz der Revolution hat aber stets eine ganz besondere soziale Spitze getragen. Darin ist eben die Kraft und Zuversicht dieser Revolution gelegen, dass sie mit ganz bestimmten sozialen Forderungen vordrang, deren Erfüllung sie aber im alten Staatsgehäuse weder absehen konnte noch abwarten wollte. So wurde denn die Mandschudynastie zu Boden geschleudert, der erste und zweite Teil des Programms war damit erfüllt. Nun

aber kommt der Unterschied zwischen der chinesischen Revolution und einer anderen, sagen wir der portugiesischen oder persischen oder türkischen, die alle ihre Revolutionen nur zwecks Umwandlung politischer Formen durchführten und dann zu Gunsten des neu errichteten Herrschaftsregimes abdankten; bei der chinesischen Revolution sehen wir im Gegenteil bereits in dieser Periode ihrer Entwicklung etwas ganz anderes: sie stürzte die alte politische Form, um eine neue, für den sie zu erfüllenden neuen sozialen Inhalt zu gewinnen. Die Gesundheit der chinesischen Revolution ist darin gelegen, erkannt zu haben, dass neue soziale Beziehungen, oder die Wiedererrichtung älterer gerechter Verhältnisse mit dem Bestande der alten Staats- und Herrschaftsformen unvereinbar sind, dass, wenn man jene will, man diese beseitigen und politische Zustände schaffen muss, die auf gerechter sozialer Grundlage ruhen und somit mit diesen eine Einheit nicht aber einen Widerstreit bilden.

Was ist nun dieser soziale Inhalt der chinesischen Revolution, der eine Uebergangsstufe zu einem vollständigen Kommunismus bildet und welcher jeden Begriff einer Staatsgewalt aus der Volksgemeinschaft der gelben Rasse ausscheidet? Wenigen ist es bekannt, dass Sunyatsen weitgehender Sozialist ist. Aber so wie die ganze chinesische Revolution der derbste Faustschlag ins Antlitz der marxistischen materialistischen Geschichtsauffassung — denn China wäre laut seiner wirtschaftlichen Entwicklung bei weitem „noch nicht reif“ für eine Republik, die Entwicklung Chinas vollzog sich in ganz anderen Bahnen, als jene es sind, die die materialistische Geschichtsauffassung uns als allgemein zu beschreitende darlegt —, so weiss Sunyatsen auch ganz genau, dass die Einführung des Sozialismus sich in China in anderer Form zu vollziehen hat, als es in Europa, vornehmlich in Westeuropa wohl geschehen wird. In China ist die Trennung des Volkes vom Boden noch nicht durchgeführt.

Während in Europa das Problem des Sozialismus in der Wiedererringung des gewaltsam entzogenen Bodens besteht, während man zu ihm, von dem man verjagt wurde, zurückzukehren und ihn wieder zu erringen hofft, hat der Chinese seinen Boden noch. Für ihn ist es das Problem, das weniger einer Expropriation, mehr einer Säuberung seines Bodens von allen staatlichen und militärischen Mandarinenlasten gleichkommt. So hat Sunyatsen als sozialen Hebel seines „Pro-

grammes der chinesischen Revolution“ die Forderung aufgestellt: der Preis der Erde wird neu bestimmt. Eine solche Bestimmung muss und wird den Preis auf das denkbar tiefste Niveau des einfachen Gebrauchswertes herabdrücken, während alle die mannigfachen Steuer- und Pachtlasten, die dem chinesischen Volk auferlegt wurden und durch neue gesellschaftliche Veränderungen einen durch Gewalt künstlich emporgeschraubten „Bodenwert“ schufen, vollständig in Wegfall kommen. In etwas anderer Form hat der amerikanische Bodenreformer Henry George diese Idee zuerst propagiert. Aber die chinesische Revolution wird weit über ihn hinaussschreiten, eben dadurch, dass sie eine Revolution ist, die neue soziale Verhältnisse zeugte. Der grosse Landbesitz der herrschenden Kaste in China — einerlei, ob sie sich Mandschudynastie oder Republik nennt —, der den Besitz des Volkes immer mehr einschränkte, es aber gleichzeitig zu zunehmend grösseren Robotleistungen für den Staat herbeizog, will die chinesische Revolution ein Ende bereiten.

Sie ist soeben in dieses Stadium ihrer fruchtbarsten Wirksamkeit eingetreten. Denn mit dem Versprechen Yuanschickais an Sunyatsen, diese soziale Forderung der chinesischen Revolution zu erfüllen, muss die von den Mandarinen und den Mandschus geschürte Aufhetzung gedankenloser Soldatengruppen gegen diese soziale Aufgabe der Revolution bald in sich zusammenbrechen und dieselbe wird ihre tiefstgreifende Arbeit leisten können. Es ist nicht, wie es oft den Anschein hat, Yuanschikai noch Sunyatsen, der diese Arbeit durchführt, sondern es ist das chinesische Volk, das sie beide zur Erfüllung dieser sozialen Verheissung der Revolution in China drängt. Sie werden daran gehen, den Preis des Bodens möglichst tief zu fixieren, wodurch die schwindelhaften Bodenwerte der grosse Landstrecken Besitzenden zusammenschrumpfen, diese nicht mehr vom blossen Eigentumstitel über den Boden leben können, weil dieser dadurch nur insofern von Wert für sie sein wird, als sie selbst ihn bebauen können und wollen. Der Boden wird dann einen so geringen Preis haben, dass dieser praktisch immer mehr demjenigen Punkt genähert wird, wo die Preislage überhaupt verschwindet, wo der Boden des chinesischen Volkes frei und befreit ist.

Glossen

Ein Brief

Sehr geehrter Herr Pfemfert,

im Hefte 41 der AKTION meint A. Ra. es zu gut mit mir. Der Behauptung, ich hätte gewissen Autoren „zur Oeffentlichkeit verholfen“, muss ich, mindestens inbezug auf Herrn Ernst Blass, widersprechen. Tatsache ist, dass Blass Arbeiten publiziert hat, bevor ich auch nur seinen Namen kannte, insbesondere bevor er sich der von mir damals geleiteten Gruppe anschloss.

Uebrigens habe ich nie kraft meiner Literatur Privatpersonen Gutes erweisen wollen, sondern lobe und tadle aus andern Motiven. Daher geht mir jenes (obzwar edelgemeinte) subtile Nachrechnen von „Förderungen“ einigermaßen gegen den Strich.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie dies den Lesern der AKTION mitzuteilen die Güte hätten. Und vielleicht verkünden Sie bei der Gelegenheit gleich, weshalb, wer hofft, dass ich das neue Grunzen aus Südwest widerlegen werde, sich täuscht: Ein Blatt, das von „einem veits-tänzerischen Kerr“ redet, ehrt mich, wenn es mich „Lügner“ nennt.

Mit besten Grüssen (wann soll ich zur Korrektur kommen?)

Ihr ergebener

Kurt Hiller.

Bab

An seinem Bart war vor ein paar Nummern ein gutes Haar gelassen worden; Bab sei eine treue (Dick-) Haut.

Nur haben die Angriffe seine Seele etwas vergiftet. Was aus einer solchen Milch solch einer „frommen“ Denkart werden kann!

Zum Bild des Schullehrers fehlt auch dieser Zug nicht: Niedrigwerden nach dem Geärgertwordensein. Freien Hass bringt diese Art nicht auf.

Bab lallt, schon ganz zum Baby geworden.: „Kleine“ „Pamphlete“! . . . So wehrt man sich als ein Religiosität heischender Heraufführer einer neuen Jahrhundertstimmung, so als Bringer von Ernst Lissauer! Noch der „Katholischste“ wird rufen: „Nebbich!“

Erstaunt sieht die Zeit ihr neues Geschöpf:
Das fromme Hippopotamus, Juliolissaurus
classicus.

B l a s s.

Meint der Verlag des Herrn Kraus

In diesem Aphorismenbuch (meint der Verlag) hatten wir nur eine Fortsetzung der „Sprüche und Widersprüche“ erwartet. Es ist aber (meint der Verlag) weit mehr. Die Komposition, die aus Kunstwerken ein Kunstwerk formt, lässt (meint der Verlag) die gleichen Motive und Probleme auf einer noch höheren Ebene wiederkehren. Dieser Gedankenbau, dessen Schöpfer (meint der Verlag des Karl Kraus) vor dem nicht halt macht, wovor seine Zeit erschrickt, aber halt macht vor den heiligen Gewalten, vor denen die Zeit keine Hemmung hat und keine Ahnung, ist (meint der Verlag) in der Literatur des Aphorismus ohnegleichen. In Karl Kraus ist das Wort Welt (meint der Verlag des Karl Kraus) geworden. In sein Subjektivstes ist das Ewige (meint der Verlag) eingeströmt: Gegensätzlichkeit zur Gesetzlichkeit aufgehoben. Karl Kraus durfte sich (meint der Verlag) seinen Buchtitel verleihen.

Kritik

Herr Eloesser reisst in der Oktobernummer der Neuen Rundschau zwei Frauenbücher herunter (Braun und Böhlau), schimpft auf die „Bekennisliteratur“ und vermerkt witzig, dass er die Adresse des Helden kenne, an welchen Liebesworte des einen Buches gerichtet sind. Natürlich — Frauenmemoiren! (Durch die, notabene, die Welt zum ersten Mal erfuhr, was sonst mit dem „Schleier“ der Heuchelei zugedeckt wird.) Gleich darauf erscheint in demselben Heft ein Gedicht von Dehmel, in dem die bewusste „Frau“ vorkommt. Da kennen wir aber auch die Adresse — wie kommt das? Von der besten Mannesliteratur bliebe ein kärglicher Rest, wollte man das Bekenntnishafte daraus bannen. Wo blieben Strindberg, Hauptmann, Thomas Mann, alle Lyriker, Goethe?! Nicht dass die „Adresse“ existiert, ist das Ekelhafte, sondern dass man ihr nachspürt. — Mit Recht sagt Alfred Kerr im „Pan“, dass es unanständig sei, anderes als „Erlebtes“ (im innersten Sinn) zu erzählen. Nicht was er erlebt, sondern wie er erlebt, macht den Dichter — zum Unterschied vom Familienblattromancier, wo alles jener „Erfindung“ sein Dasein dankt, an der die Eloessers sich erbauen.

In der nächsten Nummer beginnt

René Schickeles Roman

Der Maler Kandinsky

Von Walter Serner

Sein Buch über das Geistige in der Kunst kannte ich nicht, als ich in der Winterausstellung der neuen Sezession zum ersten Male seine Arbeiten sah. Obzwar ich eine halbe Stunde mit bestem Willen auf sie mich einzustellen bemüht war, blieben sie mir eine Leinwand mit sieben Farben.

Kürzlich verweilte ich zwei Stunden vor seinen Improvisationen und Kompositionen in der Königin Augustastrasse. Sein Buch über das Geistige in der Kunst hatte ich tags zuvor gelesen.

Das Essentielle dieses Buches, das manch eine alte Erkenntnis neu sagt und manches Neue: die Formenharmonie beruht auf dem Prinzip der zweckmässigen Berührung der menschlichen Seele. Diese Berührung erzeugen materielle Formen und abstrakte, die teils harmonisch, teils disharmonisch kombiniert in allem Gegenständlichen vorhanden sind. Die Wahl des Malers unter ihnen hängt vor allem von der Stärke, aber auch von allerlei Variabilitäten des inneren Klanges dieser Formen ab und von dem Prinzip der inneren Notwendigkeit, das allein ihn leiten soll.

Kandinsky ist es innere Notwendigkeit, die materielle Form ganz auszuschalten oder ins Abstrakte zu transponieren. Er hat hiermit die letzte Konsequenz gezogen, die aus seiner durchaus nicht neuartigen Mitteilungen fließt, es sei nicht möglich, eine materielle Form genau wiederzugeben. Alle guten Maler aller Zeiten kamen zu dieser Erkenntnis und konsekutiv zwingend zum Kampf um den ihrer Persönlichkeit kongruenten Ausdruck der Form. Kandinsky ging in diesem Kampf theoretisch und praktisch so weit, dass die ja nie folgende Gegenwart selbst die Möglichkeit einer für diese Kunst begeisterten Zukunft nicht zu Ende zu denken, geschweige zu Ende zu fühlen wagt.

Kandinsky verzichtet auf das optische Weltbild zum ersten Male gänzlich — die Tat des Futurismus ist somit grandios überholt — und setzt an dessen Stelle ein kontrapunktisches Farbenklangreich. Und da er letzten Endes (völlig zu recht) auf seine innere Notwendigkeit sich zurückzieht, bleibt dem Leser eine immerhin interessante Theorie und dem Bildbetrachter eine Polychromie, mit der er ebensowenig etwas anzufangen weiss wie die Retina mit dem Ultraviolett; eine kontagiose Metonymie; ein mani-

scher Symptomenkomplex von unerhörter Seltsamkeit; und kommt es gar bitter: ein spilleriger Klimbim, in dem alle psychischen Anstrengungen dabaclesam versickern.

Formel? Vielleicht: der innere Klang dieser abstrakten Chaotik erreicht den winzigen Bildbetrachter eben nicht; und da Kunst wirklich nicht durch Verstand und Vernunft, sondern durch Seele und Erleben (auch dies ist eine von Kandinskys altjungen Wahrheiten) zu übernehmen ist, so möge Herrn Kandinsky dies zuerkannt werden, was er mit jedem beanspruchen darf: Esoterik, äusserste Gruppenmalerei, deren innere Notwendigkeit so gross ist, dass sie weder Persönlichkeit noch Zeitstil verrät (nach Kandinsky zwei der drei mystischen Gründe der Kunst), sondern lediglich das Rein- und Ewig-Künstlerische (nach Kandinsky der dritte mystische Grund der Kunst).

Ich, dem das Werk Kandinskys nach wie vor eine Leinwand mit sieben Farben blieb, muss jedoch bemerken: Das, was aller grossen Kunst gemeinsam ist, was ich einmal den Duft nannte, der um sie liegt, das habe ich bei den guten Bildwerken aller Zeiten trotz Persönlichkeit und mancherlei Zeitstilen so deutlich wahrgenommen, dass ich meine „Riechungsfähigkeit“ in punkto Kandinsky auf das Konto eines Zeitstils und vielleicht auch einer Persönlichkeit zu setzen gezwungen bin, deren Stärke das Rein- und Ewig-Künstlerische völlig verschlingt. —

Aphorismen

Von zwanzig Autoren

Eine Satire über Alles ist gar keine, sondern Unsinn, weil jede Verachtung etwas Geachtetes als Masstab, jedes Tal einen Berg voraussetzt.

Nicht das Geschrei, sagt ein chinesischer Autor, sondern der Aufflug einer wilden Ente, treibt die Herde zur Folge und zum Nachfliegen.

Was für eine starke Natur muss Gott haben, dass er die Geister aller Welten ertragen kann, die von ihm zehren.

Jeder arme Teufel sollte wenigstens zwei ehrliche Namen haben, damit er den einen daran wagen könnte, um den andern ins Brot zu bringen . . .

Der Aberglaube ist der Born aller Wahrheiten.

Je mehr ich Herodot im ganzen Ton der Denk- und Schreibart kennen lerne, desto ehrerbietiger nähere ich mich ihm wie einer antiken Bildsäule des Janus, der mit einem Antlitz ins Land der Poeten zurück, mit dem andern in eine neue Welt hinsieht, in ein werdendes Zeitalter der Prosa.

Je schlechter ein Land, desto bessere Patrioten.

Das Weib ist ein vernünftiges Märchen.

Die Fähigkeit, eine Frühlingsnacht zu empfinden, ist ein Reichtum.

Bitter ist es, heute das zu müssen, was man gestern noch wollen konnte.

Wer Schriftsteller ist, habe an seinen Fingern getrost Tinte.

Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloss lesen, damit sie nicht denken müssen.

Lessings Geständnis, dass er für seinen gesunden Verstand fast zu viel gelesen habe, beweist, wie gesund sein Verstand war.

Wenn die Geschichte eines Königs nicht verbrannt worden ist, so mag ich sie nicht lesen.

Es kostet mich nicht die geringste Mühe, einen Irrtum zuzugeben. Ich tue es sogar gern — aber nur aus Hochmut.

Ein verfehltes Genie ist kein Genie.

Schwache und verschrobene Köpfe verschieben und verändern sich am wenigsten, und ihr innerer Mensch kleidet sich sparsam um; ebenso mausern Kapaune sich nie.

Jede Erkenntnis zieht eine Steinkruste über unser Herz.

Das Bedürfnis zu lieben zwingt zu grösseren Torheiten als die Liebe selber.

Keine Gedanken sind weniger zollfrei als die witzigsten.

Das Unglück, das sich wiederholt, wirkt auf die Seele wie das Alter auf den Körper.

Zweifle an allem wenigstens einmal, und wäre es auch der Satz: $2+2=4$.

Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstossen, und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?

Sinnliche Ausschweifung ist viel öfter die Folge, als die Ursache einer zerrütteten Gesundheit.

Hätte die Weltgeschichte ein Sachregister, wie sie ein Namenregister hat, könnte man sie besser benutzen.

Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

Nichts bereuen, ist aller Weisheit Anfang.

Ein jeder Mensch hat soviel Genie, wie er Individuelles, d. h., condensierten Geist der Zeit in sich hat.

Der Wert eines Denkers steigt mit den Sinken der Anzahl seiner Thesen.

Phantasien sind nur Plünderungen des Verstandes und des Geistes.

Erkenntlichkeit verlangen heisst beinahe Undank verdienen.

Unsere Philosophen tun es nicht im Ernste, sie tun innerlich gar nichts, und, was sie reden, verstehen sie selbst nicht.

Was auf Shakespaerisch in der Welt zu tun war, hat Shakespaere grösstenteils getan.

Ich bin mehrmals wegen begangener Fehler getadelt worden, die meine Tadler nicht Kraft und Witz genug hatten, zu begehen.

Der Trost

Dies ist der Trost der stöhnenden Minuten,
Da ein Gedanke ausgedacht . . . und süsse
Und böse Düfte überreifer Früchte
Das wunde Hirn versehrend überfluten:

Dass leuchtend und gelenk Epheben schreiten
Und mit den goldnen Maschen eines Netzes
Hingebungsvoll und fromm und lächelnd fangen
Die schweren Schwärme unsrer Müdigkeiten.

(1907)

Kurt Hiller

Herbstpark

Die gelbe Krankheit herrscht. Wie Säufern fällt
Das Laub Ahornen aus den roten Schädeln,
Und Birken glühn gleich flinken Gassenmädlein
Im Arm der Winde auf dem schwarzen Feld.

Und wie die Hände einer Frau, die sinnt
Ihrem Gemahl nach und der starken Lust,
Ward weisse Sonne kühl! Du aber musst
Der Nächte denken, die im Juni sind.

In diesen sternbunten, sagt man, fror es.
Der Park ist so verstört. Aus beiden Teichen
Zittert die Stimme des gefleckten Rohres,

Wenn Wellen so vom seichten Sande schleichen.
Und Regen droht. In Kutten, stummen Chores
Zieh'n Wolken um die grossen, grünen Eichen.

Peterswalde

Paul Boldt

Der Knabe

Er lehnt an einer grünlich kalten Wand
Und streckt die Arme bleich und heilig vor.
Ihn quält das gelbe Zittern in dem Sand,
Der seine Füsse trägt. Ein Windstoss steigt
empor

Und glänzt hinauf an seiner schmalen Hand.
Er sieht ihm nach in weicher Einsamkeit
Und senkt errötend Blick und seine Hand.
Dann spricht er lautlos:

Meine Hand ist bleich
Wie Traumgesichter, die in meinen Nächten
Auf roten Fluten meines Atems schwimmen.
Sie lebt vom Blut (aus tiefen Schächten

Dringt es herauf), vom zarten Kosen
Tiefschwarzer Mädchenaugen, die auf ihr
wandern

Und heimlich auf sie legen dunkle Rosen. —
Kein Haar beschattet meine Hand . . .

Sie ruht auf meinen Schmerzen schwer und gross
Und zittert in die Welt, so hoffnungslos.
Und greift so scheu nach andern Händen,
Wesensverwandten, fühlenden Händen. . .

Und findet sie nicht.
Dann stirbt das Licht
Ueber den Abend hin . . . traurig belaubt.
Meine Hände beten. Meine Seele glaubt,

Gebeugt über Sehnsucht und Mondesschein. —
Die Menschen liessen mich so allein. . .

Charlottenburg

Rudolf Kayser

Der Abend nach Ostern

Von Franz Vallentin, Steglitz

So sitzen die elf Männer wieder in der kahlen Hütte um den langen, schmalen Tisch. Ein kärgliches Gericht von Fisch und Brot steht vor ihnen. Aber keiner denkt an die Speise. Unter den Balken der Decke ballt sich das schwere graue Abenddunkel und lagert sich tiefer und tiefer auf die Häupter der Elf herab. Die sind eng aneinander gerückt, als fürchten sie die Luft um sie herum. Und die zuäusserst sitzen, haben die Schultern hochgezogen und das Kleid des Nachbarn gefasst.

Andreas' Finger brechen ein Stück Brot ab. Er schluckt es, ohne zu kauen.

Matthias klebt die Zunge vor Trockenheit. Er will trinken. Er vergiesst die Hälfte und stellt den Becher wieder hin.

Jeder fühlt des andern Herz klopfen. Ihre Augen glühen und hängen an Johannes und Petrus. Die sitzen regungslos und bleich neben einander.

Petrus will etwas sagen. Aber wie Johannes' Blick ihm begegnet, kann er den Mund nicht mehr bewegen und ist stumm. Sie haben beide denselben Gedanken: „Es ist nicht wahr. Das Ganze ist nicht wahr. Wir haben von Judas einen hässlichen Traum gehabt. — Wo ist nur Judas? — Sollte er etwa doch heimlich — —“ Und die alte, brennende Angst packt sie wieder. Ihr Blick sucht den Sessel drüben. Ihre Gesichter verzerren sich. Sie sehen beide das gleiche grässliche Bild: einen blauen Kopf mit einem Strick um den Hals. — In ihrem Grauen klammern sie sich aneinander.

Aber gleich darauf glauben sie dennoch nicht an die Wirklichkeit: Nein, nein! Wir haben einen Tag im Wahnsinn gelebt und geglaubt, es sei ein grosses Unglück geschehen. Und das Unglück ist uns so gross vorgekommen, dass wir einen Tag für eine Woche hielten. — — Und das alles nur, weil Jesus so lange ausbleibt. — Wo er nur bleibt? — — —

Plötzlich fahren sie auseinander. — Jesus hat früher auf ihrem Platz gesessen. — Sie lassen einen Raum zwischen sich frei.

Es ist dunkel geworden. Aber sie wissen es nicht. Die elf bleichen Gesichter schimmern durch den Raum und hängen als flackernde Flecke in der schwarzen Luft.

Johannes hat die nassen Hände lose gefaltet und sieht wieder vor sich hin mit grossen offenen Argen, aus denen Tränen rinnen.

Petrus beugt den Kopf vor, während er die Kante des Tisches mit beiden Händen umkrampft hält. Stockend und heiser beginnt er kaum hörbar und mit fiebriger Stimme zu berichten, wie er und Johannes zum Grabe gelaufen, wie er nach Johannes dort atemlos angekommen sei. Johannes unterbricht ihn und erzählt, wie er sich gefürchtet habe, in das Grab zu sehen, wie er auf Petrus gewartet habe.

Und bald ergiesst sich über die Lauschenden ein glühender Strom von jagenden Worten, ein stürmender Wechselgang zweier Stimmen, die überfliessen von zarter Hingebung und rauher Liebe, von auflösender Verzweiflung und bitterer Klage und hilflosem Staunen über ein Wunder:

Petrus sagt ihnen, dass das Grab leer war.

Und wieder fühlt einer des andern Herz klopfen. Und wieder wagt keiner, sich zu rühren. Ein einziger Gedanke brennt in ihnen allen: Wo ist er — —?

Philippus horcht auf.

An dem offenen Fenster ziehen drei männliche Stimmen vorüber: eine schnarrende, breite; eine ölige tiefe; eine kreischende Fistelstimme. Diese ruft gerade im Vorbeigehen: „Wo er ist? — Ganz einfach! Gestohlen haben sie ihn!“

Der harte hohe Kehnton hallt schrill bis in die äussersten Ecken der Hütte, prallt an den Wänden ab und bohrt sich spitz in die Ohren der Schweigenden. Die fahren zusammen.

Erst nach einer Weile begreifen sie.

Da springt Petrus wie ein Rasender auf, reisst aus einem Winkel eine Waffe und will aus der Tür den Pharisäern nachstürzen. Aber Andreas und Jakobus fallen ihm in den Arm und halten ihn fest. Johannes streichelt ihn: „Es hilft ja nichts. Lass sie reden. Es kann ja nichts helfen!“ — — Da beruhigt sich Petrus und setzt sich wieder.

Bartholomäus aber schliesst die Fensterläden, verriegelt die Tür und zündet eine Kerze an. Die stellt er auf den Tisch zwischen Petrus und Johannes.

Das ist es wieder ganz still in der Hütte. — Und das Licht, das auf Jesus' Platz steht, hat eine starre Flamme und blendet, ohne zu leuchten. In der Stille beginnt es zu raunen. Tausend Worte, die sie von Jesus unverstanden aufgenommen, beunruhigen sie und gehen durch ihre Seele. Und sie schämen sich, wie sie ihn gequält hatten mit ihrem Unverstand.

Petrus beginnt, ohne es zu wissen, leise vor sich hinzumurmeln: „Ich habe ein Fischerge-

hirn. Du weisst es. Dein Gleichnis ist ein Tropfen für dich und eine See für mich. Und du musst hässlich sagen, was du nicht anders sagen kannst als schön. Und musst es in hundert zerlegen, was als ein Einziges aus deiner Seele kommt. Du hast es schwer mit mir. Aber du sagst es: Auf den Geist kommt es an. Und ich begreife, dass du alles aus einer seltsamen Liebe sagst. Ich habe ein Fischergehirn. Du weisst es.“

Und auch Andreas nickt auf einmal: „Ja, wenn du es so meinst, so verstehe ich es. Habe Geduld mit mir. Du weisst es. Ich bin nur ein Fischer.“

So merken sie plötzlich, wie sie sich lauter und lauter mit Jesus unterhalten, ohne dass er da ist. Aber wenn sich ihre Blicke begegnen, erschrecken sie und müssen an die Kreuzigung denken. Und so oft sie sich ansehen, fragen sie einander stumm: „Wo ist er?“ Und wenn jeder mit sich allein redet, fragt er: „Wo bist du?“ — — — Und es war eine grosse Unruhe in der Hütte.

Nur Johannes bewegt sich nicht. Sein Gesicht ist bleicher als das der andern. Und seine Augen sind nur halb geöffnet. Jetzt sehen ihn alle und schweigen.

Johannes flüstert: „Ich höre Jesum —“

Und nach einer Weile wieder: „Ich höre Jesum, unsern lieben Freund — —“

Da starren sie alle nach der Tür. Nur Johannes nicht.

Der Sand vor der Hütte knirscht. Und dann pocht es leise an die Tür. Aber niemand drinnen bringt ein Wort heraus. — — Und es pocht heftiger und heftiger und rüttelt an der Tür, dass das Licht auf Jesus Platz zu flackern beginnt.

Johannes aber flüstert wieder: „Jesus, mein Freund, ist nahe.“

Petrus geht zur Tür: Er hört draussen einen keuchenden Atem. Da fragt er zaghaft und bebend: „Bist du es?“

Und von draussen kommt eine abgebrochene, atemlose Antwort: „Ich bin — — ich habe — — ich habe —“

Petrus fragt noch einmal: „Bist Du es?“

Johannes sagt: „Sie liebt ihn — —“

Da öffnet Petrus der Maria Magdalena.

Ihre Wangen glühen. Ihre Lippen beben. Sie tanzt und taumelt über die Schwelle und stammelt zwischen einem überseligen Schluchzen, während sie die Arme in die Höhe wirft: „Ich ich — ich — habe — Jesum gesehen! — Ich

— habe — Jesum — gesehen! — Oh, hätte ich seine Füße geküsst. Aber er sagte: „Berühre mich nicht!“

Sie presst ihr Tuch vor die Augen. Und während sie tanzend wieder ins Dunkel hinaustaumelt, ist es wie ein Singen in ihrem Weinen: Ich — habe — Jesum — gesehen — —!

Petrus verschliesst die Tür.

Lange ist es ganz still in der Hütte, ganz still, — nur leises, feines Rauschen und Klingen zieht durch hie Luft.

Johannes flüstert: „Jesus, mein Freund —“
Plötzlich springt er auf und breitet die Arme aus: „Jesus — du — du —“

Und alle stehen auf und verneigen sich und jubeln und haben ein Grausen und eine Freude. Und Jesus steht mitten in der Hütte und nickt jedem einzeln zu und sagt: „Ich bin ja bei euch —!“

Da öffnet Petrus die Tür. Und sie gehen zusammen hinaus, Jesus in ihrer Mitte —, wie vor seinem Tode.

Abend auf St. Helena

Die Wolken gehn in grauen Prozessionen
Und lassen sich vom Wind wie Schafe treiben
Und sehn in bunten Ländern andrer Zonen
Gigantenwünsche sich am Nichts zerreiben.

Er aber trommelt an die Fensterscheiben
Wirft Krumen hin, die Möven zu belohnen,
Wenn sie gehorchen und ein wenig bleiben.
Er gähnt und flucht auf corsisch den Bourbonen.

Las Cases kommt. „Sire, Ihre Memoiren?
Wir blieben gestern stehn bei Abukir.“
Er murmelt nur: „Die haben keine Eile,

Unnütze Müh, zu schildern, was wir waren.“
Las Cases neigt sich, geht und spielt Klavier.
Der Kaiser stöhnt: „O, welche Langeweile.“

Bonn.

Paul Mayer.

Konrad Krause

Von Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf)
Nicht einmal in der Nacht habe ich hier Ruhe.
Häufig reisst mich eine Hand von dem Schlaf
oder ein Wort. Weil alles finster ist, weiss ich
oft am Morgen noch nicht, wer bei mir war.
Ich muss früh aufstehen, um die Kleider zu

säubern und die Stiefel zu reinigen. Die Glieder sind schwer und die Augen haben noch die ganze Müdigkeit. Doch die jungen Herren sind hart, wenn ich etwas versäume, und grausam. Nachts aber sind sie freundlich und streicheln mich wie eine vornehme Dame.

Nur der alte Herr Konrad Krause ist auch am Tage gut. Wenn er Wünsche hat, spricht er, ohne mich zu beschämen; und in dem Klang der Stimme macht mich etwas froh. Er duldet nicht, dass in seiner Gegenwart hässlich von mir geredet wird. Ich habe ihn gern.

Neulich lachte ich über ihn. Ich wurde durch Geräusche geweckt, die kamen von dem Gang vor meiner Kammer. Da war ein Gespräch. Ich fand zwei Stimmen: Eine verlor ich viel, da sie flüsterten; wenn ich sie fing, war sie jung und roh. Eine griff ich, ohne zu suchen; deutlich wie einen Körper. Ich fühlte, dass sie zu fett war und Runzeln hatte.

Ich hörte von der rohen Stimme: Willst du auch zu ihr, Vater —

Ich hörte von der fetten Stimme: Geh du erst, mein Sohn —

Als Herr Heinz in die Kammer trat, erschrak er laut, weil ich so lachte. Und dann musste er niessen. . .

Aber dies werde ich bald vergessen. Ich weiss sogar nicht mehr, wann der alte Herr Konrad Krause sagte, er habe mich lieb. Das war noch netter.

Ich erinnere mich nur, dass der Schreibtisch, vor dem er sass, schon dunkel war, als ich den Tee brachte. Er fragte, wer zu Hause sei: niemand — und wollte den Tee eingiessen. Er zeigte aber auf die Oberschenkel und sagte: Setzen Sie sich — Ich sagte: Ich bin so frei — Er sagte: Stellen Sie doch die Teekanne auf den Schreibtisch. Ich tat das. Und dann sahen wir uns innig an, ich war aber sehr schüchtern. Plötzlich fasste er meine Hand und drückte sie an seinen Bauch. Dabei sagte er: Geliebte. Wir zitterten heftig —

Klatsch

Von Otto Pick (Prag)

„Mutter,“ sagte der greise Kranke zu seiner Gattin, die unruhig sich beim Tisch zu schaffen machte, „eigentlich hätte sie nicht kommen müssen. Sie hat sich doch denken können, dass mir die Aufregung nur schaden wird. . . Und du wirst dich auch noch krank machen mit den Vorbe-

reitungen. Wenn's nicht wegen der Kinder wäre — ich hätte ihr abgeschrieben. Aber so fällt vielleicht doch etwas für unsere Hedwig ab. Und das arme Mädchel ist ja wie närrisch, seit sie weiss, dass die reiche Tante Paula kommt.“

Die alte Frau legte einen Haufen loser Blätter auf die Bettdecke des Kranken und seufzte: „Reg' du dich nur nicht schon im vorhinein auf. Schau, lies nur ruhig den Zeitungsroman zu Ende. In dem Trubel wirst du heut nicht mehr zum Lesen kommen.“

Ergeben setzte er den Zwicker auf die Nase und bald herrschte häusliche Nachmittagsstille in dem warmen Zimmer, die von Zeit zu Zeit durch das Hüsteln des Greises unterbrochen wurde. Als die angekündigte Stunde näherrückte, schob er mit zitternder Hand die Zeitungsausschnitte auf dem Bette. Auf einmal erschrak der alte Mann heftig und zog die heisse Decke röchelnd bis übers Kinn. Er hatte in dem goldgerahmten Spiegel an der Gegenwand sein Bild erblickt: Das eingefallene Gesicht mit den trüben rotgeränderten Augen, die zwischen unregelmässig dichten Barthaaren zu versinken drohten.

„Grüss euch Gott! Also wie steht's mit Hermann?“ Die beiden alten Leute sahen bestürzt die hohe weisshaarige Dame an, die mit ihrer gut einstudierten Lebhaftigkeit einen fremden kühlen Hauch in die Stube brachte. Sie warf einen hastigen Blick in die Gegend des Krankenlagers und begrüßte die Schwägerin mit vorsichtigem Verwandtschaftskusse. Dann rückte sie einen Sessel an das Bett und reichte dem Kranken die grosse schmale Hand. Die geseufzte Antwort der alten Frau gleichsam überhörend, erging sich Tante Paula in Ratschlägen und klugen Auslassungen.

„Na ja, ich hab's mir gleich gedacht, dass es ihm schon besser geht. Nur Ruhe braucht er und eine gute Pflege. Hast du ein tüchtiges Dienstmädchen? Also: Hauptsache kräftige Nahrung. . . Ach was, da ist er halt verwöhnt. Ein Kranker muss sich eben zwingen, wenn's ihm auch widerstrebt, viel zu essen. Braten, nichts Fettes, viel Gemüse. Und Rotwein. A propos, ich hab euch ja was mitgebracht. Hedwig! Bist du mit dem Auspacken fertig? Bring mal die zwei Flaschen herein!“ Aus der Küche ertönte die Antwort: „Gleich, Tante. Ich muss nur den Knoten aufschneiden.“

Da sprang die mit provinzieller Eleganz gekleidete Tante auf und lief in die Küche. Die beiden alten Leute sahen sich hilflos an. Im Augen-

blick war Tante Paula wieder im Zimmer. Hedwig, schön und verwirrt, noch im schlichten gutsitzenden Strassenkostüm, folgte ihr.

„Weisst du, liebes Kind, wenn man auch eine Schere im Hause hat, braucht man nicht so leichtsinnig zu sein, einen Strick zu zerschneiden.“ Die Tante wickelte den losgelösten Spagat ruhig über ihre Hand und fuhr fort. „Wer weiss, ob mir der Strick nicht noch gute Dienste tun wird. Du wolltest mir ja die Stickmuster leihen. Ich leg' dann noch die eingekauften Handschuhe dazu und wir können das Paket fein zuzschnüren. . . Nun?“

Nach einer Weile allgemeinen verlegenen Schweigens begann sie wieder:

„Aber, aber. Wozu diese Auslagen? Bei Gott, ich werde nichts verzehren. Uebrigens war ich mit Hedwig schon jausen.“ Hedwig nickte und schob der Tante einen Teller mit Konfekt hin.

„Nein, aber. Was ist euch nur eingefallen?“ Die Tante sprach schon kauend. „Das Zuckerwerk ist ja so unverschämt teuer. Da soll dein Mann doch lieber fleissig zum Gabelfrühstück Schinken essen. — Was wollt' ich vorhin doch sagen? Ja . . . also mit dem Rotwein war das auch gelungen, was, Hedwig? Wir haben ihn da in der Vorstadt, hinterm Bahnhof gekauft. Zum Glück machte mich die Hedwig noch auf den Mann von der Verzehrungssteuer aufmerksam: Da sind wir halt einfach in ein Haustor getreten und jede hat eine Flasche in die Handtasche gesteckt. Ha ha, so haben wir ihn durchgepascht!“,

Die Tante lachte glücklich, wie über einen Haupttreffer. „Ihr wisst ja nicht, wie ich jetzt sparen muss. Meine Berta wohnt jetzt in unserer Strasse und da muss ich mich mehr um ihre prächtigen Kinder kümmern. Ich sag' euch, wass so ein Bub alles haben will! Immer wieder heisst's: „Grossmama, ich möcht einen Fussball . . . oder eine Sportmütze . . . oder ein Karl May-Buch. Was kann ich tun? Aber jetzt ist bald Schulschluss, und der Junge hat sich ein Fahrrad für die Ferien gewünscht. Natürlich, ein altes kann ich ihm ja nicht kaufen, das steht für wenig. Da dacht' ich mir, ob euer Leonhard ihm nicht ein billigeres in seiner Fabrik bestellen könnte. Er ist doch noch da draussen? Wie geht's ihm übrigens? Jetzt muss er doch schon ein hübsches Einkommen haben. Nun, da wird er auch für Hedwigs Aussteuer etwas zurücklegen können. . .“

Die Eltern versuchten, in zusammenhängenden Worten ihre traurige Lage zu schildern: Die vielen Auslagen für den Arzt, für Medizin und

gute Kost . . . und das alles sollte von Leonhards Gehalt bestritten werden. Hedwigs zornige Blicke, die die Eltern schweigen hiessen, waren überflüssig, denn Tante Paula sagte erstaunt:

„Ja, da muss man sich eben einzuschränken wissen. Ihr wisst ja, wie gern ich euch irgendwie helfen möchte. Aber ich weiss kaum mehr, wie ich meinem Mann die hohen Wirtschaftskosten begreiflich machen soll. Gott, diese Teuerung! Ihr habt es ja noch gut. Die Hedwig ist ja noch ledig. Ihr braucht für keine Enkelkinder zu sorgen. Und schliesslich, wenn Hedwig mal heiratet — ein hübsches Mädchen ist sie ja — da wird ihr Mann halt auch aushelfen müssen. Uebrigens, ein grosses Zimmer habt ihr da.“ Sie öffnete die Tür ins Nebenzimmer. „Was, noch ein zweites? Siehst du, Anna, das ist doch überflüssig. Das könntest ihr doch ganz gut vermieten. . . Halt, da fällt mir noch was ein.“

Da Hedwig jetzt in dem Alter ist, müsst ihr doch wirklich schon daran denken, jemanden für sie zu finden. Und eine Mitgift — ja, wisst ihr, meinem Mann dürfte ich damit nicht kommen.“ Die Zuhörer atmeten enttäuscht. „Aber weisst Du, Hermann, schreib' doch nach Berlin an die Martha. Denen geht's doch so glänzend. Ihr Mann, der Professor, hat unlängst wieder einen Orden bekommen. Da gratuliert ihn einfach und erwähnt halt so nebenbei, dass der Hedwig noch ein paar hundert Mark für die Ausstattung fehlen. Mein Wort, die Martha war ja selber ein armes Mädchel, die schickt euch gut zweitausend Mark. Damit lässt sich schon was anfangen. — Meinem Mann dürft ihr aber nichts darüber schreiben. Es möcht' ihn kränken, dass ihr euch nicht an uns gewendet habt. Und — ihr wisst ja, er ist so nervös. Lang wird er's im Amt auch nicht aushalten. Also, wie gesagt, der Martha könnt ihr ruhig schreiben.“

Allgemeines verwirrtes Schweigen. Tante Paula trat vor den Spiegel, um ihren Hut festzustecken. Dann blickte sie auf ihre goldene Taschenuhr und rief entsetzt: „Gott im Himmel, ich versäume ja den Zug. Hedwig, nicht wahr, du wirst so lieb sein, eine Droschke bestellen zu gehn? Oder nicht doch; ich muss ja noch verschiedenes besorgen. Ja, diese Kinder. . . Sagt einmal, wo bekomme ich eine schöne Puppe? Denn wenn Leo sein Fahrrad kriegt, darf Else nicht leer ausgehn. Und mein Mann! Dem muss ich auch eine Ueberraschung mitbringen. Ja, ja, so verplaudert man sich. Wenn's halt so hübsch gemütlich bei euch ist. Wahrhaftig, ich muss bald wieder hereinfahren. Und da wirst

du schon wohlauf sein, lieber Hermann. Wie gesagt, reichliche kräftige Kost, müsst ihr ihm geben. Nur nicht knausern. Ihr habt es ja nicht nötig. Und vergesst nicht, an Martha zu schreiben. — Also, ich bin wirklich glücklich, dass es dem Kranken so gut geht. Lebt wohl. Grüsst Leonhard von mir, er soll an Bubis Fahrrad denken. Vorläufig kann er ja die paar Kronen auslegen; wir werden schon handelseinig werden. Adieu, adieu.“ Sie teilte flüchtige Küsse und Händedrücke aus und rauschte der Türe zu. Noch einmal kehrte sie um und rief: „Eine grossartige Idee. Hedwig, sei so gut, pack mir den Rotwein rasch noch ein. Den muss ich meinem Mann mitbringen. Ha ha, wird der über die Schmuggelgeschichte lachen. Ich lass' euch einfach von meiner Schwägerin in Triest nächstens ein paar Flaschen „Lessina Perle“ schicken, das ist in köstlicher Gesundheitswein. Den wird Hermann lieber haben. Also Hedwig, bitte rasch! Lebt wohl, adieu, auf Wiedersehn!“ Als sie gegangen war, lag der Kranke apathisch da, seine Hände umkrampften die Decke. Die

Mutter räumte die Ueberreste des Gebäcks vom Tisch und lächelte schmerzlich: „Für Leonhard zum Frühstück.“ Hedwig hatte die Tante auf die Strasse begleitet und kehrte nun schwer atmend zurück. Sie trat in das Krankenzimmer, beugte sich über das struppige Gesicht des Vaters und küsste ihn auf die Stirn. Dann glitt sie zur Mutter und ihre Miene war stolz und herab, als sie sagte: „Wir werden mein Zimmer vermieten. Ist's so recht, Mutter?“

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 41: Dramaturgisches. Von Theodor Lessing. — Totentanz. Von S. J. — Sketch. Von Kurt Münzer. — Lichtspiele, Metropoltheater, Lindencabaret. Von W. Fred u. a.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nummer 2 enthält: Alfred Kerr: Heldenleben; Kurt Hiller: Notizen; Ludwig Hatvany: Das stille Haus; Th. Reik: Plagiat u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Gustave Hervé / G. Lowes Dickinson: Aus Briefen eines Chinesen / Kurt Hiller: Ich las Michael Kusmin . . / Ferdinand Hardekopf: Ein Brief / Virgo: Strindberg im Deutschen Schauspielhaus / Hellmuth Wetzel: Grauer Tag / Carl Einstein: Bebuquin (Roman) / Kondorkritiker / Der unsittliche Kampf / Antworten des Herausgebers / Literarische Neuerscheinungen / Gertrud Eysoldt (Für die Aktion gezeichnet).

In wenigen Tagen erscheint:

CARL EINSTEIN / BEBUQUIN ODER DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit BEGLEITWORTEN
von LUDWIG RUBINER und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von MAX OPPENHEIMER

Verlag der Wochenschrift DIE AKTION
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—

Säculum = Verlag

□ Berlin 514 □



Verlag für Romane
Lyrik :: Dramen

Anfragen, Manuskriptsendungen
ist Rückporto beizufügen!

Prüfungsgebühr wird
:: nicht erhoben! ::

Soeben erschien die 7. Auflage:

Walter Rathenau
Zur Kritik der Zeit

In fünf Monaten wurden
5000 Exemplare verkauft

Geb. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50 durch alle
Buchhandl. zu beziehen oder direkt von
S. Fischer Verlag, Berlin W57

Zeitungsausschnitte

liefert im Original über jedes Gebiet
sofort nach Erscheinen

Klose & Seidel, Bureau für Zeitungsausschnitte
BERLIN NO 43, Georgenkirchplatz 21
Prospekte gratis! Erste Referenzen!

Inserate für die AKTION durch die
Annoncen-Expedition **J. Friedlaender**
Berlin-Steglitz :: Altmark-Strasse 15

BERLINER KALK-STAHL-BRUNNEN

phosphorsaurer Kalk, Eisenoxydul, ärztlich
begutachtet und empfohlen. — Glänzend bewährt bei

Blutarmut :: Bleichsucht :: Nervenschwäche
Das Beste für werdende und stillende Mütter
:: :: schnellster Wiederaufbau für verlorengegangene Gewebesubstanz) :: ::

Nach neueren ärztlichen Beobachtungen für Zuckerkrankte
der einzige in Betracht kommende Brunnen.

BERLINER RADIUM-EISEN-BRUNNEN

Dauernd radioaktiv!

Glänzend bewährt bei:

Dauernd radioaktiv

Verkalkung der Blutgefäße :: Gicht

überhaupt bei allen Krankheitserscheinungen, die auf harnsaurer Diathese beruhen.

Beide Brunnen sind wohlschmeckend und leichtverdaulich und greifen Zähne, Magen und Nieren nicht an!

PREISE:

1 Kur = 30 gr. Fl. Kalk-Stahl 12 Mk., kl. Fl. 7,50 Mk. } Für Gr.-Berlin 10 kl. Fl. zur Probe 3Mk. frei Haus,
1 Kur = 30 gr. Fl. Radium-Eisen 12 Mk., kl. Fl. 9,— Mk. } :: nach ausserhalb auf Kosten des Bestellers ::

Verlangen Sie ausführlichen Prospekt vom

KURBRUNNEN-VERSANDHAUS JULIUS LIEBEN

Passauer Strasse 37a

BERLIN W50

Passauer Strasse 37a

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 43

INHALT

Fedor Dostojewski	Konstantinopel muss uns gehören
Franz Pfemfert	Glossen
Max Brod	Zu Hause
Séverine	Der Dichter der Destruktion
Kurt Hiller.	Begegnung
Michael Japoll	Enchiridion
Paul Boldt.	Junge Pferde
Willy Küsters.	Oktoberende
Alfred Lichtenstein	Das Vorstadtcabaret
Arthur Drey	Wandlung
K. E. Meurer	Jeder Tag hisst Fahnen
René Schickele	Der Fremde (Roman)
Redensarten — Der Kampf der Pariser Mieter — Literarische Neuerscheinungen — Vornotizen — Zeitschriftenschau.	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

In wenigen Tagen erscheint:

**CARL EINSTEIN / BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS**

Mit **BEGLEITWORTEN**
von **LUDWIG RUBINER** und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von **MAX OPPENHEIMER**

Verlag der Wochenschrift DIE AKTION
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—

Aktions-Druckerei

O t t o G o d e m a n n

Berlin S 14, Dresdenerstr. 88-89

Fernsprecher: Amt Morisplatz, Nr. 13177

Spezialität: Zeitschriften / Werke / Broschüren / Kataloge
in vornehmer Ausstattung bei billigster Preisberechnung

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 43 :: 23. Oktob.

Redaktion: Manuskripte, Rezensions-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

KONSTANTINOPEL MUSS UNS GEHÖREN!

Von Fedor Dostojewski

Dieser unheimlich aktuelle Aufsatz ist im März 1877 geschrieben worden. Ich gebe ihn, nach dem russischen Original übersetzt, wieder, da jetzt die reaktionäre Presse Russlands (versteckt) an diese „Propheten-Mahnung Dostojewskis“ erinnert. Dostojewskis Forderung (die noch immer die Forderung des Zarismus ist) lässt die Gefährlichkeit der Balkanwirren erkennen. Der Weltkrieg droht. Jetzt hat der internationale Sozialismus zu beweisen, dass seine anti-patriotische Arbeit nicht unzureichend gewesen ist . . .

F. P.

Es ist selbstverständlich, völlig befreit werden von der Türkei können die Balkanslaven nur durch Russland, durch das nämliche Russland, das auch nun wieder, bei den allgemeinen Diskussionen Europas über den Osten ganz allein für sie einsteht. Aber obwohl die gesamte Intelligenz der slavischen Balkanvölker nach unserer Hilfe ruft, so fürchtet sie uns bedauerlicherweise fast ebenso sehr, wie sie die Türken fürchtet. „Russland wird uns zwar von den Türken erretten, aber es wird uns dennoch aufessen und unsere Nationalitäten niederhalten,“ — das ist das Schreckgespenst, das alle Hoffnungen verscheucht. Dazu kommt noch, dass die nationalen Fragen nie eine dauernde Einigung ermöglichen. Selbst wenn der „kranke Mann“ stirbt, werden bald neue Unruhen auf dem Balkan ausbrechen. Und zwar werden das vor allen Dingen Kirchenunruhen sein, und sie werden sicherlich auch Russland in Mitleidenschaft ziehen.

Es wird nun plötzlich gesagt — nicht allein in Europa, sondern auch bei uns von vielen ernstesten Politikern —, das türkische Reich müsse untergehen und Konstantinopel müsse eine „internationale“ Stadt bleiben; irgend so ein Zwischending; etwas Unabhängiges, damit es um seinetwillen keine Zwistigkeiten mehr gebe.

Unsinnigeres hat man wohl nicht ausdenken können. Schon deshalb nicht, weil man doch einen derartig wundervollen Erdenfleck nicht einfach als internationale Stadt sich selbst überlassen wird. Zweifellos würden die Engländer schleunigst mit ihrer Flotte erscheinen, um scheinbar — freundschaftlich wie sie sind — die „Internationalität“ zu schützen, in Wahrheit jedoch, um sich Konstantinopel anzueignen. Haben sie sich aber dort erst niedergelassen — sie sind ein klebendes Volk —, so werden sie nicht so leicht wieder zu verdrängen sein. Ja: die Slaven, die Griechen und die Muselmanen Konstantinopels werden selbst nach England rufen, werden sich mit beiden Händen daran klammern. Und der Grund dieser Anhänglichkeit ist immer wieder Russland. „Sie werden uns vor unserem Befreier bewahren, vor Russland!“

In der „internationalen“ Stadt werden aber — trotz den beschützenden Engländern — die Griechen herrschen, so, wie sie bisher dort die Herren waren. Hier ist zu beachten, dass die Griechen auf die Slaven mit noch grösserer Verachtung blicken als die Deutschen. Da nun aber die Griechen die Slaven ausserdem noch

fürchten müssen, so wird sich die Verachtung in Hass verwandeln. Sie werden sich natürlich gegenseitig nicht bekriegen können, denn die Beschützer würden das sicher zu verhindern wissen, wenigstens einen Krieg im ernstesten Sinne. Aber eben infolge der Unmöglichkeit eines offenen Kampfes werden alle möglichen kleinen Zwiste ausbrechen, Unruhen, die den Charakter von Kirchenstreitigkeiten annehmen — damit beginnt es ja in solchen Fällen gewöhnlich, weil das der bequemste Vorwand ist. Hierauf habe ich hinweisen wollen! Denn die Zukunft kann für den Balkan und damit auch für Russland nichts Furchtbareres bringen als Kirchenwirren, ähnlich denen von 1853, die um so schneller entstehen, wenn Russland, sei's auch nur für Augenblicke, in seinem Protektorat und in der strengen Aufsicht über die Balkanslaven behindert ist.

Nur durch die Standhaftigkeit Russlands in der Orientfrage und durch eine energische Durchführung der Politik, die uns von unserer Geschichte als Pflicht vorgeschrieben ist, nur dadurch können die Unruhen vermieden werden, die nicht zuletzt uns schädigen. Wir haben nicht die Möglichkeit, in dieser Frage Europa Konzessionen zu machen; es geht für uns auf Leben und Tod!: Konstantinopel muss uns gehören, früher oder später, das bleibt sich gleich, sei es auch nur zur Verhütung schwerer Kirchenkonflikte, die zwischen den Völkern des Ostens so von ungefähr ausbrechen können. Erobern wir Konstantinopel, so kann nichts von alledem geschehen. Die Völker des Westens, die so argwöhnisch jede Bewegung Russlands beobachten, wissen und ahnen augenblicklich nicht einmal diese jetzt noch phantastisch anmutenden, aber dennoch drohenden zukünftigen Konflikte . . . Das russische Volk, das in der Orientfrage ausschliesslich die Befreiung der gesamten orthodoxen Christenheit erblickt und Russlands grosse Zukunft aus der Vereinigung der Kirche erhofft, dieses russische Volk würde neue Unruhen und neue Zwistigkeiten rein kirchlicher Natur zu schwer erschüttern . . . Dies ist der einzige Grund, weshalb wir unsere Jahrhunderte alte Anteilnahme an dieser Frage unter keinen Umständen weder aufgeben noch vermindern können! Nicht allein der prächtige Hafen, nicht allein die Pforte zu den Meeren und Ozeanen verbindet Russland so fest mit der schicksalsschweren Orientfrage, nicht einmal die Erhebung und der Zusammenschluss der Slaven . . . Unsere Mis-

sion ist grösser, unendlich grösser: wir, Russland, sind unentbehrlich notwendig für die ganze orientalische Christenheit . . . Mit einem Wort: die entsetzliche Orientfrage . . . ist beinahe unser völliges zukünftiges Schicksal. Nahezu alle unsere Aufgaben liegen in ihr; besonders, sie gibt uns die einzige Gelegenheit, in die grosse Weltgeschichte der Menschheit einzutreten . . . Wie sollte Europa diese uns vom Schicksal bestimmte Lebensbedeutung auch jetzt schon begreifen können!? Wie auch die gegenwärtigen, möglicherweise sogar notwendigen diplomatischen Taten und Verträge enden sollten: früher oder später muss Konstantinopel doch uns gehören, und sei es auch erst im nächsten Jahrhundert! — —

Glossen

Der Kampf der Pariser Mieter

Wenn man einen Beweis davon haben will, dass die Besitzlosen in Frankreich nicht mehr geneigt sind, sich ohne Widerstand die Haut abziehen zu lassen, braucht man nur die Bewegung der Pariser Mieter gegen die Hauszinswucherer zu beobachten.

Als sich vor wenigen Monaten die Organisation der Mieter bildete, welche sich den Kampf gegen die Ausbeutung seitens der Hausbesitzer zur Aufgabe stellte, hätte niemand gedacht, dass diese Bewegung so rasch erstarken würde. In ihren winzigen Käfigen sechs Stockwerke übereinander in den Pariser Zinskasernen zusammengepfercht, einander sogar am selben Treppensatz nicht kennend, waren sie ganz der Gnade und Ungnade des unersättlichen Eigentümers ausgeliefert.

Und siehe da, auf einmal ändert sich die Sache. Die Mieter kommen aus ihren Schneckengehäusen hervor, sie treten mit einander in Beziehungen, gründen Gruppen, und bald werden in allen Stadtteilen die Sektionen der Mieterorganisation in voller Blüte stehen. Diese Sektionen sind, man braucht es nicht zu sagen, keine Tratschwinkel, sondern Mittelpunkte der Aktion, wo Begeisterung und Humor freien Zutritt haben. Bei Anlass des letzten Umzugstermins hat mehr als ein Hausbesitzer vor Wut die Zähne geknirscht, als er vom Vorgehen der Kameraden der Mieterorganisationen in „seinem“ Haus erfuhr. Es gab allerorts eine wahre Epidemie von Fällen, wo die Parteien auszogen, ohne den rückständigen Zins zu bezahlen — und dies nicht

bei Nacht und Nebel und im Geheimen, sondern bei hellem Tag, vor der Nase des Hausmeisters und der Behörden. Besonders häufig kam dies in den Arbeiterbezirken von Belleville und Temple vor, wo sich an die vierzig Fälle dieser lustigen und frohen Kundgebungen unter den Beifallsrufen der Zuschauer abspielten.

Aber der bezeichnendste Vorfall dieser Art spielte sich in Levallois-Perret ab. Eine Mutter mit acht Kindern war wegen Nichtbezahlung der Miete auf die Strasse gesetzt worden. Die Mitglieder der Organisation transportierten die Möbel in langem Zug zum Gemeindeamt, und ehe man sie daran hindern konnte, stellten sie die Betten in einem der Säle auf und richteten dort den Unterschlupf der armen Familie ein. Man sieht: die Pariser Arbeiter erwählen keinen Gemeinderat, sondern denken mit Recht, dass es besser ist, wenn sie sich selbst hineinwählen und gleich dort wohnen.

Ausser diesen Taten, die einen grossen Wert als Protestkundgebungen und Propaganda haben, hat die Mieterorganisation die Absicht, einen Mieterstreik zu organisieren.

E. P. (Paris)

Redensarten

Was ist ein „Verzweiflungskampf“?

Ich kämpfe, solange ich hoffe zu siegen.

Diese Hoffnung kann endlich auf jenes Minimum zusammenschwinden, wo es schon richtiger ist, sich so auszudrücken; nicht: ich hoffe zu siegen — sondern bloss: ich zweifle noch, ob mein Untergang unvermeidlich ist.

Das also wäre ein Zweiflungskampf.

Was ist aber ein Verzweiflungskampf?

Die Verzweiflung ist das Gegenteil der Hoffnung und fängt da an, wo die letzte Spur von Hoffnung, wo sogar der Zweifel selbst — schon aufgehört hat.

Welcher Narr kämpft also einen Verzweiflungskampf? Wir sagten es: ein Narr! Entweder ein Narr, oder ein verruchter Bube, welcher aus Bosheit und Mutwillen sich nutzlos ins Verderben stürzt um den Preis des Vergnügens und der Rache, dass er auch eine Handvoll seiner Gegenkämpfer noch mitreissen wird.

Wer es anders definieren kann, der trete auf. Nicht eine andere Definition finden wir für die Logik des Verzweiflungskampfes, sondern bloss eine andere Zeit und andere Verhältnisse.

Die Zeiten des Altertums und die Verhältnisse der Barbarei.

Im Altertum war das Kriegsrecht grausam bis zum Extrem.

Die besiegte Nation verlor in der Regel den Inbegriff ihrer geistigen Güter, die Nationalität. War der Krieg in höheren Graden erbittert gewesen, so verlor sie auch ihr nacktes leibliches Dasein. Sie wurde ausgerottet. Der grösste Teil der Männer wurde mit dem Schwerte vertilgt, der Rest und die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Ihr Dasein war von der Erde verschwunden.

Unter diesen Verhältnissen hatte der Verzweiflungskampf einen Sinn. So kämpften Verzweiflungskämpfe: Numantia, Karthago im dritten Kriege, die Juden unter Titus und Hadrian.

Der Verzweiflungskampf war demnach ein Massen-Selbstmord von solchen, welche im Falle der Besiegung Mann für Mann die gewisse Ermordung ohnedies zu erwarten hatten.

Ist das letztere modernes Kriegs- oder Völkerrecht?

Maske herunter! Was ihr Verzweiflungskampf nennt, ist ein bestialischer, zweck- und zielloser Rachekampf.

Die Nation, welche besiegt worden ist, findet diesen Gedanken so unerträglich, dass sie sich selbst unabsehbar grössere Uebel zufügen will, als ihr das milde moderne Siegesrecht zufügen würde; dass sie diese Uebel auf sich nimmt, nicht in der Hoffnung des Sieges, an dem sie verzweifelt, sondern mit dem Durst der Rache an dem Siegervolke. Die Verzweiflung der knabenhaftesten Eitelkeit und der eingefleischtesten Selbstüberschätzung, gepaart mit starken, bestialischen Instinkten: das ist der moderne Verzweiflungskampf.

Wer es anders weiss, der sage es. —

Kürnberger

Six dis, da hast' is

Paul Block hat das Feuilleton preisgegeben und spezialkorrespondiert aus Sofia:

„... Die Königin sah ich vor einer Stunde, wie sie in Begleitung des Ministerpräsidenten Geschow Wohltätigkeitsvereine besuchte. Sie ging in dunkelgrauem Kleide mit lila Hut die Treppe zum Militärklub hinauf und sah sehr würdig und freundlich aus. Die Bürger von Sofia sprechen mit Achtung von dieser Frau, die nicht ihres Stammes ist und sich doch in diesem ernsten Augenblick als Bulgarin fühlt. Auf die unmittelbar bevorstehende Abreise des Königs deutet ein Ausspruch

hin, der aus seiner Umgebung erzählt wird. Der Gärtner des Königs, dem es wegen der Mobilisation an Arbeitskräften und wegen der Hunderttausende von gespendeten Abschiedsblumen am Tafelschmuck für die königliche Familie gebricht, entschuldigte sich bei König Ferdinand, worauf dieser erwiderte: „Von morgen an brauche ich keine Blumen mehr.“ (Niedlich, he? Jawoll, der Block!) Alles opfert sich, alles arbeitet für den Krieg. Im Hause einer deutschen Familie, deren Gast ich heute war, wurden durchs Telephon die Arbeiten für Samariterzwecke unter den Damen der deutschen Kolonie besprochen. Fünfhundert Hemden werden von deutschen Frauen für bulgarische Soldaten genäht. Das ist eine harte Arbeit für ungeübte Hände; aber die deutsche Kolonie, die hier tatsächlich eine erfreulich massgebende Rolle spielt, besorgt die übernommenen Pflichten mit germanischer Gründlichkeit (!) . . .“

Block muss in Sofia bleiben. Er versöhnt uns mit dem Krieg.

Karl Kautsky wird freundlichst gebeten

die AKTION nicht totzuschweigen, wenn er ihre Argumente in der NEUEN ZEIT durch Wiederholung als richtig anerkennt. Gewiss ist (wenn man über Hildebrand schreibt) die Ueberschrift vom „neuen Giordano Bruno“ naheliegend. Auch die Argumente sind nicht gesetzlich geschützt. Aber ich habe nun einmal den Wunsch, zitiert zu werden, wenn ich zitiert werde.

Bahr gegen bar

Hermann Bahr, diese glückliche Paarung von Idealismus und Geschäft, ist in der AKTION (Nr. 38) als Geschäftshasser vorgeführt worden. Es waren seine Worte zitiert: „Es ist mir widerlich, dass einer das Recht haben soll, seine Kunst zu Geld zu machen. . . Ich wäre sehr für ein Gesetz, das es unmöglich macht, an Kunstwerken zu „verdienen“ Einmal vollbracht, gehört das Kunstwerk . . . nicht mehr dem Künstler . . .“ Was zu diesen schönen Phrasen zu sagen ist, ist hier gesagt worden. Eine (von Bahr stammende) Ergänzung, die die Runde durch den Kunstteil der Presse macht, sei nicht verschwiegen:

„Das diesjährige neue Lustspiel Hermann Bahrs, ‚Das Prinzip‘, wird mit Rücksicht auf das Provinzgeschäft seine Uraufführung

nicht am Lessingtheater in Berlin erleben. Es gelangt am 19. Oktober gleichzeitig in . . . zur Aufführung. . .“

Material für ein Operetten-Libretto

„. . . Fortschritt, . . . Glück . . . Ruhm Bulgariens. — Aber die Vorsehung. — .. Rasse berufen .. Verwirklichung eines grossen Problems. — Blutsbrüder . . . Religionsgenossen . . . Christen . . . Genuss der Menschenrechte . . . Freiheit . . . Freiheit . . . Freiheit . . . Seufzer von Millionen von Christen . . . Herzen erschüttern . . . rufen. . . . Aufgabe . . . gerecht, gross, heilig . . . In Glauben an Schutz . . . Beistand des Allmächtigen . . . zur Verteidigung der menschlichen und christlichen Rechte der Krieg erklärt . . . Ich befehle der tapferen Armee . . . zu marschieren. . . gegen den gemeinsamen Feind . . . Kampfe des Kreuzes gegen den Halbmond, der Freiheit gegen die Tyrannei, . . . Sympathien aller . . . Gerechtigkeit . . . Fortschritt lieben. . . der tapfere . . . Soldat . . . Heldentaten seiner Väter und Ahnen eingedenk . . . der Tapferkeit seiner . . . von Sieg zu Sieg eilen. Nun vorwärts, und Gott mit uns!“

Der Ort der Handlung muss nicht Bulgarien sein. Der Stoff lässt sich bequem für das deutsche Theater verwenden. Der Autor, Ferdinand, verlangt keine Mitarbeiterhonorare.

F. Pfem.

Oktoberende

Fern schwinden grüne Hügelketten,
Die gestern froh das Land umsäumt,
In fahlen, grauverwaschnen Tönen.
Was ich erstritten und erträumt,
Will sich in müde Ruhe betten
Und alle Dinge still versöhnen.

Konstanz

Willy Küsters

Jules Vallès, der Dichter der Destruktion

Von Séverine

Ich besitze ein Schriftstück von hohem Wert, das über die Rolle, die Vallès während der Barrikadenkämpfe der Kommune gespielt hat, Aufschluss gibt.

Als der letzte Flintenschuss abgefeuert war, war es Vallès unter tausend Gefahren gelungen, das

Haus eines Genossen zu erreichen, das ihm für einige Stunden Obdach gewährte.

Das Quartier war voll von Soldaten; man suchte in allen Winkeln; man veranstaltete ein regelrechtes Treibjagen in den Kellern und auf den Böden.

Die Situation wurde unhaltbar. Er musste um jeden Preis diese, allzu gefährliche Zufluchtsstätte verlassen und die Strasse Campagne-Prémière erreichen, wo ihm ein verborgener Schlupfwinkel sichtbar war.

Bevor Vallès diesen schrecklichen Gang antrat, wo er fast sicher war, bei den ersten zehn Schritten niedergeschossen zu werden, schrieb er einen Abschiedsbrief an seine Mutter. Dieser Brief wurde von dem tapferen Freunde, der den Verfolgten aufgenommen hatte, als ein Heiligtum aufbewahrt; neun Jahre später gab er ihn eines Abends Vallès zum Lesen, und damals nahm ich Kenntnis davon. Als Vallès starb, erhielt ich ihn im Kuvert, als Zeugnis der Sympathie und des treuen Andenkens.

Es ist denkwürdig, dieses Testament von wenigen Zeilen, und es ist aufrichtig — man lügt nicht in einem solchen Augenblick!

Hier eine Stelle des Briefes:

Meine teure Mutter!

Mein Leben ist mühevoll gewesen. Ich glaube, es ist ehrenwert gewesen. Ich habe so viel Elend durchgemacht, während ich, wenn ich mich nicht der Verteidigung der Armen gewidmet, hätte glücklich sein können; ich habe Schmerzen, Demütigungen, Verleumdungen ertragen, dass ich ruhig sterben kann.

Ich habe den Tod erwartet, ich habe ihn nicht zugefügt. Ich bin verantwortlich wie die Andern, aber ich habe keine Existenz vernichtet, keine Witwe gemacht, keinen Vater und keinen Sohn geraubt. Ich kann sterben! Und wenn es nur an einigen von uns gelegen hätte, so wäre allein unser Blut im letzten Augenblick des Kampfes geflossen. Wir haben vorgeschlagen, uns als Geisseln auszuliefern, um die Masse zu schonen; und wir würden sofort unsere Köpfe anbieten, um dem Gemetzel Einhalt zu tun.

Das ist die Wahrheit, Mutter!

Werde ich die Zeit finden, das bekannt zu machen? Ich glaube es nicht! In jeder Minute kann ich ergriffen und erschossen werden!

Ich werde zufrieden sein im Sterben, wenn ich weiss, dass eines Tages mein Anteil an der Verantwortlichkeit für die Schlacht bekannt werden wird.

Ich habe mich vor Schmerz gebäuml, als ich erfuhr, dass man die Häuser in Brand steckte, und ich habe blutige Tränen geweint, als das Gerücht von der Hinrichtung der Geisseln zu mir gedrungen ist!“

Zwei Dinge in diesem Brief machten mich betroffen, denn sie standen im Widerspruch mit dem „Empörer“*), wo Vallès erklärt, eine Hinrichtungs- und eine Brandstiftungsorder unterzeichnet zu haben.

Ich bemerkte ihm das; er gab mir die folgende Antwort:

„Mein Brief ist am 28. Mai 1871 geschrieben worden. Ich habe darin die Wahrheit gesagt; denn als man mir die beiden Wische zum Unterschreiben brachte, war der Mann im Veröcheln und das Haus stand in Flammen. Nur waren die Förderierten, die von so vielen Führern verraten worden waren, dazu gekommen, Waffen gegen dieselben im Fall der Niederlage haben zu wollen, und ich hatte keinen Grund, meinen Anteil an der allgemeinen Verantwortlichkeit nicht auf mich zu nehmen.“

„Sie haben das niemals seitdem erzählt?“

„Niemals! Im Gegenteil, ich habe im „Empörer“ meine Rolle schlimmer dargestellt, indem ich die Tatsachen berichtete, ohne von den Umständen zu sprechen, die ihre Tragweite abschwächen. Die Männer der Kommune sind seitdem zu sehr mit Schmähungen beworfen worden — ich will meinen Teil daran.

Aus demselben Beweggrund ist der folgende Brief, den Vallès im Jahre 1881 an den Redakteur des Figaro, Herrn Jules Richard, der heftig die Ehrlichkeit der Empörer angegriffen, geschrieben hatte, nicht an seine Adresse geschickt worden. Er gibt in klarer Weise die Meinung Vallès über den Diebstahl wieder, mit interessanten persönlichen Einzelheiten:

„Wer war es, der Ihnen zwanzig Pfennig abgenommen hat; sagen Sie es mir? Ich werde ihn suchen, und wenn er noch so sehr Kom-munard gewesen ist, und ich werde ihn beim Ohr nehmen und zu Ihnen führen, so kräftig er auch sein mag!

*) „Der Empörer“ (l'insurgé), ein Roman von Vallès

Die Wahrheit ist, dass ich am Sonnabend, den 27. Mai 1871, um die Mittagsstunde, dreissig Männer gesehen habe, die Patronen und Gewehre hatten; die wagten es nicht, mit ihrer Bajonettspitze ein Stück Fleisch von der Fleischbank des Schlächters herunterzuholen; und sie hatten Hunger! Und man veranstaltete eine Sammlung, um einen Fetzen Fleisch zahlen zu können, den man rasch aufass, um dann zur Barrikade zurückzukehren, die in der Vollen- dung begriffen war.

Die Wahrheit ist, dass unter dieser Kommune, deren Soldat gewesen zu sein, mir eine grosse Ehre ist, kein Diebstahl, kein Verbrechen be- gangen worden ist, verstehen Sie wohl; und wir haben drei Monate lang die Schlüssel zu Ihren Wohnungen gehabt, oder wir hätten wenigstens nur nötig gehabt, die Schlösser mit unsern Degen oder unsern Gewehrkolben auf- zusprengen!

Endlich — es ist gut, in diesem Augenblick daran zu erinnern, wo die Frage der Pressfrei- heit alle Geister erregt — als die Kommune die beiden Zeitungen, den „Gaulois“ und den „Figaro“ unterdrückt, setzt Vallès das Leben seines Blattes aufs Spiel, um energisch gegen eine Massregel zu protestieren, die seinen Ideen von absoluter Unabhängigkeit so sehr zuwider- lief.

Das Folgende schrieb er mit seiner Chiffre im „Cri du Peuple“ vom 21. März 1871:

„Die Bemerkung, die gestern hier hinsichtlich der unterdrückten Zeitungen erschienen ist, gibt nicht völlig den Eindruck wieder, den diese Massregel gegen die Pressfreiheit auf mich per- sönlich macht.

„Ich habe vor geraumer Zeit geschrieben, und ich wiederhole es heute, dass ich für die abso- lute und unbeschränkte Pressfreiheit bin. Ich bedaure daher aufs tiefste, dass man das Wie- dererscheinen des „Gaulois“ und des „Figaro“ verhindert hat, wenn sie auch über unsere Kanonen gelacht und uns Plünderer genannt hätten! Die Freiheit ohne Grenzen! . . .“

Vallès war ein Kommunard, er hielt die Mei- nung, die er die seine nannte, aufrecht und verteidigte sie, das ist ausgemacht. Aber er war weder, wie seine Feinde behaupten, ein Hasenfuss, noch ein Dieb, noch ein Blutmensch — noch ein Jakobiner!

Wer es sagt, lügt!

Enchiridion

Hier bringt die AKTION, als erste der deutschen Zeitschriften, eine Dichtung des Polen Michael Zapoll, der auch als Kritiker hervorgetreten ist.

Endlos irrt mein Denken auf Spiralen,
Wenn des Dämmerns graue Scheiben klingen.
Eh die Nebel sich zur Nacht verschlingen,
Eitern Larven aus uralten Malen.

Schnell verlöschen wir die Abendkerzen,
Dass die Himmel jäh und süß erglühn.
Dumpher Herbstgesang entfärbter Terzen
Will des Bluts erzwungnes Gift verfrühn.

Teiche, schon geschminkt in ihren Tigeln,
Irgend glimmend, sprühn versteckt zu Blasen,
Welche auf entadelten Topasen
Meiner Adern müde Chronik spiege'n.

. . . Neue Feuer strömen um den Blinden.
Opferfleissig, Deinem Saum zu dienen,
Werben alle Kniee vor dem linden
Gnadenleuchten Deiner Matutinen.

Michael Japoll

Begegnung

Und wieder querte meine blassen Wege,
Da ich sie mass marklos mit siechem Trott,
Smaragdnen Wunders der lebendige Gott,
Und tote Wünsche wurden wieder rege.

„Soll ich versinken, blind, im gelben Gleiten
Der grausigen Jahrhunderte? Verleih,
Du der zu Preisende in Ewigkeiten,
Dass mir ein schmaler Schimmer Ruhmes sei!“

Kurt Hiller (1909)

Wandlung

Jetzt bin ich anders, als ich stets gewesen,
Fast unempfindlich . . . und die ganze Welt
Ist mir ein Buch, das ich oft durchgelesen
Und dessen Klang jetzt kalt an mir zerschellt.

Und nichts erregt mich mehr, kein Wunschgebilde,
Weil stets zu sehr, wie unter einem Bann,
Mein Blick die Welt durchfuhr und jedes wilde
Phantastisch-grelle Wunder sich ersann.

Weil jeder Himmel, der wie eine alte
Ergraute Mähne auf die Berge fiel,
Mit zu viel Trauer in mir widerhallte
Und mich durchzog wie schweres Orgelspiel.

Und jede kleinste dürftigste Bewegung
Von Menschen prägte sich mir tief und gross
Wie Sünde ein und wurde Schmerzerregung
Für mich und quälte mich und liess nicht los.

Jetzt aber schlepp' ich nur noch Widerwiller
Des allzu heissen Lebens müden Rest,
Mit mir — und halte nur die Last der stillen
Verklebung meiner bleichen Lippen fest.

Marburg Arthur Drey

Zu Hause

Des Zimmers winterliche Ofenglut
Legt wie Mama mir um den Kopf die Hände.
Nun bin ich sorgenlos und bin am Ende
Der wilden Dinge. Und ich schlafe gut.

Oh, halb bewusst! Und Glück! Und ausgeruht
Wie ich da liege und den Kopf nicht wende,
Bin ich doch nicht allein, weiss meine Lende
So süß behütet, spüre stilles Blut . . .

Und vieles ist in meinen Traum getan:
Der Regen, der in diese braune Welt
Des Sonntag-Abends vor dem Fenster fällt,

Die Messer, die man in der Küche reibt,
Und auch, dass an dem Schreibtisch nebenan
Mein Bruder sitzt und denkt und Briefe schreibt.

Prag Max Brod

Junge Pferde

Wer die blühenden Wiesen kennt
Und die hingetragene Herde,
Die, das Maul am Winde, rennt:
Junge Pferde! Junge Pferde!

Ueber Gräben, Gräserstoppel
Und entlang den Rotdornhecken
Weht der Trab der scheuen Koppel,
Füchse, Braune, Schimmel, Schecken!

Junge Sommermorgen zogen
Weiss davon, sie wieherten.
Wolke warf den Blitz, sie flogen
Voll von Angst hin, galoppierten. —

Selten graue Nüstern wittern,
Und dann nähern sie und nicken,
Ihre Augensterne zittern
In den engen Menschenblicken.

Peterswalde

Paul Boldt

Das Vorstadtcabaret

Verschweisste Kellnerköpfe ragen in dem Saal
Wie Säulenspitzen hoch und übermächtig.
Verlauste Burschen kichern niederträchtig,
Und helle Mädchen blicken hübsch brutal.

Und ferne Frauen sind so sehr erregt
Sie haben hundert rote runde Hände,
Gebärdelose, grosse, ohne Ende
Um ihren hohen bunten Bauch gelegt.

Die meisten Menschen trinken gelbes Bier.
Verrauchte Krämer glotzen grau und bieder.
Ein feines Fräulein singt gemeine Lieder.
Ein junger Jude spielt ganz gern Klavier.

Wilmsdorf.

Alfred Lichtenstein.

Jeder Tag hisst Fahnen . . .

Jeder Tag hisst Fahnen irgendwo . . .
Gähnen Reiche, werden Bettler froh!

Haben die nicht Brot, nicht Lagerstatt,
fremder Glanz hält wach und macht sie satt.

Wenn ihr Hirn ein Funke Branntwein trifft,
saugt ihr Auge Bilder süß wie Gift:

Feuersbrünste! Wogen, die im Schein
grüner Sterne stürzen flurhinein,

Münzen, Dolche — Griffe, schlau und schnell,
finstre Kirche, funkelndes Bordell —

Sanfte Ebenen tanzen! Alles fällt — —
Bettler ihr! Euch neide ich die Welt!

Jeder Tag hisst Farben irgendwo . . .

Berlin.

Kurt Erich Meurer.

Der Fremde

Roman von René Schickele

Erstes Buch

Das Lied des Landes

I

Eines Nachts wurde Frau Yvonne durch ein Rütteln an der Tür aus dem Schlaf geweckt. Sie erkannte die Stimme des Dienstmädchens. Sie antwortete und hielt gerade ein Streichholz an den Docht der Kerze, als in der Stille der Nacht ein Trompetensignal aufsprang. Zugleich schlug das Mädchen mit den Fäusten gegen die Tür und schrie:

„Die Preussen sind da!“

Und das Signal wiederholte sich, diesmal ganz nah.

Frau Yvonne liess das Streichholz, das ihr die Finger verbrannte, fallen und sank zurück. Das Dunkel begann sich schwer um sie zu drehen; es stand still, und sie sah ihren Gatten in Kürassieruniform auf dem Pferde sitzen, den Arm zum Schlag erhoben. In diesem Augenblick öffnete sich sein Mund, als ob er schrie, seine Augen wurden tote Fischaugen und sahn sie an. Dann fiel der Körper schwerfällig vom Sattel und verschwand in einem Gewimmel von stürzenden und sich bäumenden Pferden und wirren Gestalten, die Hiebe austeilten und empfangen.

Sie sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Von Zeit zu Zeit musste sie stillstehn und sich zusammenraffen, um ihre zitternden Hände zu beherrschen, und dann konnte sie nur mühsam, mit einer immer erneuten Anstrengung ihres Willens, gehn. Die Glieder hingen wie eingeschlafen, in ihrem Herzen aber war eine fliegende Unruhe, ein massloser Taumel, den sie nicht fassen konnte, der schmerzte, und der sie empörte.

So kam sie bis ans Fenster des Esszimmers. Die steile Hauptstrasse Zaberns, die wie ein tiefer weisser Graben unter der Vollmondnacht vorbeischoss, erfüllten zuckend, ausbrechend die in der Schlacht bei Wörth zerrissenen Reiterregimenter. Frau Yvonne sah den Aufruhr in verzerrten Gesichtern, in Händen, die an den Zügeln rissen und mit der Reitpeitsche schlugen, weisse Totengesichter fuhren empor, die erloschen, sie erriet überall in dunkeln Flecken das Blut. Dort, wo die Strasse plötzlich abbog, stürzte dieser Wahnsinn ins Dunkel.

Frau Yvonne lehnte sich weit aus dem Fenster.

Ihre Augen suchten in der Kluft, die alles verschlungen hatte.

Da krachte ein Gewehrfeuer: ein Spielrad, das sich eine Minute lang knarrend in der Nacht drehte.

Ihr schwindete. Sie zog die Hände vors Gesicht und stand hoch aufgerichtet, unbeweglich lauschend.

Sie wagte wieder zu atmen und floh in ihr Zimmer.

Die Augen an der Decke, lauschte sie dem Schlagen von Türen, lauschte der Stille, die so unermesslich war wie die Sommernacht, die sie dicht neben sich, vor dem offenen Fenster fühlte, weiss mit blutigen Sternen.

Sie lauschte angestregter, weil dann Pferdegetrampel auf der Strasse kam und ging. Es schien vor dem Haus zu verweilen, und sie erstarrte bis ins Herz.

Später erhob sie sich und schlich ans Fenster des Esszimmers. Es dämmerte. Als sie sich hinauslehnte, sah sie im Morgengrauen vor dem Marktplatz einen Trupp dunkler Reiter mit Lanzen, auf deren Spitzen scharf und kalt das Frühlicht glänzte. Sie rauchten aus gekrümmten Pfeifen, plauderten und sahn sich um.

Frau Yvonne zog sich in die Zimmer zurück, unter denen der kleine Garten blühte, und die in der grossen, weissen Luft, über Wiesen, Feldern und Waldabhängen den sanften blauen Höhenzug der Vogesen vor sich hatten.

Dort ging im rauchigen Brand der Wipfel die Sonne unter. Am Morgen schienen die Tannen goldig aus blauen Gründen. Die blassen Kornfelder und die leuchtenden Wiesen im Wind sandten grosse Schauer von Licht in den Himmel. Wenn der Wahnsinn des Mittags brütete, nahmen sie, schwer in den Himmel gehoben, die wütenden Umarmungen des Gestirns entgegen, die Häuser schienen erdrückt, sie lagen atemlos unter dem gewalttätigen Griff der Stunde.

Die Bäume standen einsam und ohnmächtig.

Man sah keinen Menschen.

Die Sonne schlug Funken aus den roten und grauen Ziegeln, sie zog ganze Flammen aus Scheiben und Dachrinnen. Frau Yvonne fühlte fröstelnd die Glutwellen in der Kühle des Gartens vergehn. Sie barg sich in seiner Kühle und liess ihre Augen die Sonne liebkosen. — In den hohen und weiten Nächten lagen die Vogesen als ein beglänzter Schattenriss am Horizont, die Grillen sangen. Dann spürte Frau

Yvonne unter ihrer Hand den Herzschlag des Kindes, das in ihrem Blute eingebettet war.

Wenn die Erinnerung an jene Nacht sie überfiel, schrak sie zusammen und schloss hastig die Augen, um die Bilder nicht zu sehen, die mit furchtbarer Deutlichkeit vor ihr standen und sie anzogen. Sie empfand unwillkürliche Bewegungen, als ob sie sich unter die Hufe der heranbrausenden Reiter werfen, als ob sie die kalten harten Lanzenspitzen auf ihrem Fleisch fühlen wollte. Aber sie sagte sich, dass sie durch die Schrecken dieser Nacht ihres Gatten würdig geworden sei, und dass sie sie lieben müsse, weil sie sein Leben waren. Und sie blickte starr auf blutige Kampfszenen und tauchte mit Grausamkeit in solchen Vorstellungen unter und vergrub sich im Aufruhr zusammenstossender Reitermassen und zerschmetterter Regimenter.

Im September erfuhr sie den Tod ihres Gatten. Sie las seinen Namen auf einer Verlustliste, und das war alles. Sie hatte eine furchtbare Gebärde des Widerspruchs, man musste sie auf ihr Lager niederzwingen, und drei Stunden darauf, nach einer langen Ohnmacht, gebar sie einen Knaben. Während sie die letzten Qualen litt, rief sie noch immer: „Es ist nicht möglich. Ich habe ihn geliebt, Jesus-Maria, ich habe ihn geliebt.“ Sie war achtzehn Jahre alt.

Nach dem Friedensschluss bestanden Yvonne's Eltern darauf, dass sie mit dem Kind nach Hause käme. Ihr Vater, ein frommer, rauflustiger Gelehrter, erklärte seine Aufforderung schon deshalb für unabweisbar, weil er gegen die Annexion des Landes mitsamt seinem Enkel protestiere und keineswegs geneigt sei, den Frankfurter Frieden weder jetzt noch in Zukunft anzuerkennen. Im übrigen sei sie Französin. Er nannte den Tod seines Schwiegersohnes einen Mord und forderte als sein Recht, den kleinen Paul in Gedanken an eine heilige Rache zu erziehen. Schliesslich offenbarte er ihr, dass er sich von den theologischen Dingen abgewandt habe, um mit ganzer Seele und mit allen Kräften an die „Arbeit“ zu gehn. Er sah im letzten Feldzug nichts als einen Religionskrieg; er nahm mit dem heutigen Tag seinen Posten ein. Diesen Brief schloss er mit einer einfachen, herzlichen Wendung, setzte aber unter die Unterschrift in starken Zügen: „Sentinelle, prenez garde à vous“, das von nun an in keinem seiner Briefe fehlte und je nachdem, ob er eine besondere Wachsamkeit für wünschenswert hielt,

einmal, doppelt oder gar dreifach unterstrichen war.

Frau Yvonne weigerte sich, Zabern zu verlassen. Es war die Heimat ihres Toten, wohin sie sich gleich nach der Hochzeit hatte führen lassen, weil hier seine Jugend war, und weil er diese Berge liebte. Aber die Invasion begann, und der Leutnant Paul Merkel musste zu seinem Regiment, das sich bald darauf bei Morsbronn ins Feuer der deutschen Bataillone warf und in wenigen Minuten vernichtet war.

Sie blieb in der Wohnung und vor der Landschaft, wo sie so glücklich gewesen und so furchtbar erschüttert worden war, dass sie für sich und ihr Kind keine andere Heimat auf der Erde wusste. Sie glaubte nur diese Umgebung zu verstehen, hier allein den Zusammenhang mit etwas Höherem, das sie rührte, ihrem Ursprung und ihrem Ende zu haben, überall anders verlöre sie den Sinn des Lebens.

Jedes von diesen einsamen Jahren war schwer von Erlebnissen, die ihr im Herzen wuchsen. Sie erfüllte in ihrer Weltabgeschiedenheit ihr Schicksal, mit allen Freuden und allen Leiden, die ihr das Leben vorenthielt, und die doch über sie herfielen, als ob sie mit lebenshungrigen Menschen und in Wirklichkeit in ihr Haus gekommen wären. Sie verlor nicht das Glück ihres Lächelns, das auch nicht bitter wurde, weil sie schön war. Aber Frau Yvonne's schmales, braunes Gesicht trug die glühende Maske der Reife, dunkel und durchscheinend. Auch ihr Blick wachte unveränderlich über dem schillernden Schatz ihrer Einsamkeit wie eine Lampe im Dunkeln. Die ganze bekennende Liebe war ihr Mund.

Mit den Liedern, die sie den kleinen Paul lehrte, warf sie in seine Phantasie die Aufregungen des Kampfes, den Rausch des Sturmes und des Zusammenbruchs, die balladenhafte Schönheit grosser Märsche. Sie gab dem Krieg eine religiöse Weihe. Man zog mit jublierender Seele und gefasst, die ekstatische Liebe zu Maria im Herzen, in den Kampf. Hinter dem rauchenden Vorhang von Blut und Pulverdampf und vom Gesang der Hörner getragen, war immer etwas Weisses wie ein Kleid oder ein Lächeln: die unbefleckte Unschuld Mariä. Paul stellte sich oft vor, wie sein Vater von der Kommunionbank aufstände, aus vielen hässlichen Wunden blutend, mit zerrissenen Kleidern, von Staub und Schmutz bedeckt, und strahlend im himmlischen Licht, lebend an die Seite der Mutter Gottes gehoben. (Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

Hermann Bang: Michael. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)
Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Michael ist der Schüler eines von europäischen Ruhm umleuchteten Malers. Eine Liebe von fast schmerzlicher Innigkeit verbindet den Meister mit seinem Schüler. Aber diese Liebe wird von Michael mit Füßen getreten und betrogen, als die Leidenschaft zu einer Frau ihn auf ihre verwegenen Bahnen zwingt. Der Meister stirbt, und Michael hat den totgeweihten verlassen. Wir haben das Leben des Künstlers sich vor uns enthüllen sehen, dieses grosse, geopferte Leben, mit seiner Bitterkeit im Triumph und seinen zerstörenden Zweifeln: aber noch in der Agonie haucht der Meister, er sei glücklich gewesen, denn er habe eine grosse Liebe gesehen; — eben diese Liebe, die ihn betrogen hat. Um die Haupthandlung ranken Nebenhandlungen im Zeichen desselben Schicksals von Künstlertum und Liebe. Eine Fülle von Gestalten, Männern und Frauen, lebt vor uns, dieses Bangsche Leben auf Gefahr. Paris ist der Ort und Mittelpunkt alles Geschehens. Hinreissendes Feuer, Geist und Schönheit strahlen aus dem Werk. E. W.

KAIN. Herausgeber Erich Mühsam. (Kain-Verlag München).
Das Oktoberheft enthält: Chemnitz; Münchener Theater;
Tagebuch; Gedichte; Hervé, der Renegat u. a. Das
Heft kostet 30 Pfg.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in Nummer 42: Mozart. Von
Herbert Eulenberg. — Thoma, Durieux und Caruso.
Von S. J. — Der Totenkranz. Von Emanuel von Bod-
man. — Bubi. Von Erich Mühsam u. a.

DER ZWIEBELFISCH. Herausgeber Hans von Weber.
(Hyperion-Verlag, München). Das Oktoberheft enthält:
Kubisten, Futuristen und Genossen von K. T. M. S.;
Emil Verhaeren: Narrentanz; Hans von Weber: Gegen
völkischen Vandalismus; Ein Aufsatz vom Hund u. a.
Das Heft kostet 60 Pfg.

PAN. Herausgegeben von Alfred Kerr. Dritter Jahrgang.
Nummer 3 enthält: Alfred Kerr: Balkankrieg. —
M. B. Cossio: Wie lebte Greco? — Grete Meisel-Hess:
Das andere Leben . . . — Vindex: Börsenkrach u. a.
Das Heft kostet 50 Pfg.

DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU. Herausgegeben von
Jul. Rodenberg. Das Oktoberheft enthält: Briefe von
Gottfried Keller; Die Ausgrabung der Kaiserfora in
Rom; Jean-Jaques Rousseau von Prof. Fr. Ed.
Schneegans. Von Referenten der „Deutschen Rund-
schau“ seien genannt: für Theater und Drama Karl
Frenzel und Arthur Eloesser, für Musik und Musik-
literatur Prof. Dr. Carl Krebs und Dr. Bruno Hake.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheunungen werden hier vornotiert. Die Be-
sprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

FRANZ JUNG. Das Trottelbuch. (Verlag von Theodor
Gerstenberg vorm. Richard Sattlers Verlag in Leipzig).
Geh. Mk. 3.—.

VIKTOR HADWIGER. Gedichte aus dem Nachlass.
(A. R. Meyer, Verlag, Wilmersdorf). Geh. 50 Pfg.

HEINRICH MANNS WERKE. Gesamtausgabe. Bd. I-III.
Die Göttinnen. (Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10).
Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

H. ACHELIS. Das Christentum in den ersten drei
Jahrhunderten. 2 Bände. (Quelle & Meyer, Leip-
zig.) Geh. 15,— M.

Zeitschriftenschau

DAS LITERARISCHE ECHO. Herausgegeben von Dr.
Ernst Heilborn. (Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin W9).
Das 2. Oktoberheft enthält: Franz Strunz: Naturgefühl
und Naturerkenntnis. — Fritz Schotthoefler: Courteline. —
Arthur Babillotte: Von elsässischer Gegenwartsliteratur.
— Jaroslav Vrchlicky: Drei Gedichte u. a.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr.
J. Bloch. Heft 21 enthält: Artikel über den Chemnitzer
Parteitag von Schippel, Bernstein, Heine, Hildebrand,
Quessel, Pöus u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

GNU
LITERARISCHES
CABARET

Das literarische Cabaret „Gnu“

(Leitung: Kurt Hiller, Ernst Blass) veranstaltet
Donnerstag, am 31. Oktober, 8½ Uhr, bei
Reuss und Pollack, Potsdamerstrasse 118 c, sei-
nen ersten Abend in diesem Winter. Ernst
Blass, Ferdinand Hardekopf,
Kurt Hiller und Paul Zech werden
eigne, grösstenteils unveröffentlichte Arbeiten
lesen; auch Neues von Arthur Drey,
Michail Kusmin und Franz Werfel
gelangt zum Vortrag. — Am 1. November
(Freitag) wird dieser Abend, identischen Pro-
gramms, wiederholt. — Zu beiden Abenden
erhält man Karten (M. 2,—) in der Buchhand-
lung Reuss und Pollack.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Die Wahnverwandten / * * *: Die chinesische Revolution / Walter
Serner: Der Maler Kandinsky / Alfred Lichtenstein: Konrad Krause / Kurt Hiller: Der Trost / Paul Mayer: Au^f
St. Helena / Rudolf Kaiser: Der Knabe / Paul Boldt: Herbstpark / Otto Pick: Klatsch / Franz Vallentin: Der Abend
nach Ostern / Meint der Verlag / Kritik / Bab / Ein Brief / Aphorismen von zwanzig Autoren / Zeitschriftenschau-

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 44

INHALT

Franz Pfemfert	Es ist nichts geschehen
Montague Grover	Krieg
Rolf Wolfgang Martens	Gegen den Monismus
Peter Scher	Monistenklöster
August Strindberg	Ein Ibsen-Porträt
Francis Jammes	Ich war in Hamburg . . .
René Schickele	Der Fremde (Roman)
Das pikante Berliner Tageblatt — Das demokratische Berliner Tageblatt — Herr Giordano Hildebrand — Literarische Neuerscheinungen — Vornotizen.	

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

In wenigen Tagen erscheint:

**CARL EINSTEIN / BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS**

**MIT BEGLEITWORTEN
von LUDWIG RUBINER und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von MAX OPPENHEIMER**

**Verlag der Wochenschrift DIE AKTION
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—**

Aktions-Druckerei

D t t o G o b e m a n n

Berlin S 14, Dresdenerstr. 88-89

Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 13177

**Spezialität: Zeitschriften / Werke / Broschüren / Kataloge
in vornehmer Ausstattung bei billigster Preisberechnung**

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 44 :: 30. Oktob.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-
Exemplare etc. sind an den Heraus-
geber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17
zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Be-
stellgeld) bei allen Postanstalten,
Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50
durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf,
Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

ES IST NICHTS GESCHEHEN

Die deutsche Sozialdemokratie demonstriert wieder einmal. „Gegen die Ausbeutung und Entrechtung der Massen.“ „Für Freiheit und Frieden.“ „Gegen den Krieg.“ In Berlin allein brachte sie nahezu eine Viertelmillion Demonstranten auf die Beine. Mit Genehmigung der Polizei hatten sich Hunderttausende in Treptow versammelt, um „einstimmig“ die Resolution anzunehmen, die vorgeschlagen worden war. Es war imposant usw.

Jetzt möchte ich nun einen Augenblick mit dem Feuer spielen: seit heute früh sind Deutschlands Kriegslustknaben am Ziel ihrer Wünsche. Der Krieg ist da. Was soll jetzt im Namen der Kultur geschehen? Was muss geschehen? Die Demonstranten aus Treptow sind uns ja als eine „Garantie des Weltfriedens“ offeriert worden; was werden sie nun tun? Mit Resolutionen macht man Gewehrkegel nicht zu Kinderspielhällen. Demonstrieren ist überhaupt unmöglich: der Polizeipräsident, gestützt auf die Ausnahmegesetze, die seit heute früh gelten, untersagte die Versammlung. Was also tun? Schon haben achtzig Prozent der Treptower Friedensrufer die Order erhalten, einzurücken. Ihr muss man folgen; denn Gesetz geht vor Recht. Also was tun? Die Hundertzehn im Reichstage haben zwar in der heutigen Vormittagsitzung die Verantwortung für das Morden der nächsten Wochen dem Reichskanzler und den bürgerlichen Parteien zugeschoben. Doch die Flinte wird dennoch schießen, und nichts, nichts kann dem blühenden Jungen, der vielleicht schon morgen nacht auf dem Schlachtfelde verröchelt, das Leben zurückgeben. Er war ein tüchtiger

Parteigenosse, der Totgeweihte, er hat für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht hundert Protestversammlungen mitgemacht. Irgendwo in einem Winkel seines durchschossenen Proletarierschädels wird vielleicht noch die Erinnerung an die letzte Resolution für den Weltfrieden nisten, wenn schon das Massengrab sich öffnet, den sozialdemokratisch organisierten Krieger aufzunehmen. Er wird fallen wie tausende, wie vieltausende seiner Genossen: den Fluch gegen den Krieg auf den Lippen, das Gewehr schussbereit . . . Parteifreunde werden vorwärtsstürmen, über ihn hinweg, vorwärts gegen die Proletarier, mit denen sie sich so oft „verbrüdereten“ . . .

Kann man heute, da der Krieg nun einmal Tatsache geworden ist, den Gang der Ereignisse noch bestimmen? Die Führer der Friedensgarantiepartei wären arme Irrsinnige, wollten sie jetzt mehr wagen als den formalen Protest. Heute leben wir in einem Ausnahmezustand. Heute lässt sich nicht nachholen, was etwa gestern, was etwa jahrzehntelang versäumt worden ist. Der Krieg ist da. Man schießt — oder wird erschossen . . .

. . . Aber der Krieg ist ja noch nicht da. Wohl kann er morgen über Deutschland hereinbrechen; aber er ist ja noch nicht da. Heute kann man gegen die Geisel der Menschheit noch alles tun, was man vielleicht morgen, vielleicht in einem halben Jahr nicht mehr tun kann. Aber t u t man das? Sind wir heute dank der deutschen Sozialdemokratie um eine einzige Kriegsmöglichkeit ärmer? Wohlverstanden: die Frage lautet nicht: was wird geschehen, wenn

morgen ein Krieg uns überfällt? Auf diese Frage kann nur ein Narr eine Antwort erwarten. Aber: was ist geschehen, damit kein Krieg uns überfallen kann? Was hat die Arbeiterpartei getan, um den Kriegsgefahren wirksam zu begegnen? Was tat das liberale Bürgertum? Die Antwort lautet trostlos und verzweifelt: nichts.

Franz Pfemfert.

Krieg

Ich hab' einen Mann getötet,
In ehrlichem Kampf, Hand zu Hand,
Und Dichter und Priester beschwören,
Dass ich recht tat — für's Vaterland.
Des Vaterland's Priester und Dichter,
Sie preisen, was ich getan —
Doch immerfort schaut der Tote
Mit starren Augen mich an.

Ich hab' einen Mann getötet,
Kann sein, noch viele mehr —
Doch dieser war kein Schuss ins Blau',
Der da traf von ungefähr.
Ich schoss auf ihn, als er vor mir stand
Ganz nah', — und zögert' nicht lang;
Seinen alten Rock hat das Pulver versengt,
Als die Kugel sein Herz durchdrang.

Ich hab' einen Mann getötet,
In ehrlichem Kampf, Hand zu Hand,
Ein Mensch, der mir nie 'was zu Leid getan,
Lag tot da vor mir im Sand.
Ich schoss auf ihn und sah, wie er fiel,
Sich windend im Todeskampf dort,
Bis er hob den Blick und starrte mich an —
Und so starrt er noch immerfort.

Ich hab' einen Mann getötet —
Ich erzählt' es im Lager zur Nacht,
Und jämmerlich log ich dann drauf los,
Dass ich stolz drauf, was ich vollbracht.
Ich schwor, dass ich stolz sei auf meine Tat,
Dass der Mann inusst' glauben dran —
Derweil ich mein Leben gegeben hätt',
Wenn ich niemals den Schuss getan.

Ich hab' einen Mann getötet —
Der nie mir etwas getan
Denn dort liegt er mit starren Augen tot,
Die Augen klagen mich an.

Ich weisse, es galt mir sowohl als ihm,
Und in ehrlichem Kampf es geschah,
Und dennoch — wo immer hin ich schau',
Ist der Mann, den ich tötete, da.

Ich hab' einen Mann getötet —
Zum ersten und letzten Mal, —
Denn sich'rer als meine Kugel, traf
Seiner starrenden Augen Qual.
Wenn auch das Vaterland wieder ruft,
So ist das umsonst getan,
Denn nimmer zur Waffe greif' ich mehr,
Zu legen auf Menschen an.

Montague Grover

Aus dem Englischen übersetzt von Lexl.

Der Monismus

Ein Nachwort von Rolf Wolfgang Martens

Die Monistentage zu Magdeburg trugen das Gepräge einer Volksversammlung, und nur ganz vereinzelt kam ein wissenschaftlicher Charakter zum Vorschein. Zumeist hätte man annehmen können, hier solle so etwas ähnliches, wie eine neue Religion gegründet werden und die Gedanken wären noch nicht diskutiert und geklärt genug, um in allgemeine Entschliessungen und Dogmen festgelegt zu werden. Jedenfalls hatte bei Allem, was wir bisher vom Monismus kennen gelernt haben, sei es in Schriften, sei es in Versammlungen, das religiöse Bestreben mehr Anteil, als das wissenschaftliche; auch in Magdeburg wurde ich in dieser Bemerkung wieder durch die Heftigkeit der Ausfälle gegen die vorhandenen Kirchengemeinschaften bestärkt, aus welcher die Konkurrenzgefühle klar hervorleuchten. —

Im übrigen müssen wir uns immer vergeblich fragen, was hat das Alles, was von Ethik, Politik, Religion, Pädagogik usw. vorgetragen wurde, mit der monistischen Frage zu tun? — Ob wir die Welt monistisch oder dualistisch ansehen, ist ein Problem der Erkenntnistheorie und nichts mehr. Was besagt „monistische Weltanschauung“ auch weiter, als dass sich ein Mensch von dem ursprünglichen, naiv-dualistischen Standpunkt hindurchgerungen und hinaufphilosophiert habe zu der Einsicht, dass das Geistige und das Körperliche im letzten Grunde ein und dasselbe ist; und dass der dualistische Charakter nur auf unsere verschiedene Wahr-

nehmungensart zurückzuführen ist, nämlich auf die Wahrnehmung auf dem Gebiete unseres Innenlebens, die unter dem Verhältnisse der Zeit vor sich geht und die Wahrnehmung aus der Aussenwelt, die unter dem Verhältnisse des Raumes uns durch unsere fünf Sinne vermittelt wird. Was hat nun solche Theorie beispielsweise mit unserem sittlichen Handeln zu tun? Ihretwegen sollten wir etwa besser handeln?! Wie die noch so erhabene Vorstellung von der Einheitlichkeit im Universum den moralischen Einfluss psychologisch zustande bringen soll, kann ich mir schwer ausmalen. —

Ferner vermag ich gewisse logische Grundanschauungen, mit denen der Monismus das Leben begreifen und bemeistern will, und auf denen sich das, einer neuen Religion Aehnliche, aufbauen soll, nicht zu billigen. So schreibt Ernst Haeckel in einer Auseinandersetzung mit Wilhelm Ostwald: „Alles ist Natur, Natur ist Alles. Und neben oder über oder hinter der Natur ist nichts!“ — Soweit dieser Satz der Wahrheit entspricht, drückt er eine leere Tautologie aus. Soll aber damit etwas weiteres gesagt werden so ist das einfach falsch. Wo „Natur“ gleichbedeutend mit „Sein“ gesetzt wird, da ist sie durchaus etwas anderes, als „Wissen“ d. h. als mein geistiges Abbild des betreffenden Realen. Und meistens handelt es sich nicht um „Natur“, sondern um unsere menschliche Anschauung von ihr. Durch die Verwechslung beider entstehen die verhängnisvollsten Irrtümer auf dem Gebiete von Erkenntnistheorie und Logik, die sich, in Praxis umgesetzt, bitter rächen. Mit Haeckels anderem Satze verhält es sich ebenso: „Alles ist den gleichen Gesetzen unterworfen und die Erkenntnis dieser Gesetze gründet sich nur auf Erfahrung.“ — Was hieran richtig ist, besagt, schon vor 50 Jahren, viel besser der Satz. J. H. von Kirchmanns: „Das Wahrgenommene ist“. — Aber dass ausser den grossen Grundgesetzen oder -Gedanken, die nur für den philosophierenden Theoretiker zur Bildung des Systems in Betracht kommen, überall die gleichen Gesetze herrschen, ist nicht der Fall, jedenfalls nicht für unser logisches Begreifen, das uns praktisch die Dinge erkennen und beherrschen lehren soll. Die verschiedenartigen Gebiete des Lebens verlangen eben „verschieden“ in Angriff genommen zu werden, d. h. (im Gegensatz zu den Reden in Magdeburg gesprochen): wir dürfen nicht Monisten, nicht einmal Dualisten, wir müssen Pluralisten sein. Der

Monist, der daran festhielte, dass überall die gleichen Gesetze herrschen, müsste, wenn er ins Wasser fällt, konsequenterweise ertrinken, denn er dürfte keine Schwimmbewegungen machen, sondern nur Geh-Schritte, wie überall auf dem Lande.

Dahin führt solch einseitige Theorie; die Wirklichkeit zeigt uns jedoch, dass die Naturgesetze sich gegenseitig begrenzen und determinieren, und daher bald der eine, bald der andere Gedanke für unser praktisches Verhalten ausschlaggebend sein muss. — Eine Schlussfolgerung, die von einem bestimmten Blickpunkt herkommt, wie beispielsweise in unserem Fall die monistische Idee, vermag nicht alle Eigenschaften des Objektes zu erschöpfen, sondern es müssen viele anderen Gedankengänge und Beobachtungen ergänzend hinzukommen, damit das Abbild in unserem Geiste, mit seinem Objekt in der Wirklichkeit übereinstimme. Die jedesmalige Struktur des Gegenstandes und schliesslich auch die Besonderheit unserer Organe, durch die wir das betreffende Spezialgebiet der Erforschung unterziehen, mit all ihren speziellen und unterschiedlichen Umständen bedingen fast überall eine andere, besondere Bearbeitungsweise und logische Schlussfolgerung. Trotzdem wir gleiche Grundgesetze zugeben und z. B. auf dem Gebiete der Knochenlehre und der modernen Geschichtsforschung sich vielleicht entwicklungsgeschichtlich gleiche Prozesse nachweisen lassen, so werden doch die Methoden und die Schlussfolgerungen beim Osteologen andere sein, als beim Historiker.

Auch begründet sich die Erkenntnis der Gesetze durchaus nicht, wie Haeckel annimmt, nur auf Erfahrung. Denn wo es irgend möglich ist, müssen die Erfahrungs-Inhalte durch das Experiment (dieses Kind des Denkens und der Beobachtung) nachgeprüft werden. Dann aber ist erst der Stoff vorhanden, aus dem das logisch streng geschulte Denken die Gesetze zu formen vermag. (Kirchmann, den ich schon zitierte, setzte aus ähnlicher Erwägung seinem Satze: „Das Wahrgenommene existiert“ zur Determinierung den Satz: „Das Widersprechende existiert nicht“ gegenüber, — eine Formulierung die meines Erachtens allerdings die logische Aufgabe nicht erschöpft). —

Mag nun der volksversammlungsartige Charakter der Tage die Herren dazu verführt haben, möglichst populär zu reden und sind dadurch der Phrase und den Schlagworten die Türen geöffnet worden, so können wir in dem, was hier

zum Ausdruck kommen soll, keine für die Praxis irgendwie brauchbare Theorie sehen. Oder anders ausgedrückt: wir können die Art nicht billigen, wie der Monismus den Dingen im Leben gegenüber treten will. Grade in dem Punkte, wo sich die Monisten peinlich bemühen, ihre Ausführungen und Nomenklaturen, so reinlich und deutlich einzurichten, dass sie keinesfalls zum Schlupfwinkel für irgendwelche Vorstellungen mystischer und mythologischer Art dienen können, wie sie noch heute in den Köpfen gewisser „wissenschaftlich gebildeter“ Religiösen spuken, — grade hier verfährt der Monismus nicht glücklich.

Mit dem Problem der Religion verhält es sich wesentlich anders, als der Monismus sich träumen lässt. Wenn wir die Anschauungsweise des Religiösgläubigen eingehender betrachten, sehen wir, dass er vornehmlich anthropomorph denkt. Er bleibt fast niemals bei den einfachen Wahrnehmungsinhalten stehen, er nimmt nicht die Tatsachen als solche, sondern er sucht sie sich nach dem Muster des menschlichen Tun und Treibens zu erklären. Er spürt hinter den Erscheinungen stets ihm gleiche Wesen, die sie veranlasst haben sollen. „Die Welt ist da, und nun frage ich, wie wenn ich ein schön gebautes Haus sehe, — nach dem Baumeister!“ So schliesst in unseren Tagen ein auch als vielgelesener Romanschriftsteller bekannter Kanzelredner. Im Wesen ist es die gleiche Anschauung, wie die der Urvölker:

„Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Floss der Ströme Silberschaum!“ —

Als Ursache wird immer eine Person gedacht, genau so, wie es uns die Erfahrung aus dem menschlichen Leben zeigt. — Dazu kommt nun weiter, dass die Menschen auf solcher Entwicklungsstufe zu ihrer Befriedigung die Vorstellung eines liebevollen Vaters als Weltlenkers verlangen, der für sie sorgt und sie behütet... Es wäre hier Evolution, statt Revolution am Platz. Ich meine, ein allmähliches Herauentwickeln der neuen Gedanken ohne äussere Kundgebungen. Nachdem der Einzelne die geistige und sittliche Reife erlangt hat, um die Dogmen als Fremdheiten zu empfinden, so möge er sich getrost innerlich von ihnen lösen und sie als Symbole einer überwundenen Entwicklungsperiode betrachten.

— — — Wenn man nun meinen bisher geäusserten Zweifel, dass die monistische Theorie

nicht geeignet sei, das Leben zu bewältigen und nach Kulturzielen zu gestalten, meinem subjektiven Empfinden zuschreiben will, so wird sich jetzt an einem Fall, der uns in Magdeburg verkündet wurde, der Wert und die Berechtigung der Bestrebungen objektiv erweisen lassen. Wilhelm Ostwald beabsichtigt nämlich, — ähnlich, wie er es in seinen monistischen Sonntagspredigten beschrieben hat, — eine . . . monistische Siedlung zu gründen, um so das monistische Staatsideal zu verwirklichen. Das Land dazu ist, nach seiner Aussage, bereits gekauft. — Der Absicht zu solcher Gründung liegt offenbar ein mehr oder weniger latentes Bestreben nach . . . Utopie zugrunde. Und so frage ich zunächst, mit wie gearteten Menschen gedenkt Ostwald seine Kolonie zu bevölkern? — Bisher fühlten sich nämlich in allen ähnlichen Genossenschaften die Menschen kurzüberlang in ihren Erwartungen enttäuscht; sie glaubten immer mehr zu geben, als sie empfangen.

Ich habe mich in meinem letzten Buche über die Unmöglichkeit Utopieen zu verwirklichen, eingehend verbreitet, ich will mich hier kurz fassen. Je mehr sich die beabsichtigte Organisation utopistischer Natur nähert, je kürzer wird die Dauer ihres Daseins werden und je ähnlicher sie den Verhältnissen bereits bestehender und reüssierender Genossenschaften gestaltet wird, desto mehr Aussicht auf Bestand wird sie haben! — Da aber das Vorhandene sich leider nur sehr wenig der Billigung Ostwalds erfreut, steht zu erwarten, dass ihm auch eine ganz neue Struktur vorschwebt. Die Enttäuschung wird also nicht ausbleiben und wir können nur von Herzen das bittere Erlebnis beklagen, dass dem aufrichtigen Menschen und dem auf seinem Gebiet verdienstvollen Gelehrten in seinen alten Tagen noch bevorsteht!

Glossen

Monistenklöster

In dem Kloster, in der Zelle,
Birgt sich die Monistenseele.

Staunend stehn, bedrückt und bitter,
Kapuzin- und Jesuwiter.

Denn mit Muttern, denn mit Kleinen
Will sich nun der Mönch vereinen.

Unterm Bogen, zwischen Säulen
Wandeln die Monistenfräulen.

Mit dem Tennisspiel von Tietze
Tändelnd übt sich der Novize.

Vatermönche sieht man knasternd
Und den Skat auf Tische pflasternd.

Nonnenbabys hört man kreischen,
Trockenlegung zu erheischen . . .

In dem Kloster, in der Zelle
Hupft der Zeitgeist aus der Pelle.

Stauend stehn, bedrückt und bitter,
Kapuzin- und Jesuwiter.

Peter Scher.

Das pikante Berliner Tageblatt

„Ein Privat-Telegramm aus dem Haag meldet uns: Das Amtsblatt veröffentlicht folgendes Bulletin der Hofärzte Professor Kouwer und Dr. Roessingh: „Eine leichte, einige Tage anhaltende Indisposition der Königin hat die von Ihrer Majestät seit einiger Zeit gehegten Hoffnungen zerstört. Das Befinden der Königin ist zufriedenstellend.“ Damit ist die 12jährige Ehe der Königin wieder um eine Enttäuschung reicher. Schon verschiedene Male hatte die jugendliche Fürstin ihre Hoffnungen auf Mutterfreuden zerstört gesehen, bis sie schliesslich . . .“

Das demokratische Berliner Tageblatt

ist übrigens entschuldigt. Es brachte, als Ersatz, spaltenlange Details über einen Besuch des Kaisers in Dahlem. Es rettete dabei folgende historische Tatsachen auf die Nachwelt der Abendausgabe hinüber:

„Professor Haber führte den Kaiser zunächst die Treppe hinauf in ein grosses Laboratorium, alsdann wieder in das Erdgeschoss hinab, in das Privatlaboratorium des Institutsleiters. Alsdann wurden Proben von Wasserleitungs- und Gasröhren gezeigt, die durch vagabondierende Strassenbahnströme zerfressen sind. Der Kaiser sah ausserordentlich interessiert auf die zerfressenen Röhren und äusserte dann: „Das ist ja kolossal. Das sollte man gar nicht für möglich halten.“ . . . Von hier aus begab sich der Kaiser in den Maschinensaal des Instituts. . .“

Als einzige Dame sass in der vordersten Reihe Frau Konsul Staudt. Der Kaiser begrüßte beim Eintritt Frau Staudt sehr herzlich. Dann eröffnete Exzellenz Harnack . . . Er sprach dem Kaiser den Dank der Gesellschaft . . .

Harnack setzte sich dann noch ausführlich . . . Dann erstattete der Schatzmeister der Gesellschaft, Generalkonsul Franz v. Mendelssohn . . . Im Anschluss hieran begann Geheimrat Ehrlich seinen Vortrag über chemotherapeutische Heilbestrebungen . . . Der Kaiser hörte den Ausführungen des Gelehrten mit grösster Aufmerksamkeit zu und schüttelte sich öfter vor Lachen, wenn Ehrlich eine humoristische Bemerkung einschob, wie zum Beispiel die, dass die Himbeerkrankheit zwar einen schönen Namen habe, aber eine böse Sache sei.

Nachdem Geheimrat Ehrlich seinen Vortrag beendet hatte, trat der Kaiser auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand. Bevor der Kaiser den Saal verliess, schüttelte er noch Geheimrat Krupp von Bohlen-Halbach die Hand.“

Der Bericht nimmt in der Abendnummer des „B. T.“ vom 23. Oktober 250 Zeilen ein.

Herr Giordano Hildebrand

ist doch arg überschätzt worden. In den neuesten Sozialistischen Monatsheften beweist er, dass seine politische Unbefangenheit kaum zu übertreffen ist. Er entblösst sich: „Niemand verlangt von einer Partei, dass sie in ihren Reihen Mitglieder dulde, die gegen ihre Kandidaten zu den gesetzlichen Vertretungskörperschaften agitieren oder stimmen . . . Wer aber die Kandidaten der Partei in allen Wahlen unterstützt, die Gegenkandidaten bekämpft, der ist Parteigenosse, mag er sonst denken und sagen, was er wolle . . .“

Also das sind Argumente, Freunde! Um der Naivität schroff zu begegnen: Kommissar X. agitiert als Organisierter und unterstützt die Kandidaten der Partei in allen Wahlen. Dass er sonst (als Kommissar) anders denkt und sagt, tut nichts: er ist Parteigenosse.

Wir überschätzten Herrn Hildebrand.

F. Pfe m.

Ein Ibsen-Porträt

Von August Strindberg

Anno 1877 hing in der Ausstellung der Kunstakademie das Ibsen-Porträt von Gabriel Max. Strindberg (der 28 Lenze zählte) schrieb damals zwei Seiten über Ibsen, über die wir heute staunen: diese Zeilen sollten an den Anfang jeder Monographie über Ibsen gestellt werden, auf dass sie sich mit der zeichnenden Kraft eines Leitmotivs einprägen. —

Das ist kein Porträt, das ist eine Geschichtsmalerei. Hat der Künstler bewusst oder unbewusst gearbeitet? Hat der Dichter das Bild ge-

dichtet oder der Künstler? Wir glauben, wenn wir an die „Jagdnympe“ und den „Frühling“ denken, der junge, lebensvolle Künstler hat keinen Teil an der Komposition gehabt, sondern nur das Porträt gemalt. Der erste Eindruck, den man immer beachten muss, wenn er auch nicht immer der Wahrheit entspricht, ist hier etwas Paradoxes, schreiend Angstvolles — ist das „Paradoxon“ selbst. Ein Prophet mit goldener Brille, ein Ordensband auf einem Bergfelsen. Das Gesicht ist das Brands: die hohe und breite Stirn des Fanatikers; der strenge Mund des Zeugen, der niemals seine Wahrheiten ausgesprochen hat, welche die Hand niederschrieb; der kalte, entschiedene Blick, der niemals unsicher geworden ist, wenn er dem „Geist des Vergleichs“ ins Auge sah. Das ist Ibsen, der fanatische Zweifler, der mit Enthusiasmus in seiner Skepsis aufging, der hier als der bewusste, zu voller Klarheit — gekommene Zweifler dasteht, der den Teil seiner Nation geweckt hat, über den Björnson nichts vermochte. Dies ist der grosse Geist, mit weissem Halstuch usw. bekleidet, im Dichtermantel, der nach der in konventioneller Statuenpositur angebrachten Figur drapiert ist; mit Dichterpapier und -Feder, wie üblich. Und doch wirkt er so imponierend und gellend, so abstossend und anziehend. Man muss vielleicht wissen, dass Ibsen ein Mann ist, der seine eigene Persönlichkeit auszulöschen liebt; dass er sogar lieber einen Schein bewussten Lächelns über sich wirft als den grossen Mann agiert. Wer erinnert sich nicht an das Aeussere des berühmten Dichters, als er vor einigen Jahren Stockholm besuchte. Mit Samtjacke, weisser Weste mit schwarzen Knöpfen bekleidet, den Kragen nach der letzten Mode, ein feines Rohr in der Hand, und ein schützendes, selbstironisierendes Lächeln in dem einen Mundwinkel ging er seinen Weg, tiefsinnigem Gespräch stets ausweichend.

Was der Künstler zu tun hatte, da er keine starken Farben anbringen konnte, war also nicht viel, aber der Zufall hat dem Künstler geholfen. Schwarz und weiss sind keine Farben, aber hier sind sie ganz richtig gewählt als Grundton des düsteren Themas. Da kommt das grellrote Ordensband und stört die Ruhe; es wirkt wie ein Trommelwirbel in der Nacht und packt einen, als sähe man Blut auf der weissen Wäsche, welche wieder zwischen der unversöhnlichen blauen Luft und dem kirschenroten Band vermittelt; im Dunkel rechts schwebt ein täuschender grüner Schein, der in einem Augenblick das

flammende Feuer löschen zu wollen scheint, im nächsten aber sich höhnend zurücksieht.

Ich war in Hamburg

Von Francis James

„Ich war 4 Monde in Hamburg, dann im Haag.
Ich nahm das Schiff nach London. Es lag
Am 10. Jänner 1705 im Hafen. In 10 Jahren
Und 9 Monden war ich nicht daheim. Zu einer
grössern Reise auszufahren,
Rüst ich mich nun . . . mit meinen 72 Jahren,
Nach einem Leben reich gesegnet mit Abenteuern
und Gefahren,
Ich ward genug umhergeschüttelt und verschlagen,
Zu lernen, wie süss es ist, sein Leben in der
Stille auszutragen.“

So steht's geschrieben auf dem letzten Blatt
Von Robinson Crusoes Geschichte. Ein Duft
wie von Muskatsträuchern hat
Von seinem wunderbar geblühten Rock sich
losgemacht.

Das ferne Gewitter, das wie eine alte Schiffskanone kracht,

Lässt Albions Veste erzittern. Und auf dem
Bild, drauf mein Auge blickt,

Sieht man den alten Seehelden, wie er über der
Bibel sinnt und Dankgebete zum
Himmel schickt.

An die Wand gelehnt friedlich beieinander weilen
Der Sonnenschirm und die Mütze aus Ziegenfell
und der Bogen mit den Pfeilen.
Und die Axt zum Entern und das Seemannsschwert.

Hier das Medaillon von Freitag. Und nahe dabei,
Gegen die Karte der verlassenen Insel gekehrt,
Ein Strohkäfig mit einem sehr grünen Papagei.

Wie du, Robinson, hab ich Sturm und Gewitter ertragen,

Sah, wie du, über meinem Kopf das Meer zum
Himmel aufschlagen

In bleigrauen Wellenbergen. So wühlte
Der Orkan meiner Liebe, der das Deck überspülte,
Und warf mich auf die Knie und höhnte.
Crusoe, Crusoe, das Meer

Und die Liebe sind Geschwister von altersher
Und beide glühen aus dörrenden Sonnen Brand
Auf unser Herz und höhnen es aus gleich einer
Muschel am Strand.

Und die Taue knirschen und singen wie die
Frau,

Und in unserm Blut ist diese schwarze See,
die schwillt

Und uns mit dem bitterm Rauschen ihrer Wasser
füllt.

Alter englischer Freund! Du warst der klügere,
traun!
Von uns beiden. Den wo auch dein Fahrzeug
Schiffbruch litt,
Immer hattest du sauber geschnürt dein Bündel
mit:
In Juan Fernadez und am Cap
Der guten Hoffnung. Klug und sorglich. O,
ich hab'
Sie lieb, diese nüchterne und praktische Poesie,
Und ich liebe, Crusoe, deine Witwe, die,
Während du in der Ferne weiltest, dein Hab
und Gut verwahrt.

Nun darfst du, da sie die Jahre für dich gespart,
Friedlich die Tage, die dir noch bleiben,
In dem lieben grauen Hause wohnen, das meine
Verse zu Anfang beschreiben.
Nichts hast du auf deiner Insel vergessen, alles
ist wie immer zur Stell:
Der Sonnenschirm und die Mütze aus Ziegenfell.

Was ich heimgebracht habe? — so wirst du
fragen, —
Von der wüsten Insel, von der mich das Schick-
sal zurückgetragen?
Nichts, keine Ankerboje, keinen Käfig für die
Hühner, nicht ein einzig kleines Ding.
Still! Lass dir erzählen, wie es geschah, dass
mich die Brandung fing.

Es war im sanften April, wo der Frühling wie
ein Meer
Sich den Vögeln aufzut, verwegnen Ceylon-
schwimmern,
Die nach Perlen tauchen, die aus weissblauen
Luftabgründen schimmern:
Rotkehlchen, Amsehn, Lerchen und Nachtigallen —
Man hörte, von den Gärten der kleinen
Häuser her,
Wie das Herz des Flieders aufbrach über den
roten Pfirsichkorallen.

O, ich habe nicht an jene andern Korallen ge-
dacht,
Die einst die goldne Perusa und ihren Stolz zu
Falle gebracht.

Die Liebe und der Himmel und die Erde lagen,
so schien es, im Traum beisammen.
Selig wie eine Nacht der Nächte sank die Nacht.
Aber bald begann das Duften der Obstblüte
brünstiger aufzuflammen.

Da hab ich, Robinson, alle Gefahren vergessen
Des vergangenen Lebens und habe vermessen
Und unbedacht des Spruchs der Alten, die in
ihren Rahmen träumen,
Nur begierig, ein neues Geschwader in den
Wellen aufschäumen
Zu sehen, den Kompass meines liebetollen
Herzens hinausgedreht
Nach einer Insel, die schwer und ernst wie der
Tag in den Wassern steht.

Die Insel war verzaubert und war nichts als
ein Weib.

Die Stimme ihrer Vögel machte mich ihr zu eigen.
'Andere haben mich betört mit Feuer und Vulkan.
O, ich liebte, -Crusoe, die Berge, die von Yucatan
Unterm Meer fortlaufen, bis sie in den Antillen
wieder zum Licht aufsteigen.
Mein Geschlecht hat unter jenen Mädchen ge-
lebt, die mit ihren Händen
Die Flammen im Busen bedecken und lange
Abschiedsküsse senden.
Aber hier hat mich nicht das Feuer, hier hat
mich der Schnee versehrt,
O ein Schnee, den kein hungriger Blitz jemals
verzehrt,
Schnee, dessen klare Augen die unbewegte Macht
Des Feuers spiegeln, dass ein Hirt im Winter
mitten zwischen dem Eis entfacht.
O Crusoe, dies ist die Insel der wildesten
Schrecken,
Denn mit ihrer Kälte weiss sie die Flammen in
deinem Busen zu wecken

Wie es geschah, dass ich dennoch heil die
Flucht genommen?
O Freund, Vergil allein verstünde hier zu ent-
kommen.
Denn der ganze grosse Ozean hält nicht so fest
Wie die eine sanfte Welle, die mich umschlang
und nicht von sich lässt.
Jetzt denk ich wie du mein Crusoe,
Dass es gut ist, in seinem Zimmer zu träumen!
Mein Kaffeekessel summt mir wie ein englischer
Roman im Ohr.
Ich habe Liebesbriefe, die singen mir ihre Seh-
sucht vor —
So hat dir, Crusoe, der grosse Ozean gesungen,
In dessen Reich deine herrliche Seele gedrungen.
Werd ich eines Tages wieder hinausziehen? Wer
will es sagen?
Und dennoch sehn ich mich so, noch einmal
die Arme zu schlagen

Um jene weisse Boje Weib und auf erregten
Meeren
Inmitten hoher Wellen lachend wiederzukehren.
Alle Vögel dieses Märzmondes laden mich zur
Liebe ein.
Heut morgen, beim Erwachen, da sie die neuen
Weisen probten, drang ihre Stimme
zu mir herein.
Ein Sperling sprach mir lange zu. Was soll
ich tun?
O kleine Vögel ihr, Rotkehlchen meiner Seele,
euerm Sang
Kann ich nicht folgen . . . oder, ach! mir ist
zu folgen bang.
Die Sträucher sind zu grün. Ich würde eure
Lust beengen . . .
Erst müssen Schatten sich über die Wälder
hängen.

(Uebertragen von Ernst Stadler, Brüssel).

Der Fremde

Roman von René Schickele

(1. Fortsetzung)

Am Tage, als Paul selber zum erstenmal am
Kommunionstisch niederkniete, wurde er von sei-
nen schwärmerischen Gefühlen überwältigt, er
fühlte so die körperliche Nähe übersinnlicher
Mächte, dass er in eine tiefe Ohnmacht fiel.
Jedesmal, wenn er späterhin zur Kommunion
ging, war er seinem Vater und seiner Mutter
in mystischer Liebe verbunden. Er verging vor
Hingabe und betete, sie möchten ihr Kind lie-
ben.

Zu anderen Zeiten war er weder zärtlich, noch
gerührt. Er gründete Indianerbanden, mit denen
er in den Feldern lagerte, auf Bäumen und un-
ter Felsen Hütten baute und weite Streifzüge in
die Berge unternahm.

Nach Karl May las er Erckmann-Chatrion. Er
versammelte die Freunde in seinem Zimmer, um
ihnen die am meisten begeisternden Stellen aus
seinen Büchern vorzulesen. Nachdem er sie so
mit der grossen Armee bekannt gemacht hatte,
formte er die Apachen in Grenadiere der Garde
um und liess sich zum Feldmarschall Cambronne
ausrufen. Auf seiner Stirn brannte zehrend das
Mal der Begeisterung.

Er hatte Feinde.

Als Paul in die Vorschulklasse eingetreten war,
hatte er in den Aborten, an den Wänden der
Gänge und auf den Bänken in preussenfeind-
lichen Inschriften das vaterländische Vermächt-

nis seiner Vorgänger gefunden. Es schien ihm
vollkommen in der Ordnung, dass trotz aller
Strafen auch das letzte freie Plätzchen für der-
artige Kundgebungen ausgenützt wurde.

Die Lehrer bevorzugten die Söhne der Einge-
wanderten. Die andern beantworteten die Vor-
liebe der Lehrer mit einer Massregelung der
„Feinde“. Sie mieden oder sie verfolgten sie.
Aber die Feinde waren die Stärkeren. Man liess
sich demütigen und hasste sie. Es war kein
endgültiger Sieg über sie möglich.

Manchmal konnte Paul den Hass, den eigenen,
an dem er litt, und den der andern, den er
überall fühlte, bitter anklagen und wünschte
nichts sehnlicher, als mit der Welt in herzlichem
Frieden zu leben. Denn der kleine Hass einiger
Knaben schien ihm alles zu verdunkeln und ihn
in einen Abgrund von Finsternis und Herzens-
jammer zu stürzen, von wo er zerknirscht in
den blauen Himmel sah.

Aus diesem Gefühl der Schwäche heraus be-
gann er seine Ueberlegenheit zu organisieren.
Er versuchte sich in der ironischen, in der über-
zeugenden, in der herzlichen Diskussion. Er
führte Intrigen und berechnete die Wirkung eines
Satzes, eines Tonfalls, die Beredsamkeit eines
Schweigens. Er wusste, wann eine Offenheit
nützlich, wann sie schädlich war.

Auch das war nicht mehr als ein Spiel. Er
wollte herrschen, sich leben fühlen, er genoss
sich im Glück und in der Niederlage mit glei-
cher Hingabe und bis in die kleinsten Augen-
blicke seines armseligen Lebens. Er bereitete
eine aufregende Handlung neugierig und unter
Qualen vor, um einige Minuten lang in den
Hochgefühlen seiner entscheidenden Rolle zu
schwelgen, sie bis ins Kleinste auszukosten und
dem Schatz seiner Erinnerungen einzuverleiben.
Sobald er dann den Anhalt des wirklichen Fr-
lebnisses hatte, steigerte er es mit grösserer
Liebe in seiner Phantasie, die einen Knaben-
streich am Feuerwerk der Historie entzündete
und über eine kindliche Szene die Glorie der
grossen Eroberer ausbreitete.

II.

Aber der grosse Pan liebte ihn und nahm ihn
in seine Hüt, weil der Knabe ihm das Beste
seiner Seele gab. Paul war bei ihm, wenn der
Morgen graute, und der Tau fiel auf ihn von
den Aesten der Bäume, von den Sträuchern,
durch die er sich seinen Weg bahnte; das Gras
nässte seine Füsse, die Kleider funkelten. Der
Gesang der Vögel schwamm durchsichtig in der

Frische der Morgenstunden, wenn sich eine zarte Farbe über die andere, zartere legte. Rehe kreuzten seinen Weg. Sie gingen langsam und mit klaren, verständigen Augen; sie waren wie die gütigen Gedanken der einsamen Landschaft. Die Quellen und die Bäche klangen, sie gebaren das junge Blau des Himmels.

Wenn Paul durch die Wiesen nach Hause ging, standen Bauern und sprachen über das Wetter. Sie hatten langsame, feierliche Bewegungen und sahen prüfend zum Himmel. Frauen kamen schwer und dampfend in der Kühle mit Hacken und Körben des Wegs. In der Vorstadt begegnete er leichtbekleideten Mädchen, die Wasser trugen. Ihre Augen waren unnatürlich hell. Sie drehten sich nach ihm um und lachten.

Der grosse Pan liebte ihn. Paul war bei ihm in der Mittagshitze, wenn auf der Heide der betäubende Duft des Thymians wie eine Wolke um die roten, kieselblitzenden Felsen hing, die Tannenwipfel im Blau des Himmels brannten und das schwerfällige Rollen eines Wagens den Wald heraufdrang. Im Wald war es dann sehr still, das Harz duftete wie ein goldener Trank, eine Glockenblume wiegte sich im Schatten, wo bei jedem Schwanken der Tannen Bündel von Sonnenlichtern platzten. Nach dem Aufruhr solcher Augenblicke träumte der Wald tiefer in der Hut strenger, unbeweglicher Sonnenstrahlen.

Der grosse Pan liebte ihn. Paul war bei ihm in der Stunde der Dämmerung, die Menschen und Dinge mit Ungewissheit erfüllt. Er fühlte ihn nahe, wenn das Schauspiel des Sonnenuntergangs die Welt berückte und dann aus der grossen Trauer die Sterne wuchsen und die wehmüßige Schönheit der Nacht vollkommen war. Hundertmal in seinen Indianerspielen blieb Paul plötzlich stehn und lauschte der fernen Stimme der Wälder, dem fernen Lächeln der Wiesen, des Lichts, den verlorenen Lauten, die von den Wegen kamen und in der Einsamkeit eine neue Bedeutung fanden. Diese Laute wurden wie die Stimmen der Vögel, wie das Lächeln der Heide, der Felder und der Baumstämme im Dunkel die eine Sprache, das gleiche Glück.

Paul lag im Schatten und sah den Sonnenstrahlen entgegen, die den Berg heraufgewandert kamen. Sie machten seine Freude leuchtend, und er glänzte ebenso wie sie, wenn sie ihn endlich umhüllten und dann weitergingen, glänzte noch lange einsam im Dunkel.

Auf dem Heimweg in der Nacht fand er süßen

Schrecken und wollüstige Kühnheit, Ermattung und Versunkenheit, fand er alle Gedanken seines Herzens am Wege.

III.

Die kleine Henriette verbeugte sich tief vor Paul, und ihm war, als sänke eine holde Herrlichkeit, eine grosse und süsse Liebe vor ihm zusammen. Er erwiderte ihren Gruss. Da ging er schwer in dieser versinkenden Herrlichkeit unter. Sie glitt auf den Fussspitzen an ihm vorüber, wobei sie lächelnd in den kristallinen Kronleuchter sah, der bei weitem nicht so weiss und strahlend war wie sie.

Nach dem Menuett assen sie an einem kleinen Tisch im Nebenzimmer Eis, Vanille und Erdbeere. Er sah sie immerfort an. Er musste sich zwingen, um sie so anzusehn, und einmal drang ihm ein Schluchzen in die Kehle, das ihm fremd war und ihn verwirrte.

Henriette schlug ihre grossen blauen Augen zu ihm auf. Sie senkte sie, und wieder fiel etwas Blaues, Berauschendes zusammen. Diese süssen Katastrophen erfüllten den Abend.

Als sie später einen Augenblick allein waren und Pauls Herzschlag zu schweifen begann, nahm er ihre kleine Hand. Aber sein Herz zog sich zusammen, und er konnte sich nicht rühren. Wieder stiegen ihre Augen herauf, blau, tief und leuchtend. Da liess er sich fallen. Er vergrub das Gesicht in ihre kleine Hand und badete es ganz in ihrer sanften Kühle, die von allen Seiten zugleich mächtig zu seinem Herzen zog.

„Voyons, soyez sage“, sagte sie und entriess ihm gewaltsam die Hand.

Er schlich sich in den Garten hinaus, suchte nach einem Winkel, wo er sich verstecken könnte, damit ihn niemand fände, wenn sie seine Abwesenheit bemerkten und ihn suchten.

Seine Mutter würde weinen. Was hätte er darum gegeben, wenn sie einmal weinte, und seinetwegen weinte, die schöne Frau! Und Henriette müsste sich die schrecklichsten Vorwürfe machen, weil sie ihn ins Unglück gestürzt hatte.

Hinter der Laube legte er sich auf den Rücken und begann nachzudenken. Er hörte die Musik, ein fernes Summen von Stimmen; und als er den Kopf wandte, sah er die glorreich erhellten Fenster des Hauses, hinter denen die weissen Kronleuchter schimmerten. Sie tanzten . . . Er war unglücklich wie ein zärtlicher Hund, den seine Herrin, ein junges lächelndes Mädchen in weissen Kleidern, verstossen hat.

Es war keine Blume mehr im Garten, selbst die paar Tannen hatten ein kahles Aussehen. Paul fror. Er biss die Zähne zusammen, um nicht zu weinen. Und dann verfiel er in eine harte, trotzig Trauer.

Die „Feinde“ waren es, die die Schuld an alledem trugen! Er dachte an ein anderes Mädchen, das mit den „Feinden“ spielte, denen es Briefchen schrieb . . . Er sah sie die steile Strasse der Stadt herabkommen, er grüsste sie. Und soviel liebende Demut auch in seinem Grusse lag, sie erwiderte ihn kaum. Ihr hochmütiger Blick ging über ihn hinweg, er fühlte schmerzlich, dass er der Fremde war. Jetzt aber zwang er sie, stehn zu bleiben und ihn anzuhören. Er suchte Worte, die sie vernichten sollten, und da, während er sprach, kam ihm plötzlich eine unerhörte Offenbarung: Sie hatten ihm den Vater und die Heimat geraubt! Seine Mutter war traurig! . . . Er begann Blut zu sehn, er begriff, was das ist: „Blut“ und fühlte, dass von dem Blut, das er in den Adern trug, soviel in einem wütenden Ringen mit den Feinden vergossen worden war — sie hatten mit den Füßen darin gestanden. Dieses Blut musste zurückgekauft werden, und er begriff, was das heisst: „Der Feind“, und das andere: „Die Rache“. Mit einer seltsamen Kälte, die ihn schaudern machte und ihm zugleich den letzten unbedingten Mut in die Seele gab, fühlte Paul den Tod, den Atem der Vernichtung neben sich. An diesem Abend ging das Kind als ein besiegter Held nach Hause.

In der Marseillaise, die er bald darauf hörte, fand er ein Symbol der Rache, das Unterpfand des Sieges, der nicht nach dem Preis gefragt hat.

Die Marseillaise nistete wie ein Raubvogel in den Häusern. Man sang sie bei geschlossenen Fenstern und Türen, mit einer Begeisterung, die einem Wutausbruch glich. Sie galt dem Gedanken der baldigen „Revanche“, der das Leben der Elsässer beherrschte, ihren Eigensinn fanatisierte. Die Herzen rauchten, Menschen, die einander gleichgültig waren, schlossen Brüderschaft auf Tod und Leben. Der Feind war im Land.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

JENNY DUREGE. Judentum im Christentum. Verlag R. Zacharias, Magdeburg N. 1912. Eine kleine Broschüre, die voll warmer Ueberzeugung,

voll überzeugender Dialektik an einer Reihe ausserordentlich treffender und interessanter Beispiele und Vergleichsstudien zeigt wie tief die christliche Religion in der jüdischen verankert ist, wie sie überall den Geist des Volkes trägt aus deren Schoss sie geboren und das sie seit Jahrhunderten bekämpft. Die Autorin ist Christin und das kleine Buch vielleicht deshalb doppelt lesenswert, denn es ist ein interessantes Zeichen, wie tief der Gedanke des Kosmopolitismus, der werktätige Gedanke der Nächstenliebe als Idee, als grosse weittragende Idee Wurzel zu schlagen vermocht. Dass es Menschen gibt, bei denen alle Vorurteile und alle Schranken gefallen, die nur ein Gesetz, nur ein Ideal kennen und das ist reine Menschenliebe.

M. H.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

FELIX WEINGARTNER. Erlebnisse eines „Königlichen Kapellmeisters“. (Paul Cassirer, Verlag, Berlin.)

PELADAN. Das allmächtige Gold. Roman. Deutsch von Emil Schering. Mit einem Vorwort von August Strindberg. (Georg Müller, Verlag, München.) Geh. 4 Mark.

AUGUST STRINDBERG. Jahresfestspiele. Deutsch von Emil Schering. (Georg Müller, München.) Geh. 4 Mark.

HONORE DE BALZAC. Die Physiologie des Alltagslebens. Eingeleitet und herausgegeben von W. Fred. (Georg Müller, Verlag, München.) Geh. 4 Mark.

PAUL ZAUNERT. Deutsche Märchen seit Grimm. (Eugen Diederichs, Verlag, Jena.) Geh. 3,50 Mark.

ARTHUR SCHOPENHAUER. Gedanken und Aussprüche. (Verlag Julius Zeitler, Leipzig.) Lederbd. 5 Mark.

HENRIETTE RIEMANN. Pierrot im Schnee. Roman. (Erich Reiss, Verlag, Berlin.) Geh. 4 Mark.

Zeitschriftenschau

DAS LITERARISCHE ECHO. (Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9.) Das 1. Novemberheft ist mit folgendem Inhalt erschienen: Gustav Landauer: Holzamers Nachlass. — O. E. Lessing: William Dean Howells. — Emile Verhaeren: Zwei Gedichte u. a.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 43: König Heinrich der Vierte. Von S. J. — Sommer. Von Alfred Polgar. — Herrfeldtheater, Zirkus, Kino. Von W. Fred.

PAN. Nummer 4 enthält: Alfred Kerr: Tagebuch eines Hirnwesens; Arnold Ulitz: Fortgeschrittene Lyrik; Alexander Solomonica: Liebesgeschichte u. a.

Das literarische Cabaret „Gnu“

(Leitung: Kurt Hiller, Ernst Blass) veranstaltet Donnerstag, am 31. Oktober, 8½ Uhr, bei Reuss und Pollack, Potsdamerstrasse 118 c, seinen ersten Abend in diesem Winter. Ernst Blass, Ferdinand Hardekopf, Kurt Hiller und Paul Zech werden eigne, grösstenteils unveröffentlichte Arbeiten lesen; auch Neues von Arthur Drey, Michail Kusmin und Franz Werfel gelangt zum Vortrag. — Am 1. November (Freitag) wird dieser Abend, identischen Programms, wiederholt. — Zu beiden Abenden erhält man Karten (M. 2,—) in der Buchhandlung Reuss und Pollack.

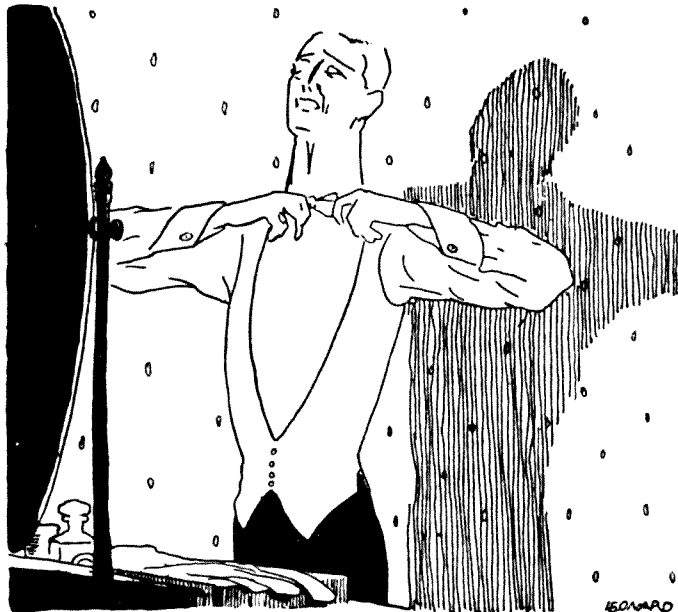
Geschäftliche Mitteilungen

Wenn man heute die gesamte Literatur über natürliche und künstliche Brunnenprodukte durchlesen wollte, hätte man ganze Jahre dazu nötig. Jeder Flasche, jedem Glase werden langatmige Abhandlungen unter Befügung von Dankeschreiben beigelegt, welche letztere in bezug auf die Wahrheit ihres Inhaltes wohl des öfteren anzuzweifeln sein dürften. Kurverwaltungen wie Versandgeschäfte stellen stets ihre eigenen Quellprodukte als das Beste hin und versuchen alles andere zu diskreditieren.

Wer will sich in diesem Labyrinth noch zurechtfinden? Das kaufende Publikum sowohl wie die Aerzte werden mit Drucksachen und Anpreisungen überschwemmt und irregeführt. Hier gibt es nur eine Frage, mit der man sich beschäftigen sollte: Wem darf ich Vertrauen entgegen bringen?

Ein Versuch mit 30 Flaschen nervenstärkendem Berliner Kalk-Stahl-Brunnen (siehe Inserat) wird zweifellos den Beweis liefern, dass derselbe die Leistungsfähigkeit bedeutend steigert und die Gesundheit fördert wird.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Fedor Dostojewski: Konstantinopel muss uns gehören / Franz Pfemfert: Glossen / Max Brod: Zu Hause / Séverine: Der Dichter der Destruktion / Kurt Hiller: Begegnung / Michael Japoll: Enchiridion / Paul Boldt: Junge Pferde / Willy Küsters: Oktoberende / Alfred Lichtenstein: Das Vorstadtbabaret / Arthur Drey: Wandlung / K. E. Meurer: Jeder Tag hisst Fahnen / René Schickele: Der Fremde (Roman) / Redensarten / Der Kampf der Pariser Mieter / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau / Das literarische Cabaret „Gnu“.



Grossen

Elegante Herren-
Ausstattungen
Wäsche · Cravatten
etc.

Charlotten Str. 65
a. d. Leipziger Str. — Amt: I 7799.

Säculum = Verlag

□ Berlin 514 □



Verlag für Romane
Lyrik :: Dramen

Anfragen, Manuskriptsendungen
ist Rückporto beizufügen!

Prüfungsgebühr wird
:: nicht erhoben! ::

Soeben erschien die 7. Auflage:

Walter Rathenau Zur Kritik der Zeit

In fünf Monaten wurden
5000 Exemplare verkauft

Geb. Mk. 2.50, geb. Mk. 4.50 durch alle
Buchhandl. zu beziehen oder direkt von

S. Fischer Verlag, Berlin W57

Inserate für die Aktion

durch die
Annoncen-Expedition
J. Friedlaender

Berlin-Steglitz
Altmarkt-Strasse 15
Tel.: Amt Steglitz 1175

BERLINER KALK-STAHL-BRUNNEN

phosphorsaurer Kalk, Eisenoxydul, ärztlich
begutachtet und empfohlen. — Glänzend bewährt bei

Blutarmut :: Bleichsucht :: Nervenschwäche
Das Beste für werdende und stillende Mütter
:: :: schnellster Wiederaufbau für verlorengegangene Gewebssubstanz) :: ::

Nach neueren ärztlichen Beobachtungen für Zuckerkranke
der einzige in Betracht kommende Brunnen.

BERLINER RADIUM-EISEN-BRUNNEN

Dauernd radioaktiv!

Glänzend bewährt bei:

Dauernd radioaktiv

Verkalkung der Blutgefäße :: Gicht

überhaupt bei allen Krankheitserscheinungen, die auf harnsaurer Diathese beruhen.

Beide Brunnen sind wohlchmeckend und leichtverdaulich und greifen Zähne, Magen und Nieren nicht an!

PREISE:

1 Kur = 30 gr. Fl. Kalk-Stahl 12 Mk., kl. Fl. 7,50 Mk. } Für Gr.-Berlin 10 kl. Fl. zur Probe 3Mk. frei Haus,
1 Kur = 30 gr. Fl. Radium-Eisen 12 Mk., kl. Fl. 9,— Mk. } :: nach ausserhalb auf Kosten des Bestellers ::

Verlangen Sie ausführlichen Prospekt vom

KURBRUNNEN-VERSANDHAUS JULIUS LIEBEN

Passauer Strasse 37a

BERLIN W 50

Passauer Strasse 37a

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 45

INHALT

Franz Pfemfert	Ein Briefwechsel
Professor Dr. Robert Michels	: Die historische Entwicklung des Vaterlandsgedankens
Kurt Hiller	Notizen
Franz Blei	Carl Einstein
H. John Hoexter	Heilige Gertrud Eysold
Johannes R. Becher.	Mein Schrei
Paul Boldt.	Der Schnellzug
Max Herrmann	Zirkus
René Schickele	Der Fremde (Roman)

Wie sag ich's meinem Hunde?— Ein Abend Depeschenwahnsinn.
Ein „Brevier für Weltleute“. — Literarische Neuerscheinungen.

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

Soeben erschienen:

CARL EINSTEIN / BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit BEGLEITWORTEN
von FRANZ BLEI und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von MAX OPPENHEIMER

Verlag der Wochenschrift DIE AKTION
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—

Aktions-Druckerei

O t t o G o d e m a n n

Berlin S 14, Dresdenerstr. 88-89

Fernsprecher: Amt Morisplatz, Nr. 13177

Spezialität: Zeitschriften / Werke / Broschüren / Kataloge
in vornehmer Ausstattung bei billigster Preisberechnung

Die Aktion

M.H.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 45 :: 6. Nov.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

EIN BRIEFWECHSEL

„. . . Sie preisen die Idee der Vaterlandslosigkeit. Erlauben Sie einem Soldaten, Ihnen darauf einige Worte zu erwidern. Vorausschicken will ich die Bemerkung, dass auch ich die Gefahren des Patriotismus (der Chauvinismus richtet sich, als geistige Beschränktheit, selbst) nicht verkenne; dass ich sogar, soweit das Problem theoretisch zur Diskussion steht, der Ansicht bin, eine dauernde ideale Gemeinschaft der Völker kann nur auf antinationaler Grundlage bestehen. Deshalb halte ich die von den Pazifisten angestrebte Weltfriedensherrlichkeit für unsinnig. Eine Verständigung zwischen den Nationen kann (wie alle Vertragsabmachungen) nur in Friedenszeiten, also wenn man sie nicht benötigt, möglich sein. „Die Waffen nieder“ wird solange eine hysterische Romanphrase bleiben, wie es Nationalgefühle gibt. -Das alles gebe ich Ihnen zu. Aber — und hier bin ich bei dem, was ich sagen will — es scheint mir doch allzu radikal zu sein, wenn man, wie Sie es wünschen, die Erneuerung des Gebäudes am Fundament beginnt! Sie preisen die Idee der Vaterlandslosigkeit und beginnen damit die Arbeit an einer falschen Stelle! Wo noch so ungeheuer viel an alten Ueberbleibseln abzutragen ist, wo noch Anschauungen der vorigen Generation in der Menschheit leben, da sollen die Völker zum Antipatriotismus kommen? Der Nationalismus ist heute und morgen noch notwendiger Kitt der menschlichen Gesellschaft! Das hat wohl auch die Arbeiterpartei früh erkannt, denn sie lehnt den Antipatriotismus ab. . .“

Ich will dem wohlwollenden Kritiker wohlwollend antworten.

Zuvörderst: die Sozialdemokratie ist freilich vom Antipatriotismus weit entfernt. Sie ist international wie der Kapitalismus und der Klerikalismus international sind. Doch das ist ausschliesslich damit zu erklären und erklärt, dass der Idee der Vaterlandslosigkeit keine wahlagitatorische Kraft innewohnt. Wenn man einem Herrn Kaempf Wähler abtreiben will, dann darf man nicht antinationale Gefühle äussern. Das Verhalten der Sozialdemokratie wird eben kaum noch von einem Ideal bestimmt.

Der Patriotismus ist der Kitt, ist das Fundament des Gesellschaftsgebäudes? Nur der Kitt. Aber man wird keinen Stein lockern können, ehe nicht der Kitt gelöst worden ist. Der Antipatriotismus ist freilich kein Ideal für politische Flickschuster. Aber um die Weltunordnung nach dem Wunsche eines liberalen Freisinnshelden zu formen, braucht man ja nur einen etwas geschickten Landrat. Eine Freiheitsbewegung die dem nationalen Gedanken nicht absolut feindlich gegenübertritt, verdient diesen Namen nicht.

Wer (zum Beispiel) gegen den Krieg kämpft, erfolgreich kämpfen will, kommt mit dem Satz „Du sollst nicht töten“ nicht aus. „Zwischenstaatliche“ Verträge anzustreben ist ein Sport für Salondamen. Nicht wertvoller sind die bombastisch klingenden Kundgebungen der Sozialdemokratie. Der Krieg ist nicht aus der Welt zu schaffen, solange die Völker in ihrem patriotischen Wahn leben.

Allzu radikal?

Sie ist so harmlos, die Idee des Antipatriotismus . . .

Franz Pfemfert

Die historische Entwicklung des Vaterlandsgedankens

Von Professor Dr. Robert Michels (Turin)

Die Entstehung des Patriotismus oder dessen, was man heute als solchen betrachtet, fällt, wenn wir von der Antike absehen, in relativ sehr späte Zeiten. Im Mittelalter war das Band der Christenheit so stark, dass ausser dem Städtebewusstsein kein starkes Sonderbewusstsein aufkommen konnte. Der grosse Gegensatz bestand zwischen christlicher und islamitischer Weltensphäre und nicht zwischen Germanen und Romanen, oder gar zwischen Deutschland und Frankreich. Als Substitut des Patriotismus mag höchstens das Vasallentum, ein 'juridisch-staatliches Verhältnis aber ohne jeden ethnologischen oder linguistischen Beigeschmack, angesehen werden. Daran änderte auch die Renaissance-Periode nichts, die im Gegenteil die Völker einander näher brachte und den Austausch, ja, den schnellen Austausch zwischen ihren Eliteelementen erleichterte und beschleunigte.

Die ersten grossen Ansätze zu einem zugleich auf staatlicher wie auf linguistischer Homogenität beruhenden Vaterlandsgedanken lassen sich in den sich allmählich immer mehr zentralisierenden grossen Nationalstaaten, insbesondere in Frankreich und England, am Ende des 17. Jahrhunderts beobachten. Zugleich aber drängten die immer heftiger einsetzenden inneren Kämpfe in diesen Staaten das noch junge völkisch-staatliche Gemeinschaftsgefühl immer wieder in 'en Hintergrund.

Die Religionskriege Frankreichs und Deutschlands liessen den Vaterlandsgedanken hinter dem der Religionsgemeinschaft völlig zurücktreten. Vaterlandsverrat zu Heilzwecken der Religion wurde zur Tagesordnung.

Der letzte Teil des dreissigjährigen Krieges, insbesondere das Eintreten des katholischen Frankreichs zu Gunsten der deutschen Protestanten bedeutet den Beginn eines Wendepunktes. Die Nationen beginnen sich allmählich, beeinflusst vor allem von literarischem Ruhm, auf ihre, insbesondere sprachliche, aber auch traditionelle Eigenart zu besinnen. Es entstehen, wenn auch nicht nationale Staaten, Nationen, so doch Nationalitäten mit, wenn auch keineswegs durchweg politisch gefärbten, Nationalgefühlen. Es entsteht das Wort und der Begriff Patriotismus. Die Verfassungskämpfe der Revolutionszeit geben dem Patriotismus aber ein ganz besonderes einseitiges Gepräge. Patriot war der Freiheits-

kämpfer, ja, das Wort wurde ein Dezennium lang fast gleichbedeutend mit revolutionär.

In den Staaten der Jetztzeit ist der Patriotismus da, wo mehrere Nationen in einem Staate zusammen leben, staatlich, da wo eine einzelne Nation den Staat ausmacht oder doch beherrscht, national-völkisch gefärbt. In beiden Fällen setzt er individuelles Solidaritätsgefühl und Anhänglichkeit voraus, ist aber in praxi koerzitiv. Häufig liegen beide Arten, die staatliche und die völkische, in unentwirrbarem Konflikt, jedesmal dann nämlich, wenn Staat und Nation einander nicht decken. Durch die straffere Zusammenfassung der heutigen Staaten, die allgemeine Wehrpflicht, die Abschaffung aller inneren Zollgrenzen und den immer mehr überhand nehmenden Zentrallismus, ist auch der Vaterlandsbegriff straffer und ausgeprägter geworden.

Das schnellere Wachstum der Sonderaktivität der Arbeit weit über die Kauffähigkeit der Massen der Nation hinweg und die daraus entstehende Notwendigkeit der Schaffung neuer Absatzmärkte erzeugt, zusammen mit nationalem Stolz, den Imperialismus, der als eine wirtschaftliche und aggressive Form des spezifisch kapitalistischen Patriotismus zu betrachten ist. Die grossen Umwälzungen auf dem Gebiete der Produktion der Güter schuf andererseits eine immer stärker hervortretende Homogenität des internationalen Proletariats, welche von seinen theoretischen Vertretern zur Gegenüberstellung von Klasse zu Nation und zur Leugnung dieser letzteren insbesondere in ihrer Form der Vaterlandsgedanken geführt wurde. Indes hat die Demokratie als Klassenbewegung und die zunehmende Teilnahme am staatlichen und bisweilen selbst an der Staatsmacht die Sozialisten allmählich zu einer Revision ihrer Vaterlandslosigkeit bis hart an die Grenze des langläufigen Nationalismus gebracht, wenn auch der sozialdemokratische Patriotismus der Nation der sozialistischen Weltanschauung gemäss mehr innerlichen Charakter, Sorge für die im Vaterland befindliche Menschheit hat.

In ganzen lehrt der Blick auf die Geschichte des Vaterlandsgedanken, dass wir es hier teils mit einem gefühlsmässigen, teils mit einem juristischen Begriff zu tun haben, der aber jeder logischen oder ethischen Festhaltung spottet. Der Patriotismus wird, je nach den einzelnen Milieus, in denen er sich vorfindet, durch die verschiedenartigsten Elemente gebildet, die ihren Ingredienzien wie ihrer Zielsetzung nach nichts

mit einander gemeinsam zu haben brauchen. Er ist bald Staat, bald Rasse, bald lediglich Gefühl und diese Einzelemente kommen überdies in den verschiedensten Mischungen vor. Die Evolutionen und Revolutionen, die der Begriff des Vaterlandsgedanken im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, tun dar, dass er nie eine sittliche Forderung, sondern allenfalls eine historische Notwendigkeit sein kann.

Glossen

Ein Abend Depeschenwahnsinn

„... sollen Bulgaren ... von Panik ergriffen worden sein. Die Griechen wollen die Türken besiegt haben. Die Montenegriner sollen eine Niederlage erlitten haben. Die Türken haben die Bulgaren bei ... zurückgeworfen. Die Bulgaren haben den Türken eine Niederlage beigebracht. Die Montenegriner sind von den Türken besiegt worden. Türkische Erfolge nordwestlich Adria-nopel. 20 000 Türken gefangen. 4000 Bulgaren getötet. Weitere Erfolge der Bulgaren. Die Griechen dringen vorwärts. Die Türken drängen vorwärts. Die Bulgaren drängen ...“

Man muss in den Annoncenteil flüchten, um von Schwindelanfällen verschont zu bleiben.

Ein „Brevier für Weltleute“

hat lange darauf gewartet, von dem Weltherrn Oscar A. H. Schmitz herausgegeben zu werden. Jetzt hat der Herr dem Brevier den Gefallen getan, das Werk ist erschienen. Es ist wirklich minderwertiger als etwa Arbeiten von dem (Oscar A. H. Schmitz geistesverwandten) Leo Leipziger. Aber ... wir haben in Herrn Oscar A. H. Schmitz den Erneuerer der konservativen Weltanglotzung zu sehen, den Erretter Deutschlands; präzis: den Herrn Schmitz! Da muss man denn schon ...

Die Leser der AKTION kennen Herrn Schmitz. Es war im März 1911, da standen hier über diesen Repräsentanten der kargen Generation Verse (von Sebulon). Heute setze ich einige Zeilen her, die Theodor Lessing über die Art des Weltbrevierkavaliers Schmitz in der Schau-bühne schrieb:

Diese anmutigen Plausch- und Plätschergeister ... treibt kein Dämon. Sie picken Sentenzen, reihen Fetzen auf und schneiden daraus noble Feuilletons. Das snobt sich so durchs Leben, in angequälter Weltmannsallüre. Das spricht in ahnungsloser Arroganz Urteil über Lebensmächte

und Menschen ihnen fremder Sterne. Diese Treibhäuser wollen mir vom Leben erzählen. Diese schöne Halbwelt des Geistes will ein ethisch Tribunal spielen. Diese mittelmässigen Journalisten wollen erhaben tun über die Alltagsfrohn Starker und Guter. Diese philosophatschenden Charlatane predigen „Ueberwindung“ der im Fache Gediegenen, im Fache Tüchtigen. Weltmann nennt sich, der von Welt wie von Herzenskultur nichts ahnt, und redete er zwölf Sprachen und hätte zwanzig Länder geschaut. Nichts hat solch armer Faiseur, gar nichts, wofür er je den Kopf auf den Block zu legen hoffte. Aber nichts auch gibt es, worüber er sich nicht Werturteil anmasste. Wenn seelenwunder Moralismus die eigenen Mängel an der Welt rächt, etwa der blinde Eugen Dühring belfert oder der neidkranke Karl Bleibtreu tobt, so ist das ganz gewiss für den Weltfreund ein abscheulich Schauspiel. Aber in diesem abscheulichen Schauspiel erlebt man wenigstens achtbare Kerle, volle Männer. Und nicht aus Ekel kehrt man sich ab, sondern aus Scham, weil man nicht sehen mag, dass solche Männer solche Wunden haben. Vor der aesthetelnden Blaségeste aber dieser angeblich vor aller Ethik Verklärten wird schon der ernste Ausdruck ernster Abfuhr zur Beschämung. Man ehrt sich lieber, indem man vorübergeht ...“

Zirkus

Es ärgert Schweiss und Schwüle unterm Zelt
Und Tiergeruch und Staub und sehr viel Grau,
Ein Blechorchester macht gequält Radau,
Und dann erscheint „Der grösste Clou der Welt.“

Hoch am Trapez ein Kerl in grellem Blau,
Der Gesten macht wie ein gezierter Held,
Dann ein dressierter Pudel, der sehr bellt,
Und dann auf einem Drahtseil eine Frau.

Dann Tiere, welche oft geschlagen werden,
Und Clowns mit abgeschmackten Gassenwitzen
Und Damen im Trikot auf magren Pferden.

Und Akrobaten mit uraltem Trick.
Und rings viel Bauern, die ganz reglos sitzen,
In stillem Staunen, andächtig und dick.

Neisse

Max Herrmann

Wie sag ich's meinem Hunde?

„Mit Rücksicht auf die Fleischnot wurde in Halle (Saale) gestern eine grosse Hundeschläch-

terei eröffnet, die schon am ersten Tage ausserordentlich starken Zulauf hatte.“

Küchenrezepte, auch für die Zubereitung von Ratten etc., werden in den nächsten Tagen in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlicht werden.

Mein Schrei

Die trunkenen Nächte! Die trunkenen Nächte! —
Oh meine Jugend du! Blutende du! Empor,
empor und

aufstehn, oh auferstehn!

Die schlaffen Muskeln wieder strecken!

Die matten Flügel wieder spreiten!

Die müden Schwingen wieder entfalten:
der Sonne zu! . . .

Oh wieder:

Morgenröte-Umarmungen! . . .

Ja empor und aufstehn! Wenn es nicht anders
geht
dich aufreissen, dein wimmerndes Herz aus-
reissen,
dich aufreissen aus Traumdämmerungen, Abend-
ruhen
mit der kalten, höhnischen Gelassenheit und
Grausamkeit der
Starken über die Vergewaltigten . . .

Dann:

mit gebreiteten Armen springen ins Morgenrot,
fliegen im Strahl der Sonne über die grossen
Städte hin,

über namenlose Finsternisse hin,

Donnergründe, brausende Geheimnisse hin,

höher empor über alle Not, alle Armut, alle
Schmerzen hin,

höher, höher empor:

dem Aufgang zu! . . .

Ja:

empor und aufstehn! Empor aus

qualmigen Verbrecherhöhlen, empor aus fettigen
Dirnenspelunken

mit dem roten, gedämpften Ampellicht, mit dem
geputzten Schielen

weisshaariger Kupplerinnen, all der plumpen
bäuerischen, jämmerlichen Koketterie
der Fleischschau . . .

Empor aus Spielhöllen, dem stieren Blick, dem
Münzengeklirr,

empor aus Zuhälterkneipen, Ställen mit Absinth-
gerüchen,
schmierigen Aborten, Samengestank und Eiter-
geträufel,
dem Geklimper all der Tamburins, Klaviers und
Musikautomaten.

Empor aus Freudenhäusern, den Kneiplokalen
der Homosexuellen.

Empor aus Asylen, 'Krankenhäusern,' Zuchthäusern.

Empor aus Irrenanstalten, Pestbaracken, all den
Gehegen

tobender Alkoholiker,
ächzender Tuberkulöser,
demaskierter Syphilitiker . . .

Oh du mein Schrei: auch Schrei der Zeit!

Steht auf! Seht auf! Schlagt nieder! Stosst zu!
Brecht auf! . . .

Oh empor, oh empor: dem Aufgang zu! — —

Oh ihr Nächte! Oh ihr Nächte! . . .

München-Schwabing.

Johannes R. Becher.

Andacht zur Heiligen Gertrud

Als sich eben der Sommerträgheit eiserner Vorhang von den ermatteten Herzen hob, und die nahe Herrschaft des künstlichen Lichtes über die hellen, endlosen Winternächte verheissungsvoll in den Rampenstreifen der Bühnen wetterleuchtete, schlossen einige Junggebliebene einen ritterlich-pennälerhaften Bund. Sie malten die Farben der heiligen Gertrud auf ihre Schilde, gaben sich das Feldgeschrei „Unsere liebe Frau Eysoldt!“ und wallfahrteten nach dem Theater, da Ihr holde Wunder wirkendes Gnadenbild zum ersten Male wieder der Menge gezeigt wurde. Kaum hatte sie die Bretter betreten, da prasselte ihr die Ehrensalue der Verschworenen entgegen. Für wenige Minuten gelang es, sie in einer trostlosen Aufführung feierlich zu isolieren; dann starb diese erste Tat in der zischennden Kälte der Ungläubigen.

Die zweite Aktion sollte ein auf diesen, von nun an geheiligten Blättern vor Ihrem Bilde erklingender Lobgesang sein, den ein der unheiligen Schriften kundiger Priester verfassen wollte. Leider versagte am 9. Oktober die Zündschnur nach Niederschönhausen, und das Werk des Malers leuchtete (in No. 41 der AKTION) allein auf.

So trete nun ich, ein des Dienstes und Sanges unkundiger Laie vor, um aus liebendem Herzen nach des lauretanischen Canons kurzer Weise ein

Bitt- und Dankgebet zu sprechen, auf dass dem neuen Bilde die nötige Weihung nicht ganz fehle.

Heilige Hertrud! Sprich für uns!
 Du Zuflucht der Sünder, allliebende
 Lulu, spiele für uns!
 Du Königin der Märtyrer,
 arme Nju, sprich für uns!
 Oh, heilige Jungfrau, Marie
 Beaumarchais, spiele für uns!
 Du gütige Mutter Claudios,
 sprich für uns!
 Du Trösterin der Betrübten,
 munterer Puck, spiele für uns!
 Du Königin der Jungfrauen,
 keusche Phentesilea, sprich für uns!
 Du elfenbeinerer Turm, Prinzessin
 Turandot, spiele für uns!
 Du Spiegel der Gerechtigkeit,
 edles Fräulein Julie, sprich für uns!
 Spiele für uns! . . . Sprich für uns! . . .
 Heilige Gertrud!

H. John Hoexter.

Notizen

Vom Kurt Hiller

Kärnen Genie und Talent nur vereint vor, dann würde es bloss zweierlei: hohe Kunst und Dilettantik geben. Dadurch dass beide Vermögen vorwiegend getrennt existieren, entstehn die peinvollen Zwischenstufen. Genie ohne Talent erzeugt: schlechte Kunst; Talent ohne Genie: den Kitsch.

Der Dandy hat kein Recht, sich dem Künstler ebenbürtig und dem Gelehrten überlegen zu fühlen: Das Monokel ist der Brille näher verwandt als dem Auge.

„Idealismus“ sofort grinsend abzulehnen, ist achtzehnjährig. Einem Skeptiker zum Beispiel müssen Ideale erlaubt sein; für den sind sie kein Luxus; der braucht sie.

Nichts steht fest; nicht einmal das.

Gris — la couleur de la théorie et de l'ivresse!

Ich bin für die Lichtenberge und nicht gegen die Nicolais. Denn der ganze Unterschied

zwischen den beiden Typen ist dieser: die Nicolais sagen's mit phlegmatischer Entrüstung, die Lichtenberge mit cholerischer Heiterkeit.

Ergänzung zur Fuchsfabel: Als er die Trauben, trotz langwierigen Springversuchen, endgültig nicht erreichen konnte, wurden sie wirklich sauer. (Sauer ist nämlich ein subjektiver Begriff.)

Die Abkürzungen auf der Adressseite einer Postkarte verfasst er mit Bedacht und Berechnung; aber noch seine Dissertationen sind spontaner als eure Brunstschreie.

Der mich getadelt hat, war ein Dummkopf. Trotzdem habe ich erwidert. Und dennoch hält er meine Erwiderung für einen persönlichen Angriff.

Penelope wartete, wartete, wartete. Wartete zwanzig Jahre. Als Odysseus endlich kam, hat sie sich gar nicht so viel aus ihm gemacht. Vergleiche: Künstler und Ruhm.

Karl Kraus schreibt: „Wer da gebietet, dass Xanthippe begehrenswerter sei als Alcibiades, ist ein Schwein.“ Was aber soll der machen, der, ein zweiter Arnold Rubek, in jedem Weibsgesicht die Xanthippenfratze sieht?

Dass Grosses verkannt wird —: bequemer Vorwand für Kleine, untätig zu sein.

Besser, eine Tugend bloss gelernt zu haben, als: sie nichtmal gelernt zu haben.

Nur wer die Erkenntniskritik hinter sich hat, darf das Dasein als Mysterium nehmen. In der Mehrzahl der Fälle ist Mystik ein Zeichen schlechter Selbsterziehung.

„Der ausgestirnte Himmel“: Das Gegenteil eines Sinnbilds von Kosmos, Gesetz, ewiger Ordnung, göttlicher Schönheit und Grösse. Nein, er ist Unruhe, Wirrsal, Enge, Antirhythmus, Willkür, Masslosigkeit, Disharmonik, Zweckarmut, Zufall, Unorganisiertheit, Unkunst. Der ausgestirnte Himmel ist das Chaos. Er ist, auch in einem sensualeren Sinne, „hässlich“; er erinnert an Pickel, Sommersprossen, Blatternarben, Griesuppe. Es liegt nahe, das Edikt des scharfsinnigsten Flachkopfs der Erdgeschichte treu zu travestieren: „Kein Ding erfüllt mich mit hef-

tigerem Ekel und innigerem Hohngelächter als der gestirnte Himmel über mir und das Sittengesetz in den andern.“

Einen Biologen, der auf Kant schimpfen würde, schösse ich nieder. Nicht wegen Gotteslästerung (denn Kant war keine Gottheit, sondern ein Mathematiker); aber wegen unbefugter Anmassung fremder Pflichten.

Letzte Verfeinerung des Masochismus: Jemandem ein Opfer bringen; dann ihm versichern, er sei zu keinerlei Dank berechtigt, da man nur um der eignen Freude willen gehandelt habe; schliesslich sich der Selbstsucht zeihen lassen.

Ein Mensch, der edel, hilfreich und gut, zu allem aber noch Psycholog ist, wird dazu neigen, die Motive seiner Taten hinterher zu verdächtigen.

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ — dieser Satz war (als Einer inbrünstig, im Rausch verklärter Liebe, ihn erlebte) gewiss keine Platttheit; aber er ist es. Denn: dass der Mensch „edel“ „sei“, ist tautologisch; wird mal zugestanden, dass er überhaupt „sei“, nämlich als Adressat ethischer Forderungen in Betracht kommt, ergibt sich die Sinnlosigkeit eines Gebotes, unedel zu sein, von selbst; die Negation ethischen Verhaltens als Inhalt eines ethischen Postulats: das nennt die Erkenntniskritik (Nelson) introjizierten Widerspruch. Analoges gilt für „gut“; Gutsein, ein formaler Begriff, bedeutet ja nichts anderes als: Sosein wie man sein soll; jemanden aufzufordern, er solle so sein, wie er nicht sein soll, wäre Unsinn. Aber die Ermahnung: „hilfreich“ sei der Mensch, (welche die Mauern der Tautologie überspringt) geht an dem eigentlichen moralischen Problem blind vorüber; denn grässlich unerledigt, heute wie zu Zeiten des grossen Gorgias, tobt der Streit, wem der Mensch seine Hilfe reichen solle: allen oder wenigen? den Benachteiligten oder den Bevorzugten? Schwachen oder Starken? dem Typus oder der Varietät? . . . „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ — ich kniee vor Goethe; aber dieser Satz ist eine Platttheit.

Der Schnellzug

Es sprang am Walde auf im panischen Schrecke, Die gelben Augen in die Nacht geschlagen. — Die Weiche lärmt vom Hammerschlag der Wagen Voll blanken Lärms, in des sie fern schon jagen.

Im blinden Walde lauert an der Strecke Die Kurve wach. Es schwanken die Verdecke. Wie Schneesturm rennt der D-Zug an der Ecke, Und tänzelnd wiegen sich die schweren Wagen.

Der Nebel liegt, ein Lava, auf den Städten und färbt den Herbsttag grün. Auf weiter Reise zieht der Express entlang den Kupferdrähten.

Der Führer fühlt den Schlag der Triebradkreise Hinter dem Sternkopfe des Kometen, Der zischend hinfällt über das Geleise.

Charlottenburg

Paul Boldt

Carl Einstein

Von Franz Blei

Lieber Herr Einstein, der Verlag ersucht mich, Ihrem Buche der höchstkonsolidierten Intellektalität, diesem Logbuch einer Seefahrt um alle Kape einer zu Schanden gewordenen Hoffnung auf die Restitution eines wirklich gebildeten Lesers, diesem Buche, das wahrhaft ein Buch, aber keine Unterhaltung, keine Bestätigung des Lesers in seinen verrottesten und albernsten Gewöhnungen, keine akurate Beschreibung des allen Geläufigen ist und darin mit Brillanz excelliert, diesem mathematischen Buche geistigen Verhaltens und Verhaltens, — diesem Buche eine Einführung zu schreiben ersucht mich Ihr Verlag, motiviert es damit, dass ich vor Jahren Kapitel daraus im HYPERION abgedruckt habe. Ich bin ratlos vor die Aufgabe gestellt, einen Leser auf ein Buch vorzubereiten, dessen grösster Wert mir scheint, dass es wie die Dinge heute liegen, keinen Leser finden kann, keinen wenigstens, den ich „einführen“ könnte. Als Prometheus vor jener denkwürdigen Pariser Versammlung die Geschichte von seinem Adler erzählte, liess er immer, wenn er das Interesse seiner Zuhörer erlahmen merkte, einige Raketen steigen und schweinishche Photographien kursieren, die ihm für eine Weile wieder die Sympathien seiner Zuhörer verschafften. Sie haben es versäumt, lieber Herr Einstein, den Fall einer verzwickgenitalen Frauenseele in den generalen Fall Ihres Buches zu bringen, um nur von dieser einen Unterlassung zu sprechen und von der andern, dass Sie es verschmäht haben, „Gestalten“ zu schaffen, die Fleisch und Blut haben, das dem Rayonchef eines Warenhauses geläufige Fleisch und Blut nämlich. Sie haben überhaupt

Enthaltung von allen „modernen Problemen“ bis zur Askese getrieben, — Ihr Buch wird eine fürchterliche Ablehnung durch alle kompetenten Kreise und Kritiker erfahren, man wird Sie auslachen (und auch mich bei der Gelegenheit ein bisschen) und wir werden uns wieder einmal sagen, dass bei der heutigen Beschaffenheit der Literatur Bücher, die Taten sind, keinerlei Geltung gewinnen können, weil auf der anderen Seite alle Taten Papier sind und alle Bücher, die den geneigten Leser finden, müßiger Tratsch. Ich kann dem Buche, Ihrem Buche also nur wünschen, dass es möglichst unverkauft beim Verlage bleibe, damit die erhofften Leser in dreissig Jahren dort die schönen sauberen Exemplare finden — in dreissig Jahren, was ich als die Zeit annehme, wo man sich um die paar Bücher, welche die Literatur unserer Tage bilden, kümmern wird.

Ich bin Ihr ergebener
Franz Blei.

Charlottenburg, Lietzenseufer.

Der Fremde

Roman von René Schickele

(2. Fortsetzung)

Paul hörte in der Familie eines Freundes einen alten Veteran mit einem Holzbein vom Krieg erzählen. Im Esszimmer waren an die zwanzig Menschen versammelt, Erwachsene und Knaben, und in der Mitte des Tisches sass der „Korporal“ und erzählte mit glühendem Gesicht von dem Kampf auf den Spicherer Höhen. Er sprach, als er den Beginn der Schlacht schilderte, ein Gemisch von Elsässisch und Französisch, das dann plötzlich hell und wohl lautend ein Kommandoruf durchdrang, sein Oberkörper fuhr in die Höhe, seine Hände streckten sich, als ob sie ein Gewehr umfassten, er führte Bajonettstösse, warf sich zurück, und dann waren es nur noch Kommandorufe, die der Alte in das Bild des Kampfes schleuderte, Kommandorufe und Signale, und die Bewegungen des Oberkörpers und der Arme, die immer heftiger und einsilbiger wurden. Schliesslich blieben nur noch zwei Griffe, wie er das Bajonett warf und wie er es zurückzog, die einander in rasender Eile folgten. Ein Fluch schloss die Episode.

Dann sangen sie die Marseillaise.

Paul sass auf dem Sofa und presste den Arm seines Freundes. Er warf den Kopf in den Nacken und liess ihn wieder auf die Brust fallen. Denn eine wilde Göttin hatte aufschnel-

lend die Hände von ihrem Gesicht genommen, das in einem unirdischen Feuer glühte, und ein Meer stand in Brand. Goldne Adler stiegen zur Sonne, die ein feuriges Gebirge war. Unter ihrem steilen Flug rauschte das Meer auf und setzte sich in Bewegung. Eine Schlacht begann. Paul fühlte sich von Brüdern und Schwestern umgeben, die ihn fest an der Hand hielten. Diese teilten seine Schwächen, seinen Hass, eine wollüstigen Hoffnungen. Sie waren blutverwandt, ihm geheimnisvoll verpflichtet, wie er selbst ihnen gehörte. Paul wurde vom grossen Herzschatz seines Volkes ergriffen, der plötzlich seine Brust hob, ihn erweichte und stark machte.

Zu Hause war er in der träumerischen Einsamkeit, mit der Frau Yvonne sich umgab, verloren. Die Zimmer ihrer Wohnung berührten ihn fremd, und wenn er aus dem Trubel der Spiele und Gespräche nach Hause kam, glaubte er in eine andere, gar zu ernste und eintönige Welt zu treten. Früher war in die Zimmer noch ein Licht wie von farbigen Glasfenstern gefallen, da hatte ihn die Heimlichkeit der bunten Nachmittage entzückt, und die süssen und mutigen Balladen, die er mit der Mutter sang, schienen bedeutungsvoller, weil sie in der Stille einer Kapelle erklangen. Er hatte mit klopfendem Herzen und mit einem Lächeln gesungen, das ein Abglanz seiner Mutter war, — wie man bei holden Aufregungen des Herzens lächelt, die man als Geschenk eines geliebten Menschen hinnimmt. Seine früh geweckte Einbildungskraft hatte aber bald die Führung der Mutter entbehren gelernt. Das Fieber der kriegerischen Legende verzehrte ihn. Er wurde trotzig und herrschsüchtig, er begehrte mit dem ungestümen Ernst seiner Inbrunst den Ruhm, die Liebe, den Tod. Frau Yvonne sah mit dem Lächeln ihres Mundes zu, wie Paul ihr in innerlichen, immer heftigeren Anfällen von Lebenstrunkenheit entglitt, bis schliesslich sein Geist von abenteuerlichen Vorstellungen und romantischen Versuchen ganz benommen war.

Er hüllte sich in die Ereignisse des Tages und in seine Träume ein, um die Einsamkeit ertragen zu können. Seine Mutter schien ihm in diese Stadt verschlagen, und das Gefühl von der verständnislosen Fremdheit der Mutter gegenüber übertrieb noch die Einsamkeit ihrer Wohnung und ihres Zusammenlebens. Es war dieselbe Kluft zwischen ihnen, wie zwischen den Feinden und ihm . . .

IV.

Es kam ein versiegelter Eilbrief an Frau Yvonne, worin ihr Vater mitteilte, dass er so glücklich sein werde, am 14. Juli in Belfort beim Bankett der Ligue alsacienne-lorraine die Festrede zu halten, und dass es in ihrer Macht stände, ihm den schönsten Tag seines Lebens zu bereiten, wenn sie mit Paul nach Belfort fahren und einige Tage dort verbringen wollte. Er habe geschworen, die Grenze nicht zu überschreiten, solange an den Stiefeln von preussischen Soldaten französische Erde klebe. Andererseits sei es Zeit, dass er seinen Enkel in die Arme schliesse, und wiederum wünsche er nichts sehnlicher, als dass der Junge endlich Soldaten sähe, da er sich doch angesichts der uniformierten Räuberbanden, die unter der Peitsche ihrer Häuptlinge die steifen Glieder verrenkten, keinen Begriff vom Berufe seines Vaters machen könne. Ah, Sentinelle, ayez garde à vous! Paul müsse ein ganzer Patriot werden, und der Junge habe noch nicht einmal rote Hosen gesehn. Wie alt war er denn? Sechzehn Jahre, und der Sohn eines heldenhaften Vaters, der sein Leben für Frankreich gelassen hatte, kannte vielleicht die Marseillaise nicht. Ob Yvonne sie ihm wenigstens auf dem Klavier vorgespielt habe?

In Strassburg war der Zug schon überfüllt. In Mülhausen nahm man keine Reisenden mehr auf.

Sie flogen durch den Sundgau der Grenze zu. Die Heuernte war vorüber. Ueber die einsamen Felder zogen in der Nachmittagsruhe feierlich die Schatten der Wolken. In der Ferne blitzten glitzernde Wasserstreifen wie die bössartigen, aufreizenden Blicke eines Ungeheuers, oder sie schienen herabgefallene Stücke Sonne, die dort weiter brannten. Graue Weiden standen brütend umher.

In den Dörfern lagen die Strassen verlassen im schweren Sonnenschein, an den Fenstern erschienen neugierige Gesichter, die dem Zug nachsahen. Vor den Eisenbahnschranken standen barfüssige Kinder und schwenkten die Hüte. Der Zug sauste vorbei, ihr Geschrei stiess sich in den Ecken des Coupés und zerriss im Luftzug. Das Blau der Vogesen ertrank im weissen Grau des Himmels.

Paul erschöpfte sich, atmete tief auf und begann von neuem. Er hatte einen blutroten Kopf und fühlte, wie ihm die Haare wirr um Stirn und Schläfen fielen. Wie in einer Schlacht, wie damals, als er die Marseillaise hörte.

Die Felder waren von Truppen bevölkert, deren Oberbefehl er hatte. Er führte im Tempo des Schnellzuges hundert Reiterangriffe an: aller Schlachtenlärm war im Rütteln und Poltern der Wagen. Paul brauchte nur zu befehlen . . .

Ein kurzer Aufenthalt in Alt-Münsterol. Ein Gendarm verlangte die Papiere, durchflog sie und gab sie zurück. Paul sah ihn feindselig an. Der Gendarm lächelte und schloss die Tür. Der Zug näherte sich der Grenze. Und plötzlich stürzte jemand zum Fenster des Coupés. Paul, von der irren Gewalttätigkeit dieser Bewegung ergriffen, warf sich schauernd ans andere Fenster.

An jeder Tür ringelten sich einige Schultern und Arme und bildeten einen missgestalteten Rumpf mit drei, vier Köpfen. Ihre Bewegungen erinnerten an Seehunde, die nach Luft schnappen. Als die Lokomotive über den Wald hinausfuhr, verfielen die Köpfe in krampfartige Zuckungen. Die Gesichter brachen in Grimassen aus. Aus den weitgeöffneten Mündern stürzten Rufe in den Luftzug, der um die Wagen fuhr. „Vive la France!“

Diese unheimlichen Köpfe waren hochrot und wurden blau und drehten sich, als ob sie sich von ihrem Rumpf losreissen wollten. Paul sah eine junge braune Frau mit dem ganzen Oberkörper aus dem Fenster lehnen. Sie hatte die rechte Hand in das lockige Haar eines Kopfes geschlagen, der neben ihr aus der Tür ragte; sie schüttelte ihn und schrie mit aufgerissenen Augen:

„Vive la France!“

Wie ein heisser Ruf flog ihr Ruf den Zug entlang. Tücher und Hüte wurden geschwenkt, Männer, Frauen, Knaben riefen, in einem brausenden Abgrund, der dahinfuhr. Die schöne Frau drückte das Haupt ihres Opfers auf die Schneide des herabgelassenen Fensters. Sie legte sich mit dem Gewicht ihres Körpers darauf, sie stiess; ruckweise, die Zähne auf die Unterlippe gepresst, ihr Haar lag dick und zerwühlt im Wind. Dann rang sie wie in einem asthmatischen Anfall nach Atem, ihr Genick zuckte einigemal auf und ab. In einem letzten gewaltigen Ausbruch schrie sie irrsinnig, langgedehnt den Zug hinunter:

„Vive la France!“

Der Schrei rollte sich im sausenden Abhang wie eine Schlange zusammen.

Paul liess sich auf das Polster fallen und blickte starr vor sich hin. Das war er — der Kampf! Die wundervolle Hässlichkeit der

kriegerischen Entzückung! Er hätte sich mit geschlossenen Augen hineinstürzen mögen, wie ein Tier, wie ein Halbgott. Er hätte die schöne Frau schlagen, ihr die Kleider vom Leibe reißen, sie beißen wollen. Dann begann er eine unendliche Ohnmacht zu fühlen; er wurde ihr Opfer.

Er war ausgeschlossen von allen Taten, die im Dienst der Rache und des Vaterlandes vollbracht wurden. Er suchte den Platz, den er einnahm und fand keinen.

Diese Stimmung zog langsam vorüber.

In Paul blieb eine aufgeregte Aengstlichkeit und eine weiche Sehnsucht zurück.

Der Zug fuhr langsamer. Die Ebene schwoll in grossen, runden Hügeln an. Die Hügel wuchsen in schweren und sanften Formen in die Breite. Sie stiegen in ihrer ganzen Ausdehnung zugleich in getragenem Tempo zum Julihimmel empor. Die Geleise der Bahn mussten jetzt hohe Granitwände durchschneiden, deren hartes silbernes Blau an Stahl erinnerte.

„Sie ist aus Stahl und blühender Erde,“ dachte Paul: er glaubte, er umfasse die Welt.

Von den Forts „Hautes“ und „Basses Perches“ wehte die Trikolore, blau, weiss und rot.

„Das ist die Liebe,“ dachte Paul und war von seinem Einfall warm und gehütet. Er nahm die Hand seiner Mutter und küsste sie, er sah sie glücklich an.

„Wie die Farben erwärmen!“

Er zeigte auf die Fahnen, die im Blau des Himmels schwebten.

Frau Yvonne hatte feuchte Augen.

— Ja, sagte sie, ja, Paul, aber mässige dich. Und der Zug stand still.

„Belfort.“ Ein alter Herr sagte das in einem Tone, als ob er damit von der Stadt Besitz ergriffe. Er stand auf und sah ernst an sich hinunter.

Dann legte er Paul die Hand auf die Schulter: „Sie werden den Löwen von Belfort sehn“... und liess seine Blicke in Pauls Blicken ruhn. Nach einer Ewigkeit verbeugte er sich lächelnd und trat in die offene Tür. Er hob den Stock und rief: „Vive la France, mes amis. Vive l'armée!“

Ein Offizier, der vorbeidrängte, grüsste freundlich. Paul blickte erregt den roten Hosen nach. Aber jetzt sah er überall die rote Farbe leuchten. Ihre Sinnlichkeit belebte die Geister wie eine aufregende Spezerei. Sie war der Grund der

Unruhe, die die Menschen verwirrte. Paul hätte aufschreien mögen, wenn dieses lebendige Rot im dichtesten Gewühl mit der jähen Wendung eines Tieres auftauchte und blitzschnell, oder einen Augenblick verweilend, in eine dunkle Gruppe fuhr, die sich sogleich in lichtere Töne auflöste. Anderswo schwamm das Rot ruhig wie vollgesogen und zerging in hellen Frauenkleidern.

An der Mauer des Stationsgebäudes stand ein untersetzter Herr auf einem Stuhl und winkte mit einer kleinen Fahne, die er an die Spitze des Regenschirms gebunden hatte. In der andern Hand schüttelte er einen Zylinder. Er schrie: Vive l'Alsace!, und der Ruf kam hundertfach zurück. Er wartete, bis der Jubel sich gelegt hatte, dann rief er wieder: Vive l'Alsace! Frau Yvonne sagte zu Paul: „Dein Grossvater.“

Frau Yvonne's Vater hatte seinen Stuhl verlassen und drängte sich, Schirm und Zylinder hoch erhoben, Vive l'Alsace rufend, durch die Menge. Es war ein Triumphzug. Als er vor seiner Tochter stand, reckte er die Arme noch höher.

— Küsst mich, Kinder, küsst mich, Vive l'Alsace! Frau Yvonne umarmte ihn.

— Auch du, mein Sohn, forderte er Paul auf. Dies geschieht alles zu deiner Ehre. Es ist dein 14. Juli heute. Vive l'Alsace!

Er nahm die Fahne vom Schirm und drückte sie Paul in die Tasche.

Am Ausgang stand eine Abteilung Soldaten.

— Es sind Husaren, erklärte der Alte, und auf dem ganzen Weg zum Hotel spähte er aufgeregt umher. Er strahlte, wenn er sagen konnte: Dies hier sind Artilleristen, da hast du die Jäger zu Pferde. Ah, da sind zwei Turkos, verteilte Kerle, was? . . . Ein Brigadegeneral, sein Adjutant, ein Kapitän.

Frau Yvonne ging lautlos neben ihm.

Der Alte wollte sie gar nicht erst in ihr Zimmer gehen lassen. Vielleicht hatte die Parade schon begonnen, und es war schwer, einen guten Platz zu bekommen. Frau Yvonne fühlte sich müde. Sie wollte bleiben.

— Es tötet mich, sagte sie mit ihrem gütigsten Lächeln und legte die Hand auf die Wange ihres Vaters. Wirklich, ich kann nicht, sei gut, lass mich hier.

Der Alte sah ihr traurig nach, wie sie langsam hinter dem Kellner die Treppe hinaufstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

OTTO ERICH HARTLEBEN, BRIEFE AN FREUNDE.
Herausgegeben und eingeleitet von Franz Ferdinand Heitmueller. Mit 11 Abbildungen und 5 Faksimilien. (S. Fischrr, Verlag, Berlin.) Geheftet 1 M., in Leinen 5 M.

Seit dem 11. Februar 1905, dem Todestage des Dichters ist Hartlebens Gestalt immer klarer hervorgetreten. Alles Unwesentliche, was sie im Leben so oft trübte und den strahlenden Kern wie in einer Nebelhülle verbarg, ist von ihr abgefallen. Aus dem tiefen Grunde purpurdunkler Melancholie, in dem auch dieser Dichter übermütiger Satire und kecken, lebenswürdigen Humors wurzelt, sind, beflügelt und in der Sonne funkelnd, die goldenen Leuchtkugeln seiner Kunst emporgestiegen. Die Briefe stellen das Beste dar, was dieser Meister des Augenblickseinfalls und des zwingenden, fein geschliffenen Wortes, dieser Finder köstlich gezielter Pointen geschrieben hat. Otto Erichs Lachen klingt und vergoldet die Schnurren und Blasen, die aus den Tiefen seiner Menschlichkeit heraufkommen, zu schimmernden Gebilden . . . Und wenn jene Propheten recht behalten sollten, die gleich bei seinem Tode mit der Ansicht hervortraten, dass eine spätere Zeit mehr die menschliche Persönlichkeit (die angeblich Züge eines verfeinerten und vergeistigten Eulenspiegeltums aufweise) als das dichterische Werk dieses Mannes suchen werde, sind jedenfalls gerade seine Briefe ein menschlichstes Werk.

DAS 26TE JAHR. S. Fischer, Verlag, Berlin. Geb. 1 Mark.

Das Buch hat, ausser einer allgemeinen Bibliographie, zwei Abteilungen, deren erste die essayistischen Porträte der Jubilare, Gerhart Hauptmann und Arthur Schnitzler, und der Toten des Verlages, Hermann Bang und Max Burckhard, enthält; während die zweite Beiträge aus sämtlichen neuen Büchern des letzten Verlagsjahres bietet. Diese Beiträge sind so ausgewählt, dass bei weitem die meisten von ihnen in sich abgeschlossene Lesestücke repräsentieren. Wir finden hier aus Hauptmanns Gabriel Schillings Flucht den ersten Akt, von Hesse, Schnitzler, Herman Bang und Schaffner Novellen, Briefe von Kainz und Björnson, aus den essayistischen Büchern von Siguard Ibsen, Walther Rathenau und Jakob Wassermann aphoristisch abgeschlossene Ausschnitte, von Thomas Mann einen Aufsatz über Chamisso, aus Holitschers so viel bemerkten Amerikaaufzeichnungen das Kapitel von den Duchoborzen, und vieles andere mehr. Geschmückt ist der Band mit zahlreichen Porträten, mit Photographien aus Holitschers Amerikabuch und Zeichnungen von Franz Christophe zu Bangs Exzentrischen Novellen. So repräsentiert sich der Band als ein buntes vergnügliches Buch.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

ORETE MEISEL-HESS. Geister. Novellen. (Dr. S. Rabinowitz, Verlag, Leipzig.) Geh. Mk. 2,50.

PAUL SCHEERBART. Das grosse Licht. Ein Münchhausen-Brevier. (Ebenda.) Geh. Mk. 3,—.

AUGUST STRINDBERG. Elf Einakter. Deutsch von Emil Schering. (Georg Müller, Verlag, München.) Geh. Mk. 4,—.

ROLF WOLFGANG MARTENS. Der Dialog mit dem Anarchisten. -(G. Brückners Verlag, Charlottenburg.) Mk. 2,50.

DSCHUANG DSI. Das wahre Buch vom südlichen Blütenland. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.) Geh. Mk. 5,—.

W. FRED. Margaretha von Valois! Memoiren, Briefe und sonstige Dokumente ihres Lebens. (Insel-Verlag, Leipzig.) 2 Bände. Geh. Mk. 5,—.

Zeitschriftenschau

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 44: Der Weltmann und das Theater (Oscar A. H. Schmitz). Von Theodor Lessing. — König Heinrich der Vierte. 2. Von S. J. — Ariadne auf Naxos. Von Paul Stefan. — Zum Fall Weingartner. Von Hartwig Neumond u. a.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. J. Bloch. Das 22. Heft enthält: Paul Kampffmeyer: Probleme in der Sozialdemokratie; Edm. Fischer: Der Klassenkampf; Elisabeth Siewert: Die grosse Fichte; Schippel: Freisinn und Agrarschutz Zoll u. a.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. Nummer 5 enthält: Alfred Kerr: Glossen; Eduard Bernstein: Ueberrealpolitik; Ernst Blass: Mein Herz; Wachholder: Hieronymus Eichners Rente.

DIE AKTION

brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Peter Altenberg, Hermann Bahr, Peter Baum, Martin Beradt, Ernst Blass, Franz Blei, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Otto Corbach, Richard Dehmel, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, S. Friedlaender, U. Gaday, Alfred Gold, Maximilian Harden, Victor Hadwiger, Ferdinand Hardekopf, Ludwig Hatvany, Gustave Hervé, Georg Heym, Marie Holzer, Heinrich Ilgenstein, Alfred Kerr, Peter Krapotkin, Rudolf Kurtz, Hans Kyser, Grete Meisel-Hess, Prof. Ed. von Meyer, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Erich Oesterheld, Kurt Peschke, Franz Pfemfert, Otto Pick, Alexandra Ramm, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Robert Seidel, Arthur Silbergleit, Dr. Helene Stöcker, Ernst Stadler, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Theising, Siegfried Trebitsch, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Alfred Wolfenstein, Cheskel Zwi, Gottfried Benn, Paul Boldt, Rudolf Grossmann, Max Hermann, Kurt Hiller, Willy Küsters, John Höxter, Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Max Oppenheimer, und vielen anderen mehr.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Es ist nichts geschehen / Montague Grover: Krieg / Rolf Wolfgang Martens: Gegen den Monismus / Peter Scher: Monistenklöster / August Strindberg: Ein Ibsen-Porträt / Francis James: Ich war in Hamburg . . . / René Schickele: Der Fremde (Roman) / Das pikante Berliner Tageblatt / Das demokratische Berliner Tageblatt / Herr Giordano Hildebrand / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 46

INHALT

Franz Pfemfert	Der Kampf der Götter A. Blanqui
Ernst Blass	A. R. Meyer-Abend
Rudolf Kayser	Das Jahr der Bühne
Paul Boldt	Auf der Terrasse des Café Josty
Alfred Lichtenstein	Der Barbier
K. Hi	Fritz Engels historischer Schafblick

Wider den Opportunismus. — Masochisten-Paradies. — Zeitschriften-
schau. — John Hoexter: Bildnis des E. Th. A. Hoffmann.

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

Soeben erschienen.

CARL EINSTEIN / BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit BEGLEITWORTEN
von FRANZ BLEI und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von MAX OPPENHEIMER

Verlag der Wochenschrift DIE AKTION
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—

Aktions-Druckerei

D t t o G o d e m a n n

Berlin S 14, Dresdenerstr. 88-89

Fernsprecher: Amt Morisplatz, Nr. 13177

Spezialität: Zeitschriften / Werke / Broschüren / Kataloge
in vornehmer Ausstattung bei billigster Preisberechnung

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 46 :: 13. Nov.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Platzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Beistellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

DER KAMPF DER GÖTTER

Vier Schattenkönige, unwichtige Operettengewächse, die ein Meister Offenbach verwerfen würde, können im Jahre neunzehnhundertundzwölf mit dem Hinweis auf Gott und Religion aus braven, lebensfrohen Bauernjungen tierischfanatisches Kanonenfutter machen.

Vier Schattenkönige wagen eine Kreuzzug-Parodie, um aus den frischen Massengräbern, in denen das Kanonenfutter verscharrt ist, Besitzrechte zu ergaunern.

Vier beutegierige Schattenkönige karikieren ein Gottesgericht, und eine Welt, die sich Kulturgemeinde nennt, weiss diesem Frevel nur damit zu begegnen, dass sie den Ruhestörern Scharen von Reportern auf den Hals schickt und dass sie das Gebrüll der Mordmittel phonographisch und den Todesgang der Besitzlosen kinematographisch aufnehmen lässt. So lange das Abschlichten „im Rahmen des Völkerrechts“, also methodisch vor sich geht, solange fühlt sich eine Menschheit, der die Besten umsonst gelebt haben, nicht bewogen, auch nur einen Finger zu rühren, — es sei denn, um selber die Flinte abzufeuern.

Vier Schatten spuken im Orient — und der Weltfriede bebt in den Fugen.

Schon ist die europäische Diplomatie, diese Einrichtung unmündiger Völker, schon ist sie los. Morgen können die unterschiedlichen Götter bereits bemüht werden, den vaterlandslosen Kruppgeschützen ihre Gunst zu schenken. Morgen kann dem serbischen Bürger österreichischer Nationalität bereits befohlen sein, gegen die Serben zu marschieren, kann der Muschik im tiefsten Russland plötzlich erfahren, dass es

irgendwo auf der Erde Menschen gibt, die Griechen heissen, und denen er eine Zielscheibe sein müsse . . im Namen Gottes, im Namen des Zaren. Die Diplomatie ist los, da werden die Götter in den Kampf gehetzt, auf dass die Menschen willig verbluten . . .

Die Diplomatie und — die Holzpapierentwertungsbetriebe bilden die Krankheit der Völker. Was wären die Regierer ohne die Journaille! Dabei sind es nicht nur die berufsmässigen Kriegshetzer, die für Schlächterstimmung sorgen, die den „Kampf der Götter“ vorbereiten. Man nehme einige Nummern des „liberalen“ Berliner Tageblatts zur Hand und verfolge, wie dieses Druckerzeugnis die Leser in einen Kriegstaumel hinein berichtet; wie es sich als Lenker der Balkankämpfe fühlt; wie es seine alleinseligmachenden Reportageberichte der Welt hinlegt; wie es die Ellenbogen benutzt, sich vordrängt, breit macht, orakelt, kreischt, Europa schulmeistert, ermahnt, lobt, tadelt; wie es das Heil der Zeit in Erbpacht zu haben vorgibt: kein Antisemitenwisch kann dem Chauvinismus wirkungsvoller dienen als die Aufseher der Mossechen Annoncenplantage.

Eine Lust ist es, zu leben, Mitmensch zu sein dieser Generation, diesen Marionetten.

Mit einem dünnen Rohrstock hinderst du sie nach ihrem Recht zu greifen, Menschenwürde zu behaupten; rufe ihnen, wenn du sie geschlagen hast, ein hohles, tönendes Wort zu: sie werden ihr bischen Stubenglück verlassen, freudig Martern erdulden, das Da-Sein aufgeben, um dieses tönende Nichts.

Franz Pfemfert

A. Blanqui

Blanqui's Leben war ein rastloser, glühender Kampf gegen die Herrschaft von Gewalt und Trug im menschlichen Gemeinwesen; ein schweres, bitteres, opferwilliges Ringen für die Erlösung der Menschheit vom Alpdrucke wirklicher und eingebildeter Autorität: das Streben eines glänzenden Geistes und die stetige Hingabe einer eisernen Körperkonstitution im danklosen Dienste der Volksbefreiung. —

Was hatte dieser herrlich angelegte Mensch nicht alles „werden“ können in dieser Sintflut von Mittelmässigkeit, wenn er weniger edel gewesen und gegen die charakterverwesende Kompromisseuche nicht so felsenfest gepanzert gewesen!

Vom Professorensessel der Universität, die seine wissenschaftlichen Arbeiten mit Preisen bekränzt, bis hinauf zum Präsidentenstuhl einer Republik standen ihm die Würden der modernen Gesellschaft bereit — hätte er nur um sie werben gewollt. Allein er hasste die geschminkte Metze und erklärte ihr den Krieg.

Anstatt zwischen geknickten Rosen und auf geräucherten Teppichen die Stufen hinauzusteigen, entfaltete er das Banner der Rebellion und suchte das Volk zum Sturm zu führen gegen die Götzentempel der Vergewaltigung.

Von den 76 Jahren seines Lebens verbrachte Blanqui 37 in den Kerkern und unter den Qualen, welche die modernen Monarchien und Republiken für diejenigen bereit halten, die das gesetzliche Bollwerk zu übersteigen wagen, mit dem sich die herrschende Ausbeuterordnung umgürtet hat. Unter was immer für Namen die Autorität sich blähen mochte, Blanqui war ihr Todfeind. Er bekämpfte Karl X., Louis Philipp, Cavaignac, Napoleon, Trochu, Thiers und Gambetta der Reihe nach mit dem gesprochenen Worte, mit der Feder oder mit dem Schwerte in der Faust.

Wo immer die Leiden des gequälten Volkes zum Vorschein kamen; wo immer sich Zeichen des Grolls und Unwillens in den Massen bemerkbar machten; wo immer die geknechtete Menschennatur sich aufbäumte gegen seine Tyrannen; stets sehen wir Blanqui anregend, aufstachelnd und die Massen zum Handeln drängend.

Im Jahre 1805 zu Nizza geboren, hatten ihn seine juristischen Studien zu Paris so bald von der Nichtsnutzigkeit der Gesetze und ihrer Macher überzeugt, dass wir ihn schon im Jahre 1827 mit den öffentlichen Gewalten in Fehde finden. Er erhielt dabei eine lebensgefährliche

Schusswunde ins Genick, doch seine starke Natur behielt die Oberhand.

Im Jahre 1831 sehen wir ihn wieder bei dem Handstreich in der Rue Transnonin, an der Spitze einer kleinen aber tollkühnen Schar, welche, vom Volke unverstanden, von der Regierungsgewalt bald überwältigt wurde.

Das Komplott und der Aufstandsversuch im Jahre 1839 gegen Louis Philipp brachte ihm und Barbes die Verurteilung zum Tode, die jedoch in lebenslängliche Kerkerstrafe verwandelt wurde.

Die Folterqualen, welche er während jener Haft erlitt, vermochten die Schwungkraft seines Geistes nicht zu brechen.

Im Feuer jener Leiden wurde sein eiserner Charakter geläutert und gestählt, und das Jahr 1848, dessen Revolution auch seine Kerkertüren sprengte, bringt auch ihn wieder auf den Kampfplatz.

Seine revolutionäre Energie droht den Werkzeugen der bürgerlichen Reaktion in der provisorischen Regierung verderblich zu werden. Sie suchen ihn im öffentlichen Vertrauen zu schädigen und lassen eine Verläumdungsbombe platzen. Man sagte, Blanqui hätte während seiner Gefangenschaft die Organisation der geheimen Gesellschaft der „Jahreszeiten“ der Regierung verraten, und produzierte zur Erhärtung ein gefälschtes Dokument, das von Blanqui herrühren sollte.

Allein Blanqui legte in einer glänzenden Flugschrift die plumpen Fäden des Verleumdungsnetzwerks auseinander und nagelte die ehrlosen Fälscher an den Pranger.

An die Leichtgläubigen wendet er sich mit folgenden Worten:

„Du hast deine Brüder für Gold verkauft, schreibt die ehrlose Feder der Wüstlinge. Für Gold, um langsam in einem Grabe zu sterben zwischen schwarzem Brode und dem Wasserkruge des Schmerzes! Und was habe ich mit diesem Gelde gemacht?

„Ich lebe in einer Dachkammer mit 50 Centimes täglich. Mein Vermögen besteht in diesem Augenblicke aus 60 Franken. Und mich, die Jammergestalt, die sich mit einem zerbrochenen Körper und in abgenutzten Kleidern durch die Strassen schleppt, mich beschimpft man mit dem Namen eines Verräters, während die Lakaien Ludwig Philipp's in glänzende republikanische Schmetterlinge verwandelt, auf den Teppichen des Stadthauses umherflattern und von der Höhe ihrer an wohlbesetzten Tafeln gemästeten Tugend

herab den armen Hiob beschimpfen, der aus den Kerkern ihres Herrn kommt!“

Den Anklägern und Verleumdern ruft er zu:

„Ihr Sykophanten, die ihr mich als ein moralisches Ungeheuer darstellen möchtet, öffnet doch auch die Tür zu eurem Herde, legt euer inneres Leben der Oeffentlichkeit vor.

„Was würde man unter eurem scheinheiligen Aeussern finden?

„Die rohe Sinnlichkeit und die geistige Verderbnis.

„Uebertünchte Gräber! — Ich will den Stein aufheben, der eure Fäulnis dem Auge verbirgt!“

— — — — —
 „Reaktionäre des Stadthauses ihr seid Buben! Ich bin euch im Wege und ihr wollt mich ermorden; aber ihr wagt es nicht, mich offen anzugreifen und ihr hetzt mir drei oder vier Hunde von Louis Philipp's Meute, welche einen neuen Hundezwinger suchen, in die Beine! Ihr treibt sie von hinten an, ausser dem Bereiche des umherspritzenden Schmutzes. — — — — —

— — — — — Redaktoren, ihr seid Buben!“ — — — — —

Blanqui stand abermals in den vordersten Reihen des kämpfenden Proletariats; als nach dreitage-langem, blutigem Ringen die „siegenden Geschlag'nen“ der Uebermacht Cavaignac's erlegen waren, schloss sich auch über Blanqui wieder die Nacht des Kerker.

Nach Jahren öffnete eine politische Amnestie des Dezemberkaisers seine Gefängnistüren nur um ihn ins Exil nach England zu jagen. Dort fand ihn der 4. September 1870 und der Sturz der Napoleoniden.

Er kehrte nach Paris zurück. Seine Tätigkeit während der Belagerung von Paris ist noch im Gedächtnis Aller, welche die Geschehnisse jener Jahre verfolgt haben. Der Unglückliche: — Er liebte sein Volk zu heiss! Er meinte es ernst mit der Befreiung Frankreichs und musste dafür büssen vor dem Richterstuhle derer, welche vom Volksverrate lebten.

Im Februar 1872 wurde Blanqui dafür, dass er an der Erhebung gegen die Kapitulationsregierung Trochus teilgenommen hatte, vom Versailler Kriegsgericht erst zum Tode, dann von der „Gnadenskommission“ zu lebenslänglichem Kerker verurteilt.

Die blutige Schmach jenes standrichterlichen Racheaktes wird erhöht durch das Zeugnis der verhörten Minister und Generäle, welche zugeben mussten, es sei zu einem Ausgleiche gekommen und die Männer der Versailler Regierung hätten ihr „Ehrenwort“ gegeben; von jeder

Verfolgung abzustehen! — Abermals war der nun 68jährige Blanqui lebendig begraben!

Erst im Jahre 1879 befreiten ihn die Arbeiter von Bordeaux, indem sie ihn als Kandidaten für die Nationalversammlung aufstellten, was die Republik Grevy zwang, ihn zu „amnestieren.“

Und der inzwischen 76 Jahre alt gewordene Veteran der Revolution wollte sich noch immer nicht damit bescheiden, auf den Lorbeeren seiner Taten auszuruhen. Der Vulkan in seiner Brust war noch nicht ausgebrannt und als die allgemeine Amnestie des Jahres 1880 seine alten Kampfgenossen und Jünger aus dem Exile wieder nach Frankreich und Paris zurückbrachte, stiess er neuerdings in die Kriegstrompete, indem er das Programm des atheistischen Sozialismus in die bekannten vier Worte, den Titel seines Blattes, zusammenfasste:

„Ni Dieu, ni Maitre!“

„Nicht Gott noch Herr!“

Wie aufrichtig, wie herzerfrischend dieser trotzig-bündige Schlachtruf klang in einer Zeit der Kompromisse und der allgemeinen Gesinnungslosigkeit!

Wahrlich, wir werden das Wort Herwegh's, der auch „mit den Jahren wilder“ wurde, umkehren und sagen müssen:

„Die Jugend wägt und misst es,

Das Alter spricht: So ist es!“

Blanqui, dessen ganzes Leben eine Reihe bitterer Enttäuschungen gewesen, wurde dadurch nicht entmutigt. Er fuhr fort zu sprechen, zu mahnen, zu belehren und aufzufeuern.

Am 27. Dezember sprach er im Saale Rachage. Es war, als ob die Schatten des Todes sich über ihn gesenkt und als ob er fühlte, dass er von seinem Volke Abschied nahm.

„Bürger und Bürgerinnen“, sagte er, „in dem Augenblicke, wo ich das Wort ergreife, höre ich einige Rufe nach der Trikolore.“

„Ich wünsche, ich könnte euch die Geschichte dieser Fahne wiedergeben, allein die Kräfte versagen mir.“

„Ich sage blos, dass die rote Fahne die Fahne meines ganzen Lebens gewesen, und dass ihr mich nie Zeuge sein lassen werdet ihrer Wieder verleugnung.“

„Die Trikolore hat ihren Zauber längst im Blute des Volkes eingebüsst. Der Koth von Sedan hat sie neuerdings mit unauslöschlichen Schandflecken bedeckt.

„Und wenn ich bedenke, dass ihre Falten den Schlächtern der blutigen Maiwoche als Deckmantel gedient haben, so erfasst mich

ein Staunen darüber, dass aus den Reihen des Volkes sich Stimmen vernehmen lassen, welche jene Fahne zur Ausschmückung eines Saales verlangen, in dem eine sozialrevolutionäre Versammlung tagt!“

Es waren seine letzten Worte. Wenige Stunden später raubte ihm ein Schlaganfall die Besinnung und am 1. Januar 1881 war er eine Leiche. Er, der wie ein Held gelebt, starb wie ein Held, im Harnisch.

Glossen

Wider den Opportunismus

Der Opportunist hat dem entsagt, was für den Kraftmenschen das Leben lebenswert macht: der Selbständigkeit und der Unabhängigkeit; er ist unfrei, ist Knecht, ist Sklave, und weil er es selbst ist, will er auch die anderen in Unabhängigkeit, Unterdrückung, Unselbständigkeit erhalten; er will, weil er selbst beherrscht ist, auch herrschen. Dagegen lehnt sich der erwachte Drang nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit auf. Mögen die Massen sich darüber selbst auch kaum im Klaren sein, mag immerhin es die sogenannte Magenfrage sein, die die erste und empfindsamste Anregung zur Auflehnung gegen das Bestehende gibt, die eigentliche Idee, die den Wandlungsbestrebungen der Gegenwart zugrunde liegt, ist das Verlangen nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Individuums, der Gemeinde, des Volkes.

Wir brauchen gradsinnige und gradeaus denkende Menschen, die jedes Mittel, das seinem Wesen nach dem nicht entspricht, was uns rein, gerecht, edel, also ideal erscheint, nicht nur innerlich verachten, sondern auch wirklich unangewendet lassen. Wir brauchen Menschen — Männer und Frauen — „ohne alle Opportunitäten“. In diesem Sinne Idealist sein, hat nicht nur inneren Wert für den Idealisten selbst; es ist auch vernünftig, es ist sogar „klug“, dem Opportunismus zu entsagen; man kommt ohne diesen hässlichen Ballast weiter; man sichert sich dadurch den Anschluss an diejenigen, die durch ihre Gesinnung den Charakter des neuen Jahrhunderts bestimmen werden.

Egidy.

Masochisten-Paradis

Der preussische Verband der Kunden energischer Masseusen hat, wie uns ein Privattelegramm unseres Sonderberichterstatters meldet, eine Huldigungsadresse vorbereitet, die in seliger Nieder-

geschlagenheit dem preussischen Polizeiminister von Dallwitz überreicht werden soll. Anlass zu dieser Demonstration hat die jüngste Verfügung des Ministers gegeben, welche unter anderm auch das Züchtigungsrecht der Hausväter in Fürsorgeanstalten regelt und die körperliche Züchtigung schulentlassener Mädchen (also auch die Züchtigung der Mädchen in der Pubertätszeit) durch Anstaltsorgane ohne Zuziehung eines Arztes für zulässig erklärt.

In der Adresse wird dankbar betont, dass es kein wirkungsvolleres Mittel gibt, eine ganze Generation zu Masochisten zu erziehen, als Prügel.

Fritz Engels historischer Scharfblick

In den beiden vorletzten Nummern des „Zeitgeist“ hat eine theosophische Ziege schiefe Molken über Rainer Maria Rilke veröffentlicht; was insofern dankenswert bleibt, als Rilke nun vor Mosselesern mal gewürdigt ward. Mein Onkel Bogumil weiss jetzt wenigstens, so er von meiner schmachtenden Kusine Hedda „Rilke!“ hört, dass es dabei nichts zu lachen gibt; welch Trost!

Aber man hüte sich, Herrn Fritz Engel probe-weise zu überschätzen. Sein grandioser historischer Scharfblick hat richtig erkannt, dass in einer neutralen Kultürgazette, welche Rilke würdigt, auch seines erlauchten Antipoden gepflogen werden muss (um der Gerechtigkeit willen): und so lasen wir denn, im letzten „Zeitgeist“, einen donnernden Dithyrambus auf Otto zur Linde. Rilke und zur Linde: das sind nämlich die Gegensätze, in denen sich der heutige Geist ausdrückt und abspielt; die wesentliche Kontrarietät innert des modernen Schrifttums; die Gegenpole, dazwischen die Epoche sich dreht. Rilke und zur Linde: Symbola jener mythischen Antithetik in den Hirnen der Avancierten. . . Ach, guter Fritz Engel, gerecht sein wollen ist ganz schön; aber Ihre Gerechtigkeit — Schwamm selbst über das Vergangene! — muss eine Dame von miessem Ponim sein; ich danke für solche Göttinnen. Der zur Linde, ob er gleich den Charon geboren, bedeutet für die Literatur nichts; denn Abseitigkeit ist noch kein Befähigungsnachweis. Auch Stümper setzen sich manchmal nicht durch; (so, wie das Genie zuweilen Erfolg hat). Jedenfalls hat Linde, jenseits alles Parteigezänks, als ein Dilettant (rührenden Strebens) zu gelten. Glauben Sie, ich wolle ihm übel? Ach nein; aber . . . mein armer, irreführter Onkel Bogumil! K. Hi.

A. R. Meyer-Abend

I

Lautensack am Meyer-Abend
Wirkte einfach, frisch und labend.
Gegen schlimme Pfarrhaussitten
Hat er klar und fest gestritten.

Dass sein Geist nicht aufgeweckt,
Ward ersetzt durch Dialekt.
In dem Pfarrhausstück (bei Meyer)
Wirkte frisch der Hinterbayer.

In der Vollkraft seines Seins
Trat er auf — und las sich eins.
Blieb der Beifall auch sehr schwach,
Lebhaft klatschte der Verlach.

II

Dies war Lautensack. Hiernach
Alfred Richard Meyer sprach.
Die mäandrische Verkrümmung
Freier Verse wirkte Stimmung.

Seine „Semilasso“ — Dichtung
Passt nicht sehr in meine Richtung.
Eine klein Bohèmegeschicht
Folgte und gefiel mir nicht.

Denn Erotik, A. R. Meyer,
Ist nicht Dichtung, — A. R. Meyer!
Und bei dieser Dichtkunst Mängeln
Wuchs der Wunsch, sich rauszuschlängeln.

III.

Mich mäandrisch rauszuschlängeln
War mein Wunsch, bei allen Engeln!
Aber wer sich still bezwang,
Das war ich auf meiner Bank.

O, ich möchte von Paul Zech'en,
Den ich schätze, hier nicht sprechen.
Nur Frau Resi Langer sei
Schnell erwähnt noch, eins zwei drei:

Las mit vielem schönem Fleisse
Schur und Ruest und Herrmann (-Neisse) . . .
Einen ganzen Dichterreigen . . .
(Lichtenstein nicht zu verschweigen.)

Ernst Blass.

Aphorismen

Die deutsche Presse hat die Seeschlange in Ver-
ruf getan. Man hat ein Surrogat: Fritz Müller-
Zürich.

Die Juden sind die Nerven Europas. Als Ner-
vensanatorium wäre Palästina nicht komfortabel
genug.

Frauen sind wie ein Automatenrestaurant mit
Einheitspreis: Man bekommt Liebe, Dankbar-
keit, Aufopferung usw. für dieselbe Scheide-
münze.

Wie wird man ein in sich gefestigter Charakter?
Wenn man aus seinen Vorurteilen seine Wert-
urteile macht.

Paul Mayer (Bonn).

Legende

In Indien — sagt man — weint der Mond
Kristalle,

Den schattenloser schwerer Traum umwand.
Und wer des Mondes Träne drunten fand,
Der geht gefeit vor Tod und jähem Falle.

Nun mag die Pest der Völker Leiber fretzen
Und Hunger sie auf Wegen müde hetzen.
Er aber quert die Nacht und die Gewimmer,
In Händen haltend nie versiegten Schimmer.

Berlin

Jakob van Hoddis.

Das Jahr der Bühne

on Rudolf Kayser

I.

Siegfried Jacobsohn hat sein drittes Buch her-
ausgebracht und „Das Jahr der Bühne“ (Oester-
held u. Co., Verlag) genannt. Das gibt will-
kommenen Anlass, Striche und Farbflecke so
zu setzen, dass aus ihnen das Bild des Mannes
und das Thema seines Buches lebendig werden.
Vom Wesen, Arbeiten und den Absichten dieses
Kritikenschreibers zu sprechen und anzufügen,
wie uns die Angelegenheit seines Wirkens, wie
uns das deutsche Theater heute vor Augen tritt.
Ein im Gespräch wie in seinen Zielen selten
liebenswürdiger Mensch. In dienender Begeiste-
rung schreibt er vom Theater fürs Theater. Der
Literatentragik des Einbeziehens alles objektiven
Erlebens in das Ich, zu dessen Steigerung vor-
genommen, zu dessen Zerplatzen bestimmt, ist
er nicht gewachsen oder nicht geboren. Er
strebt zur Sachlichkeit. Ein Mensch, der seinen
Weg kennt und ihn in dem frohen Bewusstsein
geht, eine fest umgrenzte, zweckhafte Arbeit zu

leisten. Glücklicher als der unsachliche Künstler und positiv wirksamer. Und doch wohl wieder unglücklicher: kein „rasender Dichter“ (ein Wort von Plato), der in den Dämpfen des Blutes die Arme und Sehnsüchte emporwirft und schaffend sich befreit, um dann aufs Neue wieder in den Fesseln einer gehassten, geliebten Determination zu ächzen. Er hat die Aktivität, seinem Ich ein Nicht-Ich gegenüberzustellen. Durch Kritiken-schreiben. Durch das Behandeln von Dingen, die er liebt und die ihm ernst sind, so ernst, dass er sich mit ihnen nicht in eine Linie stellt, sondern sie beschaut als etwas Objektives, das aber gleichzeitig Incitament und Nahrung seines Lebens abgibt (dass er scenische Dichtungen nicht durch ausschliessliche Einführung erlebt, sondern ebenso sehr durch Gegenüberstellung oder Abstraktion). Ein gehemmter Wissenschaftler. So scheint es.

II.

Anders wird dieses Profil, wenn wir es von anderen Lichtern beglänzen lassen, die näher und leuchtender sind. Sagen wir getrost: von der Methode des Kritikers S. J. (Von seiner Art zu sehen und zu schreiben.) Damit kommen wir auch zum Urteilspruch über das Buch „Das Jahr der Bühne“.

Der Schriftsteller und Herausgeber einer Zeitschrift August Wilhelm Schlegel schrieb vor einiger Zeit: „Die Fähigkeit zu beurteilen beruht also darauf, dass man die Eindrücke nicht ihrer Beschaffenheit sondern ihren ausserwesentlichen Bedingungen nach in seine Gewalt bekomme: dass man sie festhalten, sie beliebig in der Erinnerung erneuern, sie mit anderen zusammenstellen, und ganze Reihen von Eindrücken zu einem Gesamt-Eindruck vereinigen könne. Dies letzte ist das Schwerste dabei und was man am Spätesten lernt.“ Das ist etwa auch Anschauung und Methode des Herausgebers der „Schaubühne“.

Das Wesen seiner Leistung beruht in ihrem festen Umrissensein. Aus dienender Begeisterung fürs Theater schreibt Jacobsohn. Nicht aus persönlichem Glücksgefühl, sondern als Anteilnehmender, als Verbesserer. Und er erfüllt seine Aufgabe in dem Maasse er Anregungen für den Bühnenbetrieb gibt. Aus keinem der früheren Bücher geht das so hervor wie aus diesem „Jahr der Bühne“ Es zeigt in durchgeistigten Sätzen und sicheren Urteilen die Tätigkeit der Berliner Bühnen während des Theaterjahres 1911—12. Es soll eine Art Chronik sein, wie man sie in Paris seit Langem besitzt. Leider glaube ich hinzusetzen zu müssen, dass für die

Theaterstadt Berlin die Zeit dafür bald vorbei sein dürfte.

III.

Wenn man von heissen Schmerzen gepeinigt, von blitzenden Nervenattacken (würdig des Herzogs Jean d'Esseintes bei J. K. Huysmans) umstellt, in einem weiss getünchten Krankenzimmer liegt, stürzt man sich wollüstig auf momentane Pausen des Krankseins und sucht sie bis zum letzten Bruchteil anzufüllen. In einem solchen Augenblick sprach ich vor wenigen Tagen mit einem freundlichen Besucher über Theater. Folgendes ergab sich: Durch den Direktor der Reinhardt-Miracle Kinofilm Co. (dem S. J. noch immer zu optimistisch gegenübersteht) ist die Bühnenkurve für die nächste Zeit festgelegt. Durch das langsame Hinsterben des (von S. J. doch wohl unterschätzten) Dr. Otto Brahm, das durch den Uebertritt zum Christentum kaum aufgehalten wird, wird sie noch fester gelegt. Serien- und Circusspiele werden die Regel. Ensemble und — Geist werden sich gleichmässig auflösen. Sollte irgend ein mutiger Bühnenleiter versuchen, gegen diese Entwicklung anzukämpfen: Er wird gekreuzigt werden, ökonomisch und moralisch. Die einzigen Hoffnungen konzentrieren sich auf die Hoftheater (wenn auch nicht gerade auf die Hülsenschen). In München, am Hoftheater, sah ich ein Jahr lang herrliche Erfüllungen. Man war von jugendlichem Wagemut und spielte meisterlich Shaw, Strindberg, Wedekind, Sternheim. Das gibt zu denken. Als unverbesserliche Optimisten erhoffen wir von einigen Hofbühnen die Kampferinjektionen in den verkalkten Körper des deutschen Bühnenlebens, da uns die Männer, auf die wir bauten, in Stich gelassen haben.

Auf der Terrasse des Café Josty

Der Potsdamer Platz in ewigem Gebrüll

Vergletschert alle hallenden Lawinen

Der Strassentrakte: Trams auf Eisenschienen,
Automobile und den Menschenmüll.

Die Menschen rinnen über den Asphalt,
Ameisenemsig, wie Eidechsen flink.

Stirne und Hände, von Gedanken blink,
Schwimmen wie Sonnenlicht durch dunklen Wald.

Nachtregen hüllt den Platz in eine Höhle,
Wo Fledermäuse, weiss, mit Flügeln schlagen
Und lila Quallen liegen — bunte Oele;

Die mehren sich, zerschnitten von den Wagen. —
Aufspritzt Berlin, des Tages glitzernd Nest,
Vom Rauch der Nacht wie Eiter einer Pest.

Charlottenburg

Paul Boldt



JOHN HOEXTER

BILDNIS DES E. TH. A. HOFFMANN

Der Barbier des Hugo von Hofmannsthal

So steh ich nun die trüben Wintertage
Von früh bis spät und seife Köpfe ein,
Rasiere sie und pudre sie und sage
Gleichgiltige Worte, dumme, Spielerei'n.
Die meisten Köpfe sind ganz zugeschlossen,
Sie schlafen schlaff. Und andre lesen wieder
Und blicken langsam durch die langen Lider,
Als hätten sie schon alles ausgenossen.
Noch andere öffnen weit die rote Ritze
Des Mundes und verkünden viele Witze.

Ich aber lächle höflich. Ach, ich berge
Tief unten diesem Lächeln wie in Särge
Die schlimmen, überwachen, weisen Klagen,
Dass wir in dieses Dasein eingepresst,
Hineingezwängt sind unentrinnbar fest
Wie in Gefängnisse und Ketten tragen,
Verworrne, harte, die wir nicht verstehen.
Und dass ein jeder fern sich ist und fremd
Wie einem Nachbar, den er gar nicht kennt,
Und dessen Haus er immer nur gesehen hat.

Manchmal während ich an einem Kinn rasiere,
Wissend, dass ein ganzes Leben
In meiner Macht ist, dass ich Herr nun bin,
Ich, ein Barbier, und dass ein Schnitt daneben,
Ein Schnitt zu tief, den runden frohen Kopf
Der vor mir liegt (er denkt jetzt an ein Weib,
An Bücher, ans Geschäft) abreisst von seinem Leib,
Als wäre er ein lockrer Westenknopf . . .
Dann überkommst mich plötzlich: dieses Tier.
Ist da. (Das Tier.) Mir zittern beide Knie.
Und die Kinder, die so sehr erröten,
Zerreist (und weiss es nicht, warum)
Und wie Studenten, die viel Gaslaternen töten,
Und wie ein kleiner Knabe, der Papier
Wenn sie gefangner Fliegen Flügel brechen,
So möchte ich oft wie von ungefähr,
Wie wenn es eine Art Versehen wär,
An solchem Kinn mit meinem Messer ritzen
Ich säh zu gern den roten Blutstrahl spritzen.

Wilmersdorf

Alfred Lichtenstein.

Der Fremde

Roman von René Schickele

(3. Fortsetzung)

Sie liessen sich vom Gedränge durch die Strassen
tragen. Als sie um eine Ecke bogen, sah Paul
die steile Felsenmauer des Schlosses, aus deren

Stirn der Sandsteinlöwe seinen gewaltigen Körper drängte. Die Luft war voll aufgewirbelten Staubes. Die Sonne machte daraus ein schmutzig goldenes Gebräu, das zu sieden schien. Man hörte Musik; die Klänge rangen mühsam im Strassenlärm, der die Ohren betäubte, oder sie tanzten wie ein hohles Fass auf tobender Brandung. Manchmal stockte die Menge. Dann ging ein farbiger Staubregen nieder, man fühlte ihn auf dem Gesicht, in der Nase, in den Augen, im Hals. Er ermüdete, als ob er bis an die Knie reichte und den Schritt gefangen hielt. Der Alte beugte sich zu Pauls Ohr:

— Dort mein Sohn, sieh den Löwen.

Paul sah nur ihn. Das rote Tier leuchtete matt durch den Staub. Es schien sich bei jedem von Pauls Schritten zu bewegen. Es hatte riesenhafte Verhältnisse.

Wie ein ungeheurer Fetisch hing es oben im unreinen Schein einer Feuersbrunst. Der verzweifelte Trotz dieses Kopfes entwurzelte, die Gewalt der Tatze, die den Pfeil in der Flanke niederdrückte, war die eines Todwunden, der einen Sieger herrisch umklammert hält, der Schweif führte einen Peitschenhieb des Schmerzes auf den mächtigen Leib, der in der Erdrösselung seiner Muskeln erstarrte. Paul fürchtete, dass der Löwe im nächsten Augenblick aufstände und die Felswand auseinandersprenge. Und nun brach auch die Musik deutlich durch, sie ergriff die tausend Menschen und riss sie an sich. Sie tönte klar und bewegt in den Lüften, als ob sie sich in der Höhe neu gebäre, aus sich heraus und nur für sich, und einzig von der Bewegung der Menschen und aller Dinge nach deren Sinn geformt. Jeder Ellbogenstoss war sie, und das Heben des Kopfes, und der Schritt, und der Schlag des Herzens, die wechselnden Gedanken und Gebärden, und die Vermählung der Gedanken und Gebärden, der Orgelpunkt aller Aeusserungen der Tausende, auf deren Scheitel ihr tönendes Feuer schien. Sie hüllte die kältesten Naturen ein und erhitzte sie bis zur selbstvergessenen Glut. Welche beherrschte Wonne, sie zu sehn. Und Paul sah die Marseillaise, als ob sie in einer Huldigung an ihm vorbeizöge. Er riss den Hut vom Kopfe und reckte sich auf.

Sie konnten keinen Schritt weiter vordringen, aber in der Ferne sahen sie blitzende Waffen und geordnete Massen, rot, blau, weiss, vorüberziehend. Adjutanten flogen hin und her. Man hörte den Galopp von Pferden und den schnellen Tritt der Soldaten. Kommandorufe. Fahnen

schwankten und senkten sich vor einer Gruppe glänzender Offiziere, deren Pferde in koketter Unrast tanzten. Hinter der Infanterie rückten langsam die langen und dichten Linien der Husaren vor. Es blitzte und schimmerte ununterbrochen an den Pferden und an den Reitern. Dann erschütterte ein Ruck das dicke Viereck, die Säbel flogen aus den Scheiden, und unter einem Wetterleuchten von Gold und Silber, aus einem Grund von hellem Rot und sanftem Blau trabte das Regiment vorüber.

Hinter den Husaren kamen die Jäger zu Pferd, dunkel, ernster, und die andern, alle ein Spiel des blühenden Farbenfeldes, das bei den Klängen der Musik in einer mächtigeren Sonne aufging und sein ganzes Wunderleben hergab.

Das war das Herz der Landschaft von Stahl und blühender Erde, und der Löwe war ihr Gewissen.

Am Abend fand das Bankett statt. Paul war müde und fasste keinen der Sätze auf, die sein Grossvater mit grossen Augen in den Saal sprach. Als die Rede lange kein Ende nahm, liess Paul sich einschlafen.

Der Alte brachte ihn gegen Mitternacht ins Hotel. Frau Yvonne las beim Schein der Kerze. Sie nahm Paul in die Arme und küsste ihn lange und heiss. Sie drückte das Gesicht in seine Haare und bat ihn, nie mehr so lange von ihr weg zu bleiben. Sie ertrüge es nicht, er müsse sie immer lieb haben. So blieben sie lange.

— Mutter, flüsterte Paul, ich bin hier in Frankreich so warm und glücklich. Du bist ja ganz Frankreich für mich. Ich hab dein Herz gesehen, Mutter, das war schöner als die Sonne. Ganz bunt vor Liebe und warm . . .

Frau Yvonne presste Paul an sich, sie weinte vor Glück, sie küsste ihn, dass es ihn schmerzte.

— Mehr, mehr, Mutter! . . .

In den Vormittagsstunden des nächsten Tages besuchten Frau Yvonne, Paul Merkel und sein Grossvater den Löwen, das Schloss. Sie gingen bis zum Fort la Justice an der Nordspitze des Berges, der von seiner steilen Höhe die ganze Stadt und den Talkessel herrisch übersieht, und kehrten zum westlichen Fort la Miotte zurück. Der Turm la Miotte steht, ein gedrungenes Viereck mit gezackter Krone, am Abgrund. Er zeigte der weiten Ebene die Trikolore.

Frau Yvonne stellte sich mit ihrem Vater in den Schatten des Turmes.

Paul ging über das Hochplateau, auf dem Grasbüschel, Löwenzahn und ein paar armselige Bäume wuchsen. Kleine rote Nelken glühten an

der Sonne wie Blutstropfen. Im Tal lief der heftige Sonnenschein über Felder und Teiche und bis dicht unter die Bäume der langgestreckten Berge. Es war so klar, dass Paul den Schatten des Schiffs sah, der einen dunklen Gürtel um die leuchtenden Teiche zeichnete, dass er den Schatten eines Vogelfluges auf den roten Aeckern und den silbergrauen Wiesen verfolgen konnte. Der Rauch der hohen Fabrikschlote ging senkrecht in die Höhe. Er stieg in die Ferne über die Höhe der Mauer hinaus, an der Paul lehnte, und davon fühlte Paul sich seltsam beglückt. Er konnte aufrecht stehen und die ferne Rauchsäule über sich hinauswachsen und hob oben in einem feinen Sonnenebel zerfliessen sehen.

Paul blickte zu Frau Yvonne hinüber, die im Schatten der Mauer mit ihrem Vater sprach. Sie war einen Kopf grösser als der Alte, sie stand im weissen Kleid schlank und fest auf dem Blau des Himmels, das ihr braunes Haar vergoldete, die dunklen Augen waren voll Licht, ihre Stirn hatte im Schatten, der sie umfloss, den matten Glanz reifen Roggens. Die Hände spielten an einer langen dünnen Goldkette; sie verwirrten sich in Blau, Weiss und Gold. Paul sah wieder ins Land hinaus, dann ging er auf die Mutter zu. Er blieb neben den beiden stehen und hörte zu. Sie sprachen von seiner Zukunft. Der Alte hielt den Strohhut in der Hand und bewegte bei jedem Satz den schmalen Kopf mit dem glattrasierten Gesicht. Er betonte die einzelnen Worte mit verschiedenartigen Linien, Kreisen, Punkten, die sein Strohhut in die Luft hieb.

Paul trat zu ihr. Er löste ihre Hände von der dünnen Kette, mit der sie spielten, er nahm die Sanften, Ergebenen, und küsste sie.

Sie stiegen durch das Schloss und am Löwen vorbei zur Stadt hinunter. Auf der Place d'Armes schob der Alte seinen Arm unter Pauls Arm

— Achtung, mein Sohn.

Er führte ihn vor ein Standbild. Eine Elsässerin mit fliegendem Kopfputz hielt einen französischen Soldaten, der zu Tod verwundet niedersank. Sie hatte ihm das Gewehr weggenommen und streckte es trotzig einem Feind entgegen. In einem herzhaften Anlauf, der erstarrt war, versperrte sie ihm den Weg. Auf dem Sockel stand in ehernen Lettern: Quand-même! Der Alte nahm den Hut ab und hob ihn hoch empor.

— Quand-même, mein Sohn, quand-même!

Er presste Pauls Arm.

— Quand-même!

Und, indem er sich an Frau Yvonne wandte:
— Quand-même, Madame!

Paul errötete, und Frau Yvonne ging weiter.
— Das Standbild sollte oben bei der Miotte
stehn, sagte Paul.

Er glaubte damit zwischen der Mutter und dem
Grossvater zu vermitteln; er dachte an nichts
andres, als an Frau Yvonne, die mit ihrer
braunen Stirn auf dem Blau des Himmels stand
und an der langen Goldkette spielte, während
ihre Augen ins Weite blickten.

Als sie Frau Yvonne einholten, blieb sie einen
Augenblick stehn, setzte aber dann gleich ihren
Weg fort.

— Lieber Vater . . . Sie nahm Pauls Arm. Ich
bitte dich, ich bitte dich, lass Paul in Ruhe.

Der Alte starrte sie gross an.

— Sei so gut und bringe uns heute nachmittag
zur Bahn, wir müssen fort.

Der Alte riss den Hut vom Kopf und blieb
stehn.

— Madame . . .

— Du wirst mir alles in meinem Zimmer sagen,
Paul wird unterdessen emige Karten an seine
Freunde schreiben.

— Und was sagt Paul dazu?

Der Alte sah seinem Enkel durchdringend in
die Augen.

Paul stammelte:

— Ich tue, was Mama will.

Als beginge er einen Verrat aus Liebe. In der
ganzen Welt sah er nur seine Mutter. Aber
er bemerkte, dass sich die Augen des Alten mit
Tränen füllten.

Im Vestibül des Hotels drückte ihm die Mutter
die Hand und zeigte ihm das Schreibzimmer.

— Dort findest du deine Karten. Ich werde
dich rufen lassen.

Paul schrieb keine Karten. Er glaubte, dass
seine Mutter jetzt leide, und er litt mit ihr.
Schwer und dunkel, ohne nach den Gründen
des Leides zu forschen. Zugleich bat er seinen
Grossvater um Verzeihung. Er glaubte sich zu
erinnern, dass er ihm weh getan habe. Dann
fielen ihm die Bilder des gestrigen Tages ein.
Sie waren fahl und verflüchtigten sich lärmend
in einen traurigen Nebel, aus dem ein Arm, ein
Gesicht, eine Gestalt für eine Sekunde in gro-
tesker Deutlichkeit hervoreprang. Er fühlte sich

verschlagen und fremd und begann sich zu
fürchten.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitschriftenschau

DER TUERMER. Herausgeber Jeannot Emil Freiherr
v. Grothhuss (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Das
Novemberheft enthält: Elisabeth Diakonoff. Das Tage-
buch einer russischen Studentin. (Fortsetzung.) —
Das Gespenst des Hungers. Von O. Umfrid. —
Die Zukunft des Angelsächsentums. Von Otto Cor-
bach. — Die Radioaktivität des menschlichen Kör-
pers. Von Ludwig Deinhard. — Kinderschutz. Von
Marie Sprengel. — Türmers Tagebuch u. a.

DIE NEUE RUNDSCHAU (S. Fischer, Verlag, Ber-
lin). Das Novemberheft bringt zu der Feier von
Gerhart Hauptmanns 50. Geburtstag einen Artikel
von Moritz Heimann, der eine Parallele zwischen
dem Dichter und dem bekannten Naturphilosophen
Fechner durchführt. Das sind Betrachtungen, wie
sie weder ästhetisch noch literargeschichtlich bisher
über Hauptmann angestellt worden sind. Sie wer-
den das Bild des Dichters in einer neuen Fassung
in den Zusammenhang der Kulturgeschichte bringen.
Thomas Mann beendet seine neueste Novelle „Der
Tod in Venedig“. Ola Hansson, der bekannte schwe-
dische Schriftsteller, veröffentlicht seine Erinnerungen
an Strindberg mit reichlichen Zitaten aus den Briefen
des Dichters, ein Beitrag, der für die Beurteilung
nicht nur von Strindbergs merkwürdiger Persönlich-
keit wichtig ist, sondern auch die Reflexe moderner
literarischer Probleme auf zwei bedeutende Männer
wiedergibt. Die politische Chronik von Junius und
allerlei kleinere aktuelle Beiträge füllen das Heft.

DIE AKTION

brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Peter
Altenberg, Hermann Bahr, Peter Baum, Martin
Beradt, Ernst Blass, Franz Blei, Georg Brandes,
Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter,
Otto Corbach, Richard Dehmel, Ossip Dymow,
Frederik van Eeden, Emil Faktor, Pastor Emil
Felden, S. Friedlaender, U. Gaday, Alfred
Gold, Maximilian Harden, Victor Hadwiger,
Ferdinand Hardekopf, Ludwig Hatvany, Gustave
Hervé, Georg Heym, Marie Holzer, Heinrich
Ilgenstein, Alfred Kerr, Peter Krapotkin, Ru-
dolf Kurtz, Hans Kyser, Grete Meisel-Hess,
Prof. Ed. von Meyer, Prof. Dr. Molenaar,
Erich Mühsam, Erich Oesterheld, Kurt Peschke,
Franz Pfemfert, Otto Pick, Alexandra Ramm,
Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher,
René Schickele, Robert Seidel, Arthur Silber-
gleit, Dr. Helene Stöcker, Ernst Stadler, Nadja
Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Sieg-
fried Trebitsch, Jacob Wassermann, Frank We-
dekind, Alfred Wolfenstein, Cheskel Zwi, Gott-
fried Benn, Paul Boldt, Rudolf Grossmann,
Max Hermann, Kurt Hiller, Willy Küsters, John
Höxter, Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf), Max
Oppenheimer, und vielen anderen mehr.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Ein Briefwechsel / Professor Dr. Robert Michels: Die historische
Entwicklung des Vaterlandsgedankens / Kurt Hiller: Notizen / Franz Blei: Carl Einstein / H. John Hoexter: Heilige
Gertrud Eysoldt / Johannes R. Becher: Mein Schrei / Paul Boldt: Der Schnellzug / Max Herrmann: Zirkus / René Schickele:
Der Fremde / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 47

INHALT

.....	Das Ende der Fleischnot
Ferdinand Hardekopf	Der Gedanken-Strich
Ferdinand Hardekopf.	Der Unterprimaner
Kurt Hiller.	Ferdinand Hardekopf
Alfred Wolfenstein	Solitude
Paul Boldt	Novemberabend
Hellmuth Wetzel	Der Gequälte
Alfred Lichtenstein	Ueberfall
René Schickele	Der Fremde

Das prinzipielle Zentralorgan — Lese Frucht — Franz Jung:
Anmerkungen.

Max Oppenheimer: Ferdinand Hardekopf (für die AKTION gezeichnet).

Heft 20 Pfg.

Soeben erschienen:

**CARL EINSTEIN / BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS**

Mit **BEGLEITWORTEN**
von **FRANZ BLEI** und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von **MAX OPPENHEIMER**

Verlag der Wochenschrift DIE AKTION
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—

Aktions-Druckerei

O t t o G o d e m a n n

Berlin S 14, Dresdenerstr. 88-89

Fernsprecher: Amt Morisplatz, Nr. 13177

**Spezialität: Zeitschriften / Werke / Broschüren / Kataloge
in vornehmer Ausstattung bei billigster Preisberechnung**

Die Aktion

H. R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 47 :: 20. Nov.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: : Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Beleggeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

DAS ENDE DER FLEISCHNOT

Dem Bund der Landwirte zugeeignet.

Sämtliche Parteien sind sich wohl darüber einig, dass die allzu grosse Kinderzahl der arbeitenden Bevölkerung bei der gegenwärtigen Not des Reiches nur eine Plage mehr bedeutet. Wer deshalb eine gute, billige und einfache Methode findet, diese Kinder zu nützlichen Gliedern des Staates zu machen, würde sich ein derartig grosses Verdienst um die Gesellschaft erwerben, dass ihm, dem Befreier, die Nation ein Denkmal setzen müsste . . .

Ich selbst habe während vieler Jahre über das wichtige Problem nachgedacht, habe die verschiedensten Vorschläge anderer Weltverbesserer sorgsam geprüft, aber ich musste stets konstatieren, dass sie sich in ihren Kalkulationen böse irrten. Ich will deshalb jetzt untertänigst meine eigenen Pläne auseinandersetzen, von denen ich hoffe, dass sie nicht dem geringsten Einwand begegnen.

Von einem gut unterrichteten Amerikaner meiner Bekanntschaft in London ist mir versichert worden, dass ein junges, gesundes, wohlgenährtes Kind von einem Jahre eine äusserst wohl-schmeckende, nahrhafte und bekömmliche Speise darstellt, ganz gleich, ob man es schmort, brät, bäckt oder kocht; und ich bin überzeugt, dass es auch als Frikassee oder Ragout in gleicher Weise zu verwenden ist.

Ich unterbreite also folgenden Vorschlag untertänigst der öffentlichen Erwägung: von hundert- und zwanzigtausend Kindern werden immer zwanzigtausend für die Zucht behalten; der vierte Teil davon sollen Knaben sein, was mithin schon mehr ist als wir bei Schafen, Horn-

vieh und Schweinen gestatten. Die übrigen hunderttausend mögen nach ihrem ersten Lebensjahr den vornehmen und wohlhabenden Leuten im Reiche zum Kauf offeriert werden; dabei muss man der Mutter empfehlen, die Kinder im letzten Monat ausgiebig zu nähren, damit sie für eine gute Tafel prall und fett werden. Ein Kind wird bei einem Freudesmahl zwei Schüsseln ergeben; speist die Familie allein, so dürfte das Vorder- oder Hinterteil völlig ausreichen; gewürzt mit etwas Salz oder Pfeffer, wird es noch am vierten Tage gekocht vorzüglich munden, besonders im Winter. Ich habe festgestellt, dass ein neugeborenes Kind im Durchschnitt zwölf Pfund wiegt; bei genügender Ernährung wird es in einem Sonnenjahr wohl achtundzwanzig Pfund erreichen.

Ich gebe zu, dass diese Kinder als Nahrungsmittel etwas teuer zu stehen kommen; doch gerade aus diesem Grunde werden sie sich für den Grossgrundbesitzer recht eignen; da die Gutsherrn bereits die meisten Eltern gefressen haben, steht ihnen das allernächste Recht auf die Kinder zu.

Ich habe die Säugekosten eines Bettlerkindes (worunter ich alle Kätner und Landarbeiter und vier Fünftel der Gewerbetreibenden verstehe) einschliesslich der Lumpen auf etwa zwei Mark im Jahr berechnet; es würde, denke ich, keinem Edelmann leid tun, für den Leichnam eines guten, fetten Kindes zehn Mark zu geben, da er daraus, wie ich schon sagte, vier Schüsseln einer vorzüglichen nahrhaften Speise erhalten kann, wenn er nur einen nahen Freund oder die eigne Familie zu Tisch hat. So wird der

Gutsherr ein guter Landwirt sein, beliebt bei seinen Pächtern, und die Mutter wird acht Mark Reinverdienst haben und arbeitstüchtig sein, bis sie ein neues Kind bekommt.

Wer ökonomischer ist (und die Zeiten, ich muss gestehn, drängen dazu) kann den Leichnam häuten; die Haut ergibt, kunstvoll gegerbt, wundervolle Handschuhe für Damen und Sommerstiefel für elegante Herren . . .

Ich kann mir nicht denken, dass auch nur ein Einwand gegen meinen Vorschlag zu erheben wäre. Dennoch bin ich von meiner eignen Meinung nicht so sehr eingenommen, dass ich jeden anderen von klugen Männern vorgebrachten Plan zurückwiese, wenn er sich nur als ebenso harmlos, billig, leicht durchführbar und wirkungsvoll zeigt . . . Ich möchte Politikern, denen etwa mein Vorschlag missfällt, und die vielleicht so tollkühn sein sollten, etwas zu erwidern, ich möchte diesen empfehlen, zunächst einmal die Eltern dieser Aermsten zu fragen, ob sie es nicht heute als ein grosses Glück betrachten würden, wenn sie im Alter von einem Jahre als Nahrungsmittel verkauft worden wären, so dass ihnen die ewige Strasse des Elends erspart geblieben wäre, die sie seit ihrer Jugend gezogen sind in der bestimmten Gewissheit, ihrer Nachkommenschaft das selbe oder sogar noch ein grösseres Elend zu vererben.

In der Aufrichtigkeit meines Herzens versichere ich, dass mich nicht das geringste persönliche Interesse treibt, wenn ich das notwendige Werk zu fördern suche. Ich habe nur das Wohl meines Landes im Auge, nichts weiter. Ich möchte unsere Kinder versorgen, unseren Armen Erleichterung verschaffen und auch den Reichen ein wenig Vergnügen gönnen.

Ich selbst habe keine Kinder, durch die ich auch nur einen Heller verdienen könnte. Mein Jüngster ist neun Jahre alt, und meine Frau über die Zeit hinaus.

Glossen

Das prinzipielle Zentralorgan

wird hierdurch im Auftrage vieler Sozialdemokraten gebeten, prinzipieller zu sein. Vor einigen Tagen gab der „Vorwärts“ eine Meldung bürgerlicher Blätter wieder, die folgendes feststellte: Bei den Vereidigungen der Rekruten, die gegenwärtig in den deutschen Garnisonstädten stattfinden, ist in den Ansprachen durch die Truppenkommandeure vielfach auch auf den Balkankrieg Bezug genommen worden. Den jungen Marsjüngern wird vor Augen gehalten, dass in

allen und jeden Fällen die Pflicht zu erfüllen sei, selbst auch dann, wenn der Grund zu einer Massnahme scheinbar nicht zu erkennen sei. Dabei wurde auf den Balkankrieg hingewiesen und geschildert, wie namentlich die Bulgaren sich freiwillig für die erste Angriffskolonie meldeten, wohl wissend, dass dies den sicheren Tod bedeute, dass aber dadurch die feindliche Stellung erschüttert und der Weg für die Niederwerfung des Gegners den nachfolgenden Kameraden leichter gemacht werde. Der „Vorwärts“ bemerkte „prinzipiell“ dazu:

„Warum macht man die Rekruten nicht darauf aufmerksam, dass nicht die Bulgaren, wohl aber die Türken durch die Schule des preussischen Paradedrills gegangen sind?“

Das, Freunde, ist alles. Mit einem zahnlosen Witz, mit 24 Worten ist hier eine Angelegenheit abgetan, die so unerhört wichtig ist, dass zehn Leitartikel als Protest kaum ausreichen. Der „Vorwärts“ (meiner seine Parteigenossen) hätte diesen Vorfall mit der prinzipiellen Schärfe behandeln müssen, mit der er (oft mit Recht) gegen Parteimitglieder vorgeht. Der „Vorwärts“ machte zu einer trostlos ernsten Sache einen trostlosen Vorortwitz.

Lesefrucht

„Italien hat den Krieg glänzend vorbereitet und während seines ganzen Verlaufes der Welt ein schönes Beispiel patriotischer Begeisterung, Einmütigkeit und Zuversicht gegeben. Besonders sei in diesem Augenblick hervorgehoben, mit welcher geradezu vorbildlichem Verständnis für die Staatsnotwendigkeiten das italienische Volk in der ganzen kritischen Zeit dazu beigetragen hat, dass der italienische Staatskredit auch nicht einen Augenblick einen Schock erlitt. Nie hat man von irgend einer Panik gehört und ganz besonders verdient hervorgehoben zu werden, dass dieser Erfolg mit herbeigeführt wurde durch das Verhalten der italienischen Sozialdemokratie, die von einigen Aussenstern abgesehen, ohne weiteres in die Reihen der übrigen Parteien einrückte und es an patriotischer Mitwirkung in keiner Weise fehlen liess. Gewiss würde sich — dies sei hier beiläufig bemerkt, und wir verweisen dabei auf die jüngste Rede des Herrn von Vollmar im Bayrischen Landtag — in einem analogen Falle in Deutschland dieselbe Beobachtung machen lassen. So konnte Italien eine Stosskraft entwickeln, die seine Aktion gegen jede unberufene Einmischung sicherte, und so ist sein jetziger Erfolg vor allem eine Frucht des patriotischen Zusammenwirkens des italienischen Volkes mit seiner Regierung.“

Die Begeisterung in Italien ist so nachhaltig gewesen, dass sie auch die Priesterschaft mit sich fortriss, die von der Kurie jahrelang zu politischer Neutralität angehalten worden war.

Die Türkei scheidet mit vollen militärischen Ehren von dem Kampfplatz; sie hat sich tapfer gewehrt und unter den schwierigsten inneren und äusseren Verhältnissen ihren alten Waffenruhm gewahrt.“

Wer, bitte, veröffentlicht solche gutpatriotische Sätze? Sozialdemokratische Blätter Oesterreichs! In einem Augenblick, da der Chauvinismus Rad schlägt, finden internationale Sozialdemokraten solche Melodien. . .

Die Sache ist so erbärmlich, dass ich, ein bürgerlicher Zuschauer, Uebelkeit verspüre . .

Anmerkungen

(zu den Notizen von Kurt Hiller in No. 45)

Wer sich in seiner Sexualität nicht auskennt, darf ruhig über die Motive seiner Handlungen im klaren sein.

Ideal ist achtzehnjährig und umgekehrt.

Man muss im Erkenntnistheoretischen nicht die Frage vergessen: Wer kann dafür?

Mystik ist verlogene Psychologie, die als und aus Verzweiflung geduldet wird.

Es bleibt Zeitverlust, mit Verdächtigungen seiner Motive den anderen zuvorzukommen.

Franz Jung.

Druckfehlerberichtigung

(In Alfred Lichtensteins „Der Barbier des Hugo von Hofmannsthal“ in voriger No. sind einige Zeilen falsch umbrochen worden. Ich drücke deshalb den Schluss noch einmal.)

Manchmal während ich an einem Kinn rasiere, Wissend, dass ein ganzes Leben

In meiner Macht ist, dass ich Herr nun bin, Ich, ein Barbier, und dass ein Schnitt daneben, Ein Schnitt zu tief, den runden frohen Kopf

Der vor mir liegt (er denkt jetzt an ein Weib, An Bücher, ans Geschäft) abreisst von seinem Leib, Als wäre er ein lockrer Westenknopf . . .

Dann überkommst mich plötzlich: dieses Tier. Ist da. (Das Tier.) Mir zittern beide Knie.

Und wie ein kleiner Knabe, der Papier Zerreisst (und weiss es nicht, warum)

Und wie Studenten, die viel Gaslaternen töten, Und wie die Kinder, die so sehr erröten,

Wenn sie gefangner Fliegen Flügel brechen, So möchte ich oft wie von ungefähr,

Wie wenn es eine Art Versehen wär,

An solchem Kinn mit meinem Messer ritzen

Ich sah zu gern den roten Blutstrahl spritzen.

Novemberabend

Es weht. Das Abendgold ist eine Fahne,
Die von den Winden schon erbeutet wird.
Ein etwas Herbst in der Platane,
Ein gelles Chrom verweht, verwird.

In Wolken gleich verkohlten Stämmen
Riecht man die tote Sonne noch,
Dann das Einatmen, Drängen, Dämmen — —
Einsamkeiten kommen hoch.

Charlottenburg

Paul Boldt

Der Gequälte

Warum quälst du mich?
Reichst mir Tränke (die voll Seligkeiten
Dennoch wie zwei blanke Messer schneiden)
In den dunklen Bechern deiner Augen?
Weisst du,
Dass es die Gaben sind, die uns zerfressen?
Weisst du welch ungeheuren Räume wir durch-

messen,

Wenn wir trunken in deine Klüfte stürzen! —
Habe Mitleid!

Nein! dein Mitleid tötet uns;

So sei barmherzig und habe kein Mitleid mit uns

Und reiche uns weiter deine kleinen Tränke,

Mit den Augen,

Mit den Lippen,

Mit den Händen,

In den unsichtbaren Kelchen von Kristall, der
singend zerstiebt.

Charlottenburg

Hellmuth Wetzel

Überfall

Schon Untergang —

Das war aber schnell . .

Kaum Spur von Aufgang — —

Ich bin über die Welt gewachsen.

Ich bin der Allgott geworden

Und furchtbar wach.

Und jetzt muss ich den Tod wegwerfen . . .

Mein Sterben ist stumm

Und ohne Bilder . . .

Ohne Erlösung — — —

Wilmersdorf

Alfred Lichtenstein

Solitude

Von Alfred Wolfenstein

Zerdrückt von dicken Wolkenmassen

Versickert auch der matte Mond.

Ein Herr geht durch die leeren Strassen

Und denkt: . . . Wo jetzt die Sonne thront?

Er kommt von einem fernen Weiher,
Darin er tags geangelt hat.
Ein Krüppel nur mit einer Leier
Verstörte jene Ruhestatt.

Jedoch kein Geldstück kam vorüber.
— Und ihm war seinerseits bekannt:
Es gab in jenes Weihers trüber
Flut wen'ger Fische als am Land.

Das machte nichts. Es war so einsam,
Man sass (der Zwerg war nicht mehr da)
Man hatte diese Welt gemeinsam
Nur mit dem Auge, das sie sah.

Dann kam ihm Sehnsucht nach sich selber
(Nicht spiegelte vor Schmutz der Teich)
Er zog sich aus und trat in gelber
Behaarter Haut hinein —: Sogleich

Im Geist, daran's so vielen mangelt,
Am Ufer — angelnd sah er sich,
Und fühlte sich von sich geangelt,
Und zuckte um sein spitzes Ich.

Der Unken stolperndes Gemecker
Belebte ihn; der Sonne Glut
Erhielt so wie ein lauter Wecker
Der lieblos müden Stirn den Mut.

— Indessen Sonne ist ein Wandern.
O weh wie dunkel wird es schon!
Jetzt wieder rückwärts zu den Andern — —
Das Herz gibt einen kranken Ton. — —

Er tröstet sich mit weichem Rate:
Man kann erwarten, hier im Wald,
Bis sich die Stadt mit allem Staate
Ins Schlafgemach beiseite ballt.

— Nun Mitternacht. Entseelte Strassen
Verlässt der tölich matte Mond,
Wie alle Sterne sie verlassen.
— Er denkt: . . . Wo jetzt die Sonne thront?

Geht auf den schallend öden Steinen, —
Verheimlicht seltsam seinen Lauf —
— Sieht plötzlich zu den dichten Scheinen
Der sanft verhängten Fenster auf —

Was ist? — Berührt dich diese Kette,
Die all die Schlafenden umschlingt?
— Wie sie in warmem Licht, als rette
Sie Träume vor dem Nichts, erblinkt!

Doch da — wie zwischen Fee'n Gespenster
— In jenem Hause, rings verlacht,
Einsame Löcher stehn zwei Fenster
Vorhanglos, arm, durchbohrt von Nacht — —

Er steigt mit überhorchtem Tritte
An dem Geländer lang hinan.
Und steht in seiner Stube Mitte,
Und starrt die leeren Höhlen an.

Es setzt ihn heute so in Schrecken,
Macht ihm den Kopf so trüb und dumm —
Er nimmt von seinem Bette Decken
Und hängt sie schnell den Fenstern um.

Ferdinand Hardekopf

Drei Worte zu Oppenheimer's Porträt
Von Kurt Hiller

I.

Unerträglich wäre die Welt, wenn sie erträglich wäre. Nur ihre Besserungsbedürftigkeit ist es, die uns Müde aufrecht hält. Der Wahn des freien (sich frei fühlenden!) Willens, er könne die Welt erträglicher gestalten, und die daraus entspringende Pflicht zur Revolution —: das sind die Gegengifte der (tödlichen) Langeweile.

Revolution: das einzige Kriterium mithin, nach welchem Menschenwerk sich werten lässt. Gut sein wird solches, das den Aufruf zur Revolution enthält, oder solches, das eine Lebensäußerung jemandes ist, der zu ihr aufruft. Noch das gegenständlichste oder süsseste Gedicht, noch die bewerteste oder scharfsinnigste Erörterung bleibt fade, luftblasenhaft, taub —, sofern nicht, und sei es heimlich, ein Ethos zur Zukunft glühend darinnen wohnt. (Es darf . . . zu einer imaginären Zukunft sein.)

Nie hat der deutsche (?) Literat Ferdinand Hardekopf einen Satz geschrieben ohne den Atem dieses Ethos. Ein Lyresker und Zerebraler (der sich mit Erotik und Dialektik hätte aufhalten können), hat er das Tempo der Empörung nie verlassen. Doch nie hat er, demagogal, seine Geistigkeit seinem Hasse geopfert. Unter allen Komplizierten ist er der Feurigste; unter den Kämpfern aber der Prinz.

II.

Freunde, lernet von F. Hardekopf. Niveau, Edelstruktur, Persönlichkeit vorausgesetzt, ist das Erlebnis es nicht, was den Künstler vom Dilettanten trennt. Das Erlebnis nicht, sondern die Fähigkeit, es adäquat zu . . . (man verzeihe

das Wort) zu gestalten. „Technik“ . . . wird eine quatsche Bezeichnung für diese magische Facultas sein. Man denkt bei „Technik“ leicht an kalte Routine, Fingerfertigkeit, Mechanik, an dissimulierte Entferntheit von der Lebensmitte, an Lüge, Erschleichnis und Virtuosität; man denkt etwa an die begabten Schriftsteller Sudermann und . . . ; indes man sollte bei diesem Ausdruck an Techné denken, an Griechenland, an die Kraft zur Kosmisierung des Chaos. Technik bei einem, der mit Blut schreibt, ist dasselbe wie Kunst. Subtrahierte man sie vom Werk, so bliebe nichts übrig als das, was der Schöpfer mit dem (hochstehenden) Dilettanten gemeinsam hat.

Hardekopf schreibt mit Blut; lernet nun von ihm seine Kontrapunktik; wie er Akzente verteilt, wie er dynamische Beziehungen herstellt zwischen Satzteilen, zwischen Sätzen; wie, und wie taktvoll, er zusammendrängt; wie er, bis zur äussersten Eindeutigkeit der Nuance, Affekte mixt; wie er die Essenz eines hundertzelligen Gedankenkomplexes in den Napf eines Wortes zu stürzen, vaste Hintergründe mittelst einer Melodie aufleuchten zu lassen versteht. Lernet bei ihm . . . la formule; die Verdichtung psychischer Nebelschwaden zu Kristallkörpern, Fassung des Verfliessenden, Klärung des Dumpfen. Lernet bei ihm die Klarheit der Tiefe, die göttliche lucidité. Im Vergleich zu ihm stammt Ihr alle aus Wesselburen (oder Talmudien); er im Vergleich zu Euch . . . sehr aus Paris. Oh, ich habe in meinen Nervenspitzen von der bronzenen Notwendigkeit seiner Gallizismen ein Gefühl, und auf der Zunge einen Geschmack seiner beseelten Interpungierung. Wollt Ihr mir glauben, dass mich ein Futurum exactum bei ihm neulich beinahe zu Tränen gerührt hat; fast so erhaben, süß und heilig mir war wie die Gestalt Nino in Mann's „Göttinnen“? Rimbaud, d'Annunzio hätten eine Ode auf dies Futurum exactum gedichtet; auf diese Konjugations-Form, in der Art wie sie dort gebraucht war und fleischlich zwischen anderem stand. — Lachet keineswegs; was wisst Ihr vom Worte.

III.

Ich kann diesen Künstler hier nicht erschöpfen. Reizvoll wäre es, ihn, den Verfasser der kondensiertesten deutschen Prosa, den Expressionisten, den Michelangelo des „kleinen Formats“ . . . in einem dicken, diskursiven Band zu behandeln. Reizvoll; aber die Zeit fehlt. Auch ist Dein Denken, Fernand le Grand, schliesslich das einzige nicht, das einen Horror vor Quantitätlichkeiten hat.

37

Lasst Euch gesagt sein: Hardekopf gehört zu den paar Diadochen Nietzsches; wer ohne beträchtliche Ehrfurcht von ihm redet, ist ein Kamel; wer ihn verspottet, ein Schweinehund. Jener deutsche Montagsjournalist, der ihn kürzlich mit dem Dichter Zech (dessen tüchtige Landschaften ich gewiss nicht unterschätze) Zusatzlos durch „und“ verbunden hat, ist seitdem für mich erledigt.

Im übrigen verweise ich die entzückend jungen Köpfe (Sekunda bis viertes Semester), die ich mir am liebsten als Leser dieses Blattes, als atemlose, begeisterte, wütende, glanzäugige, erhitzte Leser vorstelle, auf meinen Beitrag im ersten Jahrgang der AKTION, Heft 13. Vor allem aber, Jünglinge, seid ermahnt, in alten Nummern lebender und verschollener Zeitschriften zu kramen, nach Opalen dieses Erlauchten. Auf dass Ihr Euch weinend labet . . . und Deine Garde wachse, Du ehrlich und grosszügig Zerütteter, oszillierendes Wunder, Orchis, träumerischer Spätsophist.

Der Gedanken-Strich

Eine Novelle

von Ferdinand Hardekopf

Um dieses weiss man wohl: wenn erwünschter Halbschlaf, eine in Tiefen, wie durch Mokka angeregte Betäubung, mit einem Ruck, brüsk, der Bewusstheit näher-springt? wenn wir höher, dem Lichten zu leider geschnellt werden? Lind immer noch ist das Bett und das Gelöstsein; doch den Verantwortungen sind wir weniger entfernt, das entsetzt uns leise, denn wir fühlen, dass wir in jene imaginären Couloirs (o: die comfortabelsten!) nicht zurückschlüpfen können. Jener Luxus gab sich ohne Befehl, ohne Bezahlung. Der ist verloren. Noch sind wir unterhalb des Erwachens —: selbst dieses Aeusserste steht bevor. Ein Gedanke, allzu besorgt, nicht zu verabschiedend, hat diese Enttäuschung, Ent-Zückung, diesen désenchantement verschuldet.

Dann erwachte ich. Weit geöffnet das Fenster, jenseits einer Wildnis von Frauenkleidern. Von draussen drang wohl Mondlicht ein, crème und grün, und sanfte Ballen dieser Düfte: Myrrhen, die den Boulevardbäumen abends der Regen abgeschmeichelt hatte; eine erotische Art von Benzin, die gewisse Auto-Sorten treibt; all die Gemüse des atmenden Bodens; die naive Penetranz der Strasse; innere Mysterien der Frauen; und die lautlosen Vorpostengefächte der Angst. Doch im Schlafzimmer gute Parfums beruhigten

mich und die weissen Spiegel, zart-gelbe Kissen, viel verwöhnendes Kostbare, doch wie verboten und bezahlt aus Entschlossenheiten, die niemand anerkennen würde, auch Ihr, Entwurzte, kaum . . . Holdest gespiegelt in dem englisch kreidigen Rahmen erblickte ich Mama.

„Frühe Nacht, und Du erwachst schon, Liebling?“ sagte sie.

Nicht sofort ward alles kenntlich. Jeder Schlaf fälscht die Welt neu — oder (weniger lügnerisch:) mancher Schlaf summiert, mancher beseitigt das Ge-Wachte. Mama stand da, fast völlig angekleidet, aber so wenig wieder auf der Brust, und draussen würde es frisch sein, — der lange Sammetmantel, der keinen Besatz hatte, noch über die Stuhllehne geschmiegt, so hin-fällig, so bewusst dessen, was erreicht werden musste. Mama tupfte die Quaste in die Puderdose, die silberne —, und Stift und Schminke mussten dies Antlitz verdächtigen: diese Bühne unendlicher Liebe.

An diesem Punkte begriff ich meine Ermattung, das Deplazierte auch der Lyrismen. Ja, müde durfte ich —, ich sein zu aller Zeit. Sie je schöner, ich gequälter . . . Doch das kannte ich ja, es hatte mir nichts an, ich wies es weg. Betriebsqualen. Kein Fieber entzöge mich der Pflicht noch, und der Erkenntnis von Sensationen aus dieser Haltung. Mit Ko'portageschrecken hatten Bürger, Aerzte, Dramatiker, Parlamentarier etliche Provinzen gepflastert. Das lehnte ich ab.

Fraisefarben blühten die Lippen von Mama. Ihr Blick glommt aus blauem Eise. Sie kam (ach) aus dem Winter, längst war Frühling. Ein Reh. Ich liebte sie unendlich.

„Und Du versprichst mir —“, sagte ich. Sie, halb in der Tür: „— dass ich nichts empfinden werde? Aber Liebling, das weisst Du doch, ein für alle Mal.“

Sie war schon weg. — —
Sollte ich ins Café gehen, mit einem Buche?
Am Nachmittag war im Café de la Métem-psychose eine helle Dame gewesen — o:

Madame,
Gelb glimmt Ihr Puder,
Ihr Kleid erregt sich sommergelb. (Wir wollen nächstens, Nekromanten, Kornduft in facettierte Parfumgläser einfangen!)

Schmal — begnaden Sie das Café:
Gotische Spitzen, ein Filigrangewirr von Notre Dame,
Uebertändeln Ihre Fesseln;
Der schwarze Hut taumelt ein bischen

seitwärts.

Eine Gondel ondulierten blonden Goldes
schwebt Ihr Haar.

Die Muscheln Ihrer Fingernägel
Ziehen zwei —, drei Weihwasserwellen
Von den Brüsten bis zu den Hüften.

Dann setzen Sie sich und . . . arrangieren
sich mit einem Hinstreichen, einem
entweihenden, einem rapiden. —

Ich ging nicht ins Café. Spät in dieser Nacht kam Mama zurück. Begleitet.

„Liebling, ich habe Dir . . .“

Ich ergänzte (denn soviel wussten meine Nerven vorher): — „einen neuen Vater vorzustellen.“

„Ja.“

Wie war sie süß.

Eine korrekte Verbeugung des Gehrocks da, fast schon eingesetzt in grosse Rechte. Wohl ein Beamter, ein Philosoph, ein Präger notwendiger Worte über Schmach und Nationalismus und traditionelle Tüchtigkeit.

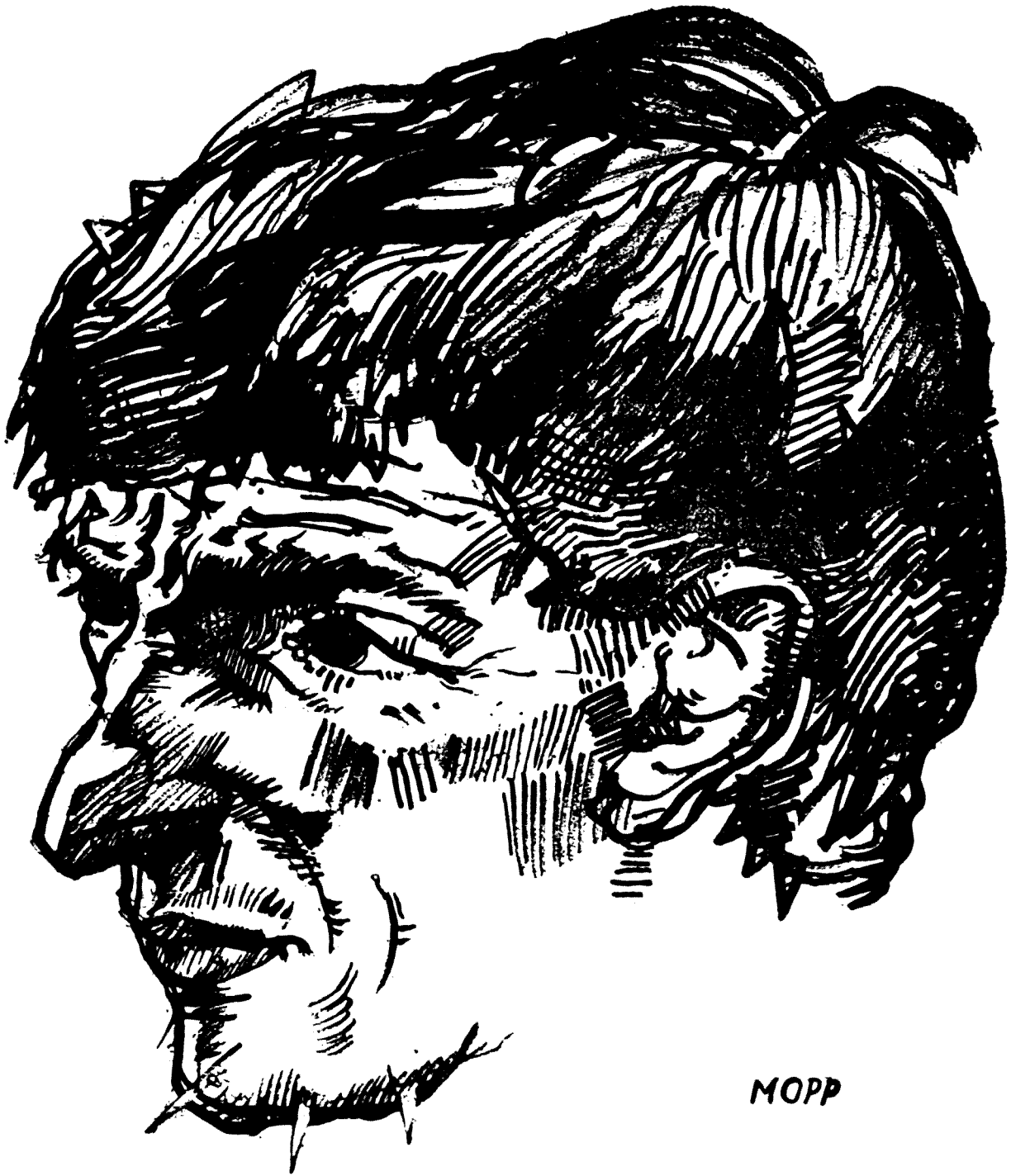
Was jetzt geschehen würde, musste ja das Heiligste sein —: das, was ich kannte und zurückerkann, — wiegleich ein Schöpfer seine Welt in sich zurücksöge. —

. . . . Aber hier spaltet sich diese wahre Erzählung in zwei Geleise. Die abstossendere Lesart lässt Schüsse fallen von irgendwo, Mama ist tot. Ein Drahtgerippe hat (in einem Rest von Höflichkeit) ihre Formen bewahrt und prononciert meine leer tastende Verzweiflung. Mama ist tot für den Gehrock und in den besten Beziehungen auch für mich, das war ja voraus-zusehen. —

Gegen dem über steht ein Idyll, a's freundlichere, deutschere Fassung der Legende. Er ward mir der liebevollste Papa. Jeden Wunsch las er meiner Mama von den (längst nicht mehr geschminkten) Lippen ab. Gelegentlich neigte sie ihr Köpfchen schelmisch zu ihm und flüsterte süsse Geheimnisse in sein immer selbes Ohr. Dann barg er die Errötende an seine feste Brust. Und expropriert ward nach und nach meine Alleinherrschaft durch eine Schaar zahlreicher, allerdings blutarmer Geschwister.

Der Unterprimaner nachts um das Gymnasium

Ist die Nacht herangeschlichen,
Liegt das Schulhaus wie entgeistert.
Alles Gaslicht ist entwichen,
Und die Tür ist fest verkleistert.



MOPP

MAX OPPENHEIMER —:

FERDINAND HARDEKOPF, EIN LITERAT

Gleicht das noch den Korridoren,
 Wo wir tags so stark gequält sind,
 Wo wir linkisch, kahlgeschoren,
 Zage meuternd —, tief verfehlt sind?

Geistergrün seh ich ein Schimmern,
 Und der Schornstein wird so deutlich.
 Aus den Gängen, aus den Zimmern
 Quillt es neblig, süß und bräutlich.

Was umschleich' ich diese Räume,
 Schleiche nicht in Liesbeths Garten,
 Tief ins Dickicht — ihrer Träume
 Fernsten Seufzer zu erwarten?

Ahnt Ihr es? . . . Ich bin ein Buhle
 Von bereits geknickter Haltung.
 Um das Nacht-Phantom der Schule
 Sch'eich' ich — trotz der Schulverwaltung.

Ahnt Ihr meine Heimlichkeiten,
 Nachmittags-Libertinagen?
 Müde, etwas zu bestreiten,
 Starr' ich auf die vier Etagen.

Diese klassische Kaserne
 Ist erfüllt von Abenteuern!
 Grüssten sonst die weissen Sterne
 Sie mit ihren blassen Feuern?

Ferdinand Hardekopf.

Der Fremde

Roman von René Schickele

(4. Fortsetzung)

Vielleicht waren schon Stunden so vergangen,
 als er durch die Scheiben der Tür Frau Yvonne
 und den Grossvater zum Schreibzimmer kom-
 men sah. Frau Yvonne öffnete heftig die Türe,
 trat in einigen schnellen Schritten auf ihn zu
 und küsste ihn auf die Stirn.

— Wer sollte dich mir streitig machen?
 flüsterte sie.

Ihr Gesicht glühte. Sie zitterte vor Zärtlichkeit.
 Ihre Augen hefteten sich auf ihn und fohn
 wieder plötzlich seinen Blick.

Während des Mittagessens wurde anfangs wenig
 gesprochen. Der Alte unterhielt sich mit Paul
 über sein Schülerleben, aber da er ihm jede
 Antwort entreissen musste, liess er das Thema
 fallen und erzählte nur noch von sich und
 seiner Familie. Er war von einer höflichen
 Wärme gegen seine Tochter und herzlich zu
 Paul.

Frau Yvonne wollte fröhlich sein. Sie sah jetzt
 sehr blass aus. Paul sass zwischen den Gesten
 und Worten und sah unverwandt in Frau
 Yvannes Gesicht. Er nahm jeden Ausdruck
 ihres Gesichtes an, seine Augen waren der
 Spiegel ihrer Seele. Langsam begann er zu
 fühlen, dass die Mutter gequält war, aber ebenso
 beherrschte er sich schmerzhaft im Spiel ihrer
 Züge, und mitten im Tanz der Masken und der
 wirbelnden Unrast der Gefühle wölbten sich
 ihre tiefroten Lippen seinem Mund entgegen.
 Sie kamen nachts in Zabern an. Paul hatte im
 Zug geschlafen. Auf dem Weg vom Bahnhof
 nach Hause suchte er sich an etwas Köstliches
 zu erinnern, das er verloren hätte. Der Bach
 heulte dunkel unter der Brücke. Am Himmel
 flogen zerfetzte Grauwolken um einen weissen
 Mond. Aus den Gärten stiegen starke Düfte
 und der feuchte Geruch der Erde. Dann blieb
 der Wind stehn, und es begann leise zu regnen.

Nach seinen Belforter Erlebnissen umarmte Paul
 die Religion inniger, sie wurde die Befriedigung
 seines Bedürfnisses nach einer grenzenlosen
 Zärtlichkeit, die sich auf alle Menschen er-
 streckte. Er suchte in den Kirchen nicht, wie
 früher, Apotheosen seines Ehrgeizes, sondern
 Beruhigung, einen sanften Gleichmut: die Güte.
 Und diesmal half ihm seine Frömmigkeit,
 hundert kleine Eitelkeiten zu überwinden, sich
 zu überwachen und nur edle Gedanken und
 Taten zu dulden. Er besuchte den Vikar im
 Pfarrhause; in dem kleinen Zimmer mit den
 grünen Jalousien über dem grossen Garten, der
 nie ohne blühende Blumen war, beichte er mit
 gleicher Rührung seine Sünden und seine
 Tugenden. Wenn er nach Absolution den Kopf
 hob, sich in die Arme des Priesters warf und
 ihn küsste, glaubte er tatsächlich in einem
 weissen Gewand zu strahlen. Dann trat er ans
 Fenster und atmete tief den Frieden des stillen,
 blühenden Gartens ein und das reine Blau des
 Himmels, das die Farbe der Mutter Gottes ist.

V.

Es war eine Trunkenheit in ihm, die ihn empor-
 hob. Er blickte in die Sonne, die in einer
 strahlenden Blutlache ertrank. Er fühlte ihr
 Feuer in seinen Augen und in den Adern kühle
 Wonne. Stark war er vor Lust, er begehrte!
 Frau Yvonne ging voraus in den Wald. Paul
 folgte ihr. Die Bäume standen in weiten Zwi-
 schenräumen, der rote Sand leuchtete, ein gelb-
 lich grünes Licht erlosch in der Höhe. Sie
 stiegen den Berg hinauf, und die Bäume

rückten näher zusammen. Bald schritten sie zwischen zwei unheimlich belebten Dickichten von Finsternis und blickten zu den Sternen, die hoch in einem weichen Blau über den Wipfeln der Tannen schwammen.

Die Akazienbäume dufteten. Ihre weissen Blütentrauben tanzten im Dunkel, sie kamen heran, sie schlugen an Pauls Stirn und flohn zurück. Sie gaukelten durch das Dickicht, schnellten weg, sanken schwer herab und verharrten, sie fielen ihm ins Gesicht und blieben stumm und schwer hinter ihm. Er nahm ihren Duft einige Schritte mit, dann floss der weiche Geruch zurück, und neue Blüten kamen, und die Wehmut dieser Wanderung hatte kein Ende. Paul war erschöpft, sehnsüchtig und traurig. Er blieb stehn.

Die Mutter, die hinter ihm ging, legte den Arm um seinen Hals. Paul liess den Kopf zurücksinken. Sie strich ihm mit der Hand, die eine Blütentraube hielt, übers Gesicht.

— Wirf die Blüte weg! rief er ungeduldig.

Sie tat es und schloss auch den andern Arm um seinen Hals.

— Warum streichst du mir nicht mehr übers Gesicht? Das ist ja schrecklich, dass ich dir alles sagen muss. Wie unglücklich ich bin.

Paul schluchzte. Er wand sich und sog in diesen Krämpfen gierig den Duft der Akazienblüten ein. Er fühlte sich wie in einem Traum ergriffen, zu Boden geworfen und unter Schmerzen geküsst. Durch seine Tränen sah er ein trübes, farbiges Licht, das ihn quälte. Er drehte sich um und barg den Kopf an der Brust der Mutter. Seine Tränen nässten ihre Bluse.

Paul wollte nicht weiter gehn. Es war seiner Stimmung nicht angemessen, jetzt dort oben unter Bekannten Abendbrot zu essen; er hasste sie, als er an sie dachte, und verabscheute sich, weil er an ihren Spielen teilgenommen hatte. Er hatte nichts mit ihnen zu schaffen. Sie kannten ihn nicht. Er hasste sie.

Paul und seine Mutter gingen schnell den Berg hinunter. Die letzte kurze Strecke liefen sie, den felsigen Abhang zum Hohlweg hinab, auf der andern Seite hinauf und standen im beglänzten Feld. Beim Anblick des nächtlichen Zabern, das im Schmuck seiner langen Kette von Lichtern und von kleinen leuchtenden Flecken ganz übersät, wie ein festlich erleuchteter Garten vor ihnen lag, wurde Paul stolz und vergnügt. Er plauderte, liess sich von seinem Vater erzählen, riss an den Hecken im Vorübergehn ein Blatt, eine Winde ab, — ihm war, als ginge er diesen

Weg zum ersten Mal, als wäre er eben erst zum Leben erwacht. Er sah seine Mutter an; sie war schön. Er sagte es ihr. Und wie er mit gewandten und starken Bewegungen an der Seite der schlanken Frau ging, die seine Mutter war, wie er ihren schnellen Tritt, das gleiche Spiel ihrer biegsamen Körper, die ganze schöne Tracht ihres gemeinsamen Blutes und ihrer Leiber empfand, da schauerte er, so heftig erfasste ihn das Glück der eigenen Schönheit, die das verjüngte Bild der Mutter war.

Auf der Brücke über dem Kanal blieb sie stehn und beugte sich über das Geländer.

— Das ist schön, oh!

Paul legte den Arm um Frau Yvones Hüften und schmiegte sich an sie.

Die Linden und die Kastanien balten im Wasser ihre Schatten zusammen, durchdrangen einander im tiefblauen Himmel, und ihre Aeste zitterten, wenn der Mond sie berührte. Sie glühten in seinem Gold auf und zitterten und fielen wieder in Schlaf. Der Himmel im Wasser war weit und tief; aber auf einem unwirklichen Grund blühte lebendig und bewegte sich das Beet der Sterne. Es war die köstliche Unruhe eines glücklichen Traumes.

So lehnten sie beide, und ihre Blicke mischten sich mit dem Blau des Himmels und ertranken in der Umarmung der Bäume und küssten einander, wenn der schwerflüssige Mond das Laub der Bäume berührte und leise in einer Welle aufschlug.

— Nicht wahr, Mama, wir gehören tief zusammen?

Paul sprach kein Wort mehr, bis sie in den dunkeln Hausflur traten. Da fragte er:

— Papa muss dich doch sehr lieb gehabt haben?

— Ja, natürlich.

Aber nach einer Weile:

— Wenn die Männer nur nicht nach diesen mörderischen Aufregungen und nach keinem Ruhm verlangten. Es ist ja Wahnsinn.

Frau Yvonne schritt schnell vor ihm die Treppe hinauf.

Vor dem Einschlafen dachte Paul lange nach. Er kämpfte mit sich. Aber er stiess den Ruhm zurück. Er wollte keinen Ruhm; er wollte die Liebe, nichts als Liebe.

Paul verliess den Kreis seiner Freunde. Die Rache wurde ihm gleichgültig. Von seinen kriegerischen Phantasien war nichts als die Erinnerung an die schönen Aufregungen mancher Stunden, an die Hochgefühle, die ihn beseelt

hatten, an ein sinnliches Kraftbewusstsein zurückgeblieben. Er suchte nun das Fieber anderswo. An Stelle des Schlachtenlärms trat das sentimentale Abenteuer, dem er in Büchern und in seinen Träumen nachging. Er fand ungeahnte Entzückungen, unmöglichere als die alten, verbrauchten, aber um so beseligendere Kühnheiten.

Der „Ossian“ fiel ihm in die Hände; er sah sich auf nebligem Hochland beim Aufgang des blutigen Vollmonds in einem Schwarm von düstern, langgezogenen Tönen an einem Felsen lehnen, und seine Seele verflog in der Nachtmusik, dieser Klage der Wildnis um ein hohes, weisses Weib, das ihn geliebt hatte. Er las das „Nibelungenlied“; er verschlang die „Edda“: da erlebte er die grausige Heerfahrt der Götter am Abend der Welt, ihre blutende Majestät, da der Schatten des Todes an den leuchtenden Wänden Walhal's emporwuchs. Ihre dunkelnden Augen verfolgten ihn.

Und Paul blickte der Sonne nach, bis sie verschwunden war.

Jetzt streckten die Götter die Arme nach dem Fest des goldnen Lichts, dessen Sterben im Osten in Verklärung übergang.

Für Paul hatte dann die Tragödie einer welt-erfüllenden Liebe ihr Ende erreicht. Wilde Riesen scharren die Sonne ein.

Solche Träume schlummerten gross in seiner Seele, während er neugierig Umschau nach seinem ersten Abenteuer hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

JOHANNES V. JENSEN, DES KOENIGS FALL.
Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geheftet
3,50 M., in Leinen 4,50 M.

Dieser Roman ist Johannes V. Jensens stärkstes Jugendwerk, kein kaltes, historisches Zeitbild und auch keine rein historische Leidenschaft, wiewohl dem nordgermanischen Dichter die Zerstörung der skandinavischen Union durch Christians II. unselige Persönlichkeit mehr als eine verschollene Geschichte bedeutet. Was den jungen Jensen an diesem Stoffe am meisten reizte, das war der Hintergrund, auf dem das Farbenreiche, Vollblütige, Wilde und Süsse, das in ihm war, zum Ausdruck kommen konnte; und darum waren ihm die Menschen und Kriege, die Farbenpracht und das Blut, die Zechereien und die Liebesbrunst des ausgehenden Mittelalters gerade recht. Von Kapitel zu Kapitel rollen sich die kühnsten Bilder auf: bald eine Verführungsszene von süssestem Feuer, wenn der junge Otto Iversen zur Nachtzeit in den Garten einer schönen Jüdin einbricht; dann eine Wildheit wie die des Schinderknechtes, der im Schnee ein Pferd schlachtet; das Stockholmer Blutbad, das die Lösung Schwedens von der Union unabwendbar macht; und dann wieder

eine Ballnacht voll heiterer Grazie. — Die Gestalt, in der sich alles bricht und die Jensen mit besonderer Liebe behandelt, ist Michel Thøgersen, ein Bauernstudent, mit einem lächerlich hässlichen Aeusseren und einer schmerzhaft empfindsamen Seele; der alles Schöne und Erhabene anbetet, und dazu verdammt ist, nur nebenbei zu stehen und Unheil zu bringen. Voll zaghafter Liebe blickt er aus der Ferne zu der schönen Jüdin hinüber, und doch ist er es, der in plumper Rachsucht die blonde Ane Mett: entehrt. Er schliesst den strahlenden, heiteren Axel in sein Herz, und dennoch muss er ihn, bis ins innerste verwundet, brutal erschlagen. Durch ihn lernen wir den König in seiner tollen Jugend kennen, mit ihm folgen wir dem König in der bösen Nacht, als er Schweden verliert, weil er an sich selbst verzweifelt; Michel begleitet den König in die Gefangenschaft, als er gefallen ist, und mit ihm klingt dieses Buch des Frühlings und des Sommers, der Farben und der Liebe, in Vereinsamung und eisigem Winter aus, dieses Jugendbuch, das wie eine grosse, stürmische Ballade geformt ist.

A. E. W.

Zeitschriftenschau

DAS LITERARISCHE ECHO. Verlag: Egon Fleischel & Co. Berlin W 9. Das 2. Novemberheft enthält: Sigmar Mehring: Der Weltruf des Verfalne; Fedor von Zobeltitz: Bibliophile Chronik; Ernst Lissauer: Anthologien; Arthur Eloesser: Berlin und Eulenburg u. a.

PAN. Herausgeber Alfred Kerr. No. 7 enthält: Alfred Kerr: Zeitgestalten; Max Herrmann (Neirse): Strophen; J. Guthmann: Die grosse Liebe u. a.

DIE AKTION

brachte bisher Beiträge von: Max Adler, Peter Altenberg, Hermann Bahr, Peter Baum, Martin Beradt, Ernst Blass, Franz Blei, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Ferdinand Hardekopf, Ludwig Hatvany, Gustave Hervé, Georg Heym, Marie Holzer, Heinrich Ilgenstein, Alfred Kerr, Peter Krapotkin, Rudolf Kurtz, Hans Kyser, Grete Meisel-Hess, Prof. Ed. von Meyer, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Erich Oesterheld, Kurt Peschke, Otto Corbach, Richard Dehmel, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, S. Friedlaender, U. Gaday, Alfred Gold, Maximilian Harden, Victor Hadwiger, Franz Pfemfert, Otto Pick, Alexandra Ramm, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Robert Seidel, Arthur Silbergleit, Dr. Helene Stöcker, Ernst Stadler, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Siegfried Trebitsch, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Alfred Wolfenstein, Cheskel Zwi, Gottfried Benn, Paul Boldt, Rudolf Grossmann, Max Hermann, Kurt Hiller, Willy Küsters, John Höxter, Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf), Max Oppenheimer, und vielen anderen mehr.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Der Kampf der Götter, A. Blanqui / Ernst Blass: B. R. Meyer-Abend / Rudolf Kayser: Das Jahr der Bühne / Paul Boldt: Auf der Terrasse des Café Josty / Alfred Lichtenstein: Der Barbier / K. H.: Fritz Engels historischer Scharfblick / J. van Hoddis: Legende / René Schickele: Der Fremde Wider den Opportunismus / Masochisten-Paradies / Zeitschriftenschau / John Höxter: Bildnis des E. Th. A. Hoffmann.

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912 Herausgegeben von Franz Pfemfert Nummer 48

INHALT

Franz Pfemfert	Die Entrüsteten
P. K.	Der Krieg
Kurt Hiller	Ausstellung der Pathetiker
Peter Scher	Max Reinhardt und der Piz Popena
Paul Mayer	Pause in der Arena
René Schickele	Der Fremde
Richard Oehring	Zwei Gedichte
Alfred Lichtenstein	Unwetter
Paul Boldt	Gleich den Tannen
Hans Baas	Flugplatz

Die Kultur fliegt. — Konstatierung. — Die Herren Männer. —
Literarische Neuerscheinungen. — Zeitschriftenschau.

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

Soeben erschienen:

**CARL EINSTEIN / BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS**

Mit **BEGLEITWORTEN**
von **FRANZ BLEI** und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von **MAX OPPENHEIMER**

Verlag der Wochenschrift DIE AKTION
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—

Aktions-Druckerei

D t t o G o d e m a n n

Berlin S 14, Dresdenerstr. 88-89

Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 13177

**Spezialität: Zeitschriften / Werke / Broschüren / Kataloge
in vornehmer Ausstattung bei billigster Preisberechnung**

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 48 :: 27. Nov.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

DIE ENTRÜSTETEN

„Eine Tat ist geschehen, so unerhört . . .“ „Eine Untat, die in der gesamten Kulturwelt Entrüstung hervorrufen wird . . .“ „Ein düsteres Verbrechen meldet der Draht . . .“ „Eine feige Bubenat . . .“ „Der Abscheu der ganzen gesitteten Welt vor den halb wahnwitzigen Vertretern der sogenannten . . ., die in Wirklichkeit nur der Ausfluss mordlustiger Triebe ist . . .“ „Ein erbärmlicher Mordbube . . .“ „Ein elender Feigling . . .“ „Eine feige Kreatur . . .“ „Ein nichtswürdiges Subjekt . . .“ „Ein schamloser Verbrecher . . .“ „Abschaum der Gesellschaft . . .“ „Heimtückischer Schandbube . . .“ „Geschwür am Gesellschaftskörper . . .“ „Ein feiger, hinterlistiger Mörder . . .“ „Er entwich dem Arm der strafenden Gerechtigkeit . . .“ „Er entzog sich dem Richter . . .“ „Leider fand der unselige Mordbube Gelegenheit, sich der irdischen . . .“

Wir kennen die Weise, den Text, die Verfasser. Diesmal hatten es diese Meinungshändler besonders bequem: sie konnten an die „gesittete Gesellschaft“ appellieren, sie quasselten im Namen des Staates, der Kultur, der Menschheit. Sie müssen sich recht wichtig vorgekommen sein, diese Schreiberseelen, da sie aus den Winkeln hervorkrochen, wohin sie der Wink des Annoncenchefs gejagt, und ihre verlogenen Entrüstungsphrasen gegen „die Feigheit“ richteten. Ein Heldengeschlecht von Zeitungsschreibern wuchs plötzlich (mit hoher Genehmigung der Mosse & Co.) empor, um eine beklagenswerte Tat zu verurteilen? — um ihren alten Singsang herzu-
gröhlen.

Die Tat, durch die der spanische Premierminister Canalejas vom Leben zum Tode kam, ist ohne

weiteres zu bedauern, zu verurteilen, scharf zu verurteilen. Wer gegen jeden Menschenmord ist, wer die Heiligkeit, die Unverletzlichkeit des Menschenlebens fordert, der wird auch die Kugel missbilligen, die den spanischen Minister tötete. Aber nun schaut euch doch die Entrüstungsbolde etwas genauer an. Keifen sie, weil ein Menschenleben gewaltsam unterbrochen wurde? Diese selben Federn, die sich eben mit einer Fülle von Unwahrhaftigkeit über den Mord von Madrid aufregen, diese selben Federn registrieren mit schamloser Gleichmütigkeit die Morde auf dem Balkan — und schmeicheln den jeweiligen Mördern.

Tausende, Zehntausende sind in kurzer Zeit im Orient erfolgreich zur Schlachtbank geführt worden. Tausende werden noch sterben, bis die Metzeleien ein Ende nehmen. Hat der Leser etwas von dem „Abscheu der ganzen gesitteten Welt“ verspürt? von der „Entrüstung der gesamten Kulturwelt“?

Oder sterben die lebenshungrigen, blühenden Jungen auf dem Balkan etwa einen gerechteren Tod, als der des spanischen Premierministers es gewesen?

Oder wird ein tierisches, unsinniges, wahnsinniges Morden vielleicht menschlich, sinnig, vernünftig, sobald es verhundert-, vertausendfacht ist? Der Verblendete, der den Canalejas erschoss, stand für seine zwecklose Tat mit seinem Leben ein. War er feiger als jene Leute, welche schuldlose Tausende in den blödesten Tod schicken? ...

Franz Pfemfert

Der Krieg

„Ah! Ihr habt den Sozialismus nicht gewollt? Also gut, ihr werdet den Krieg haben — den dreissigjährigen, den fünfzigjährigen Krieg!“ sagte Alexander Herzen nach 1848. Und wir haben ihn; wenn der Kanonendonner für einen Augenblick aufhört, so ist es nur, um Atem zu holen, und anderswo mit neuer Kraft wieder anzufangen, während der europäische Krieg — das allgemeine Handgemenge der Völker — seit Jahrzehnten droht, ohne dass man weiss, wofür man kämpfen wird, mit wem, gegen wen, im Namen von was für Prinzipien, in wessen Interesse?

In früheren Zeiten, wenn es einen Krieg gab, wusste man wenigstens, wofür man sich hinschlachten liess. — Dieser König hat unseren König beleidigt — also bringen wir seine Untertanen um!“ „Dieser Herrscher will dem unseren seine Provinzen wegnehmen? — Sterben wir also, um seiner Allerchristlichen Majestät dieselbe zu erhalten!“

Man schlug sich wegen der Rivalität der Herrscher Aber was zum Teufel ist die Ursache, dass heute ganze Völker bereit sind, sich aufeinanderzustürzen?

Die Könige haben in den Fragen des Krieges nichts mehr zu sagen.

Das, was die verschiedenen Grossmächte: Deutschland, Frankreich, Russland, England, Oesterreich in diesem Moment zu erobern suchen, ist nicht die militärische Macht; es ist die wirtschaftliche Macht. Es ist das Recht, ihre Waren, ihre Zollbestimmungen ihren Nachbarn aufzuzwingen; das Recht, die in der Industrie zurückgebliebenen Völker auszubeuten; das Recht, Eisenbahnen in den Ländern zu bauen, wo es noch keine gibt, und unter diesem Vorwand die Herren der dortigen Märkte zu werden; schliesslich das Recht, von Zeit zu Zeit einem Nachbarn einen Hafen wegzunehmen, um ihren eigenen Handel neu zu beleben — oder eine Provinz, um den Ueberfluss ihrer Waren loszuwerden.

Wenn wir uns heute schlagen, so ist es, um unseren Grossindustriellen einen Profit von dreissig Prozent, den Finanzbaronen die Herrschaft über die Börse, den Bergwerks- und Eisenbahnaktionären Renten von Hunderttausend Franken zu verschaffen. Dies ist so sehr der Fall, dass, wenn wir nur etwas konsequent wären, wir die Raubvögel auf unseren Fahnen durch das goldene Kalb, die ältesten Wappen durch den Geldsack ersetzen, und die Regimenter, die jetzt die Namen von königlichen Prinzen führen, nach

Finanzgrössen benennen würden. Man wüsste wenigstens, für wen man sich gegenseitig umbringt.

Glossen

Konstatierung

Diese Welt, die u n s angeht, die w i r zu fürchten haben, diese beinahe unsichtbare, unhörbare Welt feinen Befehlens, feinen Gehorchens, eine Welt des „Beinahe“ in jedem Betrachte, häklich, verfänglich, spitzig, zärtlich: ja, sie ist gut verteidigt gegen plumpe Zuschauer und vertrauliche Neugierde! Wir sind in ein strenges Garn und Hemd von Pflichten eingesponnen und k ö n n e n da nicht heraus, — darin eben sind wir „Menschen der Pflicht“, auch wir! Bisweilen, es ist wahr, tanzen wir wohl in unseren „Ketten“ und zwischen unsern „Schwertern“; öfter, es ist nicht minder wahr, knirschen wir darunter und sind ungeduldig über all die heimliche Härte unsres Geschicks. Aber wir mögen tun, was wir wollen: die Tölpel und der Augenschein sagen gegen uns, „das sind Menschen ohne Pflicht“, — wir haben immer die Tölpel und den Augenschein gegen uns! f. n.

Das Berlinen Tageblatt ist interessant

„Die Hochzeit des Barons Alfons Rothschild. (Telegramm unseres Korrespondenten.) London, 19. November. In der Londoner Central-synagoge findet morgen die Hochzeit des Barons Alfons Rothschild aus der Wiener Linie des Hauses Rothschild mit Clarice Sebag-Montefiore, der Tochter von Edmund Sebag-Montefiore, statt. Der Bräutigam hat einen wahren Diamanten- und Perlenregen auf seine Braut herabgehen lassen. Andere Mitglieder des Hauses Rothschild haben der Braut gleichfalls prächtige Juwelen zum Geschenk gemacht. Herr Sebag-Montefiore gibt seiner Tochter Diamanten und Perlen, Broschen und Ringe, sowie wundervolle Brüsseler Spitzen für ihr Brautkleid. Nach der Feier findet ein Empfang bei der Familie der Braut in Bryanston Square statt. Das Haus wird überaus prunkvoll mit Nelken geschmückt, die aus den berühmten Blumenzüchtereien der Baronin Margaret v. Brien in Klingendaal in Holland stammen.“

Tja, der Thiergartenpolitiker Th. W. ist nicht umsonst in Berlin WW beliebt.

Die Herren Männer.

Es gehört in das Sonderprogramm geruhigter Stammtischtrötel, die Suffragetten anzufeixen.

Darüber lässt sich nichts mehr sagen. Es wäre unbillig: Biersauginstrumenten Anstand, primitive Gerechtigkeit abzufordern. In England kämpfen Frauen für eine Idee, der sie freudig Opfer bringen. Das kann ein deutscher Schult- heisskunde nicht kapieren.

Aber wenn sich bessere Köpfe verleiten lassen, mitzutun, wenn (z. B.) Heinrich Ilgenstein die „Gegenwart“ Schreibern öffnet, die folgende Sätze kichern:

„Nachdem sie in ihrem allzu burschikosen Kampfe für das Frauenwahlrecht einige Minister insultiert, Fensterscheiben zerschlagen und den Hungerstreik heldenhaft bestanden haben, sind Englands Amazonen auf eine köstliche Idee gekommen. Nach rührenden Märtyrerqualen im Gefängnis haben sie ihren Feinden in einem 65 Kilometer langen Triumphzug bewiesen, dass sie auch militärischen Strapazen gewachsen sind. In einem langen Zuge, mit braunen Marschkostümen bekleidet, schritten sie Grossbritanniens Hauptstadt zu und zogen daselbst bei Musikbegleitung mit unheimlicher Begeisterung ein.“

ich sage: wenn Das möglich wird, sollte man doch etwas eifriger für die englischen Frauen eintreten. Sonst kommt man in den Verdacht, das „allgemeine Bewusstsein“ zu vertreten, das die Biergäste repräsentieren. F. P.

Die Kultur fliegt

„Marine-Kommandant Admiral Graf Montecucoli beantwortet einzelne im Laufe der Debatte an ihn gestellte Fragen.

„Das Werfen von Bomben aus Flugzeugen, wie es seitens der Italiener in Tripolis vorgekommen ist und auch aus Luftschiffen, könnte wohl nur durch ein internationales Abkommen beseitigt werden. Der Marinekommandant zweifle aber daran, dass die einzelnen Staaten einwilligen würden, sich des **R e c h t e s** auf eine solche Verwendung der Flugfahrzeuge zu begeben. Mit Hydroplanen seien auch schon Versuche gemacht worden, ihre weitere Entwicklung werde im Auge behalten. Sie seien aber, wie der Wettbewerb erwiesen habe, noch nicht so weit gediehen, dass sie den an sie gestellten Anforderungen vollkommen entsprechen könnten.“

Pause in der Arena

Dass nicht die Mittagsglut die Augen blende
Sind Zelte, die wie Segel wehn, gespannt
Des Kampfspiels erster Teil ist jetzt zu Ende,
Arenasklaven tummeln sich im Sand

Und schleifen Sterbende an wunder Lende
Und lösen Schwerter aus gekrampfter Hand
Ein Kreterknabe, den man röchelnd fand,
Bat, dass man seinen Leib der Heimat sende.

Die Senatoren auf den Marmorsitzen
Bereden Hofklatsch und Getreidepreis
Parteikabale und die nächste Wahl.

Des Cäsus Weib trifft sich mit Martial,
Sie lauscht geschmeichelt seinen neusten Witz
Und sagt errötend: „Es ist heut sehr heiss.“

Bonn

Paul Mayer

Ausstellung der Pathetiker

Von Kurt Hiller

I.

Stelit die Jungfrau Annie Amalia Hinterlach im Salon Schulze einige getuschte Maiglöckchen aus, so wird ihr ernstes Wollen von der gesamten Berliner Presse ehrend gebucht. (Selbst dem Stahl entlockt die Hinterlach Funken.) Sobald unter Malern aber **P e r s ö n l i c h k e i t e n** auftauchen, Kerls die was denken, was können, was sind —, inszeniert sich im Blätterwald, wo nicht das Grienen und der psychiatrische Gesichtspunkt, so die gemeinste Totschweigerei. Ich brülle: Dass Kunstfeinde, Temperamentsfeinde, blutleere und denkfaule Spiessbürger (die zum Teil Schmusser mit wenigstens historischer Bildung, teilweise aber direkte Idioten sind) in den öffentlichen, verbreiteten, das Publikum erziehen sollenden Zeitungen die Kunstkritik verwesen dürfen (die Kunst **v e r w e s t** unter ihrem Anhauch) — das ist, gelinde gesprochen, . . . ein Uebelstand. Ein Uebelstand, gegen den stets von neuem Protest erhoben werden muss, und gerade von den Unbeteiligten, zum Beispiel von Literaten. Unsereiner kann sich gegen des Pöbels Dummdreistigkeit . . . wenigstens noch wehren; durch Artikel und Cabarets. Aber ein Maler hat keineswegs die Pflicht, reden zu können; angewiesen darauf, seinen ganzen Hass in die Farben zu werfen, vermag er das Pack nicht unmittelbar zu kompromittieren, sondern wird immer wehrlos sein.

Ich halte die Malerei als Gesamtphänomen für minder wichtig als die Literatur (weil mit Worten alles gesagt werden kann, was durch Malerei sich sagen lässt, und . . . noch einiges mehr); aber vis-à-vis dem Vieh bleibt Kunst Kunst . . . und die Feder mit dem Pinsel solidarisch.

II.

Dieses Grundsätzliche vorausgeschickt, rüste ich mich zu ein paar kurzen (vielfach ablehnenden) Bemerkungen über jene drei jungen Schlesier, die soeben — unter der wenig originellen, aber ganz gemütlichen Firma „Pathetiker,“ — am westlichen Landwehrkanal ausgestellt haben . . . und von keiner berlinischen Zeitung einer Zeile gewürdigt worden sind.

Janthur, Jacob Steinhardt, Ludwig Meidner.

Janthur, ein Könner, bietet übliche, spätimpressionistische Bilder . . . gesunden, sozusagen langsamen Tempos. Gemässigte Linke der (alten) Sezession. Eugen Hammhaft; flott; hell; neu-akademisch, ordentlich und leidenschaftsarm. Er würde, fühlt man, auch ohne Malen bestehen können. Er ist gewiss ein eleganter und kräftiger junger Herr; warum er sich Pathetiker nennt, bleibt dunkel.

Steinhardt bereits nötigt Respekt ab. In seines Willens Zentrum steht die Idee, nicht das Deskribieren. Zionism, malt er mit ernster Liebe und mit tristen Farben altisraelitische Stoffe. Er malt, in graugelben, steinigen, jeremiadischen Tönen, hagere, gedrückte, senile, eilige, verhärmte Menschen, deren zu lange Rümpfe eine un sinnliche Brunst quält. Zwischendurch gibt er Gespenstisch-Aufleuchtendes; ein Blau, ein Gelbrot, ein Russischgrün, das zwischen Todbraunem unheimlich, doch befreiend phosphoresziert; (ich denke an das Bild „Lots Flucht“; mit dem fammenden, aber artikulierten Sodom oben). Steinhardt ist ein Gemenge aus . . . (nicht „Einflüsse“ seien hier festgestellt, sondern Verwandtschaften) aus Greco, Daumier und Lesser Ury; zweifellos verdient er mehr Beachtung und Achtung als, zum Beispiel, der tumultuarische Klexer Beckmann. Gegen ihn liesse sich vorbringen . . . nicht: dass seine Bilder beim ersten Anblick wie Gekröse wirken; aber: dass der wahre Volljude schwerlich jüdisch im Sujet, vielmehr jüdisch in der Modalität sein; kaum Biblisches, Bildungshafes, vergangene Angelegenheiten, eher mit jüdischem Geist (ich meine: mit Geist) Heutiges malen wird. Ein knall-israelisches Edelwesen im Königreich Preussen (1912) sieht nicht aus wie ein naiv-nationaler Reminiscenzenfeierer, sondern intellektuell, zukünftig und zerrissen. Ich erinnere mich einer These des Jacob van Hoddis: „Der Zionismus ist die hysterische Form der Assimilation.“

Ludwig Meidner führt die Gruppe, und er scheint unter den Kumpanen der reichste zu sein. Landschaften haut er (bändigend) hin, die an den herrlichen Schmidt-Rottluff und an Delau-

ney grenzen: . . . vermöge ihres „Pathos“, ihrer (formulierten!) Umsturzfreude; dann wieder exagerative Porträts, deren hervorgetriebene Charakteristik, Skelettkrassheit und Farbenwucht Kokoschka nah ist; vor allem aber Gemälde der Seele, wie jenen (Mombert gewidmeten) Jüngling in der Landschaft, welchem Werk man Tragik und Grösse nicht absprechen darf. Das beste, was Meidner gibt, sind nicht malerische Tricks, Clous, Verblüffungen; sondern: malerische Aussprachen eines Gefühls, eines Erlebens, einer Seelen-Not; (freilich Aussprachen unter Beherrschung des Cloualen). Durch dieses Menschentum, dieses . . . Künstlertum; aber auch durch das (meist erfolgreiche) Bemühen, das mystische Erlebnis zum klaren, eindeutigen Ausdruck zu bringen; also durch das Fehlen eines snobhaften Willens zur Verundeutlichung . . . unterscheidet sich Meidner erfreulich von jenen die gesamte Revolution kompromittierenden (und darum von der Bürgerpresse gut behandelten) Russo-Münchnern à la Kandinsky, deren impotente und nichtmal dekorative Albernheit nur übertroffen wird von der Grandiosität ihres Hochstaplermutes. — Famos, dass Meidner auch von dem Variété-Getue sich fernhält und uninfiziert blieb von der öden neuberliner Aegyptomanie. Hier haben wir jemanden, der kein Geflissentlich-Verschwommener und kein Spielerischer ist, sondern ein Leidend-Gestaltender. Einen mit vielleicht nicht übertrieben hoher Neuheitsrate; dem auch wohl das Wurfmassige, die grosse Linie, die letzte Einfachheit bisher fehlt; der zur . . . (wer versteht mich?) zur heiligen Schönheit noch nicht gelangte; der aber — und dies entscheidet — ein Mensch, ein Mensch, ein Mensch ist.

Gleich den Tannen . . .

Gleich den Tannen des Waldes
Hat dein Nacken
Einen Duft —
Du Grosse, Geliebte!

In den blühenden Wiesen,
Wenn der Juni reift,
Baden deinen Füsse
Und werden geliebt.

Auf deinen Brüsten
Wachsen Opale!
Die glitzern
Im Schnee der Begierde.

Wie Regen
Am Acheron
Fühlt dein Haar der Nackte,
Bronzener Kühle voll.
Deiner Arme Umarmungen,
Sausende Lichtkaskaden,
Trinke ich heisser,
Dunkler Hades.

Charlottenburg

Paul Boldt

Flugplatz

Der Abend frisst sich in den Horizont
Und schwingt hochauf die grossen Purpurfahnen.
Wir stehn und schaun. Das Dunkel schleicht.
Wir ahnen,
Was wir nicht sollten. Ostwärts blasst der Mond.

Der Flieger, der in obern Lüften kreist,
Ist ungewiss, ob er zum Tode reist.
Zum dumpfen Schrei verschlingt sich Knall mit
Knall.

Wir stehn und schaun und warten seinen Fall.
München Hans Baas

Unwetter

Erstarrter Mond steht wächsern,
Weisser Schatten,
Gestorbnes Gesicht,
Ueber mir und der matten
Erde.

Wirft grünes Licht
Wie ein Gewand,
Ein faltiges,
Auf bläuliches Land.

Aber vom Rand
Der Stadt steigt sanft
Wie fingerlose weiche Hand
Und furchtbar drohend wie Tod
Dunkel, namenloses . .

Wächst höher her
Ohne Ton,

Ein leeres langsames Meer —

Erst war es nur wie eine müde
Motte, die auf letzten Häusern kroch;
Jetzt ist es ein schwarz blutendes Loch.

Hat schon
Die Stadt und den halben Himmel verschüttet.

Ach, wär ich geflohn.

Nun ist es zu spät.

Mein Kopf fällt in die
Trostlosen Hände.

Am Horizont ein Schein wie ein Schrei
Kündet

Entsetzen und nahes Ende.

Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf)

Insel der Kalypso

Einsame Brücken schreiten stumm und schwer
hinaus und brechen ab im Ungewissen.
Der nackte Strand stürzt fahl sich in das Meer.
Die Möven schreien in den Finsternissen.

Auswandlerschiffe tosen durch die Nacht.
Ein dumpfer Fernesang. Ein Abschiedslallen.
Ein wirrer Trupp stürmt rasend wie zur Schlacht
ins Meer, aus dem noch seine Lieder schallen.

— So weh tut deiner bangen Lügen Qual.
Um Augen, die zermartert sehen müssen,
wirfst wie im Spiele du mir deinen Schal.

Halt mich. Ich bin so krank und ohne Wehr.
Verdammt und fort — ersticke mich in Küssen.
Hör doch — es brüllt nach mir das kalte Meer.

Richard Oehring

Verwandlung

Wie Himmelsschlüssel blühten die Laternen —
wie war es leicht, dem Kindlichen, zu schwärmen,
Fontänen sangen laut durch alles Lärmen,
die silbern schwebten, klingende Cisternen.

Nah waren alle sich wie Liebespaare.
Wie kranke Kinder waren die Kokotten.
In Strassen ging ich wie in Strahlengrotten
und grüsste gläubig alles Wunderbare.

Ich wills nicht fassen: alles ist zerstört.
Ich trage kaum noch meine Erden schwere.
Ich fühle dumpf: Du hast mich nicht erhört.

Die sanften Abende sind nun entthront.
Zum Himmel schleudern Türme freche Speere.
Aus tiefen Wunden rinnt der rote Mond.

Richard Oehring

Max Reinhardt und der Piz Popena

Peter Scher

Wir waren den ganzen Vormittag auf der Am-
pezzaner Dolomitenstrasse gegangen. Wir kamen
nur langsam vorwärts, denn es war ein glühen-
der Tag; ausserdem hatten wir, Clarissa und
ich, das Kreuz auf uns genommen, einem
Lyriker — um mit seinen eigenen Worten zu
sprechen — die Wunderwelt der Gletscher zu
erschliessen.

Er hiess Erich, stammte aus Dresden und war
mit Clarissa weitläufig verwandt.

Erich war ein guter Junge, der nur etwas leicht
in einen Zustand taumelnder Naturbegeisterung
geriet. Wir fanden es erstaunlich, dass er bei
dieser Veranlagung noch nie in die Berge ge-
kommen war. Aber wir beruhigten uns darüber,

denn wir sahen, dass er das Versäumte mit Ausdauer nachholte.

Es war, ich gestehe es, etwas anstrengend für Clarissa und mich, seiner Naturbegeisterung stand zu halten. Er dampfte förmlich von Erdgeruch und fand für jede neue Erscheinung sogleich das adäquate poetische Bild.

„Seht nur“, schrie er, als wir am Monte Piano standen, „seht nur den grauen Kegel — wie sieht er doch gleich —.“ Er grübelte einen Augenblick, dann jauchzte er: „Ich hab's! Er sieht aus wie ein Riese, dem ein Kübel voll Teig über den Kopf gegossen wurde.“

„Erich“, schrie Clarissa, „du bist wirklich ein Poet!“ Fünf Minuten später brannte er darauf, den Namen einer kleinen Spitze in der Nachbarschaft des Piano zu erfahren.

„Es wird der Pianino sein“, sagte ich eifrig. Aber da machte Clarissa hinter Erichs Rücken beschwörende Bewegungen; mir schien, ich sei doch wohl zu weit gegangen. Erich schwieg einige Minuten nachdenklich, aber da passierten wir die Rienzschlucht. Die „Zinnen“ tauchten auf, und vor uns, in der Ferne, funkelte am Boden der glasgrüne Spiegel des Dürrensees und in der Höhe die Eisfelder des Cristallo. Es war unzweifelhaft, dass dieser Anblick den Verstimnungsprozess in Erichs Seele unterbrechen musste, ehe noch die Bewusstseinsgrenze erreicht war. Er stiess schrille Jubelrufe aus, schüttelte uns beiden die Hände und fand überaus kühne und originelle poetische Vergleiche.

Unter solchen Abwechslungen wandelten wir, keuchend und gentsend, zwischen Bergen dahin. Die Sonne brannte — wie Erich bemerkte — das grüne Glas des Dürrensees zu Milliarden hüpfender Sterne; von dem schwarzen Turm des Popena fiel ein breiter Schlagschatten scharf abgezirkelt auf das Schneefeld des Cristallo.

Erich, von allem diesen besinnungslos, taumelte bereits mit erheblichem Vorsprung vor uns.

Plötzlich rief Clarissa: „Sieh nur, Erich hat Ansch'luss gefunden!“

In der Tat: er unterhielt sich mit einem Mann, der am Rande des Sees auf einem Meilenstein hockte. Beide hatten die Gesichter dem Cristallo zugekehrt. Erich gestikuliert heftig, während der Fremde in der Haltung eines Skeptikers den Kopf wiegte.

Als wir ganz nahe gekommen waren, erhob er sich phlegmatisch.

Erich beeilte sich: „Max, Clarissa — der Herr Doktor ist Berliner!“

Der Doktor verbeugte sich kurz, wobei er immer auf eine merkwürdig charakteristische Art den Kopf wiegte. Dann rutschte er auf seinen

Meilenstein zurück und richtete wehmütig verärgerte Blicke auf die Gletscher.

Wir freuten uns natürlich sehr, hier oben einen Berliner zu finden. Der Doktor schwieg, starrte auf die Berge und beschäftigte sich mit seinem Tik.

Da meldete sich Erich: „Noch eine Ueerraschung —: der Herr ist Theaterkritiker.“

„Uebrigens, Herr Doktor,“ begeisterte sich der unermüdete Lyriker sogleich wieder und sein Gesicht leuchtete vor Freude über seinen Einfall, „übrigens müssen Sie zugeben, dass der grosse Regisseur“ — er hob pathetisch die Hand zum Himmel — „hier ein Meisterstück der Inszenierungskunst geliefert hat!“

Erich sah mit offenem Munde von einem zum andern. Er wartete bestürzt auf ein Kompliment. Aber nichts dergleichen geschah; nur Clarissa stammelte automatisch ihr „Erich, du bist — —!“

Hingegen geschah im nächsten Moment etwas Unerwartetes. Der Doktor, dessen Gesicht sich greulich verzerrt hatte, schnellte von seinem Stein hoch, spuckte aus und fauchte: „Der grosse Regisseur — hä — hä —!“

Wir fuhren erschrocken zurück. Erich duckte sich unter einer unsichtbaren Faust; Clarissa umkrallte meinen Arm.

Der Doktor grinste, liess seinem Tik vollends die Zügel schießen, spuckte abermals aus und wiederholte: „Der grosse Regisseur — hä — hä —!“

Hierauf sank er wieder auf seinen Meilenstein, kratzte sich nervös auf dem Kopfe, brannte seine Shagpipe an und machte eine einladende Geste. Wir gruppierten uns im Halbkreis um ihn.

„Sehn Sie da hinauf,“ begann der Doktor, indem er mit einer schlenkernden Handbewegung auf den Christallo wies, „sehn Sie den Turm da — den Popena — wie wirkt er, he?“

Clarissa und ich sahen uns verlegen an, aber Erich fuhr gleich wie eine Rakete hoch: „Herrlich, herrlich, bester Doktor; der Schatten auf dem Schneefeld — er wirkt wie — wie . . .“

Der Doktor tikte höhnisch und fuhr fort: „Ich will Ihnen sagen, dass ich die Frauentürme in München geliebt habe, weil sie dem Piz hier — in der Form — einigermaßen ähnlich sind. Gott“ — fuhr er nach einer Pause, während welcher er uns der Reihe nach über seine Brillengläser weg grimmig gemustert hatte, mit Leidenschaft fort — „Gott, was hätte ich hier nicht geliebt! Zehn Jahre lang bin ich, Jahr für Jahr, hierher geflogen, wenn es mir in Berlin zu bunt wurde . . . Ich kenne in den

Dolomiten jede Spitze. Keine Gletscherspalte ist mir verborgen geblieben. Sehen Sie da hinauf —“ er wies aufgeregt wackelnd auf den Popena, der plötzlich, da die Sonne von einer Wolke verborgen wurde, schattenlos in düsterem Schwarz brütete, — „da oben bin ich vor acht Jahren beinahe umgekommen.“

Wir starrten alle drei ehrfurchtsvoll hinauf. Erich stammelte, blass vor Bewegung: „Im Ernst — um Gotteswillen!“

Der Doktor schien unsere Teilnahme nicht zu bemerken, er fuhr, wackelnd und fauchend, wie zu sich selber fort: „Der grosse Regisseur! wurde da bemerkt — hä hä — dass ich nicht lache!“

Er wendete sich zu Erich, der etwas gedrückt aussah: „Junger Mann, so habe ich mich auch mal erhitzt. In den ersten Jahren — Gott im Himmel — was waren mir diese Berge! Gigantische Offenbarungen — das ist das mindeste, was ich sagen kann.“

„Sagen wir“, fiel Erich eifrig ein, „Offenbarungen einer gigantischen Inszenierungskunst — da Sie doch Theaterkritiker sind.“

Der Doktor krümmte sich. „Herr“, stöhnte er, „schweigen Sie! Sie wissen nicht, was Sie sagen!“

Wir starrten uns ängstlich an. Clarissa tupfte, hinter dem Rücken des Doktors, an ihre Stirn. Ich wich ihrem Blicke aus und blinzelte nach den Gletschern, über denen eben wieder die Sonne zum Vorschein kam.

Da platzte der Doktor mit der Frage heraus: „Kennen Sie Reinhardt? Max Reinhardt?“

Ich erbleichte. Erich stammelte: „Aber gewiss — Herr Doktor — wen fragen Sie das!“

Der Doktor liess seine scharfen Augen über die Brille weg im Kreise gehen. Sein Kopf wackelte überraschend schnell.

„Nun also,“ schrie er uns ins Gesicht, „dann können Sie sich doch alles denken! Reinhardt hat das Universum inszeniert — niemand anders als Reinhardt. Wo Sie gehen und stehen, ist Reinhardt! Das hier aber“ — er war aufgestanden und bezeichnete mit einer ausholenden Geste den ganzen Umkreis — „das alles ist, n a c h Reinhardt — z w e i t e B e s e t z u n g!“

Er stützte sich erschöpft auf seinen Stock. Clarissa und ich fassten ihn besorgt unter die Arme. Die Gute flüsterte mit Tränen in den Augen: „Der arme Mensch.“ Mir wirbelte der Kopf.

Da fiel es Erich, dem Lyriker, ein, sich gegen den Doktor zu wenden. Er schmetterte feurig los: „Ich gebe zu — ja, ich möchte darauf schwören — dass Reinhardt — als Regisseur

— sozusagen — unvergleichbar — — — aber, lieber Herr Doktor . . .“

„Halt's Maul“, raunzte ich ihn an, „siehst du nicht, wie es um ihn steht!“

Erich schwieg beschämt, und dann redeten wir dem Doktor zu, mit uns zu kommen — wenigstens bis zum nächsten Gasthaus. Dazu war er denn auch bereit. Er schien nun, durch keinen Widerspruch gereizt, fügsam zu werden wie ein Kind. Nur als wir ihm sagten, dass wir ins Ampezzo-Tal wollten, wurde er wieder aufässig. Sein Kopf tikte mit unerhörter Geschwindigkeit; er bewegte andauernd verächtlich die Hand und schrie: „Fauler Zauber! Alles zweite Besetzung! Reinhardt — nur Reinhardt!“ In diesem Zustand brachten wir ihn in das Gasthaus Cimabanchi an der roten Wand. Hier wurde er durch den guten Terlaner wieder so ruhig, dass wir ihn bereden konnten, mit einem gerade vorbeikommenden italienischen Fuhrwerk mit uns nach Cortina zu fahren.

Unterwegs wurde es ganz gemütlich. Wir unterliessen es, mit Rücksicht auf den Doktor, die herrliche Abfahrt ins Tal auffällig zu beobachten. Wir begannen vielmehr einen Skat, in dessen Verlauf es uns gelang, die Aufmerksamkeit des Doktors dauernd von der Landschaft abzulenken. Erich benahm sich dabei wie ein Mann. So kamen wir bis kurz vor Cortina. Ich hatte Clarissa mehrma's ins Bein kneifen müssen, um laute Ausrufe ihres Entzückens zu verhindern. Da musste es, als wir das Lärchenwäldchen vor der Stadt passierten, dem Kutscher einfallen, mit einem Hinweis auf das Zuckerbäckertürmchen der Kirche uns stolz zuzubrüllen: „Il Campanile!“

Es war, als ob der Doktor aus einem Traum erwachte. Er sah auf, umfasste mit einem Blick die Landschaft — links die Christallo-Gruppe, vor uns das grün leuchtende Gelände — und kreischte auf: „Hä hä — da sehen Sie — zweite Besetzung — nichts zu wollen . . . Reinhardt! Reinhardt!“

Wir beruhigten ihn mit grosser Mühe und brachten ihn im Hotel Silvana unter.

Ich telegraphierte am selben Abend: Professor Reinhardt, Europa. Erbitten im Interesse gemütskranken Kritikers sofortige erstklassige Neu-Inszenierung der Dolomiten. Scher.

Das traurige Erlebnis wirkte tief auf mein empfängliches Gemüt. Was war es nur? Die Halluzinationen des Doktors schienen mit unheimlich suggestiver Kraft auf mich einzustürmen. Als ich am nächsten Morgen vom Balkon des Hotels aus die Cristallo-Gruppe in ihrer ganzen Breite vor mir ragen sah, fühlte ich mich

gleichwohl im Innersten erkältet. Eine geheimnisvolle Stimme raunte mir zu: Solltest du das bei Reinhardt nicht schon stärker empfunden haben?

Doch genug der Grübeleien. Ich höre Erich und Clarissa die Treppe heraufkommen; sie werden mir Nachricht von unserem Doktor bringen. Und dann das Telegramm! Heute muss ja wohl die Antwort kommen.

Es wird am Ende doch noch alles gut.

Der Fremde

Roman von René Schickele

(5. Fortsetzung)

VI.

Die Engel sind Wesen, deren Vollkommenheit darin beruht, dass ihnen alle möglichen Arten von Wollüsten ohne Zuhilfenahme grober fleischlicher Mechaniken vertraut und zugänglich sind. Ein Dutzend Jahre und selten länger kann der Mensch ein Engel sein. Dann erfolgt der jämmerliche Sündenfall, da anatomische Tatsachen ihm wie ein böses, geschlechtliches Zeremoniell veranschaulicht werden. Niemals wieder hat der Mensch eine so traurige und böse Vision des Fleisches; sie verlässt ihn nicht . . .

Dieses unerhörte Geheimnis: wie die Kinder zur Welt kommen, erfuhr Paul Merkel durch seinen Freund Alfred, den Sohn des Rechtsanwalts Brauer, der eine Villa vor der Stadt bewohnte. Es wurde ihm auf der Gartenterrasse in einer Dämmerstunde des September offenbart.

Alfred schilderte den Vorgang, so gut er konnte, Alfreds Schwester, die dreizehnjährige Henriette, die Paul seit einigen Tagen küsste, hörte mit grossen Augen zu. Paul hatte ihr vor einer Stunde vorgeworfen, dass sie nichts von der grossen Liebe verstünde, und dass er sie deshalb freigäbe.

Sie fand ein unbändiges Vergnügen darin, sich von Paul kitzeln zu lassen. Sie war ein Engel. In den andächtigsten Umarmungen, in die Paul sie hüllte, liess sie sich zu Boden fallen, stiess sie kleine Schreie aus, biss sie ihn in die Lippen und befahl mit bösem Gesicht, dass er sie kitzele. Sie rollte sich über den Boden, kicherte und stöhnte und stachelte ihn mit einem „Ich liebe dich“, das sie immerzu hervorstiess, so lange an, bis Paul wütend und aufgeregt auf einen Stuhl sank. Fräulein Henriette aber zog mit dem Fuss die Röcke über die Strümpfe, ordnete sorgfältig ihr Haar, legte sich, die Arme unter dem Kopf verschränkt, auf den Rücken und lächelte eine Weile unbeweglich zur Decke

empor. Anfänglich war Paul entzückt gewesen und geschmeichelt, weil Henriette still gehalten hatte, als er zum ersten Mal ihren Mund küsste, und weil sie ihm gleich mit ihren bösen Augen gedroht hatte: „Wenn du mich verrätst, töte ich dich“ . . . Aber sie war ihm nachgerade unheimlich geworden. Einmal hatte er knieend ihr Kleid geküsst und ihre Beine umklammert. Sie hatte ihn zuerst gestreichelt und dann mit der Faust auf den Kopf geschlagen. Er hatte nur „Nicht Henriette!“ gerufen und den Kopf in ihren Rock gewühlt, dann hatte sie noch einmal geschlagen und gelacht. Ein andermal war sie Paul, als er sich abends von ihren Eltern verabschiedet hatte, in den Flur gefolgt. Er wollte sie küssen, sie zerkratzte ihm das Gesicht und lief davon.

Aber wie Alfred flüsternd die ungeheuerlichen Wahrheiten vor ihm und Henriette enthüllte, fühlte Paul sich seltsam zu ihr hingezogen . . . Keiner wagte den andern anzusehen. Es traten lange Pausen ein . . . Wenn Alfred wieder das Wort ergriff, stockte seine Stimme, und die beiden andern schauerten. Sie hielten den Atem an. Paul fühlte die Liebkosungen über seinen Körper rinnen, die er jedesmal verspürte, wenn Henriette mit ungeordneten Kleidern vor ihm auf dem Boden lag. Und zugleich stieg eine grosse zärtliche Liebe zu ihr in seinem Herzen auf; er verzehrte sich vor Sehnsucht, sie auf die Stirn zu küssen. Er wollte sie irgendwie vom Tode retten und mit ihr fliehen. Man sollte ihr Unrecht tun, er wollte sie trösten, wenn sie an seiner Brust weinte. Sie dürfte ihn schlagen, launisch sein. Sie war ein brennendes Feuer, das er hütete, . . . und er wollte Kinder mit ihr zeugen.

Er zuckte zusammen, seine Blicke hingen sich an Henriettes lange Beine, die in der Dämmerung geheimnisvoll hin- und herpendelten.

Alfred hatte seine Geschichte oft genug wiederholt, er fragte:

— Habt ihr begriffen?

Keiner antwortete. Alfred zog eine Grimasse.

— Ihr fürchtet euch wohl?

Henriette stand auf.

— Du bist ein Schwein! schrie sie ihrem Bruder ins Gesicht und lief wie gehetzt ins Zimmer, ohne Paul anzusehen.

Die Knaben waren bleich geworden. Sie sahen einander in die Augen. Aus dem Zimmer hörten sie die laute Stimme des Rechtsanwalts.

— Sie sagt ihm alles, flüsterte Alfred. Sie lauschten.

— Alfred!

Der Junge zuckte zusammen.

— Geh, geh, dein Vater!

Paul konnte kaum sprechen. Alfred ging langsam ins Zimmer.

Die Stimme des Rechtsanwalts. Der Schall einer Ohrfeige. Ein Angstgeheul.

Paul blieb erstarrt auf seinem Stuhl sitzen und lauschte. Das Geheul und die Stimme entfernten sich. Türen schlugen, und Alfreds Mutter trat auf die Terrasse.

— Herr Merkel, Ihre Mutter wird Sie erwarten. Paul sprang auf, verbeugte sich flüchtig und eilte die Treppe hinunter.

— Ihr Hut, Herr Merkel.

Er hörte rufen, aber er lief zum Gartentor, stiess es auf und schoss in die Nacht hinaus. Als seine Haustür hinter ihm zuschlug, atmete er auf . . .

Paul konnte keinen Schlaf finden. Sein Körper brannte.

Er öffnete das Fenster und legte sich ganz nackt in den breiten Mondstrahl auf den Boden. Er glaubte, dass das grüne Licht hart und kühl sei. Er verfiel in einen Halbschlaf, wüste Bilder jagten an ihm vorüber. Schliesslich wälzte sich Henriette nackt auf ihm herum und schrie, er umklammerte sie, sie würgte ihn, und er rief um Hilfe. Sie presste ihre geöffneten Lippen auf seinen Mund, da wurde ihm heiss und wohl. Er hielt sie, aber sie riss sich los und lief davon. Er sah sie die Terrasse hinunterfallen.

Paul wachte mit einem Schrei auf. Ihn fror, seine Zähne schlugen zusammen. Sein Kopf war dumpf und schwer. Er ballte die Hände vor Scham und Ekel, und er fürchtete sich allein zu sein.

Er klopfte an die Tür seiner Mutter.

Er hörte sie aus dem Bett springen.

— Gleich, mein Liebling . . . was fehlt dir? . . . so sprich doch! — . . .

Er antwortete, dass er vor Kopfschmerzen nicht schlafen könne.

— Leg dich nur, ich komme gleich.

Paul wankte zum Bett. Er sah die Bilder aus seinem Traum in einer grellen und doch weichen Beleuchtung, und sie waren nur die Zeichen einer kindlichen Zärtlichkeit. Er zündete die Lampe an, nahm die „Nachfolge Christi“, die auf dem Nachttisch lag, und las. Bald hörte er silberne Stimmen, die eine die andre ablösten. „Selig die Seele, die den Herrn reden hört! Selig die Ohren, die das leise Wehen des göttlichen Geistes vernehmen und auf das Geräusch dieser Welt nicht achten.“

„Selig die Augen, die für das Aeussere geschlossen und nur auf das Innere gerichtet sind.“

„Selig, die in das Innere eindringen und durch tägliche Uebung die himmlischen Geheimnisse immer mehr zu enthüllen suchen.“

Und nun fiel eine Stimme ein, tief und breit wie ein Meeresstrom, der durch regenbogenfarbige Räume dunkelglühend dahinströmt.

„So spricht die Stimme Gottes: Ich bin dein Ziel, dein Friede und dein Leben. Bleibe stets mir zugewandt, so wirst du immer Frieden finden. Lass alles Vergängliche fallen und suche das Ewige.“

Die silbernen Stimmen antworteten im Chor aus der schimmernden Höhe:

„Die göttliche Liebe ist etwas Grosses: alles Schwere macht sie leicht, und alles Elend lässt sie mit Gleichmut ertragen. Nichts ist höher, nichts mächtiger, nichts erhabener, nichts umfassender, nichts erfreulicher, nichts vollkommener, nichts besser im Himmel und auf der Erde, als die Liebe, denn die Liebe ist aus Gott geboren, sie steigt über alles Geschaffene empor, um in Gott zu leben. Wer von dieser göttlichen Liebe erfüllt ist, gibt alles für alles in allem, weil er über allem in dem einen Höchsten ruht, aus dem alles Gute fliesst und hervorstrahlt. Die Liebe wacht und schläft selbst im Schlafe nicht. Kein Schrecken erschreckt sie, sondern gleich einer lebendigen Flamme und brennenden Fackel bricht sie sich Bahn und dringt mächtig empor.“

Als Frau Yvonne ins Zimmer trat, sagte Paul: — Ich will Priester werden, ich will die göttliche Liebe lieben. Ich will ersterben in ihr . . . Und er hörte seine Stimme, die in der schimmernden Höhe sang . . .

Frau Yvonne blieb stehen und forschte in seinem Gesicht. Dann setzte sie sich zu ihm ans Bett und nahm seine Hand.

— Erzähle, was mit dir los ist.

— Dann lösche zuerst die Lampe aus, bat er. Er begann damit, dass er den Namen Henriettes nannte. Frau Yvonne half ihm, sie rief, Paul beichtete, als ob ein Priester an seinem Lager sässe. Frau Yvonne hatte die Beine übereinander geschlagen und den Kopf mit der linken Hand auf die Kniee gestützt. Sie spielte mit der andern Hand an den Fransen der Bettdecke . . . Paul unterbrach seine Beichte, um zu fragen, ob es so richtig sei, wie Alfred erzählte.

— Ungefähr, sagte sie. Aber das ist eine Geschichte, die du heute oder morgen erfahren musstest. Es wäre lächerlich, wenn du dich deshalb aufregtest. Erzähle weiter.

Sie sah ihn an. Sein schmales Gesicht schien fahl aus dem Halbdunkel des Zimmers. Um

seine grossen, nassen Augen liefen dunkle Ringe. Er sprach fiebernd vor sich hin und hielt die Hände krampfhaft gefaltet unter dem Kinn. Manchmal entrang sich seiner Brust ein dumpfes Schluchzen, das er gar nicht wahrnahm. Seine Blicke irrten im Zimmer umher. Paul hatte die Erzählung beendet. Er erwartete nicht, dass seine Mutter antwortete. Er fühlte sich befreit und froh und sagte gleich:

— Gute Nacht, Mutter.

Sie hatte die Kissen unter seinem Kopf geordnet und war auf ihrem Stuhl zusammengesunken. Frau Yvonne lauschte Pauls Atemzügen und rührte sich nicht. Da sah sie ein Buch auf dem Boden liegen. Sie hob es auf und begann darin zu blättern. Es war die „Nachfolge Christi“. Sie erhob sich und ging auf den Fussspitzen zum Fenster, sie stand im Mondlicht und las . . . Ging leise zurück und liess sich auf den Stuhl fallen. Ihre Hand suchte Pauls Hand.

— Paul, schläfst du?

— Mutter?

— Verstehst du mich?

Paul setzte sich aufrecht.

— Lies viel in der „Nachfolge Christi“, sie wird dich lehren, wie man lieben muss. Ganz anders, als du glaubst.

Sie stockte. Dann warf sie lächelnd den Kopf zurück und sagte:

— Gute Nacht, mein Liebling, liebe unterdessen deine Mutter so viel du kannst, sie liebt dich über alles und betet für dich.

— Mutter, ich liebe Henriette wie nie, obwohl sie schlecht ist.

Frau Yvonne zuckte mit der Achsel.

— Henriette ist vielleicht nicht schlecht, aber sie liebt dich nicht. Sie weiss nicht, was Liebe ist.

— Das habe ich ihr auch gesagt.

— Siehst du!

— Ja.

Paul fiel zurück und schlief weiter. —

Weil Fräulein Henriette ihren Eltern erzählt hatte, Paul Merkel habe Alfred angestiftet, die schmutzige Geschichte vor ihr zu erzählen, und dass Paul sie einmal sogar habe küssen wollen, verbot der Rechtsanwalt seinem Sohn, mit Paul zu verkehren. Daraus entstand eine schwermütige, angstvolle Freundschaft. Paul liebte seinen Freund so, wie er Henriette hätte lieben wollen, schwärmerisch, stündlich und mit jedem Gedanken. Und Alfred hatte sich während der Zehnminutenpause in einem Winkel des Schulhofes an Paul gelehnt, mit strahlenden Augen zu ihm emporgesehen:

— Alles täte ich für dich . . .

Paul fühlte in einem stillen Triumph des Sieges

und der Erfüllung, dass er zum ersten Male glücklich war.

Henriette hiess seine heimliche, seine lüsterne Liebe. Er glaubte, dass sie beide durch eine schillernde Schmach unzertrennlich verbunden seien, und dass alle seine Sünden und alle Sünden, die Henriette in Zukunft beginge, den Ursprung in den Minuten hätten, als sie mit zerwühlten Kleidern vor ihm am Boden lag. Sie sündigten gemeinsam in Gedanken aneinander. Das stiess Paul in jene mytische Lüsterheit, die die giftigste Spielart der Romantik ist.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

ALICE BEREND, DIE REISE DES HERRN SEBASTIAN WENZEL. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.) S. Fischer, Verlag, Berlin. Gebunden Mk. 1,—, in Leinen Mk. 1,25.

Humoristische Romane sind nichts Häufiges in unserer zeitgenössischen Literatur, der humoristische Roman einer Frau ist fast ein Unikum. Alice Berend hat diese Gabe des Humors, der uns schon durch den blossen Tonfall der Sätze in seine Atmosphäre zieht. Sie pointiert und bleibt doch immer im Erzählen; sie karikiert, aber die Uebertreibung erhöht die Lebenswahrheit. Und ihr Herr Wenzel, ein Subalterner, der ein Vermögen geerbt hat, ein pedantisches, sauberes, ängstliches, hagestolzes Ding von einem Menschen, das sich vor jedem Luftzug freieren Gefühls, vor jeder Versuchung der Selbstverschwendung peinlichst in acht nimmt, ist fast zu einem Urtypus geraten, zum Erzphilister, von dem man schliesslich nicht weiss: soll man wütend über ihn werden oder ihn bemitleiden; jedenfalls lacht man über ihn, bis man am Ende mit einemmal über ihn lächelt, als er, hoch in die Jahre gekommen, die Erkenntnis beweist: „Jeder Mensch ist ein wenig Held. Weil er sein Leben einrichten muss und doch weiss, dass der Tod auf ihn wartet.“

PAUL SCHLENTHER, GERHART HAUPTMANN Leben und Werke. Neue vollständig umgearbeitete Ausgabe. Mit 8 Abbildungen. (S. Fischer, Verlag, Berlin) Grheftet Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,—.

Paul Schlenther's Buch über Hauptmann, das im Jahre 1897 erschien, reichte bis zur „Versunkenen Glocke“ und schloss mit den Worten: „Wir sind des Kommenden gewärtig.“ Fünfzehn Jahre einer reichen Produktion sind seitdem „gekommen“, und Schlenther hat jetzt, zum 50. Geburtstag des Dichters, sein Werk bis zur gegenwärtigen Zeit weitergeführt. Die Methode ist die alte geblieben, d. h.: die einzelnen Werke werden nach der Zeit ihres Entstehens besprochen und untereinander und mit dem Leben des Dichters in Verbindung gesetzt. Das Leben empfängt Licht von dem Werke und die Werke vom Leben. Niemand war berufener als Schlenther, dieses Buch zu schreiben; der geschulte Philologe, der praktische Theatermann, der aus dem Leben schöpfende Schriftsteller und nicht zuletzt der Weggenosse und Freund Hauptmanns vereinigten sich in ihm, sein Buch zu einem authentischen zu machen.

Zeitschriftenschau

PAN. Nummer 8 enthält: Alfred Kerr: Der fünfzigste Geburtstag; Ludwig Thoma: Balkan; Regierungsräte; Kurt Hiller: Gegen einen Anwurf u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

KAIN. Herausgeber Erich Mühsam. Das Novemberheft enthält: Für den Frieden; Münchener Theater; Tagebuch aus dem Gefängnis u. a. Das Heft kostet 30 Pfg.

DIE FÄCKEL. Herausgeber Karl Kraus. Die Nr. 360-361-362 enthält: Glossen; Notizen; Nachts; Wenn wir Toten erwachen etc. Alles von Kraus!

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Herausgeber Dr. Bloch. Heft 23 enthält: Max Schippel: Petroleum-Monopol; Ed. Bernstein: Wissenschaft; Werturteile und Partei; Karl Leuthner: Das Balkanproblem und Oesterreich u. a.

DEUTSCHE RUNDSCHAU. Herausgeber Julius Rodenberg, (Verlag Gebrüder Paetel in Berlin). Das Novemberheft bringt den Schluss der Publikation über „Gottfried Keller und das Dunckersche Haus in Berlin“ von Professor Dr. Emil Ermatinger. Der Wiener Historiker August Fournier führt seinen Aufsatz über die „Geheimpolizei auf dem Wiener Kongress“ fort. Professor Johannes Haller behandelt in einer eingehenden Studie Pius II., einen der Renaissancepäpste. Johannes Wendland spricht über Schleiermacher als Patriot und Politiker u. a.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 47: Maria Magdalene. Von S. J. — Der Bettler. Von Peter Hamecher. — Filmpolitik und Filmzensur. Von W. Fred. — Liebe. Von Franz Molnar. — Mizzi Jeritza. Von Hans Winand u. a.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

VICTOR HADWIGER. Wenn unter uns ein Wanderer ist. Gedichte. (A. R. Meyer, Verlag, Wilmersdorf.) Geh. 50 Pfg.

ELSE LASKER-SCHUELER. Hebräische Balladen. (Ebenda.) Preis 50 Pfg.

FELIX POPPENBERG. Maskenzüge. (Erich Reiss, Verlag, Berlin W. 62.) Geh. Mk. 4,—.

GERHART HAUPTMANN. Atlantis. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 5,—.

J. ANCKER-LARSEN. Pastor Nemos Heimsuchung. Roman. (Erich Reiss, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 3,—.

PAUL FREMEAUX. Napoleons letzte Tage. (Pan-Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 4,—.

JAKOB SCHAFFNER: DIE GOLDENE FRATZE Novellen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geheftet Mk. 4,—, in Leinen Mk. 5,—.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Das Ende der Fleischnot — Ferdinand Hardekopf: Der Gedanken-Strich — Ferdinand Hardekopf: Der Unterprimaner — Kurt Hiller Ferdinand Hardekopf — Alfred Wolfenstein: Solitude Paul Boldt: Novemberabend — Hellmuth Wetzel: Der Gequälte — Alfred Lichtenstein: Ueberfall — René Schickele: Der Fremde — Das prinzipielle Zentralorgan — Lesefrucht — Franz Jung: Anmerkungen — Max Oppenheimer: Ferdinand Hardekopf (für die AKTION gezeichnet).

In den nächsten Tagen erscheint:

SONNENLAND

EIN BUCH DER SEHNSUCHT
VON JOSEF KARL RATISLAV

SÄCULUM-VERLAG BERLIN S14

Johannes R. Becher

Erde

Ein Roman. 1912. Geh. Mk. 3,—, Geb. Mk. 4.50

Die Gnade eines Frühlings

Dichtungen. 1912. Geh. Mk. 3,—

Der Ringende

Kleist-Hymne. 1911. Preis Mk. —.75 u. Mk. 10.—

DAS ERSTE JAHR

des Verlages

Heinrich F. S. Bachmair

Diesen illustrierten Katalog versenden
wir kostenfrei an jede Adresse

Verlag Heinrich F. S. Bachmair

München 2, Kurfürstenstrasse 39

Eine AKTIONS-Kunstpostkarte

Max Oppenheimers August Strindberg-Zeichnung ist als Ansichtskarte in unserem Verlage erschienen. Sie soll für die Aktion Propaganda machen. Wir empfehlen unseren Freunden, für ihre Korrespondenz diese Postkarte zu verwenden.

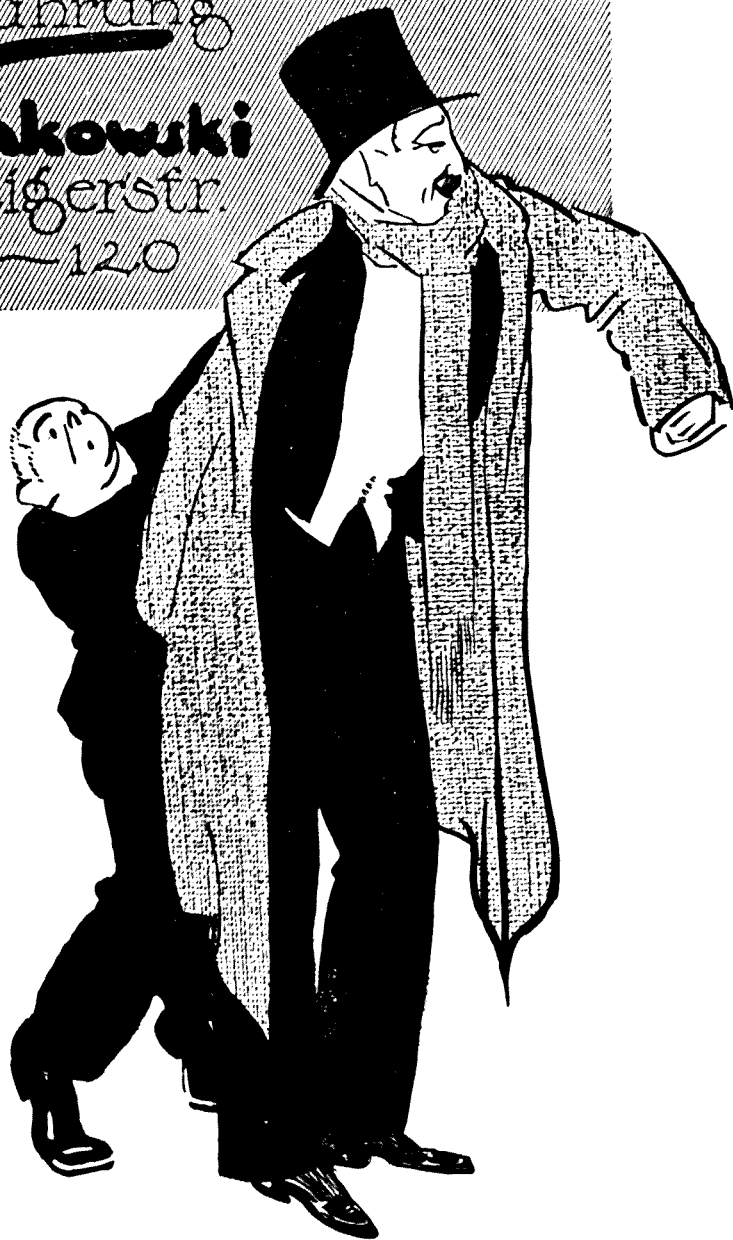
Zeitungsausschnitte

liefert im Original über jedes Gebiet
sofort nach Erscheinen

Klose & Seidel, Bureau für Zeitungsausschnitte
BERLIN NO 43, Georgenkirchplatz 21
Prospekte gratis! Erste Referenzen!

Vornehme Herren Garderobe
nach Mass in eleganter
Ausführung

Klinkowski
Leipzigerstr.
119-120



Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 48

INHALT

René Schickele	Ein Tag Republik!
René Schickele	Worte zu einem Tanz
René Schickele	Auf einer Postkarte
René Schickele	Vision
René Schickele	Der Fremde
Ernst Stadler	René Schickele
Paul Boldt	Erwachsene Mädchen

Erklärung — Als er wiederkam — Die Ange-
klagte — Literarische Neuerscheinungen

Max Oppenheimer: Bildnis des René Schickele.

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLAG VON PAUL CASSIRER IN BERLIN

MEINE FREUNDIN LO

EINE GESCHICHTE AUS PARIS
VON RENÉ SCHICKELE

Broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark

AUS DEN BESPRECHUNGEN:

„Lo, die kleine Pariser Komödiantin, gehört dem französischen Poeten. Doch sie hat die Blutkrankheit, dass sie niemals mehr als drei Monate bei einem Geliebten bleiben kann. So gerät sie denn in die Liebe zu dem deutschen Poeten. Ein Idyll auf dem Lande bei Paris beginnt ganz heimlich, frisch, sorgfältig, humorvoll geschildert. Sommerstille, Picknicks bei Mondleuchten, ähnliches helles Geschehen. Es wird herbstlich, es wird dunkel in Lo, ihre dreimonatliche Liebe löscht aus, um sich an einem braven verheirateten, karrierewütigen Landsmann und Deputierten neu zu entzünden. Das ist so hin erzählt: mit einer nicht häufigen Grazie.“ SOZIALISTISCHE MONATSCHEFTE

„Mit so reinem und einfachem Ausklang schliesst diese Geschichte, die erzählt ist mit Leichtigkeit und Sachlichkeit, die man Virtuosität zu nennen versucht wäre, wenn diesem Worte nicht der üble Begriff des mühsam Erlernten anhaftete. Sie ist kühn und zart, ironisch und fröhlich und ganz eingetaucht in eine verhaltene Innigkeit, die niemals ins Pathetische, nie ins Sentimentale fällt. Sie hinterlässt im Blut einen leisen Rausch, wie der Klang einer alten Geige oder der Duft von feuchten Wiesen im Frühling.“ HEIDELBERGER ZEITUNG

„Leicht fließt alles in sehnsüchtiger Schönheit dahin, symbolisierende Szenen werden nicht durchschnitten von philosophierenden Weisheitssprüchen. Die Kennerschaft der Frau gibt Schickele mit der ruhigen Gebärde der Selbstverständlichkeit. Ohne das Gemüt sonderlich zu betonen, wird eine zärtliche Innigkeit lautbar.“ LITER. ECHO

„Und all das ist voll köstlich lächelnder Bissigkeit und katzenhaft graziöser Lebenstücke.“

MUENCHENER NEUESTE NACHRICHTEN

„René Schickele pétille d'esprit, son style a une saveur capiteuse. Il est souvent question de champagne dans cette oeuvre: elle n'est elle-même que la mousse légère débordant des coupes.“ REVUE GERMANIQUE

Soeben erschienen:

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit BEGLEITWORTEN
von FRANZ BLEI und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von MAX OPPENHEIMER

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—

In den nächsten Tagen erscheint:

SONNENLAND
EIN BUCH DER SEHNSUCHT
VON JOSEF KARL RATISLAV

SÄCULUM-VERLAG BERLIN S 14.

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 49 :: 4. Dez.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

EIN TAG REPUBLIK!

Der Garten, worin ich wohnte, war dunkel geworden. In diesen Abendstunden konnte man nicht mehr glauben, dass Paris, das grosse, laute, schillernde Paris so nahe war; man fühlte sich wie in einem entlegenen Dorf. Aber ich wusste, dass jetzt in Paris die Abendblätter ausgerufen wurden, dass es die Stunde des kurzen, heftigen Fiebers war, das die Hauptstadt jeden Abend schüttelt. Wer einmal den Schauer der seltsamen Ekstase verspürt hat, die da am Abend ausbricht, wenn alle Lichter auf-flammen, die Zeitungsverkäufer wie Besessene durch die Strassen rennen, und aller Lärm in grösseren Wogen schlägt, wen einmal diese Pariser Flut mitgerissen, der weiss, welche kostbare Lebensenergie die Politik birgt, selbst wenn sie nur in skandalösen Soublättern verabreicht wird. Und wenn er dann bis zur Place de la République ging, in deren Nebenstrassen die grossen Versammlungsräume liegen, und sich unter die Tausenden mischte, die darauf warteten, dass die Türen von Tivoli-Vauxhal sich öffneten, der versteht, dass die Politik keine eitle Personenfrage, kein „Arrangement“ und nicht einmal ein Sport ist, sondern der Lebensnerv eines ganzen Volkes. Hunger, Ehrgeiz, Liebe.

Wir sassen auf der Terrasse, die in den dunklen Garten hinausragte, und sprachen vom General d'Amade, der seine Regierung in einem Interview blamierte und deshalb zur Disposition gestellt wurde. Die Zeitungen erzählten: Brun, General und Kriegsminister, habe d'Amade freundschaftlich empfangen und ihm gesagt, dass er ihn leider wegen seiner unvorsichtigen Rede bestrafen müsse. D'Amade erwiderte, dass er sich versündigt habe, und dass er bereit sei,

ohne Murren die Konsequenzen zu tragen. Der Kriegsminister und d'Amade gingen zusammen zu Briand, und der Ministerpräsident versicherte dem General, dass er noch niemals, seit er zur Macht gelangt sei, so ungern bestraft habe. Sie schieden als Freunde.

Jemand sagte: Und wenn die Republik nur soviel wert wäre, dass in ihr die Menschenwürde unter allen Umständen gewahrt bleibt und kein Bürger „geschmissen“ oder von den oberen Instanzen ausgeflegelt wird, weil er Unrecht getan hat, und dass selbst der Verbrecher ohne Rancune gerichtet wird, wenn die Republik nur diesen einzigen Wert hätte, wer dürfte es wagen, ihre Ueberlegenheit über alle Herrenregime abzuerkennen, die aus Menschen Beamte mit besonderen anormalen Organen und widersinnigen Funktionen macht und eine Nation in zwei Teile spaltet: in Bürger und in Vorgesetzte?

„Hier“ — der so sprach, nahm eine Zeitung zur Hand und deutete auf einen Artikel — „hier, bitte lesen Sie und sagen Sie mir, was in anderen Ländern geschehen wäre, wenn vollkommen ausgehungerte Fischer sich gegen die heilige durch vierhundert Gendarmen vertretene Staatsgewalt empört hätten, gegen vierhundert Gendarmen und achthundert Soldaten, die wohl schiessen und stechen, aber kein Brot geben konnten. Es ist zu verstehen, dass man gegen verzweifelte Massen, die das Leben ihrer Arbeitgeber bedrohen, die bewaffnete Macht aufbietet.

Die Haut eines Fabrikanten hat ebenso viel Wert, wie die eines Arbeiters. Der Proletarier, der die Insurrektion predigt, stellt die Machtfrage. Wenn er der Stärkere wäre, so würde er „Recht“ behalten, da nach Bismarcks Wort das

einziges politische Kriterium der Erfolg ist. Aber da er nun einmal nicht Recht behält, warum die Insurrektion predigen? Jedenfalls, in Douarez, einer normannischen Hafenstadt, war es bei diesem Fischerstreik so weit gekommen. Nachdem sie lange ausgeblieben waren, sind die Sardinien in diesem Jahr so zahlreich gekommen, dass die Fabriken nur einen minimalen Teil aufkaufen konnten. Die Preise, die an die Fischer gezahlt wurden, waren danach. Die Fischer flehten die Fabriken an, ihnen die Millionen Sardinien abzunehmen. Sie hatten die vergangenen Jahre gedarbt, weil der Sardinienfang nichts getaugt hatte, jetzt hungerten sie, weil er über die Leistungskraft der Fabriken ging und die vollen Schiffe wieder geleert werden mussten. Gestern, Sonntag, traf Chéron, Unterstaatssekretär des Marineministeriums, in Douarez ein. Er verhandelte mit den Fabrikanten, er verhandelte mit den Fischern. Er brachte Fabrikanten und Fischer zusammen und wich nicht, bis sie sich geeignet hatten. Unterdessen belagerte die Fischerbevölkerung das Haus, worin die Verhandlungen stattfanden. Chéron wollte auf die Strasse hinaus, um zu reden. Er fand keinen Platz und musste den Balkon des Hauses besteigen. Man empfing ihn eher unfreundlich. Aber Chéron sprach. Er teilte der schwarzen Masse, die in der Strasse angestaunt war, den Gang der Verhandlungen mit und zeigte, dass er den einzigen möglichen Ausweg gewählt habe, nämlich einen Kompromiss zwischen Fabrikanten und Fischern, der wenigstens die Friedensmöglichkeit wiedergebe. Er überzeugte die Masse. Er war mit Pfeifen und Heulen empfangen worden und schloss unter dem einmütigen Beifall seiner Zuhörer. Er hatte sie gar nicht „beschwatzt“, sondern nur zweierlei getan: sie von seiner Unparteilichkeit und seinem guten Willen überzeugt, indem er ihnen seine Bemühungen um die friedliche Lösung des Konfliktes schilderte, und dann hatte er nicht als „Autorität“, nicht als Machthaber, sondern als ein eingesetzter Vermittler zu ihnen gesprochen, dessen Pflicht war, das Leben der Fabrikanten zu schützen und zugleich dafür zu sorgen, dass den Fischern nebst der Gerechtigkeit das Nötige zum Leben zuteil werde.

Was Chéron tat, hat Clémenceau lange vor ihm getan. Die Republik ist nicht nur ein Regime. Sie ist eine Moral.“

Ich musste nach Paris, die Abendblätter kaufen. Auf dem kleinen offenen Bahnhof war kein Mensch. Dann erschienen zwei Beamte, schlendernden Ganges, eine Zigarette im Mundwinkel,

und machten sich ein wenig an den Hebeln des Signalapparates zu schaffen. Schon glühten die zwei roten Stieraugen einer Lokomotive an der Biegung. Die Beamten warfen die Zigaretten fort und nahmen ihre Stellungen ein. Und als der Zug weiter fuhr, sah ich sie wieder langsam davonschlendern, ich weiss nicht, wohin. Wahrscheinlich bleiben sie ganz in der Nähe. Aber der Bahnhof ist so dunkel zwischen den vier Lichtunzeln an seinen vier Enden, dass meine Freunde wie durch einen Zauber aus der Nacht auftauchten, wenn ein Zug sich nähert, und gleich wieder darin untertauchten, sobald er vorbei ist.

Eine halbe Stunde später war ich vor einem Café des Boulevards St. Michel und las: Der Arbeitsminister Viviani hat einen 132 Meter hohen Eisenbahnviadukt eingeweiht, den höchster Welt. Er hat das Glas erhoben „auf den Ruhm des menschlichen Geistes und aller Arbeiter, die den kühnen Plan erdacht und ausgeführt haben.“ Und er hat die Republik gepriesen. Der Ackerbaumeister Ruau hat ein Denkmal für die Freiheitskämpfer der Dordogne eingeweiht, der Präsident Fallières ein anderes für einen „Vorkämpfer der Republik“, der Kriegsminister war beim „Verein der ehemaligen Unteroffiziere“, Chéron in Douarez bei den Streikenden, Aristide Briand in Périgneux bei den Arbeitern, die seine schönen Augen mehr lieben, als den Bart von Jaurès. Alle haben die Republik gepriesen. Es ist kein Kunststück, das Regime zu loben, unter dem man lebt. Von dem man lebt. Aber ich war doch seltsam bewegt. Aus allen diesen Reden, die an literarischem und soziologischem Wert die meisten Versuche unserer eigenen Minister übertrafen, drang ein so starker Klang von aufrichtiger Freiheitsliebe, von Gemeinschaftsgefühl mit allen Klassen des Volkes, mit allen vorwärtsdrängenden Ideen der Zeit, dass mir plötzlich dieser Sonntag Frankreichs vom starken Tonfall der verwandten Reden wie von einem frohen weltlichen Geläut zu singen schien.

In der Nacht las ich, unter der Lampe, vor dem tiefen Schweigen, dass das flimmernde Paris wie mit einem grossen schwarzen Wall umgab, alles, was die Unzufriedenen und die Feinde gegen die Republik vorzubringen hatten. Und mir erschien auch der massloseste Hass noch als eine brennende Blüte am Mutterbaum, dessen Schössling die achtzehnjährigen Kämpfer von 1792 mit ihren Holzschuhen im Boden festgetreten — und der wachsen wird, bis er mit seinem flammenden Geäst die Welt bedeckt.

Glossen

Die Angeklagte Bertha Salvi

Anklage auf schweren Raubversuch.

Sie kam zum Oktoberfest nach München. Ohne Geld, ohne Freunde. Gesucht von der Polizei. Keine Möglichkeit, Geld zu verdienen, im 6ten Monat schwanger. Bardame, Tänzerin, 21jährig. Entschluss, sich Geld zu verschaffen. Kleiner Juwelier (62 Jahre), mehr Altwaren. Sie ging sich orientieren.

„Um zunächst eine Probe zu machen, zog sie ihr Schuhband auf und bat, es ihr wieder zuzumachen. Befriedigt von dieser Probe, begab sich . . . stärkte sich mit Wein . . . verschaffte sich einen Hammer (so ganz einen kleinen) . . . in weiterer Ausführung des wohlüberlegten Planes löste die Angeklagte sodann ihre Schuhbänder . . . einen Schlag auf den Hinterkopf . . . nach längerem Kampfe entwand . . . Der Juwelier schlug auf sie ein, bis sie um Gnade bat.“

Der Chauffeur wartete draussen vor der Tür.

Aus dem Vorleben: Pflegeeltern, 2 Jahre Erziehungsanstalt, mit 15 Jahre Kind von Italiener, der sie in Mailand sitzen liess, im 18ten Bardame — Kind — Aufenthaltsort unbekannt, Offizier, der sie reichlich unterstützte, Betrug — 5 Monate — gesucht. Sie gibt an: Ihren Widerwillen gegen die geplante Tat habe sie niedergekämpft und mit abgewandtem Kopf geschlagen. Mehr wie dreimal aber sicher nicht. Als Nachbarn kamen, schrie sie . . .

Die Zeugen.

Der Pflegevater: „Sie war gutmütig und freigebig.“

Eine Frau aus der Heimat: „. . . liebe'eer behandelt . . . mitte'los aus dem Haus gejagt . . . ob ihrer Gutmütigkeit allgemein beliebt.“

Der Chauffeur: „Dann lief auch er in den Laden, sah sie voll Blut und fragte: Sind Sie mein Fahrgast? und auf eine bejahende Antwort: Haben Sie Geld, mich zu bezahlen?“

Der Polizeiarzt: „weigerte sich, sie in das Krankenhaus zu überweisen, weil für ihn die Möglichkeit einer Befreiung durch Zuhälter vorlag.“

Der erste Sachverständige: „. . . Sie erachtete in früher Jugend schon die Lektüre von Romanen für notwendig. Ethisch und moralisch ist sie nicht hoch gestanden, woran auch die Männer schuld sein mögen . . .“

Der zweite Sachverständige: „. . . Der Moment, dass die Angeklagte zur Zeit der Be-

gehung der Tat schwanger war, ist wohl zu berücksichtigen, doch . . .“

Der dritte Sachverständige: „Der Eindruck war ungünstig; sie betrachtete das Gefängnispersonal als ihren persönlichen Feind . . .“

Noch zwei Sachverständige: schliessen sich an. Der Staatsanwalt: „. . . beim Strafausmass ist zu berücksichtigen die berechnete Entrüstung bei dem Bekannwerden der scheusslichen und brutalen Tat . . . zwar keine Dirne, aber nicht viel besser als eine Dirne, so oft . . . gewechselt. Von Stufe zu Stufe . . . erst gestohlen, dann diesen . . . nur um sich Geld zu verschaffen . . .“

Der Verteidiger: „Bei allen Charakterschwächen . . . Mag das Mass des Abscheus . . . es reicht nicht heran . . .“

Das Urteil lautet auf vier Jahre Gefängnis.

Als straferschwerend: . . . die Gefühllosigkeit der Gewaltanwendung . . .

Als strafmildernd: . . . ihre seelische Minderwertigkeit.

Die Presse: Das unglaubliche Raffinement . . . die verhältnismässig geringe Strafe . . .

Als er wiederkam —

Herr Roda Roda (bitte, Herr Setzer, ich schreibe mich nicht Roda-Roda sondern Roda Roda ohne Bindestrich), Herr Roda Roda ist als Kriegsreporter des Lokal-Anzeigers auf dem Balkan gewesen; die Kugeln wollten nicht; die Pest wich aus; wir haben ihn also wieder. Am Freitag, den 29., veranstaltete der Verschmähte in Berlin seinen Vortrags-Abend: „Lustiges vom Balkankrieg“ tingelte Roda Roda.

Erklärung

Schärfe und Unanständigkeit sind zweierlei. Nichtswürdig und nichts wert war, was an sogenannter Polemik Herr Ehrenstein gegen Kurt Hiller erscheinen liess — unter dem Titel „Anmerkungen“ in einer Berliner West-Wochenschrift.

Dieses Blatt, indem es derlei brachte gegen jemanden, der ihm lange und häufig seine (wertvolle) Mitarbeit geschenkt hatte, . . . es hat sich deklassiert und erledigt.

Wir wollen, dass man unseren Widerwillen teile gegen so hässliche, schlecht geformte und gar nicht dokumentierte Beleidigungen.

Der Schriftsteller Kurt Hiller, dessen Tapferkeit, dessen enthusiastische Geistigkeit unseres Schutzes

nicht bedarf —, möge wissen, dass wir kameradschaftlich auf seiner Seite stehen.

Ernst Blass. Dr. Franz Blei. Arthur Drey. Ferdinand Hardekopf. Wilhelm Herzog. Hoexter. Herbert Ihering. H. E. Jacob. Koffka. Dr. med. et phil. Arthur Kronfeld. Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf). Dr. Robert Musil. Franz Pfemfert. Erich Unger. Alfr. Wolfenstein.

Erwachsene Mädchen

Wer weiss seit Fragonard noch, was es heisse,
Zwei stracke Beine haben in dem Kleide;
Roben gefüllt von Fleisch, als ob die Seide
In jeder Falte mit dem Körper kreise.

Aus der Korsage fahren ihre Hüften
Gleich Bügeleisen in den Stoff der Röcke,
Darin wie Bienen in die Bienenstöcke
Die Winde kriechen aus den kalten Lüften.

Kindsköpfe ihr, ihr kleinen, festen Brüste,
Die ihr gleich sommerlichen Rosen ruht. —
Des Abends Elegie macht das; mir ist, es müsste

In diesen Ernten sein, dass Boas Ruth
Auf seinen Feldern trifft: Wie tut er gut
Der Brustkorb Rosen in der Weizenwüste.

Charlottenburg

Paul Boldt

Vision

Von René Schickele

Ich ging in Tiefsinn verloren spazieren, oder
ich träumte. Es war ein roter Engel mit schnee-
weissem Gesicht über dem sonntäglich wimmelnden
Grunewald. Ich sah ihn abwartend im
blauen Himmel schweben, bis alle Spaziergänger
stille standen und in lautloser Verwunderung
zu ihm emporsahen. Dann senkte er sich in
grossen Kreisen herab, so tief, dass die Wipfel
der Fichten plötzlich im hellen Mittag von pur-
purnem Abendschein erfüllt waren, und be-
wegte die Lippen.

„Volk der Dichter und Denker!“ hörten wir und
erkannten, dass es ein deutscher Engel war.
„Vergiss die dunkeln Ahnungen, die dein ge-
ängstet Herz ausbrütet. Entledige dich deines
krankhaften Respekts vor den Ausgeburten einer
Vorsehung, die nicht die deine ist. Lache, dass
das heilige Gemäuer wackelt und die Schlaf-
mützen die Carmagnole tanzen. Du kannst so

lachen, dass den Abgebrühtesten die Lust ver-
geht, in mittelalterlichen Ausstattungsstücken auf-
zutreten.“

Er führte eine Sprache, die immer aufrührerischer
klang, — aber mit soviel Anmut! Vielleicht
sprach er lang, vielleicht war es nur die Zeit
eines Blitzes. Eine kurze Pause, und der Engel
lachte wie ein ausgelassenes Gibsongirl, das sich
nach seinem Couplet knixend hinter die Kulissen
zurückzieht. Mit einigen blitzschnellen, senk-
rechten Purzelbäumen, die sein Gesicht wie
einen kleinen weissen Mond durch die roten
Puderwolken der Dessous rollten, flog er in die
Höhe.

Ein Automobil sauste vorüber, in dem Bahr,
Kerr, Heinrich Mann und Thoma sich halb-
aufgerichtet festhielten, indes sie mit den Taschen-
tüchern wie besessen in den Himmel winkten.
Der Engel verschwand, ein erlöschendes Licht.
Die Taschentücher über dem schon weit ent-
fernten Automobil tauchten unter.

„Wat nu?“ sagte jemand.

Der Sonntag nahm seinen Fortgang.

Worte zu einem Tanz

(Für Ferdinand Hardekopf)

Nach der Unzucht, in dem schweren Rauch,
von wüsten Weibern
kam ein Kind und tanzte blass verglühend den
Fandango.
Träumt, das dieses Kind erbebt, beim Klang
der Kastgnetten,
ihr längst verkauften Isolden, von euren tausend-
undeinen Betten!
Dies Schaustück einer Seele ward bereitet euern
Leibern:

Betten: taghelle, ampelrote, morgengraue,
drin Augen: zehrende, dumpfe und laue
ertrinken.

Und wollten den Himmel offen sehn!
Von Nacken und Muskel, von Wimper und Lippe
springen die Taler
und blinken!

Und Lippen, die klagten:

Man stirbt an der Freude auf Erden,
kann niemals selig werden.

Wo sind sie, die mir Liebesworte sagten?!

Zerstampft, verschwunden in den Ochsenherden,
die in den Nächten brüllend irregehn.

Von Nacken und Muskel, von Wimper und Lippe
springen die Taler
und blinken!

härteren Welt eddischer Mythen. Da diese Gedichte die Grösse in der Pathetik, das Leben im Kolossalischen suchen, da sie immer zum stärksten Wort greifen müssen, um sich ihrer Wirklichkeit zu versichern, so häufen sie Bildassoziationen von zuweilen überraschend suggestiver Wucht, ermüden aber schliesslich durch die gleichmässige Heftigkeit ihrer Instrumentierung, die nichts von dem Glück selig verweilender Gegentöne nach dem gewitterhaften Sturm der Hörner weiss. Erst viel später erfährt Schickele das Geheimnis, dass alle Schönheit auf leisen Füssen wandelt, und lernt gross und feierlich zu sein, ohne der lautesten Worte zu bedürfen. Das Thema der „Sommernächte“ ist monoton: unter hundert Formen und Verwandlungen immer die eine Sehnsucht hinaus ins Leben, das Verlangen nach den farbigen Wundern der Welt und dann der andere Trieb, ihm gegensätzlich und verschwistert, nach einem Aufgehen in der Geliebten, die grenzenlose Inbrunst einer fast religiösen Liebeshingabe. In den schönen Knabenkapiteln des „Fremden“ wird später dieser doppelten Sehnsucht, die Schickeles frühe Jugend geleitet hat, gedacht.

Und monoton, wenn auch von unleugbarer Suggestionskraft, ist die selbstherrliche Form, die ohne jede festere Bindung sich in lose aneinandergfügten Rhythmen ergiesst. Dabei aber freilich von einer rücksichtslosen Ehrlichkeit und, so wie sie ist, das einzig mögliche Gefäss für den im bestimmten Gefühlsinhalt, aufs genaueste der seelischen Temperatur der Verse angepasst: „Rhythmus des Gefühls, ohne Pause der Reflexion, der Schmiedearbeit“, wie es zu Recht nachher in der Vorrede zum „Pan“ heisst.

II.

Die „Sommernächte“ sind die Träume eines Jünglings, dem das Leben ein in zuckenden Gesichtern fern geahntes Wunder bedeutet. Träume freilich von einer Intensität des Schauens, dass man glauben könnte, sie vermischten sich ihrem Schöpfer mit der Realität des Lebens selber, oder vielmehr sie bedeuteten ihm das wahrhaft Reale, stünde nicht am Eingang des Buches ein Widmungsgedicht, das mit einer merkwürdigen Schärfe das bewusst Imaginäre dieses Traumlebens enthüllt: Eine phantastische Landschaft: südliche Sommernacht, Mondlicht und bleicher Himmel über einem grenzenlosen Feld von Sonnenblumen-Sehnsucht, sich in ganzer Ergriffenheit diesem Bilde hinzugeben, hinüberzuschmelzen in diese Nacht von Duft und Licht — aber:

„. . . meine Kehle schnürt mir zu die Angst,
Die schreckliche Angst, so zu enden im Traum.“
Schon hier also die kostbare Fähigkeit, einen seelischen Zustand aus sich herausstellen zu können, die Schickeles ganzen ferneren Weg begleitet und überhaupt erst seine bewusste „Entwicklung“ möglich macht.

Aus dieser Angst heraus, im Unwirklichen, nur Geträumten unterzusinken, bekennt sich Schickeles nächstes Buch, der „Pan“ zum härteren Evangelium der Tat: „Im Anfang war die Tat. Die dreimal heilige Tat, Gott. Ihn hab ich erkannt in meinem zweiten Lebens- und Werdesommer. Und das Erkennen war Gebet. So ist ein Gebetbuch geworden, ein Buch frommer Grösse des Kleinen.“ Jetzt ist ihm nur noch die schöpferische Tat im Leben, nicht der Traum, nur aus dem Trotz, der Spannung, der Leidenschaft der Tat gewinnt der Mensch die Herrschaft über sich und die Welt. Die Tat aber vermag nur zu vollbringen, wer sich dem Leben mit all seinen Schrecknissen und Wundern verschrieben hat, für den es kein Gut und Böse gibt, der einen einzigen zerstörenden, erhaltenden, hassenden, liebenden Gott kennt: Pan.

„Alles unter allen Sonnen ist hochheilig, alles
gut

Und ewig, weil es einen Augenblick nur lebte,
Weil es leben muss . . . und Leben ist die Zeit
vom Morgenrot

Zum Abendrot, ist wütendes Geniessen, Wunder
leben,
Sonneschlürfen, bis wir taumeln . . . nieder-
taumeln

In den grossen Traum der Ewigkeit:
Aus moderndem Gebeine blüht die Purpurrose,
Die mit sehnsuchtheissen Küssen eine Liebende
bedeckt . . .

Alles gut und alles heilig — Leben!“
Dieser Herzschlag des Alls aber lebt im Kunstwerk, darum ist der wahrhaft lebendige Mensch der Dichter, der Künstler. Sein Auge erfasst die Totalität der Dinge, und in seiner Seele klingen die Dissonanzen des Universums zur Harmonie zusammen. So wird dieses Buch zu einem Hymnus auf den heroischen Künstlermenschen, voller Schaffensfreude und Schöpferzuversicht, die sich schon die Krone des Sieges um die Stirne flicht.

III.

Mit den „Sommernächten“ und dem „Pan“ kommt eine ganze Jugend voll leidenschaftlicher, ehrgeiziger, sehnsüchtiger, fragender, sieghafter Träume zu ihrem Ende. Jetzt erst beginnt in Wahrheit der gefahrvolle und ungewisse „Ritt



MOPP

MAX OPPENHEIMER: BILDNIS DES RENE SCHICKELE

ins Leben“. Der „Stürmer“, das kleine elsässische Literatenblatt, das es unter Schickeles Redaktion bis auf 9 Nummern gebracht hatte, ist eingegangen, der Versuch, ihn in einem „Merker“ wieder aufleben zu lassen, gescheitert. Schickele verlässt Strassburg, zieht nach München, Paris, Berlin. Als man nach fast zweijähriger Schweigezeit in dem Berliner „Magazin für Literatur“, dessen Leitung er bald antreten wird, zum ersten Mal wieder etwas von ihm liest, spricht ein vielfach Gewandelter. Die Gefühlseinheit jener ersten Bücher und Aufsätze ist gebrochen, der zuversichtliche Optimismus einer quälenden Skepsis gewichen. Das Pathos ist verschwunden, seinen Platz hat eine dumpfe Trauer oder eine böse, weltfeindliche Ironie eingenommen, aus deren Maske nur zuweilen ein sehnsüchtiges gramverzerrtes heimatsuchendes Gesicht hervorquillt. Damit ist die Physiognomie von Schickeles nächstem Versbuch „Mon Repos“ bestimmt.

„Träumt ein Mensch: ach, irgendwo
Rauschen die Gärten Mon Repos.“

Das ist die geheime Grundmelodie, die rührend in ihrer kindhaften Hilflosigkeit hinter der grell durcheinander gewirbelten Dissonanzen dieses Buches herauströnt. Gesichte und Gebete eines verstörten Kindes, das aus tausend bestürmenden Eindrücken nach dem Zusammenklang sucht, nach dem Sinn und Gesetz des Seins, nach sich selbst. Abgerissene Schreie, Bildfetzen, sich jagende Halluzinationen, nur selten zu fassbarer Körperlichkeit verdichtet. Ekstatische Litaneien der Hoffnungslosigkeit, durch die Ebenen einer gespenstischen Totenlandschaft gesungen, in der die Gräber rauschen in der Runde und die Nacht mit gebrochenen Flügeln ohne Ende über dem Land hängt. Metaphysische Sehnsucht nach der Auflösung, nach der Rückkehr ins Alt, nach dem Untertauchen im Unbewussten, nach der Seligkeit des Erlöschens. Und dann wieder, mitten in der feierlichen Glorie des Untergangs, das bestürmende Bewusstsein der Verantwortung, der Sendung, die Angst, hinzuschwinden, bevor das Werk geschaffen ist:

„Ich darf nicht sterben,
Werd' Kronen erben.“

Man meint den erschütternden Angstschrei des schwindsüchtigen Jules Laforgue zu hören: „Astres, je ne veux pas mourir: j'ai du génie. Und an Laforgue denkt man auch sonst häufig (nicht bloss bei den später in den „Fremden“ übergeflossenen „Praeludien zum Aufschwung“ mit der kosmischen Phantastik ihrer pathetisch-ironischen Assoziationen). Bei Schickele wie bei

dem genialen Franzosen hüllt pessimistische Weltverachtung oft ihre melancholischen Erkenntnisse in die bizarren Formen bänkelsängerisch-operettenhafter Weisen und pfeift das schmerzhaftes Lied von der Eitelkeit der Dinge, dem „mitleidsvollen Possenstück“ des Lebens, herunter wie ein Gassenbubencouplet. Und nur aus den fernsten Hintergründen der Seele tönen geisterhaft tröstlichere Stimmen und die Ahnung künftiger Befreiung durch die Tat, die Arbeit, das Werk:

.. Wirf! und schaffe stark den ersten Tag,
Führ auf dein Sein den ersten Hammerschlag
Und leg es in die Weissglut deiner Feuer.
Sieh!

Sie nähren dich; du lächelst; herrschst! und
spiegelst sie!

IV.

Die Spaltung des Gefühls nimmt den Dingen ihre Unschuld und Sicherheit. Vor der schwankenden Zweideutigkeit der Lebenswerte, die alle Normen, Einheiten, Abgrenzungen ins Unge- wisse verflüchtigt, bleibt der Seele nur ein Aus- weg: die Zersplitterung selber zum Gesetz aus- zurufen und die Erregungen und Zerrissenheiten des Gefühls mit wollüstig geschärften Nerven auszukosten. Es ist das typische Erlebnis des Romanfikers, der, Akteur zugleich und Zuschauer, die Komödie seiner Seele aufführt, und dessen verwöhntem Geniessertum die Einsicht in die Mechanik der Lebensvorgänge zum neuen sub- limeren Reizmittel wird.

In die eigensüchtige Künstlichkeit solcher Reize flüchtet Schickele aus den seelischen Krisen dieser Jahre. Psychische Analogieen werden ge- sucht, die Vorläufer und Wahlverwandten des eigenen Seelenverfassung aufgerufen: Baudelaire, Anatole France, Wilde, Przybyszewski, Wede- kind. Im „Neuen Magazin“, das unter Schicke- les Leitung aus einem ehrwürdigen Stapelplatz akademischer Langeweile zu einem Sammelorgan der Jungen wird, kämpft er für Heinrich Mann, für Wedekind, für Strindberg. Er vertieft sich in die Psyche des Ignatius von Loyola, dieses Systematikers der Ekstase, der die Schwärmerei diszipliniert und die Affekte unter die scharfe Zucht seines Intellektes gezwungen hat. Denn so sieht ihn Schickele nicht als den Gegenrefor- mator und Stifter der Gesel'schaft Jesu, sondern als einen „vorbildlichen Zureiter seines Tempe- ramentes, einen Organisator seiner Fähigkeiten, einen Lehrer der Hohen Schule in spiritualibus . . . unerreichbar und beneidet, jedoch ein Magnetiseur, der einem in manchen Stunden von Nutzen sein kann . . . und im übrigen, nun

ganz weltlich gesprochen, ein Klassiker für Menschen mit einer Seele, deren mystische rationalistische Antriebe ihnen gleich teuer sind, in der Hoffnung, dass beide eine höhere und wollüstig zusammengesetzte Einheit des Gefühlslebens, die bunte Schönheit und den verhaltenen Wohlklang des innaren Lebens herbeiführen werden.“

Solches intellektuelles Training ist die Konsequenz jener „Anarchie des Gefühls“, in der schon der erste Magazinaufsatz den wichtigsten Seelenzustand dieser Zeit gefunden hatte. Ihr Held und Märtyrer ist der Paul Merkel des Romans „Der Fremde“. Alles Peinigende, Zerquälte, Ruhelose der Erlebnis- und Erkenntniskreise dieser Jahre, alle Demütigung des Gefühls, die Nutzlosigkeit der Sehnsucht, die Trauer des Fleisches und die Müdigkeit der Erfahrung, der einsame und glücklose Sieg der intellektuellen Erhebung und das im geheimen weiterschwingende Verlangen nach Gradheit und Einfachheit ist in dieser Gestalt zusammengeflossen, verdichtet, zum Extrem gesteigert. Für den Helden dieses Buches fällt aller Antrieb, ja alle Möglichkeit einer *vita activa* fort. Die Tat fordert Beschränkung, Abgrenzung, die Optik einer eindeutigen und präzisen Einstellung. Hier aber wird eben das Auseinanderfliessende, Ungebundene, das Vielspiegelige und in hundert Lichtern Schillernde zum Prinzip. Ueber der Tat steht die Schönheit, die selbstlose, unbefleckte, die in den Versen Baudelaires als die grosse Sphinx im Azur thronet, und die nicht verlangt, dass man sich um ihretwillen verstümmele: „Sie war die Maske des Grauens von Abgründen, solange man unter Menschen ging. Aber wenn man sich von allem loslöste, erkannte man in ihr die gütige Göttin.“ Sie hat weder Bestimmung noch Ziel und sie wird dem schrankenlosen Gefühl zugänglich, das längst aus Ekel und Not dem trüben Ehrgeiz der Tat abgeschworen hat. Die tatfördernden Energien gehen unter in der Anarchie des Gefühls. Das geistige Abenteuer, in das sich die Seele zu immer neuen Aufschwüngen und mit dem wollüstig gespannten Bewusstsein der Gefahren wirft, dient nur dazu, die Gefühlsnerven zur letzten Empfindlichkeit und Verfeinerung zu schärfen. Die artistische Freude an den Erregungen der Seele wird Selbstzweck. Aber indem in solchen Uebungen die Werkzeuge der Genussfähigkeit zu immer zarterer Reizbarkeit gehämmert werden, trocknet die Unmittelbarkeit des Gefühls ein, wird die ernste, echte Erlebnis-kraft abgebraucht und stumpf. Das Leben rächt sich an denen, die Missbrauch mit seinen Kräf-

ten getrieben haben, durch Lähmung der vitalsten Instinkte.

(Schluss folgt)

Der Fremde

Roman von René Schickele

(6. Fortsetzung)

VII.

Der Knabe fühlte fiebernd, wie die Tage leise in die Nächte gingen und morgens mit gedämpften Lauten wiederkamen. Er sah die Jahreszeiten ihre Farben wechseln und belauschte ungeduldig sein Herz, ob es ihm noch nicht die Nähe des grossen Abenteuers verriete, das sich wie ein Gewitter in seinem Blut entladen und den ganzen Menschen erschüttern sollte. Es war so still um ihn. Selbst mit Alfred Brauer war er jetzt nur noch im Schulhof zusammen. Um vier Uhr begleitete er ihn bis zur Zornbrücke, dort kehrte er um und kam auf einem Umwege nach Hause. Dieser kurze Weg, die Schienen entlang, auf denen die Fernzüge mit traumhafter Gewalt vorübereilten, am Bahnhof vorbei und die Bahnhofstrasse hinunter bis zu seiner Wohnung, war für Paul der köstlichste Augenblick seiner Freundschaft mit Brauer und seiner Liebe zu Frau Yvonne. Er verwandte eine halbe Stunde darauf, um das seltsame Gefühl des Exils festzuhalten, das ihn überkam, sobald er Brauer den Rücken kehrte. Er streichelte es, er hielt es von sich ab, um es zu betrachten.

Zu Hause angelangt, warf er die Schulbücher auf den Tisch und trat ins Zimmer seiner Mutter, um sie zu küssen. Er liebte sie, weil sie einsam war, und weil sie braun und schlank war, und weil sie grosse, traurige Augen hatte. Niemand konnte sich einer so schönen Mutter rühmen. Seit vielen Jahren wartete er noch immer mit klopfendem Herzen darauf, dass sie lächelte, denn dann waren ihre Hände sanft wie sonst nichts auf der Welt. Ihre Augen machten alle Sehnsucht in ihm verstummen. Am Abend ritten sie aus, bei jedem Wetter: unter den Linden, die im Regen heftiger dufteten, an den Kornfeldern vorbei, in denen der Wind wühlte, und immer unter dem schweren Rauschen, dem Aufstöhnen und Krachen der alten Bäume hin. Frau Yvonne sass leicht zurückgelehnt und den Kopf gegen die rechte Schulter geneigt im Sattel. Sie trieb das Pferd mit einem raschen Spiel der Zügel an und horchte versunken auf den Gesang der Bäume.

Paul liebte jede ihrer Bewegungen, die nachlässige Sicherheit, mit der sie zu Pferde sass, wenn sie ihr heisses Gesicht in den Wind hob, und eine Haarsträhne, die sich losgelöst hatte, zurückwarf, wie sie zu ihm hinübersah, den Hals des Pferdes klopfte, sich aufrichtete, ringsum über die Felder blickte und dabei die Luft einsog. Ihre Nasenflügel zitterten, ihr Körper dehnte sich, die Zähne zwischen den geöffneten Lippen lagen tiefweiss in einem rosigen Schimmer.

Später sassen sie einander an dem kleinen Tisch in Frau Yvones Zimmer gegenüber und schlürften Glühwein. Die Nacht zog über die Stadt herauf, vor den geöffneten Fenstern fiel der Regen durch die Dämmerung. Man schauerte und fühlte sich geborgen.

Paul sah das Gesicht seiner Mutter im Schein der rotverhangenen Lampe ins Dunkel zurück-sinken. Ihre Hände verflüchtigten sich in der weissen Kaschmirdecke, die sie über die Kniee gebreitet hatte. Es lag ein leichter roter Schnee auf der Decke und auf ihrem Gesicht; ihr Haar war davon wie gepudert. Er schmolz im feuchten Glanz der Augen, die das Dunkel tranken.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Neuerscheinungen

LAFCADIO HEARN. Kyushu. Studien aus dem neuen Japan. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geb. Mk. 7,—.

Man kann sagen, dass es der russisch-japanische Krieg und Lafcadio Hearn waren, die das Abendland zuerst über Japan aufklärten. Lafcadio Hearn war sogar früher da als der Krieg, aber die zarten Lyrismen seiner Schilderungen bedurften erst des Krieges, um Resonanz zu finden. In Pastellfarben von flüchtigen, silberigem Schmelz, darin nur dann und wann dunkle, blutig brennende Töne aufglimmen, beschreibt er das Reich und das Volk seiner Liebe. Kyushu ist der Name einer Provinz, die in Japan die konservativste ist, die die strengen, spartanischen Sitten der Samurais am treuesten aufbewahrt hat und wo Lafcadio Hearn einige Zeit Lehrer war. Auch in diesem Bande kehren die feinen, beseelten Landschaftsbilder wieder, die Zeremonien des buddhistischen Kults und die vielen Legenden und Anekdoten, die Hearn seiner Erzählung einzupflechten pflegt und die auf Lebensführung und Weltanschauung der Japaner helle Reflexe werfen. Hier schwärmt Hearn vom „Jiu-Jitsu“, das inzwischen nach Europa gedrungen ist, diese Kampfkunst, die Kraft des Gegners zum eigenen Siege auszunützen; hier spricht er wieder von des Japaners Liebe für die „Schönheit des Unregelmässigen“, die im Gegensatz zu des Westens Neigung für das Symmetrische steht; hier erzählt er in der „Roten Hochzeit“ von den Selbstmorden aus unglücklicher Liebe, die in Japan immer Doppelselbstmorde sind: hier ist die wundervolle

Skizze „Ein erfüllter Wunsch“, die er unter dem Eindruck der Kriegserklärung an China schrieb und in der die heroische Seele Japans sich prächtig aufreckt und in der ein Hall von brausenden Soldatenliedern ist. So ist „Kyushu“ ebenso lehrreich und schwingend von Poesie wie die übrigen Bücher dieses früh verstorbenen Dichters.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der Werke folgt in den nächsten Nummern der AKTION

RUDOLF JOHANNES SCHMIED. Carlos und Nicolas. Kinderjahre in Argentinien. Mit Silhouetten und Zeichnungen von Wilhelm Repsold (Erich Reiss, Verlag, Berlin W.) Gebunden Mk. 3,90.

LEO GREINER. Altdeutsche Novellen nach alten Dichtern. (Erich Reiss, Verlag, Berlin.) 2 Halbpergamentbände Mk. 10,—.

M. VAN VORST. Bekenntnisse einer glücklichen Frau. (Erich Reiss, Verlag, Berlin.) Geb. Mk. 6,—.

ALBERT STEENBERGEN. Henri Bergsons intuitive Philosophie. (Eugen Diederichs, Verlag, Jena.) Geb. Mk. 3 50.

ARTHUR SCHOPENHAUER. Gedanken und Aussprüche. (Julius Zeitler, Verlag, Leipzig.) Lederband Mk. 5,—.

MARTIN ANDEESEN NEXOE. Pelle der Eroberer. Roman in zwei Bänden. (Insel-Verlag, Leipzig.) Geh. Mk. 8,—.

WILLEM VAN WULFEN. Der Genussmensch. (Hyperion-Verlag Hans von Weber, München.)

Zeitschriftenschau

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Heft 24 enthält: Roman Streltzw: Die Wahlen zur vierten Reichsduma; Quessel: Aufgaben sozialdemokratischer Kolonialpolitik; Schippel: Die amerikanische Präsidentschaftswahl u. a.

DER ZWIEBELFISCH. Herausgeber Hans von Weber. (Hyperion-Verlag, München.) Das Novemberheft enthält: Geschäft und Technik des Unterhaltungsromans; Max Brod: Zwei Sonette; Bodoni; Billige Bücher; Von Büchern und anderen Dingen; Das Heft kostet 60 Pf.

DAS LITERARISCHE ECHO. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9.) Das 1. Dezemberheft enthält: Julius Rodenberg: Karl Frenzel. — Fritz Rose: Wortidiosynkrasie. — Henry Guilbeaux: Romain Roland. — Hedda Sauer: Drei Gedichte u. a.

DIE SCHAUBUEHNE, Nummer 48 enthält: Karl Walsch. Von Oscar Bie. — Theater Gross Berlins. Von S. J. — Der Schauspieler Malvio. Von Rudolf Kayser. — Das Weib und der Spiegel. Von Emanuel von Bodmann u. a.

PAN. Nummer 9 enthält: Alfred Kerr: Balkanverschönerung; Dr. Herz: Fleishteuerung; Alfred Schabon: Tragödie eines Lehrers; Konkurrenten; Held-Ecke u. a.

Vortragsabend

Kurt Hiller hält Donnerstag, am 12. Dez., abends 8½ Uhr, in den Räumen der Buchhandlung Reuss und Pollack, Potsdamerstrasse 119c, einen Vortrag über den Philosophen Max Steiner (1884—1910). Karten zu M. 1,— durch Reuss und Pollack.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Franz Pfemfert: Die Entrüsteten — P. K.: Der Krieg — Kurt Hiller: Ausstellung der Pathetiker — Peter Scher: Max Reinhardt und der Piz Popena — Paul Mayer: Pause in der Arena — René Schickele: Der Fremde — Richard Oehring: Zwei Gedichte — Alfred Lichtenstein: Unwetter — Paul Boldt: Gleich den Tannen — Hans Baas: Flugplatz — Die Kultur fliegt — Konstatierung — Die Herren Männer — Literarische Neuerscheinungen. — Zeitschriftenschau.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 50

INHALT

Franz Pfemfert	Unsere Hoffnung
Peter Krapotkin	Die bedrohte Ordnung
Otto Brahm	Henrik Ibsen
Paul Mayer	Ein Kinderball
Ernst Stadler	René Schickele
René Schickele	Der Fremde
Hellmuth Wetzell	Untergrundbahn
W. Fred	Ein Brief
Richard Oehring	Schwermut

Gerhart Hauptmanns Anfänge — Gewaltsam ins
Irrenhaus — Peter Krapotkin — Die Kultur-
trägerin — Presse — Vornotizen.

Max Oppenheimer: Bildnis des Peter Krapotkin.

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

Soeben erschienen:

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit BEGLEITWORTEN
von FRANZ BLEI und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von MAX OPPENHEIMER

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—

Soeben erschienen:

SONNENLAND

EIN BUCH DER SEHNSUCHT
VON JOSEF KARL RATISLAV

SÄCULUM-VERLAG BERLIN S 14

Aktions-Druckerei

O t t o G o d e m a n n

Berlin S 14, Dresdenerstr. 88-89

Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 13177

Spezialität: Zeitschriften / Werke / Broschüren / Kataloge
in vornehmer Ausstattung bei billigster Preisberechnung

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 50 :: 11. Dez

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

UNSERE HOFFNUNG

I.

Deutschland ist in seiner Entwicklung auf einem toten Punkt angelangt. Unser politisches Dasein, das ja nie überreich an Geist war, das vielmehr nur einen zähen Kampf um merkantile Interessen bedeutete, unser politisches Dasein ist zuchthausgrau, armselig, mumienhaft geworden. Dass der deutsche Normalhemdbürger keine Ideale kennt, wussten wir ewig; aber ehemals ereiferte er sich immerhin für seine Geschäfte; ehemals besass er so etwas wie einen Geldschrank-Enthusiasmus. Das war. Heute ist der Deutsche das hilfloseste Geschöpf, das je die Weltgeschichte behelligte. Er ist zu feige, um offen für die gute alte Sklaverei einzutreten; ihm fehlt die brutale Faust der russischen Zaren-diener. Und im Lichte der neuen Zeit fühlt er sich unglücklich, wie die Fledermaus in der Sonne. Wäre er nicht so völlig blutarm, so absolut leidenschaftslos, er würde wenigstens in der Sittengeschichte der Völker eine Rolle spielen; er würde sich als Geschlechtstierchen austoben, um sein politisches Kastratenschicksal zu vergessen. Aber auch hierzu reicht es nicht. Es reicht höchstens zur viehischen Lusternheit, nie zur verderbten Schweinerei.

II.

Deutschland ist in seiner Entwicklung auf einem toten Punkt angelangt. Es geht bergab. Vergeblich tastet eine verlorene Generation nach Halt und Rettung. Ein politischer Bankrotteur, greift Deutschland nach dem Phrasenfusel; aber Besoffenheit kann den Geist nicht ersetzen, ohne den ein Volk zugrunde gehen muss. Es hat eine Zeit gegeben, da machte es noch das bierselige „Deutschland, Deutschland, über alles.“ Die Zeit ist vorbei, und das Lied klingt heute wie

ein alter Gassenhauer. Wenn nicht jetzt eine deutsche Jugend ersteht, mit neuen Ideen, mit der Liebe zum Geiste im Herzen, dann ist das schwarzweissrotgefleckte Tier erledigt.

Wird diese Jugend kommen? wird sie, angeekelt vom Stumpfthum der Erzeuger, den freiwilligen Caféhaustod wählen? oder wird sie sich aufrütteln? wird sie die grosse Abrechnung halten, den Geist aufrufen zur Herrschaft?

Sie hat, heute schon, die Führer, wenn sie sie will. Nichts braucht sie hinüberzunehmen in den neuen Tag; sie darf nichts hinübernehmen. Wird die deutsche Jugend kommen?

III.

Deutsche Jugend! Wie verlogen, wie unmöglich das klingt. Wir haben deutsche Gendarme, deutsche Soldaten, deutsche Schnurbartbinden, deutsche Gefängnisse, deutsche Professoren. Aber schon wenn wir vom deutschen Geist sprechen, werden wir verlegen sein. Deutscher Geist, das ist etwas Hosenbödiges, etwas Holziges. Wenn's hoch kommt, denken wir dabei an Adolf Barteles aus Weimar, wenn niedrig geht — an Bethmann Hollweg. Deutsche Jugend, . . . das ist überhaupt nicht auszudenken.

IV.

Und trotzdem hoffen wir auf die deutsche Jugend. Wir hoffen auf eine revolutionäre deutsche Jugend, die sich von den Fesseln polizeilichen Denkens befreit; die nicht in dem leerköpfigen Bänkelsänger Theodor Körner ein Ideal besitzt; die in dem dummen Dreibund-Spiel der Väter einen Entmündigungs-Anlass sieht; die nur eine Ehrfurcht kennt: die Ehrfurcht vor dem Geist. Eine bürgerliche internationale Jugend erhoffen wir in Deutschland. Und sie wird kommen.

Franz Pfemfert.

Peter Krapotkin

Er ist nun siebzig Jahre alt, der Feuergeist, der selbstloseste Kämpfer der Freiheit, Peter Krapotkin. Siebzig Jahre . . . und er steht noch auf dem Schlachtfelde in der vordersten Reihe . . . und er führt noch seine Waffen mit dem selben jungen Mute, mit der Mutigkeit der Jugend, wie einst, da er in seinem Vaterlande gegen eine morsche Welt aufstand, da er sein persönliches Glück, seine lockende Zukunft, seine Habe und seine Heimat opferte im Kampfe um eine Idee. Siebzig Jahre ist Peter Krapotkin . . . und die AKTION möchte das erste bürgerliche Blatt sein, das dem grossen Russen, dem grossen Revolutionär . . . über alle Ideenklüfte hinweg . . . dankt, das dem grossen Gelehrten gratuliert. Siebzig Jahre ist Peter Krapotkin . . . Wird die europäische Presse diese Tatsache deshalb totschweigen, weil der greise Gelehrte nicht so einfach in die Jubilantenreihe der Hohlschädel einzurücken ist? wird (ausser der Frankfurter Zeitung) ein liberales Blatt dem vaterlandslosen Gesellen bezeugen, dass er mutig und ehrlich, treu und unermüdlich für einen besseren Menschheitsmorgen gestritten hat?

(Dem Berliner Tageblatt möchte ich zu bedenken geben: Peter Krapotkin ist (ist!) immerhin ein leibhaftiger Fürst; er war bis zu seinem 20. Lebensjahre (1862) Lieblingspage des Zaren; und er hat nie, aber auch nie etwas gegen das B. T. veröffentlicht.)

Wird die Sozialdemokratie dem verehrungswürdigsten Gegner, der ihr heute lebt, diese Verehrung vorenthalten? Natürlich nicht. . . Der Vorwärts wird zwar (prinzipiell) betonen, dass Peter Krapotkin Marx nie begriffen hat, im übrigen . . . im übrigen wird er seine Pflicht erfüllen . . .

F. P.

Die bedrohte Ordnung

Von Peter Krapotkin

Versuchen wir, einander zu verstehen. — Um welche Ordnung handelt es sich denn? Ist es die Harmonie, von welcher wir träumen? die Harmonie, welche sich frei in den menschlichen Beziehungen entwickeln wird, sobald die Menschheit aufhört, in zwei Klassen gespalten zu sein, von denen die eine dem Profit der anderen geopfert ist? Die Harmonie, welche von selbst aus der Solidarität der Interessen entstehen wird, wenn alle Menschen eine Familie bilden und jeder für das Wohl Aller und Alle für das Wohl eines jeden arbeiten werden?

Die Ordnung ist für neun Zehntel der Mensch-

heit die Entbehrung all dessen, was zu einem gesunden Leben, einer vernunftgemässen Entwicklung der geistigen Fähigkeiten notwendig ist. Heisst neun Zehntel der Menschheit zum Zustande von Lasttieren zu verdammen, die von Tag zu Tag ihr Leben fristen, ohne je an die Freuden denken zu dürfen, welche dem Menschen durch das Studium der Wissenschaften, das künstlerische Schaffen zugänglich sind — das ist die Ordnung!

Die Ordnung, das ist das Elend, die Hungersnot, welche der gewöhnliche Zustand der Gesellschaft geworden sind. Man sieht sie in dem irländischen Bauern, der Hungers stirbt; in den Bauern in einem Drittel von ganz Russland, welche von der Diphtheritis, dem Typhus, der Hungersnot hinweggerafft werden, inmitten des aufgestapelten Getreides, welches ins Ausland transportiert wird.

Die Ordnung ist, die das Volk von Italien gezwungen, seine reichen Gefilde zu verlassen, um durch Europa irrend irgend einen Ort zu suchen, wo es einen Tunnel zu bauen gibt — in welchem die Arbeiter fortwährend in Gefahr schweben, verschüttet zu werden, nachdem sie ihr Leben ein paar Monate länger gefristet haben.

Die Ordnung ist der Boden, der dem Bauern weggenommen wird, um darauf Ochsen zu mästen, welche den Reichen zur Nahrung dienen werden; sie ist die Erde, welche man eher brachliegen lässt, als dass man sie jenen gäbe, die nichts Besseres wünschen, als dieselbe zu bearbeiten.

Die Ordnung, das ist die Frau, die sich verkauft, um ihre Kinder ernähren zu können, ist das Kind, das sich entweder in eine Fabrik einsperren lassen oder Hungers sterben muss, ist der Arbeiter, der zur Maschine erniedrigt wird. Es ist das drohende Gespenst des sich empörenden Arbeiters an den Türen der Reichen, des aufständischen Volkes an den Pforten der Herrschenden.

Die Ordnung, das ist eine verschwindend kleine Minderheit, in den Kreisen der Regierenden aufgewachsen, die sich in Folge dessen der Mehrheit des Volkes aufzwingt und die ihre Kinder dazu erzieht, späterhin dieselben Stellen einzunehmen, um dieselben Vorrechte durch List, Bestechung, Gewalt und Krieg aufrecht zu erhalten.

Die Ordnung, das ist der unaufhörliche Krieg der Menschen gegen Menschen, der Gewerbe gegen andere Gewerbe, der einen Klasse gegen die andere, der Nationen untereinander. Es ist

der Kanonendonner, der unaufhörlich in Europa grollt, die Verwüstung der Länder, das Hinopfern von ganzen Generationen auf den Schlachtfeldern, die Zerstörung in einem Jahre von aufgehäuften Schätzen, zu deren Schaffung Jahrhunderte von schwerer Arbeit nötig waren. Die Ordnung, das ist die Knechtschaft, das Fesseln der Gedanken, die Erniedrigung der Menschheit, durch Waffengewalt und Peitschenhiebe aufrechterhalten. Es ist der plötzliche Tod durch das schlagende Wetter, der langsame Tod durch das Verschüttetwerden, welchem jährlich hunderte von Bergarbeitern infolge der Gewinnsucht der Bergwerksbesitzer zum Opfer fallen. Es ist der Tod durch die Kugeln und Bajonette des Militärs für die Arbeiter, die gegen diese Zustände die Stimme zu erheben wagen.

Die Ordnung ist schliesslich die Kommune von Paris, im Blute ertränkt; der Tod von dreissigtausend Männern, Frauen und Kindern, durch die Geschosse der Kanonen und Mitrailleusen zerfetzt, die im ungelöschten Kalk unter dem Pariser Strassenpflaster begraben sind. Es ist das Schicksal der russischen Jugend, in den Gefängnissen eingemauert, im Schnee von Sibirien begraben, die besten von ihnen, die reinsten, die hingebungsvollsten am Galgen endend.

Dies ist die Ordnung!

Und die Unordnung? — was nennen sie die Unordnung?

Sie ist die Empörung des Volkes gegen diese schändliche Ordnung, — des Volkes, das seine Ketten brechen, die Schranken aus dem Wege räumen, einer besseren Zukunft entgegengehen will. Es ist das Herrlichste, was die Geschichte der Menschheit aufweisen kann.

Sie ist die Empörung der Vernunft; sie ist das Umstürzen der falschen Begriffe, welche die Unbeweglichkeit der vergangenen Jahrhunderte geheiligt hat; sie ist das Aufsprengen einer Flut von neuen Ideen, von kühnen Erfindungen, sie ist die Lösung der Probleme der Wissenschaft. Die Unordnung, das ist die Abschaffung der Sklaverei des Altertums, das ist die Erhebung der mittelalterlichen Kommunen, die Aufhebung der feudalen Leibeigenschaft, die Versuche zur Zerstörung der wirtschaftlichen Sklaverei.

Die Unordnung, das ist im XVIII. Jahrhundert der Aufstand der Bauern gegen die Priester und Gutsherren, die Schlösser niederbrennend, um den Hütten Platz zu machen, aus ihren Höhlen hervorkommend, um im Sonnenlicht ihren Platz einzunehmen.

Die Unordnung ist es, die 1848 die Könige zittern macht und das Recht auf Arbeit verkündet. Es ist das Volk von Paris, welches für eine neue Idee kämpft, und das, trotzdem es der Metzelei unterliegt, der Menschheit das Ideal der freien Kommune hinterlässt und derselben den Weg zu jener Revolution bahnt, deren Kommen wir fühlen, deren Namen die soziale Revolution sein wird.

Die Unordnung — was sie Unordnung nennen —: das sind die Zeiten, während welcher ganze Generationen einen unaufhörlichen Kampf führen und sich aufopfern, um der Menschheit ein besseres Dasein zu schaffen, indem sie dieselbe von der Knechtschaft der Vergangenheit befreien. Es sind die Zeiten, während denen der Geist des Volkes frei die Flügel regt und in einigen Jahren mit Riesenschritten voraneilt, ohne welche der Mensch im Zustande des antiken Sklaven verblieben wäre, unterdrückt, durch das Elend entwürdigt.

Die Unordnung, das ist das Erblühen der herrlichsten Leidenschaften, der schönsten Hingabe; es ist das Heldengedicht der Liebe zur Menschheit!

Glossen

GEWALTSAM IN S IRRENHAUS

Unter diesem Titel beginne ich demnächst eine Artikelreihe von Jakob van Hoddis zu veröffentlichen, die wohl geeignet sein wird, die Vogelfreiheit des deutschen Staatsbürgers zu zeigen.

Jakob van Hoddis, ein ungemein geistiger Mensch, den die Leser der AKTION als Essayisten und Lyriker kennen (in Nr. 46 veröffentlichte ich von ihm das letzte Gedicht), Jakob van Hoddis wurde vor ungefähr fünf Wochen, am Morgen nach einer stundenlangen Redaktionskonferenz, die er mit mir hatte, von einem Arzt und zwei Helfern in seiner Wohnung heimgesucht, gepackt, mittels Einspritzung widerstandsunfähig gemacht, und in eine Anstalt bei Nikolasee gesperrt. Die Internierung erfolgte auf Veranlassung seiner Angehörigen, mit denen er in Erbschaftsstreitigkeiten lebt.

Briefliche Nachrichten, die er mir zu senden suchte, sind nie an meine Adresse gelangt: Jakob van Hoddis hatte aufgehört zu existieren, bis er dann die Gefahr eines Todessturzes geringer schätzte als den geistigen Tod unter unheilbaren Geisteskranken und sich rettete . . .

F. P.

ZUR GESCHICHTE UNSERER PRESSE

Ich erhalte folgende Zeilen:

Sehr geehrter Herr,

Das als „Weihnachtsnummer“ bezeichnete Heft 49 der „Eleganten Welt“ (Verlag Dr. Eysler und Co., G. m. b. H.) enthält einen Aufsatz von mir: „Auto und Gesellschaft“. In diesem Artikel, um den ich von Redaktion und Verlag vor mehr als drei Monaten gebeten wurde, findet sich der Satz: „Anderes Reisen, anderes Leben, anderes Lieben, anderes Flirten — all das bringt uns der Opelwagen.“

Ich wäre Ihnen aus nicht misszuverstehenden Gründen verpflichtet, wenn Sie Ihren Lesern mitteilen würden, dass diese Reklame für ein privates Geschäftsunternehmen ohne mein Wissen und Wollen in den Text eingeschmuggelt worden ist. In meinem Manuskript, das von der Redaktion also eigenmächtig — übrigens auch an anderen Stellen — geändert und so aus der Arbeit eines unabhängigen Schriftstellers zu einem Inserat gemacht wurde, lautete der Satz „. . . . all das bringt uns das Auto.“

Ich hoffe, dass meine Bitte um Aufnahme dieser Erklärung nicht vergeblich ist, da mir diese Richtigstellung nicht nur im eigenen Interesse, sondern auch in dem des Journalistenstandes und des gesamten Publikums gelegen zu sein scheint.

Mit vorzüglicher Hochachtung
W. Fred.

Handelt es sich um einen krassen Ausnahmefall? . . . Die Art, wie die Presse sich zu der unerhörten Angelegenheit stellt, wird zeigen, ob diese Ausnahme die Regel bestätigt. . .

DIE KULTURTRAEGERIN PRESSE

„Hinrichtung eines Brüderpaares in Bielefeld. Wie uns unser Korrespondent telegraphiert: . . . Die Hinrichtung wurde in der Weise vorgenommen, dass zunächst der ältere Bruder auf den Richtblock geschnallt wurde, worauf der Scharfrichter in Funktion trat. Dann wurde der Block mit warmem Wasser vom Blute gesäubert und mit einem Tuch bedeckt, worauf der jüngere dem gleichen Schicksal verfiel.“

GERHART HAUPTMANN'S ANFAENGE

Wir haben die Hauptmann-Geburtstagsfeierlichkeiten hinter uns.

Bei dem Festjubiläum fühlte ich mich dreiundzwanzig lange Jahre zurückversetzt, und erlebte (im Herbste des Jahres 1889) noch einmal den

grössten Theaterskandal, den Berlin gesehen hat. Der Ort der Handlung war Belle-Alliancetheater, das Stück, das diesen brutalen Radau zu Wege brachte, war Gerhart Hauptmanns erstes Werk „Vor Sonnenaufgang“.

Kurz vorher hatte die damals soeben gegründete freie Volksbühne unter der Leitung Otto Brahm's das Stück vor ihren Mitgliedern, also in nicht öffentlicher Vorstellung aufgeführt und damit bei diesen und der Presse ein schmachliches Fiasko erlebt.

Ein Blatt schrieb z. B. etwas vom „gemeinsten sexuellen Schund“, ein anderes, die Polizei müsse gegen eine derartige Verhöhnung der guten Sitten und des Publikums einschreiten etc.

Der Dichter war „erledigt“, und der im Anfangsstadium stehende und kämpfende Naturalismus auf der Bühne, schien seinen Todesstoss erhalten zu haben.

Kein Mensch wollte auch nur an einen Funken Talent bei dem „Schmieranten“ Hauptmann glauben.

Da fanden sich zwei mutige Männer, deren Blick ungetrübt vom Urteile der Menge, schon damals das Genie des Poeten erkannt hatten und die es wagten, „Vor Sonnenaufgang“ öffentlich aufzuführen.

Dies waren die Brüder Karl und Theodor Rosenfeld, die damaligen Pächter des Belle-Alliancetheaters. (Theodor Rosenfeld ist längst tot, während Karl heute Direktor des Passage-theaters ist.)

Diese Tatsache hat merkwürdigerweise keine Zeitung erwähnt; ebensowenig hat Hauptmann persönlich bei der Feier im Hotel Adlon in seiner grossen Dankesrede der beiden Männer gedacht.

Das muss ein Versehen sein. Denn Hauptmann weiss, wer ihm die erste öffentliche Aufführung ermöglichte. Und er weiss mehr. — Als es dem Dichter so übel erging, verliess er Deutschland und fand in Amerika bei dem selben Brüderpaar, das damals auf einer Tournée in der Neuen Welt begriffen war, monatelang die herzlichste Aufnahme und ein gastliches Heim.

Sie führten auch dort in den verschiedensten Städten Amerikas nicht nur „Vor Sonnenaufgang“, sondern auch Hauptmanns zweites Stück, „Einsame Menschen“, auf, leider ebenfalls mit sehr geringem Erfolge. Sie büssten bei diesen Versuchen viel Geld ein.

Erst als Hauptmann die alte Heimat wieder betrat, nahm sich Otto Brahm seiner energisch an. Jedenfalls war es nicht Direktor Brahm, sondern es waren die beiden Brüder Rosenfeld, die zu-

erst den Mut hatten, Hauptmanns Erstlingswerke öffentlich aufzuführen. Es scheint mir einfach Ehrenpflicht eines Eingeweihten, diese Wahrheit festzustellen.

Rudolf Klein.

DER KINDERBALL

Sie gleichen Fahnen vor der ersten Schlacht
Die weissen Mädchen und die Kavaliere
Und sie betrachten sich wie seltnere Tiere
Die man in kleinen Käfigen bewacht.

Es fürchtet jeder, dass er sich verliere
Der Tanz beginnt; sie tanzen sehr bedacht
Und manche lächeln, aber niemand lacht
Denn ihre Seelen tragen schon Visiere.

Erst später rötet sich ein Mädchenkopf
Berauscht vom Weine und vom leichten Schweben
Von all dem Neuen, das die Stunde lieh.

Und wieder läßt zum Tanz die Melodie
Da nestelt einer noch am Handschuhknopf
Und fühlt zum ersten Mal die Hände beben.

Köln

Paul Mayer

Henrik Ibsen

Von Otto Brahm

Otto Brahm schrieb, als Dreiundzwanzigjähriger, diese Zeilen; ich druckte sie als seltenes, erhebendes Beispiel: wie treu ein Mensch den Idealen seiner Jugend geblieben ist. F. P.

Mit einem Drama hatte Ibsen seine jugendliche Produktion begonnen und Dramen, nichts als Dramen zu schaffen hat er Zeit seines Lebens fortgeföhren. Selbst als er sich von allem Bühnenmöglichen in „Kaiser und Galiläer“ entfernte, ist ihm die dramatische Form die adäquate geblieben. Nie hat er eine Erzählung, nie einen Roman geschrieben; und einzig in dieser knappen Folge von Gedichten hat er für die Anschauungen, die er im Drama nicht gestalten konnte, sich den poetischen Ausdruck gesucht. Wie eine Novelle entsteht, ist ihm weder verständlich, noch interessant; und während er selbst von deutschen Bühnenhandwerkern noch mit Respekt redet, fragt er, wenn man ihm von Gottfried Keller erzählt: hat der auch Dramen geschrieben?

In der Einseitigkeit des Dichters wurzelt seine Grösse. Von früh auf der Bühne mit leiden-

schaftlichem Interesse zugewendet, ist er absoluter Meister der dramatischen Form, in der Tragödie, wie im Lustspiel geworden; und wenn der Reichtum seiner Gestalten und Probleme für den Leser sich bedrängen will, so steht der scheinbar undurchsichtige und verschnörkelte Bau im Bühnenlicht dennoch als ein wohlgegliedertes, architektonisches Kunstwerk da. Jede Figur ist angeschaut und gewinnt die volle Existenz; sie ist individualisiert in entscheidenden Charakterzügen wie in kleinen Eigenheiten, und es tut dem Dichter wehe, wenn manche Uebersetzer ihm seine Kunstform verwischen: sie verfehlen die Abstufung der Personen im Dialog, klagt er, und lassen alle reden — wie Uebersetzer. Ibsen hat mit seinen Personen gelebt und so leben auch sie, losgelöst von ihrem Urheber, aus eigener Kraft weiter. In das stille römische Haus ruft er die Gestalten seiner starken Phantasie: von ihnen umgeben, ist Ibsen nicht einsam, sie sind ihm Freunde und Gesellschafter, und in immer wiederholten Unterredungen, in immer neuen dichterischen Anläufen und Entwürfen ruht er nicht, bis er in ihres Herzens geheimste Falte geblickt hat. Wie sein Bergmann strebt er in die Tiefe der Seelen:

Brich den Weg mir, schwerer Hammer,
Zu der Tiefe Herzenskammer.

Schweigend bewahrt der Dichter das Grosse in seiner Seele, so lange die Stunde nicht gekommen ist, es zu offenbaren, und wie jener Dichterschwan, von dem er gesungen, geht er still seine Bahn:

Aengstlich behütend
Den schlummernden Sinn,
Tief in dir brütend
Zogst du dahin.

In heimlicher Nachtstunde gewinnt das werdende Gestalt: denn kein Lied, sagt Jatgeir, wird bei hellem Taglicht geboren; man kann es wohl aufzeichnen im Sonnenschein, aber es dichtet sich in stiller, nächtlicher Stunde. Der Lärm des Lebens verwirrt den Poeten, die scharfe Helle blendet ihn:

Doch birgt mich mit nächt'ger Hülle
Der Finsternis düsterer Flor,
So rüstet sich all' mein Wille
So adlerkühn wie zuvor.

Dieser adlerkühne Wille hat den Dichter vorwärts und immer vorwärts geführt: aus den Banden der absterbenden Romantik zu neuen Kunstformen. Nicht schnell ist die Entwicklung gewesen, vielmehr schwer und zögernd; aber von einer inneren Nötigung getrieben, hat sich

der Mensch und der Poet mit konsequenter Sicherheit Schritt für Schritt zur Freiheit emporgearbeitet. Die Ausbildung des Menschen, einer stolzen und vollen Persönlichkeit, fordert der Dichter; seine Produktion, wir hörten es schon, ist ihm ein Heilmittel, eine Kur. Zwar im Anfang, wenn es ihn zum Schaffen antreibt, hat er nur eine ungemessen wogende Stimmung, die nach Gestaltung verlangt; und oft ist der Ausgangspunkt verschieden von dem Ziel, bei dem er anlangt, — wie Traum und Wirklichkeit verschieden sind. Aber wenn der schöpferische Prozess beendet ist und der Dichter seinem Werke nun bewusster gegenübersteht, erkennt er den Zusammenhang zwischen dem Gedicht und dem eigenen Leben, der ihm früher verschleiert war; und er wird inne, wie jedes einzelne Drama nur ein Moment seiner geistigen Entwicklung ist. Auch andern Poeten gegenüber beschäftigt ihn wohl die Frage: wie mag seine Dichtung mit seinem Leben zusammenhängen? Solche mündliche Bekenntnisse Ibsens werden durch schriftliche ergänzt, in denen er zusammenfassend sich also ausspricht:

„Alles, was ich gedichtet habe, hängt aufs Genaueste mit dem zusammen, was ich durchgelebt, wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich den Zweck gehabt, als ein geistiger Befreiungsprozess zu dienen; denn man steht niemals ganz ohne Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, zu welcher man gehört. Deshalb schrieb ich einmal als Zueignungsgedicht folgende Verse:

Leben, das heisst bekriegen
In Herz und Hirn die Gewalten;
Und dichten: über sich selber
Den Gerichtstag halten.

In den hier so bestimmt angedeuteten Zusammenhang von Sein und Dichten näher einzudringen, bleibt, einem Lebenden gegenüber, dem Essayisten versagt; aber ein künftiger Biograph Ibsens wird diese inneren Erlebnisse näher zu ergründen haben, jene zumal, welche den Poeten in seinen vorwärtsschreitenden Anschauungen über Liebe, Ehe, Familie beeinflussten.

Als eine Befreiung, gleich Ibsen, als eine Konfession empfand auch Goethe einst sein Schaffen; aber hält man in Gedanken seine Art der poetischen Beichte neben Ibsens poetische Kuren, so ist der Unterschied gewaltig. Goethe will sich, rein als Künstler, aussprechen; Ibsen will

heilen. Ihm selbst nicht nur, auch seinen Landsleuten soll der bittere Stärkungstrank der Schmerzen zuteil werden; und der ehemalige Medizinbeflissene aus Grimstad tritt nun als ein Seelenarzt auf. Der Ethiker in Ibsen schlägt überall vor, der nordisch strenge, unter dem starken Einfluss christlicher Anschauungen aufgewachsene Moralist. Dessen dunkle Brille setzt er sich auf, wo Goethe die Dinge unmittelbar aus seinen Sonnenaugen anschaut. Ibsen gleicht Emile Zola darin, dem andern grossen Naturalisten dieser Tage; und die Anschauung, welche der französische Dichter jüngst aussprach, gilt auch für den norwegischen: beiden ist das Kunstwerk „ein Winkel Natur, angeschaut durch ein Temperament“. Und zwar angeschaut durch ein ethisch-ästhetisches Temperament: der Moralist und der Künstler sind untrennbar zu Eins geworden, und nur in künstlerischen Formen mag ein sittliches Wollen sich aussprechen.

In Ibsens Heimat ist der „Gespenster“-Lärm längst verhallt und während der Dichter selber zweifelte, ob das Werk in der nächsten Zukunft dargestellt werden könne, ist es mit der stärksten Wirkung bereits im ganzen Nordland, von Kopenhagen bis Christiania, aufgeführt worden. Für völlig unmöglich aber hält es Ibsen, dass eine deutsche Bühne sein Stück spiele; und dieser Glaube ist bis jetzt nicht widerlegt. Die deutschen Theater, auch das führende in der Hauptstadt, verhalten sich kühl zu der gesamten Produktion des Dichters; sie gehen an den verlockenden Aufgaben der Inszenesetzung und der schauspielerischen Gestaltung, welche hier geboten sind, fremd vorüber und die befruchtende Wirkung, die von so kühnen Schöpfungen auch auf die deutsche Produktion ausgehen müsste, wird aufgehoben. Die schöne Pflicht, ein ganzes Publikum in planmässigen Zusammenhang in den Gedankengang des Dichters einzuführen, und durch eine Darstellung seiner modernen Schauspiele, vom „Bund der Jugend“ an gerechnet, die deutschen Theaterbesucher ibsenreif zu machen, hat bisher niemand eingelöst. Aber näher oder ferner, die Zeit muss kommen, in der die Erkenntnis solcher Pflicht unter uns aufsteht. Denn hier ist ein Dichter erwachsen, der, allem Epigonentum entsagend, zum unbekanntem Strande den Mast richtet; den es mit wehenden Wimpeln einer im Werden begriffenen Kunst entgegenzieht.



MAX OPPENHEIMER:

BILDNIS DES PETER KRAPOTKIN

Schwermut

In meinem Zimmer sitz ich, wohl verschollen.
Die Dinge sind wie in vergilbten Briefen,
die lang verborgen sich zum Tode schliefen -
ich denke deiner, müde, ohne Grollen.

Mit hellen Fenstern blickt mein dunkles Haus,
wo in den Stuben bleiche Menschen warten,
als führten keine Türen mehr hinaus. . .

Berlin

Richard Oehring

Untergrundbahn

Wie immer:

Rotlederne Polster und blankes Metall im Licht,
Das im Stoss der Schienen schüttert,
Hart losjagen, geduckt in die Hallen gepeitscht,
Giftig die Bremsen in die Räder beissend,
Mit nervösem Fauchen, in einer Sturzwelle von
Luft und Lärm,
Die jäh über die Stirne der Dächer nach vorne
prallt

Und durch die Fenster schlägt. —

Und ich vor dir:

Meine Augen ewge Wandrer zwischen deinen
Haaren, deinen Händen
Zu den Schuhen, die das Lächeln ungeahnter
Räusche tragen,
Auf den Lippen bunte Tänzer mit den Fahnen
meines blöden Knabenlächelns,
Das mich bergen soll. . . So wirft sich
Hinterrücks mit uns der Zug in die saugende
Nacht der Tiefe
Und schleift den Lärm seiner Fahrt an den
hallenden Wänden hin,
Im geheimen Blinzeln unverstandner Lichtsignale,
Und an Reihen trüber gelber Birnen vorbei,
aus denen manchmal
Eine blaue Laterne kalt in unsre Gespräche
leuchtet . . .

Charlottenburg

Hellmuth Wetzel

René Schickele

Von Ernst Stadler (Brüssel)

(Fortsetzung)

Die trübe Ahnung solcher niederwerfenden Erkenntnis umwittert auch die geistigen Orgien, in denen Paul Merkel sein Leben zu immer neuen und bunteren Räuschen hetzt: „Nichts schwächte den Geist so sehr, wie die Aus-

schweifungen einer machtlüsternen Phantasie. Wie viele waren dieser geistigen Lustseuche erlegen! — am angenehmsten noch, indem sie sich eines Tages aufrafften, ihren Dämon verabschiedeten und Sakristane wurden. Die meisten aber litten grausam bis zum Ende. Ihr Geist zerging in den unwirklichen Mischungen der Wollust aller Sinne, in den ekstatischen Verwandlungen des Idols, an dem sie mit ihrem ganzen Leben hingen, niederbrechend, in Stürmen der Empörung, unwiderstehlich hingegeben.“ Es ist die gefährliche Ausartung der ästhetischen Reizbarkeit, die den Kräften des Lebens, deren sie doch nicht entraten kann, nicht mehr gewachsen ist. In Heinrich Manns Romanen findet man die Abwandlung dieses seelischen Typs. Die selbstsüchtige Despotie des allmächtigen Gefühls schafft die Welt zum wehrlosen Spiel für die Launen der Seele: „Wir lieben keinen Menschen um seinetwillen. Wir lieben ihn, weil er eine Abart von uns ist, eine unsrer Schwächen, einer unsrer Jahresringe, eine Sehnsucht, oder eine Vollkommenheit. Sie sind gut genug, um Leidenschaften in uns aufzuwühlen, die unsrer eigensten Natur angehören, um die Gedanken zu schleifen, die uns noch nicht geblendet haben. Wir lassen uns schinden, auf dass unsre Empfindlichkeit sich vermehre und die Reize, die wir den Dingen abgewinnen, heimlicher, ungewöhnlicher, ergreifender werden.“ So fehlt auch dies typische Romantikererlebnis nicht den Aufzügen dieses seelischen Welttheaters die Umbiegung des Schmerzes zum wollüstigen Stimulans einer erhöhten Genussfähigkeit: „Du musst alle deine Schmerzen lieben, und sie verwandeln sich in Lust.“

In die künstlichen Paradiese dieser inneren Feste klingt das äussere Leben nur schattenhaft, wie ein wesenloser Traum. Die ganz lyrische Konzeption des Schickeleschen Romans, die die seelischen Ekstasen Paul Merkels mit stärkster Gefühlsresonanz und in einer Sprache von auf-rührend suggestiver Macht herauszustellen vermag, ist unfähig, die überreizte Gefühlsspannung ihres Helden genetisch aus den äusseren und inneren Antrieben herauswachsen zu lassen. Nur die Symptome selber scheinen zu interessieren. Die äusseren und inneren Bedingungen und Begebnisse bleiben entweder unkörperlich oder sind, auf das optische Zentrum der Hauptperson eingestellt, ins Unwirkliche und Phantastische verzogen. Wohl ist so etwas wie ein objektiv psychologischer Entwicklungsaufbau versucht. Er führt aus den melancholischen Erfahrungen der Sinne in Paris über die Ekstasen

einsamer Wochen am Meer in den Süden, nach Venedig, wo die leidende Seele endlich das sänftigende Spiegelbild ihrer eigenen Trauer findet: die wunsch- und zeitlos gewordene Schönheit, die gefasste Ergebung des Untergangs, den sich stumm geniessenden Tod. Aber dieser Epik fehlt die Härte und Distanz, und ein Zersetzungsprozess wird gemalt nicht mit den Farben heller Gegenständlichkeit, sondern durch Auflösung des epischen Gefüges selber und durch assoziative Phantastik. Nur das — nachträglich komponierte — Vorspiel, das liebevoll ausmalend Paul Merks Knaben- und Jünglingsjahre im Elsass durchläuft und die Komponenten seines Seelenwachstums enthüllt, zeigt straffere Fügung. Es überrascht durch die klare Sachlichkeit seiner Bilder und die überlegene Kraft der Erzählung, in der sich die sicher formende Hand des künftigen Epikers verrät.

V.

Die Wege des „Fremden“ hatten in ein Dämmerreich schattenhafter Erregungen geführt. Es war der Traum eines Artisten, dem Menschen und Welt nur noch Werkzeug waren für die geniesserische Verfeinerung der Seele und für die wollüstig gesteigerten Sensationen seines Ich. Aber die irrten, die meinten, hier sei ein seelisch-künstlerisches Programm aufgestellt, das Schickeles künftige Produktion entfalten würde. Der Fremde weist nicht vorwärts, sondern zurück. Er war kein Programm, sondern ein Abschluss: die schmerzhaft und radikale Zusammenrückung von Jahren der Verbitterung, der Weltfeindschaft, der Flucht in sich selbst. Die schonungslose Herausstellung einer seelischen Verfassung, die hier noch einmal, in ihrem äussersten Extrem, mit allen ihren Möglichkeiten, Lockungen, Abgründen, gemustert werden konnte, da sie im Grunde überwunden war. Die Heftigkeit, mit der hier eine Idee auf die Spitze getrieben wurde, trug die Bürgschaft ihrer Ueberwindung in sich. Man denkt an den ästhetischen Radikalismus Wildes unmittelbar vor der Verurteilung, die seine vergrabene Menschlichkeit zu dem De Profundis des Mitleids erlöste.

In Schickele vollzieht sich der Umschlag in Paris, wohin er im Herbst 1909 als politischer Korrespondent einer elsässischen Zeitung übersiedelt. Was innerlich lange vorbereitet war, wohin die ganze Spannung seines Wesens drängte, das vollendet diese Stadt. Ein neues Ideal wird in seiner Seele wirksam: der politische Kampf. Die Aesthetenträume zerflattern vor der aufreizenden Lust aktiver Mitarbeit an

der Realisierung der Idee. In Paris, wo die Luft fiebert von politischer Aktualität, wo in ganz andern Masse als in dem eben erst sich langsam politisierenden Deutschland die Gesamtheit des Volkes an der politischen Bewegung teilnimmt, wo Politik der Lebensnerv der Nation ist, wandelt sich der weltabgewandte Aesthet zum passionierten Kämpfer. In der feinen (und biographisch wertvollen) Phantasie „Die Konzerte in Montrouge“ ist die neue Aufgabe, die nun die Pariser Atmosphäre dem Sechszwanzigjährigen mitteilt, beschrieben: „Noch einmal war ich in die leisen Entzückungen gefallen, die vor sechs Jahren unsre Schule waren, und die uns vorwärtspeitschten, dem Ziele zu: der vollkommenen Schönheit, die nur der radikalen Seele zugänglich ist, wie die vollkommene Gerechtigkeit nur vom reinen um keine Tradition bekümmerten Ehrgeiz aufgerichtet werden kann. . . . Aber der Radikalismus bleibt sich gleich, auf welchem Gebiet er sich auch äussert. Er ist die Ehrlichkeit selber. Danach blieb mir nur zweierlei zu tun: diese Einsicht anzunehmen und nach meinen Kräften (ja, diese „Banalität“ über mich zu bringen!) die „Menschheit zu verbessern“. Jenes Aesthetentum, das aus der Zerfahrenheit einer leidenden Seele entsteht, ist ein vorrevolutionärer Zustand. Das Ziel der ästhetischen Askese ist die Schönheit, das Ziel der revolutionären Askese ist die Gerechtigkeit. Vor den dunklen Massen, die sich nachts aus den grossen Versammlungsräumen ergossen, sah ich im Geist meine lichten Grazien schreiten: die drei Schwestern von Paris.“

Der Fremde

Von René Schickele

(7. Fortsetzung.)

VIII.

Paul wusste nicht, wie es gekommen war, dass er sich von allen, die ihm teuer gewesen waren, losgelöst halte und keinen Menschen mehr ertragen konnte. Er hasste die Lehrer; er hätte sie töten wollen. Seine Kameraden waren ihm schrecklich, weil sie den beharrlichen Ernst von Zuständen und Veranlagungen verkörperten, der ihm längst verloren gegangen war. Sie waren misstrauisch, oder sie verachteten ihn. Er trotzte ihnen, und sie wurden Feinde.

Pauls erste Bewegung war, sich mit Gewalt alles dessen zu entledigen, was ihn hinderte. Man hatte immer über ihn verfügen, ihn ein-

schränken oder umstimmen wollen. Er sah im Verkehr mit andern nichts als beabsichtigte oder ausgeführte Attentate auf seine Freiheit. Seine Träume waren verblasst, und die tägliche Berührung mit Lehrern und Mitschülern nährte den rächerischen Ehrgeiz, der seine Leidenschaft geworden war. Einmal musste er doch der Stärkere werden! Und alle diese Jahre waren Niederlagen.

Eines Tages hatte er gemerkt, dass Alfred Brauer, der ihn jeden Morgen um halb acht abholte, damit sie vor Beginn des Unterrichts noch einen kleinen Spaziergang machten, erst um zwanzig Minuten vor acht kam und dann noch später. Schliesslich mussten sie, um nicht zu spät zu kommen, auf dem kürzesten Wege zur Schule gehen. Und die morgentlichen Spaziergänge unterblieben. Nun ging Alfred Brauer auf einem andern Wege nach Hause, und Paul begleitete ihn nicht mehr. Das hatte Paul zuerst geschmerzt, aber dann hatte er zu Alfred gesagt: — Du hast recht, der Verkehr muss ein flüchtiger sein, damit man frei bleibe und eine dankbare Erinnerung an das Zusammensein bewahre. Alfred war errötet und hatte den Kopf wortlos zur Seite gewandt. Am andern Morgen ging Paul allein zur Schule.

Aber nachts sass er in seinem verschlossenen Zimmer und las. Er entdeckte die Poesie der Arbeit, in die er sich liebevoll einspann. Er füllte kleine, schwarze Hefte mit Auszügen aus philosophischen und geschichtlichen Werken. Er stellte aus den grossen Ereignissen der Revolutionsjahre und der napoleonischen Zeit einen Kalender der Begeisterung zusammen. Die Bilder, die an den Wänden hingen, verteilte er bis auf zwei Mönche Riberas in den Zimmern der Wohnung und ersetzte sie durch Fetzen weissen Papiers, auf die er einen Satz Robespierre, von Mirabeau, St. Just oder Napoleon geschrieben hatte. Er verehrte St. Just, dessen Sprache ein blankes Schwert war, das aufrecht in die Hände einer Statue gelegt ist.

„Nichts gleicht der Tugend mehr, als ein grosses Verbrechen.“

„Die Schwierigkeiten scheinen nur denen unüberwindlich, die vor dem Grabe zurückschrecken.“

„Ich verachte diesen Staub, woraus ich bestehe und der zu euch spricht, . . . man kann ihn verfolgen, vernichten, aber man wird mir nicht dieses unabhängige Leben entreissen, das ich mir in den Jahrhunderten und in den Himmeln geschaffen habe.“

Noch einen Satz von St. Just hatte er an die Wand geheftet:

„Die gegenwärtige Ordnung ist die zum Gesetz erhobene Unordnung.“

Diese Worte kündigten den Mann an, der, die rechte Hand zwischen den dritten und vierten Kopf der Uniform geschoben, im kleinen Hut auf Pauls Schreibtisch stand.

Aber der Held seines Herzens war Danton. Die langen Betrachtungen, die er über ihn anstellte, baute er sorgfältig auf. Er fügte die eine Stunde seines Lebens an die andere mit Betonungen, die langsam an Heftigkeit und Bedeutung gewannen, bis zum dunkeln, raubtierhaften Griff, der Dantons Kopf unter das Messer der Guillotine drückte. Der dumpfe Aufschlag des Beiles liess Paul fiebernd zurück.

Paul suchte überall nach Einzelheiten aus dem Leben seines Helden und ordnete sie mit wilder Freude in seine Betrachtung ein, die sich immer reicher gestaltete, die immer um ein Geringes ihre Form änderte und so ihre anziehende Neuheit bewahrte. Er verweilte beim sinnlos ausschweifenden Leben des jungen Advokaten vor dem Ausbruch der Revolution wie in einem Phallusfrühling, der von dem Gestampf der Kentauren, den Schreien der Umarmungen und dem faunischen Gelächter gesprengter Reigen erfüllt ist. Dantons mächtige Gestalt hob sich von einem weiten grauen Horizont ab, seine Arme beschrieben, während er über die schwarze Erde torkelte, Gebärden der Wut und der Unzucht auf dem schmutzigen Himmel, und der hässliche Kopf leuchtete wie das Haupt eines finsternen Halbgotts. Ein Mann gesellte sich zu ihm. Die beiden verschwanden im Horizont. . . Danton hatte Mirabeau gefunden, und wie ein Gewitter niedergeht, so setzte das Drama dieser fünf Jahre, die das Leben Dantons sind, mit dem Sturm der Bastille ein, führte zur Machtstunde, da Danton das Volk auf das Marsfeld berief und bewirkte, dass hunderttausend Stimmen den Kopf des Königs forderten, hielt nach dem 10. August 1792, da der Sieg gesichert war, einen Augenblick still und schritt aufrecht durch das Blutbad der Septembermorde. Dann lösten sich von der Pathetik der ersten Oeffentlichkeit die Züge intimer Schwärmereien los, die Paul entzückten. Danton rettete schöne, adlige Frauen für die Liebe, er pflückte sentimentale Abenteuer am Wege zur Guillotine und versenkte sich trunken in die Orgien des Herzogs von Orleans. Wo er konnte, bereicherte er sich und verschwendete das Doppelte seiner Einkünfte in tollen Unternehmungen; ein Romantiker des Blutes und der Liebe, ein Verächter.

(Fortsetzung folgt)

NEUERSCHEINUNGEN

Von der bekannten Verlegergruppe, zu der sich 17 der angesehensten deutschen Buch- und Kunst-Verlagsfirmen zusammengeschlossen haben, liegt der neue Weihnachts-Katalog vor. Diese Gruppe, die, wie bekannt, schöne und künstlerische Ausstattung pflegt, und sich um die neue deutsche Buchkunst die grössten Verdienste erworben hat, bietet in diesem Katalog ein reiches und praktisch benutzbares Verzeichnis ihrer Werke. Man kann sich hier ausgezeichnet über das spezielle Schaffen jener Kultur-Verlage unterrichten. Eine sehr dankenswerte Neuerung erhöht den Nutzen des Weihnachtskataloges: es ist eine sehr eingehende Einleitung vorhanden, die sich als „Ratgeber für Bücherkäufer“ darstellt und auch aufs Beste in die Novitäten der Verlage einführt. Wer für das Buch Interesse hat, verlange es vom Tempel-Verlag, Leipzig-A., gratis.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

NEUE RUNDSCHAU. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Das Dezemberheft bringt einen Artikel von Freiherrn von Mackay über die Psychologie der chinesischen Revolution. Otto Brahm schrieb seinen letzten Artikel: über den jungen Kainz, in dem er im Anschluss an die kürzlich erschienenen Briefe nicht bloss eine fesselnde Biographie des grossen Schauspielers entwickelt, sondern auch allerlei persönliche Beiträge zur Theatergeschichte gibt. Ola Hansson beendet seine Erinnerungen an August Strindberg, in denen er Briefe des verstorbenen Dichters, die von sehr

grossem psychologischen Interesse sind, zitiert. Otto Flake bringt eine Kritik der verschiedenen neuen Romane; die politische Chronik von Junius und andere Essays füllen das übrige Heft.

VORNOTIZEN

JUERGEN JUERGENSEN. Fieber. Afrikanische Novellen. (Literarische Anstalt Bütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. Mk. 4,—.

ALFRED LICHTENSTEIN (Wilmersdorf). -Die Dämmerung. Gedichte. (A. R. Meyer, Verlag, Berlin.) Geh. M. 0,50.

ELSE LASKER-SCHUELER. Mein Herz. Ein Liebesroman. (Verlag Heinrich F. S. Bachmair, München.) Geh. M. 3,—.

HENRI BERGSON. Materie und Gedächtnis. Essays (Eugen Diederichs Verlag, Jena.) Geh. M. 8,—.

PETER KRAPOTKIN. Memoiren. (Robert Lutz, Verlag, Stuttgart.) 2 Bände, geb. M. 6,—.

PETER KRAPOTKIN. Die französische Revolution (Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.) 2 Bände, M. 4,80.

PETER KRAPOTKIN. Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt. (Ebenda.) Geh. M. 3,—.

MAX BROD. Die Höhe des Gefühls. Szenen, Verse, Tröstungen. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig.) Geh. M. 3,—.

WILHELM MIESSNER. Der Mann im Spiegelroman. (Ebenda.) Geh. M. 3,—.

GABRIELE REUTER. Ellen von der Weiden. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. M. 1,—.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: René Schickele: Ein Tag Republik! — René Schickele: Worte zu einem Tanz — René Schickele: Auf einer Postkarte — René Schickele: Vision — René Schickele: Der Fremde — Ernst Stadler: René Schickele — Paul Boldt: Erwachsene Mädchen — Erklärung — Als er wiederkam — Die Angeklagte — Literarische Neuerscheinungen — Max Oppenheimer: Bildnis des René Schickele.

JANUS

MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT
FÜR LITERATUR · KULTUR · KRITIK

Herausgegeben von Hanns Bieber,
Hans Friedrich, Hans Ludwig Held

Vornehme Ausstattung — Reicher stets aktueller Inhalt
Unterhaltend, belehrend — Kritisch, offen und unparteiisch
Grosse Verbreitung über ganz Deutschland und Ausland
Hervorragendes Insertionsorgan

Was bietet der „JANUS“?

Die aktuellsten Artikel aus dem Gebiete
der gesamten **Kultur** und **Politik**

**Gestklassige Romane
Novellen und Gedichte**

Die ausführlichsten und zuverlässigsten **Kunst-
Theater- und Buch-Besprechungen**.

Zeitschriftenschau

Prospekte und Probehefte gratis vom Verlag

XXXXXXXXXXXX
 Vierteljahr Mk. 2.75
 Halbjahr Mk. 5.25
 Jahr Mk. 10.00
 Einzelheft 50 Pfennige
 XXXXXXXXXXXX



XXXXXXXXXXXX
 Zu beziehen
 durch: Jede
 Buchhandlung
 und die
 Postanstalten
 XXXXXXXXXXXX

Johannes R. Becher

Erde

Ein Roman. 1912. Geh. Mk. 3.—, Geb. Mk. 4.50

Die Gnade eines Frühlings

Dichtungen. 1912. Geh. Mk. 3.—

Der Ringende

Kleist-Hymne. 1911. Preis Mk. —.75 u. Mk. 10.—

DAS ERSTE JAHR

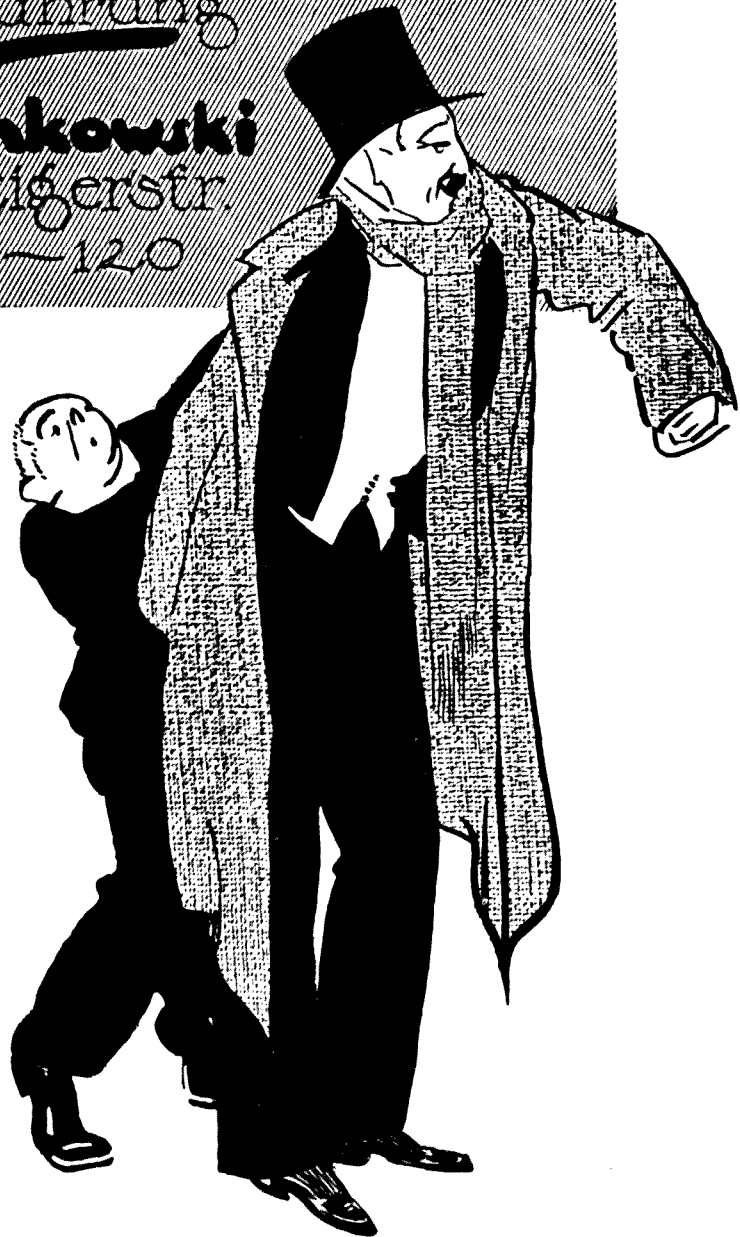
des Verlages

Heinrich F. S. Bachmair

Diesen illustrierten Katalog versenden
wir kostenfrei an jede Adresse

Verlag Heinrich F. S. Bachmair
München 2, Kurfürstenstrasse 39

Vornehme Herren Garderobe
nach Mass in eleganter
Ausführung
Klinkowski
Leipzigerstr.
119 ~ 120



Die Aktion

H. R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 51

INHALT

Rudolf Kurtz	Heinrich Manns politische Ideologie
Heinrich Mann	Der französische Geist
Alfred Wolfenstein	Tagebuchseite
Ernst Stadler	René Schickele
René Schickele	Der Fremde
Jakob van Hoddis	Der Morgen des Philosophen
Richard Oehring	Der Dichter
Willy Küsters	Nachworte zur Uhland-Feier

Bücher, die man schenkt — Ich möchte wetten
Wer wettet dagegen? — Was den Hirnen gesagt
werden muss — An unsere Freunde —

Max Oppenheimer: Bildnis des Heinrich Mann

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VON HEINRICH MANN

ERSCHIENEN BEI

PAUL CASSIRER, BERLIN:

IM SCHLARAFFENLAND. Ein Roman unter
feinen Leuten. Geheftet Mk. 4,50, gebunden
Mk. 5,50.

DIE GOETTINNEN ODER DIE DREI RO-
MANE DER HERZOGIN VON ASSY.
3 Bände. Broschiert Mk. 9,—, gebunden
Mk. 12,—.

DIE JAGD NACH LIEBE. Roman. Geheftet
Mk. 5,—, gebunden Mk. 6,—.

FLOETEN UND DOLCHE. Novellen. Geheftet
Mk. 2,—, gebunden Mk. 3,—.

PROFESSOR UNRAT ODER DAS ENDE
EINES TYRANNEN. Roman. Geheftet Mk.
3,—, gebunden Mk. 4,—.

STUERMISCHE MORGEN. Novellen. Geheftet
Mk. 2,50, gebunden Mk. 3,50.

ZWISCHEN DEN RASSEN. Roman. Geheftet
Mk. 5,—, gebunden Mk. 6,50.

VARIETEE. Ein Akt. Broschiert Mk. 1,50.

SCHAUSPIELERIN. Drama in drei Akten.
Broschiert Mk. 2,50, gebunden Mk. 3,50.

.....

Mein ausführlicher Prospekt über Heinrich
Manns Werke wird auf Wunsch kostenlos ver-
schickt.

Die Aktion

H/P

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 51 :: 18. Dez.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2,50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

HEINRICH MANNS POLITISCHE IDEOLOGIE

Politik ist Praxis. Sie formt historische Gegebenheiten einem Ideale zu. Die Prominenten belassen es beim Profit: als Zweifüssler ohne Hintergrund, Dezimalseele, deren Ideologie die Zinsberechnung ist. Aber ein grosser Dichter gestaltet aus Hass und Sehnsucht den Traum eines reineren Verwesers menschlicher Dinge: feurig schwebt über dem Chaos das politische Manifest Heinrich Manns, des geistigsten Menschen unter den deutschen Dichtern.

... ein Getriebener ist der Politiker, von einem unbeschreiblichen Erlebnis in seine Bahn gestossen. Ein Erlebnis, das dumpfem mütterlichem Boden entrissen, sich abstrakt so formuliert: die Würde des Menschen. O dieses aufreissende Inteinanderströmen der Kräfte, die sich in diesem einem Gefühl zusammenspannen: dass es eine Verpflichtung ist, Mensch zu sein, dass es irgendein Metaphysisches im Individuum gibt, dessen Verletzung mich und alle schändet. Würde ist ein Kriterium des Geistes und das Auszeichnende des Menschen ist sein reines Produkt. Der Versuch, menschliche Ordnung auf stoffliche, ausserhalb des Geistes gelegene Bestimmungen aufzubauen, verwirklicht die Tendenz des Privilegs, das zu hassen, das zu zerstören unser tiefstes, unser dämonisches Schicksal ist.

Dieses Primat des Geistigen wühlt als dumpfes Rechtsbegehren im Volk: und Epochen der Weltgeschichte lösen sich ab, wenn die Stunde ihr Organ findet, es auszusprechen. Nicht die physische Not lässt den Volkskörper in Katastrophen ausbrechen, sondern das dies hell und sichtbar wird: es gibt geistige Güter. Heinrich Mann sagt von der grossen Revolution: „Das Volk

hungerte: es machte sie, als es erfuhr, dass es eine Gerechtigkeit und eine Wahrheit gebe, die in ihm beleidigt seien.“ Dieses ungestaltete Gefühl in die Wirklichkeit des Wortes auszuprägen, ist die Sendung des Intellektuellen, spezieller des Literaten wie ihn Heinrich Mann fordert: „Vom Geist ist ihm die Würde des Menschen auferlegt.“ Aus solcher Sehnsucht gestaltet Heinrich Mann ein Kunstwerk von unglaublicher Resonanz, in dem ein Dichter dem Volke seinen Sinn formuliert, sein Tiefstes zur Grösse stachelnd — mit der besonnenen Kunst des grossen Prosaisten zu einem Symbol geformt, das in seiner reinen, ja heiteren Fülle das Tragischste noch hält: die Rückkehr vom Hades.

Der Wille nach Macht, in düstern Köpfen als ästhetische Lockung funktionierend, verschleiert innere Unsicherheit, Schwerpunktslosigkeit, die ausser sich die Basis sucht. Aber die Entwicklung lässt den fordernden Menschen hoffnungslos: sie gewährt bestenfalls das physiologische Minimum. Ueber dieses hinaus dem Menschen ein Gefühl des grenzenlosen Genusses des Atemholens zu entlocken, der Fülle schöpferischer Kraftentfaltung: die Entwicklung so zu bestimmen ist die Aufgabe des Geistes. Dieser Weg aber führt, brausend, vernichtend, über die Trümmer von Privilegien und Dogmen — wer ihrem Abbau widersteht, verrät den Geist. „Ein Intellektueller“ um prachtvoll ernste Worte Heinrich Manns, dieses gütigsten, verehrungswürdigsten, kunstvollsten unter den deutschen Dichtern als Schlussstück unter diese Notiz zu setzen, „ein Intellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, verrät den Geist.“

Rudolf Kurtz

Der französische Geist

Von Heinrich Mann

Ist es zu denken, dass irgendwo in der Welt der Geist herrschen sollte? Solange es menschliche Gesellschaften gibt, haben sie ihren gefährlichsten Feind im Geist gesehen. Sie haben ihn eingeschränkt, gebunden zu Religionen. Sie sind, sobald er sich freimachte, in Scharen, in Legionen, in Katarakten von Körpern über ihn hergefallen, wie die Heere des Xerxes über Griechenland. Wenn je einmal der Geist siegte, war es eine kurze Katastrophe, ein entsetztes Drunter und Drüber, dessen Angst sich endlich in schwarze Rauchwolken auflöste, in den Rauch vom Scheiterhaufen eines Savonarola. Der massige Materialismus der modernen Monarchien hat jeder Ausschweifung des Geistes vorgebeugt durch das Vorstrecken von Millionen Bajonetten . . . Ist es zu denken, dass er hindurchdringt? Dass er selbst an der Spitze der Bajonette schwebt? Dass die Macht eins ist mit dem Geist? Ein ganzes Volk, das sich samt seinen Führern dem Geist vertraut, seiner Strenge, seinem Krieg, seinem Rausch! Das um der qualvollen Ruhelosigkeit des Geistes willen verzichtet auf die animalische Langlebigkeit der andern Völker! Das die lebenerhaltenden Lügen verschmäht! Das ehrlich bleibt, und führe es zur Auflösung! Ein Volk, ein ganzes Volk, das sein zeitliches Leben abkürzt, aus Liebe zum ewigen!

Alle grossen Franzosen sind, wie ihre Rasse, im Gleichgewicht zwischen ihrer sinnlichen Intensität und dem Eifer und der Klarheit ihres Geistes. Sie werden nicht fleischlos, und sie versteigen sich nicht. Sie sind keine Gnomen, keine Ungeheuer, noch Schatten, die das Leben wirft. Auch sie leben, auch sie sind Menschen. Noch Flaubert, an der Grenze der Ueberfeinerung, weigerte sich, zu schildern, was nicht typisch sei. Sie wollen, so stark sie sein mögen, nicht vor allem sich, sondern die Welt. Sie haben das Herz und den Geist, sich zurückzuziehen in die Menschheit, in ein Volk. Freilich ist es ein Volk, das ihnen keine Opfer auferlegt; das sie nicht abstösst und ermattet durch Langsamkeit und Ungeschmack; dessen nationale Kunst die Literatur, dessen grosse Sorge der Geist ist, und das ihnen folgt, wohin sie es führen. Sie führen es aber hinan, zur Herrschaft über sich selbst. „Ein wenig Geist erwirbt man durch die Pflege der Phantasie, und viel Adel durch den Anblick schöner Dinge“; — und Flaubert hätte weitersprechen können:

„Dazu Güte durch Einsicht in das Herz der andern, und Menschenwürde durch das Bewusstwerden des eigenen, und Abscheu vor Lüge und Unterdrückung durch ihr Bild.“ Das ist die Wirkung dieser Romane dieser Gedichte: sie haben die Demokratie erzogen. Das ist die Wirkung Zolas und das ist, seinen Tendenzen zum Trotz, die von Balzac. (Denn der Roman, diese Enthüllung der weiten Welt, dies grosse Spiel aller menschlichen Zusammenhänge ist gleichmacherisch von Natur; er wird gross mit der Demokratie, unter der das Drama in seiner aristokratischen Enge abstirbt. Balzac ist der Dichter der kämpfenden Demokratie, Zola der triumphierenden.) Victor Hugo, der aus der Verbannung seine republikanischen Fanfaren schickt, Sainte-Beuve, der im Senat die Freiheit der Presse verteidigt, Flaubert mit seinem Ideal einer Regierung der Wissenschaft, des Geistes selbst; und Lamartine, in der Stunde, als sein Wort den übergetretenen Strom einer Menge bändigt, und Rochefort, während seines langen Duells mit einem Kaiser, und Zola, der die Kanonen der Gewalt zum Schweigen bringt vor der Wahrheit: sie alle haben das Glück gekannt, sich nicht stumm und ohne Arme zu fühlen, von einem Volk, dem der Geist nicht nur ein überirdisches und belangloses Spiel ist, auf eine Tribüne gehoben zu werden, ihr Wort die Dinge bewegen, den Geist in Welt und Tat verwandelt zu sehen . . .

In jedem von ihnen aber ist es Voltaire, der zurückkehrt. In Deutschland wiederholt, wer es weit bringt, das tatlose, dem Volk unbekannte Leben Goethes.

Beide sind böse, wie die Grossen böse sind. Voltaire, der Priester des Geistes, hasst seine andersdenkenden Priester, findet sich weit eher mit der weltlichen Macht ab als mit der geistlichen. Er ist der Bürger, dessen Wehrbarkeit der Geist ist, der den Geist zu Geld und Macht münzt, der den Adel und das Volk, beide hasst und fürchtet. Sein Hass auf Rousseau gilt dem Mann des Volkes. Aber der Geist in ihm ward, wie im Laufe von Generationen, immer stärker, immer abgelöster, überwand die Bürgerlichkeit, die Furcht sogar, vollbrachte Heldentaten, erzeugte — o Wunder — selbst Güte! Die Leidenschaft des Geistes hat Voltaire gerettet.

Goethe hasst, was unharmonisch ist, was durch Einseitigkeit des Geistes, der Leidenschaft, durch unversöhnlichen Sturm und Düsterteit das Gleichgewicht der Natur stört. Er hasst das Nurmenschliche, hasst die Revolte des Menschen

gegen die Natur, das Dämonische und das Radikale. Er, die Natur selbst, ihre Allseitigkeit und Gelassenheit selbst, lässt jene Kranken von sich abprallen; sie sind gerichtet von ihm, von der Natur; sie gehen unter. Befriedigt in seiner Liebe zu den Gesetzen der Natur sieht er die französische Revolution und Heinrich von Kleist untergehen.

Voltaire bleibt so weit hinter Goethe zurück, wie der menschliche Geist hinter der Natur selbst. In Goethes Werk ist die reiche Seele des Alls, in den Phantasiewerken Voltaires ein akademischer Schatten. Goethe hat zur Menschheit die hohe, ferne Liebe eines Gottes zu seiner Schöpfung; Voltaire kämpft im Staub. Er ist einseitig und will nicht anders sein. Er ist die Revolte des Menschen gegen die Natur, gegen ihre Stumpfheit und Langsamkeit, Ungerechtigkeit und Härte. Ihrem dummen Ernst sticht er Wunden mit seinem Witz, der menschlichsten Erfindung. Er hasst alles Herkömmliche, unbewusst Gewordene, das sich dem Gedanken, der Kritik entziehen möchte. Er fragt nicht nach dem Willen der Natur und ihrer Tochter, der Ueberlieferung; er nimmt nicht ihre Befehle hin; er fordert selbst, kraft der Gesetze, die in ihm sind: kraft der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Seine Stimme bricht in Hohn und Hass, sein Gesicht grimassiert. Wie hoch und weise Goethe vom feierlichen Turm seiner Erkenntnisse über ihn hinsieht! Ihm sind die Ungerechtigkeiten erklärt, die jenem den Blick trüben; die Lügen, gegen die der andere sich bäumt, gehen ihm in die grosse Wahrheit der Natur ein. Gegen ihr langes und heiliges Walten wäre Kampf lächerlich. Mögen Fanatiker die Arme heben und schreien wie bei Valmy.

Aber sie siegen! Auf ihrem Hügel dort hinten singen sie die Marseillaise, und das alte Heer Friedrichs zerbricht an ihnen. Ihr Sieg ist der Sieg des entfesselten Geistes über Natur und Ueberlieferung, der Sieg Voltaires über Goethe. Goethe wendet sich ab und verachtet.

Seine Verachtung der Revolution, war sie ganz unangreifbar? Hätte nicht auch er wirken, aus der Ewigkeit in den Tag übergreifen wollen? Er hat es versucht (die Befreiung des Weimarer Volkes vom Jagdrecht der Herren), und es ist ihm misslungen. Was verrät also diese erbitterte Verachtung der Revolution, an der seine Dichtung zerbricht und klein wird wie das Heer der stummen Ordnung an jenem singenden Hügel von Valmy? Wird nicht hier der Schmerz verheimlicht, in ein Volk ohne Tat gestellt zu sein und sich selbst an die ererbte Wirklichkeit ge-

bunden zu fühlen? Seine „innere Freiheit“ ist in Wahrheit die Beschönigung eines Lebens, das vielem hat entsagen und vieles hat verbergen müssen; dessen geheime Schande sich entblösst in Goethes Geständnis, er habe sich sein Leben lang, sein hohes, umfassendes, berühmtes Leben lang, vor jedem adeligen Leutnant befangen gefühlt.

Voltaire ist von Adeligen geprügelt worden: errötet ist er nicht, — und er hat ihnen die Guillotine errichtet. Er war es. Er kehrte zurück, als die Priester und die Könige fielen. Bei jedem neuen Sturz der Macht war er an der Spitze der Stürmenden. Wo die Wahrheit gegen den Nutzen aufstand, der Geist gegen die Macht, da schmetterte sein Name. Wäre der Sarg dessen, der um eines ungerecht verfolgten Menschen willen die Wehrkraft seines Landes kompromittiert hatte: wäre Zolas Sarg auf dem Wege zum Pantheon geöffnet worden, man hätte die verklärte Fratze Voltaires darin gefunden! Er, der in den Mänteln der Generale der ersten Republick als Sieger über die Erde zog, er wird die dritte Republik sprengen. Auf ihren Trümmern wird sein Lachen schallen, seine Stimme wird gelten: „Freier!“ Wahrer! Den Abgründer der Freiheit und der Wahrheit zu!“ Goethe inzwischen sieht aus der gespensterhaften Höhe, wo die deutschen Genien einander vielleicht verstehen, unbewegt auf sein unbewegtes Land hinab. Sein Werk, der Gedanke an ihn, sein Name haben in Deutschland nichts verändert, keine Unmenschlichkeit ausgemerzt, keinen Zoll Weges Bahn gebrochen in eine bessere Zeit. Hinter seinem Sarge ging die Familie keines Calas. Er hat das ferne Mitleid eines Gottes gefühlt mit den Menschen, die schuldig werden müssen, und die Gerechtigkeit, Gleichheit, Freiheit vielleicht in jenen Gefilden kennen werden, mit denen Dichtung uns tröstet. So hat er sich zu Gretchen, Otilie, der Bajadere geneigt. Der irdische Tag, der staubige Kampf staunen blinzelnd zu ihm auf — und keuchen weiter. Ihre Rechtfertigung haben in ihm nur die Müssigen, die Teilnahmlösen gesehen. Populär ist er erst in dem Augenblick geworden, als es in Deutschland ein schwaches, reiches und ruhliebendes Geschlecht gab. Er muss sich gefallen lassen, dass reaktionäre Minister dem Volk statt seiner Rechte einen Satz von ihm bieten, der diese Rechte entwertet; und dass faule Vergnüglinge ihre leeres Dasein mit seinem Namen decken als dem Zeichen ihrer „Kultur“, als ob es Kultur gäbe ohne Menschlichkeit. Voltaire ist, als die Hoffnung der Menschlich-

keit, daheim in den tiefen Schichten seines Volkes, die von seiner Kultur nichts wissen, die auch von seinen Mängeln und Grenzen nichts wissen, und denen er für alle Zeiten die Freiheit selbst ist.

Denn Freiheit: das ist die Gesamtheit aller Ziele des Geistes, aller menschlichen Ideale. Freiheit ist Bewegung, Loslösung von der Scholle und Erhebung über das Tier: Fortschritt und Menschlichkeit. Frei sein heisst, gerecht und wahr sein; heisst, es bis zu dem Grade sein, dass man Ungleichheit nicht mehr erträgt. Ja, Freiheit ist Gleichheit. Ungleichheit macht unfrei auch den, zu dessen Nutzen sie besteht. Wer die Macht übt, ist ihr Knecht nicht weniger als wer sie duldet. Der Tyrann (wer wäre nicht Tyrann!) leidet unter der Menschheit, wie sie unter ihm; er erniedrigt sich in denen, die er erniedrigt. Nur Flucht ins Menschentum kann ihn retten. Rette er sich, auf die Gefahr hin, unterzugehen! Denn Freiheit ist der Wille zu dem als gut Erkannten, auch wenn das Schlechte das Erhaltende wäre. Freiheit ist die Liebe zum Leben, den Tod mit einbegriffen. Freiheit ist der Mänadentanz der Vernunft. Freiheit ist der absolute Mensch.

Glossen

LUDWIG UHLAND-GEDAECHTNISFEIERN

Ein paar Nachworte.

Es handelte sich um einen unheilbar Toten. Als Politiker gab es heissere Köpfe, lodernde Naturen, die tiefere Furchen rissen, als der zu gelehrte und liebenswürdige Schwabe; ein Hauptgrund seiner Opposition war der Partikularismus und der vielgerühmte Tropfen demokratischen Oeles, mit dem ein über Deutschland leuchtendes Haupt gesalbt werden sollte, kann heute nicht einmal einen ostpreussischen Agrarier erhitzen.

Er hat kein Verhältnis zu unserer Zeit, die unruhige Herzen, aufwühlende Naturen, Gewitter und die Blitze aus dunklen Wolken will.

Freilich manch Stille gibts im Land, die sich auch in den Gärten der Idylliker von ehemals ergehen, denen solche sanften Strophen lichte Inseln sind, auf die sich flüchten.

Es sind Wenige. Eifernder Philologenbrillenübermut wird ihnen bald den Rest geben.

Uhland ist unheilbar tot; die Festartikler konnten nichts mehr verderben.

Willy Küsters, Konstanz,

WAS DEN HIRNEN GESAGT WERDEN MUSS

„Zur grossen Freude der Holländer, die nach wie vor ihre Königin vergöttern, entwickelt sich das einzige Kind der Monarchin zu einem frischen, gesunden und fröhlichen Kinde, einem echten und rechten holländischen „Meisje.“ Prinzessin Juliana ist am 30. April 1909 geboren, geht also der Vollendung des vierten Lebensjahres entgegen. Das fürstliche Kind, das gleich seiner Mutter einst eine selbständig regierende Königin werden dürfte, hat vorläufig glücklicherweise von seiner hohen und schweren Bestimmung keine Ahnung und geniesst, behütet von der Sorgfalt seiner Eltern und der aufrichtigen Liebe des ganzen niederländischen Volkes, das reine Glück der Jugendentage in vollen Zügen.“

Also der rote „Tag“. Und solche Dinge geniesst unser Publikum in vollen Zügen.

ICH MOECHTE WETTEN:

Trotz den beispiellosen Erfolgen der staatlich geschützten Kriegsbestie, trotz allem Wehklagen der beleidigten Menschlichkeit, trotz allem Elend, das, von einer brutalen Gesellschaft erzeugt, durch die Welt schreitet, trotz alledem werden auch in diesem Jahre die Zeitungspapiere die verlogenen Weihnachtsbetrachtungen nicht unterdrücken.

WER WETTET DAGEGEN?

Das von Theodor Wolff chefredigierte und von Rudolf Mosse verlegte Berliner Tageblatt wird es fertigbringen, Herrn Jatho oder Herrn Traub zum Vonsichgeben christlicher Weihnachtsgefühle zu veranlassen.

DER MORGEN DES PHILOSOPHEN

Er spricht: „Nicht ängstlich an Gestaden
Auf offnem Meere will ich baden

(Ha! der Vergleich ist ein gewagter!):

Ich werde frei vom Frohn der Zeiten

Zum kosmisch-schöpferischen schreiten.“ —

(Kosmisch, sagt er.)

Er wandelt kühn um seinen Tisch, er wandelt
schon die ganze Nacht

Wohl in dem gelben Lampenlicht

Das jetzt am blauen Tag zerbricht

(Die ganze Nacht hat er umgebracht!

So ein Kerl!)

London

Jakob van Hoddjs

Der Dichter

Jede Nacht
an meinem Bette hocken die bleichen Zecher.
Ich verberge meinen ungeheuren Schmerz
und kredenze ihnen lächelnd mein Blut.
Sie leeren hastig kaum gefüllte Becher —
doch in sie kommt keine Glut.

Unerlöste Antworten harren in mir.
Keiner tut an mich eine Frage.
Ihre Blicke taumeln durch mich ins Vage,
als wäre ich garnicht hier.

Ihre ho'en Augen werfen tiefe Schatten
in meine Abgründe

Berlin

Richard Oehring

René Schickele

Von Ernst Stadler (Brüssel)
(Schluß.)

In der Hingabe an die politische Arbeit in Paris entdeckt Schickele eine neue Mission, die ihm zur elsässischen Mission innerhalb Deutschlands wird: für seinen Teil mitzuwirken an der Demokratisierung des Reiches. Er wird sie, nach der Pariser Zeit, als Redakteur einer Strassburger demokratischen Zeitung noch wirksamer und zielbewusster vertreten.

Die Grösse und Reinheit der Idee kann ihm nun nicht mehr wie früher durch ihre mehr oder weniger fragwürdigen Träger verdächtigt werden. Er lernt, sich einer grossen Organisation einzuordnen, in die Reihe zu treten, Kleinarbeit zu tun. Er kommt mit hunderterlei Realitäten in Berührung, die ihm vorher fremd oder unwesentlich gewesen waren. Es ist wie ein grosser Gesundungsprozess, der sich in ihm vollzieht und der ihm die verlorene Unbefangenheit und Aktivität des wirklichkeitsfrohen Menschen zurückgibt. Der seelische Indifferentismus ist zurückgedrängt: es gilt nicht mehr, Relativitäten zu wägen, sondern einzustehen für eine Ueberzeugung, Farbe zu bekennen, in Liebe und Hass sich zu entscheiden. Und aus der rasche Entschliessung fordernden Beweglichkeit der politischen Arbeit erwächst ihm ein neues Realitätsbewusstsein, eine neue Menschenliebe und eine männlich erstarkte Weltfreudigkeit.

VI.

Die Gedichtsammlung „Weiss und Rot“ bringt das neue Lebensgefühl zu künstlerischer Gestaltung. Diese Gedichte, die das weitaus Wertvollste sind, was der Lyriker Schickele bis heute

geschaffen hat, wollen durchaus mehr sein als die nur aesthetisch zu wertende Verdichtung von Stimmungen und Bildern. Sie wollen über das artistische hinaus ins Leben selber greifen: erobern, bekämpfen, beglücken. Sie sind voll aktiven Dranges. Sie wissen, dass nicht das Schwelgen in Stimmungen und Träumen das Leben ausmacht, sondern Arbeit, Kampf, Aktivität. Sie sind menschlich, weil sie sich von nichts Irdischem wählerisch ausschliessen. Weil sie keine Trennung des Alltäglichen und des Dichterischen anerkennen und nichts von dem zu unterschlagen haben, was die Seele in der Werktagsarbeit und in den nicht erhobenen Stunden bewegt. Weil sie aus den Wolken der Träume herabgestiegen sind in den Bezirk einer fest umgrenzten, tätig regsamen, heilig nüchternen Welt. Sie sehen die Einheit des Lebens und sie malen sie in der Buntheit ihrer Aspekte. Das Feuer der politischen Passion ist in ihnen: der Kampf für die Freiheit, der Aufruhr gegen die Knechtung des Geistes, der Hass gegen autoritäre Privilegien, das soziale Mitleiden. Aber in ihnen ist auch der Gutenachtgruss einer geliebten Frau und die Erinnerung von Sommerabenden des Vierzehnjährigen im Konvikt: das vielen Gemeinsame und das ganz Persönliche. Und über allem ist ein starkes, von innen strömendes Licht. Dem erfrischten Blick werden alle Dinge wieder einfach und klar. Es ist, als ob sich die Welt in den Sinnen eines von langer Krankheit Erstandenen verjüngt, erneuert, gereinigt wiederfände:

„Zum ersten Mal seit vielen Jahren bin ich
wieder still
Und weiss, dass — ja und nein — man tut
und nicht tut, was man will.
Dass alle Menschen einfach sind, und das sie
alles, was sie treiben,
Sich selber aufgegeben haben, wie die Kirchen-
väter schreiben.“

Es ist eine Weltfreudigkeit in diesen Gedichten, die von der bewegten Innigkeit bis zum befreiten körperlosen Schweben — in der schönen Vorortballade — reicht. Sie kennen den Drang nach dem Abenteuer und die Ruhe in der Geliebten. Sie kennen die Erregungen der grossen Städte und das Ausruhen im Abendfrieden der elsässischen Rebhügel. Sie sind ganz durchsättigt von einem schweren Glück. Und sie spiegeln, stark und ruhig, eine Seele, die sich selber gefunden hat.

VII.

Aus demselben seelischen Boden stammt die Pariser Novelle „Meine Freundin Lo“. Diese

kleine melodiöse Geschichte ist ganz aus der neuen Sicherheit herausgeboren. In ihr pulst hell und nicht minder kräftig als in den Gedichten die wiedergewonnene Weltfreudigkeit, die alle Dinge liebend umfasst, Abstraktion, Metaphysik sind verbannt: es gilt nur noch, Leben im Bilde einzufangen, eine Atmosphäre herauszustellen mit allen ihren Farbentönen, Abschattungen, Luftspiegelungen. Das Visuelle ist geschärft. Das Aeusserliche hat eine neue Wichtigkeit bekommen. Es wird Mittel und treibender Motor der Erzählung. Es dient, das Seelische auszudrücken, und vermag es ungleich wirksamer als die psychologische Deduktion. Die intellektuelle Beherrschung verrät sich nur noch in der Wahl und Prägnanz der charakterisierenden Züge, die oft in einer einzigen Gebärde zusammendrängend oder auch karikaturistisch vereinfachend — man denke an den Regisseur Bertrand! — Menschen vor uns leben lässt. Ein Reichtum sinnfälliger Bilder ist geboten, der dem Leser den Eindruck langer Vertrautheit mit Szenerie und Gestalten dieses Buches mitteilt. Dabei eine strenge Oekonomie, eine kluge Zurückhaltung der Mittel, die sich nicht voreilig verausgabt und das Crescendo seelischer Steigerungen langsam, langsam aufschwellen und zurückfluten lässt. Der lyrische Ausdruck ist sparsam, die Lyrik scheint gleichsam aus der wuchernden Selbstherrlichkeit mit der sie im „Fremden“ auftrat, in die Gestalten selber zurückgetreten zu sein. Zum ersten Male ist Schickele hier Epiker. Zum ersten Male ist es ihm um Erfindung, Fortgang, Körperlichkeit zu tun. Nicht als ob viel oder sonderlich Bemerkenswertes geschähe. Aber alle Wirkung erfolgt durch epische Mittel, und Bewegung und Interesse wächst aus dem Detail, der Begebenheit, der Individualisierung. Man darf gespannt sein, diese neuerworbene Technik einmal einer umfassenderen Aufgabe zugewandt zu sehen.

Lo selber bleibt ein unvergessliches Geschöpf. Sie ist wie eine in der Kulissenwelt eines kleinen Pariser Theaters wiedererstandene Ninon, und man wäre versucht, sie als die Inkarnation eines seltenen und wundervoll natürlichen erotischen Prinzips zu preisen, wäre nicht alles an ihr einmalig, eigen, unvergleichbar. Ihre Herzensangelegenheiten sind von einer fleckenlosen Reinheit und voll jener praktischen und zugreifenden Klugheit, wie sie der Pariser Boden seinen Geschöpfen mitgibt. Stärker als irgend ein anderes von Schickeles Büchern zeigt diese Geschichte gallischen Einschlag. Nicht bloss in der ganzen Gefühlshaltung, in der sinnlichen

Unbefangenheit der Heldin und der natürlichen Grazie ihrer Liebesauffassung — mehr noch in der überlegenen, leichten, geistigen Art des Vortrags, der Prägnanz und Nüanzierung der Diktion, die bei Deutschen so selten ist und die Ernst ohne Schwere zu geben vermag und Innigkeit ohne Sentimentalität —. Es ist unter Schickeles Büchern das, in dem am vollkommensten die von ihm einmal gestellte Forderung des geistigen Elsässertums erfüllt ist.

Tagebuchseite

Von Alfred Wolfenstein

— rannte neben dem Zuge, musste ihre Hand loslassen, flog aus der Halle, mit ihrem Blicke noch verbunden; merkte den Bahnsteig immer spitzer werden — in vollem Lauf hielt ich an dem Endpuffer an, und sah mit dem Zuge sie regungslos verschwinden. Der letzte schwarze Wagenstreifen klebt noch quälend auf allen meinen Gedanken fest.

10. März. Beim Verrollen des Zuges gestern seltsam drohendes Gefühl, wie uns Ohnmächtigen die Gegenwart stirbt! aber nicht als geschehe die Vergänglichkeit zugunsten des werdenden, sondern als dränge sie mich in die Vergangenheit zurück. Heftig beunruhigende Empfindung. Wie ein Rückzug von einer sieglosen Schlacht zur andern. . . Ich habe zu tief, auch zu pedantisch die Erinnerung geliebt. Nur was ich hatte, hat Wert für mich, nun habe ich nichts als was ich hatte, alles entgleitet mir, erst das Entglittene schätze ich — es kann aber kommen, dass auch die Erinnerung mir zu gegenwärtig wird, was dann!

15. März. Das glaubte ich neulich als eine halbe Erfindung zu schreiben, aber es ist ja wahr? Der stockende Widerwille bei allem Tun, seit langer Zeit! Die Hand vorzustrecken, um etwas in Empfang zu nehmen, — ist schon nicht ganz frei von Unruhe, von Wunsch, den Rücken zu wenden. Und folgende Vorfälle: Mein Bruder fordert mich heute zum Spazierengehen auf. Ich etwas höhnisch: „Mit meinem gebrochenen Fuss?“ Auf seinen erstaunten Blick zucke ich zusammen, gehe hinaus, mit einem Gefühl etwa wie wenn Kopfschmerz des vorigen Tags wieder auflebt. Meine Antwort wäre vor Monaten richtig gewesen; mir war in jenem Moment, als sei es damals. Ferner: Ein Brief kommt: sie ertrage die Trennung nicht, ich müsse sie bald besuchen, sie sei endlich ganz



M. OPP.

anders geworden. Ich sehe abwechselnd mit dem Lesen auf die leere Strasse. Ich höre ihre Worte nicht, habe nur eine Empfindung auf der Haut. Aber nachmittags lese ich einen Brief aus dem Winter, darin sie schreibt: so wie ich sie wollte, sei sie nicht; doch müsstest sie so sein, wenn ich sie überredete; und bitte auch, sie nicht zu überreden. Das schien nur an mich gerichtet! Darauf hätte ich sofort antworten können, ich war in jener Stimmung, da ich es zum ersten Male las, Luft, Licht, Geruch, Wandel des Tages waren gegenwärtig.

Also Gewesenes wirkt auf mich, als ob ich ihm gleich sei. Ein Ausdruck, über den der Betroffene nicht lächeln kann: Ich bin vergangen. Ich bin zurückgegangen, einen Weg, der mit Raum und Zeit rechnet wie ein wirklicher. Denn ich merke, dass mir kürzlich Geschehenes zugegen, Ferneres nahe, weiter Entferntes sich nähernd erscheint; als sollte ich nacheinander die Teile meines Lebens bis in die Kindheit wieder aufbrauchen. Ist es vielleicht zu meiner Erneuerung, — ungefähr wie die Kunst über erwachsene Stile zurück'angt nach den ersten Unmittelbarkeiten, neue Kraft zu schöpfen? Oder ist es — — ich habe eine Stunde gesessen, nun schreibe ich: oder ist es Angst und Betäubung vor dem Tode? — Es ist ja noch nicht sicher, nur entdecke ich neue

Der Fremde

Von René Schickele

(8 Fortsetzung.)

Paul ging dem phantastischen Zug im Leben der Männer nach, die für jenes Geschlecht von Helden, der streitenden Kirche der Revolution, vorbildlich sind.

Er stellte fest, dass Danton und seine Gesinnungsgenossen vor dem Jahre 1789 genialische Wüstlinge oder wenig mehr gewesen waren. Immerhin hatten sie viel Geist: es war die beste Waffe der Zeit. Sie schärfte sich in der beinahe heimlichen Opposition langer Jahre und mehrerer Geschlechter, und ihr feines Spiel unter deckenden Mänteln weckte den empörerischen Uebermut der Fechter. Sie wurden Erotiker aus Leidenschaft, aus Ueberlegenheit und Trotz, aus Langeweile. Sie waren zu Tatenmenschen geboren, — es gab für Freie kein anderes Feld leidenschaftlicher Betätigung als die unbändige Liebe. Sie hätten sich, weil sie Intellektuelle waren, vielleicht in jenen Geist und Sinne verzehrenden Ausschweifungen erschöpft, wenn nicht die Revolution gekommen wäre. Danton

war beinahe schon für die Tat verloren, als Mirabeau sein Genie entdeckte.

Solche Naturen waren dem Wagnis der Revolution gewachsen, mit selbstbewusster Grösse, ohne zu Volksknechten zu werden. Der Elan ihrer Orgien warf sich auf die Politik und erfuhr keine Veränderung.

Jedes Leben, dem Paul nachging, führte zum „Mann“, der vor ihm auf dem Schreibtisch stand.

Bonaparte hatte seine glänzenden Siege erlitten und war zum Vertreter des nationalen Stolzes geworden, an den sich das von den inneren Wirren ermüdete Volk vertrauensvoll anschloss; er hatte die Grösse des französischen Namens gerettet, indem er die Fremden fernhielt. Im Heer, das den revolutionären Geist in seiner ersten Reinheit bewahrt hatte, war allein die kriegerische Aufregung lebendig geblieben. Sie hatte sich zu einer Epopöe verdichtet, die den Namen des Mannes führte. Er überlistete die Revolution, er organisierte den Enthusiasmus, wie er, schlau und gewalttätig, die ganze Nation zu seiner Maschine machte. Aber vor der übrigen Welt vertrat er sie mit dem Ruhm der Waffen und dem Glanz seines Genies. Der erste Konsul verkörperte die sieghafte Kirche der Revolution. Drum wird jener grosse Glanz in den französischen Waffen erst dann erlöschen, wenn die Marseillaise ihren Sinn verliert. Und in der Marseillaise fand Paul die Verwandtschaft des Elsasses mit Frankreich und seine Eigenheit.

Die Marseillaise war der Schlachtgesang der Freiheit, wie das moderne Frankreich, „die Nation“, für Paul das göttliche Werk der Revolution bedeutete: in ihm schuf die menschliche Empörung gegen alles, was Unterdrückung heisst, ein sichtbares Gebilde, das ein erster Sieg und das Fanal der unaufhaltbaren Freiheit ist. So wurde die Marseillaise ihr Hohes Lied: die Geburt eines ungeheuren Herzens, das der Herd einer ewigen Flamme sein will.

Das elsässische Nationalgefühl aber erwachte im Augenblick, als auf die Plätze und die Gebäude Strassburgs der unerwartete Glanz der Marseillaise fiel. Das ist die Geburtsstunde der geistigen Nation, die die Elsässer bilden: die elsässischen Generale der grossen Armee, ihre Paten, verewigen die Stunde. In ihnen, deren Namen auf der Gedenksäule der geistigen Unabhängigkeit ihres Volkes stehen, sah Paul die Condottieri des elsässischen Enthusiasmus, der von allen politischen Interessen losgelöst ist, die reinen Helden einer Epopöe. Sie waren Empörer,

wie der Korse selber, dessen Schicksal sie mit der ganzen Verbannteninbrunst ihres Lebens geteilt haben. Sie waren ihre eigenen Helden in der Fremde und dienten dem Manne, der, weil er der Stärkste war, sich am meisten erhöhte. Sie stehen auf dem Sockel seines Bildes, und weit um ihn verstreut in starren Gliedern ahnte Paul die Schatten seiner Landsleute unter den Grenadieren die ersten Elsässer, deren sich die Kinder des Landes erinnern.

Für Paul war die Sache der Freiheit über alles erhaben, weil sie ihm seine eigenste Angelegenheit zu sein schien. Sie war der Protest gegen jede Unterdrückung, und Paul fühlte sich seit Jahren unterdrückt. Er wollte frei sein, um leidenschaftlich zu sein. Schon der Gedanke der Freiheit war eine Leidenschaft. Denn er setzte einen Widerspruch voraus. Der grosse Widerstand aber hiess Deutschland. Er las deutsche Zeitungen und sah im täglichen Leben nur die Angelegenheiten Deutschlands um sich: das ganze öffentliche Leben, für das er sich zu interessieren begann, war deutsch. Man gehorchte oder widerstand, aber immer den Befehlen und den Vorschriften Deutschlands, des Deutschen Reiches. Er aber wollte widerstehen! Die grosse Armee war dann der phantastische Traum der Revolution, der weiter träumte. Napoleon umgab sich mit ihm, ohne sich ihm hinzugeben. Und trotzdem, — in der frierenden Komödie die doch wieder durch ihre salbungsvolle Ueberlegenheit das Volk bezauberte, glüht noch der unsterbliche Funken der Revolution. Zuweilen, wenn der Mann auf dem Schlachtfeld die überraschenden Wagnisse unternimmt, scheint die kleine harte Gestalt in einem Nebel von Begeisterung und Herzensübermut zu schwanken.

Paul Merkel kehrte zu Danton zurück. Der gab sich, einen stolzen Traum im Herzen, dem Leben wie einer verdorbenen Geliebten hin. Paul wollte gleich ihm das Leben bis auf den Grund auskosten und keiner Gefahr, die ihn lockte, aus dem Wege gehen. Von St. Just wusste er, dass man eine erhabene und strenge Idee haben müsse, um ein vorbildliches Leben zu führen. Er fand deren mehrere; aber er hielt an keiner fest. So nahm er denn die mehr summarische Erziehung Napoleons an und stärkte sich am abstrakten Begriff, den der Mann in seiner erstarrten Haltung dort vor ihm verkörperte: dem Willen. Er fand ihn so stark, weil er vor keiner Feigheit und nicht vor dem Verbrechen zurückschreckte, weil er für ihn etwas wie der Wille an sich geworden war, . . . den man nicht

liebt, den man sogar verabscheuen kann, der aber die dunkeln Energien eines furchtbaren Prinzips birgt.

Paul fühlte Ähnliches im Tonfall jener Sätze des St. Just, die er an die Wand seines Zimmers geheftet hatte. Aber die kleine Gestalt des Kaisers steigerte die moralische Kraft dieser Sätze zu einer Lebensgestalt sondergleichen: der gespenstische Schädel fasste kein anderes Ideal als die Erhöhung seiner selbst, alle Energien waren in einem ehrgeizigen Gedanken zusammengeballt; diese kleine Gestalt beherrschte kalt die Poesien aus Blut und Gold, in die die grosse Armee sie einspann. . . . Es gehen magnetische Ströme von ihr aus, die einen in jeder Lage stärken. Napoleon wurde für Paul der Wille, sich in der grenzenlosen Hingabe an das Leben nicht zu verlieren.

Nach Mitternacht erhob sich Paul in der abgründigen Stille verjährter Tümele und gemordeter Abenteuer von seinem Tisch. Er trat ans Fenster und blickte, ein leidenschaftlich bewegtes Leben, auf die tote Stadt, wo in geheimnisvollen Schlupfwinkeln das Gespenst der kleinen Henriette lockte. Dann sah er sich als verächtlicher Beherrscher fremdländischer Orgien, bei denen er nur verweilte, wie man auf einer langen Reise in einem unbekanntem Wirtshaus am Wege absteigt, um am anderen Morgen mit gekühlten Sinnen durch eine erneute Erde weiterzugehen. Er fühlte sich mit Wonne leben, stark und jung sein. Er dachte an die Frauen und an die fremden Länder, an alle die gewaltigen Gärten der Erde, die er nicht kannte, und an die tausend Möglichkeiten, die ihm offenstanden. Vielleicht, sagte er sich, dachten meine Vorfahren so an Italien, an Aegypten, an ihren Kaiser.

In Gedanken zog er abwechslungsvolle Striche über den Globus, der auf seinem Schreibtisch stand. Das waren einige seiner Abenteuer. Er musste nur stark sein, stärker als die ärgsten Schmerzen, stärker als die Lust, als der Ruhm, und den Kampf über alles lieben. Die Schlachtfelder der Väter waren in sein Inneres verlegt: der Preis des Sieges war derselbe, die Kämpfe und die innerlichen Eroberungen leuchteten ebenso. Und dann käme der Tag, wo der Schauplatz seiner persönlichen Erlebnisse öffentlich würde und seine Gefühle sich überlebensgross in der hellen Rüstung geschichtlicher Taten erhöhen. Der ganze Mensch stände in Flammen.

An der Wand des Zimmers hingen die beiden

Bilder Riberas. Wenn Paul hinsah, trat das Feuer der Ekstase aus den Augen der Mönche und erfüllte das Zimmer mit dem stürmenden Verlangen nach einem grausamen Glück.

Gegen zwei, drei Uhr legte Paul sich angekleidet auf den Fussboden und schlief einige Stunden. Am Morgen nahm er eine Douche. Er nannte das seinen Kriegszustand.

In der Schule war er aufmerksam und höhnisch, mit der Einsamkeit seiner Nächte gepanzert. Da er nun einmal unverwundbar war, verspottete er Gott und die Welt. Frau Yvonne begann sich vor ihm zu fürchten. Alfred Brauer war sein ehrfurchtsvoller Schüler, und Paul misshandelte ihn. Seitdem er sich am hellen Tag mit einer Dame namens Marry auf der Strasse gezeigt hatte, genoss er die einmütige Bewunderung der höheren Klassen. Die Kleinen grüssten ihn ehrfürchtig und dichteten seine Legende.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher, die man schenkt

Ich will hier Bücher aufzählen, neue und neu-gebliebene, die den Spender ehren und dem Beschenkten Werte sein werden.

Einige wertvolle Memoirenwerke und Briefsammlungen. Alexander Herzens „Erinnerungen“, herausgegeben von Dr. Otto Buek. J. Rousseaus „Bekennnisse“. Ibsens Briefe. Gustave Flauberts Briefe an Zeit und Zeitgenossen. Hebbels Tagebücher (in der Ausgabe des Deutschen Verlagshauses (Bong und Co., Leipzig). Mozarts Briefe (Insel-Verlag in Leipzig). Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena). Die Briefe von Theodor Fontane. Peter Krapotkin Memoiren (Verlag Robert Lutz in Stuttgart). Gespräche mit To'stoi. Baudelaires Tagebücher, herausgegeben von Erich Oesterheld. Lily Brauns Memoiren. Liliencrons Briefe. Die von mir bereits gewürdigten Bände „Liebesbriefe aus acht Jahrhunderten“, die Julius Zeitler, Leipzig, verlegt hat.

Ich nenne, in bunter Reihe, Werke, die Fragen der Kunst, der Politik, der Literatur usw. behandeln. F. A. Lange „Geschichte des Materialismus“. Wundts „Völkerpsychologie“. Muther: „Geschichte der Malerei“ und „Das Jahrhundert der französischen Malerei“. Woermann: „Geschichte der Kunst“. Lichtwark: „Arbeitsfeld des Dilettantismus“. Mach: „Analyse der Empfindungen“. Dostojewski: „Politische Schriften“. Kants Werke. Schopenhauer. Nietzsche. Peter Krapotkin: „Die französische Revolution“ (bei

Theodor Thomas, Leipzig, erschienen). Thomas Carlyle: „Goethe“. Die Bücher von Karl Kraus. Maximilian Hardens „Köpfe“. Theodor Barth: „Politische Porträts“. Alfred Kerr: „Das neue Drama“. Die gesammelten Schriften von Franz Blei. Solgers „Erwin“, herausgegeben von Rudolf Kurtz. Die Briefe des Junius (Insel-Verlag), Leipzig). Max Stirner: „Der Einzige und sein Eigentum“ und das Stirner-Buch von McKay (Zacks Verlag, Berlin). Lassalles Werke. Meisel-Hess: „Die sexuelle Krise“ und Rosa Mayreder: „Kritik der Weiblichkeit“. Das Buch von Julius Bab über Bernard Shaw (S. Fischer, Verlag, Berlin), S. Lublinskis „Urchristentum“ und die Schriften von Albert Kalthoff (beide bei Eugen Diederichs). Lovis Corinth, „Das Leben Walter Leistikows“ (bei Paul Cassirer).

Weihnachten löst gewöhnlich weichere Stimmungen aus. Also Gedichte: Es ist selbstverständlich, dass man Eichendorff, Heine, Goethe, Hölderlin und der Droste kauft. Theodor Fontane und Liliencron. Richard Dehmel. Rainer Maria Rilke (das wunderreiche „Stundenbuch“, hat der Insel-Verlag zu Leipzig, das „Buch der Bilder“ hat Axel Junker, Berlin, verlegt), René Schickele. Erich Mühsam und Arno Holz. Max Dauthendey (dessen „Schwarze Sonne“ bei Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig, erschien). Paul Scheerbart. Max Brod (bei Axel Junker, Berlin). Georg Heym, Herbert Eulenberg („Sonette“, Verlag Ernst Rowohlt). Anthologien: „Der Kondor“, „Der Rosengarten deutscher Liebeslieder“ und „Der Völker Liebesgarten“ (beide bei Julius Zeitler in Leipzig erschienen). Der „Lindenbaum“ (des modernen Knaben Wunderhorn; bei S. Fischer, Berlin).

Romane: Heinrich Mann. Thomas Mann. Handel-Mazzetti (ihre Bücher, darunter das gewaltige „Jesse und Maria“, sind im Verlage Kösel in Kempten erschienen). Max Brods Romane. Hermann Hesse. Hermann Stehr. Bernhard Kellermann. Emil Strauss. Hermann Bahr. (Die Rahl.) Jakob Wassermann. Und Martin Beradt. Gerhart Hauptmann „Emanuel Quint“. Eedens „Nachtbraut“. Oskar Wildes „Erzählungen und Märchen“. Dass ich Carl Einsteins Bebequin nicht übergehe, verantworte ich.

Ich möchte eindringlich auf sämtliche Bücher verwiesen haben, die im Hyperion-Verlag, (Hans von Weber) München, erschienen sind.

Mit den Werken von Robert Musil sei die Liste der Weihnachtsbücher geschlossen. F. P.

NEUERSCHEINUNGEN

LAFCADION HEARN. Buddha. Studien aus Japan.
(Lit. Anstalt Rutten & Loening, Frankfurt a. M.)
Geh. Mk. 5,—, geb. Mk. 7,—.

Mit Lafcadio Hearn verlor die Welt ein lyrisches Genie, dessen Werk zwar nur Prosa aufweist — eine Prosa aber, in der jeder Satz den Schliff des Edelsteins aufzuweisen hat. In seltenen Färbungen, mit all den Reizen der japanischen Meisterholzschnitte ziehen die Bilder an uns vorüber. Hearn ist ein Zauberer von besonderer Art; immer versucht er, ein emsig bemühter Ergründer, in die Tiefe zu dringen und den Schleier von der Seele dieses Volkes zu heben, das er mit heiliger Inbrunst geliebt hat. Unerschöpflichkeit! — das ist das bewegende Moment, wenn man an die Bücher Hearn's denkt.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

PAN. Nummer 11 enthält: A. W. Heymel: An die Erscheinung Perpetua; Alfred Lichtenstein (Wilmsdorf): Der Sieger, Novelle; Schlieffen: Türkophilie u. a.

DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 50: Richard Gloster. Von Theodor Lessing. — Paris. Von Ludwig Rubiner. — Münchener Uraufführungen. Von Erich Mühsam. — Theater in der Königgrätzerstrasse. Von Herbert Ihering u. a.

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE. Das 25. Heft enthält: Hugo Lindemann: Die württembergischen Landtagswahlen; Umbreit: Arbeiterschutz; Erdmann: Katholische Gewerkschaften u. a.

INHALT DER VORIGEN NUMMER:

Franz Pfemfert: Unsere Hoffnung — Peter Krapotkin: Die bedrohte Ordnung — Otto Brahm: Henrik Ibsen — Paul Mayer: Ein Kinderball — Ernst Stadler: René Schickele — René Schickele: Der Fremde — Hellmuth Wetzel: Untergrundbahn — W. Fred: Ein Brief — Richard Oehring: Schwermut — Gerhart Hauptmanns Anfänge — Gewaltsam ins Irrenhaus — Peter Krapotkin — Die Kulturträgerin — Presse — Vornotizen — Max Oppenheimer: Bildnis des Peter Krapotkin.

Soeben erschienen:

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit BEGLEITWORTEN
von FRANZ BLEI und dem
BILDNIS DES DICHTERS
von MAX OPPENHEIMER

Verlag der Wochenschrift: DIE AKTION
Broschiert Mark 3.— :: Gebunden Mark 5.—

UNSERE FREUNDE

sollten viel reger für die AKTION agitieren; es genügt doch wahrlich nicht, dass man selbst Abonnent ist: jeder Freund hat die Pflicht, mindestens einen Bekannten für uns zu gewinnen. Das Abonnieren geschieht, indem man eine Karte an das für die Wohnung zuständige Postamt richtet: Herr . . . abonniert hierdurch auf die Wochenschrift Die AKTION, Berlin-Wilmersdorf, für das 1. Quartal 1913. Das Weitere besorgt die Post.

Man kann auch für andere abonnieren, also dem neuen Anhänger die Sache recht leicht machen.

EIN WEIHNACHTSGESCHENK

bildet der Jahrgang 1912 der AKTION. Der Jahrgang 1911 kostet heute bereits Mk. 30,—, der Preis für den zweiten Jahrgang, der heute Mk. 8,— beträgt, muss nach dem 1. Januar 1913 auf Mk. 10,— erhöht werden.

Soeben erschienen:

SONNENLAND

EIN BUCH DER SEHNSUCHT

VON JOSEF KARL RATISLAV

SÄCULUM-VERLAG BERLIN S 14

Vornehme Herren Garderobe
nach Mass in eleganter
Ausführung
Klinkowski
Leipzigerstr.
119. - 120



Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Jahrgang 1912

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nummer 52

INHALT

Franz Pfemfert	Christbaumschmuck
Martin Drescher	Weihnachtszeit
* * *	Eine seltene Frau
Otto Brahm	Ibsens Probleme
Alfred Wolfenstein	Furcht und Mut
Rudolf Leonhard	Ueber einen Vortrag

Der neue Bundesbruder — Wo steht denn das
geschrieben? — Phrasen — Notizen — Ankün-
digung der Redaktion — Inhaltsverzeichnis des
IV. Quartals 1912

Heft 20 Pfg.

Verlag der Zeitschrift Die Aktion Berlin-Wilmersdorf

VERLEGER SPAREN VIEL GELD

**WENN SIE SICH VOR VER-
GEBUNG IHRER AUFTRÄGE
EINE KALKULATION VON
::: UNS EINFORDERN! :::**

**DIE AKTIONSDRUCKEREI
LIEFERT ALS SPEZIALITÄT**

ZEITSCHRIFTEN- UND WERKDRUCK

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

Zweiter Jahrgang

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 52 :: 25. Dez.

Redaktion: Manuskripte, Rezensionen-, Tausch-Exemplare etc. sind an den Herausgeber, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestrasse 17 zu senden :: Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242 Unverlangt. Manuskript. ist Rückporto beizufügen

Erscheint Mittwoch

Abonnement: Mk. 2.— vierteljährlich (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandl. etc. oder durch Kreuzbd. gegen Mk. 2.50 durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestr. 17 :: Kommiss. G. Brauns, Leipzig

CHRISTBAUMSCHMUCK



Wenn diese Zeilen in die Welt wandern, schlägt eine verlorene Menschheit wieder die tollsten Purzelbäume ihrer Verlogenheit: das Rührspiel „Friede auf Erden“ beginnt, wenn diese Zeilen in die Welt wandern. Kreaturen, die heute noch das Sauf- und Rauflied „Die Wacht am Rhein“ gröhlen, Subjekte, die heute noch den Armen den letzten Groschen erpressen, hyänische Zweifüssler, die aus Kulturschutt und Leichen Profit zu kratzen vermögen, — sie alle werden wieder das Rührspiel mitmimen, ein fettiges Blinzeln in den verquollenen Augen, die Wurstfinger über dem wichtigsten Körperteil gefaltet, werden sie an den Christbaum treten, und aufreizend wohlbehaglich wird es dann dröhnen: Fro—oie—e, frooije dich, o Christenheit . . . Sie haben die Tanne pomphaft mit glitzerndem Zierat behängt, harmlose Engelein blasen die frohe Botschaft, Flittersterne spiegeln Frieden in den stimmungsdicken Kerzenschein: aber das zarte Märchen zerbricht am brutalen Sein. Nirgendwann tritt die Seelenarmut dieser Menschheit so krass hervor, wie dann, wenn die Ge-

fühlsschminke besonders stark auf den Larven liegt. Hätte diese Gesellschaft nicht ihr unerhört harthäutiges Gewissen, sie würde unter dem Weihnachtsbaum, wo Sein und Schein katastrophal aufeinanderprallen, aus Reue eine anständige Tat tun: sie würde, entsetzt über ihre unheilbare Verkommenheit, sorgsam Selbstmord begehen.

Das bringt sie nicht fertig. Diese Gesellschaft ist nicht so moralisch. So sollte sie aber wenigstens ehrlich unmoralisch sein. Sie sollte, schon um das Gewissen nicht zwecklos zu strapazieren, ihre Feste benutzen, um den Alltag zu verherrlichen, um das Raubtierdasein bewusst zu rechtfertigen, aber nicht um es für einige Stunden umzulügen, zu verraten! Eine Gesellschaft von dieser Aufrichtigkeit würde möglicherweise selbst das Weihnachtsfest beibehalten, aber würde nicht so roh sein, es zu verhöhnern, sondern es artig neu formen.

Denn sie muss sich besser fühlen, diese Gesellschaft, wenn sie am Christbaum lichtverklärt ihre wahren Ideale erblickt. Eine Tanne mag dastehen, aber sie darf nicht Friedensstimmung bedeuten, sondern Hass, Gier, Krieg. Von den Zweigen tropft roter Schnee, — das Blut der von der Gesellschaft Zerquälten; die Walnüsse sind kleine bleiche Köpfe bettelnder Proletarierkinder; Wachfiguren, im Namen des Völkerrechts erschossene Soldaten darstellend, baumeln neben niedlichen Guillotinen; famose Geldschrankattrappen sind neben zierlichen vergoldeten Zuchthausfenstern arrangiert; ein lachendes Gewirr von Lanzen, Schwertern, Bajonetten, Kanonen vervollständigt die Pracht, die oben,

über allem, durch eine Helmspitze würdig gekrönt ist.

Und dann nichts von Christenheit! Der krächzende Sänger fühlt sich bei diesen Gesängen schlecht, und die Religion wird degradiert zur Saisonmode. Legt dem Phonographen eine Walze auf, dass er die „Lustige Witwe“ kreischt. Ihr werdet euch köstlich amüsieren . . .

Franz Pfemfert

Weihnachtszeit

Könnt' ich sie lesen
Am Wege auf:
Die elend gewesen,
Sammeln zu Hauf,

Die Schwachen, die Kranken,
Die Kinder der Not,
Die niedersanken
Im Kampf um's Brot,

Die untergingen
In Schmach und Spott,
— Könnt' ich sie bringen
Dem Christengott!

Könnte ich führen
Zu ihm sie hin,
Nicht um zu rühren
Des Gottes Sinn

In diesen Tagen
Der Weihnachtszeit,
Nein, ihn zu fragen
Vor all dem Leid,

Vor den Gequälten,
Den Opfern der Pein,
Den ungezählten,
Endlosen Reih'n:

An allen Altären
Tönt heut dein Ruhm,
Jauchzt dir zu Ehren
Das Christentum;

In allen Landen,
Wo Tempel dir stehn,
Schallt's: Christ ist erstanden!
— Sag' mir: Für wen?

Martin Drescher

Louise Michel

Als im Jahre 1871 das Pariser Proletariat sich erhoben hatte, war es bekanntlich Thiers, der an der Spitze der französischen Bourgeoisie stand, und der in seiner Eigenschaft als Oberordnungsbandit Tag und Nacht darüber brütete, wie die Rebellen am gründlichsten ausgerottet werden können.

Da erschien eine Lehrerin bei diversen hervorragenden Leuten von der Kommune und erbot sich, unter Hingabe des eigenen Lebens, den Chef der Versailler Exekutive zu beseitigen. Man hielt sie von diesem Schritt zurück. Wovon man sie indessen nicht zurückhalten konnte, das waren die Barrikaden, auf denen sie, in Reih und Glied mit den übrigen Soldaten der Revolution, angetan mit Männerkleidern, die Flinte in der Hand, energisch gekämpft hat.

Das war die heroische Louise Michel.

Sie gehörte zu den Letzten, welche auf dem Pere la Chaise gekämpft haben; immerhin wusste sie sich noch zu retten. Und nur mit List vermochte man sie zu fangen. Man sprengte das Gerücht aus, dass ihre Mutter für sie als Geißel verhaftet worden sei, da stellte sie sich freiwillig den Gerichten in der Meinung, hiermit ihre Mutter (die gar nicht in Gefahr war) zu retten.

Sie ward ergriffen und vor's Kriegsgericht gestellt.

Befragt nach ihren Absichten gegen Thiers, sagte sie mit fester Stimme und in stolzer Haltung: „Ja, meine Herren, ich wollte Thiers erschossen, weil ich in ihm das grösste Hindernis der sozialen Revolution erblickte, und es schmerzt mich, dass ich meinen Plan nicht ausgeführt habe. Sie haben nun gesiegt. Wohlan denn, so spenden Sie auch meiner Brust von jenem Blei, womit Sie Ferré und andere ermordet haben. Wenn Sie keine Feiglinge sind, so lassen Sie mich fusilieren. Tun Sie dieses nicht, so wird mein Mund, so lange ich lebe und wo ich auch immer sein möge, Hass gegen Ihre Gesellschaft predigen, nach Rache an den Henkern der Kommune rufen.“

Man verurteilte sie zur Deportation. Neun Jahre lang schmachtete sie in Neu-Caledonien, wo sie alle Leiden mit jener stoischen Würde ertragen hat, welche nur eisernen Charakteren eigen ist. Als man es ihr nahe legte, dass sie mutmasslich bald „begnadigt“ würde, da schrieb sie an die Regierung: „Ich verbitte mir Eure „Gnade“. Ich verlange die ganze und unbeschränkte Amnestie für Alle und werde Neu-Caledonien nicht

eher verlassen, als bis ich weiss, dass kein einziger Kämpfer der Kommune dort zurück bleibt.“

Endlich führte sie die allgemeine Amnestie nach Paris zurück, wo sie sofort wieder eine fieberhafte Tätigkeit im revolutionären Sinne entwickelte, bis sie im Juni 1883 neuerdings eingekerkert wurde, nachdem sie an der Spitze einer Arbeitslosen-Demonstration mit der schwarzen Fahne in der Hand einher marschiert war, wofür sie 6 Jahre Gefängnis aufgebürdet bekam. Sie hielt eine brillante Verteidigungsrede.

50 000 Arbeitslose, sagte sie, standen im Begriffe, sich zu versammeln. Und obgleich dieselben nur beabsichtigten, in aller Ruhe sich zu äussern, war doch zu befürchten, dass man mit Kanonen unter dieselben schießt. Ich hielt es daher einfach für meine Pflicht, auf dem Platze zu sein, um eventuell mit den andern zu sterben. Ich würde mich der Feigheit schuldig gemacht haben, wenn ich anders gehandelt hätte.

Zunächst gilt es, den Ruf nach Arbeit durch ganz Paris erschallen zu lassen. Daher stellte ich mich an die Spitze der Demonstration. Die schwarze Flagge ist die Fahne des Hungers, daher habe ich sie im Winde flattern lassen. Ich habe nicht zur Plünderung aufgefordert, ich würde es jedoch getan haben, wenn ich einen beträchtlicheren Nutzen für die Notleidenden hätte daraus erspriesen sehen.“

In ihrer Schlussrede war sie geradezu klassisch gross. „Glauben sie ja nicht“, warf sie den Richtern ins Gesicht, „dass ich vor den Schrecken des Kerkers erzittere. O nein! Ich sehe einen Krapotkin, einen Gauthier, einen Bernard lieber im Gefängnis, als auf Ministersesseln. Im Kerker verfechten sie die grosse Sache des Sozialismus; wenn aber der Mensch zur Regierung gelangt, verliert er den Kopf und vergisst alles. Ich tröste mich mit der Ueberzeugung, dass über mir und auch über diesem Gerichte, wie über allen Tribunalen der Welt das Morgenrot von Freiheit und Gleichheit strahlt . . . Jetzt stecken wir freilich noch in den tiefsten Abgründen des Elends. Man nennt unser Land eine Republik, aber ich vermag sie nimmer zu erblicken. Wir haben — so wird uns versichert — Pressfreiheit, Versammlungsrecht und die Befugnis, Vereine zu begründen. Diejenigen aber, welche daran glauben, büssen solchen Wahn durch 5 Jahre Galeerenstrafe. Das Volk stirbt Hungers und hat nicht einmal das Recht, es zu verkünden. Das sind die Gründe, welche mich veranlasst

haben, die Fahne zu entfalten. Das ist mein „Verbrechen“, richtet darüber nach Belieben!“

So sprach eine Frau, über deren Haupte das Damoklesschwert jahrelangen Zuchthauses hing. Louise Michel auf der Rednertribüne in zündender Beredtsamkeit, eine unwiderlegbare Angreiferin von Staat und Gesellschaft;

Louise Michel am Schreibtisch, wie sie mit jedem Federstrich ins Herz der herrschenden Tyrannen schneidet;

Louise Michel auf der Strasse, bei jeder Demonstration, die Fahne des Hungers in den Händen, immer die Aermsten der Armen ermunternd im Kampfe, stets unerschrocken und kühn; Louise Michel auf den Barrikaden in neuntägiger Strassenschlacht, vom Montmartre bis nach dem Pere la Chaise, überall im vordersten Treffen;

Louise Michel vor dem Kriegsgericht, wie sie die Mörder im Waffenrock brandmarkt und die Ehre reklamiert, für die Sache der sozialen Revolution zu sterben;

Louise Michel in Neu-Caledonien unter den glühenden Sonnenstrahlen eines ungastlichen Himmels, immer mutvoll in die Zukunft blickend, niemals zaghaft, ebenso gross im ausdauernden Leiden und Dulden, wie zuvor und darnach im ungestümen Anstürme wider die Zwingburgen von Staat und Gesellschaft;

Louise Michel vor den Geschworenen, Anklägerin auf der Armensünderbank, wie sie unserer schuftigen „Zivilisation“ die Maske von der bestialisch-infamen Fratze reisst;

Louise Michel endlich im Kerker, in einer harten Schule des Lebens fähig geworden, jede Entbehrung mit heroischem Mute zu ertragen, ihrer Kerkermeister spottend, im stolzen Bewusstsein, von allen Schurken gehasst, von allen ehrlichen, mutigen und den Idealen der Zukunft entgegenstehenden Charakteren geliebt zu werden, in der Ueberzeugung, ganz und voll ihre Pflicht getan zu haben.

Glossen

DER NEUE BUNDESBRUDER

Prinz Ludwig verdankt die Möglichkeit, heute Bayerns neuer Verweser zu sein, der unruhigen Hand eines preussischen Soldaten. Es fehlte nicht viel, und der lebende Bundesregent wäre heute ein toter Feind. Es war am 25. Juli 1886, als der Prinz bei Helmstadt gegen die Preussen kämpfte. Eine preussische Kugel kam geflogen und drang in den Oberschenkel des

bayrischen Prinzen. Sie hat den Körper noch heute nicht verlassen, so tief vertraut machte sie sich damals mit dem Blute des Prinzen. Bayern hörte auf, Preussens „Erbfeind“ zu sein; aber die Kugel hat von all den Weltgängen keine Notiz genommen, sie träumt noch immer, sie müsse den feindlichen Körper martern. Die Aerzte versuchten vergebens, der Kugel begreiflich zu machen, dass sie ihre Aufgabe längst erfüllt habe. Das Blei ist nicht einmal den Versen gewichen, die in Bayern jahrzehntlang kursierten:

Preussische Kugel, was suchst du bei mir?

Musst du die Laune mir morden?

Blau-Weiss und Schwarz-Weiss, preussisches
Blei,

Sind Schwarz-Weiss-Rot schon geworden.

Preussische Kugel, nähr nicht den Groll,

Sei nicht so preussisch, du Bleistück!

Meinst du, ein Bayernkörper bleibt stets
Deinem Laufe ein Freistück?

Wärst du aus Frankreich, höflich charmant

Wichest du längst wohl von hinnen,

Doch du bist sinnloses preussisches Blei . .

Kugel, was soll ich beginnen? . .

WO STEHT DENN DAS GESCHRIEBEN ?

„ . . . Dem internationalen Sozialistenkongress ist in Basel das Münster geöffnet worden und die Geistlichkeit der Stadt hat, wie man las, fast vollzählig den Verhandlungen beigewohnt. Ich empfinde das wie eine Ehrenrettung der Kirche, ob auch eine noch so bescheidene. Im Deutschen Reiche sind die Predigten schon so gut wie fertig, die im Falle der Mobilmachung von allen Kanzeln werden gehalten werden. Man ist prinzipiell gerüstet auf den Krieg. Die Buss- und Betgottesdienste, die mit Ausbruch des Krieges überall stattfinden werden, sind bei den Kirchenregimentern vorgesehen und die Order dazu wird so pünktlich ausgehen, wie die Befehle zur Mobilmachung. Inzwischen schleicht die Bitte um Frieden im allgemeinen Kirchengebet leise dahin, und nur hier und da lässt ein Pfarrer auch in der Predigt diesen Ton anklingen. Aber die Christenheit von heute soll die Sorge für den Frieden nicht bloss den Sozialdemokraten überlassen. So leicht soll man auf seine Erstgeburt nicht verzichten. Wenn Offiziere in solcher Zeit ihr Schwert schärfen, so ist das ihre Pflicht. . . . Genossen der christlichen Kirche aber sollen in solcher Zeit ernst vom Frieden reden und für ihn arbeiten, oder sie sollen sich vor den Genossen der Sozialdemokratie schämen . . . so gut wie die

sozialdemokratischen Parteien der verschiedenen Länder müssten auch die christlichen Organisationen der verschiedenen Länder wider einen frivolen Krieg rechtzeitig ihr Gewicht in die Wagschale werfen. Wenn es wäre, wie es sein sollte!“

Im Anarchist? Schlimmer! Der christliche Theologe Professor Rade hat diese Sätze in der „Christlichen Welt“ veröffentlicht. Die christliche Welt wird darauf pfeifen, hoffe ich.

PHRASEN

Im „Vorwärts“ lese ich:

„Ein Parteigenosse, der als Offizier den Feldzug in der serbischen Armee mitmacht, schreibt uns:

Mitten im Kriege stehend, unter dem starken Einfluss der Menschenschlächtere, der Roheiten und der Barbarei, rufe ich ganz energisch aus: Nieder mit dem Krieg! Und ich kann es Ihnen bezeugen, dieselbe Stimmung beherrscht heute nicht nur uns, die Sozialdemokraten, sondern alle Menschen, die die Schrecken, die furchtbaren Folgen und unvermeidlichen Begleiterscheinungen eines Krieges gesehen haben, selbst die berufsmässigen hartköpfigen Militaristen. Denn das, was wir erlebten, war für den gesunden Menschenverstand unfassbar, für die gesunden menschlichen Gefühle unerträglich. Nach einem Monat stehen wir da, die siegreiche Armee, verhungert und erkrankt, nervös, verroht, in einen Zustand längst vergessener Wildheit zurückversetzt. Mit Brandstiftungen, Plünderung, Massenmord sind unsere Hände befleckt. Tag und Nacht verbrachten wir brandstiftend, plündernd und tötend, und dabei waren wir immer todmüde, hungrig wie die Wölfe in öden Gebirgen, schliefen nur ein paar Stunden in Regen, Schnee und Eis unter freiem Himmel. Und je roher unser Leben war, desto kostbarer erschien es uns. . . .“

Erschien. Denn jetzt pausieren die von einem unbeugsamen-Schicksal besessenen Offiziere sozialdemokratischer Weltanschauung. Sie pausieren und benutzen die vom Massenmord befleckten Hände, um hohle Phrasen zu verzapfen. Wenn der Krieg seinen neuen Anfang finden sollte, wird die Hand unseres Parteigenossen, der eben sein „Nieder“ schrieb, das N in ein W umändern. Von wegen det unbeugsame Schicksal natürlich nur!

Der Staat kann ruhig seine Sozialdemokratenfurcht begraben. Diese Kriegsfeinde werden sich nur in Friedenszeiten energisch weigern, in den Krieg zu ziehen. F. P.

NOTIZEN

Am Tierischsten finde ich die Menschen zumeist in ihrer grössten Menschlichkeit.

Am Widerwärtigsten sind mir Ekstasen, die Objekte zu ihrer Rechtfertigung bedürfen.

Menschenkenntnis spreche ich dem zu, der weiss, dass er im geeigneten Augenblick urbane Bekannte mit „Krummer Hund!“ zu begrüssen hat. Nachdem ich Cohens Kommentar zur Kritik der reinen Vernunft zu lesen begann, liess ich es mir von Kant komentieren.

Rudolf Kayser

Zwei Gedichte

Von Alfred Wolfenstein

FURCHT

Dieser schwarzen Wanduhr rechnerisches
Ticken . . . oder Hau'n mit spitzen Beilen
. . . Oder blutlos Atmen wie des Fisches
. . . Dieses unmenschlich unmüde Eilen. . .

— Hör es nicht! Es soll dir nicht zerteilen
Deiner Freude zeitlos süss und frisches
Hell im Himmel um die Erde Weilen,
Unzerteilbar rauschenden Gemisches!

— Da — der giftig langen schwarzen Uhr
Ticken . . . hakend zäher Räder Tour
. . . Voll Sekunden rechnerische Schnur . . .

Wieder ist es da — Und nur und nur
Ohr und ferne dem, was himmlisch loht,
Zähl ich wieder wieder mit, und fieberrot
Zieht die Hand der Zeit mich fort zum Tod.

MUT

Mit glühenden Armen . . . schon blasserem
Fingern

Greift

Der Gott in der Sonne noch einmal zurück
Und berührt
Erbleichend da drüben die Falten der Nacht,
Violett

Und kalt und hohl, unmenschlich stumm, wie
ein Weib,

Das nicht liebt, doch umarmt,
Uns Streiter! uns Geister!

Es schimmert ja durch . . . fahler Körper . . . und
sucht uns

Und küsst

Durch tausend eisige Löcher im Dunkel,
Und oben voll saugender Weisse
Der fleischige ewige Totenkopf . . . dort . . .

So seht nicht zum Monde hinüber! Auf morgen!
Auf morgen!

Mit glühenden Armen . . . schon glühenderem
Fingern

Berührt

Uns der denkende Tag! entschmelzend ver-
zaubertes Blut!

Auf morgen.

Ibsens Probleme

Von Otto Brahm

Diese Zeilen schrieb Otto Brahm
vor dreissig Jahren . . .

Ibsen's Dramen, die früheren und die späteren, sind ausgezeichnet durch den Reichtum ineinandergreifender Probleme. Der Poet strebt nach einem vollen Bilde der Wirklichkeit, jede Gestalt lebt und neben dem Grundthema der Dichtung laufen andere her, welche neue Motive anklingen machen. Und weil diese in dem Organismus des einen Kunstwerks sich nicht ausleben können, werden sie in einem zweiten abermals angepackt: verbindende Fäden laufen so vom „Bund der Jugend“ zu „Nora“, von „Nora“ zu den „Gespenstern“.

Seit der Dichter im „Brand“ zuerst das Problem von der Vererbung behandelt hatte, war er immer wieder von einer neuen Seite zu ihm zurückgekehrt. Selbst in ganz episodischen Figuren hatte er das Thema gestreift, wie in den „Dieb“ und dem „Hehler“ des „Peer Gynt“, welche mit gekreuzten Armen ihr Los tragen:

Mein Vater ein Dieb,
Sein Sohn muss stehlen.
Mein Vater ein Hehler,
Sein Sohn muss hehlen.

Stark hatte er in „Nora“ betont, wie das Erbteil eines leichtsinnigen Vaters auf äusserlichen Eigenschaften der Heldin haftet: „so etwas vererbt sich, es liegt im Blute“; und er hatte die melancholische Gestalt des Doktor Rank eingeführt, der einem frühen Tode durch ererbte Schuld verfällt: sein armes unschuldiges Rückgrat muss für des Vaters lustige Leutnantstage büssen. In des Dichters Anschauung ist dieser eine Fall typisch für viele; „so waltet in jeder Familie,“ ruft Rank aus, „auf die eine oder andere Weise solch eine unerbittliche Vergeltung“. Und als Ibsen das Thema in den „Gespenstern“ abermals gestaltet, und den Maler Oswald schildert, der durch Vaterschuld von Geburt an eine „wurmstichige Stelle“ hat, der in blühendem Alter sein Talent versiegen sieht und im Wahnsinn endet — da nimmt für ihn

der Zwang des Ererbten eine tief symbolische Bedeutung an, welche Helene, Oswalds Mutter, aussprechen muss:

Aber ich glaube beinahe, wir alle sind Gespenster. Es ist hier nicht allein das, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, das in uns umgeht. Es sind allerhand alte, tote Ansichten und aller mögliche alte Glaube und dergleichen. Es lebt nicht in uns; aber es steckt in uns und wir können es nicht los werden. Im ganzen Lande müssen Gespenster leben. Mir ist, als müssten sie so dicht sein, wie der Sand am Meer. . . . Ich bin furchtsam und scheu, weiß in mir etwas von diesem Gespensterartigen steckt, das ich niemals so recht los werden kann.

In dem formschönen Gedicht „Ein Reimbrieff“ hat Ibsen die nämliche Anschauung tiefsinnig gestaltet: ein Dampfer, auf dem Bemannung und Passagiere matten Blickes, mit tragem Fuss e'nergehen, strebt fernen Küsten zu; jeder lauscht und schweigt bedrückt: denn eine Leiche ist am Bord und niemand wagt, sie ins Meer zu senken. Vergangenheit heisst diese Leiche; und das Schiff: Europa.

Es geht eine Verbindung von Oswald rückwärts zu Doktor Rank; und es geht eine Verbindung von seiner Mutter Helene zu Nora: die tragische Gestalt des Schauspiels ist sie. Ibsen, der Anwalt eines auf Freiheit und Wahrheit gegründeten Familienlebens, hatte in „Nora“ damit geendigt, eine Familie zu sprengen: denn die Ausbildung der Persönlichkeit war in diesem Puppenheim unterbunden worden und für den Dichter blieb sie das erste. Der herbe Ausgang jedoch hatte Widerspruch gefunden, und in einer schwachen Stunde hatte Ibsen selbst dem Andrängen einer deutschen Schauspielerin nachgegeben; er flickte ein sogenanntes glückliches Ende für die Bühnenaufführung an. Die Frage mochte ihm aufsteigen: wenn Nora wirklich Helmers Gattin geblieben wäre — welche Folgen für sie und die anderen hätten entstehen müssen? In den „Gespenstern“ kann man auf solche Frage des Dichters Antwort finden. . . . Als die „Gespenster“ Ausgangs 1881 im Druck erschienen, empfing sie ein gleicher Lärm der Entrüstung, wie einst die „Komödie der Liebe“. Nicht nur das Grausige des Ausgangs oder das „Peinliche“ der Fabel, welche bei uns eine am Stofflichen haftende Kritik dem Werke vorwirft, sondern auch gewisse negierende Aeusserungen Helenes über die Bedingtheit aller Moral und über Ordnung und Gesetz, die Stifter jeden Un-

heils, erregten den Unwillen der Gutgesinnten. War Ibsen bisher, freilich ohne sein Zutun, ein Lieblingsdichter der Konservativen gewesen, so vereinigten sich jetzt die Parteien im Kampf gegen seinen „Nihilismus“. Man empfand, wie viel von des Dichters eigenem Pathos in Helene lebt; aber man übersah, dass er auch hier objektiviert hatte. Man übersah, dass das Uebermass ihres Freiheitsdranges sich tragisch abndet, wenn der Sohn solcher Mutter zuletzt auch an dem heiligsten Gefühle, an der Kindesliebe, zweifelt; wenn Oswald, Helenens einziges Gut auf Erden, spottend fragt: „Hältst Du wirklich noch an diesem Aberglauben fest, Du, die Du doch sonst so aufgeklärt bist?“ Erläuternd hat Ibsen später selbst bemerkt, wie Helene, „weil sie eine Frau ist, bis zu der äussersten Grenze geht, wenn sie einmal auf dem Wege ist“.

Aus der Stimmung, in welcher die Aufnahme der „Komödie der Liebe“ ihn zurückgelassen hatte, waren dem Dichter einst die „Kronprätendenten“ entstanden; und aus der Stimmung, in welche die Aufnahme der „Gespenster“ ihn versetzte, entstand ihm jetzt der „Volksfeind“. Er hatte ein gutes Werk tun wollen, hatte ein Stück wirklichen Lebens, ganz so wie er es sah, festgehalten und seinen Landsleuten gezeigt — und statt des Dankes, den sein Idealismus sich erwartete, hatte eine Flut von Schmähungen und bitteren Anklagen geantwortet. So gestaltete er sein eigenes Erlebnis in dem Schicksal des Badearztes Stockmann: und wenn er einst in Brand ein eigenes Wollen zu tragischer Schuld anwachsen liess, so hat er jetzt in einer Molièreschen Stimmung sich selbst ironisiert und in wehmütiger Laune den Kummer von seiner Seele fortgelacht. „Der Menschheit Tragödie und Komödie zugleich“, die nach eigenem Geständnis die weltweite Empfindung dieses Poeten am lebhaftesten anzieht, hat er hier einer originellen Erfindung gestaltet. . . .

Die Figur des sanguinischen Wahrheitsschwärmers, die der Dichter im „Volksfeind“ so meisterhaft in den Mittelpunkt einer mannigfach belebten Handlung gesetzt hat, nimmt er in seinem jüngsten Schauspiel, der „wilden Ente“ abermals, und mit noch schärferer Selbstironie, auf; und er vertieft den Charakter des radikalen Idealisten Gregers, indem er ihm einen radikalen Pessimisten, den Mediziner Relling, entgegensetzt. Ein nordischer Schauspieler hat bei der Aufführung des Stückes den wunderlichen Missgriff begangen, diesen Pessimisten Relling in Ibsen's Maske zu spielen; weit mehr lebt in

Gregers des Dichters Empfinden, mit wie souveränem Humor er der Figur auch gegenübersteht.

Ueber einen Vortragsabend

Das Podium betrat eine Dame im Kostüm des ancien régime (gelb und violett), die Hände, deren eine den glitzernden Fächer hielt, in der duldsamen Art der Bilder aus dieser Zeit auf dem Schosse noch zusammengelegt, und stand, sass, ging auf und ab — und sprach. Hingegen dem Gesprochenen, wenn sie stand, lässig erzählend und fast spöttisch spielend, im Sitzen, in ungelöster Erregung (die zu lösen auch unecht gewesen wäre) in den nicht vielen Augenblicken, da es sie auf und ab trieb. Grande Dame und petite marquise, und doch nicht ganz, da noch etwas drüber da war: etwas Deutsches, im Gesicht lag es um den Mund, in der Stimme war es eine nicht zu benennende Färbung, die, herrlich irretierend, den blossen Stil warm belebten.

Resi Langer las auch als ersten Teil ihres Programms Gedichte nur des deutschen Rokoko, dieser doch — d. h. in ihrem Ausdruck in Dichtern und Dichtungen — mehr häuslichen als höfischen, innerlich mehr gehaltenen und begrenzten Erscheinung einer Zeit, die wir eigentlich, o Seltsamkeit der Betrachtung, nur in einem Lande, nur an einem Stande zu kennen gewohnt sind. Libertinage der guten Gesellschaft, Tändeln und Zerstreuung gelehrter Herrn sind diese Verse der Hagedorn, Uz usw.; und die leichten Schönen und der viele Wein sind nicht immer ganz glaublich. Leicht und elegant bei regelgläubiger Bestimmtheit sind, wie die Lebensformen dieser Zeit, so ihre Verse, die nur Zier des Lebens sein sollen. Manchmal klingt vom Grunde etwas auf, das in späterer Zeit erst wach und laut wurde, saust statt wehenden Zephyrs der Wind, findet eine Angst eine kurze, bebende Frage.

Was in den Gedichten des ersten Teils sich selbst darstellt, war denen des zweiten Stoff. Sie sind Erinnerung an die Zeit des ersten und seine Spiegelung im Heute. So fühlen, in den wenigeren Gestalten der Ueberlieferung, die heutigen Dichter den Stil des Rokoko bestimmter und gedrängter, seine Erscheinungen bildlicher, und in ihren Versen wittert neben der Lust dieses Zeitalters höchster, einziger Lust auch der süsse Geruch seines Verfalls; doch ist es auch in manchen Gedichten mehr als Maske, ist ganzer Traum des damals.

Nur Verständniss konnte ein Programm zu solcher Einheit aufbauen, und es doch in Gegensätzen so beleben wie dem zwischen Jakobis Liebesgedicht und Hölty's prachtvoll danach gebildeter, bäurisch stampfender, holzgeschnittener Bett'erode, oder dem eines graziös punktierten Toilettengedichts zu einer Blaubartromanze etwa. Und es ist die hel'e Heiterkeit dieser Stimme, die schmiegsame Liebe ihrer Bildung neben dieser Fähigkeit überlegnen Spielens nötig (das Ziel von Mühe und Arbeit: in den Früchten Spiel zu sche'nen!) — dass es so gesprochen werden kann, wie es hier geschah.

Rudolf Leonhard.

DIE NÄCHSTE SPEZIALNUMMER DER AKTION

ist dem Dicht-Philosophen S. Friedlaender-Mynona gewidmet.

Es werden ausserdem unter anderen folgende Spezial-Hefte vorbereitet:

Max Oppenheimer-Mappe

Franz Blei - Nummer

Robert Musil - Nummer

Elsässische Nummer

Lyrik - Nummer (mit Beiträgen von Gottfried Benn, dessen Cyklus Morgue II in dieser Anthologie erscheint, Paul Boldt, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Ferdinand Hardekopf, Max Herrmann (Neisse), Willy Küsters, Alfred Lichtenstein, Paul Mayer, Erich Mühsam, Richard Oehring, René Schickele, Ernst Stadler, Hellmuth Wetzel, Alfred Wolfenstein u. a.).

Der Fremde

Von René Schickele

(9 Fortsetzung.)

IX.

Mit 17 oder 18 Jahren lernt man die Liebe kennen. Vielleicht sieht man sie auch nur; es ist dasselbe. Die Trauer, ein Weib vergebens besessen zu haben, und die Trauer, ein Lockendes nicht ergreifen, nicht entzaubern zu können, sie sind Schwestern.

Paul ass mit Marry Carell zu Abend. Er hatte sie schon als Unterprimaner geschätzt, weil sie so sehr verrufen war. Ihr Parfüm machte ihn träumen. Und er gefiel ihr, weil er Erfindungsgeist besass und trotzdem jung war. Für ihn war sie ein tropisches Wunder, halb Tamburin und halb Trapez.

Sie waren an diesem Abend beim Kaffee angelangt, rauchten Zigaretten und schwiegen, während das Dienstmädchen den Tisch abdeckte. Die Gardinen vor dem offenen Fenster bewegten sich im Wind . . . Die Frau lag in ihrem roten Schlafrock auf der Ottomane. Wenn sie an der Zigarette zog, zeigte sie ihre weissen Zähne, und ihre Augen hatten einen trüben Glanz . . . Die Goldfische im Bassin des kleinen Springbrunnens sprühten unter dem Tropfenregen. Es war alles, wie es sein soll. Das Mädchen stellte die Lampe hinter einen blau-seidnen Wandschirm und ging hinaus.

Pauls Herzsschlag jagte.

Diese Pause dauerte ewig.

Endlich legte die Frau die Zigarette weg. Paul erbebte. Sie stützte sich auf und sah ihn bewegungslos an. Und wie ihre Blicke ineinander versanken, erstarrte sie. Auch Paul bewegte sich nicht, er sah nur, wie ihre Augen, die eben noch gegläntzt hatten, trüb und schleimig wurden, und dass ihr Unterkiefer wie etwas, das raubgierig und anziehend auf ihn zukam, sich ein wenig vorschob.

Dann warf sie sich zurück.

— Zieh mich aus, sagte sie langsam.

Als es spät geworden war, tanzte sie im grellen Licht ihres Schlafzimmers. Die Augen halb geschlossen, im Sturm ihrer Haare die flachen Hände auf die bebenden Hüften gepresst, so tanzte sie.

Bis sie taumelnd hinsank und einschlieff. Ihre schweren Augenlider glänzten matt.

Paul blieb eine Weile vor ihr sitzen, fassungslos vor dem vollkommenen Körper, der ihm entglitten und eine fremde Sache geworden war. Als sie sich am ersten Abend vor ihm enthüllte, wich er zurück und war dem Weinen nahe, weil es so viel mehr war, als er erwartete, und die ungeahnte Pracht dieses Körpers verwirrend vor ihm aufstieg: der erblühte Baum seiner heissesten Wünsche, die fleischliche Herrlichkeit, an die er schon nicht mehr geglaubt hatte. Und dann hatte sie ihn mit ihren grossen, ihren unendlichen Armen umschlungen und leise ihre geöffneten Lippen auf seinen Mund gelegt. Seitdem war er von ihrem Körper besessen. Manchmal konnte er ihr plaudernd und zigarettenrauchend gegenüber sitzen und dabei schaudernd fühlen, wie ihr ganzer Körper ihm abgründig entgegengähnte, und alles an ihr hatte die lockende Gewalt der Tiefe, des Dunkeln. Es lag ein bunter, duftender Schleier darüber. Die guten und die lasziven Worte, die sie spielerisch sprachen, ihre Bewegungen,

die Blicke, die sinnlosen wie die bedachten, alle ihre Aeusserungen rissen an der geheimnisvollen Verhüllung, zogen sie in die saugende Tiefe nieder, und dort sah er ihre entfesselte Nacktheit weiss das Dunkel peitschen. Das konnte ihn zu jeder Stunde überfallen, auch wenn er nicht bei ihr war. Dann verwandelte sich sein lächelnder Gleichmut in eine finstre Liebe, Eifersucht und Scham zerrissen ihn. In seinen Umarmungen selbst lebte am stärksten der Hass: Er rang mit ihr um ihren einzigen Besitz. Er wollte den letzten Atem ihres Lebens aus ihr herauspressen, um so an ihrem erbleichenden Munde der Letzte zu sein, der sie in den Armen hielt. Er liebte sie.

Er begriff nichts von ihr, wenn sie ruhig atmend in der Vollkommenheit ihres Körpers vor ihm lag. Alles, was vorausgegangen war, erschien ihm als ein Traum, er sass bei ihr, wie an der Leiche einer unbekanntenen Abenteurerin, die das Leben ihm vor die Füsse warf, und deren unbefleckter Leib keine Erinnerung bewahrte; er war unbesiegbar und sich selbst genug.

— Marry Carell, ich kenne dich nicht, und dein Körper weiss nichts von mir, sagte Paul leise. Ich könnte ihn mit meinem Blute röten, du nähmst ein Bad, und ich wäre vergessen! Du entzündest nur deinen Leib an mir, der ich dein ganzes, geliebtes Leben besitzen möchte, in deinem Tanz schwält deine höchste selbstische Glut, an der ich keinen Teil habe, und du sinkst in die unbarmherzige Ruhe deiner Jungfräulichkeit zurück, ohne dich meiner zu erinnern. Du bist ein Tier!

Eine andere Liebe begann so, dass Paul auf dem Diwan sass und zusah, wie die Lichtstreifen in den Ritzen der Jalousien erbleichten. Die Stille wuchs mit jedem Schlag seines Herzens.

— Spielen Sie — bitte, sagte er.

Malva Brauer drehte sich auf dem Taburet am Flügel um und sann, über die Tasten gebeugt, eine halbe Minute, während es im Zimmer dunkel wurde. Dann spielte sie.

Eine Mazurka von Chopin.

Ihr Körper neigte sich in weichen und dunkeln Umrissen und erbebte leise in den Bewegungen des Spiels. Ihre Haare fielen schwer über die Schläfen; sie konnten zittern und verhalten leuchten. Es ging wie das Flammen von dunkeln Sammet durch die Luft.

Paul fühlte sie auf seinem Herzen. Sie waren heiss und traurig. Das Mädchen nahm sie von ihm und stand auf. Es war still; irgend ein lebenswertes Leben hatte ausgelitten.

Malva kam langsam auf ihn zu. Sie setzte sich neben ihn auf die Lehne des Diwans und liess ihre Hand über sein Gesicht hängen. Dann beugte sie sich über ihn und küsste mit geschlossenen Augen seinen Mund.

— Du bist traurig, sagte sie. Sie lehnte sich gegen die Mauer. Aber die Hand lag auf seinem Mund, und ihr Körper war an den seinen gedrängt; sie blieben lange Zeit, ohne zu sprechen. Sie küssten einander nicht mehr. Beim Abschied gab sie ihm die Hand und wandte sich lässig ab.

Aber Paul fragte:

— Malva, übermorgen reise ich. Werde ich dich wiedersehen?

Sie antwortete, ohne sich umzuwenden:

— In Paris. Vielleicht.

Und plötzlich blieb sie stehn und sprach, an den Türrahmen gelehnt, unverständliche Dinge. Von ihrer Pariser Tante sprach sie, und von ihrem Verlobten, der bald aus Russland zurückkäme. Paul müsse ihn kennen lernen. Sicher verstünden sie einander vortrefflich. Das wiederholte sie einigemal und auch noch, als sie sich langsam hinausschob.

Paul sah ihr nach, bis sie zwischen den Portièren verschwunden war.

War es denn nicht wahr, dass sie ihn eben geküsst hatte?

X.

Es war beschlossen, dass Paul zuerst für einige Zeit nach Paris ginge und dann nach Deutschland zurückkäme, um Jura zu studieren.

Am Tage vor seiner Abreise unternahmen Paul und Frau Yvonne einen Ausflug nach Pfalzburg. Sie liessen sich an dem glühenden Augusttag nach St. Johann fahren und schlugen den Weg zur Kapelle des heiligen Michael ein, der langsam über das Dorf emporführt. Sie tauchten in den tiefen Schatten wie in ein kühles Bad, und der Blick aus der Kühle auf den Brand der roten Dächer und die Schwüle der Bäume im Dorf erregten Paul wie eine sinnliche Vorstellung, die mit heissen Wellen über ihn gekommen wäre.

Frau Yvonne hatte strahlende Augen, ihr Haar glänzte feucht, tiefbraun mit grünen Lichtern, die bei jedem Schritte tanzten.

Paul ging wieder mit einem körperlichen Glücksgefühl neben ihr her. Er empfand es als ein Wunder, dass sie, die Ferne, leibhaftig neben ihm schritt. Er erzählte ihr die Entstehungsgeschichte von St. Johann: er sah sie in einer Glorie von Leichtsinn und Schönheit. Jeden

Augenblick blieben sie stehn und sahn einander mit einem sinnlosen Lächeln an, in das sie die ganze unbestimmte Lust ihres Herzens zu legen suchten.

— Der Graf Peter von Lützelburg hatte eine angenehme Frau. Itta hiess sie.

— Ja.

Sie blieben stehn.

— Der Peter mit der niederen Stirn genoss eines grossen Ansehns im Land und hielt auf seinen guten Ruf.

— Na, und?

Sie gingen weiter. Jeder lächelte vor sich hin.

— Itta muss hervorragende Eigenschaften des Leibes und der Seele gehabt haben, denn sie war eine Hexe. Wenn die elsässischen Hexen zum Bastberg fahren, so ritt sie an der Spitze und nahm dort die erste Stelle im Rat der ungewöhnlichen Spiele ein. Ich denke sie mir gross und stark, mit rostbraunen Haaren, blonden Augenbrauen und goldenen Augen. Graf Peter kannte sich in nichts aus, was blühend und sterblich an ihr war, aber als die Gräfin starb, stiftete er für das Heil ihrer Seele die Abtei St. Johann. Er heiratete dann ein Fräulein, das ihm fassbar war. Als er sie aber mit seinem Pferdeknecht erwischte, schlug er sie beide tot. Den einen warf er in einen ausgetrockneten Brunnen, die andere liess er pomphaft begraben. Bei ihrem Begräbnis weinte der Graf sehr. Diese wenigstens hatte nicht den Teufel im Leib gehabt, sie war von einer zweifellosen Menschlichkeit gewesen. Peter konnte sie beweinen und brauchte nichts zu stiften. Das gleiche geschah mit seiner dritten Frau, einer Unschuld von 16 Jahren. Peter wunderte sich sehr, als er in den Geruch kam, nächst der Wildsau mit Vorliebe seine angetrauten Frauen zu jagen. Darüber wurde der arme Kerl trübsinnig. Der Prior schrieb, das sei die Schuld der Gräfin Itta, die bei ihrem unseligen Leben Peters Verstand verwirrt und ihn auch sonst noch sehr geschädigt habe.

Frau Yvonne sah Paul erstaunt an.

— Wo hast du denn das her? fragte sie.

Paul empfing ihre böse Frage wie einen Hieb, unter dem er hochging. Er nahm sich zusammen, um nicht verwirrt zu scheinen, und suchte nach einem Wort, das sie demütigte. Er fühlte bei ihr einen Widerstand, den er nicht genau kannte, und den er deshalb doppelt verabscheute. Er musste ihn brechen, um sich bei ihr durchzusetzen und sie seiner Willkür zu unterwerfen.

Sie war das Symbol einer fernen Liebe gewesen, die ihm ganz gehörte, nun fühlte er plötzlich, dass sie sich ihm entzog und ihre Eigenheit gegen ihn, der kein Kind mehr war, behauptete. Und dann schoss es glühend in ihm auf: er wollte sie zwingen, ihn anders als bisher zu lieben. Das Weib in der Mutter gehörte ihm nicht. Er entdeckte plötzlich, dass er danach dürstete, dass dies die jahrelange Unruhe seiner Sehnsucht gewesen war, und dass er jetzt alles gewänne oder verlöre.

Sie sollte ihn ein einziges Mal mit einem Zittern ihrer Sinnlichkeit und nicht nur als Mutter lieben, ein Weibgefühl für ihn gestehn und es ihm in ihren guten Händen zu trinken geben. Ein einziges „Ja“ mit verschleierte Augen und sonst nichts. Das nähme er mit ins Leben; er musste eine einzige Sicherheit haben, um nicht die Ungewissheit seiner Jugend gegen eine andere umzutauschen. Er hatte plötzlich allen Glauben an die Zukunft verloren. Er stand in einem Zusammenbruch und hielt sich krampfhaft an ihr, der einzig Liebenswerten, fest.

(Fortsetzung folgt.)

NEUERSCHEINUNGEN

ZWEISPRACHIGE TEMPEL-KLASSIKER. Der Tempel-Verlag hat eine Abteilung zweisprachiger Ausgaben von Werken der Weltliteratur eröffnet, in der das zweisprachige Nibelungenlied schon vorliegt. Mit den beiden Bänden Hamlet und Romeo und Julia tritt nun eine zweisprachige englisch-deutsche Shakespeare-Ausgabe ans Licht, die zu erhalten schon lange ein Wunsch der über die ganze Welt ausgebreiteten Shakespeare-Gemeinde war. Die Bände dieser Abteilung müssen für jeden Literaturfreund von der grössten Anziehungskraft sein, denn hier vereint sich mit der gewohnten Qualität der Tempel-Klassiker in künstlerischer wie textlicher Hinsicht die ungemein interessante Neuerung der Zweisprachigkeit, mittels welcher Shakespeare unserem Volke endgültig einverleibt sein dürfte. — Die Schiller-Ausgabe hat nun mit dem Ergänzungsband, der Biographie von Dr. Fritz Strich, ihren notwendigen und gelungenen Abschluss erhalten. Seine Aufgabe, die dichterische und philosophische Entwicklung Schillers mit dessen Leben zu verschmelzen, hat Dr. Strich trefflich gelöst. Der Schiller-Band schliesst sich den anderen Tempel-Biographien, wie sie in Kleist und Heine schon vorliegen, ebenbürtig an.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

DER TUERMER. (Stuttgart, Greiner & Pfaff.) Aus dem Inhalt des Dezemberheftes: Elisabeth Diakonoff. Das Tagebuch einer russischen Studentin. (Fortsetzung.) — Die Kinder des Sebastian Grün. Von Hero Max. — Noch einmal die theosophische Bewegung. Von F. Lienhard. — Türmers Tagebuch. — Geschäft ist Geschäft. Von Hermann Kienzl. — Rudolf Sshäfers Bilder nach der Heiligen Schrift. —

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Rudolf Kurtz: Heinrich Manns politische Ideologie — Heinrich Mann: Der französische Geist — Alfred Wolfenstein: Tagebuchseite — Ernst Stadler: René Schickele — René Schickele: Der Fremde — Jakob van Hoddis: Der Morgen des Philosophen — Richard Oehring: Der Dichter — Willy Küsters: Nachworte zur Uhland-Feier — Bücher, die man schenkt — Ich möchte wetten Wer wettet dagegen? — Was den Hirnen gesagt werden muss — An unsere Freunde — Max Oppenheimer: Bildnis des Heinr. Mann

Ueber „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauss. Von Dr. Karl Storck u. a.
DIE SCHAUBUEHNE enthält in der Nummer 51: Die beiden Hülsens. Von S. J. — Wedekinds „Franziska“. Von Erich Mühsam. — Ein Jesuitendrama. Von Franz Deibel. — Versuchsbühnen. Von Herbert Ihering.
DIE FACKEL enthält in der Nummer 363-365: Untergang der Welt durch schwarze Magie und anderes von Karl Kraus.

DIE AKTION

brachte bisher Beiträge von:

Max Adler, Peter Altenberg, Ernst Balcke, Hermann Bahr, Peter Baum, Gottfried Benn, Martin Beradt, Ernst Blass, Franz Blei, Paul Boldt, Georg Brandes, Max Brod, Otto Buek, Edward Carpenter, Otto Corbach, Richard Dehmel, Arthur Drey, Ossip Dymow, Frederik van Eeden, Emil Faktor, Pastor Emil Felden, S. Friedländer, Alfred Gold, Rudolf Grossmann, Victor Hadwiger, Ferdinand Hardekopf, Maximilian Harden, Ludwig Hatvany, Max Herrmann (Neisse), Gustave Hervé, Georg Heym, Kurt Hiller, Jacob van Hoddis, John Hoexter, Marie Holzer, Heinrich Ilgenstein, Franz Jung, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Peter Krapotkin, Rudo'f Kurtz, Willy Küsters, Hans Kyser, Else Lasker-Schüler, Alfred Lichtenstein, Heinrich Mann, Rolf Wolfgang Martens, Grete Meisel-Hess, Prof. Eduard von Meyer, Prof. Dr. Molenaar, Erich Mühsam, Erich Oesterheld, Max Oppenheimer, Kurt Peschke, Franz Pfemfert, Otto Pick, Alexandra Ramm, Ludwig Rubiner, Anselm Ruest, Peter Scher, René Schickele, Robert Seidel, Arthur Silbergleit, Ernst Stadler, Max Steiner, Helene Stöcker, Nadja Strasser, August Strindberg, Curt Thesing, Siegfried Trebitsch, Jacob Wassermann, Frank Wedekind, Alfred Wolfenstein, Cheskel Zwi.

UNSERE ABONNENTEN

bitten wir, das Abonnement sofort zu erneuern, da sonst in der Zustellung der Zeitschrift eine Unterbrechung eintritt.

INHALTS-VERZEICHNIS

DES IV. QUARTALS

Hans Baas. Flugplatz	1517	Heinrich Mann. Der französische Geist	1607
Peter Baum. Nun schweig	1263	Rolf Wolfgang Martens. Der Monismus	1384
Johannes R. Becher. Mein Schrei	1419	Paul Mayer. Abend auf St. Helena	1332
Ernst Blass. Bab	1322	Aphorismen	1454
A. R. Meyer-Abend	1453	Pause in der Arena	1513
Franz Blei. Carl Einstein	1424	Der Kinderball	1581
Paul Boldt. Die Liebesfrau	1263	Kurt Erich Meurer. Jeder Tag	1362
Herbstpark	1328	Prof. Dr. Robert Michels. Die Ent-	
Junge Pferde	1361	wicklung des Vaterlandsgedanken	1415
Der Schnellzug	1423	Literarische Neuerscheinungen.	1272,
Auf der Terrasse	1456	1303, 1367, 1399, 1431, 1495, 1512, 1528,	1559,
Novemberabend	1482	1593,	1625
Gleich den Tannen	1517	Richard Oehring. Insel der Kalypso	1518
Erwachsene Mädchen	1547	Verwandlung	1518
* * * A. Blanqui	1447	Schwermut	1587
Otto Brahm. Henrik Ibsen	1581	Der Dichter	1613
Max Brod. Zu Hause	1361	Max Oppenheimer. Original-Zeichnungen	
G. L. Dickinson. Aus Briefen eines Chinesen	1287	für die AKTION: Ferdinand Hardekopf	1489
* * * Die chinesische Revolution	1319	René Schickele	1553
Fedor Dostojewski. Konstantinopel muss		Peter Krapotkin	1585
uns gehören	1349	Heinrich Mann	1617
Arthur Drey. Wandlung	1360	Franz Pfemfert, Glossen	1261
Carl Einstein. Ueber den Roman	1264	Gustave Hervé	1285
Bebuquin	1269, 1301	Die Wahnverwandten	1317
W. Fred. Ein Brief	1579	Es ist nichts geschehen	1381
U. Gaday. Deutsches Schauspielhaus	1263	Ein Briefwechsel	1411
Glossen. 1257, 1294, 1322, 1352, 1417, 1451,	1451, 1611	Der Kampf der Götter	1445
1479, 1545, 1578,		Die Entrüsteten	1509
Montague Grover. Krieg	1383	Unsere Hoffnung	1573
Ferdinand Hardekopf. Ein Brief	1294	Peter Krapotkin	1575
Der Gedanken-Strich	1486	Weihnachtsbücher	1623
Der Unterprisaner	1488	Christbaumschmuck	1635
Kurt Hiller. Professor Kahl und die		Otto Pick. Klatsch	1333
Todesstrafe	1253	Alexandra Ramm. Kondorkritiker	1293
Ich las Michael Kusmin	1296	Strindberg-Aufführung	1300
Der Trost (Gedicht)	1327	J. S. Das Ende der Fleischnot	1477
Begegnung	1360	Peter Scher. Monistenklöster	1388
Notizen	1421	Max Reinhardt und der Piz	1517
Ferdinand Hardekopf	1484	René Schickele. Der Fremde. 1363, 1395, 1424,	
Ausstellung der Pathetiker	1514	1459, 1491, 1523, 1558, 1590,	1619
Jakob van Hoddis. Legende	1454	Eine Tag Republik!	1541
Der Morgen des Philosophen	1612	Vision	1547
John Höxter. Bildnis des Spinoza	1265	Worte zu einem Tanz	1548
Andacht zur Heiligen Gertrud	1420	Auf einer Postkarte	1549
Th. A. Hoffmann (Zeichnung)	1457	Walter Serner. Der Maler Kandinsky	1324
Francis Jammes. Ich war in Hamburg	1392	Séverine. Jules Valès	1356
Michael Japoll. Enchiridion	1360	E. Stadler. Jammes: Ich war in Hamburg	1392
Franz Jung. Anmerkungen	1481	René Schickele	1550, 1587, 1613
Rudolf Kayser. Der Knabe	1328	Spinozo. Gedanken- und Redefreiheit	1264
Das Jahr der Bühne	1454	August Strindberg. Ibsen-Porträt	1390
Peter Krapotkin. Der Krieg	1511	Franz Vallentin. Der Abend nach Ostern	1329
Die bedrohte Ordnung	1575	Von zwanzig Auto-ren. Aphorismen	1325
Kürnberger. Redensarten	1353	Vornotizen. 1272, 1304, 1367, 1400, 1431, 1530,	
Rudolf Kurtz. Heinrich Mann	1605	1560,	1534
Willy Küsters. Oktoberende	1356	Hellmuth Wetzel. Grauer Tag	1303
Der tote Umland	1611	Der Gequälte	1482
Alfred Lichtenstein. Konrad Krause	1332	Unterprung	1587
Vorstadtkabarett	1362	Alfred Wolfenstein. Frauenkongress	1261
Der Barbier des Hofmannsthal	1459	Solitudo	1482
Ueberfall	1482	Tagebuchseite	1616
Unwetter	1517	Zeitschriftenschau. 1271, 1304, 1338, 1367,	
		1400, 1432, 1464, 1496, 1528, 1561, 1593, 1625	

Vornehme Herren Garderobe
nach Mass in eleganter
Ausführung

Klinkowski
Leipzigerstr.
119 - 120

